



Redacteur: Dr. A. Diekmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue, von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürer'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Eine verlorene Jugend.

Novelle

von

Bernd von Cusek.

(Fortsetzung.)

Die Linien um ihren Mund, welche schon vorher seinem Blicke aufgefallen waren, traten jetzt schärfer hervor, als sie die Lippen einen Moment zusammenpreßte; es gab ihrem Gesichte den Ausdruck der Bitterkeit. Doch verschwand dieser sogleich wieder, sie hatte gelernt, sich zu beherrschen. — „Wenn Königsee sich in seinem ganzen Leben nicht verändert hat, wie Du sagst,“ erwiderte sie, „so weißt Du, wie es mir ergangen ist.“

„Arme Laura! Du hättest also doch wohl gethan, auf die Stimme Deines Vaters zu hören!“ sagte er.

Da umschlang sie ihn von ihrem Gefühl überwältigt von Neuem und legte ihr Haupt an seine Brust. „Du hast mich gewarnt, Du hast mich abgemahnt, ich weiß es!“ sprach sie. „Auch kannte ich ihn ja selbst. Wie er heute ist, war er von jeher, und ich Thörin wähnte, da er gegen mich in jener Zeit so gütig war. . . . O Vater, wie ist Alles anders gekommen, als mir die Frau, der ich so unbedingt vertraute, meine Zukunft rosig ausgemalt hat!“

„Ueber eine Wahre hinweg!“ entgegnete der Vater ernst. „Dein Mann mußte sterben, ehe Dir diese rosige

Zukunft aufgehen konnte! Doch ich will Dir keine Vorwürfe machen, die ich mir selbst oft genug gemacht habe. Meine Pflicht war es, mehr zu thun, als Dich bloß zu warnen und abzumahnem; ich hätte Deiner Tante, welche Dich mit ihren verderblichen Rathschlägen bethörte, Dich entziehen, Dich mit Gewalt, wenn es nicht anders ging, zurückhalten müssen und wenn Du auch hinter meinem Rücken Dein Jawort gegeben, ich als Vater hätte Nein! sagen und das aufrecht halten sollen um jeden Preis! Das habe ich nicht gethan, sondern das Geschehene hingenommen und achselzuckend mich begnügt zu sagen: Des Menschen Wille ist kein Himmelreich! Das aberwitzigste Sprüchwort, das es giebt, wenn man es nicht als eine bittere Ironie auffaßt.“

„Ja wohl!“ sagte Laura, welche sich, von seinem strengen Worte: „Ueber eine Wahre!“ getroffen, wieder von seiner Brust aufgerichtet hatte. „Eine bittere Ironie, dieses Sprüchwort! Des Menschen Wille führt ihn oft genug in eine Hölle statt in das Himmelreich! Ich habe aber Niemanden anzuklagen. Der Gedanke, mit welchem ich diese Verbindung schloß, war sündhaft und — mußte unerfüllt bleiben. Die Tante hat ihn Dir verrathen, wie ich aus Deinen harten Worten höre. Sie ist nun todt, lassen wir Alles ruhen, was vergangen ist.“

„Nur eine Frage noch. Wo ist Kaufberg jetzt? Hat er sich auch verheirathet?“

Laura hielt dem Blicke ihres Vaters nicht Stand, sie erröthete etwas und verneinte seine letzte Frage. Er wiederholte die erste. „In der Nähe, ganz in der Nähe,“

erwiderte sie und zwang sich zu einem gleichgiltigen Tone. „Er hat irgend ein Regierungsgeschäft in unserer Kreisstadt — er ist auch in Nettwig gewesen, Vater; die alten Zeiten sind vorbei.“

Sie täuschte ihn nicht und sein Auge ruhte jetzt besorgt auf ihr. Wenn auch die alten Zeiten vorbei waren, so lebte doch vielleicht die alte Hoffnung noch, obgleich sie Laura selbst vor einer Minute sündlich genannt hatte: Die Hoffnung auf den Tod des Gatten, der sie zur reichen Erbin und ihre Hand wieder frei machen sollte. Kaufberg war unverheirathet geblieben und hatte nun schon fünfundsanzig Jahre darauf geharrt — der greise Gatte Laura's mußte jetzt nahe an neunzig Jahre alt sein!

„Wer ist hier?“ klang in diesem Momente, wo Vater und Tochter schwiegen, eine scharfe Stimme draußen in der Flur. „Er weiß es nicht? Er ist ein Esel!“

Laura stand rasch auf, es bedurfte keiner Erklärung, weissen schneidende Stimme es war. Ihr Vater hatte dieselbe auch beim ersten Laute wieder erkannt; wer sie einmal gehört hatte, vergaß sie so leicht nicht. Die Thüre wurde weit aufgerissen und Königsee trat ein. Er war ein langer hagerer Mann; noch immer hatte er die straffe gerade Haltung seiner jüngern Jahre bewahrt, nur der Kopf war vorn über gesunken und sein Gang sehr steif geworden. Als er den alten Herrn mit den weißen Haaren neben seiner Frau ihm entgegenkommend erblickte, stutzte er und sah ihn unter den starken zusammengezogenen Augenbrauen an, während er den gesenkten Kopf aufrichtete. Dann stieß er aber einen lauten Fluch aus und fuhr auf den unerwarteten Gast los.

„Heerwald! Landstallmeister, seid Ihr's?“ rief er noch schriller, als vorher und streckte dem Vater seiner Frau die lange knöcherne Hand entgegen. „Wo kommt Ihr denn von der Grenze der Kirgisen und Kalmücken auf einmal nach Nettwig? Dann hat Euer Kerl wol den alten Marsch von Auer-Dragonern geblasen, um Euch anzumelden? Das muß der dicke Busch sein, der kann ihn, hat ihn hier von der Hande gehört und bläst Alles nach. Wo ist die Hande? Habt Ihr mein Mädchel schon gesehen? Schon gratulirt, Alter? — Nun, setzt Euch — was, Lore? Läßt Deinen Vater trocken sitzen! Ist das eine Wirthschaft.“

Heerwald hatte die Hand seines Schwiegersohnes gedrückt, aber nicht Zeit gehabt, eine seiner vielen Fragen zu beantworten, es schien dem Hastigen auch gar nicht darauf anzukommen. Den Wein, nach welchem Königsee noch einmal heftig verlangte, lehnte der Gast jedoch ebenso entschieden ab, wie er das Essen abgelehnt hatte. „Trinkt wol nur noch Quas oder wie das Zeug heißt? Seid ein ganzer Kosak geworden? Schaff' mir die Hande her, Frau! Ich will sie Euch vorstellen — sie ist Braut.“

Darum war sie so verlegen gewesen! „Mit wem?“ fragte Heerwald antheilsvoll, das liebe Kind hatte ihm sehr gefallen. Aber Königsee, statt ihm zu antworten, richtete seine Augen sträflich auf die Frau, welche ihm in großer Verlegenheit mehrmals abmahnend gewinkt hatte.

„Ist es Euer Gnaden vielleicht nicht recht?“ fragte er barsch. „Wollen Sie mir den Mund verbieten?“

„Sieber Königsee —“

„Dummheit! Unsinn! Ich werde reden, wenn ich will und Hochdieselben schweigen!“

In Heerwald's Augen malte sich Erstaunen und Unwille, die Adern an seinen Schläfen schwellen und Laura kannte an ihm dieses gefährliche Zeichen. Sie war in großer Angst, daß gleich im ersten Momente eine Scene herbeigeführt werden könne, welche ihre Klugheit, wenn ihr nur einige Zeit gelassen wurde, für die Zukunft zu verhindern hoffte. Rathlos und bittend sah sie ihren Vater an. Der hatte sich aber bereits bezwungen — es war ein trauriger erster Einblick, der ihm in das eheliche Verhältniß gestattet worden war, aber überraschen konnte er ihn nicht, er mußte darauf vorbereitet sein, denn Hans Königsee war und blieb derselbe, der er schon zu Heerwald's Zeiten und, wie dieser aus Regimentstraditionen wußte, schon als Cornet gewesen war. Laura hatte es ja nicht anders haben wollen, es wäre sehr unnützlich gewesen, jetzt noch als ihr natürlicher Beschützer aufzutreten. Heerwald bezwang daher das für ihn peinliche Gefühl, in seiner Gegenwart die Tochter in solcher Weise behandelt zu sehen, der neunzigjährige Mann wußte wahrscheinlich gar nicht mehr, was er that oder sagte und ein Einspruch hätte nur zu einem widerwärtigen Auftritte geführt, in Folge dessen für den Vater nichts übrig geblieben wäre, als das Haus noch diesen Abend wieder zu verlassen. Schießen konnte er sich doch mit dem Greise nicht — Beide zusammen über hundertfünfzig Jahre alt.

„Aber mit wem ist denn Ihre kleine Enkelin verlobt?“ fragte er ziemlich unbefangen, als hätte er die scharfe Zurechtweisung seiner Tochter gar nicht bemerkt. „Ich erfahre das ja gar nicht.“

„Mit wem? Ihr kennt ihn, Landstallmeister! Aber wenn ich Euch rathen ließe, so könntet Ihr Euch die ganze Nacht den Kopf zerbrechen und erriethet ihn doch nicht! Schwerenoth, Lore! Mache mich nicht wild! Ich habe mit dem Pfaffen gesprochen, der wird sie schon coramiren, das Ding ist abgemacht!“

„Du hast mir aber Dein Wort gegeben, Königsee!“ wagte sie kühn, ihn zu mahnen.

Er wollte aufspringen, aber die steifen Beine versagten ihm den Dienst — auch Worte konnte er nicht

gleich finden, seine Zunge schien gelähmt. Auf einmal fuhr er mit dem dürrn Zeigefinger an die Nase und sagte: „Halt! Rückwärts richt' euch — Marsch! Mein Wort hab' ich Dir gegeben — das ist richtig, das muß ich halten! Kennt Ihr noch die Zauberflöte, Landstallmeister, oder habt Ihr in Euren Steppen Alles vergessen? Sie hat mir ein Schloß vor den Mund gelegt, wie der Kerl mit den Vogelfedern hatte — wie heißt er doch? Braut ist sie und heirathen muß sie ihn — die Lore hat mich auch geheirathet, wo ich schon ihr Großvater sein konnte. Wer aber der Bräutigam ist, das kann ich Euch vor der Hand nicht sagen, ein ehrlicher Mann hält sein Wort.“

„Ich werde es zu seiner Zeit schon erfahren,“ erwiderte Heerwald. „Wenn ich ihn kenne, so kann er freilich“ — hier unterbrach er sich selbst, so wenig er gewohnt war, zurückzuhalten, was er sagen wollte; im Gegentheil hatte er in Rußland bei seiner ziemlich unabhängigen Stellung etwas rücksichtslose Manieren angenommen. Doch fühlte er noch zu rechter Zeit, daß eine Bemerkung über das Alter des Bräutigams, den er früher gekannt haben sollte, den Schwiegerohn, der fünfzig Jahre älter, als seine Frau war, verletzen mußte und fuhr schnell fort: „Nun, ich werde ihn ja sehen, bis dahin aber das Geheimniß respectiren, um das Kind nicht in Verlegenheit zu setzen.“

„Das ist sie!“ sagte Königsee. Fernando trat eben ein und Heerwald bemerkte den hurtigen forschenden Blick wohl, den sie auf ihren Großvater warf. — „Komm' her!“ rief dieser. „Hast schon Deinen Knirz gemacht? Was sagst Du zu dem neuen Groß — wollt' ich sagen, Urgroßvater? Ja, Landstallmeister, ich kann Euch nicht helfen, Ihr seid zwar gegen mich ein junger Bursch, ein Rekrut, aber den Urgroßvater könnt Ihr Euch nicht abstreifen.“

Fernande lächelte Heerwald, dessen wohlwollendes Gesicht ihr Vertrauen einflößte, freundlich an. Ihre Mutter fragte den Vater, ob er nicht von der Reise ermüdet sei und zur Ruhe gehen wolle, das Zimmer für ihn sei in Ordnung.

„Was? So 'n junger Mensch?“ rief Königsee. „Fernande soll uns erst einmal unsern alten Marsch vorspielen! Wie ich ihn im Dorfe von Weitem blasen hörte — wußte ich gleich, das könne nur der dicke Busch aus Lauenberg sein. Der hat Dir's abgelauscht, Nande. Sey' Dich hin, spiele!“

Heerwald nahm sich ihrer an, indem er erklärte, die lange Wagenfahrt von der Eisenbahnstation hierher habe ihn doch angegriffen und er werde mit Erlaubniß zu Bette gehen. — „Meinetwegen!“ sagte der Hausherr ver-

drücklich. „Bring' ihn zu Bette, Lore, pusche ihn ein! — Aber Nande, kannst nicht mehr pariren?“

Das arme Mädchen, beschämt und erröthend, ging zu dem alten Klavier, das in der Ecke stand, sie wußte, daß sie nicht widersprechen durfte; aber ehe sie den ersten Ton anschlug, hatte der Gast schnell gute Nacht gewünscht und mit seiner Tochter, die einen Leuchter vom Tische nahm, das Zimmer verlassen. Auf der Treppe, welche Beide schweigend erstiegen, hörten sie die abscheulich verstimmtten Klänge, die jeden Andern, als den Nettwitzer Herrn, zur Verzweiflung gebracht hätten. Er aber schlug wohlgefällig den Tact dazu.

In dem Zimmer, das für Laura's Vater eingerichtet war, sah es ganz behaglich aus. Bis hierher hatte sich der Einfluß des Schloßherrn, der Alles beim Alten gelassen haben wollte, seit Jahren nicht mehr erstreckt, weil er die Treppen nicht mehr hinaufsteigen konnte, daher war es der Frau möglich gewesen, bequemere Einrichtungen zu treffen, als unsere Altvordern sie kannten. Nur das große Himmelbette mit seinen schweren Vorhängen erinnerte noch an die alte Zeit. — „Schlafe wohl, mein Vater!“ sagte Laura, indem sie seine Hand ergriff und, ohne daß er es hindern konnte, zärtlich küßte.

„Was fällt der Frau Oberstin ein! Ein Handkuß, als wäre sie noch ein Kind von fünf Jahren!“ entgegnete der Vater, ihr die Wange streichelnd. — „Bleibe doch noch! Wir haben ja so viel zu besprechen.“

„Dazu finden wir Zeit, wenn Du Dich erholt hast,“ erwiderte sie, schon nach der Thüre sich wendend.

„Denkst Du, ich bin müde? Etwas russische Natur habe ich mir bei meinen Tabunen doch angeeignet,“ sagte er. „Ich wollte der armen Kleinen nur die Beschämung ersparen, vor mir die alte Leiter abzuorgeln — die ganze Gegend spricht schon davon, wie mir der Postillon erzählt hat, der dicke Busch, sagt Dein Mann. Kennst Du den Förster Waldmann?“

Der Name schien ihr unangenehm zu sein, denn es zuckte ihr über das Gesicht. „Wie kommst Du auf den?“ fragte sie. „Woher kennst Du ihn?“

„Habe nicht die Ehre!“ erwiderte der Vater. „Ich weiß nur, daß er der weise Mann Eurer Gegend ist, der alle Menschen und alle Verhältnisse kennt, weil ihm die Vögel Nachrichten zutragen. Es sind aber auch Lügen dabei. Von Dir möchte ich erfahren, wie er dazu kommt, zu behaupten, ich hätte Dich gezwungen, den alten Königsee zu heirathen. Sage mir das!“

Sie war außer Fassung, doch nur für einen Moment. — „Wie soll ich's wissen,“ entgegnete sie, mit einem schnellen Aufblicke, in hastiger Weise. „Daß man in der Gegend, als Königsee mit mir sein Gut bezog, viel über seine Heirath gesprochen hat — kannst Du Dir

wol denken — es lag vielleicht nahe, daß man eine erzwungene Ehe annahm . . . bei dem Unterschiede der Jahre . . .“

„Fünfzehn zu Fünfundsechzig — allerdings! Und ich unnatürlicher Vater mußte Dich gezwungen haben — wer sonst! Auf eine Caprice von Deiner Seite fiel kein Mensch, ich begreife das — und noch weniger auf die Hoffnung Deiner Tante Korth. Der Förster scheint aber der Mittelpunkt aller Klatschereien in Eurer Gegend zu sein, er wurde wenigstens mehrfach gegen mich als Autorität angeführt.“

„Von wem?“ fragte Laura rasch und unruhig.

„Postillon, Magd und wer weiß noch! Der Mann ist Dir unangenehm, wie ich sehe!“

„D nicht doch!“ erwiderte sie. „Er ist ein rechtschaffener achtbarer Mann — daß er die Verhältnisse in seiner Nachbarschaft kennt, ist kein Wunder, da er schon seit langen Jahren hier wohnt und in viele Häuser kommt. Königsee thut sich, wie Du heute schon gesehen hast, in keiner Hinsicht Zwang an — wir leben hier in Nettwig, wie in einem Glashause, in welches Jedermann hinein schauen kann!“ Sie sagte das nicht ohne Bitterkeit, dann wiederholte sie: „Gute Nacht, mein Vater! Ich darf nicht allzu lange ausbleiben!“

Er hatte noch eine Frage auf dem Herzen, doch wollte er sie heute nicht thun — die Frage nämlich, wie sie die Hand dazu bieten könne, auch ihrer unschuldigen Enkelin ein ähnliches Loos, wenn auch vielleicht nicht im vollen Umfange, zu bereiten, wie sie es sich selbst einst in kindlichem Troste und phantastischer Hoffnung bereitet hatte. Wenn er den Bräutigam, welcher Fernanden zugedacht war, bereits gekannt hatte, ehe er nach Rußland gegangen war, so mußte derselbe jedenfalls schon ein älterer Mann sein, der zu dem lieblichen jungen Mädchen, das kaum achtzehn Jahre sein konnte, nicht paßte. Fünfundzwanzig Jahre war Heerwald aus dem Vaterlande entfernt gewesen, er hatte es gleich nach Laura's Verlobung, die er sich noch heute zum bitteren Vorwurfe machte, verlassen, um die ihm vom Kaiser Nikolaus persönlich angetragene Stelle zu übernehmen — wenn er rechnete, daß der Mann, den er gekannt haben sollte, damals auch nur fünfundzwanzig Jahre alt gewesen war, so kamen für ihn wohlgezählte fünfzig Jahre heraus. Arme Fernande!

Aus süßem Morgenschlummer wurde Heerwald durch Klänge geweckt, die sich schon eine Zeitlang in seine Träume verwoben haben mochten. Er hatte sich wieder jung geträumt, als Leutnant vor seinem Zuge, auf der mecklenburger Stute, welche als bester Läufer im Regiment sein Stolz gewesen — sein alter Oberst, der noch nicht sein Schwiegersohn war, hatte ihn ingrimmig um

eines Exercierfehlers willen angechnarcht — Parademarsch im Trabe! Die Trompeter bliesen — da erwachte der Schläfer, aber das Klingen dauerte fort. War das nicht wieder der alte heillose Dragonermarsch, unter'm Fenster geblasen? Von einem Posthorn! Hatte ihn der dicke Busch, den er durch seine Weigerung ihn zu hören, beleidigt, nun doch noch meuchlings damit überfallen oder der Herr Schwiegersohn, der sich nicht satt daran hören konnte, vor der Abfahrt des Postillons, dem er Nachtquartier gegeben, noch ein Morgenständchen als Quittung und Dank bestellt?

Heerwald stand auf und zog sich langsam an, er sah an der Sonne, daß es noch früh war. Alles was er gestern gehört und gesehen hatte, fiel ihm wieder ein. Die Verwirrung des jungen Mädchens, wenn er sich ihr Bild bei seinem ersten Erscheinen zurückrief, kam ihm jetzt durchaus nicht wie eine von innerer Seligkeit getragene jungfräuliche Scham vor — wie wäre ein Gefühl des Glückes auch möglich gewesen? Aber selbst angenommen, der alte Bräutigam sei ihr ganz genehm — Frauenherzen haben oft ihre unerklärlichen Regungen! — so hatte der Großvater doch gesagt: Der Pfarrer werde sie „coramiren“. Sie mußte also wol nicht mit der Verbindung, die man ihr zugedacht hatte, zufrieden sein! Ob die Verlobung dennoch schon geschlossen war? Königsee hatte Fernande eine Braut genannt und von „Gratuliren“ gesprochen — das konnte aber vorweg genommen sein. Jedenfalls beschloß Heerwald, sich Klarheit zu verschaffen, und wenn Fernande wirklich gegen ihren Willen zu einer Heirath gezwungen werden sollte, sie dagegen zu schützen; er glaubte dadurch eine alte Schuld zu sühnen, die er gegen sein eigenes Kind begangen hatte. Der Drang der Dinge war damals mächtiger gewesen, als seine Willenskraft. Der leidenschaftliche Wunsch seiner kaum erwachsenen Tochter, die er leider mit der Schwägerin, der er sie nach dem Tode seiner Frau anvertraut, um die Wette verzogen hatte, die dringenden Vorstellungen der Schwägerin, daß er durch Versagung die einzige Möglichkeit vernichte, wie Laura einst mit dem Geliebten ihres Herzens, der ihr nichts zu bieten hatte, wie sie selbst ohne Vermögen war, noch glücklich werden und für ein Paar kurze Jahre des Opfers reichen Ersatz finden könne, die nicht länger aufzuschiebende Abreise nach Rußland, wohin ihm die Schwägerin nicht folgen wollte, die Rathlosigkeit, wen er an ihre Stelle für seine Tochter wählen solle und die Furcht, wenn er durch ein festes Nein Alles in der Heimath abrisse, eine schwere Verantwortung für Laura's Glück auf sich zu laden, — das zusammengenommen hatte ihn endlich bewogen, geschehen zu lassen, was er nicht gut hindern zu können glaubte. Gestern jedoch war er zu der längst gefürchteten Ueberzeugung gekom-

men, wie unrecht er gehandelt hatte! Laura hatte nicht wenige kurze Jahre, wie nach menschlicher Voraussicht zu erwarten war, dem Greise geopfert, sondern ihre ganze Jugend — sie war nun vierzig Jahre alt und ihr Gatte lebte mit neunzig noch; was aber viel schwerer wog, sie war unglücklich und verbittert. Der Traum eines Glücks, den sie durch ihr Opfer zur schönen Wirklichkeit hatte machen wollen, war darüber verslogen; und wenn Königin auch morgen starb und seine Witwe als reiche Frau hinterließ, konnte sie darin für ihr verlorenes und verfehltes Leben einen Ersatz finden? Der Mann, der einst ihr ganzes Herz besessen hatte — eines fünfzehnjährigen Kindes! — war unverheirathet geblieben, aber Laura hatte ja selbst gesagt, als sie von ihm gesprochen: „Die alten Zeiten sind vorbei!“ Es war auch recht gut so. In Romanen hat man wol von der Treue zweier Herzen gelesen, die noch im Alter durch Myrthenkranz und Trauring belohnt worden, aber nur gefühlvolle Leserinnen werden dadurch gerührt und erbaut, dem großen Publicum wird es lächerlich — und wenn ein solcher Fall gar in der Wirklichkeit sich ereignen sollte, ist er vor der Welt ein Scandal.

So dachte wenigstens der russische Landstallmeister außer Diensten, als er die Treppe nach dem Wohnzimmer hinabstieg. Hier wollte das Glück seinen theilnehmenden Absichten gegen Fernanden wohl, er fand sie allein im Zimmer, mit den Anstalten zum Frühstück beschäftigt. Sie ließ die Tassen gleich stehen und kam ihm mit einem herzlichen Morgengruße entgegen. Wie frisch und freundlich sah sie aus, ein wahrer „Augentrost“, sie anzuschauen! Er beantwortete ihren Gruß ebenso herzlich und fragte nach ihren Großältern.

„Sie schlafen wol noch!“ erwiderte Fernande. „Der Großpapa geht sehr spät zu Bette und steht dann natürlich nicht früh auf.“

„Aber ich habe doch schon ein Ständchen gehört, das mein Postillon gebracht hat!“

„Das hatte sich der Großpapa bestellt — er läßt sich manchmal so wecken, schläft aber dann wieder ein.“ Sie fragte nun, ob er gut geschlafen habe und wollte ihn dabei nennen, war aber offenbar in Verlegenheit, wie? Sie fing mit Herr an und stockte, wobei sie ihn mit einem halb verlegenen Lächeln ansah, das ihr allerliebste stand. Wie ähnlich war sie jetzt ihrem schönen Vater!

„Herr — werde ich doch nicht genannt werden!“ entgegnete er.

„Aber Urgroßpapa klingt wahrhaftig schlecht! Wie soll ich Sie nennen?“

„Du — vor allen Dingen! Und wenn ein Titel sein muß: Papa! Den lasse ich mir gern gefallen und

werde ihm auch Ehre machen. Du — ich nenne Dich auch Du. In Rußland, wo ich her komme, habe ich das so gelernt, da nennt der Bauer seine Herrschaft und selbst den Kaiser Du. Es giebt gar keine andere Anrede, und daß der Respect nicht darunter leidet, braucht man in Rußland, wo dessen eher zu viel ist, wol nicht erst zu beweisen. Respect sollst Du auch gar nicht vor mir haben, Du sollst mir gut sein — das geht freilich nicht vom Flecke aus im Galopp, sondern muß sich finden.“

„Was wird aber der Großpapa dazu sagen und die Mama!“ versetzte Fernande, die schon jetzt ein Herz zu ihm faßte.

„Mama? Wie so? Wen meinst Du?“ fragte Heerwald. „Ach, ich verstehe! Du nennst meine Tochter Mama — nicht Großmama — wozu sie freilich noch nicht alt genug gegen Dich ist!“

„Mama hat es gewünscht — gleich als ich herkam,“ sagte Fernande.

„Wie lange bist Du hier? Komm, erzähle mir ein bißchen, der Großpapa wird sich schon melden, wenn er kommt — und wenn die Mama eher kommt und uns befreundet findet, wird sie sich freuen.“

„Die Mama kommt nicht eher“ — erwiderte das Mädchen und Heerwald ergänzte sich das: Sie darf nicht! Er fragte nun weiter und hörte, daß Fernande nach dem Tode ihrer Aeltern, welche beide in demselben Jahre gestorben, hieher gekommen sei, vor fünf Jahren. Wie es ihr in Nettwig gefalle, wagte er nicht zu fragen — wenn er auch nicht Alles glaubte, was ihm der dicke Busch auf die Verantwortung des Försters im Niederwald erzählt hatte, so war doch der gestrige Abend hinreichend gewesen, um sein volles Mitleid zu wecken. Er suchte indirect zu erforschen, ob das Verhältniß mit ihrer jungen Großmutter, welche allenfalls noch ihre Schwester sein konnte, ein recht liebevolles sei, aber wenn Adam Heerwald je Anlage zu geschicktem Ausforschen gehabt hatte, in seinen russischen Steppen war sie ihm völlig verloren gegangen und Fernande errieth bei der ersten Frage, was er eigentlich wissen wollte, denn sie wurde roth und sah zur Erde. — „Ich habe die Mama sehr lieb,“ sagte sie dann.

„Und die Mama Dich auch — wie wäre es anders möglich?“ versetzte er, doch hegte er seine Zweifel an dem völligen Einverständniß, besonders wenn Laura mit dem Großvater vereint das arme Kind zu einer Heirath zwingen wollte, der ihr Herz widersprach. — „Habt Ihr viel Umgang? Viel Besuch im Hause?“ fragte er dann. Sie verneinte es. Der Großpapa müsse bei seinem hohen Alter doch ein sehr regelmäßiges Leben führen und Gesellschaften störten ihn darin, zuweilen komme schon Be-

such aus der Nachbarschaft und sie erwiderten ihn auch, aber im Ganzen hätten sie doch wenig Umgang.

„Es ist also wol sehr einsam hier,“ sagte Heerwald. „Für ein junges Mädchen besonders, das doch wol gern tanzen und sich amüsiren möchte — in der Garnison Deines Vaters mag's flotter zugegangen sein.“

„Da war ich noch ein Kind,“ erwiderte Fernande, von der Erinnerung an ihre Aeltern traurig gemacht. „Ich habe in meinem Leben nicht getanzt, und sehne mich auch nicht nach Zerstreuung. Wenn ich viel im Freien sein kann, bin ich zufrieden, im Walde besonders!“

„Es scheint ein prächtiger Wald zu sein, ich habe mich von der Höhe über dem Bache, die ich zu Fuß erstieg, darüber gefreut — besonders das Försterhaus, das man von dort sieht, muß eine wunderschöne Lage haben —“ Er sah Fernande bei diesen unverfänglichen Worten auf einmal heiß erröthen — was hatte er gesagt, das ihr das Blut in die Wangen rief?

Da rief aus dem Nebenzimmer die schneidende Stimme des Großvaters ihren Namen, sie sprang auf und dankte Gott, daß die Wendung des Gesprächs ahnungslos überrascht worden, sie hatte den Wald im Schloßbezirke gemeint, der immer nur so genannt wurde und der „Papa“ hatte es auf den Niederwald bezogen! Eine Erklärung, warum sie dabei roth geworden, mußte sich schon finden — das Herz war ihr jetzt zu schwer dazu!

Heerwald blickte ihr verwundert nach. Sie war in Verlegenheit gerathen — worüber? Er hatte vom Försterhause im Niederwald gesprochen — ach so! Dem alten Herrn, wie fern er auch der Civilisation gelebt hatte, war doch nicht alle Combinationsgabe verloren gegangen. Der gefürchtete Förster, dem die Vögel alle Geheimnisse auf zehn Meilen in seine Waldeinsamkeit zutrug, hatte wol auch von Fernande ein kleines Herzensgeheimniß auf diese wunderbare Weise erfahren und sie war erschrocken, als nur seines Hauses erwähnt wurde! O liebes Kind, nimm nur mich zum Vertrauten, ich werde für Dich eintreten! So dachte der Alte, als im Nebenzimmer wiederum die Stimme des Großvaters klang, welche für seine Jahre einen merkwürdig hohen Ton hatte. „Dummes Weibervolk!“ ließ sie sich hören. Was diesen Unwillen erregt hatte, war nicht vernehmbar, Laura sprach leise, und Fernandens Stimme konnte der Aufhorchende gar nicht unterscheiden. Nach kurzer Zeit wurde aber die Thüre geöffnet und der Hausherr trat ein — schon zu so früher Stunde gestiefelt und gespornt, der dicke Busch hatte ganz Recht! Es waren nicht einmal gewöhnliche Sporen, Reliquien aus seiner militärischen Dienstzeit, von denen sich mancher verabschiedete Krieger auch im bürgerlichen Kleide nicht zu trennen vermag, sondern schwere silberne Anschnallsporen, wie sie eigent-

lich heut zu Tage kein Mensch mehr trägt. Mit dem Hausherrn, etwas zurück sich haltend, trat auch seine Frau ein — Fernande war nicht mehr bei ihnen.

„Habt Ihr heute früh gehört?“ war Königsee's erste Frage. „Der Kerl hat einen Ansaß wie mein alter Stabstrompeter, der den Triller im Dessauer Marsche zwanzig Minuten halten konnte! Zwanzig, sage ich Euch — die Leute wollen's mir hier nicht glauben, ich habe ihn aber in meiner Stube dreimal nach der Uhr trillern lassen. Noch nicht gefrühstückt, Landstallmeister? Ei da soll doch gleich ein heiliges —“

„Ich habe nicht gewollt!“ unterbrach Heerwald den Fluch. „Bin gewohnt, vor'm Frühstück stundenlang mich herumzutreiben — wollte auch mit der Familie frühstücken — guten Morgen, Laura!“ Er hatte seiner Tochter noch kein Wort sagen können, ihr nur freundlich zugewinkt. In der hellen Morgenbeleuchtung fand er sie freilich nicht mehr so blühend und jugendlich, wie sie ihm gestern Abend beim Kerzenlichte erschienen war, es konnte auch bei einer Frau von vierzig Jahren nicht anders sein. Sie hatte doch schon alte Züge oder war kurz vor ihrem Eintritte wieder etwas vorgefallen, das ihren Mund so herb eingezogen erscheinen ließ? Ihr Auge kam ihm dunkler vor, als gestern, aber es hatte nicht das Feuer, das ihn erfreut hatte, vielmehr einen freudlosen Blick, der ihm wehe that.

Sie gab ihrem Manne den Lehnstuhl, und half ihm beim Niederlegen, das seinen steifen Gliedern ebenso schwer fallen mochte, wie das Aufstehen. Warum hatte er aber nicht wenigstens einen bequemen Sessel, wie ihn Heerwald selbst in Nowo-Tscherkast gehabt hatte? Dieser hochbeinige, kaum mit einem Ledertissen versehene Armstuhl, von der Gattung, welche man in alter Zeit „Kröpfelstuhl“ nannte, konnte ihm doch unmöglich angenehm sein! Er schien sich aber ganz wohl darauf zu befinden. — „Setzt Euch, Kinder!“ sagte er mit ungewöhnlicher Herzlichkeit, die aber gleich wieder in der aufbrausenden Frage nach dem „mordverbrannten Mädcl mit ihrer Sichorie“ verschwand.

Fernande brachte zum Glücke eben den Kaffee, der durchaus nichts von jener verachteten Wurzel enthielt und dem Gaste vortrefflich mundete. Er beobachtete dabei seine Tochter, welche ihren Mann mit großer Aufmerksamkeit bediente und allmählig jenen Ausdruck aus ihren Mienen wieder verlor, der sie in ihres Vaters Augen so alt gemacht hatte. Während des Frühstücks sprach der Hausherr kein Wort, sondern aß nur zum Kaffee mit einem bewundernswürdigen Appetite; auch Heerwald, der Anfangs ein Gespräch versucht hatte, wurde einsylbig, als er selbst von seiner Tochter nur kurze zerstreute Antworten erhielt, sie schien nur Augen

für ihren Mann zu haben. Recht so! Sie war denn wenigstens der Pflicht, die sie einmal übernommen hatte, treu geblieben. Wie sich Laura überhaupt an Geist und Gemüth, in ihrem ganzen Wesen entwickelt hatte, darüber konnte der Vater ja gar nicht urtheilen und es war sehr zweifelhaft, ob er sie in den acht Tagen, welche er vorläufig für seinen Aufenthalt in Nettwig bestimmt hatte, recht würde kennen lernen. Sie hatte schon als Kind immer ihre kleinen Heimlichkeiten gehabt und sich nicht gern, auch in geringfügigen Dingen, befragen oder errathen lassen, dieser Charakterzug gleicht sich mit den Jahren selten aus, sondern pflegt eher zuzunehmen. In ihrer Ehe mochte sie wol oft genug Anlaß gehabt haben, sich gegen den Mann, der vielleicht bald genug das Spielzeug seiner späten Verliebtheit hart behandelt hatte, undurchdringlich einzuspinnen. Wenn ihr nur die lange Prüfung, die sie erduldet hatte, sonst zum Heile geworden war!

„Wann denkst Du?“ fuhr der Schlossherr nach seinem letzten Bissen plötzlich auf.

Laura verstand die undeutliche Frage und beantwortete sie kurz: „Morgen wol erst.“

„Bon!“ sagte ihr Mann, sich zurücklegend, indem er die Augen schloß, als wenn er schlafen wollte. „Du hast ihn aber gestern schon erwartet,“ fuhr er fort, „gestern Abend, wenn's draußen rasselte, wurdest Du unruhig.“

„Eine Ahnung, daß mein Vater kommen würde!“ erwiderte Laura rasch und lebhaft, um ihren Mann aufmerksam zu machen, daß sie Beide nicht allein waren. „Nicht wahr, lieber Vater, eine solche Ahnung ist möglich?“

Der Mann achtete aber nicht auf die Antwort Heerwald's, die ihm dessen Anwesenheit in's Gedächtniß rief, welche er vollständig vergessen zu haben schien. „Ja, der wird sich wundern, wenn er auf einmal den alten Schweden wieder sieht — oder den Russen, soll ich wol sagen!“ sprach er mit geschlossenen Augen. „Nicht nach Zuchten auf eine Meile, wie wir in Kurland Anno Zwölfe die Kosacken rochen, wenn der Wind gut stand!“

Heerwald lachte und sein Schwiegersohn schlug jetzt die Augen zornig auf. Als er aber sah, wer gelacht hatte, lachte er selbst auf einmal in einer Weise auf, daß man das laute Gewieher eines Pferdes zu hören glaubte — es ging Heerwald durch Mark und Bein und er wurde nun wol inne, daß er es mit einem kindisch gewordenen Greise zu thun habe.

(Fortsetzung folgt.)

Alpengenrebid.

Von den vielen Schriftstellern, die novellistische Darstellungen aus dem Leben der Alpenwelt bringen, sind auch solche meist durch Geschraubtheit und Ueberpinselung des einfachen Gegenstandes sehr unglücklich, die sich vorzugsweise auf diesen Genre legen. Und doch bedarf es, wo anspruchslos auf der Wirklichkeit gefußt wird, nur einer simplen Erzählung, um wenigstens einen Anflug von Localton und Charakteristik zu geben. Solche Eigenschaften finden sich in der nachfolgenden Skizze von Clem. Helm, und wenn wir diese Skizze hier ohne Ueberschätzung aus den übrigen Licht- und Schattenbildern hervorheben, so mag es der betreffenden Feder zugleich ein Fingerzeig toleranter Kritik sein. Das kleine Bild gilt der bekannten Starrsinnigkeit des algäuer Bergbewohners.

Der Bayer des algäuer Hochgebirgs ist fest und stark wie seine Berge, ehrlich und einfach wie ein rechtes Kind der Natur, und rührig und betriebsam vom Morgen bis in die Nacht.

Einer der Reichsten im Algäu ist der Köffelwirth zu Sonthofen. Aber obwol es allbekannt ist, daß Niemand bessere und schönere Kinder auf den weitberühmten Sonthofener Viehmarkt bringt, als er, so ist mit ihm doch nicht gut handeln. Man sieht es schon an seiner festgeschlossenen Lippe, daß er nicht gern viel Worte macht, und seine hellblauen Augen mustern Jeden scharf, der sich mit ihm einläßt. Er ist ein ganzer Algäuer, dieser Köffelwirth, vom Wirbel bis zur Zehe, groß und stämmig gewachsen, fest und knochig wie seine Stiere, mit ebenso breiter eiserner Stirn, welche lieber durch die Wände bricht, als daß sie sich beugt. Ueberall kennt man die hohe grüne Mütze ohne Schirm, welche sein krauses Haar deckt, sie ruht auf einem eigensinnigen Kopfe; die mächtigen silbernen Knöpfe der langen Sammetweste sind nicht stolzer und fester, als die Brust, auf welcher sie glänzen, und die blihende Schnalle seiner Schuhe ist gewichtig und massiv wie der Tritt des Fußes, der darin sein reiches Besitzthum durchschreitet.

Stattlich steht das Wirthshaus zum Köffel an der Hauptstraße der Stadt, und wird nie leer von Fremden; hier wie überall herrscht das Auge des Herrn, vom blihenden Zinndedel der Bierkrüge bis hinaus auf die Weiden seiner glatten Kinder und die Käsewirthschaften hoch oben auf der Alp.

Einst war dieser Köffelwirth ein armer Bursche, jetzt ist er ein reicher Grundbesitzer und das Alles aus eigenen Mitteln, nur durch Arbeit und Energie. Aber nun soll auch Alles so gehen, wie er will, nun darf auch Niemand in seiner Umgebung eine andere Meinung haben, als er, nicht einmal der Sohn des Hauses. Der aber ist auch ein Städ Köffelwirth, sein Sinn bricht auch lieber durch die Wände, als daß er sich beugt, er ist eben ganz der Sohn seines Vaters. Da schlägt die helle Flamme des Hornes denn gar oft zum Dache des Hauses hinaus, und die sanfte Köfi hat viel Bitten und Thränen an Vater und Bruder zu verschwenden, ehe sie die beiden gewaltigen Naturen wieder besänftigt.

Aber zuletzt ging es nicht mehr. Der Joseph wollte durchaus eine blutarne Waise heirathen, das war aber den Plänen des Alten schnurstracks entgegen, es gab heftige Auftritte zwischen

Vater und Sohn, Rösi's Worte der Veröhnung verhallen ungehört wie Töne im Sturmwinde und endlich war Alles vorüber. Joseph stürzte zum Hause hinaus und schwur, dasselbe nicht eher wieder zu betreten, als bis der Vater ihn selbst hereinführte. Dieser aber schleuderte zornige Flüche auf den widerspenstigen Sohn und schlug die Thüre donnernd hinter ihm zu.

Nun folgte eine traurige Zeit. Der Alte war barscher und stummer als je, die sanfte Rösi hatte schlimme Tage und vom Joseph oder von Veröhnung durfte sie gar nicht sprechen. Bei alledem merkte sie wohl, daß den Vater tief drinnen im Herzen seine Heftigkeit reue, sie hatte so ihre Kennzeichen, aber sagen freilich durfte sie das nimmer. Oft fuhr der Alte jäh empor, als höre er Jemand kommen, den er erwarte, oft wieder starrte er gedankenschwer in die Ferne, und lief dann unruhig hin und her, indem er sich den hellen Schweiß von der Stirn trocknete.

Aber dabei blieb es, anders wurde es nicht. Nachgeben konnte der Röselwirth nicht, das war ganz unmöglich, das hatte er all' sein Lebtag noch nicht gethan, und wehe Rösi, wenn sie es wagte, dem Vater davon zu sprechen! Niemand durfte den Namen des Sohnes nennen, er war wie verschollen.

Und wo der Trozkopf nur steckte! Wußte Rösi von seinem Aufenthalte? Gesagt hat sie keiner Seele davon, aber spät Abends verschwand sie oft hinter dem Felsenvorsprunge am Ende des Gartens, und der traurige Ausdruck ihres sanften Gesichts verrieth bei ihrer Heimkehr nur zu wohl, daß der Kummer ihres Herzens durch diese heimlichen Gänge nicht vermindert wurde. Was sollte nur zuletzt daraus werden! Diese Männer waren wie von Eisen, keiner von Beiden wollte sich beugen, keiner vom Nachgeben etwas hören, der junge Trozkopf war so hartnäckig wie der alte.

Eines Abends endlich lehrte Rösi ganz trostlos von ihrem nächtlichen Ausfluge zurück und lange noch brannte das Licht in ihrer Kammer. Dort saß das arme Kind traurig und rathlos und starrte verzweiflungsvoll auf ein brennendrothes Halstuch, das auf ihrem Schooße lag. Endlich drückte sie dasselbe an ihr bleiches Gesicht und bedeckte es mit heißen Thränen, dann hob sie es mit stehenden Blicken zum Himmel empor, und Gott allein hörte die Worte, welche ihrem zagenden Herzen dabei entströmten.

Am anderen Morgen war viel Bewegung im Orte wie in der ganzen Umgegend. Ein Adler hatte sich seit einiger Zeit in den Bergen gezeigt, und diesen zu schießen, sowie den Horst zu erklimmen, wo er genistet, hatten sich einige Jäger bereit erklärt. Der Tag hierzu war nun gekommen, und von allen Seiten strömten die Bewohner der umliegenden Ortschaften herbei, das Wagstück mit anzusehen.

Auch der Röselwirth und Rösi durften nicht fehlen, und die mächtige Gestalt des stattlichen Mannes und seiner schönen Tochter wurde überall mit achtungsvoller Scheu begrüßt. Alles war im schönsten Sonntagsstaate, die Männer in knappen Kniehosen und langen Röden, auf denen die silbernen Knöpfe in der Sonne bligten, die Frauen im netten Nieder mit silbernen Ketten und den Kopf mit der hohen schwarzen Pelzmütze geschmückt, oder dem Schirm aus Golddraht und schwarzen Spitzen,

der hoch aufrecht stehend den Kopf gleich einer Sonne umstrahlte.

In dichten Reihen scharte sich die Menge auf den Wiesen und Fluren von Oberstdorf, denn dort war der Felsen, auf dem Adler genistet, und unten im Thale am Fuße der Adlerwand harrte man lange vorher schon mit Ungebuld des seltenen Schauspiels.

Jäh abfallend senkte sich der Fels in das Thal und diese Bergwand bestiegen einige rüstige Schützen, um von dort aus den heimlehrenden königlichen Nar zu erlegen.

Die Mittagsstunde nahte und mit ihr die Ankunft des erwarteten Thieres. Hoch aus dem Aether hernieder senkte sich langsam und ruhig der stolze Vogel zu seinem Horste. Feierlich und majestätisch zog er seine Kreise durch die Luft, die Sonne glänzte in den ausgebreiteten Schwingen und athemlos folgte die harrende Menge dem Fluge.

Da plötzlich zuckte das stolze Thier leicht zusammen, der Ton eines Schusses drang an das Ohr und seitwärts sich wendend, schwebte der Adler in weitem Kreise durch das Thal. Majestätisch zog er weiter und weiter und unverlezt schien er seinen Horst zu erreichen. Plötzlich aber brach er zusammen und wie ein Pfeil stürzte er jählings hinab in die Tiefe.

Tausendfacher Jubel belohnte den sichern Schützen und kurze Zeit darauf ward der erlegte Königsvogel im Triumphe herbeigebracht. Aber noch stand die zweite Hälfte des Schauspiels in Aussicht, die Fahrt nach dem Horste des Adlers, und erwartungsvoll schaute die Menge nach der Felsenspitze, von wo aus der Baghals sich herablassen mußte, um den Horst zu erreichen. Es war ein graufiger Gedanke, frei am Seile hängend über diesem felsigen Abgrunde zu schweben, und gespannt harrte ein Jeder dem Ende der Vorbereitungen zu seiner Fahrt aus schwindelnder Höhe.

Endlich war Alles fertig, und auf dem äußersten Vorsprunge zeigte sich die schlanke Gestalt des Jünglings, der den Raub unternehmen wollte. Die ungeheure Entfernung zeigte den unten Harrenden nur die leichten Umrisse seiner Gestalt, welche sich hell von dem dunklen Fels abhob, den Ausdruck des Gesichtes konnte Niemand erkennen.

Aber noch zögerte er; grauste ihm vor der entseßlichen Fahrt und ergriff Angst und Zagen sein muthiges Herz noch im letzten Augenblicke? Er schien hinab zu spähen auf die versammelte Menge, und immer und immer noch zögerte er, den verzweifelten Schritt zu unternehmen.

Da plötzlich flattert im Thale ein feuerfarbnes Tuch hoch über den Köpfen der Zuschauer, hell leuchtend weht es zum blauen Himmel empor und fliegt wie eine Fahne des Sieges. Zu dem Jüngling dort oben auf schwindelndem Felsen spricht es bedeutungsvolle Worte, denn ohne Zögern umschlingt derselbe augenblicklich das Ende des Laues und setzt sich auf das darunter gebundene Querholz. Das Seil gleitet über die oben befestigte Rolle und langsam und vorsichtig geht nun die Fahrt in die Tiefe. Das Seil wirbelt und tanzt, indem es sich aufdreht, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, an seinen scharfen Ecken und Kanten droht der Fels den Kühnen zu zerschellen, aber vorsichtig stößt der Jüngling mit seiner Eisen-





Einmal einer Photographie

Stück in Druck in Wagners Katalog

*Anna Herzogin von Mouchy,
geb. Prinzessin Murat*

Verlag der Direction Buchh.

spitze gegen diese Vorsprünge, und glücklich setzt er endlich den Fuß auf die schmale Felsplatte, welche zum Horste führt.

Für wenige Augenblicke nur verschwindet er, dann kehrt er zurück, über seinem Haupte den jungen Adler schwingend. Unter dem endlosen Jubel der Zuschauer vollendet der Waghals nun die Rückfahrt zu der schwindelnden Höhe, und dann verbergen ihn wieder die mächtigen Felsen.

Alles harrte der Ankunft des Jünglings, endlich erschien er unter der Menge im Thale. Mit lautem Zuruf begrüßten ihn tausend jubelnde Stimmen und Jeder eilte herbei, den kühnen Vurschen zu begrüßen.

Aber sein Gesicht war bleich und verstört, das unruhige Auge flog suchend durch die Reihen, und kaum schien er den Beifall zu hören, der ihn umrauschte.

Da plötzlich zuckte er zusammen. Durch die dichtgescharrte Menge drängte sich ungestüm eine hohe kräftige Mannesgestalt. Die festgeschlossene Lippe derselben bebte und zitterte vor Aufregung, die breite Brust kämpfte nach Athem und das hellblaue Auge brannte in unheimlichem Feuer. Jetzt breitete er weit die mächtigen Arme dem Jünglinge entgegen, und mit dem Ausrufe: „O Joseph, wie konntest Du Deinem Vater das anthun!“ sank er an die Brust des Sohnes. Lange hielten sich die Zwei umschlungen, als wollten sie nie mehr von einander lassen.

„Vater, vergieb mir, ich habe schwer an Dir gesündigt!“ stammelte der Jüngling endlich, und neigte sein schönes Gesicht vor dem Greise. „Du ahntest nicht, daß ich es war, der da oben stand auf schwindelnder Höhe, trotziger als je zuvor, ich aber wußte, jetzt in diesem Augenblicke erzwingen ich meinen Willen! Jetzt sagt Kosi dem Vater, daß ich es bin, der dort steht, und daß ich gelobt, mich in die jähe Tiefe zu stürzen, wenn ich das rothe Tuch, das Zeichen seiner Veröhnung, nicht erblicke. Und mein Trost siegte! Das feuerfarbene Brusttuch meiner Geliebten brachte mir die Botschaft im letzten Momente! — O Vater, Vater, da wurde es anders mit mir! Da habe ich meinen Trost in die Tiefe hinabgeschleudert, dort unten liegt er auf ewig begraben!“

Der starke alte Mann brach kraftlos zusammen. „Joseph,“ sagte er matt, „Joseph, Du bist mein Meister! Aber das rothe Tuch will ich nie wieder sehen!“

β.

Anna Herzogin von Mouchy,

geb. Prinzessin Murat.

(Mit Stahlstich.)

Zu den jüngsten fürstlichen Geschlechtern, die, an das Wunder grenzend, aus bescheidenster socialer Stellung zu den glänzenden Gipfeln irdischer Größe und Macht emporgetragen wurden und deren Familienchronik zwar noch wenige, aber desto inhaltvollere Blätter aufzuweisen hat, zählt das Geschlecht der Murat's. Joachim Murat, einer der tapfersten Generale Kaiser Napoleon I., König von Neapel — geb. 25. März 1771 in dem Flecken La Bastide-Fortunière, jetzt La Bastide-Murat genannt, im Departement Lot, erschossen im Schlosse zu Pizzo am 13. Oct. 1815 —

war nur eines Gastwirthes Sohn. Von seinen vier Kindern, zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen, leben noch zwei: Prinz Napoleon Lucian Carl Murat und Prinzessin Luise, sowie eine Schwiegertochter, die Gemahlin seines ältesten Sohnes, Prinzessin Caroline, eine Großnichte Washingtons. Das Haupt der Familie ist demnach jetzt Prinz Lucian, seit 26. Januar 1852 französischer Senator und seit 1853 anerkannt als „Prinz“ mit dem Titel „Altesse“, dessen Tochter die Herzogin von Mouchy ist.

Prinzessin Anna, geb. 3. Februar 1841, war und ist der Liebling ihrer Aeltern, überhaupt Aller, denen es vergönnt ist, in ihrer Nähe zu leben. Bekanntlich wird sie auch von der Kaiserin Eugenie sehr geliebt. Was Wunder demnach, daß sie das Gerücht schon mehr als einmal mit höchsten fürstlichen Herren verlobte, und man ihm schließlich so mißtraute, daß, als pariser Blätter die Verschiebung der Vermählung der Prinzessin Anna, weil der Bräutigam, der junge Herzog von Mouchy, den Arm gebrochen habe, meldeten, man allgemein glaubte, auch diese Verlobung würde sich wieder, gleich den früheren, als unwahr erweisen. Dem war aber nicht so, die Vermählung wurde am 18. December 1865 mit allem Glanze in der Capelle der Tuilerien durch den Erzbischof von Paris vollzogen. Die kaiserliche Familie, mit Ausnahme des Prinzen Napoleon, sowie sämtliche zu Paris anwesende fremde Fürstlichkeiten wohnten der Trauung bei. Das junge Paar reiste nach dem Dejeuner nach dem Stammschlosse des Herzogs Mouchy-le-Castel ab und erschien zum Neujahrstage zum ersten Male wieder am kaiserlichen Hofe.

Der Glanz der Toiletten bei der Trauungsfeierlichkeit überbot fast alles bisher in Paris Dagewesene; acht Tage lang vorher wallfahrtete das schöne Geschlecht nach den Ateliers der berühmten Kleidervirtuosin Worth, um die prächtigen Roben der Kaiserin, der Prinzessin Anna, der Fürstin Metternich u. s. w. zu bewundern. Aber auch bei dem Pomp des festlichen Tages hatte sich die nimmermüde Fama so geschäftig bewiesen, daß sogar das „Pays“ in einer officiösen Note, die in's Märchenhafte gesteigerten kaiserlichen Hochzeitsgeschenke dementiren und sie auf den nüchternen Standpunct der Wahrheit zurückführen mußte.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Drei Märchen von Theodor Storm. Hamburg, W. Mauke Söhne, 1866. Nichts ist seltner auf unserm sonst so überreichen Büchermarkte, als empfehlenswerthe Schriften für das reifere Jugendalter. Um so erfreulicher ist es daher, wenn mit Recht allbeliebte Schriftsteller, dieses so spärliche Feld unserer Literatur befruchten. Die vorliegenden Märchen Theodor Storm's, wol nur so genannt, weil ihr Grundton das phantastische Element ist, sind prächtige Stimmungsbilder, die jugendlichen Leserinnen, und allen Frauen, die sich die Jugend der Seele bewahrt, in ihrer schlichten poetischen Weise, in ihrer gesunden Ursprünglichkeit und ihrer, wir möchten sagen, didaktischen Innerlichkeit eine Fülle geistiger Anregung bringen werden. Sie seien deshalb allen Frauenkreisen hiermit recht angelegentlich empfohlen.

Der letzte Grieche. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Julius Große. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. Die Geschichte der alten Griechen ist die unverstehbare Quelle für dramatische Stoffe, denen, wenn sie auch noch so oft schon behandelt sind, dichterisches Talent und der sichere historische Blick immer neue Seiten abzugewinnen wissen. Und für uns haben diese Stoffe doppelten Werth, denn die Geschichte des altgriechischen Staatenbundes wird ja in mehr als einer Hinsicht Deutschlands Völkern zur treuen Warnungstimme. Von diesem Gesichtspunkte aus hat auch Julius Große sein treffliches Trauerspiel gedichtet, das mit würdevollem Ernst und poetischer Empfindung den Untergang Griechenlands und seines letzten Helden formvoll besingt. Und wol hat die tragische Muse Recht, die der Dichter in seinem Prolog also sprechen läßt:

Kein stolzer Schauspiel weiß ich, als ein Volk zu sehn,
Das alter Größe, alten Ruhmes eingebend
Empor sich rafft aus Ohnmacht und Zersplitterung
Und fröhlich für die Ehre setzt sein Höchstes ein.

Von der Correspondenz Kaiser Napoleons I. ist in diesen Tagen der 20. Band erschienen. Derselbe enthält die Präliminarien des russischen Feldzugs und mehre diplomatische Documente über die polnische Frage.

Der französische Dichter Méry, ein bedeutender Satiriker, der fast ununterbrochen gemeinschaftlich mit Barthelémy arbeitete, ist zu Paris, 67 Jahre alt, gestorben. Méry war stets feuriger Bonapartist und genoß eine Zeitlang als politischer Flüchtling die Gastfreundschaft der Königin Hortense.

Von Victor Hugo wird ein neuer historischer Roman unter dem Titel „Quatre vingt treize“ erwartet.

Armand Baschet hat in den Archiven von Mantua eine Reihe von Briefen des Peter Paul Rubens, nebst mehren auf diesen berühmten Künstler bezüglichen Documenten aufgefunden, welche über den Aufenthalt desselben in Italien beim Herzog Vincenzio Gonzaga, sowie über seine Reise nach Spanien im Auftrage des Herzogs ein helles Licht verbreiten und interessante Details über damalige Zustände enthalten.

Die glückliche Wiederherstellung Carl Guckows darf man nun wol als vollendet betrachten. Er hat jetzt auch Bevey und den genfer See wieder verlassen und sich nach Frankfurt a. M. gewendet, um daselbst oder nahe der Stadt bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Wie seine Freunde wissen, ist er fortgesetzt fleißig mit seinem neuen historischen Roman aus der Reformationszeit beschäftigt.

Die fünfundzwanzigste Auflage der Rotted'schen „Allgemeinen Geschichte“, zugleich die dritte illustrierte Volksausgabe bildend, erscheint gegenwärtig in 50 Lieferungen à 4 Sgr. Die Illustrationen bestehen aus 26 historischen Gemälden in Stahlstich, nebst dem Bildniß des Verfassers. Carl Wenzel von Rotted, Professor der Geschichte in Freiburg im Breisgau, geboren 1775, gestorben 1845 ebendasselbst, begann die erste Herausgabe seines Geschichtswerkes gerade im denkwürdigen Jahre 1813; der letzte, neunte Band erschien zuerst 1827; die Abfassung nahm also 14 Jahre, das 38. bis 52. Lebensjahr Rotted's, in Anspruch.

Der verdiente Kunstschriftsteller, Professor Friedrich Eggers in Berlin arbeitet an einer Monographie über Christian Rauch.

Theater und Musik. Frau Blume, geb. Santer, hat ihr Engagement an der Hofbühne zu Dresden mit der Wiedergabe der „Donna Anna“ im „Don Juan“ angetreten. Die Beifallsspenden flossen verdienter Weise sehr reichlich und die Sängerin wird sich voraussichtlich sehr bald in Dresden eine höchst ehrenvolle Stellung erringen. Neben ihr zeichneten sich die Damen Altsleben und Jauner-Krall, sowie Herr Mitterwurzer, „Elvira“, „Berline“, „Don Juan“, im Gesang und Spiel aus. Einige Tage nach dieser Vorstellung wurde die dresdner Hofbühne, in Folge der schweren politischen Ereignisse, bis auf Weiteres geschlossen.

Die I. Schauspiele zu Berlin haben ihre alljährlichen Sommerferien angetreten. Die Oper wird am 1., das Schauspiel am 15. August wieder seine Thätigkeit aufnehmen.

Die gegenwärtige Lage der berliner Privat-Theater ist im Vergleiche mit den Bühnen anderer Städte noch immer nicht die schlechteste. Nur von dem Schlusse des Woltersdorff-Theaters ist gesprochen worden, es wird auf Theilung weiter gespielt und es soll mit Unterstützung der noch zur Zeit in Berlin anwesenden königlichen Hoffchauspieler ebendasselbst ein Benefiz für den König-Wilhelm-Verein stattfinden. Das Bollmarks-Publicum hat sich mit alter Vorliebe im Wallner-Theater zahlreich versammelt. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gefielen fünf kleine Novitäten, die an einem Abende hintereinander gespielt wurden.

Das Gesangsfest des Sternschen Vereins in Treptow bei Berlin, dessen Billetertrag den Frauen und Kindern der preussischen Reservisten und Landwehr zu Gute kam, ist außerordentlich zahlreich besucht gewesen.

Frau Lange vom Hoftheater zu Karlsruhe hat ihr Gastspiel am k. k. Burgtheater zu Wien mit der „Lady Macbeth“ beschlossen und für die geistvolle Durchführung dieser Nachtgestalt reichen Beifall geerntet. Nach Frau Lange wird Frau Strahmann vom Hoftheater zu München für das verwaiste Fach von Julie Rettich gastiren.

Gounod hat seine kleine Oper „La Colombe“, die im vorigen Jahre bei ihrer Aufführung auf dem Theater zu Gms nur wenig Anklang fand, in der Opéra comique zu Paris gänzlich umgearbeitet wieder in Scene gehen lassen, aber auch in dieser neuen Gestalt vermochte sie nicht sich Freunde zu erwerben.

Das Haus Verdi's in Vergo San Domino bei Parma ist zum Hauptquartier des Kronprinzen von Italien gewählt worden, der in jener Gegend das Commando übernommen haben soll. In dem Zimmer, wo die Melodien des „Rigoletto“ und des „Trovatore“ zuerst erklangen, werden also jetzt wahrscheinlich Schlachtpläne gezeichnet. — Verdi hat der italienischen Armee ein prachtvolles Pferd zum Geschenk gemacht.

Die Stadt Dijon veranstaltet am 1. und 2. Juli ein großes Musikfest als Gedächtnisfeier für einen ihrer berühmtesten Söhne, den Componisten Rameau.

Der Musikverein „Athenäum“ in Barcellona hat 500 Realen — etwa 350 Thaler — für die beste Ouverture für großes Orchester ausgesetzt.

Der Genius von Hedwig Raabe wirkt Wunder in Leipzig, denn jetzt, wo wegen des Kriegszustandes so viele Theater ge-

schlossen werden, drängt man sich, trotz der africanischen Hitze, an ihren Gastspielabenden in das Theater, das dann stets überfüllt ist. Fr. Gallmeyer, deren Trivialität das Publicum arg verletzete, hat ihr Gastspiel abgebrochen und ist nach Pesth abgereist.

Bildende Künste. Unter den auf der Aquarellausstellung zu Brüssel befindlichen Werken deutscher Künstler nahmen die Bilder von L. Spangenberg, A. Drepler und Bennewitz von Löben einen hervorragenden Rang ein. Außerdem waren von nicht belgischen Künstlern die Franzosen, Holländer, Italiener und Engländer durch einzelne treffliche Werke vertreten. Das Interesse für die Ausstellung war so lebhaft, daß sie nicht allein stark besucht war, sondern auch die bedeutenden Aquarellen fast sämmtlich ihre Käufer fanden.

Der rühmlichst bekannte Bildhauer Baron P. Clodt zu Petersburg ist gegenwärtig mit dem Modelliren einer beträchtlichen Anzahl von Pferdestatuetten in den verschiedensten Stellungen beschäftigt. Sie sind zu Studienzwecken für die petersburger Akademie der Künste bestimmt.

Die in kunsthistorischer Beziehung interessante byzantinische Kirche zu Heimersheim im Arthal hat eine neue Fierde durch zwei große gemalte Fenster erhalten, welche der Domglasmaler Peter Graf in Eöln in stylistischer Uebereinstimmung mit den noch vorhandenen, der Zerstörung durch Turenne im 17. Jahrhundert entgangenen alten Resten angefertigt hat. Es ist dadurch dem Gotteshause ein ebenso gebiegener, als künstlerisch gelungener Schmuck verliehen worden. Der Bau prangt wieder in ursprünglicher Schönheit und Reinheit der Formen, nachdem er nach den Plänen des verstorbenen Bauraths Zwirner unter Leitung des Baurath Stülers und des Baumeisters Ulrich stolgetreu hergestellt und ausgeschmückt worden ist.

Ein Sarkophag von den Gräbern der Könige, ein Denkmal der hebräischen Kunst, welcher sich seit mehren Jahren im Tribunal des Kadimollah von Jerusalem befand, ist von da nach der, Frankreich gehörigen Kirche der h. Anna und dann auf Kameelen nach Jassa gebracht worden, wo er im Mai zu Schiffe nach Frankreich abging, um seinen Platz im Museum des Louvre zu erhalten.

In der permanenten Kunstausstellung von Sachse in Berlin sind gegenwärtig fünf große Seeschlachtenbilder ausgestellt, welche Professor Boguloboff im Auftrage des Kaisers von Rußland ausgeführt hat. Die Arbeiten werden als Kunstwerk gerühmt.

Der König der Belgier läßt in seinem Privatcabinet durch den Maler Arthur Stevens auf vier Wandtafeln die Jahreszeiten abbilden, und zwar sollen diese durch vier Frauengestalten in moderner Toilette vorgestellt werden. Stevens ist ein Meister in der Wiedergabe eleganter Frauentoiletten, findet also hier eine seines Pinsels würdige Aufgabe.

Zu Berlin soll zu Gunsten der patriotischen Zwecke, die der neugebildete „König-Wilhelm-Verein“ verfolgt, eine große Ausstellung von im Privatbesitz befindlichen Meisterwerken der Malerei stattfinden, womit zugleich eine Verloosung von Kunstwerken, die als Geschenke für diesen Zweck dargeboten wurden, verbunden werden soll.

Dr. D. L—l.

Modenbericht.

— Es scheint immer mehr und mehr gebräuchlich zu werden, alle eleganten, zur großen Toilette bestimmten Hüte, mögen dieselben nun die Empire- oder Fançonform haben, ohne Bänder zu tragen, oder dieselben vielmehr hinten unter dem Chignon anzubringen. Bei manchen sieht man den Anfang der Bindschleife schon von den Schläfen an, von wo sie sich nach hinten zieht, um im Nacken in einer einfachen, doppelten oder gar dreifachen Schleife mit langen Enden aufzuhören. Andere Hüte haben wieder bloß den mit einer Spitze oder kleinen Blumen oder Grelotfransen umgebenen Schirm und hinten die Schleife, doch will uns dieses ganze Arrangement, sei es noch so modern, nicht recht gefallen. Erstens kleidet die Schleife vorn unter dem Kinn unläugbar jedes Gesicht gut, da sie dasselbe gleichsam umrahmt und nebst dem Hutschirm ein abgeschlossenes Bild giebt, während so der Hut wie eine Kappe oder ein Kahn auf dem Kopfe balancirt und jedes Gesicht, welches an und für sich nicht sehr jugendlich und hübsch ist, noch weniger anmuthig und jung erscheinen läßt. Ueberdies trägt man ohnehin schon an den Paletots und Mantelets hinten die langflatternden Schleifen, die man in Paris mit dem Namen „Suivez moi, jeune homme!“ bezeichnet; nun soll darüber, gleichsam eine Etage höher, wieder eine lange Schleife herumflattern, das sieht jedenfalls überladen und geschmacklos aus.

Dagegen wollen wir von einer reizenden Mode sprechen, die sich bereits während des verflossenen Winters auf den Ballen zeigte und seitdem immer weiter verbreitet und immer mehr begünstigt worden ist. Wir meinen die Halsbänder aus Blumen und Blättern, welche jetzt zu jeder eleganten Gesellschafts- und Abendtoilette, überhaupt zu jedem ausgeschrittenen Kleide getragen werden. Man kann gar nichts Poetischeres und Frischeres sehen, als so ein Halsband zum Beispiel aus weißen Maulbeer- oder Brombeerbüthen mit Gehängen von den glänzend schwarzen Beeren oder aus den dunkelgrünen Blättern der Bergesche mit Gehängen der kleinen scharlachrothen Beerenbüschel. Eben solche Halsbänder hat man aus lauter Kellen, aus blauen Glockenblumen, aus grünen Blättern und weißen Taufschöns, aus Maibüthen und Vergißmeinnicht und ähnlichen allerliebsten Blümchen — uns würden jedoch die dunkelgrünen Sammetblätter mit weißen Blüthen und schwarzen oder rothen Beeren als das Kleidsamste in diesem Genre erscheinen.

Um neben diesen Gesellschaftstoilette-Artikeln auch dem Hausanzuge gerecht zu werden, wollen wir einmal die neueste Art von schwarzseidenen Schürzen beschreiben, denn diese Schürzen geben unserer Ansicht nach jedem Anzuge einen allerliebft koketten Anstrich von Häuslichkeit und Nonchalance, der sich durch die gesuchteste Eleganz nicht ersetzen läßt. Diese neueste Façon heißt die Pompadourschürze, besteht aus schwarzem Grosgrain oder schwarzem Taffet und ist unten in drei großen runden Bogen ausgeschritten, welche mit weißer Cluny-Quipure besetzt sind, während zu Anfange jedes Bogens allemal eine kleine schwarze Sammetfchleife angebracht ist. Andere Schürzen verziert man mit Klappen aus Sammetband von verschiedener Länge, die mit Cameenknöpfen befestigt sind, oder man zackt sie unten in große

spitzige Zacken aus, die mit weißer Guipure garnirt sind, oder man verziert sie mit orientalischer bunter Seidenstickerei in sogenannten Kaschmirmustern, allein unter allen diesen verschiedenen Arten möchten wir doch dem niedlichen Pompadourschürzchen den Vorzug geben.

Modenblatt No. 32. (819 bis.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Fanchonhäubchen aus Musselin, mit einer Kuche aus irländischen Spitzen umgeben und mit kreuzweisen Einfäzen verziert, während oben in der Mitte etliche Bandschleifen angebracht sind, von denen die Bindebänder ausgehen.

2) Maria-Stuart-Haube aus Musselin mit einer Garnirung von Cluny-Guipure und Taffet-Bindebändern.

3) Pamela-Häubchen aus Tüll mit Spitzengarnirung und Bandschleifen; die Bindebänder bestehen aus Tüllpuffen mit Bandsunterlage.

4) Mandarinhut aus schwarzem Kopshaargeflecht mit ausgezacktem Rande, der mit Sammetband eingefast ist; in der Mitte ist ein Kirschenzweig angebracht und die breiten Bindebänder bestehen aus Taffetband.

5) Krage und Ärmel aus Leinwand mit gefalteter, ausgelegter Garnirung; auf die beiden glatten Falten sind Leinwandknöpfchen genäht.

6) Krage und Ärmel aus gestickter Leinwand mit ausgelegtem Rande.

7) Nachthemd mit Krage; der Vordertheil und die Ärmelbündchen sind fein gefaltet und mit gestickten Einfäzen verziert.

8) Nachtsäckchen mit gezogenen Puffen, welche durch gestickte Einfäze unterbrochen werden.

9) Viereckiger Pelervinekrage, mit ovalen Punkten gestickt und mit Guipure-Einfaz verziert.

Das Haupt-Modenblatt (820) ist der Störungen im Eisenbahnbetriebe halber bis zum Schluß dieser Nummer aus Paris nicht eingetroffen und werden wir dasselbe in einer der nächsten Wochen nachliefern.

Feuilleton.

Ideal und Wirklichkeit. Wir wollen uns nicht etwa mit einer philosophisch-metaphysischen Abhandlung über dieses schon von so vielen geistvollen und gelehrten Leuten behandelte Thema einlassen — nein, wir geben hier nur den Brief einer kürzlich verheiratheten jungen Frau an ihre noch unverheirathete Freundin als eine Art Illustration zu diesem Thema — die Nutzenwendung mögen sich unsere geehrten Leserinnen selbst dazu machen.

„Liebe Helene!

Deine Mutter scheint sich großen Kummer Deinetwegen zu machen, denn sie hat sich sogar die Mühe genommen, mir darüber

einen vier Seiten langen Brief zu schreiben, so daß ich ganz stolz auf diesen Beweis ihres Vertrauens bin. Sie bittet mich, Dir Vernunft zu predigen und das will ich auch sehr gern thun, obgleich es sonst nicht gerade meine Gewohnheit ist. Also höre mich an mit allem Respect, den man einer seit sechs Monaten verheiratheten Frau schuldig ist!

Aber kommen wir zur Sache! Du wirst Dich gewiß noch erinnern, daß trotz des Verbots unserer Lehrerinnen, die wol mit gutem Grunde das Wort „Heirath“ gar nicht hören konnten und wollten, in der ersten Classe unserer Pension kein Zeitwort so vielfach conjugirt wurde, als das Zeitwort „sich verheirathen“. Wie oft kam Eine von uns, wenn sie einen Brief von ihren Aeltern erhalten oder dieselben im Sprechzimmer gesehen hatte, ganz strahlend gelaufen und rief triumphirend: — Ich verheirathe mich!

Zwanzig Ausrufungen hörte man dann auf einmal.

— Du verheirathest Dich?

— Sie verheirathet sich!

— Sie verheirathen sich Alle!

— Ob ich mich wol auch verheirathe!

— Ach, wenn ich mich doch verheirathen könnte!

So ging es fort in diesem Zeitworte in allen Zeiten und Fällen; acht Tage lang war von nichts Anderem die Rede. Man sprach während der Frühstunden davon, man dachte während des Unterrichts in der Classe daran, man träumte im Schlafe davon. Du besonders machtest endlose Variationen über dieses Thema und schienst mir sehr zu wünschen, daß der Augenblick bald käme, wo Du Deine vielleicht zu glänzenden Träume in eine solide Wirklichkeit verwandeln könntest.

Denkst Du immer noch so? Ich glaube es, denn Deine Mutter schreibt mir, daß Du jedesmal, wenn sie Dir einen neuen Freier vorschlägt, sehr ungeduldig scheinst, ihn kennen zu lernen, aber dann auch wieder noch viel ungeduldiger bist, ihn zu verabschieden. Weder dem Staatsbeamten, noch dem reichen Banquierssohne, noch dem eleganten Cavalierofficiere gelang es, den Widerstand des hartnäckigen kleinen Mädchens zu besiegen.

Ist vielleicht der Charakter Deiner Freier daran schuld, daß Du sie nicht magst? Nein, Du begnügst Dich damit, einen raschen Blick auf sie zu werfen, ein paar Worte mit ihnen zu sprechen, und dann sind sie ohne Gnade und Barmherzigkeit verurtheilt. Man möchte glauben, daß Du sie einzig nach ihrer Cravatte und nach ihrer Nase beurtheilst, allein Deine Mutter sagt mir, daß Du auf ihr Befragen stets antwortest: — Ich habe mein Ideal.

Das hat die gute arme Frau nicht begriffen; ich glaube es wol! Dieses Wort war zu ihrer Zeit noch nicht erfunden. Aber ich verstehe mich besser auf dieses Capitel und will Dich nun darüber belehren; also höre mir zu, und möge meine weise Erfahrung Dir von Nutzen sein.

Ich hatte auch ein Ideal! Freilich habe ich nie mit Dir darüber gesprochen, was wieder einmal beweist, daß man selbst seiner intimsten Freundin nicht Alles sagt. Du erinnerst Dich jedenfalls des Geschichtswerts mit Bildern, aus dem wir die Weltgeschichte lernen mußten; da war jedes wichtige historische Ereigniß mit ein paar Zeilen abgeseift und über jeden berühm-



Insp. Leprieux, à Paris

Ad. Goussard, Ed. à Paris

**Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig**

Gravure du MONITEUR DE LA MODE *publié à Paris*

ten Kö
seine T
ein Po
lachen,
machten
unendli

We
meist E
mir un
der zwei
Wald
standino

Die
wieder i
ich nie
lichen S
Absalom

Die
gekehrt
ablehnte
aber wo
reich ge
redete r
weinte
Kopf ein

Do
entfernt
welcher
Könige
beabsicht
er nun
theilhaft
ihn mit
meine G

No
wart d
wobet
wieder
war er
würfige
Aeltern
heirath
zu, da
Geleger
guten S
freilich
Lodenh
umrahm
sich es

So
ich wa
Ibeal
Hochzei
ergriff
und L

ten König, seine Geburt, seine Regierung, seine Eroberungen, seine Tugenden und seinen Tod ein paar Worte gesagt, denen ein Portrait beigegeben war. Heute muß ich über diese Bilder lachen, sie kamen mir albern und häßlich vor, allein damals machten sie einen tiefen Eindruck auf mich und erschienen mir unendlich schön.

Wenn ich in den Ferien zu Hause gewesen war, hatte ich meist Herren mit ungeheuern Glazen gesehen, deshalb gefielen mir unter den Königsportraits hauptsächlich zwei: Chlodomer, der zweite merovingische König von Frankreich, mit einem üppigen Wald von dunklen Locken, und Harald Haarfager, der wilde skandinavische König, mit dem langflatternden goldblonden Haar.

Diese beiden Bilder betrachtete ich mir immer und immer wieder in meinen Ruhestunden und gelobte mir im Stillen, daß ich nie einen Mann heirathen würde, wenn er nicht einen ähnlichen Lockenkopf aufzuweisen hätte, als diese beiden Collegen Absalom's.

Diesem Gelübde blieb ich treu, auch als ich nach Hause zurückgekehrt war, und einige Bewerber erschienen, die ich unerbittlich ablehnte. Vielleicht waren es edle Charaktere, geistreiche Köpfe, aber was kümmerte mich das? Ihr Haarwuchs war mir nicht reich genug, sie entsprachen nicht meinem Ideale! Mein Vater redete mir erst vernünftig zu, dann schalt er und meine Mutter weinte — aber Alles umsonst! Nichts ist so unbeugsam, als der Kopf eines jungen Mädchens, die ein Ideal besitzt.

Doch siehe da, eines Tages bekamen wir den Besuch eines entfernten Verwandten, und der junge Vetter war der erste, welcher in verschönertem Maßstabe den Portraits der beiden Könige im Geschichtsbuche glich. Er blieb länger da, als er erst beabsichtigte, er gewann mich lieb und bat um meine Hand. Da er nun einen geachteten Namen, Vermögen, Bildung, eine vortheilhafte Anstellung besaß, erwiderte ihm mein Vater, daß er ihn mit Freuden als Schwiegersohn annehmen würde, falls er meine Einwilligung erlangte.

Noch denselben Vormittag machte mir der Vetter in Gegenwart des Vaters sein Geständniß und bat um mein Jawort, wobei mich der arme Papa ängstlich gespannt betrachtete, da er wieder eine Ablehnung von meiner Seite befürchtete. Wie froh war er aber, als er vernahm, wie ich mit heuchlerischer Unterwürfigkeit entgegnete, daß ich gern den Wunsch meiner geliebten Aeltern erfüllen werde. Wenige Wochen darauf war ich verheirathet; ich will mich jedoch nicht verläunden und gebe gern zu, daß ich mein Jawort nie gegeben hätte, wenn ich nicht Gelegenheit gehabt, die ausgezeichneten Eigenschaften meines guten Heinrich vollständig kennen und würdigen zu lernen, aber freilich muß ich aufrichtig gestehen, daß sein prächtiges schwarzes Lockenhaar meinen Entschluß stark beeinflusst hatte. Wie schön umrahmte es sein liebes feines Gesicht und welchen Glanz verlieh es seinen freundlichen Augen!

Soll ich Dir erst sagen, wie glücklich, wie kindisch glücklich ich war? Ich hatte den Mann meiner Träume gefunden, mein Ideal hatte sich verwirklicht. Aber ach! noch am Abende unseres Hochzeitstages wurde Heinrich krank, ein hitziger Gehirntypus ergriff ihn und drei ganze Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod. Das waren traurige Flitterwochen! Ich verließ ihn

nicht eine Minute, ich wollte seine Krankenpflegerin sein. Meine Pflege, meine Unruhe und Trostlosigkeit, so lange mein Mann in Gefahr schwebte, seine Dankbarkeit während der Genesung und seitdem seine Güte gegen mich, sein Geist, sein großes Herz, Alles fesselt mich Tag für Tag mehr an ihn — ich liebe meinen Heinrich über Alles!

Aber freilich gleicht er seit seiner Krankheit wol noch einem der Königsportraits in unserm Geschichtswerke, liebe Helene, aber nicht mehr Chlodomer dem Merovinger oder Harald Haarfager, sondern vielmehr — Carl dem Kahlen!

Die Moral meiner Geschichte ist also . . . aber nein, ich traue Dir so viel Verstand zu, daß Du sie Dir selbst daraus ziehen kannst.

Ist es mir gelungen, Dich zu überzeugen? Ich will's hoffen! Ich bin zwar nur ein Jahr älter als Du, allein mein Bruder meint, die Dienstjahre im Felde zählen doppelt, und so ist es wol auch bei den Monaten in der Ehe der Fall. Du warst zwar in der Schule immer weiter als ich in der Geschichte, der Grammatik, dem Rechnen und der Geographie, aber ich schmeichle mir doch, daß ich jetzt in vieler Hinsicht mehr Erfahrung und Einsicht besitze als Du, darum glaube mir und sei vernünftig!

Deine treue Freundin Luise.“ —r.

Menschenfreundliche Zurechtweisung. Manuel de Faria y Souza, ein portugiesischer Dichter, war eines Nachts bereits fest eingeschlafen, als seine alte Haushälterin außer sich vor Schrecken in sein Schlafzimmer gestürzt kam und ihn mit den Worten weckte:

— Wachen Sie auf, Herr!

— Was giebt's denn nur?

— Ein Dieb, ein Räuber!

— Ein Dieb bei mir! Das ist unmöglich, er muß schlecht unterrichtet sein!

— Da ist er schon! Er klettert an ihrem Balkon herauf!

Der Dichter stand ruhig auf, öffnete das Fenster und sah sich Auge in Auge mit dem Diebe.

— Hört, guter Freund, Ihr müßt Euch irren, hier seid Ihr nicht recht. Der reiche Jude ist mein Nachbar rechts; dort findet Ihr, was Ihr sucht, bei mir ist aber nichts zu finden. —r.

Eine trefflich bediente Polizei. Ludwig XVIII. fragte eines Tages während einer Conferenz, die er mit dem aus der Verbannung zurückgekehrten Herzog von Novigo hatte, welcher polizeilichen Mittel sich die kaiserliche Regierung bedient habe, um stets über Alles unterrichtet zu sein, was in Hartwell vorginge, als er dort seinen Wohnsitz gehabt habe.

— Herr Herzog, sagte der König zu dem ehemaligen Minister, wieviel kostete Sie die Polizei, welche Sie in Hartwell unterhielten?

— Sire, sie kostete uns jährlich 120 bis 150,000 Fr.

— Das ist nicht zu viel. Ich hatte mir es ungefähr auf so hoch veranschlagt. Der Herzog von A. stand in Ihrem Sold, nicht wahr?

— Dies ist ein Staatsgeheimniß, welches ich nicht ohne formellen Befehl von Ew. Majestät enthüllen darf.

— Sprechen Sie ganz offen, ich weiß über die Sache fast eben soviel als Sie.

— Nun, da Ew. Majestät so wohl unterrichtet scheinen, will

ich nicht leugnen, daß der Herzog von A. uns etwa zweimal im Monat schrieb.

— Und wieviel gaben Sie ihm dafür?

— Soviel ich mich erinnere, betrug die Summe jährlich 24,000 Francs.

— 24,000 Francs! Sehen Sie, Herr Herzog, wie wenig man sich auf die Menschen verlassen kann! Er sagte mir immer nur 12,000 Francs; das geschah aber wahrscheinlich, um mir nichts davon abgeben zu müssen, denn ich war der Verfasser der Briefe, welche Sie erhielten! —r.

Befriedigte Sehnsucht. Zwei Bauermädchen hatten so oft in der Stadt die mächtigen Chignons der Damen bewundert und dabei durch die Schaufenster der Friseur in Erfahrung gebracht, daß dieselben meistens nicht auf den Köpfen der Stadtfräuleins gewachsen seien, bis sie endlich die unbeschreiblichste Sehnsucht empfanden, ihre Häupter auch mit solchen dicken Haarnoten zu schmücken. Da ihr Haarwuchs indessen nicht gar zu üppig war, gingen sie auch in einen Friseurladen und fragten nach dem Preise von Chignons, wobei sie zu ihrem Schrecken sahen, daß ihre geringen Mittel ihnen einen derartigen Luxus nicht erlaubten. Das war ein harter Schlag für die eillen Mädchen! Sie dachten nun Tag und Nacht darüber nach, wie sie es anfangen sollten, ihren Wunsch doch noch zu befriedigen, und endlich fiel ihnen ein Ausweg ein, denn sie konnten und wollten nun einmal den zu theuren Chignon nicht länger missen.

Eines Abends schlichen sie sich, nachdem sie die Gelegenheit wohl ausgespäht, in einen Pferdestall und schnitten ruhig ohne jeden Gewissensscrupel zwei Pferden die Schwänze ab; dann eilten sie ganz stolz und glücklich mit den erbeuteten Trophäen nach Hause, wo sie sich eifrig damit beschäftigten, die geliebten Chignons zu fabriciren.

Am folgenden Morgen war der Eigenthümer der Pferde nicht wenig überrascht, als er die armen Thiere ihrer Schwänze völlig beraubt sah. Er stellte die eifrigsten Nachforschungen an und so gelang es ihm schließlich, die beiden Schuldigen zu entdecken. Er verlagte sie vor Gericht und hier wurden Beide zu je 7 Thalern Schadenersatz verurtheilt, was wol nicht mehr als billig war; indessen hätten die unglücklichen Kofetten wohl Jede zwei ganz prächtige Chignons aus wirklichen Haaren für dieses Geld haben können. —r.

Ein Scandal aus der vornehmen New-Yorker Welt. Madame Eaton, die Gemahlin des Generals dieses Namens, war früher einer der glänzendsten Sterne der vornehmen americanischen Gesellschaft. Sie machte zu ihrer Zeit die schönen Tage des High life in Washington und der Präsident Jackson figurirte unter ihren größten Bewunderern.

Der General Eaton bekleidete während seines Lebens verschiedene wichtige politische Stellungen und namentlich die als nordamericanischer Minister am Hofe in Madrid. Er verlebte auch einige Zeit in Paris und London mit seiner Gemahlin, welche in diesen beiden Hauptstädten wegen ihrer Schönheit und ihres vornehmen Wesens sehr bemerkt wurde.

Nach dem Tode des Generals blieb seine Witwe in dem Besitze eines unabhängigen Vermögens. Sie erfreute sich eines fleckenlosen Ansehens und einer allgemeinen Achtung, und ihre

Freigebigkeit und ihre unerschöpfliche Wohlthätigkeit gewannen ihr alle Herzen.

Vor mehren Jahren übernahm sie die Vormundschaft über zwei Kinder: Ihren Enkel und ihre Enkelin, für deren Zukunft sie reichlich sorgte, indem sie denselben einen Theil ihres Vermögens zusicherte.

Im Laufe ihrer Erziehung hatten diese Kinder einen Italiener, Namens Bourganini, zum Tanzmeister, der ein sehr einschmeichelndes Wesen besaß und die Zuneigung derselben in dem Grade zu erwerben wußte, daß das junge Mädchen ihre Adoptionmutter bat, ihn bei sich zu empfangen. Dieser unerwartete Antrag stieß anfangs auf einigen Widerstand, aber Madame Eaton ließ sich endlich durch die dringenden Bitten ihrer Enkelin erweichen und bald wurde Bourganini der tägliche Gast des Hauses.

Wir kürzen die Einzelheiten ab; sie würden einen ganzen Band füllen. Kurz, ohne zu sagen, durch welche Umwege und Verführungen, es gelang dem Tanzmeister, sich zum Gebieter des Plazes zu machen und Thatsache ist, daß die vornehme Welt in New-York eines schönen Tages mit einem Erstaunen, das an Bestürzung gränzte, erfuhr, die Witwe des Generals Eaton werde Madame Bourganini.

Das war aber nur ein erster Schritt. Unter dem Vorwande von Speculationen, Unternehmungen und auch eines edeln Stolzes, der ihm nicht erlaube, müßig auf Kosten seiner Gattin zu leben, ließ sich Bourganini von derselben erst kleinere, dann mächtigere Geldsummen überweisen und operirte so, daß nach Verlauf einer gewissen Zeit alles Eigenthum derselben auf seinen Namen übertragen war. Eine Menge Vorfälle können wir nur kurz berichten. Man denke sich diesen Bourganini, den Gemahl einer der geachtetsten Damen des Landes, Besitzer eines Vermögens, das er nie hätte erwerben können, und thatsächlich Vormund zweier Kinder, von denen das eine ein schon erwachsenes junges Mädchen, Miß Emily, war, der er eine solche Zärtlichkeit einzufößen gewußt hatte, daß sie zur leidenschaftlichsten Liebe wurde.

Das ist der Culminationspunct dieser seltsamen Geschichte.

Eines Tages verließ Miß Emily das Haus ihrer Mutter unter dem Vorwande, ihre Schwester zu besuchen. An demselben Abende ging der Ex-Tanzmeister seinerseits aus, um nicht wieder in seine Wohnung zurückzukehren, und am folgenden Morgen segelten am Bord der China zwei Reisende von New-York nach Liverpool ab, die sich unter den Namen Herr und Frau Bourganini hatten einschreiben lassen. Erst am Tage nachher erfuhr die unglückliche Frau und die unglückliche Mutter aus der in den Journalen veröffentlichten Passagierliste des Dampfers „China“ die Nachricht von ihrem doppelten Unglücke.

Später erhielt die verlassene Frau ein Schreiben von dem treulosen Gatten, worin er sie davon in Kenntniß setzte, daß er das ganze Vermögen in Geld umgesezt habe und mitnehme, ihr aber wöchentlich 20 Dollars für ihren Lebensunterhalt ausgesezt habe. C.

Philosophie eines Speculanten. Ein gewisser H. hatte viel an der Börse gespielt und es war ihm ergangen, wie gewöhnlich den Spielern von Profession — er hatte viel verloren!

Allein er spielte immer nur in der Hoffnung und Voraus-

sicht zu gewinnen, an die Tage des Unglücks hatte er mit keinem Gedanken gedacht.

Demnach kam es ihm sehr ungelogen, als sein Agent ihn benachrichtigte, daß er 60,000 Francs Differenz zu bezahlen habe. Er versprach jedoch, zu zahlen und machte bekannt, daß man am 5. Mai sich an seiner Cassé einstellen könne.

Die Gläubiger ließen sich das natürlich nicht zweimal sagen, aber als der Termin gekommen war, fand man die Thüre verschlossen und mit großen Buchstaben daran geschrieben:

„Es giebt Leute, die bezahlen und Andere, die nicht bezahlen, das ist die Differenz!“

—r.

Noch eine Spitzbubengeschichte. Ein englischer Lord, der seinen schönen Landsitz bewohnte, ging eines Abends beim Nebel auf sein Schloß zu, da er gerade von einem weiteren Spaziergange in der Umgegend nach Hause kehrte; auf halbem Wege, dicht bei einem kleinen Wäldchen, das ihm zur Rechten lag, kam plötzlich ein verdächtig aussehender Mensch auf ihn zugesprungen, setzte ihm die Mündung eines Revolvers auf die Brust und fragte, ob er ihm nicht etwas Geld borgen könne.

Kaltblütig entgegnete ihm Lord A.: — Sie treiben da ein gefährliches Handwerk, mein Lieber; was bewegt Sie dazu?

— Die Noth! Ich habe seit drei Tagen nicht einen Penny, um mir Brod kaufen zu können.

— So, nun warum verkauften Sie da denn nicht Ihren Revolver? Damit ergriff er denselben mit einer raschen Bewegung, so daß der Straßenräuber ganz niedergebrennt war und ihn anzusehen begann, nicht damit auf ihn zu schießen.

Der Lord betrachtete ruhig die Waffe mit Kennerblick von allen Seiten, und sagte dann: — Der Revolver gefällt mir, ich will ihn Ihnen abkaufen. Er zog fünf Sovereigns aus der Tasche, gab sie dem Manne und ging mit dem Revolver nach Hause. —r.

Privatansichten. Der bekannte See- und Schlachtenmaler Moissonnier traf eines Tages unterwegs seinen Fechtmeister und nahm ihn mit zu sich nach Hause, wo er ihm einige Gemälde zeigte, an denen er eben arbeitete.

— Wie ich sehe, malen Sie also auch? fragte der Fechtmeister.

— Allerdings.

— Beschäftigen Sie sich oft damit?

— Alle Tage. Sollten Sie dies vielleicht nicht billigen?

— Nun, doch nicht so recht. Das Halten des Pinsels verdirbt die Hand zum Führen der Klinge.

—r.

Albumblätter.

Was Dich betrübt und labt, halt' Alles für erkoren.

Nimm Dein Verhängniß an. Lass' Alles unbereut.

Thu' was gethan muß sein, und eh' man Dir's gebeut.

Was Du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Paul Flemming.

Eine Frau von innerer Güte ist immer lebenswürdig befunden worden; und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, ist gewiß nicht lebenswürdig.

Börne.

Räthsel und Aufgaben.

Getrennt kann man's besprechen,
Dabei den Kopf zerbrechen,
Auch läßt es sich negiren,
Geduldig stets regieren,
Bereint kann's Köpfe ehren,
Kann Thoren arg bethören,
Kann schwer ein Land verheeren
Und ganz ein Haus zerstören.

Mein Ganzes ist den Menschen angeboren,
Doch Mancher hat im Kriege mich verloren;
Ein Zeichen mehr, dann bin ich doppelt, was ich war,
Noch eins mehr, dann stell' ich, schön und prächtig zwar,
Doch fremden Ländern mich als Schrecken dar.

Im Conversationshause des schönen Baden-Baden gewann Herr v. S. dreimal so viel Ducaten als Gulden; bald jedoch verlor er vier Ducaten und auch vier Gulden. Er zählte nach diesem Verluste seine noch übrige Baarschaft durch und bemerkte, daß er noch viermal so viel Ducaten habe als Gulden. Wie viel Ducaten und wie viel Gulden hatte Hr. v. S. gewonnen?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 26.

Armselig.

Die Buchstaben.

Die Karten waren, wie folgt, vertheilt:

B. hatte: In Coeur: 7, 6, 4, 3, 2.

„ Carreau: 9, 5, 4, 2.

„ Pique: 10, 8, 7, 3.

C. hatte: „ Coeur: Aß, Dame, 10, 8, 5.

„ Trefle: Dame bis mit 5.

D. hatte: „ Coeur: König.

„ Trefle: König, 4.

„ Pique: 9, 6, 5, 4, 2.

„ Carreau: 10, 8, 7, 6, 3.

Vorhand B. spielt einen kleinen Atout an, A. übersticht, C. nimmt, der Regel folgend, in der dritten Hand die höchste Karte aufzusetzen, das Aß, auf welches Hinterhand D. den Atout-König

zugeben muß. C. spielt nun die Atout-Dame aus, D. giebt ein kleines Carreau oder ein kleines Pique zu, B. den kleinsten Atout und A. den Buben, seinen letzten Atout. C. spielt nun sein kleinstes Trefle aus, da er aus dem Falle der Karten sieht, daß ein ferneres Atoutspielen unnütz wäre, welches B. mit Atout sticht. B. spielt nun Carreau oder Pique an, dieses sticht wiederum C. mit seinem kleinsten Atout, dieser spielt wieder Trefle, welches B. wiederum mit Atout sticht. C. spielt noch einmal Trefle, B. sticht wiederum mit Atout, A. muß bei diesem Stich sein letztes Trefle, das Aß geben. B. spielt noch einmal Carreau oder Pique, welches C. mit dem letzten Atout sticht und nun mit seinen fünf höchsten, nunmehr freigewordenen Trefles die letzten fünf Stiche macht.

Tugend wächst in Noth und überwindet Gewalt.

Briefpost.

Fr. J. v. K. in W. Der von uns zu Rathe gezogene Fachmann muß, wie er sagt, um das richtige Mittel verordnen zu können, die Größe der Flecken und ob sie auf der Haut erhaben sind, wissen. Wir ersuchen Sie daher um gefällige Mittheilung.

Fr. Anna D. in L. Ergebensten Dank für die richtigen Lösungen. Wir haben uns sehr gefreut, auch Sie unter unsern virtuosen Rotherinnen begrüßen zu können.

Herrn St. v. Br. in V. Ihre Aufgaben werden dankbare Verwendung finden. Die Vorposten Ihres Wises lassen auf ein sehr humoristisches Centrum schließen.

Fr. Hofr. J. in Weimar. Ueber Goglow's Befinden werden Sie in dieser Nummer nähere Mittheilungen finden.

Die Beantwortung der übrigen, kurz vor Redactionschluss der Nummer bei uns eingegangenen Briefe, für die wir freundlich danken, kann leider diesmal wegen Mangels an Raum erst in nächster Nummer erfolgen.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

Verlag von **V. S. Verendsohn** in Hamburg und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Glück der Liebe und Ehe.

Enthüllte Geheimnisse für Liebende, Verlobte und Neuverheirathete.
Mit Abbildungen.

Herausgegeben von **Dr. J. L. Mayer.**

In elegant illustrirter Enveloppe. Preis 15 Sgr.

Der geschätzte Verfasser, ein wohlrenommirter Arzt, schildert in eben so decenter als ernst belehrender Form das den Liebenden und Verlobten Wissenswerthe.

Jungen Damen kann das Buch ohne Bedenken in die Hände gegeben werden. — Um möglichem Mißbrauch vorzubeugen, wird dasselbe indeß nur versiegelt ausgegeben.

Im Verlage der Dürsch'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die gänzliche Unterdrückung der Cholera, den Europäischen Staatsregierungen als ausführbar dargethan, und eine sichere Heilmethode dieser Seuche Ärzten und gebildeten Laien anempfohlen von **Eduard Jörg,**

Doctor der Philosophie, Medicin u. Chirurgie, vieler gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

3. Auflage. — Preis: brosch. 9 Ngr.

Zur Radicalem Vertilgung der Sommersprossen wird ein sicheres, bewährtes und keine weitem Kosten verursachendes Mittel gegen franco Einwendung von 15 Ngr. mitgetheilt von

A. L. Bimmer.

Bittau, a. d. Klosterkirche Nr. 409.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: **R. R. R. poste restante** frei Weimar.

Zur gänzlichen Vertreibung der Sommersprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochth i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Die Stickerei-, Tapissier- und Modewaaren-Manufactur

von

J. A. Sietel in Leipzig,

Grimm. Straße 16, im Mauricianum,

empfehlen sich einem geehrten Publicum mit einer reichen Auswahl ihrer Erzeugnisse, sowie zu Ausführungen von Aufträgen in Gold-, Silber- und Seiden-Stickerei auf Mäntel, Mantillen, Paletots, Ueberwürfe, Mädchen- und Knabenanzüge nach deutschen, englischen und französischen Modellen etc.

Auswählendungen auf franco und sichere Referenzen werden bereitwilligst ausgeführt.

Im Verlage der Dürsch'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste, von dem Alten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Eine verlorene Jugend.

Novelle

von

Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Nachdem sich Königsee förmlich ausgetobt hatte, sah er ebenso plötzlich wieder ernsthaft und streng aus. — „Hat er sich den Hals gebrochen?“ wandte er sich mit einem stechenden Blicke nach seiner Enkelin.

Diese, welche bei seinem unmäßigen Lachen, wie gewohnt sie es auch war, in peinlichster Verlegenheit vor sich niedergeschaut hatte, hob jetzt ihre unschuldigen Augen bittend auf den Großvater — Laura aber, welche seine Frage diesmal nicht begriff, wollte ihn zur vollen Besinnung zurückführen. „Ich wüßte Keinen,“ sagte sie mit einer Wendung zum Scherz, „dessen Hals in Gefahr gewesen wäre!“

„Keinen?“ rief er scharf. „Den Grünspecht auch nicht? Ich weiß aber, daß er gestürzt ist — gestürzt, Landstallmeister, sage ich Euch! Und wenn er den Hals nicht gebrochen hat, so ist's Schade!“

Heerwald sah Fernando erbleichen — vor seinem innern Auge ging plötzlich ein heller Sonnenblick auf. Der Reiter, den er getroffen, dem er selbst im Unwillen über seine schroffe Abfertigung etwas Aehnliches vom Halsbrechen gesagt hatte, das blutende Pferd, die junge

Bäuerin, die ihm gesagt, daß er im Niederwald beim Förster die Jägerei lerne, Fernando's Erröthen heute früh — und jetzt ihre erbleichende Wange! Das war es —! Er bedurfte keiner Erklärung mehr.

Laura aber fühlte die Nothwendigkeit einer solchen über die Rede ihres Mannes, nur durfte sie jetzt keine geben, denn jeder Widerspruch reizte Königsee so, daß er dann alle Rücksicht auf die Gegenwart Anderer vergaß. Sie nahm sich aber vor, offen mit ihrem Vater über Alles zu sprechen; wenn er einen klaren, ob auch noch so unerfreulichen Einblick in ihre häuslichen Verhältnisse hatte, so durfte sie nicht um jede Wiederholung häßlicher Scenen in neue Verlegenheit gerathen. Für den Augenblick begnügte sie sich, ihren Mann nur mit einem leichten Kopfschütteln zu erinnern, daß ihm seine Aeußerung von ihrem Vater verdacht werden könne. Er sah sie verwundert an — wahrscheinlich hatte er, wie ihm das oft begegnete, schon vergessen, was er soeben gesagt hatte. Heerwald fragte ihn auch gleich nach andern Dingen und erzählte von seinen eigenen Erlebnissen in Rußland. Diese interessirten Königsee und er fragte immer wieder nach neuen Dingen, besonders die Aufhebung der Militärcolonien ließ er sich mit allen Umständen schildern. Dabei sprach er sich mit scharfem Urtheil aus, als ob seine geistigen Kräfte durchaus nicht gelitten hätten. Freilich erregten die Neuerungen des jetzigen Kaisers sein Mißfallen, da er überhaupt von Neuerungen nichts wissen wollte, und Heerwald's Rechtfertigung derselben konnte ihn nicht eines Bessern belehren.

„Glaubt nur, daß ich mir's auch angesehen habe!“ sagte er. „Bei Kalisch, wie die große Verbrüderungsrevue zwischen uns und den Russen war, Anno Fünfunddreißig, drei Jahre, ehe ich mein Dienstjubiläum feierte und den Abschied nahm. Bin auch noch bei den großen Cavaleriemänövern von Woffnesenk gewesen. Da war's eine Herrlichkeit mit der Soldatenansiedlung, sie setzten uns auch damit zu! An 400,000 Mann hatte der Kaiser schon untergebracht —“

„Damals nicht mehr!“ unterbrach ihn Heerwald. „Der's dem Kaiser plausibel gemacht, der Arakschejeff, hatte schon den Abschied bekommen, weil ganz Rußland über seine Grausamkeit bei Durchführung des Project's empört war. Haben Sie von ihm nicht bei Kalisch gehört? Der grausamste und zugleich der feigste Mensch, wie's oft zusammentrifft — Toll erzählt von ihm, haben Sie Toll nicht gelesen?“

„Selbst toll! Ich lese gar nichts mehr, man ärgert sich nur! Die Militärcolonien konnten doch aber an die 300 Schwadronen stellen, mit 200 Kanonen und gar auch Pionieren zu Pferde — hat man so etwas gehört! Und nun aufgehoben! Erst die Kürassiere abgeschafft, dann das Dragonercorps aufgelöst, immer nur Neues, Neues, bis am Ende die ganze Welt auf dem Kopfe steht. Gesteht's nur, Landstallmeister, Euch haben die neuen Dinge auch nicht gefallen und Ihr seid darum ausgekniffen!“

„O nein! Ich habe mich noch eine Zeitlang dort wohl befunden und mir wurde sogar die Stelle eines Kreishefs angeboten, Ratschalnik Ofruga, nicht ein schöner Titel?“

Die russische Benennung reizte auf einmal wieder die Laclust des Alten, und mit dem Gespräche über diese fernliegenden Dinge, das die Frauen als einen wohlthätigen Ableiter betrachtet hatten, war es vorbei. Als Königsee wieder zu sich kam, schlug er auf den Tisch und sagte: „Spazieren gehen!“ Laura stand sogleich auf, ihm Stock und Mütze zu holen, es war seine Gewohnheit, bald nach dem Frühstück einen Spaziergang zu machen, wobei ihn Frau und Tochter begleiten mußten — das Wetter machte darin keinen Unterschied.

„Der junge Mensch kann zu Hause bleiben!“ sagte er, auf Heerwald deutend. „Ich habe mit dem Weibsvolle zu reden!“ Sein Auge streifte feindselig über Beide und kam dem Beobachter in diesem Momente wie das Auge eines mordlustigen Wolfes vor.

„Darf ich nicht mitgehen?“ fragte Heerwald. „Es wird ja kein so gefährliches Geheimniß sein, was Sie zu besprechen haben. Ich würde mir Nettwiß gern von Ihnen zeigen lassen.“

„Soll ein anderes Mal geschehen!“ erwiderte Königsee

unfreundlich, schob die Unterlippe vor und blickte nach der angelehnten Thüre hin, durch welche sich seine Frau und Enkelin eiligst entfernt hatten, um sich zum Spaziergange zu rüsten. Die Erstere, welche zurückkam, hatte den vollen Zorn seiner Ungeduld zu büßen, obschon es unmöglich gewesen wäre, schneller zu erscheinen — es war Fernando und sie wagte nicht, zu dem Zeugen ihrer Demüthigung aufzublicken, dessen Anwesenheit dem Großvater ganz gleichgiltig schien. Laura fand aber heute doch den Muth, als sie dann mit ihm das Wohnzimmer verlassen hatte, ihm darüber eine Vorstellung zu machen.

„Was?!“ rief er so schallend, daß es Heerwald hören mußte. „In meinem eigenen Hause? Er soll mir kommen, wenn er auch zwanzig Mal Dein Vater wäre. Ich bin sein Commandeur gewesen und will jetzt nicht sein Kammerherr sein! — Augen rechts, Nande! Mit Dir hab' ich zu reden!“

Gern hätte Heerwald das auch gehört, aber die Familie hatte die Flur schon verlassen und er sah vom Fenster, wie sie über den Hof ging: Das Ehepaar voran, Fernando vorläufig noch folgend, bis sie an des Großvaters Seite gerufen wurde. So war die unabänderliche „Marschordnung“, die er befohlen hatte. Als der Nachschauende den hagern Greis mit seinen kurzen, steifen Schritten am Stock hastig dahinstapeln sah und seine Tochter, noch immer doch in der Fülle der Lebenskraft, neben ihm betrachtete, wurde er einen Augenblick sehr traurig, aber er entriß sich dieser weichen Stimmung, da er nicht gewohnt war, um Geschehenes, das sich nicht mehr ändern ließ, zu klagen. Lieber blickte er in die Zukunft. Er holte seinen Hut aus seinem Zimmer und suchte auch das Freie; in den vielen Jahren, die er in den südrussischen Steppen als Vorstand wilder Gestüte oder Tabunen verlebte hatte, war ihm der tägliche und lange Aufenthalt in freier Luft zum Lebensbedürfnis geworden. Nicht über den Hof ging er, wie die Familie, da seine Begleitung ausdrücklich, als ob er nicht als Glied derselben anerkannt sei, von seinem alten Schwiegerohne abgelehnt worden war, sondern er suchte seinen gestrigen Pfad wieder auf, der ihn zu der Mauerlücke mit der eigenthümlichen Warnungstafel und den gekreuzten Lanzen führen sollte, wo es ihm dann frei stand, weiter hinaus durch die Felder zu schweifen.

Es war im Hochsommer. Die Sonne stand zwar noch nicht hoch, aber ihre Strahlen brannten doch schon heiß und der Schatten der uralten Bäume, unter welche Heerwald trat, war ihm sehr willkommen. Gestern hatte er die Pracht derselben in der Dämmerung nicht zu würdigen vermocht, heute blieb er oft stehen und freute sich der mächtigen Stämme und ihrer weit und hoch

ausgestreckten Kronen, ihm war der Sinn für die Natur noch frisch geblieben. Vor allen Bäumen liebte er die deutschen Eichen, die er hier in großer Zahl fand und so alt, wie sie anderswo im Zeitalter der Nutzbarkeit gar nicht mehr geduldet wird. Am Ausgange des „Waldes“ — er konnte ihn auch nicht mehr anders, am wenigsten Park nennen — standen rechts und links von den gekreuzten Lanzen, gleichsam als Wächter, zwei Rieseneichen, deren Alter viele Jahrhunderte betragen mochte. Als sie in grauer Vorzeit als wilde Sprößlinge von Eichen einer noch älteren Generation von Bäumen, die nun längst spurlos vergangen ist, aufgewachsen waren, hatte vielleicht noch der Slawe mit dem Germanen um diese Gauen gekämpft — wie viele Geschlechter der Menschen waren seitdem zum Staube geworden, aus dem sie genommen waren, und die Eichen, wie morsch auch ihre Stämme zu sein schienen, trieben doch mit jedem Frühlinge noch frisches kräftiges Grün, als wollten sie noch eben so viele Geschlechter kommen und gehen sehen. Heerwald stand still und konnte sich gar nicht von dem prachtvollen Anblicke und den Gedanken, die er in ihm weckte, trennen.

„Ja, lieber Herr! dabei lacht Einem das Herz im Leibe!“ wurde er plötzlich von außerhalb der Mauer angedet, und wie er hinblickte, sah er einen Mann im grünen Rocke stehen, mit Doppelgewehr und Dachs, einen Hund neben sich, der, langsam mit dem Schweife wedelnd, den Fremden, den er schon seinem Herrn angekündigt hatte, aufmerksam betrachtete. Der Jäger war schon alt; das mußte der Förster vom Niederwald sein, Heerwald dachte gleich an diesen und hatte Recht. Es war der Förster Waldmann, wie dieser ihm nach einigen gewechselten Worten auf seine gerade Frage bestätigte.

„Und Sie sind wol der Herr, den meine Leute gestern an der Brücke getroffen haben?“ fragte der Waidmann seinerseits.

„Ihre Leute? Ich habe nur eine junge dralle Dirne gesehen, die mir sagte, daß sie als Magd bei Ihnen diene!“

„Na, man sagt einmal so — meine Leute sind Alle, die unter meinem Dache wohnen und von meinem Brode essen, — wenn sie es auch bezahlen und noch so vornehm sind. Das ist keine Beleidigung. Den Herrn Jagdjunker rechne ich auch dazu, er nimmt mir's nicht übel. Sie haben ihn ja auch gesehen, den jungen Herrn, ist vom Wartberge grad' herunter geprescht und hat sich das Pferd lahm gestürzt.“

„Herr von Klinger, ja wohl! Er ist etwas kurz angebunden!“

„Ach!“ sagte der Förster verwundert. „Eine Seele von einem jungen Herrn! Um den Finger zu wickeln!

Sie mögen ihn wol ankrakehlt haben — das verträgt er freilich nicht. Wenn ich nicht zu neugierig bin, Sie sind doch der Vater von der gnädigen Frau Oberstin von Königsee?“

Ein Paar goldgelbe Pirolen schossen eben blitzschnell durch das Laub zu Häupten der Sprechenden und Heerwald, der flüchtig aufgeblickt hatte, fragte lächelnd: „Haben Ihnen die Vögel das auch schon zugetragen?“

Es mußte eine dem Förster schon bekannte Redensart sein, denn er lachte. „Ja, ja! Die bringen mir alle Neuigkeiten!“ sagte er. „In den Häusern und Höfen hören es die Spazier, die erzählen es den Schwalben, und so kommt es an die Finken und Drosseln in den Wald. Ich werde nächstens als ein Hexenmeister verbrannt werden.“

„Mit natürlichen Dingen kann es wenigstens kaum zugegangen sein, daß Sie schon wissen, wer ich bin,“ erwiderte Heerwald heiter. „Von meiner Ankunft hat Niemand in Nettwig etwas gewußt, denn ich habe mich nicht angemeldet, gestern Abend im Dunkeln bin ich erst gekommen und jetzt wissen Sie schon, wer ich bin.“

„Nun dazu brauch' ich keinen andern Vogel, als Ihren Postillon,“ sagte der Förster. „Der ist in Nettwig mit Erlaubniß über Nacht geblieben. Bei seinem Postmeister kann er machen, was er will, auf der Retourfahrt heute früh bin ich ihm begegnet.“

„Da Sie sich doch auf den Postillon berufen, Herr Förster,“ versetzte Heerwald, dem jetzt Alles einfiel, was der Postknecht erzählt hatte, „so kann ich Ihnen auch sagen, daß er sich umgekehrt auf Sie beruft, wenn er Lügen vorbringt.“

„Oho!“ rief der Förster.

„Oder haben Sie wirklich gegen ihn behauptet,“ fuhr Heerwald ernsthaft fort, „daß ich meine Tochter zu ihrer Heirath gezwungen habe, weil der Oberst Königsee reich und schon alt und krank war?“

„Ja! Das habe ich gesagt, Herr . . . ich weiß nicht, wie Sie heißen!“ erwiderte der Förster, dem die Augen funkelten. „Ich bin nicht dabei gewesen, aber Einer, der's erlebt hat, der hat's mir gesagt — Sie werden ihn wol noch kennen, es ist der Herr Regierungsrath Kaufberg.“

„Kaufberg?“ entgegnete Heerwald etwas betroffen.

„Na, sehen Sie wol? Sie können ihn zur Rede stellen, wenn er gelogen hat, er ist jetzt oben in Weissenstadt. Mir machen Sie darum kein Aufgebot! Ich bin der Nettwiger Herrschaft nichts schuldig und brauche mir kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Empfehl' mich Ihnen!“ Damit pfiß er seinem Hunde, der zu revieren angefangen hatte und ging.

Heerwald rief ihm nach und bat ihn, doch nicht so

empfindlich über eine bloße Frage zu sein, der Förster antwortete aber nur, ohne sich umzusehen: „Schon gut! Ich hab's weiter nicht übel genommen.“ Die Gelegenheit, noch mehr über die Verhältnisse zu erfahren, welche Heerwald fast schon errathen zu haben glaubte, war verloren. Er hätte nach Klinger fragen und aus der Antwort gewiß weitere Schlüsse ziehen können. Die Menschen schienen aber hier alle durch das kleinste Wort schon beleidigt zu werden. Oder hatte sich Heerwald einen allzu russischen Umgangston angewöhnt? Er stand noch eine Weile unter den Eichen, die Lust, in die Felder hinauszuschweifen, war ihm vergangen, auch mochte die Hitze auf der schattenlosen Hochfläche wol unerträglich sein. In der Ferne konnte sein Auge, das noch immer scharf war, die große Flagge auf dem runden Hügel bemerken, die sich, vom Winde wie gestern geschwellt, gegen den klaren Himmel abzeichnete. Die Kuppe hieß also der Wartberg, wahrscheinlich hatte dort vor Alters eine Warte zu Schutz- oder Trutzwecken für die Nettwitzer Burgmänner gestanden. Von dort war der junge Mann, dem von mehreren Seiten ein Halsbrechen prophezeit, ja von dem Schloßherrn in Nettwitz gewünscht worden war, den steilen Abhang hinabgejagt, war gestürzt und natürlich dadurch in üble Laune gerathen — wenn nicht ein tieferer Grund ihn verstimmt hatte! Heerwald glaubte diesen nun zu kennen und hatte es gut mit dem jungen Manne im Sinne, der gestern in seiner gereizten Stimmung so schroff gegen ihn gewesen war.

Auf dem Rückwege zum Schlosse, den er nicht auf dem breiten gradlinigen Gange, sondern durch den pfadlosen Wald nahm, beschäftigte er sich dann wieder mit seiner Tochter. Fernando hatte gesagt, daß sie die Mama sehr lieb habe, und das Mädchen, nach ihrem ganzen Wesen zu urtheilen, war gewiß ohne Falch. Der Mensch aber, der ihn hergeführt hatte, wollte von „Einer aus dem Schlosse“, also doch wol von der Dienerschaft, mit Bestimmtheit wissen, daß die Frau mit ihrer Enkelin wie die Katze mit der Maus spiele, und wenn Heerwald gewollt hätte, so würde er gehört haben, welchen gewiß nicht schmeichelhaften Beinamen jene untreue Dienerin ihrer Herrin gegen einen fremden Postknecht gegeben hatte. Der Vater seufzte. Das konnte Alles wahr sein, er wußte ja gar nicht, was in der langen Zeit aus dem eigenwilligen Kinde, das er als Braut verlassen, unter dem Drucke ihrer unglücklichen Ehe geworden war. Der frühere Geliebte, damals ein blutarmer unbefordeter Referendar, war nun auch hier und Regierungsrath, wie er eben gehört hatte. Sollte Laura — hier blieb der alte Mann von einem erschreckenden Gedanken an die Stelle gebannt stehen und that einen schweren Athem-

zug. Wenn Laura doch nicht mit ihrem Geliebten für die Zeit ihrer Ehe ganz gebrochen, oder wenn sie später, als deren Joch immer drückender wurde und die Zeit der Erlösung gar nicht kam, wieder mit Kaufberg angeknüpft hätte!! Ganz lauter fühlte sie sich nicht. Eine Frau von vierzig Jahren braucht nicht mehr roth zu werden, wie ein junges Mädchen von sechzehn, wenn sie nach einem Manne gefragt wird, mit dem sie vor fast einem Menschenalter eine kindische Liebeständelei gehabt hat. Gesagt hatte sie zwar: Die alten Zeiten sind vorbei! Das war auch ganz richtig, aber ob diese alten Zeiten ihr ein reines Bewußtsein gelassen? Dem Vater wurde das Herz schwer. Er konnte nicht darüber mit Laura sprechen, sie nicht zu Geständnissen bringen wollen, die sie vielleicht, so Gott wollte, gar nicht zu machen hatte. Aber wenn er sie einmal mit Kaufberg zusammen hätte sehen können! Hinweg damit! Auch das, mochte es sein, wie es wollte, ließ sich, was die Vergangenheit betraf, nicht mehr ändern, und selbst wenn es im schlimmsten Falle in die Gegenwart hineinspielte, so konnte der Vater nichts thun, als schweigend seinen Stab weiter setzen und den Staub von seinen Füßen schütteln. Aber was gegen das Herzensglück des unschuldigen Kindes hier geschmiedet wurde, das wollte er wenigstens verhindern und sollte es mit einer Gewaltthat geschehen, die dem energischen Charakter seines verstorbenen Kaisers Ehre gemacht haben würde! Er war doch neugierig, den ihr zugeordneten Freier zu sehen, den er vor fünfundzwanzig Jahren schon gekannt haben sollte.

In der Nähe des Schloßes war Alles still, auf dem Hofe kein Mensch zu sehen — Heerwald sah nach der Uhr, welche am Giebel des grauen Gemäuers hoch oben angebracht war; die kaum noch mit einem Schimmer ehemaliger Vergoldung überzogenen Weiser zeigten eine falsche Stunde. Heerwald erinnerte sich auch nicht, den Schlag einer Uhr gehört zu haben, sie stand wahrscheinlich schon seit Jahren. Seine Taschenuhr belehrte ihn, daß er etwa eine Stunde fort gewesen war, länger konnte der neunzigjährige Greis seine Promenade doch auch nicht ausgedehnt haben, er schlief vielleicht schon wieder, durch vielen Schlaf und starkes Essen erhielt er sich gewiß. Heerwald öffnete leise die Thüre des Wohnzimmers, er war mit der Einrichtung im Hause nun schon so weit vertraut, daß er neben dem Wohnzimmer die Stube des Hausherrn wußte, hinter welchem wahrscheinlich das Schlafzimmer lag, während die innere Thüre von jenem aus nach den von den Frauen benutzten Räumen führen mochte.

Als er in das Zimmer trat, fand er Niemand von der Familie, sondern einen fremden Herrn, der sich bei seinem Eintritt von dem Sopha erhob, auf welchem er

ziemlich ausgestreckt gefessen hatte. Es war ein Mann von stattlicher Leibesfülle mit einem robusten und freundlichen Gesichte, das von einem buschigen, gegen die herrschende Mode stark aufgestäubten Backenbarte beschattet war. Mit einem schnellen Blicke musterte er den alten Herrn, den er nie hier gesehen hatte, wie auch dieser ihn scharf in's Auge faßte. Beide kannten sich nicht, sie grüßten sich in höflicher Weise. — „Wir kommen Beide in ein leeres Haus!“ sagte der Fremde. „Doch wird die Familie, wie ich glaube, bald zurückkommen. Der Oberst hielt seine Stunden immer sehr pünktlich — wenn meine Uhr mit der hiesigen gleich geht, muß er in der nächsten Viertelstunde eintreten. Erlauben Sie unterdessen, daß ich mich Ihnen vorstelle — wir müssen uns schon irgendwo gesehen haben — ich bin der Regierungsrath Kaufberg.“

„Kaufberg?!“ wiederholte der Alte, der während der letzten Worte geahnt hatte, wen er hier vor sich sah.

Jetzt erkannte ihn Kaufberg auch. „Sie sind —?“ rief er, seine beiden Hände ausstreckend. „Ja gewiß, Sie sind der Landstallmeister Heerwald! Unerwartet aus Rußland gekommen? Welche Ueberraschung, welche Freude muß das gewesen sein! Wir haben uns zuletzt unter Umständen gesehen, die für mich sehr traurig waren!“

„Ohne mein Verschulden, Herr Kaufberg — die Titel lassen wir wol!“ erwiderte Heerwald, der etwas widerstrebend den Händedruck angenommen hatte. „Ohne mein Verschulden! Sie sollen zwar das Gegentheil behauptet haben —“

„Ich? Da bin ich mißverstanden worden! Ich weiß ja, wer damals die unselige Idee gefaßt und mit der unerbittlichen Consequenz, die ihr eigen war, durchgesetzt hat!“ sagte Kaufberg. „Ihre Frau Schwägerin! Sie meinte es gut mit Ihrem Fräulein Tochter — und mit mir! Aber es ist Alles anders gekommen, wie sie dachte: das Schicksal macht die Berechnung kurzfristiger Sterblichen nur zu oft zu Schanden. Sie hat es nicht erlebt, was sie für selbstverständlich annahm, es hat sich bis heute nach so langen Jahren noch nicht erfüllt, und Ihre Frau Tochter . . . Doch führt mich meine Rück-erinnerung wol zu weit! Es freut mich, Sie hier zu sehen, Herr Landstallmeister! Sie haben doch recht lange Urlaub genommen?“

„Keinen Urlaub, sondern meinen Abschied, Herr — Regierungsrath,“ erwiderte Heerwald, der sich nun auch zum Gebrauche des Titels durch den förmlichen Mann gezwungen sah. „Ich werde in Deutschland bleiben, in meiner frühern Garnisonstadt, zwar etwas weit von hier, aber doch immer in der Heimath.“

„Welche Freude für Ihre Frau Tochter!“ wiederholte Kaufberg. — „Ich bin auch nur für eine kurze

Zeit hier in der Nähe, ein Commissorium ist mir anvertraut worden, in ziemlich verwickelten Verwaltungsangelegenheiten, die noch aus der frühern Herrschaft dieses Landestheils herkommen und endlich regulirt werden sollen. Ich habe mich nicht darum beworben, Herr Landstallmeister, durchaus nicht, wie ich Ihnen versichern kann — Sie werden das natürlich finden, da ich wußte, daß Nettwitz, das Gut des Herrn Obersten von Königsee, in diesem Landestheile liegt. Aber ich habe mir zum Grundsatz gemacht, niemals in Dienstgeschäften etwas, das mir aufgetragen werden soll, von der Hand zu weisen. Ueberhaupt, Herr Landstallmeister, der Mensch soll nicht ablehnen, was ihm geboten wird, er soll nicht eigenmächtig in sein Schicksal eingreifen.“

„Aber sich doch auch nicht bloß treiben lassen, wie ein Stück Flößholz, Herr Regierungsrath,“ versetzte Heerwald. „Ich bin auch einmal passiv gewesen, statt activ einzugreifen — das bereue ich heute noch.“

„Ich verstehe Sie, geehrter Herr Landstallmeister!“ sagte Kaufberg. „Sie meinten es gut mit mir, und wollten von der unnatürlichen Idee der Frau Schwägerin nichts hören, sie ließ aber nicht nach und erschöpfte Ihre Geduld — auch die stürmischen Bitten Laura's — Ihres Fräulein Tochter — die jenen Gedanken als den einzigen Weg zum Ziele leidenschaftlich adoptirt hatte — ach, es war eine schwere Zeit gewiß auch für Sie, da Sie einen Entschluß fassen mußten und im Begriffe waren, der ehrenvollen Aufforderung des hochseligen Kaisers von Rußland zu folgen. Vieles, ja ich kann wol sagen Alles, wäre sonst anders gekommen. Wenige Jahre noch geduldigen Ausharrens und ich hätte vermocht, meiner künftigen Gattin ein anständiges, wenn auch bescheidenes Loos zu bieten. Sie verzeihen mir, Herr Landstallmeister, wenn ich noch einmal auf diese alten Zeiten zurückkomme, und Erwägungen anstelle, die jetzt völlig fruchtlos sind.“

„Die alten Zeiten sind vorüber, sagte mir Laura noch gestern!“ versetzte Heerwald. „Sie haben nicht geheirathet?“

„Bis jetzt noch nicht!“ erwiderte Kaufberg, indem er den alten Herrn mit einem prüfenden Blicke und einem halben Lächeln ansah.

„Nun dann werden Sie sich auch wol beruhigen!“ sagte Heerwald trocken. Er glaubte in dem Benehmen Kaufbergs zu erkennen, daß er die Idee, welche einst seine Verbindung mit Laura hatte möglich machen sollen, jetzt, wo ihrer Verwirklichung zwischen heute und morgen vielleicht kein Hinderniß mehr im Wege stand, von Neuem aufgenommen habe, wenn auch nicht mehr aus heißer Liebe, sondern wol aus andern, in den Augen der Welt reellern Gründen.

Der Regierungsrath schien durch die nicht ganz conventionelle Entgegnung, welche seine Rede gefunden hatte, etwas verlegt zu sein. Er legte die Hand an sein glatt rasirtes Kinn und strich es mehrmals mit Daumen und Zeigefinger. „Eine späte Ehe fordert wenigstens reifliche Ueberlegung,“ erwiderte er nach einer kleinen Pause, als habe er sich auf diese geistreiche Antwort erst besinnen müssen. — Die Stuhuhhr im Zimmer, ein alterthümliches Stück von verschnörkeltem Holze mit einer zerbrochenen Porcellanfigur, schlug eben mit schwachem Klange, und fast mit ihrem letzten Schläge hörte man in der Hausflur die Stimme Königsee's.

„Sehen Sie, Herr Landstallmeister!“ sagte Kaufberg. „Pünctlich!“

„Sie sind wol oft hier, daß Sie diese Pünctlichkeit bemerkt haben?“ fragte Heerwald noch, aber der Diener, der wieder einige Scheltworte seines Herrn bekommen, riß die Thüre auf und Königsee stieg, seinen Stock hart aufstoßend, über die hohe Schwelle. — „Sagtest Du nicht morgen, Lore?“ fuhr er, ohne den ihm entgegenkommenden Regierungsrath zu beachten, seine Frau an, die hinter ihm eintrat.

„So viel ich wußte —“ antwortete diese, mit einem flüchtigen besorgten Blick nach ihrem Vater, der am Sopha stehen geblieben war, und einer Verneigung gegen Kaufberg, der sie begrüßte.

„Hand her!“ sagte Königsee zu diesem. „Viel Federlesens soll nicht gemacht werden! Wo ist sie?“

„Aber lieber Königsee —“ erinnerte Laura wieder und der Regierungsrath, der sich unwillkürlich nach Heerwald umsah, nahm schnell das Wort: „Mein Herr Oberst, ich bitte Sie dringend, nur keine Uebereilung in einer so ernsten und wichtigen Angelegenheit! Da nun auch Ihr verehrter Herr Schwiegervater angekommen und, wie ich vermuthe, noch nicht von Allem unterrichtet ist, so würde ich vorzüglich bitten, auch seine Stimme darüber hören zu dürfen. Erlauben Sie mir, ihm Vortrag zu halten?“

„Vortrag!“ rief der Oberst, während seine Frau ihn auf seinen hochbeinigen Lehnstuhl niedersitzen ließ. „Rufe mir die Hande! Brevi manu wollen wir's abmachen. — Die Hande! Zum Donnerwetter!“ unterbrach er Laura, die ihm eine leise Vorstellung machte. Sie ging mit einem trostlosen Blick auf ihren Vater zögernd nach der Thüre.

„Halt, Herr Sohn, wenn ich doch einmal Schwiegervater bin!“ trat Heerwald ein. Er hatte endlich das ganze Verhältniß, das er völlig mißverstanden hatte, durchschaut.

„Wer commandirt Halt! wenn ich Marsch! commandire?“ rief Königsee.

„Ich, Herr Sohn!“ erwiderte Heerwald äußerlich gelassen, indem es in ihm kochte. „Wie ich sehe, soll hier auf Commando eine Verlobung gefeiert werden. Sie haben mir gestern gesagt, daß Ihre Enkelin Braut ist, sind mir aber den Namen des Bräutigams schuldig geblieben — da Sie ihn jedoch einen alten Bekannten von mir genannt, so kann ich nach dem, was ich eben gehört habe, nicht zweifeln, daß Herr Kaufberg damit gemeint ist. Habe ich Recht, Herr Regierungsrath?“

„Mein geehrter Herr Landstallmeister — wenn Sie mir die Bemerkung erlauben wollen — der Herr Oberst hat schon als eine glückliche Gewißheit anticipando angenommen, was meinerseits nur eine schwache Hoffnung ist. Gestatten Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß ich allerdings sehr glücklich sein würde, wenn Fräulein Fernanda —“

Ein Schlag auf den Tisch unterbrach ihn. Laura hatte schon längst mit Staunen und Furcht bemerkt, wie zahm ihr Mann sich den Einspruch ihres Vaters gefallen ließ, was er bisher von Niemand geduldet hatte, sie fürchtete einen um so furchtbarern Ausbruch seines Zornes, als er ihn so lange zurückhielt und nur starr von einem Sprechenden zum andern blickte. Endlich hatte er durch einen Schlag seiner knöchernen Hand dem Gerede ein Ende gemacht. Er selbst aber suchte vergebens zu sprechen, die Zunge versagte ihm den Dienst, die Gedanken verwirrten sich in ihm. Laura hat ihn mit einer Besorgniß, die ungekünstelt war, sich zu schonen, er sei müde und müsse seine gewohnte Ruhestunde haben, die Sache könne später zu Aller Zufriedenheit besprochen werden. Er mußte sehr schwach sein, daß er ihren Bitten gehorchte und sich von ihr, ohne irgend ein Zeichen von Unwillen, aus dem Zimmer in seine Schlafstube führen ließ. Es geht zu Ende mit ihm, war Heerwald's Gedanke.

„Gott erbarme sich!“ sagte Kaufberg, auf welchen der Austritt einen niederschlagenden Eindruck gemacht hatte.

„Wir sind nun allein, Kaufberg!“ sprach Heerwald. „Lassen wir unsere Staatstitel, wir haben hier nicht als Rath und Stallmeister, sondern Mann gegen Mann zu verhandeln. Einen Vortrag brauchen wir auch nicht mehr — fassen wir uns kurz und bündig. Sie wollen Fernanda heirathen?“

„Ich würde sehr glücklich sein, ihre Hand zu erhalten!“ erwiderte Kaufberg. „Vielleicht können Sie mir verdenken, daß ich bei den Beziehungen, in welchen ich vor der Vermählung der Frau von Königsee —“

„Das ist vorbei, das gehört nicht mehr zur Sache!“ unterbrach ihn Heerwald. „Ich verdanke Ihnen gar nichts, als daß Sie die alte Geschichte umkehrten. Da-

mal's entschied das Mädchen, und der Vater wurde nicht gefragt — hier scheint das Mädchen nicht gefragt, sondern einfach zur Verlobung commandirt werden zu sollen. Oder thue ich Ihnen Unrecht? Haben Sie sich doch der Einwilligung Fernanden's vorher versichert?"

„Dazu habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, Sie thun mir aber dennoch Unrecht! Haben Sie nicht selbst gehört, daß ich gegen ein summarisches Verfahren, wie es der Herr Oberst beabsichtigt, Protest einlegte? Es ist meiner ganzen Natur zuwider, gegen Rücksichten zu verstoßen, die ich schuldig bin. Und könnte ich mich eines Glückes erfreuen, das mir nur durch Zwang, nicht freiwillig zu Theil geworden wäre?"

„Wie sind Sie aber auf die Idee überhaupt gekommen?" fragte Heerwald etwas milder.

„Ich —?" entgegnete Kaufberg und es lag in seinem Tone eine Art von Verwahrung, doch setzte er gleich hinzu: „Fräulein Fernanda ist so reich an Vorzügen, daß wol Jeder, der ihr naht, davon durchdrungen wird — und auch Frau von Königsee, die ihr eine wahre Mutter geworden, der armen älternlosen Waise, erkennt die Liebenswürdigkeit, den ächt weiblichen Sinn ihrer Enkelin liebevoll an, so daß es wol begreiflich ist, wie in mir der Gedanke entstehen mußte, den Sie mir zu verdanken scheinen."

„Ich verdanke Ihnen gar nichts, wie ich Ihnen schon gesagt habe!" erwiderte Heerwald. „Wollen wir einmal recht aufrichtig mit einander reden?"

„Das kann nur mein Wunsch sein, Herr Landstallmeister."

„Nun dann gestehen Sie, daß der Gedanke dieser Heirath von meiner Tochter ausgegangen ist!"

„Das — kann doch nicht so geradezu behauptet werden," versetzte Kaufberg etwas verlegen. „Es würde schwer sein zu sagen, in wem dieser Gedanke zuerst entstanden ist, ob in Frau von Königsee oder in mir — gewissermaßen mag er sich von selbst in uns Beiden geregt haben. Die alten Zeiten," fuhr er mit festerer Stimme fort, nachdem er sich kräftig geräuspert hatte, „die alten Zeiten sind zwar vorbei, doch die Güte, welche Frau von Königsee in ihren Mädchenjahren für mich gehegt — hier mußte er sich wieder ein paarmal räuspern — „die wohlwollende Gesinnung hat sie mir bewahrt, und so lag ihr wol der Wunsch sehr nahe, mir ein Glück, das sie selbst mir einst nicht hatte bereiten dürfen, auf andere Weise zu sichern. Sie sehen, ich spreche ganz aufrichtig!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein glücklicher Spieler.

Zu den lebendigsten Nachrichten, die wir über das moderne Treiben im Lande Mexiko haben, gehören die Müller'schen. Es ist in denselben, wie die nachfolgende Episode zeigt, auch auf manche von anderen Reisenden übersehene charakteristische Vorgänge Rücksicht genommen, die auf Sitten und Gebräuche ein helles Licht werfen. Ein besonderer Zug der Mexikaner ist ihre Spielwuth und einen Tummelplatz derselben bietet San Augustin, ein sonst verkommenes, melancholisches Städtchen.

Nur ein einziges Mal in jedem Jahre erschläft, wie im Märchen, der böse Zauber, der hier Leben und Freude im Banne hält. Aber es ist nicht der sinnige, noch in der Erinnerung wohlthuende Genuß des Lebens, zu dem dann die Bewohner erwachen, sondern wie ein plötzlicher Sturzhauch der Wüste scheint in den Pfingsttagen jedes Jahres ein Geist des Muthwillens über die Hauptstadt hereingebrochen zu sein, um Jung und Alt, Reich und Arm, was er fassen und losrütteln kann, wie Staub und Kehricht San Augustin, diesem Centrum des Verlangens, zuzuwirbeln.

Ich rede von den berühmten Pfingstvergnügungen, den Fiestas de San-Agustin, wie sie der Mexikaner nennt.

Als gälte es, dem auf einen Pfingsttag vorhergesagten Untergange Mexiko's zu entgehen, so bedeckt sich beim Grauen des ersten Festtages die Straße nach San Augustin mit Flüchtigen in Equipagen, Silwagen, Droschken, Omnibussen und Karren, auf Maulthieren und Eseln, zu Fuß und zu Ross. Während in Mexiko der Eine seine Pretiosen, der Andere einen Theil seines Hausraths, selbst Betten und Kleidungsstücke, dem Pfandhaus, den Juden oder den Trödlern zuträgt, ändert sich zu gleicher Zeit San Augustins ganze Physiognomie bis zur Unkenntlichkeit: Hütten, Zelte und Buden wachsen wie Pilze aus dem Boden und bedecken Plätze und Straßen der Stadt, die zu klein ist, sie alle zu fassen; ein jedes Haus ist zum Gasthose, zur Restauration oder zum Kaffeehause geworden; unter jedem Dache, vom reichsten bis zum ärmsten, steht eine Spielbank vorbereitet, denn Fortuna ist die Göttin, der in diesen Tagen einzig und ausschließlich Opfer gebracht werden. Ueberall ist ihr Altar aufgeschlagen und Karten und Würfel fordern die Spenden des Reichen wie des Armen. Das nationale Monte, ein unserm deutschen Landsknecht ähnliches Spiel, Roulette, Rouge-et-noir, Trente-et-quarante, alle Karten- und Würfelspiele der Welt sind als Räder in Betrieb gesetzt, eine totale Veränderung im Niveau des Cassenbestandes der anwesenden Gäste zu bewirken. In den eleganten Salons der vornehmen Welt versehen die reichsten Bankiers der Hauptstadt durch ihre Stellvertreter den Dienst der Göttin, und der Lepero, dem es nicht möglich war, auch nur eine elende Breterbude zu pachten, hat an einem in den Boden getriebenen Pfahl einen aufgespannten Regenschirm befestigt und, in seine zerlumpte Serape gehüllt, schlägt er stolz die Karten um oder läßt die Würfel rollen über einem auf vier Steinen ruhenden Bret.

In diesen Tagen leistet Fortuna Wunder. Große Gewinne und große Verluste folgen Schlag auf Schlag. Wenn aber der Leser, der die Spielhöhlen von Homburg und Baden-Baden aus eigener Anschauung kennt, glaubt, in San Augustin ähnliche An-

blicke der Verzweiflung zu finden, so irrt er. Der Mexikaner ist zwar der leidenschaftlichste und verwegenste Spieler der Welt, allein man muß ihm nachsagen, daß er das Unglück, wenn es ihn erreicht, mit bewunderungswürdiger Ruhe und ritterlichem Anstand trägt, daß er ein heiteres Angesicht zu zeigen weiß, auch wenn das Weh sein Herz zerfleischt.

Nur die Frauen huldigen einer andern Göttin, und während die Männer die Spieltische umstehen, finden sie ihr Vergnügen darin, die Toilette des Tages fünfmal zu wechseln, bis der Ball, der gegen Abend stattfindet, beide Geschlechter zusammenführt und die höchste Eleganz und Pracht der Damen die Empfindungen der Männer über Gewinn und Verlust übertäubt.

In den meisten Fällen machen die Bankhalter glänzende Geschäfte; doch bleibt in seltenen Fällen das Glück auch dem Spieler treu. Von diesen will ich einen Fall hier wiedererzählen, wie ich ihn aus dem Munde von Augenzeugen vernommen habe.

Am Morgen des ersten Pfingsttages der vierziger Jahre trat der erste Commis des damals schon bedeutenden deutschen Hauses L. zu seinem Principal, der eben im Begriffe war sich anzukleiden, mit der Bitte, ihm auf sein rückständiges Gehalt eine Fanega, d. i. eine Summe von 1000 Pesos, auszahlen zu lassen.

„Sehr gern, lieber B.“ erwiderte der Principal, „nur bitte ich Sie, sich das Geld selbst zu holen, da der Cassirer nicht anwesend ist. Hier sind die Schlüssel zur Cassé, in welcher Sie Säcke mit abgezählten Piafern finden.“

Der junge Mann that wie ihm geheißen und war kurze Zeit darauf mit seinem Gelde in San Augustin angekommen, wo er sich das eleganteste unter den Spielhäusern ausersah. Er trat an eine Bank, wo Roulette gespielt und am höchsten pointirt wurde.

„Halten Sie meinen Satz auf Nr. 33?“ fragte er den Bankhalter, ihn scharf fixirend und den geschlossenen Geldsack auf den grünen Teppich legend.

„Con muchísimo gusto, Caballero“ (Mit dem größten Vergnügen), erwiderte der Bankhalter, ohne daß er genau wissen konnte, was der Sack enthielt; aber ein Mexikaner würde sich schämen, eine Wette zurückzuweisen.

Die Roulette wird gedreht und Nr. 33 hat gewonnen. Eine leichte Blässe überzieht das Antlitz des Bankhalters, denn er glaubte, wie alle Umstehenden, nicht anders, als daß der Sack des jungen B. eine Fanega enthalte, und da der Satz auf diese Nummer fünfunddreißigfach bezahlt werden mußte, so war dies keine kleine Summe. Um jedoch zu controliren, öffnet man den Sack; aber wer beschreibt den Schreck des Bankhalters und das Erstaunen aller Anwesenden, als man sah, daß derselbe nur Gold enthielt, und zwar statt 1000 Thlr. in Silber 1000 Unzen Gold, also im Ganzen 16,000 Piafer. Ein wahrer Sturm erhob sich im Publicum. Der Erstaunteste von Allen aber war der junge B. selbst, der vor Entsetzen nicht sprechen konnte. Der Bankier erklärte, eine solche fabelhafte Summe nicht auszahlen zu können; allein, wie immer bei solchen Gelegenheiten, nahm das Publicum Partei gegen ihn. Man brachte an den Tag, daß nicht er der Eigenthümer der Bank war, sondern

ein reiches merikanisches Haus die Fonds dazu geliefert hatte und folglich auch für die Verluste seines Agenten verbindlich war. Nach langen tumultuarischen Auftritten, welche die ganze Stadt herbeigezogen hatten, wurde durch eine Art Volksjustiz die betreffende Bank verurtheilt, dem Hrn. B. die von ihm rechtlich gewonnene Summe von 560,000 Pesos auszusahlen. Soweit der Vorrath reichte, wurde das Geld baar erlegt und für den Rest Schulverschreibungen ausgestellt. Reichbeladen und von einer großen Schaar von Freunden begleitet, die sich erboten hatten, ihm als Bedeckung zu dienen, kehrte der junge B. nach Mexiko zurück.

Schon seit dem Moment seines Gewinnes war B. für alle seine Bekannten ein Räthsel geworden. Anstatt die ausgelassene Fröhlichkeit seiner Freunde zu theilen, verharrete er schweigend, ernst und in sich gelehrt; ja, es schien eine tiefe Melancholie sich seiner bemächtigt zu haben.

Zu Hause angekommen, stürzte er in das Zimmer seines Principals. „Hr. L.“ rief er außer Athem, „hier bringe ich Ihnen Ihr Eigenthum; es sind 560,000 Piafer, die ich mit Ihrem Gelde gewonnen habe.“

Die Reihe des Erstaunens war nun an Hrn. L., bis ihm B. auseinandergesetzt hatte, wie er diesen Morgen, seiner Erlaubniß gemäß, aus der Cassé einen Sack genommen haben, der nach seiner Meinung 1000 Piafer enthielt. Erst nach gemachtem Gewinn habe er bei Eröffnung des Sackes zu seinem Schrecken wahrgenommen, daß er 1000 Unzen Gold statt 1000 Thlr. genommen habe. „So wenig wie ich im Stande gewesen wäre, Ihnen den erlittenen Verlust zu ersetzen, ebenso wenig darf ich den gemachten Gewinn behalten.“

Gerührt von der Rechtschaffenheit des jungen Mannes, schloß ihn L. in seine Arme.

Drei Tage später wurden in der Hauptstadt zwei Circulare verbreitet. Das erste theilte der kaufmännischen Welt mit, daß Hr. B. in das alte Haus L. als Compagnon eingetreten sei und die Firma fortan „L. und B.“ heiße. Das zweite sekte Freunde und Bekannte von der Verlobung des Fräul. L. mit Hrn. B. in Kenntniß, und lud dieselben zur Hochzeit ein.

Am dritten Tage, gegen Abend, beginnt die Rückwanderung von San Augustin; aber der Glückliche, der in diesen Tagen einen bedeutenden Gewinn gemacht hat, mag wol zusehen, wie er ihn nach Hause bringe. Denn trotzdem, daß die Straße von Tlalpam nach Mexiko im höchsten Grade belebt ist, so lauern doch zahlreiche Räuber dem glücklichen Spieler auf, den sie sich ausersuchen und nicht mehr aus den Augen verloren haben.

Was den Fremden im Umgang mit dem Mexikaner von vornherein angenehm berührt, ist die chevalereske Courtoisie, die er keinen Augenblick verleugnet. Der unvorbereitete Fremde geräth bei der stets mit größter Naivität hervorgebrachten Redensart „A la disposicion de Vm.“ manchmal in Verlegenheit, und hütet sich zulezt, irgend einen Gegenstand zu bewundern oder nur wohlgefällig zu betrachten, aus Furcht, er möge ihm sofort als Geschenk angeboten werden oder in seiner Wohnung schon seiner Rückkehr warten, in welcher letzterem Falle natürlich nichts übrig bleibt, als durch ein Gegengeschenk sich zu revanchiren. Denke dir, freundlicher Leser, du begegnest einem Mexikaner,

hatte
indlich
ganze
sjustiz
recht-
So-
und für
en und
erboten
B. nach

für alle
elassene
eigend,
lie sich

feines
nge ich
ich mit

hm B.
aubniß
y seiner
Gewinn
wahrge-
ommen
ten den
achten

schloß

rculare
it, daß
sei und
reunde
B. in

wande-
Tagen
n, wie
se von
lauern
sie sich
t.

er von
ste, die
fremde
ledens-
enheit,
ändern
ge ihm
ohnung
türlich
schiren.
ifaner,



Nach einer Photographie

Nach dem Druck von Weyers Leipzig

Weyers

Verlag der Dürschken Buchh.

den du früher kaum ein einziges Mal gesehen hast. Du bittest ihn um etwas Feuer: mit der vollendetsten Urbanität reicht er dir seine Cigarre. „Welch schönes Pferd Sie reiten!“ spricht du, um ihm etwas Verbindliches zu sagen. Mit einer raschen Bewegung springt er zur Erde, zieht den Zügel über den Kopf seines Thieres und mit der einnehmendsten Grazie ihn in deine Hand legend, erwidert er: „Caballero, à la disposicion de Vm.“ Diese Gewohnheit, Alles dem Gaste oder dem Freunde zur Verfügung zu stellen, geht mit einer so unschuldigen Naivetät Hand in Hand, daß selbst die Einführung in die Familie, die Vorstellung der Frau und Töchter des Hauses mit der Bemerkung geschieht: „Estan à la disposicion de Vm.“, und wenn Aeltern die Geburt eines Kindes ansagen lassen, so geschieht dies mit den zarten und sinnigen Worten: „Herr und Frau N. N. lassen Sie benachrichtigen, daß Ew. . . . seit einer Stunde einen neuen Diener (Dienerin) in deren Hause haben.“

Allerdings sind dies nur Formeln, die man sich hütet, wörtlich zu verstehen; allein der gefellige, verbindliche Umgang des Mexitaners, seine lebhafteste Sprache und die noch lebendigere Mimik, welche seine Worte begleitet, sein sorgloses Naturell und seine Ungebundenheit, mit der er leicht von Allem scheidet und infolge deren selbst das edle Metall für ihn nur in sofern einen Werth besitzt, als er sich damit den Genuß des Augenblicks erkaufen kann: das Alles giebt diesen Formeln eine Folie, welche des Fremden ganze Aufmerksamkeit und Vorsicht erfordert.

β.

William Ewart Gladstone.

(Mit Stahlstich.)

Die Gegensätze der auf Großbritannien tonangebenden Parteien sind bis in die höchsten Kreise hinauf in den jüngsten Wochen wieder schroffer als je aneinander geprallt und die Führer der Parteien lenken in Folge dessen die erhöhte allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Vor Allem war dies bei Gladstone der Fall, dessen Rücktritt mit dem jetzigen Ministerium am meisten beklagt wird und der als Haupt der zu bildenden liberalen Partei jetzt in Aller Munde ist. Es ist daher wol an der Zeit, einen Rückblick auf die Vergangenheit dieses bedeutenden englischen Staatsmannes zu werfen.

William Ewart Gladstone wurde am 29. December 1809 in Liverpool geboren. Sein Vater war daselbst Kaufmann, der sich sein großes Vermögen durch westindische Handelsverbindungen erworben hatte. Da seine Brüder in das Geschäft des Vaters eintraten, so konnte er desto ungehinderter seiner Neigung für ernste Studien obliegen und sich der wissenschaftlichen Laufbahn widmen. Nachdem er sich auf dem Gymnasium in Eton und der Universität Oxford gebildet und einige Zeit das Festland bereist hatte, wurde er schon 1832 durch Protection des Herzogs von New-Castle für die Stadt Newark in das Unterhaus gewählt. Sein Debüt auf der Rednerbühne fiel glänzend aus, sein Sprachtalent, wie seine tiefgehende Kenntnisse, erwarben ihm die Achtung Robert Peel's, der ihn 1835 zu einem der Lords des Schatzes und dann zum Unterstaatssecretair für die Colonieen

ernannte. Aber die Conservativen sahen den jungen Staatsmann nicht lange auf ihrer Seite, schon im Frühlinge desselben Jahres kehrte er mit seiner Partei auf die Oppositionsbänke zurück.

Der Anfang der vierziger Jahre zeigt den sich zu immer höherer Reife entwickelnden Gladstone als einen der kenntnißreichsten englischen Volkswirtschaftspolitiker. Als Vicepräsident des Handelsamts, zu der Zeit, als Robert Peel die Freihandelspolitik anbahnte, trat durch seinen Einfluß eine partielle Herabsetzung der Einfuhrzölle in's Leben und wurde der Zoll-Tarif einer allgemeinen Revision unterworfen. Die Beschäftigung mit diesen Fragen machte Gladstone zum unbedingten Anhänger und Vertheidiger des Freihandelsystems; sein Vater, seine Brüder und sein Patron, der Herzog von New-Castle, waren dagegen solche entschiedene Schutzzöllner, daß ein Bruch mit ihnen unvermeidlich war. Und so bewirkte der Herzog von New-Castle, daß Gladstone im Jahre 1846 nicht wieder für Newark in das Unterhaus gewählt wurde.

Gladstone's Ruf war aber schon ein zu weitverbreiteter, als daß er 1847 nicht hätte abermals in das Unterhaus gewählt werden sollen; die Universität Oxford gab ihm ihre Stimme. Mit Robert Peel führte er nun die liberal-conservative Partei, stimmte für die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, für die Zulassung der Juden in's Parlament und für die vom Führer der Schutzzöllner beantragte Untersuchung über den Nothstand der aderbauenden Bevölkerung, wodurch er den Beweis lieferte, daß er seine Ansichten nie dem Parteistandpunkte unterordne, obgleich er dadurch gar viel von seiner Popularität einbüßte.

Unter dem Coalitionscabinet des Grafen Aberdeen (1852) und in dem des ihm folgenden Palmerston-Ministerium finden wir Gladstone als Schatzkanzler. Aus letzterem trat er jedoch mit den andern Peeliten sehr bald wieder aus, votirte seitdem mit der Opposition und ging auf einige Zeit als Lordobercommissar nach den ionischen Inseln. Aber seine Annäherung an die Tories war nur eine scheinbare. Als im Juni 1859 das Ministerium Lord Derby's fiel, trat er in das neue Cabinet Palmerston-Russel als Kanzler der Schatzkammer ein, in welcher Stellung er das Freihandelsprincip zu neuen Siegen führte und die Papiersteuer abschaffte.

Die großen Erfolge, die er vom Anfange seiner öffentlichen Laufbahn an bis zu dieser Stunde im Parlamente als einer der glänzendsten Redner erzielte, verdankt er seiner scharfen Dialektik, seiner erschöpfenden Analyse, der Reinheit der Sprache, der Tiefe und dem Umfange seiner Fachstudien, die kein zweiter Staatsmann in diesem Grade mit ihm theilt. Heimisch in der Geschichte, der Theologie und den Classikern, wählt er aus ihren Gebieten, die Hohlheit der Phrase und die Schlagwörter des Tages verschmähend, Beispiel und Beweis und giebt dadurch stets der Debatte, sie von neuer Seite beleuchtend, die von ihm beabsichtigte Wendung, was natürlich seinen Eindruck auf die ihr gespannt folgende Menge auszuüben nicht verfehlen kann.

Die Vielseitigkeit seines strengen Wissens hat Gladstone auch als Schriftsteller bethätigt. Es erschienen von ihm folgende Werke: „Der Staat in seinen Verhältnissen zur Kirche“ (1838), „Bemerkungen über die Handelsgesetzgebungen der letzten Jahre“ (1840), „Die Principien der Kirche“ (1840), eine Uebersetzung

von Farini's „Geschichte des Kirchenstaates“ (1851) und „Studien über Homer“ (1857). Das meiste Aufsehen erregte seine 1851 veröffentlichte Flugchrift über die politischen Verfolgungen in Neapel.

Blicke in die Runde.

Literatur. Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. Herausgegeben mit literarhistorischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen von Dr. Emil Kneschke. Leipzig, Verlag von Albert Fritsch. 1866. Zu den kleinen Besitzthümern der jugendlichen Damenwelt gehört jetzt in der Regel auch eine Sammlung lyrischer Gedichte, die ja der Büchermarkt auch in reicher Menge alljährlich liefert. Gewöhnlich sind diese goldgeränderten Sammlungen ohne sonderliche Sichtung des Stoffes flüchtig zusammengetragen und die elegante Rippestich-Ausstattung bildet ihre empfehlenswertheste Seite. Eine höchst rühmliche Ausnahme von diesen Chrestomathieen bildet die vorliegende Anthologie, welche in wahrhaft pädagogischer Weise mit Fleiß und Verständniß ihre Auswahl aus der großen Fülle der neuesten, meist noch unbekanntem lyrischen Gedichte getroffen hat. Sie giebt ein anschauliches Bild unserer jungdeutschen Lyrik, welche die literarhistorische Einleitung mit einem Rückblick auf die vorhergegangene Periode in kritischer Umsicht prägnant schildert. Sehr willkommen sind auch die jedem Dichter beigegebenen biographisch-kritischen Notizen. Und so eint diese rühmliche Arbeit Kneschke's poetische Anregung und sinnige Belehrung. Von den vielen prächtigen Gedichten und Liedern, die in die Sammlung aufgenommen sind, finde das folgende, nettisch anmuthige von Feodor Löwe hier seinen Platz:

Dein Angesicht.

Ein sel'nes, räthselhaftes Buch
Ist mir Dein Angesicht,
Auf jeder seiner Seiten steht
Ein blühendes Gedicht.

Doch wenn ich lesen will darin
Recht tief versenkt und stumm,
Schlägt mir der Schalk in Deinem Aug'
Die Blätter listig um.

Das tojchere Haus. Novelle von Dr. Hermann Schiff. Hamburg, Jean Paul Friedrich Eugen Richter, 1866. Die von Hermann Schiff, L. Kompert und Anderen erscheinende Sammlung „Israelitische Novellen“ hat vielfache Anerkennung und eine rasche Verbreitung gefunden und auch die uns heute vorliegende Novelle, welche den sechsten Band dieser Sammlung bildet, wird sich der Gunst der Leserwelt zu erfreuen haben. Ihre Form ist, wie immer bei Schiff, glatt und gewandt und umschließt einen Inhalt, welcher den Leser nicht bloß augenblicklich unterhalten, sondern auch zum Nachdenken über die Gesellschaft anregen will. Die Handlung der Novelle selbst, welche ein Freund dem andern erzählt, spinnt sich zwar ohne große Verwicklung ab, versteht aber dennoch Interesse für die sie bildenden Gestalten zu erwecken.

Nachdem die englische Literatur in den letzten Jahren eine ganze Reihe neuer Homer-Üebersetzungen aufzuweisen hat, ist nunmehr auch der erste Band einer commentirten Textausgabe der Odyssee von Henry Haymann erschienen, welche, nach englischen Kritikern, alle früheren in den Schatten stellt. Haymann ist als eifriger Anti-Wolffianer ein Verfechter der Persönlichkeit und Einheit Homers, er scheint aber die Arbeiten von Nitsch stark benutzt zu haben.

Karl von Scherzer, bekannt durch seine Theilnahme an der Novara-Weltfahrt, welche er auch beschrieben hat, ist k. k. österreichischer Ministerialrath und als solcher Vorstand des in Wien neu errichteten statistischen Bureaus geworden. Mit letzterem wird später sowohl ein statistisches Bureau als auch ein statistisches Jahrbuch verbunden werden.

Die kleine, von Hofrath Tischendorf zu Rom veröffentlichte Schrift: „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?“ hat nicht allein in ihrer französischen Uebersetzung viele Leser gefunden, sondern sie wird jetzt auch in das Italienische übertragen. Der Uebersetzer ist Asinari di Sanmarzano, Erzbischof von Ephesus, früher Nuntius in Brüssel, jetzt erster Custos der Vaticana.

In Konstantinopel erscheint gegenwärtig ein illustriertes archäologisches Journal, von dem Franzosen Bert de Montrouge redigirt. Dasselbe beabsichtigt hauptsächlich detaillirte Beschreibungen wichtiger Monumente der türkischen Residenz, sowie der wichtigeren Provinzialstädte des Reiches zu bringen.

Die vermischten Schriften Joseph Freiherrn von Eichendorff's (gestorben 1857 in Reisse) erscheinen gegenwärtig in einer neuen fünfbandigen Ausgabe. Die bereits vorliegenden ersten beiden Theile enthalten die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“.

Von dem seit langer Zeit schon erwarteten Werke des Galerie-Directors G. F. Waagen in Berlin „Die vornehmsten Kunstdenkmäler in Wien“ ist nunmehr, im Verlage von W. Braumüller in Wien, der erste Band erschienen.

Victor Kälbel, der bekannte langjährige Redacteur der „Allgemeinen Theater-Chronik“, wird demnächst eine Broschüre veröffentlichen, welche „Briefe Verstorbener aus der Kunst und literarischen Welt nach Autographen“ enthält.

Theater und Musik. Der schon durch frühere dramatische Arbeiten bekannte Consentius hat ein von Ludwig Dessoir sehr warm empfohlenes Drama, „Attila“ betitelt, herausgegeben. Es soll, wie Dessoir sagt, von dem poetischen Talente des Verfassers bedeutendes Zeugniß ablegen.

Auf dem Vorstädtischen Theater zu Berlin ist ein neues Schauspiel von Carl Görliß „Das Jahr 1539“ mit ungetheiltem Beifall gegeben worden. Es soll ein prächtiges historisches Schauspiel sein, welches den Uebertritt Kurfürst Joachim's II. zum Lutherthum behandelt.

Der Kunstveteran Hassel, seit einem halben Jahrhundert Mitglied der Bühne zu Frankfurt a. M. und einer der vorzüglichsten Komiker älterer Schule, gedenkt binnen Kurzem dem Theater für immer Lebewohl zu sagen. Wer wird nach ihm die köstlichen, zur Type gewordenen „Hampelmanniaden“ spielen?

Das im Freihaus auf der Wieden zu Wien noch stehende Gartenhäuschen Mozarts wird auf Anordnung seines Eigenthümers, des Fürsten Starhemberg, wiederhergestellt. Das Häuschen steht am Ende eines einst dem Theaterdirector Schikaneder gehörigen Hausgartens und ist nur aus Holz gebaut. Im Innern mit Tapeten ausgelegt, beherbergt es einen Schreibtisch, einen Bücherschrank und mehre Stühle; sämtliche Gegenstände rühren noch von Mozart her. Hier war es, wo er seine Zauberflöte componirte und die letzten Tages seines Glückes sah.

Emmi La Grua hat das Unglück gehabt, bei einer Spazierfahrt in Neapel aus dem Wagen zu stürzen und einen Beinbruch zu erleiden.

Nach einer so eben erschienenen musikalischen Statistik haben vergangenen Winter in Paris 269 Concerte stattgefunden, und zwar 27 im Conservatoire und Cirque Napoléon, 72 im Saale Herz, 85 im Saale Pleyel, 51 im Saale Erard, die übrigen in Sälen zweiten Ranges.

Ein Herr Carl Gray hat ein Instrument erfunden, das die Gestalt eines kleinen Violoncells, aber Griffbrett und Saitenbezug wie bei der Guitarre besitzt. Behandelt wird das Instrument als Streich-Instrument, die Stelle des Bogens aber durch eine mechanische Vorrichtung ersetzt, wodurch ein voller feierlicher Ton und eine langtönende Resonanz erzielt wird. Seine Hauptwirkung ist für getragene klassische Musik berechnet.

Die hamburger Ballet-Gesellschaft, welche auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin gastirt, gefällt daselbst außerordentlich, so daß sie das Gastspiel verlängern mußte. — Marie Geisinger hat sich in Offenbachs „Schönen Weibern von Georgien“ verabschiedet. Ihre Gastspielabende waren stets sehr zahlreich besucht.

London besitzt gegenwärtig 23 concessionirte Theater, welche zusammen die Summe von 38,000 Plätzen ergeben. Außer diesen 23 Theatern giebt es noch 41 Tonhallen, Cafés-Concerte und sonstige Musiklocale, die 179,300 Zuhörer fassen.

Die Unterhandlungen wegen des sogenannten internationalen Theaters, welches während der nächsten Weltausstellung in Paris Vorstellungen geben soll, sind beendet. Herr Hofstein im Verein mit Herrn Raphael Felix werden die Leiter des Unternehmens sein.

Das drei Tage während vierte mecklenburgische Musikfest zu Güstrow ist sehr günstig verlaufen. Aufgeführt wurden: Der Paulus von Mendelssohn, B dur-Symphonie von Schumann, „Die Nacht“ von Hiller, dritter Theil der „Schöpfung“, Leonoren-Ouverture, Ouverture zum Tanhäuser, Freischütz- und Concert-Ouverture von Alois Schmitt. Die Zahl der Mitwirkenden betrug 280 in der Vocal- und 85 in der Instrumentalpartie; Dirigenten waren Alois Schmitt und Ferdinand Hiller, und die Soli's sangen die Damen Köstke-Lundh und Hausen und die Herren Gunz und Hill.

Roger hat zweimal auf dem Leipziger Stadttheater vor fast leeren Häusern den „Fra Diavolo“ gesungen. Hedwig Raabe fährt fort, den begeistertsten Beifall hervorzurufen und die Theater-Casse zu füllen.

Bildende Künste. Von der vor drei Jahren unter den Trümmern der Livia ad gallinas gefundenen Augustusstatue, welche in dem Braccio nuovo des Vaticanus zu Rom einen Ehrenplatz erhielt, einen Gypsabguß für Paris vorzunehmen, hat nunmehr der heilige Vater bewilligt. Die Arbeit hat sofort begonnen.

Die „Exposition rétrospective“ ist gleichzeitig mit dem „Salon“ in Paris eröffnet worden. Sie besteht aus 3—400 Nummern, welche nur Werke berühmter verstorbener Meister aufführen. Die stolzen Namen eines Rafael, Correggio, Rembrandt, Wouvermann, Ruysdael, Claude-Lorrain, Tizian, Paul Veronese, Velasquez, Tintoretto und die vieler anderer bedeutender Meister auch jüngeren Datums nennt der Katalog. Die Kaiserin Eugenie, die Großfürstin Marie von Rußland und viele reiche Privatleute ermöglichten, indem sie die Perlen ihrer Gallerieen zur Disposition stellten, diese, einen seltenen Kunstgenuß gewährende Ausstellung.

Die drei bekannten preussischen Schlachtenmaler Camphausen, Bleibtreu und Bürger befinden sich im Hauptquartiere des Prinzen Friedrich Carl von Preußen, um die großen kriegerischen Ereignisse bildlich darstellen zu können.

Die alljährliche Kunstausstellung der k. sächsischen Akademie der Künste ist auf der Brühl'schen Terrasse zu Dresden eröffnet worden.

Der König von Italien hat den Schlachtenmaler Ademollo aufgefordert, sich im Hauptquartiere aufzuhalten, um zu spätern Schlachtgemälden Material zu sammeln.

Die Restauration der Notre-Dame-Kirche zu Paris wird wahrscheinlich noch in diesem Jahre vollendet werden. Das Nordportal ist bereits fertig; es bleibt also noch die Wiederherstellung des Innern, besonders die des Chorumgangs und der Kapellen zu vollenden.

Zur Erinnerung an die blutige Schlacht bei Gettysburg im letzten nordamerikanischen Kriege wird daselbst ein Monument von riesigen Dimensionen errichtet. Die Höhe desselben soll 55 Fuß, die Räumfläche am Boden 23 Geviertfuß betragen.

Oberbaurath Professor Friedrich Schmidt aus Wien hat die Kuppel des Domes zu Mainz untersucht und die Erklärung abgegeben, daß ihr schadhafter Zustand Besorgniß erzeuge. Bei starker Erschütterung, wie z. B. bei einem Bombardement, müsse sie unbedingt zusammenstürzen.

Die berühmten Landschaftsmaler Andreas und Oswald Achenbach in Düsseldorf sind vom Kaiser von Mexiko mit dem Guadeloupe-Orden decorirt worden.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Unter den verschiedenen Arten von Jäckchen, welche man jetzt so gern über die weißen Taillen anzieht, wenn die Abendluft oder kühleres Wetter hierzu Veranlassung geben, zeichnen sich durch Neuheit und Eleganz des Schnittes vorzugsweise zwei aus: Die Jäckchen „Selita“ und „Zney“, welche von den beiden Selbinnen

der Africanerin ihre Namen entlehnt haben. Sie sind beide sehr verschieden von einander, namentlich darin, daß das erstere nach unten und das andere nach oben zu ausgeschnitten ist. Das Selika-Jäckchen wird entweder aus demselben Stoff wie der Rock oder aus schwarzem Kaschmir oder Taffet gefertigt und geschmackvoll mit Cluny-Quipure oder mexikanischer Stiderei verziert. Hinten reicht es gerade bis zum Gürtel, vorn ist es bedeutend kürzer und hat einen bogenförmig nach oben laufenden Ausschnitt, so daß es an der kürzesten Stelle in der Mitte kaum zwei Hände breit ist. Um den Hals ist es viereckig ausgeschnitten und kurze Puffärmel, welche durch mehre mit Spitzen besetzte Sammetstreifen gehalten werden und unten mit Grelotfransen garnirt sind, stehen zierlich gegen die langen weißen Mullärmel der Taille ab. Rings herum um den Halsausschnitt wie an den Achseln und Ärmeln ist eine Garnitur von schwarzem Sammetband angebracht, das an beiden Seiten mit weißer Cluny-Quipure besetzt und in der Mitte mit kleinen weißen Porzellanknöpfchen benäht ist. Das Jnez-Jäckchen hat oben einen tiefen runden Ausschnitt, so daß es nur um die Schultern läuft und ist ebenso unten sehr kurz, indem es eine Handbreit über dem Gürtel endigt. Es hat keine Ärmel, wird aus schwarzem Sammet oder Taffet hergestellt und ist oben mit einer breiten, unten mit einer schmälern Cluny-Spitze besetzt. Beide Jäckchen sehen sehr zierlich und originell aus.

Man trägt diesen Sommer sehr viel weiße Kleider zur Promenadentoulette, die meist mit einer Casaque von demselben Stoff gemacht werden, welche eng an die Taille schließt und mit einem bunten oder weißen Gürtel umgeben ist, welcher letztere dann mit buntem Besatz versehen ist, während hinten lange Schärpenenden auf die Schöße der Casaque und den Rock herabfallen. Dienen diese weißen Kleider zu sehr eleganter Toilette, so haben sie wol ein blaues, rosenrothes oder gelbes Untergewand, auf welches der zarte Musselin ganz glatt fällt, während eine ungeheure Schleppe hinterherausragt, oder sie sind bis zur Hälfte des Rodes herauf mit Puffen besetzt, in welche farbiges Band gezogen ist; da man sie aber jetzt auch zu allen gewöhnlichen Ausgängen auf die Straße sowie auf dem Lande trägt, fertigt man sie einfach aus Nanfoc, Piqué oder Alpaca und verziert sie dann am liebsten schwarz, was für das Geschmackvollste gilt — die Nanfoc- und Piquékleider mit Quirlenden aus Weinblättern von schwarzer Soutache oder bloß mit schwarzer Seidenborte mit schwarzen schmalen Spitzen, die Alpacakleider dagegen mit schwarzen Sammetstreifen, welche mit kleinen weißen Porzellanknöpfchen besetzt sind, wie man sie jetzt so sehr liebt.

Für viele Damen, deren Teint bei dem Brand der Sommerhitze leidet, wollen wir hier eines neuen, sehr unschädlichen, aber ganz wohlthätigen Schönheitsmittels erwähnen, dessen man sich jetzt in England zum Waschen des Gesichts bedient. Es besteht einfach aus gereinigtem und etwas parfümtem Hafermehl, welches wie Mandelkleie beim Waschen angewendet wird und die Haut bleicht und zarter macht; wir können es auch denjenigen empfehlen, deren Gesichtshaut so zart ist, daß sie die Anwendung der Seife nicht gut vertragen können.

Modenblatt No. 33.

(Originalbilder des Monsieur de la Mode.)

1) Promenadentoulette. Empirehut aus Reisstroh mit lila Einsatz, lila Bindebändern und einem Kranz von lila Binden; inwendig weißer Tüllstreifen und Bindenbouquet.

Lila Taffetkleid mit hoher Taille, engen Ärmeln und ganz glattem Rocke. Casaque aus schwarzem Grosgrain mit Spitzenausputz und Besatz von Sammetband. Die Taille ist mit Revers versehen und eben solche sind an den Seitentheilen der Schöße angebracht, wo sie durch breite Taffetschleifen mit langen Enden vereinigt werden. Zwischen den vordern Revers läuft ein breiter Spitzenbesatz, während die Ärmel und Achseln mit schmälern Spitzen verziert sind.

2) Elegante Besuchstoulette. Griechische Coiffure mit hochaufgestecktem Chignon ohne jede weitere Verzierung. Rock aus gelblichem Foulard, ganz glatt, bloß mit einer langen Schleppe versehen. Hierzu eine weiße Musselintaille mit langen Ärmeln und darüber ein poncaurothes Kaschmirjäckchen, welches oben am Halse zusammengeht, dann nach der Taille zu immer weiter auseinanderläuft und in ziemlich langen Schößen endigt. Rings herum, um die Schöße, die Ärmelausschläge und Jockey's ist ein Besatz von Goldperlen angebracht und das Ganze überdies mit Fransen von Goldperlen garnirt.

Feuilleton.

Ein Spiel des Zufalls. Kürzlich war ich in sehr übler Laune von zu Hause fortgegangen; ich war unzufrieden mit mir und mit der ganzen Welt. Der Himmel war grau ungewölkt, die Straßen waren schmutzig und so war ich froh, daß ich dem Wetter die Schuld meines schlechten Humors aufbürden konnte; auch war es mir eigentlich eine Wohlthat, daß es so mit meiner Laune übereinstimmte. Schon war ich im Begriff, meinen Gemüthszustand Philosophie, Weisheit u. s. w. zu nennen und sehr gerechtfertigt zu finden, da erbarmte sich der Zufall meiner und sandte mir die Begegnung eines halb vergessenen Freundes.

— Wie, Du bist es? Wo kommst Du her? Was treibst Du? Was hast Du die lange Zeit über angefangen, seit wir uns nicht mehr gesehen?

Nach diesen und vielen ähnlichen Fragen, die wir gegenseitig an uns richteten, erzählte mir mein Freund, daß er verheirathet sei.

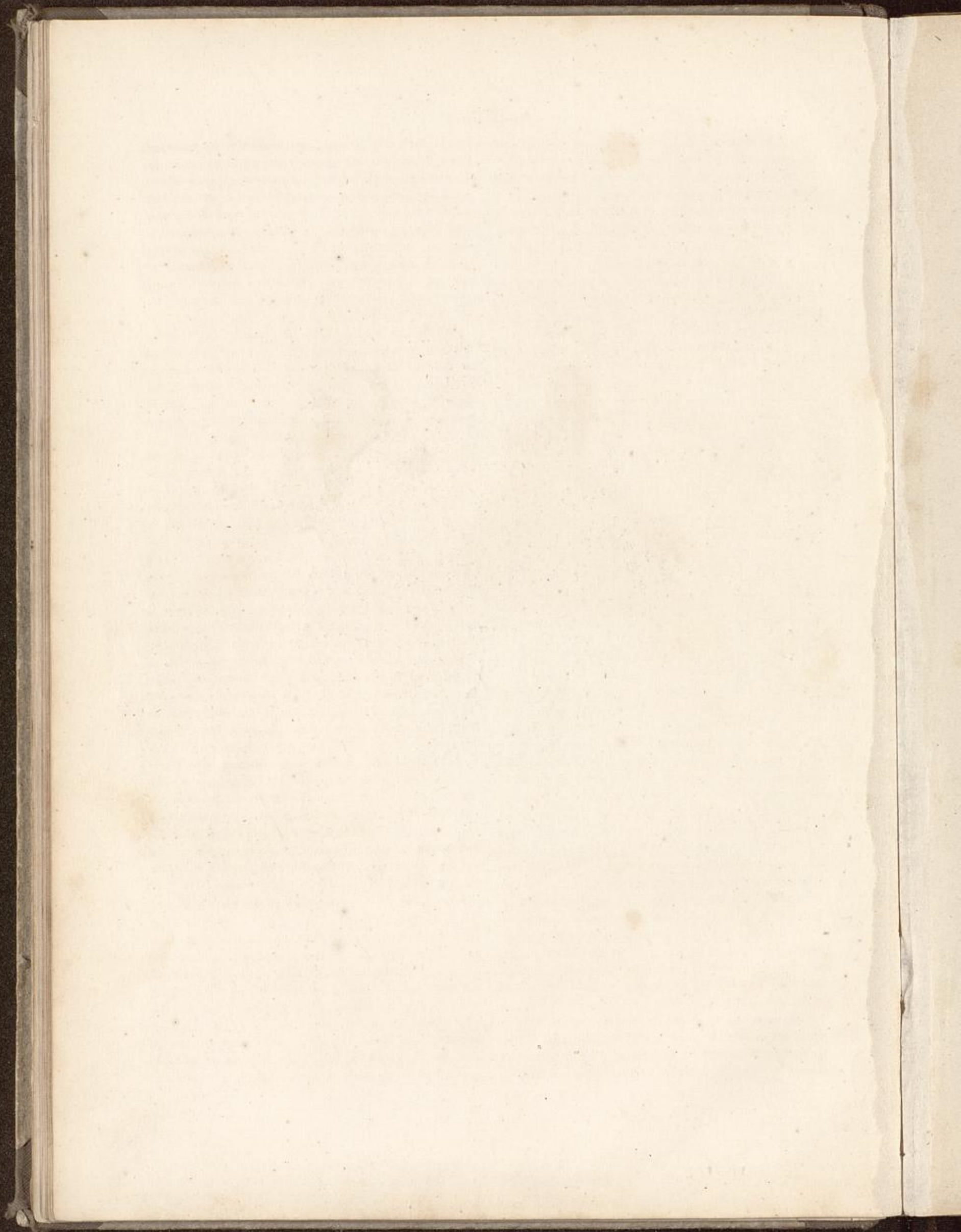
Verheirathet! Das war eine wirkliche Ueberraschung für mich. Meiner Ansicht nach paßte mein Freund nicht im Geringsten für die Ehe. Er war zwar durchaus nicht häßlich und noch weniger arm oder gar dumm — ach nein, er war bloß, wie sage ich nur? etwas zu flott.

Er liebte die lärmenden Vergnügungen, die Commerce, Trinkgelage, lustigen Abendessen, tolle Verschwendung. Als ich ihn aus dem Gesichte verlor, war er eben im Begriffe, sich auf die angenehmste Weise von der Welt zu ruiniren.



Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.



— Du bist verheirathet? wiederholte ich und ganz leise dachte ich dabei: — Na, der wird seine Frau schön glücklich machen!

Er antwortete mir mit einem feinen Lächeln: — Meine Frau ist ebenso reizend als liebenswürdig.

— Aha! jetzt ging mir ein Licht auf und ich fragte: — Sie hat Dir wol eine schöne Mitgift zugebracht?

— Nein, sie besaß keinen Pfennig.

— Wie? Ich erkenne Dich gar nicht wieder.

— Ich glaube es wohl. Wir sahen uns zum letzten Male vor einem Jahre bei einem Frühstück, das ich mein Lebenslang nicht vergessen werde.

— So, Du liebst wol noch so ein feines Frühstück?

— Nein, ich liebe es nicht mehr in der Art, wie Du meinst. Aber jenes Frühstück ist die Ursache meines Glückes geworden.

— Wirklich? Eher hätte ich das Gegentheil geglaubt, denn Du kamst mir an jenem Tage sehr aufgeregt vor.

— Sei nur ganz aufrichtig und sage, daß ich ziemlich grau war, aber ich sah Alles in rosenfarbigem Lichte und hätte mich nicht besonnen, den Rest meines Vermögens in einem Glase Champagner hinunterzugießen.

— Ja, Du triebst es ein wenig toll.

— Ich wette, Du hieltest mich für gänzlich ruiniert und wundertest Dich nicht weiter, als Du mir an keinem Vergnügungs-orte mehr begegnetest.

— Du weißt, ich wundere mich nie über etwas.

— Es ist wahr, Du bist ein Philosoph und stets auf Alles gefaßt.

Ja ja, und doch bin ich fast erstaunt, da ich Dich jetzt so verändert, so solid und gefest, so vernünftig und moralisch wiedersehe — der Zufall hat doch zuweilen weise Launen. Aber nun erzähle mir auch, durch welchen Zufall Du so umgewandelt worden bist.

Mein Freund lächelte und schien im Begriff, meinem Wunsche zu willfahren, da blickte er an die Uhr und rief: — Zwölf Uhr! Ich kann jetzt nicht, meine Frau erwartet mich. Ich verbeugte mich schweigend, was er für Spott hielt, deshalb entgegnete er lebhaft: — Wenn ich auch nicht bei Dir bleiben kann, so kannst Du doch mit zu mir kommen; meine Frau wird sehr erfreut sein, Dich kennen zu lernen.

Ich willigte ein und bald stieg ich am Arme meines Entführers bis in die dritte Etage eines freundlichen Hauses empor.

Wir klingelten; ein kleines Mädchen von acht Jahren öffnete und sprang meinem Freunde an den Hals, der ihr lustig zurief: — Guten Tag, Schwesterchen!

Dann erschien eine alte Dame, der mich mein Freund vorstellte, indem er sie mir als seine Schwiegermama bezeichnete.

— Ach Gott, dachte ich, der gute Ernst scheint ja eine ganze Familie geheirathet zu haben. Jetzt öffnete sich eine Thüre und ich sah eine wunderhübsche blonde junge Frau den Kopf herausstecken, die mein Freund zärtlich umarmte, indem er mich ihr als einen alten Freund vorstellte.

Ich wurde nun in ein sehr geschmackvoll eingerichtetes Zimmer geführt, wo der Tisch bereits gedeckt war. Ich wurde zwischen die muntere Kleine und die Schwiegermama placiert, was mich anfangs fast verdros, bis mich die kleine Nachbarin durch ihr

lustiges Geplauder, die alte Dame aber durch ihr freundliches kluges Wesen völlig mit meinem Plage ausgeföhnt hatten. Die Mahlzeit war trefflich, der Wein ausgezeichnet und meine schlimme Laune total verschwunden, so daß ich dem Zufalle wahrhaft dankbar war, der Alles so gut eingerichtet. Nur fand ich, daß Ernst seine Frau zu ausschließlich in Anspruch nahm, denn er beschäftigte sich fortwährend mit ihr und sie sprach blos mit ihm. Nach dem Kaffee führte er mich jedoch in sein Rauchzimmer, wo wir uns behaglich in große Lederfauteuils warfen; beim Umschauen sah ich aber auch ein Piano in der einen Ecke und gegenüber einen Bücherschrank.

Ernst bemerkte meine Blicke und sagte: — Ja, wir haben keinen Salon, denn wir empfangen keine Gesellschaft; dieses Cabinet ist nur für mich, meine Freunde und meine Frau eingerichtet, denn sie ist fast immer um mich. Hier ist ihr Stidrahmen, ihr Nähtisch, ihr Piano. Während ich arbeite, sticht oder näht sie, singe ich, so begleitet sie mich, des Abends lese ich ihr vor und so vergeht uns ein Tag so glücklich wie der andere.

— Ich glaube es wohl, Deine Frau ist bezaubernd, Du bist ein Glückskind. Mein Freund lächelte fröhlich, reichte mir ein Cigarrenstücken und entgegnete:

— Nun, so will ich Dir jetzt auch erzählen, wie ich zu diesem Glücke gekommen bin, denn Du scheinst vor Neugierde zu brennen. Damit begann er, behaglich die blauen Dampfwölkchen fortblasend: — An dem Tage, wo wir uns das letzte Mal sahen nach dem Frühstück, welches bis vier Uhr Nachmittags dauerte, war mir der Kopf etwas sehr schwer und ich stolperte mühsam auf dem schmutzigen Trottoir dahin, um zu meiner Wohnung zu gelangen. Es war im Winter und völlig dunkel; man begann die Gaslaternen anzuzünden, die mir wie tanzende Irrlichter erschienen und ich rannte hier und da an die Vorübergehenden an. Angstvoll blickte ich in alle vorüberfahrenden Droschken, ob ich keine leere entdeckte, denn ich mußte nun über die Straße und das schien mir unmöglich. Ich ersticke fast und wurde von einem so heftigen Schwindel ergriffen, daß ich zu fallen fürchtete und mich deshalb den Blicken der Vorübergehenden etwas zu entziehen suchte, indem ich mich in den Schatten eines Hauses zurückzog, dort anlehnte und die Halsbinde aufknöpfte, um freier athmen zu können. Mir bebten alle Glieder und ich mußte entsetzlich bleich sein. In diesem Augenblicke kam ein junges einfach gekleidetes Mädchen auf dem Trottoir daher, blieb vor mir stehen und sah mich mit theilnehmenden Blicken an; sie war mir so nahe, daß ich ihr frisches liebliches Gesichtchen deutlich unterschied, während sie halblaut murmelte: — Armer Mensch!

Dabei wühlte sie schnell in ihrer Tasche herum und steckte mir plötzlich ein Silberstück in die Hand. Ich hatte in meiner halben Betäubung geglaubt, sie wollte mir die Hand drücken und hielt nun die Münze fest, während sie schnell weiterging. Als sie um die Straßenecke verschwand, kam ich wieder zur Besinnung, sah nun, daß sie mir ein Geldstück in die Hand gedrückt hatte und war so überrascht über ihr seltsames Mißverständnis, daß ich Kraft gewann, ihr nachzueilen. So rasch sie auch ging, holte ich sie doch endlich beinahe ein, doch war ich noch nicht fest genug auf den Füßen, um sie zu erreichen; da sah ich sie in ein Haus treten, wo sie vier Treppen hinauf stieg, ich immer hinter

ihr drein, da öffnete sich eine Thüre, ich rief: — Mein Fräulein! aber weg war sie. Ich getraute mich nicht, ihr in's Zimmer zu folgen, sondern blieb außen vor der Thüre stehen und während ich so unentschlossen dastand, hörte ich Alles, was drin gesprochen wurde.

— Mutter, ich bringe Dir etwas Geld mit, sagte eine jugendliche Stimme.

— Ach, hat man Dir einige Deiner Unterrichtsstunden bezahlt? Wir konnten es gerade brauchen, Du mußt Dich recht für uns plagen, armes Kind! sprach eine andere Stimme.

— Gute Eveline! rief eine Kinderstimme.

— Ach, Mamachen, sei nur nicht böse, wenn ich Dir erzähle, was ich gethan habe, ich bringe Dir weniger Geld mit, als ich bekam, aber siehst Du, ich konnte nicht widerstehen. Ich sah auf der Straße einen jungen Mann, der mich in der Seele dauerte, es war jedenfalls ein verschämter Armer. Er war so blaß und schwach und schlich mühsam im Schatten dahin, er hatte vielleicht lange nichts zu essen gehabt, wenn er auch anständig gekleidet zu sein schien. Darum schämte er sich eben. Ohne weiteres Nachdenken griff ich in die Tasche und steckte ihm ein Geldstück in die Hand, das er convulsivisch festzuhalten schien. Wer weiß, vielleicht hat es ihm das Leben gerettet! Ich freute mich so, daß ich in einem Sprunge nach Hause eilte.

Du kannst Dir meine Aufregung beim Anhören dieser Mittheilung vorstellen. Das gute Kind hatte geglaubt, nur der Hunger habe meine Wangen gebleicht, während ihr Almosen in die Hand eines Schlemmers gerathen war. Ich wagte nicht, mich in meinem Zustande zu zeigen, sondern schlich leise und völlig ernüchtert die Treppen hinab und nach Hause, wo ich mich volle acht Tage einschloß. Ich erkundigte mich nach dem jungen Mädchen, hörte von ihr und ihrer Familie nur das Beste, begab mich nun zu meinem Notar und sah nach einigem Rechnen, daß ich noch reich genug war, um einigermaßen sorgenfrei leben zu können. Dann hielt ich um die Hand Evelinen's an und bin nun der glücklichste Mann der Welt — Dank sei dem Zufalle!

—r.

Theater-Bonmot. Wie weit es die Reflexion eines Schauspielers bringen kann, zeigt folgendes Beispiel, das sich neulich auf einer kleinen Bühne ereignet und das mir ein Augenzeuge erzählt hat. Es werden die Räuber gegeben, und als Franz zu sagen hat: „Wenn Ihr krank seid, Vater — nur die leiseste Ahnung habt, es zu werden, so laßt mich — ich will zu gelegenerer Zeit mit Euch reden. Diese Zeitung ist nicht für einen gebrechlichen Körper,“ zieht derselbe bei den letzten Worten die Times hervor und hält sie triumphirend dem Publicum über die Rampe des Drchester's hinaus.

Wellington und Blücher. Es ist bekannt, daß nach den großen Napoleon'schen Kriegen Wellington der einflussreichste Mann in Europa war. Allerdings, er hatte viel beigetragen, den Sieg über den Kaiser der Franzosen zu erringen, aber besaßen Blücher, Sneydenau u. s. w. geringere Verdienste? Wellington wußte sich aber geltend zu machen, Blücher dagegen mußte, in ächter deutscher Bescheidenheit, seine Tage auf einem stillen Gute verbringen. Er fühlte aber seine gedrückte Stellung nur zu wohl und schrieb deshalb im Juli 1818 ironisch an Müßling: Er möge doch dem

Herrn Herzoge von Wellington sein Compliment machen und demselben sagen, seine Gesundheit sei zwar noch wie vor zwanzig Jahren, aber er langweile sich schrecklich und mache deshalb Wellington den Vorschlag, seinen großen Einfluß anzuwenden, um ihren „gemeinschaftlichen Freund“ von Helena entwischen zu lassen, damit sie das Glück der Waffen noch einmal versuchen könnten. D.

Ursprung des Wortes Toast. Das englische Wort toast, welches die Bedeutung einer ausgebrachten Gesundheit hat, heißt eigentlich: geröstet. Der Ursprung der bacchischen Bedeutung ist folgender: Vor Zeiten war es in England Gebrauch, daß wer zu Ende der Mahlzeit eine Gesundheit ausbrachte, ein Stück geröstetes Brod in sein Glas oder seinen Becher that. Nachdem der Becher die Reihe herumgegangen und von den andern Gästen an die Lippen gebracht worden war, kehrte er wieder zu dem ersten zurück, der den Rest austrank und das geröstete Brod aß. Der Gebrauch des gerösteten Brodes existirt nicht mehr, aber der Ausdruck ist geblieben: Einen Toast bringen.

Die göttliche Fanny. Leute, welche Ueberfluß an Zeit hatten haben sich die Mühe genommen, den Stammbaum der „göttlichen unvergeßlichen Fanny“ (Eißler) zu erforschen und haben herausgebracht, daß die berühmte Tänzerin weder von den schwebenden Sylphiden noch von den hüpfenden Rajaden abstammte, sondern daß ihr Vater Bedienter des unsterblichen Haydn und ihre Mutter Leibwäscherin einespie Künste mit Leidenschaft fördernden Fürsten gewesen. Die Resultate dieser historischen Forschungen wurden von der sehr discreten vormärzlichen Presse nicht an die große Glocke gehangen, man besorgte die „Kunst“ zu profaniren, wenn man eingestehen würde, daß ihre bevorzugte Jüngerin aus der ehrfamen christlichen Union eines Hausmeisters und einer Wäscherin hervorging. Ein Dichterjüngling jener Tage sang darum:

„Ein Thau im Blumenkelch, vom Zephyrhauch geküßt,
Bermählt mit Mondesstrahlen
Unter Schall der Nachtigallen
Du Elfe! zum Born des Lebens erstiegen bist.“

Als Fanny dieses „wunderschöne Gedicht“ vom Dichter entgegennahm, sagte sie: „Ich weiß nicht, wie es damals zugeht, als ich auf die Welt kam, aber meine selige Mutter erzählte oft, es wäre dazumal gerade Waschtage gewesen und ich sei ihr ungelogen gekommen, zumal mein Vater bei dem schlechten Wetter sehr viele kothige Stiefel zu putzen hatte, und sich darum außer Hause befand.“ Diese Aeußerung legte Zeugniß von dem wahrhaftigen edlen Herzen der berühmten Künstlerin ab, das sie mehr ehrt, als alle auf Velinpapier mit Goldrand ihr zu Ehren fabricirten Hymnen. Von der Verehrung, Anbetung möchten wir es nennen, die der Eißler widerfahren, kann man sich in unserer nüchternen Zeit nur schwer einen Begriff machen. Eines Tages saß Fanny zu den Füßen des Bettes des „alten Hofrath“ von Genz, während dieser schwerathmend, von Fiebergluth durchwühlt, im Schlummer lag. Es war die Stunde, da sie ins Theater mußte; leise schlich sich Fanny zur Stube hinaus, wohin sie ihre Pflicht rief. Kurze Zeit hierauf erwachte der Patient, er rief Fanny und erfuhr, daß sie im Theater sei. Genz weinte bitterlich über sein Mißgeschick. „Ich habe,“ rief er, „so viel für die Welt gethan und habe ihr meine Tage und Nächte geopfert, mein Sinnen und

Streben war nur dem Großen, Ganzen geweiht, und diese Welt ist so undankbar gegen mich, daß sie mir nicht einmal die Pflegerin meiner letzten Tage unverkümmert gönnt.“ Da öffnete sich plötzlich die Thüre der Krankenstube, eine Elfen Gestalt im schneeweißen Gaze-gewande mit goldenen Sternchen durchwirkt, das lange flatternde Haar mit frischen Blumen umwunden, schwebte ins Gemach. Es war die „Königin der Blumen“, die sich jetzt über des Kranken Bette neigte und von der perlenden Stirne den Schweiß trocknete. Der Kranke schlug die Augen auf, er wählte eine Lichtgestalt zu erblicken. „Fanny! Fanny!“ rief er schluchzend, seine Arme nach ihr ausstreckend, sie umfassend. „Ich habe,“ sprach diese, „den Zwischenact benützt, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, nun Gott sei Dank, es geht besser, ich werde mit leichteren Herzen tanzen.“ In der Loge, in der der mächtige Staatskanzler saß, erfuhr man den Zug der Hingebung des guten Herzens Fanny's. „Dieses Mädchen,“ sagte Metternich, „ist ein Engel, ihre Liebe ist eine Krone werth.“ Metternich lohnte diese Treue der Freundin des alten Gené mit einem Diamanten, der zu den herrlichsten Erinnerungen der Künstlerin zählt. (M. Th.-Chr.)

Ehret die Todten! Als man einst in Gegenwart des Lord Bolingbroke von dem Geize, dessen man den Herzog von Marlborough beschuldigte, sprach, wurde der Lord zum Zeugen aufgerufen, daß es wahr sei, was man behauptete.

— Er war ein so großer Mann, antwortete der Lord, obgleich er sein ärgster Feind gewesen war, daß ich alle seine Fehler vergessen habe.

Albumblätter.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O, wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Rückert.

Wem nicht im Juli reiset schon die Saat,
Der schlug sich selber durch versäumte That.

F. W. Gubik.

Die hassen zu müssen, welche man lieben möchte, ist das härteste Schicksal.

Voltaire.

Räthsel und Aufgaben.

Vier Zeichen (in der Mehrzahl) gründen
Des Dichters Ruhm.
Vier weitre Zeichen, Leser, künden
Ein Herzogthum.
Mein Ganzes, mühsam aufzufinden,
Der Schuld ist's ein willkommenes Ziel,
Der Unschuld dient's zu Scherz und Spiel;
Im Kriege hilft's zum Ueberwinden.

Ich bin sichtbar, doch nicht körperlich,
Aber ohne Körper nie gesehen,
Unantastbar, doch kein Christ bin ich,
Doch von Geistern öfters zu verstehen.
Alles zeichn' ich ab im Sonnenreich,
Auf der Stelle, nach Originalen,
Sitzend oder nicht, groß oder klein,
Halb und ganz und Niemand darf's bezahlen.
Doch das Wunderbarste mag auch sein,
Daß sich meine Bilder leblos regen,
Und, Ihr Leser, sollt mir Zeugen sein,
Größtentheils natürlich fortbewegen.

A — za — Pri —
pe — l'Or — Niz —
Ni — Ol — then —
tzer — pol — Lip —
bach — ent — mes —
go — Er — be

Das erste Wort begegnet Dir an Frankreichs Strand,
Das zweite ist die Stadt, wo Kunst und Bildung Pflege fand.
Das dritte Wort bezeichnet eine Stadt im Preußenland. —
In Rußland, in Westphalens Gauen
Kannst Du das viert' als Stadt, das fünft' als Flühchen schauen.
In Nassau findest Du das sechste an dem Rhein.
Das siebente und achte soll in Frankreich sein.

Wenn Du von oben abwärts recht die Anfangslettern liest,
So hast Du einen Kaiser, der auch Feldherr ist.
Und merkst von unten aufwärts Du das letzte Zeichen Dir von
jedem Wort —
Ein Eiland Du erhältst, das auch zugleich des Kaisers Todesort.



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 27.

Ein Fall — Einfall.
Arm, Arme, Armee.

Herr v. S. hatte gewonnen:
36 Ducaten und 12 Gulden,
verloren: 4 " " 4 "

Es blieben ihm daher: 32 Ducaten und 8 Gulden.
Urtheile weiser Männer sind schwerwiegend.

Briefpost.

Herrn Dr. C. P. in Görlitz. Wir bedauern die Annahme verweigern zu müssen, da unsere Zeitung sich nur im Gebiete anregender Unterhaltung bewegt, das jede Politit ausschließt.

Hrl. R. v. F. in B. Sie urtheilen wol etwas zu vorsehnell und nicht ganz vorurtheilsfrei. Ein alter russischer Reimspruch sagt sehr richtig:

Man empfängt den Mann nach seinem Gewande,
Führt ihn aber heim nach seinem Verstande.

Hrl. Paul. St. in R. Die angegebene Farbungszusammenstellung würde sicher nicht den gewünschten Effect erzielen. Wählen Sie lieber eine fein nuancirte graue Schattirung.

Hrl. R. C. in M. Wir dürfen nicht aus der Schule plaudern.

Hr. H. M. . . . dt in A. Gegen diesen Fehler hat die Natur, glauben wir, kein Kraut wachsen lassen. Sehr gut gerathen.

Herrn Stud. v. Sch. in H. Ihre Räthsel und Aufgaben werden dankbare Aufnahme finden.

Herrn Secr. G. H. in L. Erhebt sich zu wenig über den Niveau des Alltäglichen, und ist daher nicht von allgemeinem Interesse. In der Handlungsweise Ihres Helden erblicken wir nur Troß, nicht Charakter.

Hr. M. L. in D. Zum Waschen wollener Stoffe bedient man sich der Duillaja-Rinde. Man weicht die Rinde, welche in jeder Droguerie-Handlung zu haben ist, 24 Stunden in Fluß- oder Regenwasser, gießt die gewichte Masse durch ein Sieb, verdünnt sie mit Wasser und wäscht darin die wollenen Stoffe einmal durch. Nach mehrmaligem Spülen derselben in reinem Wasser hängt man sie unausgewunden zum Trocknen auf.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

Zur gänzlichen Vertreibung der Sommerprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Rachlitz i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesetzlich garantirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Sangerhausen**.

Keine Erfindung auf dem Gebiete der Toilette-Chemie hat wohl jemals so allgemeine Anerkennung und so großartige Ausbreitung über die ganze civilisirte Welt gewonnen, als der Hauschild'sche Haarbalsam. kein kosmetisches Präparat so schnell sich unentbehrlich gemacht, wie auf dem Toiletten-tisch der Fürsten, so in jedem Hause, wo man den Besitz eines vollen, schönen Haarwuchses zu schätzen weiß. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht befehl liegende Briefe und Atteste, darunter viele von fürstlichen Personen, berühmten Gelehrten und Staatsmännern, bestätigen die überraschende Wirksamkeit des Balsams, der nicht allein das Ausfallen der Haare sofort befeitigt, sondern auch auf selbst schon länger faul gewordenen Scheltern in oft unglaublich kurzer Zeit jungen Nachwuchs erzeugt.

Die große Nachfrage, deren sich J. A. Hauschild's vegetabilischer Haarbalsam überall zu erfreuen hat, hat eine Menge Nachahmungen, die unter ähnlichen Namen angeündigt werden, hervorgebracht, ich bitte deshalb darauf zu achten, daß an jedem Orte nur eine einzige Verkaufsstelle für Hauschild's Balsam existirt und dieselbe in Leipzig ausschließlich bei mir in Originalflaschen à 1 Thlr., $\frac{1}{2}$ Fl. à 20 Ngr., $\frac{1}{4}$ Fl. à 10 Ngr. zu haben ist.

Jullus Kratze Nachfolger in Leipzig.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.
 " 1. " " in Halbleinenband mit Deckelprägung u. Goldtitel 17 $\frac{1}{2}$ Ngr.
 " 2. " " in Ganzleinenband mit Deckelprägung u. Goldtitel 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.
 " 3. " " in Ganzleinenbd., Deckel reich verguldet m. Schloß 1 Thlr.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die gänzliche Unterdrückung der Cholera,

den Europäischen Staatsregierungen als ausführbar dargethan,

und
eine sichere Heilmethode dieser Seuche
Ärzten und gebildeten Laien anempfohlen von

Edward Jörg,

Doctor der Philosophie, Medicin u. Chirurgie, vieler gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

3. Auflage. — Preis: brosch. 9 Ngr.

Die Stahlstiche

der

Allgemeinen Modenzeitung

werden separat verkauft und sind durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Preis: in 4^o 3 Ngr., in gr. folio 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig:

Schill und seine Gefährten.

Historische Novelle

von

Karl Freiherrn von Kessel.

Preis brosch. 24 Ngr.

Von Nah und Fern,

zwei historische Novellen:

Binnen vierundzwanzig Stunden und Ueber den Delaware

von

Ferdinand Pflug.

Preis brosch. 24 Ngr.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stadtliche 6 Thlr.
mit Stadtlichen 8 Thlr.

Eine verlorene Jugend.

Novelle

von

Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Heerwald hatte bei dieser eigenthümlichen Rückerinnerung an die Zeit einer heißen und schwärmerischen Liebe mehrmals ungeduldig an seinem kurzen russisch-grünen „Polukastan“ gezupft, den er noch trug — der Verwaltungsbeamte brachte jene unbotmäßigen Gefühle in einen wahren Geschäftsstyl! Als er nun zur Anerkennung der Aufrichtigkeit aufgefordert wurde, erwiderte er: „Ich will Ihnen etwas sagen, Kaufberg. Die Geschichte ist zwischen Ihnen und Laura abgekartet, gleichviel wer zuerst davon angefangen hat. Durch meine Tochter ist Königsee dafür gewonnen worden, der nun durch einen Uka als Selbstherrscher von Nettwig ohne viel Federlesens, wie er schon angekündigt hat, die Sache brevi manu abmachen will. Fernande ist dabei nicht gefragt worden — wenigstens von Ihrer Seite nicht. Sie muß!“

„Aber mein Hochverehrtester —“

„Erlauben Sie! Ich bin noch nicht fertig. Daß Sie dieses gewaltsame Vorgehen nicht gewünscht oder veranlaßt haben, glaube ich gern — es würde auch eine schlechte Bürgschaft für das Glück sein, das Sie in dieser

Ehe hoffen. Aber Sie hätten, noch ehe Laura mit ihrem Manne ein Wort gesprochen, Fernande fragen müssen — dazu würde sich die Gelegenheit schon gefunden haben oder Ihnen verschafft worden sein! Oder wenn das nicht, so hätte Laura mit dem Mädchen zuvor reden müssen — es ist kaum anzunehmen, daß es nicht geschehen ist! Und wenn Fernande dann — auf die schönen Nebenarten dabei kommt es nicht an — ehrlich Nein gesagt hat, wie ich fast glaube, dann wäre es in der Ordnung gewesen, wenn Königsee gar nichts erfahren, sondern der Herr Regierungsrath zu sich selbst gesagt hätte: Pascholl! Das ist russisch, lieber Herr, Sie werden sich's schon überlegen.“

„In der That, Herr Landstallmeister,“ sagte jetzt der Regierungsrath, sich in die Brust werfend, „Sie gehen von Voraussetzungen aus, die mich auf das Alter zurückführen, in welchem Sie mich verlassen haben!“

„Seien Sie nicht empfindlich. Gerade weil Sie nicht mehr in den Zwanzigern sind, wie ich Sie verlassen habe, sehe ich in Ihnen reifere Ansichten und eine gediegenere Handlungsweise voraus, als die des jungen Mannes, der einem gewissen alten Obersten mit dem Pistole zu Leibe gehen wollte. Ich werde selbst mit Fernande reden!“

„Zu meinen Gunsten?“ rief Kaufberg erfreut.

„Das kann ich Ihnen nicht versprechen!“ antwortete Heerwald, der ihn mißfällig betrachtete. „Das arme Mädchen ist hier unter Curer Tripelallianz wie verrathen und verkauft, ich werde machen, daß sie wenigstens ihren

Willen kund geben darf — wenn es nicht etwa schon gegen die Großältern geschehen ist. Sagt sie mir aus freiem Entschlusse, daß sie Ihren Ring annehmen will, so werde ich nicht abreden, mehr kann ich nicht versprechen.“

„Aber sie könnte schwankend sein, von vorgefaßten Meinungen ausgehen — junge Mädchen haben ihre poetischen Begriffe.“

„Aha! Deutlicher gesagt, Fernande könnte schon einem Andern gut sein! Würden Sie in diesem Falle wünschen, daß sie Ihre Frau würde?“

„Unter ähnlichen Verhältnissen sind Ehen geschlossen worden,“ entgegnete der Regierungsrath unmutig, „welche dann für beide Theile sehr glücklich ausgefallen sind.“

„Ich sehe, daß Sie schon einige Kenntniß haben!“ erwiderte Heerwald. „Gönnen Sie sich und mir Zeit, und wenn es anders kommen sollte, als Sie jetzt vielleicht sehr dringend wünschen, so sagen Sie sich mit männlicher Fassung, daß Sie recht behandelt haben, Ihre Wünsche nicht mit Zwangsmitteln durchzusetzen. Ich will Ihnen offen sagen, daß ich im äußersten Falle selbst mit Gewalt einschreiten würde — wie? das ist meine Sache!“

„Es ist wenigstens gut, Herr Landstallmeister Heerwald, daß ich Ihre Gesinnung gegen mich kenne!“

„Ich glaube sie Ihnen schon vor fünf und zwanzig Jahren bewiesen zu haben, Herr Regierungsrath Kaufberg!“

Die Augen beider Männer ruhten fest aufeinander und Frau von Königsee, welche bei der letzten Wechselrede leise und unbemerkt eingetreten war, sah erschreckend, daß hier eine Wetterwolke heraufzog.

„Ach, da bist Du ja, Laura!“ rief der Vater jetzt. Kaufberg wandte sich sehr erleichtert nach ihr um, er hatte doch nun wenigstens eine Bundesgenossin, da er sich allein dem Kampfe nicht mehr gewachsen fühlte.

Laura berichtete sorgenvoll, daß ihr Mann ungewöhnlich angegriffen sich zur Ruhe begeben, auf ihre Vorstellung sogar zu Bette gelegt habe. Ob es ihr mit der zärtlichen Sorge um ihn Ernst war? Der Vater konnte nach ihrem Blicke und ihren Mienen nicht daran zweifeln, sie hätte sonst eine Meisterin der Verstellung sein müssen. Eine so lange Ehe, wenn sie ihr auch mehr Leid, als Freuden gebracht, hatte doch in ihr das Gefühl der Anhänglichkeit an den Gatten geweckt und befestigt, der sie ja nur aus Wohlgefallen an ihr geheirathet und gewiß nicht immer so barsch behandelt hatte, wie in seinem jetzigen, kaum noch zurechnungsfähigen Zustande. Durch den Blick, welchen sie bei dem Berichte über den heutigen Anfall ungewöhnlicher Schwäche bei Königsee auf ihren Vater richtete, hatte sie sich aber auch in anderer Weise gegen diesen in Vortheil gesetzt,

denn er glaubte darin einen unwillkürlichen Vorwurf zu lesen — sie war seinem Angriffe mit dieser stummen Anklage zuvorgekommen.

„Ich bin am Ende Schuld, Laura!“ sagte er. „An Widerspruch ist er nicht gewöhnt, mein Auftreten für Fernande hat ihn vielleicht alterirt — es sollte mir leid thun.“

„Ich hoffe, es wird bald vorüber gehen,“ erwiderte Laura, „doch habe ich wirklich diesen Zustand noch nicht an ihm bemerkt, und es ist wol möglich, daß die Aufregung, in welche er gerieth, über seine Kräfte gegangen ist.“

„Thut mir wahrhaftig leid, aber ich konnte nicht anders!“ sagte Heerwald. „Kommt her, Kinder. Wir sind jetzt ganz unter uns, laßt uns ruhig und vernünftig die Sache besprechen. Du kannst doch bleiben, Laura? Mußt nicht wieder an dein Bette zurück, seinen Schlaf bewachen?“

„Fernande ist bei ihm,“ antwortete die Tochter.

„So? Und da wird er ihr wieder zusetzen! Oder vielmehr, wie ein Autokrat, befehlen!“

„Er schlummert fest, Papa!“ erwiderte Laura. — Der Regierungsrath stand in einiger Entfernung und war mit sich selbst uneins, ob er sich der verlangten Besprechung fügen oder nicht lieber, wie sich heute die Dinge nun einmal gestaltet hatten, sich empfehlen und Vater und Tochter sich selbst überlassen solle. Seine Sache blieb ja in den besten Händen, denn, wie der alte Herr mit seltenem Scharfsinn errathen hatte, die Idee, welche er mit verfechten sollte, war von Laura ausgegangen, wenn er auch nicht leugnen konnte, daß er sie bei der ersten Andeutung mit Feuer und Enthusiasmus ergriffen hatte. Für ihn war die Art und Weise, wie der Alte gegen ihn auftrat, im höchsten Grade verlegend, Heerwald verkannte ganz und gar seine Stellung, er hatte den Lauf der Jahre völlig vergessen und glaubte, wie alte Leute sind, noch immer den jungen liebekranken Referendar vor sich zu haben, der von ihm bei der Gefahr, die seinem Glücke drohte, die einzige Hülfe erwartete und darum gegen ihn die Fügsamkeit selbst war. Jetzt aber stand ein gereifter Mann ihm gegenüber, der zwar eine Zeitlang Rücksichten auf sein Alter und daß er Laura's Vater war, genommen hatte, jetzt aber gesonnen war, seiner Manneswürde nichts weiter zu vergeben. Der alte Herr hatte gar kein Recht, hier einzutreten, und wenn er es that, so war es Anmaßung, denn von ihm hing die Entscheidung gar nicht ab, sondern von Fernandens Großvater, der allein über die Zukunft seiner Enkelin zu bestimmen hatte.

Aber Heerwald schien gar nicht geneigt, das Nichtinterventionsprincip für sich anzuerkennen. — „Kommt

her, Kinder!“ wiederholte er, nachdem ihn Laura über die Gefahr Fernandens bei dem Schlummernden beruhigt hatte — und da Frau von Königsee einen bit- tenden Blick auf Kaufberg warf, konnte sich dieser der Erörterung, die er durch einen ungesäumten Abschied hatte vermeiden wollen, nicht entziehen. Er hatte es ja noch immer in seiner Gewalt, dieselbe, wenn sie eine für ihn unpassende Wendung nahm, abzuschneiden, wie er schon manche mißliebige Discussion bei officiellen Ge- legenheiten abgeschnitten hatte. Hier kam es ihm aber nicht viel besser vor, als ob zwei Angeklagte vor ihren Richter träten — der Landstallmeister nahm ganz die Miene eines Richters an und zwar eines russischen, der sich neben seiner Unverantwortlichkeit nicht einmal an die Gesetze gebunden glaubt.

„Erinnert Ihr Euch noch,“ begann Heerwald, „wie Ihr das letzte Mal so vor mir standet?“ In Laura's Zügen malte sich diese wachgerufene Erinnerung, dem Regierungsrathe schien die Mahnung weniger ergreifend zu sein, er fühlte sich sehr unbehaglich. — „Es war, als Ihr mir Eure Liebe gestandet und von mir nun das Weitere fordertet!“ fuhr der Alte fort. „Sie hatten mich für reich gehalten, Kaufberg — wer läßt sich gern in die Karte sehen! Meine verstorbene Frau hatte es bewundernswürdig verstanden, unserm ganzen Hauswesen bei beschränkten Mitteln ein äußerst wohlhabendes An- sehen zu geben. Darüber mußte ich Euch denn ent- täuschen — ich konnte Ihnen, lieber Kaufberg, nur rathen, sich Ihre Carrière nicht durch Festhalten an einer in un- absehbare Ferne gerückten Hoffnung zu verderben, und Laura war noch ein Kind —“

„Diese alten Zeiten, wie schon Frau von Königsee bemerkt hat, sind vorüber!“ sagte Kaufberg. „Ich sehe nicht ein, was die Reminiscenz helfen soll. Kommen wir auf die Gegenwart, wenn es Ihnen doch nöthig scheint, dieselbe einer gemeinsamen Berathung zu unterziehen. Ich möchte Sie lieber bitten, mich davon zu dispensiren, da ich mir in allen Lagen des Lebens selbst zu rathen weiß, in allen, Herr Landstallmeister! Sie wissen, was ich gethan und nicht gethan habe, Letzteres auch aus wohlwogenen Gründen! Die Aufklärungen, welcher Sie sonst noch bedürfen, wird Ihnen Ihre Frau Tochter am besten geben können. Erlauben Sie daher, gnädige Frau, daß ich mich Ihnen empfehle. Der Herr Oberst wird doch heute nicht mehr zu sprechen sein, am wenig- sten von Neuem einer Alteration ausgesetzt werden dürfen. Wir vertagen wol am besten die Entscheidung; ich bitte Sie aber in Gegenwart Ihres Herrn Vaters ausdrücklich und inständigst, Ihren ganzen Einfluß auf Ihren Herrn Gemahl aufzubieten, daß er diese Ent- scheidung nicht, wie hier geäußert worden ist, durch

Commando, Decret oder, russisch gesprochen, Ukas her- beiführt. Da es nun doch so weit gekommen ist, daß ich mich förmlich rechtfertigen muß, so bitte ich Sie zu- gleich, mir, sobald es irgend statthaft ist, eine Unter- redung mit Fräulein Fernande zu gewähren, sei es unter vier Augen oder, wenn Sie das für unpassend halten, in Ihrer Gegenwart. Herr Landstallmeister, ich habe die Ehre —!“

Er nahm seinen Hut und ließ sich weder durch Laura's Blick, welcher die Bitte zu längerem Verweilen ausdrückte, noch durch Heerwald's begütigende Worte aufhalten. Sie schellte endlich, um seinen Wagen anspannen zu lassen, er wollte aber auch das nicht hier, sondern draußen ab- warten und brach dadurch gewissermaßen auch mit den Formen, welche er sonst fast ängstlich beobachtete. Als er über den Hof nach dem Stalle schritt, wo sein Kut- scher bereits die Pferde aufschirrte, war es mit dem Ge- fühle eines Feldherrn, der eine Schlacht abgebrochen hat, um nicht eine vollständige Niederlage zu erleiden. All' seine Hoffnung war noch auf Laura's energischen Cha- rakter gesetzt. Freilich hatte auch Fernande, wie ihm gesagt worden war, etwas von der Charakterfestigkeit ihres Großvaters geerbt, aber ihm, der sie aufmerksam beobachtet, seit er den Gedanken einer Verbindung mit ihr gefaßt hatte, war sie doch immer so jungfräulich zart und weich erschienen. Er konnte sich einen ernstern Wider- stand von ihrer Seite nicht denken.

„Im Grunde ist es auch besser,“ sagte Heerwald zu seiner Tochter, „daß wir uns Beide erst verständigen. Nun aber Stich halten, Laura. Oder bist Du auch aus unserm alten Verhältnisse herausgewachsen, die große Dame geworden, wie der Kaufberg ein Herr Regierungs- rath?“

„Lieber Vater!“ entgegnete sie vorwurfsvoll, indem sie seine Hand ergriff und küßte.

„Nun gut, mein Kind! Ich sehe der ganzen Ge- schichte schon auf den Grund. Zwischen dem Tage, von dem ich vorhin mit Euch Beiden sprach, und heute liegen viele Jahre und es wird in Euch natürlich nicht mehr lodern, wie damals — der Vulkan wird ausgebrannt sein. Wahrheit!“

„Zu Asche!“ erwiderte Laura mit jenem bittern Zuge um ihren Mund.

„Einen Augenblick fürchtete ich, daß Ihr doch in der langen Zeit noch — aber nein, Laura, ich will Dich nicht kränken. Ich weiß, daß Du Deinem Manne die gelobte Treue streng bewahrt hast, auch wenn Du Kauf- berg unterdessen zuweilen gesehen.“

„Ich habe ihn nicht wieder gesehen, bis jetzt, bis er hierher kam, vor drei Monaten!“ sagte Laura.

„Auch wenn Du ihm oft begegnet wärest, so würdest

Du Deine Pflicht nicht verletzt haben, davon bin ich fest überzeugt," fuhr der Vater fort. „Nun aber hast Du ihn wieder gesehen, der um Deinetwillen unverheirathet geblieben ist und Du hast gemeint, ihn doch noch glücklich zu machen, indem Du ihm die Enkelin Deines Mannes zur Frau giebst. Ist es so?"

„Das war mein Gedanke!" erwiderte Laura. „Er hat ihn vielleicht früher gehabt als ich, denn in mir entstand er erst, als ich den tiefen Eindruck sah, welchen Fernando gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft auf ihn machte. Er sprach sich auch bald gegen mich aus — nicht gerade deutlich, aber doch so, daß ich ihn nicht mißverstehen konnte. Dann habe ich mit Königsee darüber gesprochen. Er hatte mit Kaufberg schon schriftlich in irgend einer Kreisangelegenheit zu thun gehabt und als er herkam, großes Gefallen an ihm gefunden, — daher war er gleich damit einverstanden. So, lieber Vater, ist Alles gekommen."

„Nun?" fragte der Vater, als sie inne hielt. „Und die Hauptperson?"

„Kaufberg wollte sich erst unserer Einwilligung versichern, ehe er sich gegen Fernando aussprach —" erwiderte Laura mit erkünstelter Ruhe. „Für einen reisern Mann ist das wol natürlich — ein junger Mensch denkt darüber anders. Du hast gehört, wie er mich um eine Unterredung mit Fernando gebeten hat."

„Charmant!" entgegnete Heerwald. „Aber was hat sie Dir gesagt? Du wirst doch schon mit ihr gesprochen haben!"

„Gewiß!" antwortete Laura. „Ich vertrete ja Mutterstelle bei ihr. Sie nahm es auf, wie dies junge Mädchen zu thun pflegen — zurückhaltend, ausweichend. Ich wollte sie nicht drängen und schonte sie."

So ruhig der Ton war, in welchem Laura diese Worte sprach, den Vater konnte sie nicht täuschen. — „Dein Mann hat sie aber nicht geschont! Er hat sogar die geistliche Macht gegen sie aufgeboden, da seine Autorität nicht auszureichen schien, und auf Eurem Spaziergange ist dann der Stab über ihrem jungen Haupte gebrochen worden. Denkt Ihr, ich sei blind und taub? Finessen und Schleichkünste zu durchschauen mag ich in der Ukraine verlernt haben, aber Fracturschrift, wie Dein Mann sie schreibt, kann ich noch lesen. Also ohne Winkelzüge, Laura! Wie steht es mit dem armen Kinde? Sie will nicht und soll gezwungen werden!"

„Urtheile nicht so hart! Wie Viele wissen nicht, was zu ihrem Besten dient — auch mir, mein geliebter Vater, wäre es sehr zum Glücke gewesen, wenn Du mich gezwungen hättest, von dem Gedanken abzustehen, der mich meine ganze Jugend gekostet hat. Fernando soll aber keineswegs gezwungen, nur überzeugt werden!"

„Deine Berufung auf Dein eigenes Beispiel paßt nicht, meine arme Laura," erwiderte der Vater mit herzlicherem Tone, als er sich in diesem Gespräche bis jetzt gegen seine Tochter geäußert hatte. „Dich betreffend, hast Du Recht und ich habe es oft bereut, Deinem Willen nachgegeben zu haben. Etwas Anderes aber ist es, ein Kind von einem Schritte abhalten, den man für verderblich hält, oder es zu einem Schritte zwingen, oder, wie Du Dich gelinder ausdrückst, überreden, gegen welchen man doch selbst einige Bedenken haben muß. Wie steht es mit Fernandens Herzen? Ist es noch frei? Oder um Dir eine gerade Frage zu stellen und diplomatische Wendungen zu ersparen: Wie steht es mit Fernando und Baron Klinger?"

Laura war von dieser Frage sichtlich betroffen, in ihrem Blicke lag die Verwunderung, wie er auch das schon wissen könne. — „Ja, meine Tochter, Du wunderst Dich, woher ich davon eine Ahnung bekommen habe!" sagte er lächelnd. „Ich habe von den Kofaden etwas gelernt, die spüren die verborgensten Schlupfwinkel aus. Vielleicht tragen auch mir die Vögel Neuigkeiten zu, wie dem Förster im Niederwald. Also eine ehrliche und gerade Antwort!"

„Ich kann mir denken, wer Dich heute während unserer Abwesenheit pflichtschuldigst von Allem, was uns betrifft, in Kenntniß gesetzt hat!" erwiderte Laura gereizt. „Wahrheit und Dichtung, wie immer! Ich wundere mich nur, daß Du auf die Worte eines alten klatschfüchtigen Weibes mehr Gewicht legst, als auf die Worte Deiner Tochter! Hat Dir die Wirthschafterin, die nur die lange Gewohnheit noch im Hause duldet, nicht auch erzählt, daß Herrn von Klinger nur durch eine unerhörte Tyrannei unser Haus verboten ist?"

Die Wirthschafterin also! Sie war es, von welcher der dicke Busch seine genauern Nachrichten über die Stellung der Herrin zu ihrem angeheiratheten Enkelkinde hatte. — „Nein, Laura!" sagte der Vater, von dem veränderten Tone, den seine Tochter auf einmal gegen ihn annahm, wenig berührt. „Was diese alte Schwägerin auch von Euch pflichtwidrig ausplaudern mag, ich habe noch nicht die Ehre ihrem Bekanntschaft. Du giebst also indirect zu, daß ein Verhältniß zwischen den jungen Leuten stattgefunden hat und, wie es nach Deinen letzten Worten scheint, durch einen Machtspruch zerrissen worden ist? Dein Mann fragte so besorgt, ob Klinger nicht den Hals gebrochen habe und bedauerte, wenn das nicht geschehen wäre."

„Herr von Klinger mag durch seine Huldigung, die alle Schranken überstieg, des jungen Mädchens Eitelkeit geweckt haben," erwiderte Laura, welche ihre Selbstbeherrschung wieder gewonnen hatte. „Welches uner-

fahrene Herz wäre dagegen gleichgiltig! Er hatte aber durch sein rücksichtsloses und anmaßendes Betragen längst allen Boden in Nettwitz verloren, als er uns noch sehr häufig mit seinen Besuchen beehrte, bis er sich eines Tages so unehrerbietig gegen Königsee benahm, oder, besser gesagt, sich so vergaß, daß mein Mann that, was er sich und mir schuldig war.“

„Das mag eine angenehme Scene gewesen sein, ich bedaure, sie nicht mit erlebt zu haben!“ sagte Heerwald.

„Eine Scene gab's gar nicht!“ versetzte Laura rasch. „Königsee fuhr zwar ein wenig auf, aber als ein ächter Cavalier maßigte er seinen Zorn sogleich und sagte nur, er werde ihm Antwort zugehen lassen.“

„Er hat ihn gefordert?!“ rief Heerwald mit großen Augen.

„Er wollte es — Du kannst Dir denken, Vater, welche Mühe es gekostet hat, ihn von dieser Idee abzubringen! Endlich gab er es auf und schrieb Klinger, — was Du schon weißt.“

„Er schrieb? Schreibt er wirklich noch? Oder bist Du jetzt sein Secretair?“ fragte Heerwald mit einem scharfen Blicke.

„Ich muß allerdings, da seine zitternde Hand die Feder nicht mehr sicher führen kann, niederschreiben, was er mir dictirt,“ antwortete Laura.

Heerwald schwieg. Er hatte noch manche Frage zu thun, da er sich die Auskunft, die er suchte, wie ein feindlich besetztes Terrain, Schritt für Schritt, erkämpfen mußte: noch immer wußte er nicht, ob sich Fernandens Herz Klinger ernstlich zugeneigt, ob die jungen Leute sich gegen einander ausgesprochen hatten, ob Klinger mit einem förmlichen Antrage bei dem Großvater hervorgetreten war, vielleicht die Pläne kreuzend, welche Laura schon gefaßt hatte; er konnte sich kaum denken, daß ein so junger Mann sich gegen den Greis, von welchem doch die Erfüllung seiner Wünsche abhing, vergessen haben sollte und hätte gern gehört, wenn es doch geschehen war, wodurch? Aber wenn er auch alle diese Fragen gestellt hätte, so würde er doch keine klare Antwort erhalten haben, sondern „Dichtung und Wahrheit“, wie Laura der schwaghastigen Wirthschafterin nachgesagt hatte. Diese konnte er natürlich nicht auffuchen und sich mit ihr einlassen; Fernande ohne Zeugen zu sprechen, durfte er kaum hoffen, nachdem er seinen Standpunct in ihrer Sache Laura unverholen erklärt hatte, und wenn der Zufall ihn auch begünstigte, so hatte er noch nicht das Vertrauen des jungen Mädchens gewonnen und konnte nicht erwarten, daß sie das zarte Geheimniß ihres Herzens ihm gestehen werde. Ein anderer Gedanke aber fiel ihm ein, der mehr Aussicht versprach, und er gedachte ihn noch heute zur Ausführung zu bringen.

Das Schweigen des Vaters setzte Laura in Verlegenheit. Sie kannte seine Eigenthümlichkeiten zwar auch nicht mehr genau, da sie bei ihrer Trennung von ihm kaum erwachsen gewesen war, auch konnte er sich in der langen Zeit verändert haben, aber in ihren Erinnerungen lebte die Vorstellung von manchem strengen Verhöre, das sie als Kind bestanden hatte: der Vater hatte sich nicht mit oberflächlichen Antworten begnügt, sondern war immer bei Unklarheiten auf den Grund gegangen. Daß er es heute nicht that, beunruhigte Sie, wenn sie auch zufrieden damit war. Sie sprach weiter über das ganze Verhältniß und er schien kaum darauf zu hören, seine Augen ruhten wol auf ihr, aber sie hatten einen zerstreuten Ausdruck. Endlich nahmen sie doch wieder den gewohnten festen Blick an und er sagte: „Das kommt doch Alles anders! Wir werden ja sehen!“

Mit dieser unbestimmten Aeußerung beendigte er das Gespräch und begab sich auf sein Zimmer, von wo er erst zum Mittagessen wieder herab kam. Es war eine unangenehme Nachricht für ihn, als er hörte, daß Königsee nicht zur Tafel kommen werde, da er noch schlief, und daß Fernande ihn nicht verlassen wolle. Zimmerhin mußte sich doch Heerwald als die Ursache eines Anfalls ansehen, der bei einem so hochbejahrten Manne leicht die gefährlichsten Folgen haben konnte, doch beruhigte ihn Laura darüber, indem sie ihm sagte, daß ein Schlaf von fünfzehn bis achtzehn Stunden, wenn sich Königsee einmal übermüdet oder sonst angegriffen gefühlt habe, bei ihm gar nichts Seltenes sei. Wie auf Verabredung war von dem Verhältnisse, welches doch für Beide vom größten Interesse war, gar nicht mehr die Rede, obgleich über Fernande gesprochen wurde. Das Ende der Mahlzeit mochte Laura eben so erwünscht sein, als ihrem Vater, der sie gleich darauf verließ, um, wie er sagte, sich in der Gegend etwas zu orientiren. Sie bot ihm dazu das Reitpferd an, das ihr Mann noch immer hielt, obgleich er schon seit Jahren nicht mehr in den Sattel gekommen war. Der Inspector ritt es jetzt, zuweilen auch der Stallknecht, wenn er in der Stadt etwas zu besorgen hatte; das durfte aber der Gutsberr nicht sehen, denn für diese Ritte war ein Klepper bestimmt. Heerwald lehnte das Anerbieten seiner Tochter ab, er wollte seinen Streifzug zu Fuß machen. Sie sah ihn bald darauf aus der Hausthüre treten und sich nach verschiedenen Richtungen umschauen, als ob er unschlüssig sei, welche er einschlagen solle. Das war auch einen Augenblick der Fall, da er neuerdings zweifelhaft geworden war, ob ihn nicht ein Besuch bei dem Pfarrer im Dorfe noch besser zum Ziele führen könne, als wenn er in Niederwald Herrn von Klinger aufsuche, bei welchem er erst die Erinnerung an ihre unfreundliche Be-

gegnung, unfreundlich wenigstens von Klinger's Seite, abzuschwächen hatte. Bei dem Pfarrer konnte er als Vater der Frau von Königsee wol berechtigt sein, in vertraulicher Mittheilung über Verhältnisse, die ihn doch auch angingen, sich näher unterrichten zu lassen. Während er das noch erwog, stellte sich eine alte Frau mit einer besonders großen und unförmlichen Haube mit einem Knire neben ihn und redete ihn bei seinem Namen mit der Frage an, ob er sich in Nettwig ein wenig umschauen wolle. Gefallen werde es ihm schon, fügte sie hinzu, es sei Schade, daß gerade heute der gnädige Herr seinen Dachschlaf habe, sonst würde er sich's nicht nehmen lassen, dem Herrn Papa der gnädigen Frau Alles zu zeigen, denn er sei noch so gut zu Fuße, daß er manchen jungen Herrn beschäme, wie sie oft schon erlebt habe. Er schliefe manchmal einen ganzen geschlagenen Tag, wie ein Dachs, und wenn er aufwache, sei er wie neugeboren, er wisse nicht einmal immer, daß er Strapazen gehabt habe, denn freilich, mit der Memorie sei's nicht mehr ganz richtig, wie der Herr Landstallmeister wol natürlich finden werde. Einen Doctor im Hause gesehen zu haben, könne sie sich, seitdem sie in Nettwig wohnen, gar nicht erinnern, aber der Kreisphysicus oben in Weißenstadt habe ihr einmal gesagt, bei dem Schläfe und Appetite könne der gnädige Herr hundert Jahre alt werden, woran auch so gar viel nicht mehr fehle.

Das mußte die Wirthschafterin sein! Eins von den Vögelein, welche die Neuigkeiten von Nettwig durch alle Lüfte trugen — ihre große Haube, deren Befatz sich bei der lebhaftesten Rede hob und senkte, gab ihr das Ansehen einer Ohreule, welche doch auch zum Vogelgeschlechte gehört. Der dicke Busch konnte von ihr freilich viel gehört haben: Wahrheit und Dichtung! wie Laura sich poetisch nach Goethe ausgedrückt. Laura hatte wol bemerkt, wie die Frau, welche nur aus alter Gewohnheit ihres Gemahls noch im Hause geduldet wurde, sich neben den Vater gestellt, der sie bisher noch nicht gesehen hatte — und eine unwillige Röthe war in ihr Antlitz gestiegen, als sie sah, wie die Alte die Schleusen ihrer Beredsamkeit öffnete; doch wurde sie dadurch beruhigt, daß der Vater dem Strome, der ihn übersfluthete, nicht lange Stand hielt, sondern mit einem kurzen, freundlichen Nicken die alte Frau verließ. Er ging die Stufen hinab und schlug die Richtung nach der Waldpartie des Parks ein.

Die Mittagsstunde wurde zu Nettwig pünktlich für die Mahlzeit inne gehalten, es war daher noch sehr heiß, als Heerwald die Schatten der Eichen verließ, um auf dem nächsten Feldrain, der nach dem Hügel mit der Fahne führte, seine Wanderung anzutreten. Er wußte,

daß dieser Hügel, noch immer der Wartberg genannt, die Grenze des Ritterguts Nettwig bezeichnete und darum auch, seit der Oberst von Königsee hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, eine Fahne in dessen Wappenfarben trug. Heerwald lächelte darüber, ihn ging eine solche Marotte nichts an. Als er die Kruppe des Hügels erreicht hatte und sich der schönen Aussicht auf das reich angebaute Land erfreute, fiel ihm die Aeußerung seines Postillons wieder ein: Wenn nun Jeder sein Grundstück hier mit bunten Fahnen umstecken wollte, was müßte das für eine Decoration geben! Aber der alte Herr hielt sich nicht länger auf, als nöthig war, um sich über den Weg, den er nach dem Niederwald nehmen mußte, zu orientiren. Unten schlängelte sich der Bach, an dessen Ufer die Fahrstraße lief; dort weiter abwärts stand die Brücke, auf welcher er gestern, seinen Wagen abwartend, den jungen Mann, den er heute auffuchen wollte, getroffen und leider durch seinen harmlosen Scherz über das Abschüttelungsgelüst seines Pferdes bei schon gereizter Stimmung erbittert hatte. Drüben, wo der Fahrweg vom Thalande herabkam, zeigte sich ein Fußpfad längs des Baches, der jedenfalls nach dem Niederwald führte. Das junge Mädchen aus dem Försterhause, das zu Heerwald von „ihrem“ Baron gesprochen und ihm die erste Auskunft über den Nettwiger Herrn gegeben hatte, war auf jenem Fußsteige gekommen. Heerwald ging denn die Nasenwand des Wartberges hernieder und konnte deutlich den Hufschlag, zuletzt unverkennbar die Spur des Sturzes sehen, welchen das Pferd des wilden Reiters gestern hinterlassen hatte. Eine halbstündige Wanderung führte ihn darauf zu seinem Ziele, und er war sehr zufrieden, als ihn der Wald aufnahm und wiederum vor dem Sonnenbrande schützte, der ihn unterwegs hart getroffen hatte. Das Försterhaus, wie er gestern von der Höhe über der Brücke gesehen, lag auf einem grünen freien Platze, rings umhegt von Gebüsch und herrlichen Bäumen; aus dem Thale war es nicht mehr zu sehen gewesen und auch vom Eingange des Waldes nicht, wiewol es nicht tief hinein liegen konnte. Mehre Pfade zweigten sich aber bald von dem, welchen Heerwald bis jetzt verfolgt hatte, ab, und er mußte sich auf gut Glück für einen entscheiden, den er für den rechten hielt, weil er am meisten ausgetreten war. Er ging nun im Schatten rüstig vorwärts, das lichte Grün that seinen Augen wohl, die duftige Frische stärkte ihn wieder — das war noch ein ächter deutscher Eichenwald, wenn auch die rationelle Forstwirthschaft hier mehr geschlagen hatte, als dem Freunde urwüchsigter Waldscenerie gefallen mochte. „Wir sind königlich!“ hatte das Mädchen mit Stolz gesagt, aber damit auch die souveräne Gewalt des Anschlaghammers anerkannt. Wie mochte

sich der königliche Beamte wünschen, dieses Instrument einmal in dem Parke von Nettwitz handhaben zu können, wo so viel todt's Capital an Holz und Borke stand!

(Fortsetzung folgt.)

Die Noth in der Wüste Chalata.

Zur Erforschung der Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit orientalischen Sprachen in Mittelasien zeichnete sich der Ungar Vambéry, der von einem großen Geographen auch Vamberger genannt wird, durch eine merkwürdig muthvolle und abenteuerreiche Reise in das fremdenfeindliche und eigentlich jedem Europäer verschlossene Land der Turkmanen, nach Khiva und Buchara aus. Es gelang ihm nur mit Hilfe der Derwischmäste und jahrelanger Vorstudien. Neben vielen anderen Touren war auch sein Weg durch die Wüste Chalata voll Todesgefahr. Die Karavane, mit der er reiste, wollte eigentlich eine längere Strecke an den Ufern des Drus dahinziehen, um von Khiva über Tünaklä nach Buchara zu gelangen, mußte aber gleich zu Anfang wegen der Nachricht, daß Raubhorden diese Gegend unsicher machten, die Nacht zur Flucht in die Wüste benutzen, um ganz durch diese schreckliche, aber gegen Feinde sichere Einöde zu ziehen.

Es zeigten sich, sagt der Autor, schon einige Sterne am Himmel, als wir die Sandwüste erreichten, auf dem Marsche die größte Stille beobachtend, damit die Turkmanen, die uns wahrscheinlich nahe waren und uns in der Dunkelheit der Nacht (denn der Mond ging erst später auf) nicht sehen konnten, uns auch nicht hören möchten. In dem weichen Boden verhalte der Schritt der Thiere, wir fürchteten nur, unsere Esel, deren Stimme in der stillen Nacht weithin hörbar war, möchte die Lust zum Singen antommen. Gegen Mitternacht erreichten wir ein Terrain, wo Alles absteigen mußte, da Esel sowol als Kameele bis zum Knie in den feinen Sand einsanken, der noch dazu eine ununterbrochene Hügelkette bildete. In der Kühle des Abends konnte ich den fortwährenden Marsch im Sande noch aushalten, aber gegen Morgen fühlte ich, daß meine Hand durch das feste Stützen auf den Stab aufzuschwellen anfing; ich lud daher mein Gepäc auf den Esel und setzte mich auf das Kameel, das zwar unter schweren Athemzügen dahinschritt, aber im Sande eher in seinem Elemente war, als ich.

Unsere Morgenstation führte den reizenden Namen Adamkyrylgan (d. h. der Ort, wo Menschen zu Grunde gehen), und man brauchte nur einen Blick auf den Horizont zu werfen, um zu wissen, daß die Benennung richtig war. Stelle Dir, lieber Leser, ein unabsehbares Sandmeer vor, das bald gleich dem vom Sturme gepeitschten Meere hohe Sandwogen, bald wieder gleich dem vom Zephyr bewegten Spiegel eines stillen Sees sanfte Wellen bildet. Kein Vogel ist in der Luft, kein Wurm oder Käfer auf der Erde zu sehen; es giebt nur Spuren erloschenen Lebens, die Gebeine der hier umgelommenen Menschen und Thiere, die jeder Vorübergehende zu einem Haufen sammelt, damit sie zum Wegweiser dienen.

Nach der Aussage des Kervanbaschi, des Anführers der

Karavane, hatten wir im Ganzen von Tünaklä am Drus nach Buchara auf diesem Wege nur sechs Tagereisen, die eine Hälfte im Sand, die andere auf einer festen Ebene, die hier und da mit Gras bewachsen und zu gewissen Zeiten von Schäfern besucht sein sollte. Wir hätten daher bei dem Inhalte unserer Schläuche nur einen oder anderthalb Tage Wassermangel zu fürchten gehabt, doch bemerkte ich gleich den ersten Tag, daß das Druswasser, welches wir am Ufer dieses Flusses eingefammelt, nicht in unsere Combination hineinpaste, daß die köstliche Flüssigkeit trotz aller Oekonomie immer abnahm, was ich der Sonne oder der eigenen Verdunstung zuschrieb. Trotz der sengenden Hitze mußten wir fünf bis sechs Stunden lange Tagemärsche machen, denn je eher wir aus dem Sande herauskamen, desto weniger brauchten wir den gefährlichen Wind Tebbad (Fieberwind) zu fürchten, der auf der festen Ebene nur mit Fieberanfällen plagte, im Sande aber Alles in einem Augenblicke begraben konnte.

Die drückende Hitze der drei Tage hatte übrigens auch ohne den Tebbad uns Allen die Kräfte geraubt, und zwei von den ärmeren Reisegefährten, die neben ihren schwachen Thieren zu Fuß gehen mußten und all' ihr Wasser ausgetrunken hatten, erkrankten so sehr, daß wir sie auf den Kameelen festbinden mußten, da sie des Reitens oder Sitzens unfähig waren. Dabei wurden sie noch zugedeckt, und so lange sie zu reden vermochten, waren „Wasser! Wasser!“ die einzigen Worte, die sie sprachen. Leider versagten selbst ihre besten Freunde den lebenspendenden Trunk und als wir den dritten Tag (7. Juli) vor Medemin Bulag (Medemin Bulag heißt Medemin's Quelle; wir trafen sie in demselben Zustande wie Schorkutul) anlangten, wurde einer von ihnen durch den Tod von den gräßlichen Qualen des Durstes befreit. Ich war zugegen, als der Arme seinen Geist aufgab. Seine Zunge war ganz schwarz, der Gaumen grauweiß, übrigens die Züge nicht sehr entstellt, nur die Lippen zusammengeschrumpft und dadurch der Mund offen. Daß in diesem kranken Zustande Wasser ihnen hätte helfen können, glaube ich kaum, und wer hätte es ihnen geben sollen? Es ist schrecklich anzusehen, wie der Vater vor dem Sohne, der Bruder vor dem Bruder sein Wasser verstedt, denn jeder Tropfen ist Leben, und bei den Qualen des Durstes giebt es keine Aufopferung, keinen Edelmuth, wie bei anderen Lebensgefahren.

Nachdem wir schon drei Tagereisen im sandigen Theile der Wüste zurückgelegt hatten, sollten wir nun die feste Ebene erreichen und damit das sich nördlich erstreckende Chalata-Gebirge auch zu Gesicht bekommen. Leider hatten wir uns getäuscht, unsere Thiere vermochten nicht mehr zu gehen und wir brachten noch einen vierten Tag im Sande zu. Ich hatte nur in meiner Lederflasche noch ungefähr sechs Gläser Wasser, von denen ich tropfenweis nahm und natürlich vom Durste furchtbar zu leiden hatte. Zu meinem großen Schrecken fing meine Zunge an in der Mitte ein wenig schwarz zu werden, ich trank sogleich die Hälfte meines Wassers auf einmal und glaubte mich retten zu können, vergebens, das Brennen, begleitet von Kopfschmerzen, wurde gegen Morgen des fünften Tages heftiger, und als wir zur Mittagsstunde das Chalata-Gebirge in wolkartigen Umrissen unterscheiden konnten, da fühlte ich meine Kräfte langsam schwinden. Je mehr wir uns den Gebirgen näherten, desto

mehr nahm der Sand ab, und schon spähten alle Augen nach einer Heerde oder Schäferhütte, als der Kervanbaschi mit seinen Leuten auf eine sich nähernde Staubwolke aufmerksam machte, und uns eiligst von den Kameelen absteigen hieß. Die Thiere wußten schon, daß es der ankommende Tebbad war; unter lautem, gewaltigem Brüllen knieten sie nieder, streckten den langen Hals auf den Boden und suchten den Kopf im Sande zu verbergen. Wir benutzten ihre Lage als Schutzmauer und kaum waren wir hinter ihnen niedergekniet, als der Wind mit einem dumpfen Getöse über uns hinwegfuhr, eine nur zwei Finger dicke Sandschicht auf uns werfend, deren erste Körner wie ein Funkenregen brannten. Nur sechs Meilen tiefer in der Wüste brauchten wir ihn anzutreffen, und wir wären Alle umgekommen. Von der Fieber und Erbrechen verursachenden Wirkung des Windes habe ich wenig merken können, nur die Luft wurde schwerer und drückender als zuvor.

Dort, wo der Sand gänzlich aufhört, sind drei verschiedene Wege sichtbar, der eine geht durch die Ebene bis nahe vor Bockhara. Wir wählten diesen als den kürzesten. Gegen Abend erreichten wir einige Brunnen, die aber dieses Jahr von Schäfern noch nicht besucht waren; das Wasser, für den Menschen ungenießbar, erquickte unsere Thiere; uns ging es Allen schlecht, wir waren Halbtodten gleich, und nur die jetzt wohlbegründete Hoffnung auf Rettung belebte uns.

Ich konnte nicht mehr allein absteigen, man legte mich auf die Erde; wie Höllefeuer brannte mein Inneres und durch den Kopfschmerz war ich in eine Art Betäubung versetzt. Meine Feder ist zu schwach, um ein Bild der Martern zu entwerfen, denen uns der Durst aussetzte; ich glaube, daß es keinen schmerzhafteren Tod auf der Welt giebt, und obwol ich in Gefahren mich ziemlich fassen konnte, fühlte ich mich hier doch gebrochen und glaubte den letzten Abend meines Lebens herangekommen. Gegen Mitternacht brachen wir auf, ich schlief ein, und als ich am Morgen erwachte, befand ich mich in einer Lehmhütte, von einigen langbärtigen Leuten umgeben, die ich gleich als Kinder Frans erkannte und die mir zuriefen: „Schuma ki Hadschi nistid!“ (Sie sind doch kein Hadschi!). Ich hatte nicht Kraft genug zu antworten. Man gab mir erst etwas warme, später saure Milch mit Wasser und Salz vermischt, hier Airan genannt, die mich stärkte und bald auf die Beine brachte. Nun erst wurde mir klar, daß sowol ich, wie die übrigen Gefährten Gäste mehrerer persischer Sklaven waren, die sich 10 Meilen weit von Bockhara mitten in der Wüste zur Bewachung der Schafe befanden, von ihrem Herrn mit Wasser und Brod nur kärglich versehen, damit sie nicht mit Hilfe von reichlichem Proviant die Flucht durch die Wüste versuchten möchten. Diese armen Verbannten hatten doch so viel Edelmut, daß sie ihren Erzfeinden, den sunnitischen Mollahs, von ihrem Wasser gaben. Besonders gut waren sie gegen mich, als ich sie in ihrer Muttersprache anredete, denn persisch spricht man zwar auch in Bockhara, aber ein von der Sprache Frans sehr verschiedenes. Besonders rührte mich der Anblick eines Knaben von fünf Jahren, der auch Sklave war und sehr aufgeweckt aussah. Er war erst vor zwei Jahren mit seinem Vater gefangen und verkauft worden, und als ich nach Letztem fragte, antwortete er freudig: „Ja, mein Vater

hat sich gekauft (d. h. losgekauft), ich werde höchstens noch zwei Jahre Sklave sein, dann wird mein Vater das nöthige Geld zu meiner Befreiung erübrigt haben.“

Die unglücklichen Perser gaben uns noch etwas Wasser mit auf den Weg; von Dank und Mitleid tief bewegt, verließ ich sie. Wir brachen auf nach unserer nächsten Station in Chodscha Oban, einem Wallfahrtsorte, um das Grab des gleichnamigen Heiligen zu besuchen, zu dem wir, obwol es ein wenig nördlich von unserm Wege lag, in unserer Eigenschaft als Hadschis gehen mußten. Zum großen Bedauern meiner Gefährten verirrt wir uns bei Nacht zwischen den Sandhügeln, die am Saume der Wüste liegen und aus deren Mitte Chodscha Oban wie eine Nase hervorragt, und als nach langem Suchen der Morgen anbrach, befanden wir uns am Ufer eines Sees voll süßen Wassers. Hier endete die Wüste und mit ihr die Furcht vor Verdursten, Räubern, Wind und sonstigem Ungemach. Wir betraten damit die Grenzen des eigentlichen Bockhara, und als wir in dem nur zwei Stunden weit entfernten Chantemir (dem Dorf, wo der Kervanbaschi wohnte) anlangten, waren wir schon in einem ziemlich gut bebauten Lande. — Ohne weiteren Unfall erreichte der Reisende die Stadt Bockhara. β.

Ludwig von Benedek.

(Mit Stahlstich.)

Wol noch selten sind im Laufe der Geschichte auf die Kraft und das Glück eines einzigen Mannes die Hoffnungen und Wünsche von Millionen Menschen so concentrirt worden, als in den jüngsten Wochen auf Ludwig von Benedek. Von doppeltem Interesse ist daher jetzt für Alle seine Vergangenheit, die wir im Nachfolgenden in kurzen Zügen schildern wollen.

Das Vaterland von Ludwig von Benedek ist Ungarn, wo er zu Oedenburg im Jahre 1804 geboren wurde. Obgleich sein Vater, der Arzt war, ihn lieber auch als Mann der Wissenschaft gesehen hätte, wählte er dennoch, der innern Gebieterstimme folgend, den Soldatenstand. Nachdem er in der kaiserlichen Militärbildungsanstalt zu Neustadt erzogen worden war, wurde er 1822 als Cadet dem österreichischen Heere einverleibt. Trotzdem er ohne Familie, und folglich ohne jede Fürsprache war, war sein Avancement doch ein sehr rasches; seine Tüchtigkeit lenkte bald die Aufmerksamkeit seiner Commandeure auf sich. Schon 1831 wurde er als Leutnant nach Italien zum Generalstabe versetzt; 1835 wurde er Hauptmann, 1840 ging er als Major und Adjutant des Generalcommandos nach Galizien, woselbst er 1843 zum Oberstleutnant und 1846 zum Obersten ernannt wurde. In dieses Jahr fällt bekanntlich der gegen den Adel gerichtete Aufstand der Polen, und in diesem war es, wo Benedek seinen ersten Sieg — bei Odow — ersocht. Für diese glänzende That schmückte ihn sein Kaiser mit dem Leopoldskreuz. 1847 erhielt er den Befehl, als Oberst des aus Ungarn bestehenden Regimentses Gyulai zur Armee in Italien zu stoßen. Im Feldzuge von 1848 zeichnete sich Benedek bei dem Rückzuge aus Mailand und bei dem Angriffe auf die Linie von Curtatone durch

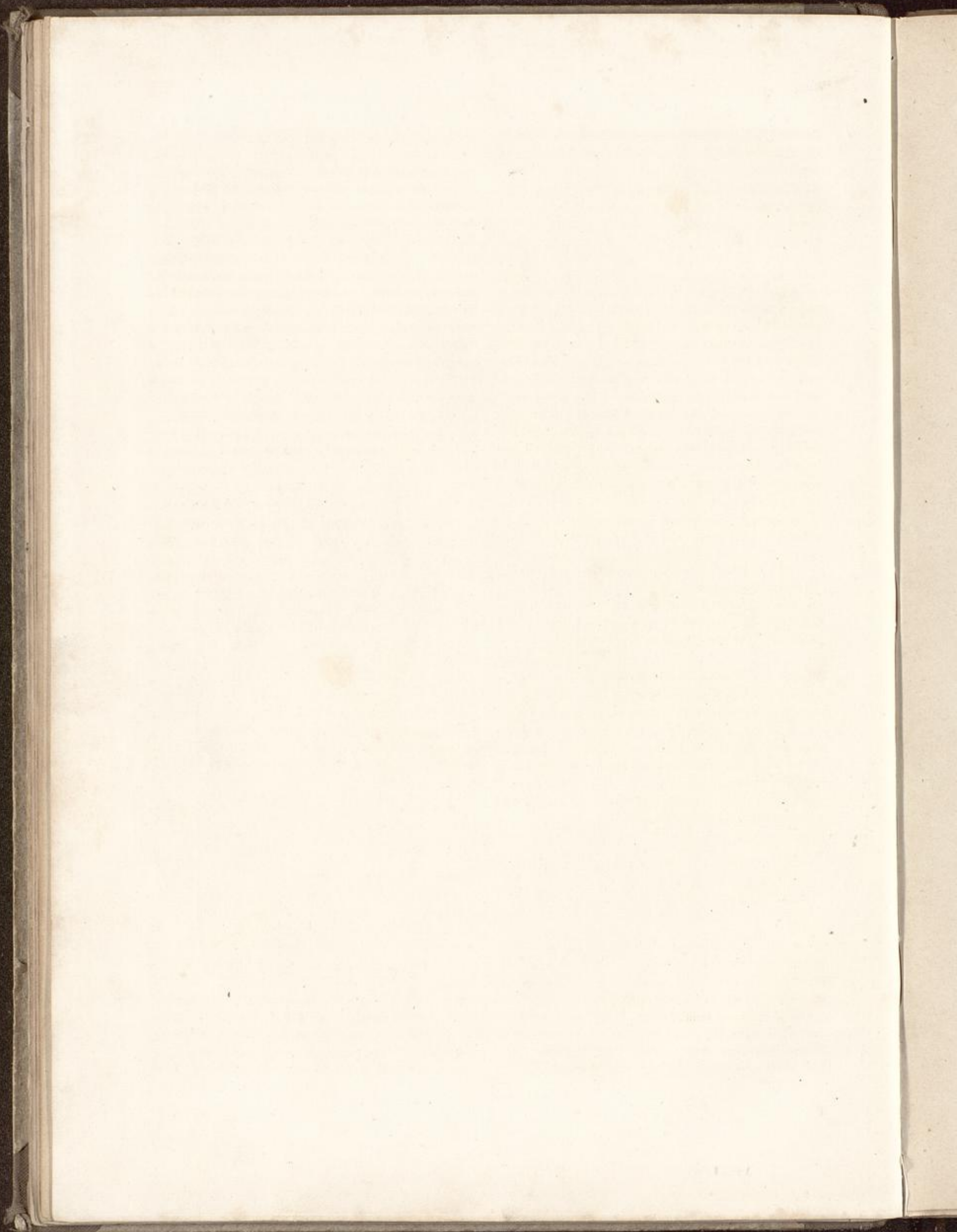


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Kipfer, Leipzig

Ludwig Ritter von Benedek
K. K. Feldzeugmeister

Verlag des Biedersten Buchh.



Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart so sehr aus, daß Radeky, sein leuchtendes Vorbild, ihn in Wien für den Maria-Theresia-Orden empfahl.

Noch höhere Erfolge erzielte Benedel im folgenden Jahre gegen die Italiener; er drang an der Spitze seines Regiments in Mortara ein, warf die Feinde hinaus und nahm im Umkehren eine ganze Brigade gefangen. Von Aspre's Heerkörper, dem er bis dahin angehört hatte, wurde er als Generalmajor und Befehlshaber einer Brigade zu Haynau's Donau-Armee versetzt. In dieser Stellung that er sich vorzüglich in dem Treffen von Szegedin hervor, in welchem er im Verein mit einer andern Brigade den Uebergang über die Theiß erzwang; in demselben wurde er auch leicht verwundet. Nach dem Frieden stand er in Italien an der Spitze des Generalstabes für den zweiten Heerkörper und war der innigste Vertraute Radeky's. Nicht lange jedoch blieb er in Italien, er wurde, weil er zu hart gegen die Italiener aufgetreten war, als Oberbefehlshaber nach Arakau versetzt, im April 1859 aber dennoch wieder nach Italien zurückberufen. Die Schlacht bei Solferino, in welcher er so glücklich den rechten Flügel bei San Martino befehligte, verlieh seinem Namen, der bis dahin fast nur innerhalb der österreichischen Armee berühmt war, europäische Bedeutung.

Müthig über den Ausgang des italienischen Feldzuges, wollte er, wie das Gerücht verbreitete, seinen Abschied nehmen, dem entgegen wurde er jedoch zum Feldzeugmeister, bald darauf an Hef's Stelle zum Generalquartiermeister der Armee und im Frühjahr 1860 zum Generalgouverneur von Ungarn ernannt. Im Herbst von dieser Stellung wieder abberufen, wurde er unter dem Jubel der Armee als Armee- und Landesgeneralcommandant in Venetien angestellt.

Dort blieb er, bis ihn der gegenwärtige Krieg zum unumschränkten Obercommandanten der Nord-Armee erhob. Aber in Böhmen wendete dem ergrauenden Helden zum ersten Male das Kriegsglück den Rücken. Er erlitt in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli von den Preußen eine blutige Niederlage, in deren Folge bereits am 4. Juli von Wien aus telegraphirt wurde, daß er des Obercommandos enthoben sei. Diese Nachricht hat sich zwar als eine verfrühte erwiesen, dürfte aber, da man schon verschiedene Persönlichkeiten als seine Nachfolger bezeichnet, dennoch zur Wahrheit werden.

Blicke in die Runde.

Literatur. Der Mensch. Traum. — Herz. — Verstand. Von Dr. J. H. Frerichs. Norden, Verlag von Diedr. Soltan. 1866. In den uns umgebenden Räthseln ist der Mensch sich selbst keins der kleinsten; auch dieses unergründliche Warum wird erst offenbar werden, wann die Todten aufersteh'n, soviel auch schon, vorzüglich seit Ernst Platner die Anthropologie dem Verständnisse des Laien näher zu rücken gesucht hat, menschliches Wissen nach seiner Ergründung strebte. Die

vorliegende literarische Gabe von Frerichs, der sich in den Gebieten der Anthropologie und Psychologie schon durch frühere populäre Schriften sehr verdient gemacht hat, verbreitet sich über die drei Factoren der seelischen Thätigkeit des Menschen in trefflichster Weise. Ueberall tritt uns der Mann der Wissenschaft entgegen, der seine tiefgehenden Forschungen in diesen, dem Geiste interessantesten Feldern mit abgerundeter, leichtverständlicher Form umkleidet, nirgends stößt der Leser auf schwülstige, dem Laien schwerfaßliche Schul-Terminologie. Das Buch ist bei allem strengen Ernste der Wissenschaft dennoch so poetisch geschrieben, daß wir allen unsern Leserinnen durch seine Lecture ebenso belehrende, als wahrhaft erquickende Stunden voraussetzen können. Am meisten hat uns die Abhandlung über den Traum angesprochen, den Frerichs also treffend definiert: „Traum ist das zufällige Spiel der Phantasie, das diese, entbunden von der Herrschaft des selbstbewußten Willens, mit dem beginnt, was den unmittelbaren Inhalt des eigenen Bewußtseins bildet.“

Dem Theaterdichter Eduard Journer ist von der französischen Akademie der Triennalepreis für französische Literatur zuerkannt worden und zwar für die Stücke: „Corneille à la butte Saint Roche“, gespielt im Theater français, sowie „La fille de Molière“ und „Racine à Uzès“, beide im Odeon aufgeführt.

Der zu London erscheinende „Punch“ begeht mit seiner kürzlich erschienenen Nummer 1303 das Jubiläum seines 25jährigen Bestehens, seine „Silberne Hochzeit mit der lieben Britannia“. Die Vorrede zum nun vollendeten 50. Bande zeigt den Silberjubiläum im Kreise einer glänzenden Banketgesellschaft. „Fünf- und zwanzig Jahre“, sagt er zur Britannia, und diese erwidert lächelnd: „Ist es schon so lange? Du hast mich so glücklich gemacht, daß ich kaum die Flucht der Zeit gemerkt habe, aber seit 25 Jahren bist Du mein Führer und Freund gewesen.“ Der Thronerbe (Prinz von Wales) sagt mit einer verbindlichen Bezeugung: „Wenn ich daran denke, wie edel Sie immer den Thron gestützt haben!“ Und dann folgen die Gratulationen des Kirchenprimas, des Lordkanzlers, Lord Derby's, Lord Russell's, Mr. Bright's und der endlosen Reihe der übrigen Gäste. Auf's Tiefste gerührt, ladet Punch Alle zur goldenen Hochzeit auf Ende Juni 1891 ein.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist auf Anregung der Direction des österreichischen Museums ein von Dr. Ernst Brücke verfaßtes Werk: „Die Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe“ erschienen. Es ist dies die erste Arbeit der Art, die von einem Fachmanne in deutscher Sprache erscheint.

Im Verlage von „Hans Wachenbusen's Hausfreund“ (Vemke und Comp. in Berlin) erscheint jetzt eine Separatbeilage zu diesem Journale unter dem Titel „Illustrirte Schilderungen vom Kriegsschauplatz“ in wöchentlich ein oder zwei Nummern von $\frac{1}{2}$ bis 1 Bogen zum Preise von 1½ Sgr. Diese Beilage verspricht sehr interessant zu werden, da der Text aus der bekannten und beliebten Feder des auf dem Kriegsschauplatz anwesenden H. Wachenbusen selbst rührt und die Illustrationen dazu an Ort und Stelle von dem Specialartisten des Blattes, Fritz Schulz, aufgenommen sind. Die uns vorliegende Nummer enthält eine höchst ergötzliche Skizze: „Bei den Vorposten an der böhmischen

Grenze" und die Beschreibung des Einzugs der Preußen in Leipzig nebst Illustrationen.

Die englische Literatur hat wiederum durch den Tod des George Lillie Crail einen bedeutenden Verlust erlitten. Derselbe war Professor der englischen Literatur an der Universität zu Belfast und auch in Deutschland in maßgebenden Kreisen durch seine brauchbaren Schriften zur Geschichte der englischen Literatur bekannt.

Theater und Musik. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin haben, einem im Winter bereits abgeschlossenen Contracte Folge gebend, Pauline Ulrich vom Hoftheater zu Dresden und Carl Sontag vom Hoftheater zu Hannover ein Gastspiel mit größtem Beifalle eröffnet. Im Verlaufe dieses interessanten Gastspieles werden mehre Novitäten zur Aufführung gelangen.

Roger gastirt auf dem Kroll'schen Theater zu Berlin; sein virtuoser Gesang findet baselbst die gerechteste Anerkennung.

Der italienische Tragöde Ernesto Rossi hat zu Paris mit seiner Truppe Shakespeare'sche Dramen in italienischer Sprache zur Aufführung gebracht.

Frau Rainz-Prause, eine der Primadonnen der k. k. Hofoper zu Wien, hat von der großen Oper zu Paris einen äußerst vortheilhaften Engagementsantrag auf drei Jahre erhalten. Man offerirt der Künstlerin mit Inbegriff eines dreimonatlichen Urlaubes für das erste Jahr 45,000 Franken, für das zweite 50,000 und für das dritte 60,000 Fr.

Abermals heißt es, daß das Victoriatheater in Berlin unter den Hammer kommen soll. Das Grundstück ist gerichtlich auf 440,663 Thlr. abgeschätzt.

Der kriegerischen Ereignisse wegen erhalten gegenwärtig die Mitglieder des Hoftheaters zu Hannover nur halbe Gage.

Von Melchior Meyr in München steht eine neue Tragödie, welche den Titel „Mathilde“ führen wird, zu erwarten.

Friederike Herbst, eine der besten deutschen Schauspielerinnen, welche früher zu den beliebtesten Mitgliedern der Bühne zu Prag zählte, ist vor Kurzem gestorben. Sie war im Jahre 1805 zu Temeswar geboren; Ludwig Devrient, in dessen Haus sie später kam, munterte sie zum Betreten der künstlerischen Laufbahn auf. Dem Theater in Prag gehörte Friederike Herbst 25 Jahre an.

Die zweihundert ersten Vorstellungen der „Familie Benoiton“ sollen in Paris die Summe von 723,871 Fr. eingebracht haben.

An der großen Oper zu Paris wird demnächst Halevy's „Jüdin“ wieder neu einstudirt in Scene gehen und zwar mit den Damen Sasse und Villaret und den Herren Barot und Belval als Hauptdarstellern, sowie mit der Balleteinschiebung des Pas de Abeilles aus desselben Componisten „Juif errant“.

In der neuen Oper „La colombe“ von Gounod ereignete sich bei der ersten Aufführung in Paris folgende komische Episode: Es kommt darin ein alter Haushofmeister vor, der einem ganz jungen Bagen gute Lehren in der edeln Kochkunst erteilt und ihm unter Anderem auch sagt, wie man ein Gericht Bohnen zu kochen habe. „Man nimmt dazu,“ sprach der erfahrene Kenner der culinaren Kunst, „Pfeffer, Salz, schwenkt das Ganze in

zerlassener Butter und so entsteht ein vortreffliches Gericht!“ Dieses Recept kam aber dem erfahrenen Publicum doch gar zu primitiv vor, man apellirte dagegen und wigelte und spöttelte ganz laut. Endlich rief eine durchdringende Frauenstimme von der Galerie herab: „Rehmt doch wenigstens noch etwas Beifuss in eure Bohnen, sonst schmeckt ja das Zeug gar zu fade!“ Dieser Vorschlag fand Beifall, das Publicum klatschte unter jubelndem Gelächter, der Haushofmeister nahm sofort den Beifuss in sein Recept auf und die Vorstellung ging weiter.

Hermann Hopff hat Uhland's Dichtung „Brauthymne“ für gemischten Chor, Tenor-Solo, kleines Orchester und obligates Pianoforte componirt. Das Tonstück entspricht der schönen Dichtung; die frischen Rhythmen, das leichte Figurenspiel, die interessanten harmonischen Wendungen machen es beachtenswerth. Dasselbe ist auch mit Benutzung des bei Rahnt in Leipzig erschienenen Clavierauszuges für gesellige musikalische Kreise geeignet. Trotz seiner Einfachheit verlangt es aber, um zu voller Geltung zu kommen, ein sorgliches Einstudiren, geübte Sänger und einen guten Clavierspieler, welcher für die harfenähnliche Begleitung eine leichte Hand mitbringt.

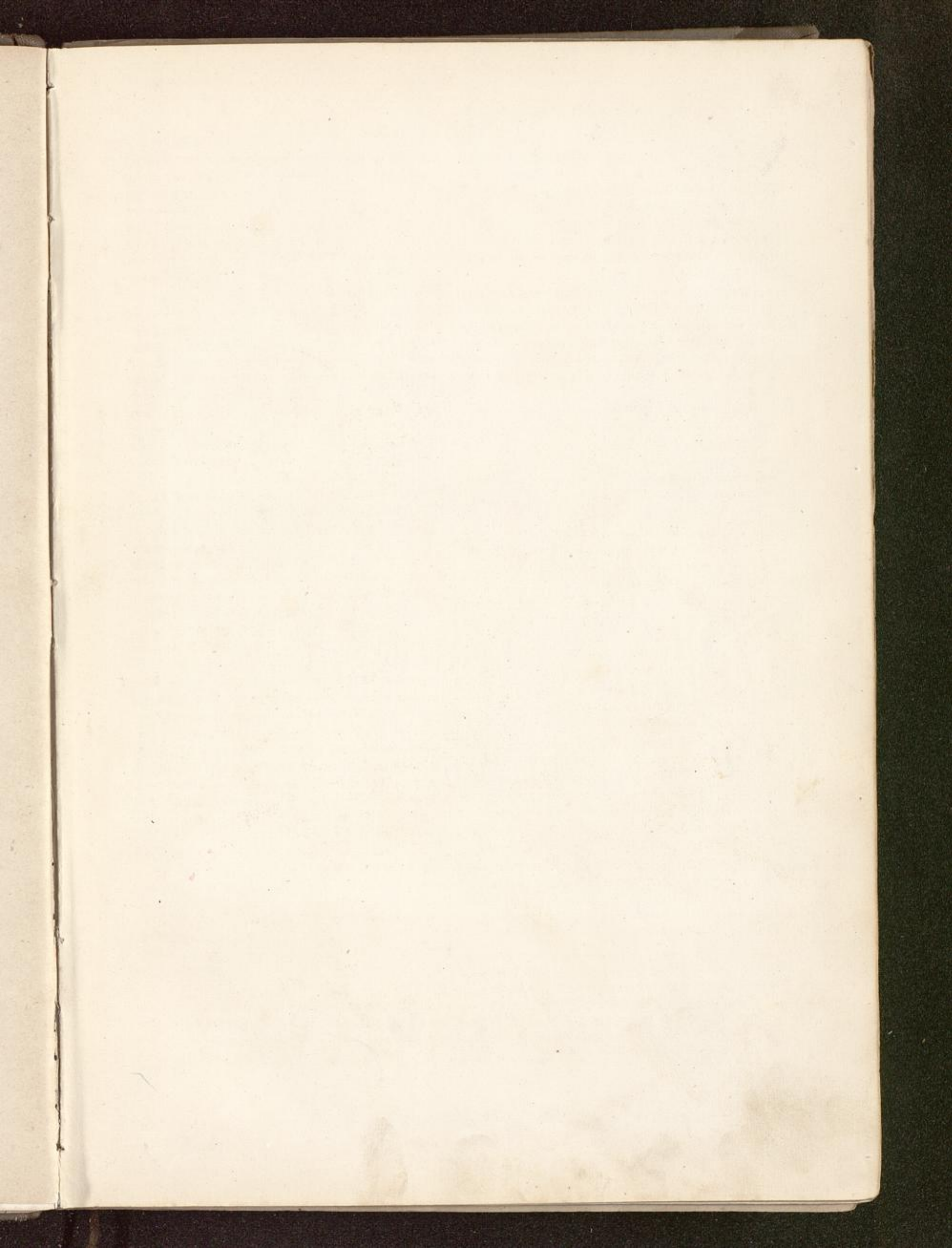
Hedwig Raabe hat an 17 Abenden bei stets überfülltem Hause unter allen nur erdenklichen Ehren des Beifalls auf dem leipziger Stadttheater gastirt. Am vorletzten Abende trat sie neben Emil Devrient, der den „Lord Rochester“ mit vollendeter Meisterschaft spielte, als „Jane Eyre“ auf und bewies, daß sie in gleich genialer Weise ernste, wie heitere Aufgaben löst. Am letzten Abende gab sie zum Besten der verwundeten Krieger die „Germane“ im „Kind des Glücks“. — Herr Bey, der verdienstvolle erste Bariton der k. Oper zu Berlin und Meister Döring gastiren nunmehr in Leipzig und finden selbstredend die vollste Anerkennung.

Bildende Künste. Der bekannte Schlachtenmaler Franz Gaul befindet sich bei der österreichischen Nord-Armee im Gefolge des Feldmarschall-Leutnants von Gablenz, um die wichtigsten Scenen des gegenwärtigen Krieges im Bilde zu fixiren.

Das Begas'sche Modell zur Schiller-Statue, wie sie in Berlin vor dem Schauspielhause zur Ausführung gelangen wird, ist nach dem neuen berliner Rathhause geschafft worden und ist daselbst am Ende der Vorhalle zum Sitzungs-saal ausgestellt. Doch ist dieser Platz nur ein provisorisch gewählter, später wird der Bibliotheks-saal als Ort der Aufstellung gewählt werden.

Fünf Gemälde des russischen Marinemalers A. Bogolubof befinden sich gegenwärtig in der Sachs'schen Ausstellung zu Berlin und finden die vollste Anerkennung. Ihre Vorentwürfe sind russischen Seekriegen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts entnommen. Sie zeichnen sich durch historische Treue und Frische der Darstellung aus. Bogolubof war früher selbst Marineoffizier und widmete sich erst später der Kunst. Andreas Achenbach ist sein Lehrer, unter dessen Augen die fünf Gemälde in Düsseldorf geschaffen wurden.

Von dem Denkmale für den Freiherrn von Stein in Berlin, dessen Modellirung dem Bildhauer Friedrich Schiewelbein übertragen ist, hat bereits ein Theil gegossen werden können, und zwar die Statue des großen Staatsmannes nebst zwei von den





Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.

frei an den Ecken des Postaments stehenden vier allegorischen Figuren. Von den gleichfalls allegorischen Reliefs zwischen diesen Figuren sind drei im Modelle vollendet.

Der neu aufgebauten Kirche zu Nancy in Lothringen, in welcher sich die Gräber der Familie Lothringen befinden, hat der Kaiser von Oesterreich ein gemaltes Fenster gewidmet. Den Carton hierzu zeichnet Jährig, das architektonische Beiwerk hat Dombaumeister Prof. Schmidt entworfen.

Die Oberbed'schen Cartons mit den Darstellungen der sieben Sacramente sind gegenwärtig in Brüssel ausgestellt, und erregen daselbst eine wahrhaft enthusiastische Bewunderung.

In Utrecht ist eine internationale Aquarellausstellung eröffnet worden; gleichzeitig soll auch in Gent eine Photographieausstellung stattfinden.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Bei vielen der leichten Sommerkleider bringt man eine neue Art von Taillen an, die man die Taille Louis XV. nennt und welche besonders junge Mädchen gut kleidet, da sie eigenthümlich aussieht, dabei aber doch durchaus nicht in die Klasse der auffallenden Excentricitäten gehört. Man zieht diese Taille über eine weiße Untertaille; sie ist vorn und hinten sehr tief viereckig ausgeschnitten, die Schultern sind jedoch völlig bedeckt. Die Taille ist vorn und hinten in der Mitte etwa drei Zoll hoch und bildet eine nach oben zu laufende Schneppe; sie ist rings mit sechs getrennten Schößen versehen, die vorn und an den Seiten sehr kurz sind, hinten jedoch länger werden. Diese Schöße und der Ausschnitt sind mit Seidenstreifen von absteckender Farbe eingefast, die noch außerdem mit Krystall- oder Strohperlen benäht sind und von Franssen derselben Art umgeben werden. Ärmel sind bei dieser Art Taillen gar nicht vorhanden, da sie durch die Ärmel der weißen Untertaille ersetzt werden, welche entweder in Falten gelegt oder mit Guipure-Einsätzen verziert sind.

Zur Regligétoilette trägt man vorzugsweise gern die russischen Hemden aus Foulard, namentlich aus ungebleichtem, die mit querlaufenden Streifen von Cluny-Guipure oder mit einer Guipureverzierung versehen sind, die einer viereckigen Pelérine gleicht. Eine noch neuere Art von Verzierung als die mit Guipure besteht aus Applicationen von Stickerei auf Battist. Man denke sich ein solches Foulardhemd mit weißen Sternen besät, die, anstatt auf den Foulard selbst gestickt zu sein, mit weißem Garn auf Battist ausgeführt, dann ausgeschnitten und auf das russische Hemd angenäht werden. In dieser Art hat man auch Palmen, Blumen und einzelne Zweige, die sich recht hübsch ausnehmen und leicht hergestellt werden können.

Da wir eben erwähnten, daß man die Foulardhemden mit Ausputz in Form von Pelérinen versehen, so wollen wir bei dieser Gelegenheit zugleich mittheilen, daß die Pelérinen überhaupt wieder sehr an der Tagesordnung sind. Zu den ausgeschnittenen weißen und anderen leichten Kleidern trägt man sehr gern ganz leichte Pelérinen, die vorn und hinten spitzig zulaufen. Sie bestehen

aus abwechselnden Streifen von Guipure- oder Stickerei-Einsatz und Puffen aus Musselin, während rings herum eine faltig gefetzte, nicht zu breite Spitze läuft.

Unter den modernen Schmucksachen wollen wir heute noch einige Neuigkeiten erwähnen, welche uns als vorzüglich hübsch und beachtenswerth erschienen. Als Halsbänder sahen wir starke Goldketten, an denen in gleichen Zwischenräumen vier oder fünf schöne Medaillons mit Cameen, aus Steinen von verschiedener Farbe geschnitten, hingen. Auch die Gürtelschlösser, welche jetzt meist die Gestalt eines antiken Schildes haben, sind häufig mit Cameen verziert, während andere mit Türklisen oder Korallen besetzt sind oder aus mattedm Golde bestehen, auf dem die Namens-Chiffre oder das Wappen der Eigenthümerin in Emaille angebracht ist. Die Damenuhren werden gegenwärtig sehr verziert; die neuesten sind klein, aber dick, da man die bisher gebräuchlichen sehr dünnen Uhren als unpractisch und nicht dauerhaft genug gefunden hat. Zu den geschmackvollsten Uhren gehören die, welche aus mattedm Golde bestehen, mit einem schmalen eiförmigen Rande und einer schönen Camee in der Mitte, die gewöhnlich aus Onyx gearbeitet sind, wo der erhabene weiße Kopf von dem zart rosenrothen Grunde herrlich absticht. Hierzu hat man goldene Ketten, die abwechselnd mit einer rosenfarbenen Koralle zwischen zwei ächten Perlen verziert sind. Ebenso decorirt man die kleinen Uhren reichlich mit Chiffren und Malereien in Emaille oder mit emailirten Photographien, welche eine ganz neue Erfindung sind und so zart wie ein Miniaturgemälde aussehen. Will man solche Portraits nicht frei tragen, so bedeckt man sie durch eine Camee, welche mittelst einer Feder aufgehoben und wieder darauf gedeckt werden kann. Anstatt der Brochen hat man jetzt sehr große goldene Knöpfe zum Zusammenhalten des Kragens, die wie aus goldenem Korbgeflecht gearbeitet und häufig mit Rubinen und Perlen besetzt sind.

Modenblatt No. 34. (820.) *

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Promenadetoilette. Fanchonhut aus weißem Reisstroh, hinten mit einer weißen Tüllschärpe garnirt, welche in der Mitte durch eine Bandschleife und an beiden Seiten durch eine Kose zusammengehalten wird. Der ganze Hut ist mit einer leichten Rosenguirlande umgeben, die hinten in zwei langen Enden auf den Rücken fällt. Bindebänder aus weißem Taffetband.

Casaque aus schwarzen Spitzen, um die Taille durch einen lilafürten Gürtel zusammengehalten und hinten in der Mitte offen. Das Kleid aus weiß und lilafürtem Mailänder Taffet hat eine hohe Taille und enge Ärmel, während der Rock ganz glatt, vorn ohne Falten und kurz, hinten lang und faltig, unten rings mit einem Volant von 10 Centimeter Breite endet.

Der Sonnenschirm besteht aus weißem Taffet mit Bouquets von darauf applicirten schwarzen Spitzen, einem schwarzen Spitzeneinsatz rings herum und Einsatz aus lilafürtem Taffet.

*) Dieses Blatt ist das für No. 27 unserer Zeitung bestimmt gewesene Hauptblatt, welches erst jetzt von Paris eingetroffen ist.

2) Gesellschaftsanzug. Das Haar ist vorn in doppelte Lockenpuffen arrangirt und dann an den Schläfen zurückgestrichen, während es hinten in einen großen Chignon aufgenommen und mit silbernen Bandoletten verziert ist.

Weißes dünnes Musselinleid über einem rothen Unterleide. Der Rock ist vorn schürzenartig und rings mit rautenartigen Verzierungen aus schmalen rothen Taffestreifen mit weißem Guipurebesatz geschmückt; der rothe Gürtel hat ein silbernes Schloß und die Taille ist mit einem Tüllfichu mit rothen Taffestreifen und Guipurebesatz versehen, während die kurzen Ärmel nur aus mehreren Guipurevolants bestehen.

Modenblatt No. 35. (822.)

(Originalbilder des Moniteur de la Mode.)

1) Besuchstoilette. Sehr ausgeschweiftes Lamballehütchen aus gemustertem Stroh, dessen Rand mit einer schmalen Strohpassementerie umgeben und rings mit einer dicken blauen Krepptuche besetzt ist. Auf der rechten Seite ist ein Rosenbouquet auf einer weißen Spizenbarbe angebracht, die über die blauen Bindebänder herabfällt.

Kleid und Kotonde aus hellem lederfarbigem Taffet, mit irländischer Guipure verziert. Der Rock ist keilförmig geschnitten, vorn ganz glatt, hinten lang und faltig, unten rings herum mit einem handbreiten Guipure-Einsatz benäht. Die Taille ist hoch und glatt, die Ärmel ganz eng. Die Kotonde ist ziemlich lang und so geschnitten, daß sie an beiden Seiten in zwei Spitzen ausläuft; sie ist rings erstens mit einem breiten Einsatz von Guipure und außerdem noch unten mit einer sehr breiten Guipure Spitze verziert.

2) Promenaden- oder Brunnettoilette. Reisstrohhut mit einem griechisch ausgezackten Rande, der mit einem schmalen rothen Sammetband und schwarzer Spitze umgeben ist. Inwendig ist er mit großen Taufendschöns und Kornblumen garnirt. Ein breites weißes Band mit rothen Rändern läuft um sich selbst gewunden über den Hut und bildet dann die Bindebänder.

Kleid und Paletot aus feinem blaugrauen Wollstoff; der Rock des Kleides ist sehr kurz, vorn ganz ohne Falten und unten in großen Zaden ausgeschnitten, die mit einer schwarzen Schmelzpassementerie besetzt sind, während in jede Zade ein großer Zweig von Weinblättern mit Trauben und Ranken mit schwarzer cordonirter Seide gestickt ist. Der Unterrock aus dem nämlichen Stoffe wie das Kleid endigt unten in einem breiten, schwarz eingefassten Volant, auf den die Zaden des Kleiderrockes fallen.

Der Paletot ist sackartig weit, bloß an den Seiten ein wenig geschweift und rings, wie an Schultern und Ärmeln mit einer Schmelzpassementerie besetzt; unten ist er ausgezackt und unter der Passementerie noch mit einer langen Schmelzfranse verziert. In jeder zweiten Zade ist eine schwarze Stickerei wie die unten am Rock, überdies ist der ganze untere Theil des Paletots mit einem Streumuster von gestickten schwarzen Punkten verziert.

Feuilleton.

Eine Rettung. An einem düsteren, regnerischen Tage des Monats November 163. hielt vor der Thüre eines Wirthshauses im Dorfe Aueil ein Reisender auf einem schönen Pferde, in einen großen Mantel gehüllt.

In den räucherigen Saal des untern Stockes eintretend, befohl der Fremde, man möge für sein Pferd und für ein Mittagessen Sorge tragen. Während der Bereitung des Mahles führte man ihn in eines der besten Zimmer des Hauses; dort trodnete und wärmte er sich vor einem hellen Feuer von Fichtenholz. Einige Augenblicke darauf hält ein anderer Reisender, gleichfalls zu Pferde, vor dem Wirthshause, und fragt, ob er etwas zu essen haben könne.

„Es thut uns sehr leid,“ war die Antwort der Wirthin, „Alles, was wir hatten, ist von einem Reisenden in Beschlag genommen worden, der vor Ihnen gekommen und dem man eben sein Mahl aufträgt.“

„Gehen Sie hinauf zu ihm,“ sagte der Neuangekommene, „und fragen Sie ihn, ob er mir erlauben will, mit ihm das Mahl zu theilen; natürlich trage ich die Hälfte der Kosten.“

Die Wirthin entledigte sich ihres Auftrags.

„Sagen Sie dem Herrn, der Sie schickt,“ erwiderte artig der Bürger, „daß ich ihm sehr verbunden sein werde, wenn er mir Gesellschaft leisten will; aber ich sei es nicht gewohnt, die Gäste, welche ich einlade, die Zechen bezahlen zu lassen.“

Der Andere läßt sich nicht weiter bitten, geht hinauf, und so sitzen denn unsere beiden Reisenden an einem guten Feuer vor einem Mahle, dem sie genügende Ehre anzuthun sich bemühen.

Die Unterhaltung war während des Mahles so lebhaft gewesen, als es nur die Neuheit der Bekanntschaft der beiden Esser erlaubte. Da ward zum Dessert eine Flasche alten Weines aufgetischt. Dank einigen fröhlich geleerten Gläsern, begann sich bald ein gegenseitiges Vertrauen herzustellen; sie unterhielten sich wie alte Freunde, und als die letzten Tropfen der Flasche die Worte zum vertraulichsten Tone gestimmt hatten, wandte sich der zweite Reisende an seinen verbindlichen Wirth und machte ihm sein Compliment über die Mahlzeit.

„Ohne Zweifel,“ sagte er zu ihm, „sind Sie in diesem Wirthshause bekannt?“

„Ich? Nicht im mindesten.“

„Aber wahrscheinlich wohnen Sie in der Umgegend und steigen bisweilen hier ab?“

„Ich komme zum ersten Male hierher: ich bin aus La Rochelle.“

„Aus La Rochelle,“ rief der Andere mit einer Bewegung der Ueberraschung, „aus La Rochelle! Und was führt Sie so weit her?“

„Ach mein Gott, eine verdrüßliche Geschichte! Ich bin von Monseigneur, dem Herrn Cardinal, hierher entboten.“

„Von Monseigneur, dem Herrn Cardinal?“ erwiderte der Andere mit immer schmerzlicher werdendem Ausdrucke. „Aber erlauben Sie mir eine Frage. Haben Sie jemals mit Seiner Eminenz eine unangenehme Berührung gehabt?“

„Niemals, und meine Rechtfertigung wird weder lang, noch schwer sein. Man hat in La Rochelle eine heftige Satire gegen



822

Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravure du MONITEUR DE LA MODE publiée à Paris.

die Be
welcher
Tragödi
Marie
Inhalt
scheint
zu sein
etwas
wissen,
Feinde
Einfüß
Eminen
abgesch
De
gehört:
„U
finden?
„E
„I
ihn leb
mich J
dem Ca
Kopf a
Be
Entseye
„I
den K
Chartre
auszuli
Was E
Schloff
daß E
Sie nie
wieder
werde
gelten.
D
von A
der Le
gefattel
schen i
Blicken
ste Beil
Schloff
„I
barter
förmig
Man
jene u
die Ar
der R
mit u
spurlo
und n

die Verwaltung und die Person des Cardinals verbreitet, in welcher von Urban Grandier, den Nonnen von Louvain, von Tragödien und Versen, und von einer gewissen Demoiselle, Namens Marion Desorme, die Rede ist. Kurz, ich kenne nicht einmal den Inhalt dieses Buches, denn ich habe es nicht gelesen. Indessen scheint es dem ehrwürdigen Vater Joseph in die Hände gefallen zu sein, und obgleich ich in meinem Leben noch niemals habe etwas drucken lassen, hält man mich dennoch für den Verfasser. Sie wissen, daß in der Zeit, in welcher wir leben, Jedermann seine Feinde hat. Und da nun nichts so leicht sich verbreitet, als die Einflüsterungen des Hasses, so eile ich auf das Geheiß Seiner Eminenz herbei, und werde keine Mühe haben, mich von einer so abgeschmackten Anklage zu reinigen.“

Der Andere hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört:

„Und zu welcher Stunde sollen Sie sich im Schlosse einfinden?“

„Sechs Uhr Nachmittags.“

„Mein Herr,“ erwiderte er mit bestürzter Miene und faßte ihn lebhaft beim Arme, „danken Sie der Gunst des Zufalls, der mich Ihnen verpflichtet hat. Denn auch ich bin zu Monseigneur dem Cardinal befohlen, und ohne allen Zweifel, um Ihnen den Kopf abzuschlagen.“

Bei diesen Worten stieß der Rocheller einen Schrei des Entsetzens aus.

„Ja, mein Herr,“ fügte er nachdrücklicher hinzu, „um Ihnen den Kopf abzuschlagen. Ich bin der Scharfrichter der Stadt Chartres; jedesmal, wenn der Herr Cardinal eine geheime Rache auszuüben hat, empfangen Sie den Befehl, mich hierher zu begeben. Was Sie mir erzählt haben, die Stunde, zu welcher Sie sich im Schlosse einfinden sollen, Alles trifft zu, um mich zu überzeugen, daß Sie das für heute bestimmte Opfer sein sollen; aber fürchten Sie nichts, Sie sollen seiner Rache entweichen. Sehen wir uns wieder zu Pferde. Folgen Sie mir, und in wenig Augenblicken werde ich die mir von Ihnen erwiesene Artigkeit Ihnen vergelten.“

Der Rocheller folgte in einem leicht begreiflichen Zustande von Angst. Schon war das Wirthshaus von den Arquebusieren der Leibwache Seiner Eminenz angefüllt. Während die Pferde gefattelt werden, zahlt der arme Bürger schnell und ohne zu feilschen seine Zechen, voll Ungebuld, wie man denken kann, sich den Blicken der Leute zu entziehen. In wenigen Augenblicken haben sie Beide das Gehölz von Butard durchschnitten und die Nähe des Schlosses erreicht.

„Bemerken Sie wohl,“ sagte zu dem Rocheller sein furchtbarer Führer, „jenen mittelsten Thurm und ganz oben das bogenförmige vergitterte Fenster, das an den Mauervorsprung stößt? Man kann es nur von dieser Stelle aus sehen. Dort werden jene unwiderrustlichen Urtheile gesprochen und ausgeführt. Wenn die Arbeit meines Amtes vollbracht ist, öffnet sich die Fallthüre, der Körper des Opfers fällt von dieser ungeheuren Höhe in einen mit ungelöschtem Kalle angefüllten Graben hinab und Alles ist spurlos beendet. Halten Sie sich hinter dieser Hecke verborgen, und wenn Sie in Zeit von einer Stunde ein Licht an diesem

Fenster leuchten sehen, so bin ich für jemand Anders herbestellt. Dann können Sie sich ohne Furcht einfinden; ich verrichte mein Amt nie zweimal an demselben Tage. Aber wenn Sie durch die Eisengitter kein Licht schimmern sehen, so sind Sie es, der bestimmt ist, vor den Commissarien Seiner Eminenz zu erscheinen. Und dann verlieren Sie keinen Augenblick, benutzen Sie die Dunkelheit der Nacht und die Schnelligkeit Ihres Pferdes, suchen Sie die Grenze zu erreichen und sich dann aus der Ferne zu rechtfertigen.“

„Aber, mein Herr,“ antwortete der Rocheller, „meine Unschuld...“

„Glauben Sie mir und thun Sie, was ich Ihnen sage. Herr von Laubardemont ist gewiß schon eingetroffen. Vor den Richtern des Herrn Cardinals giebt es gewiß keine Unschuldigen.“

Der Rocheller drückt seinem Tischgenossen und Beschützer so stark seine Dankbarkeit aus, als es sein Schrecken und der Gedanke an den Dienst, welchen er ihm leistete, nur erlaubt. Sie trennen sich. Der Agent Seiner Eminenz reitet in das Thor des Schlosses ein, während der Andere mit unverwandtem Blick nach dem verhängnißvollen Thurme schaut. Eine Stunde vergeht, eine Stunde voll Angst und Schrecken, kein Licht erscheint an dem gothischen Fenster. Den Wink, welchen ihm die gütige Vorsicht gegeben, benutzend, drückt er seinem Thiere die Sporen in die Seite und beeilt sich, Frankreich zu verlassen, wohin er erst wieder nach dem Tode des Cardinals zurückkehrte.

Bei seiner Rückkehr war sein erster Wunsch, seinem Befreier seine Dankbarkeit zu bezeugen; er lud ihn daher nach dem Wirthshause von Nueil ein und der Henker war zum zweiten Male der Gast des geretteten Bürgers. Man zeigt noch heute das Zimmer, wo jenes Mahl stattgefunden hat. Es führt jetzt den Namen la salle du Bon Secours, der Saal der guten Hilfe.

Das Schloß des furchtbaren Cardinals hat eine ganz andere Gestalt bekommen. Die Gefängnisse, in welche der Marshall von Marillac und so viele andere Opfer gesperrt wurden, die Säle, in welchen die unerbittlichen Richter saßen, das Zimmer, wo ihre Bluturtheile ausgeführt wurden, der Thurm der heimlichen Hinrichtungen, Alles ist verschwunden. Aber die Volkstradition hat den Namen Malmaison beibehalten.

Merkwürdige Gelchrigkeit. Ein junger Stutzer liebte eine Blumenhändlerin und machte ihr seine Liebeserklärung in der Weise, daß er einen Brillantring vom Finger zog und damit auf eine Fensterscheibe schrieb: — Ich liebe Sie, wollen Sie mich wieder lieben?

Dann reichte er ihr den Diamant und bat sie, ihm auf die nämliche Art ihre Antwort zukommen zu lassen.

— Aber, sagte das Mädchen, die Augen niederschlagend, ich kann nicht schreiben.

— So müssen Sie es lernen.

— Das will ich auch, entgegnete sie, deshalb behalte ich mir auch die Feder.

—r.

Das Bewußtsein, schön zu sein. Ein englischer Schriftsteller spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Wie köstlich muß es sein, zu wissen, daß man gewissermaßen der ganzen Menschheit eine Gunst bezeugt bloß einfach durch unsere Existenz; das Bewußtsein zu haben, daß man nichts zu sagen oder zu thun braucht,

um bemerkt und bewundert zu werden, sondern sich nur gnädig und herablassend anschauen zu lassen braucht. Andere mögen hingehen und Ansehen und Ruhm erkämpfen auf dem blutigen Schlachtfelde oder sich ihr Lebelang damit plagen, den Pinsel, den Meißel oder die Feder zu handhaben! Ihr aber, die ihr mit Schönheit von Gott begnadigt worden, seid Aristokraten von Geburt an, euch lächelt die Welt schon in der Wiege und die Titel und Orden der Prinzen und Prinzessinnen sind armselige Güter neben der Zartheit eures Teints, dem Glanze eurer Augen, den Wellen eures lockigen Haares, der Zierlichkeit eurer Hände und der Geschmeidigkeit eurer Glieder. Der große Haufe von uns Anderen hat keine Ahnung davon, wie leicht das Leben, denen wird, auf die Feder mit Liebe und Wohlgefallen blickt, wo sie sich auch zeigen; wir führen höchstens eine fragmentarische Existenz.

Jener junge Mann ist stolz auf sein reiches Lockenhaar; es macht ihm Vergnügen, wenn er den Hut abnehmen muß, denn er weiß, daß die Fülle von glänzenden Locken die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zieht und ihnen gefällt.

Diese Dame ist vorzugsweise befriedigt von ihrer schönen Hand und man glaubt gar nicht, mit welcher Freudigkeit sie stets ihre Handschuhe auszieht und mit der Hand das Haar streicht, um ja deren Zierlichkeit Allen recht bemerklich zu machen. Aber wenn nun jeder Theil ihres Gesichts und ihrer Gestalt ebenso vollkommen wäre — wach' ein fortwährender Austausch der befriedigten Eitelkeit würde das sein!

Wie herrlich muß das Gefühl sein, wenn man sich dessen bewußt ist, daß jeder Blick unserer strahlenden Augen ein Herz mehr erobert, daß jede Bewegung unserer alabasterweißen Schultern, jedes Lächeln unseres purpurrothen Mundes ein neuer Triumph für uns wird, daß jedes glänzende Lächeln auf unserem Haupte, jedes zierliche Grübchen in Wangen, Kinn und Händen als der Sitz eines Liebesgottes betrachtet wird! Wenn man Alles thun, sich Alles erlauben darf, da man sicher ist, daß unsere Anmuth Allen einen neuen Reiz verleiht, was bei Anderen häßlich, plump oder unangenehm erscheinen würde! O, die Schönheit ist eine köstliche Gabe, aber auch selten wird sie Jemandem verliehen! Man betrachte bei irgend einer festlichen Gelegenheit die ganze Menge von Menschen um sich her, wo finden wir eine Person darunter, die wirklich schön zu nennen wäre? Da sehen wir ein hübsches Gesicht bei einer plumpen Gestalt oder eine schöne Figur mit einem häßlichen Antlitz, die Eine hat schöne Augen, aber eine häßliche Nase, die Andere einen niedlichen Mund, aber schlechten Teint — und das ist weise und ökonomisch von der Natur eingerichtet, denn so freut sich Jedes über seinen kleinen Antheil von Schönheit und Andere bewundern denselben und nehmen deshalb das übrige, weniger Schöne mit in den Kauf.“ —r.

Mutterholz. Eine Dame suchte kürzlich beim Cabinetschef des französischen Marineministeriums um eine Audienz nach. Sie wurde ihr gewährt, und als der Cabinetschef nach ihrem Begehre gefragt hatte, sagte sie:

— Ich komme, Sie um eine Stelle für meinen Sohn zu bitten.

— Wir haben vor der Hand bloß eine Stelle als Schiffscapitän disponibel.

— Das schadet nichts, geben Sie dieselbe meinem Sohne.

— Ja, aber ist denn Ihr Sohn auch dazu befähigt?

— Mein Sohn? Er ist zu Allem fähig, er ist Zahnarzt in Perpignan.

Schriftstellerinnen. „Schreiben Sie wirklich für Tagesblätter?“ fragte ein Capitain seine schöne Nachbarin. „Sie brauchen nicht so beunruhigt auszugehen,“ antwortete sie lachend; „es ist nichts weiter als eine häßliche Erfindung des alten Generals, um meine Ausichten, mich zu verheirathen, zu verderben.“ — „Ist die Feder ein so unübersteigliches Hinderniß für den Ring, daß die Dame, welche sie für irgend einen anderen Zweck gebraucht, nie hoffen darf, ihren Ehecontract zu unterzeichnen?“ fragte St. Gervais. — „So möchte es scheinen!“ entgegnete Ada. „Von den frühesten Zeiten war eine Frau, die sich der Literatur verlobte, gezwungen, jede Hoffnung auf einen anderen Verlobten aufzugeben. Die Schönheit und der Rang der Minerva am Hofe Jupiters konnten nicht Eine der männlichen Gottheiten ihre geistige Ueberlegenheit überblicken lassen; die Musen waren alte Jungfern; Sappho brach ihren Hals in der Hoffnung, ihr Herz zu heilen, das durch die Vernachlässigung eines Mannes gebrochen war; ich befürchte, daß Aspasia keine verheirathete Frau war, und um auf neuere Beispiele zu kommen, sind Hannah Moore, Jane Porter, die Fräulein Pickering, Austin, Strickland, Bremer, Pardo, Costello bekannte Beweise, daß eine Dame, die als Schriftstellerin bekannt ist, sich für das Leben in den Gedanken des Alleinseins in der Welt, die zu erschaffen sie sich annahm, ergeben muß.“ — „Und doch,“ sagte St. Gervais, „würde es leicht sein, eine eben so lange Liste von verheiratheten Schriftstellerinnen, wenn sie sich auch nicht in ein so hohes Alterthum erstreckte, aufzustellen, als die Ihrige von alten Jungfern. Was sagen Sie zu den Damen Sévigné, de Genlis, de Staël, d'Arblay, den Mistresses Radcliffe, Trollope, Gore, Marsh, Centlivre, Opie, Inchbald, Norton, Hall; den Ladies Blessington, Morgan, Georgiana Fullerton und noch vielen Anderen, die ich nennen könnte?“ — „Ei, nun, ich sage,“ erwiderte die unbesiegbare Heldin, „daß diese sämmtlich, soviel ich weiß, mit dem Myrthenreis geschmückt waren, ehe sie nach dem Lorbeerblatte griffen. Wir hörten nie etwas von Mistriß Trollope oder Mistriß Gore unter ihren Mädchennamen.“

Ein praktischer Künstler. J., ein angehender junger Musiker, hegte den festen Glauben, daß er eines Tages ein großer Violinpieler werden müsse; das geringste Ziel seiner Träume waren die Lorbeeren und die drei Millionen Paganini's. Er begab sich nach Paris, denn er calculirte folgendermaßen: Ein Concert wird hinreichen, um mich in Paris und folglich in der ganzen civilisirten Welt bekannt zu machen. Von da an brauche ich mich hernach bloß noch zu hüthen, um die mir zusiegenden Lorbeerblätter und Banknoten aufzulesen.

Trotz aller gethanen Schritte und mannichfacher Empfehlungen hatte J. bei seinem Concerte nur etwa drei bis vier Zuhörer. Darob schüttelte er den Kopf und dachte: Der Erfolg scheint doch schwieriger zu erringen zu sein, als ich glaubte. Das soll mich jedoch nicht entmuthigen, ich muß meinen Versuch wiederholen.

Einige Zeit darauf gab er ein zweites Concert; diesmal hatte er etwas mehr Zuhörer, vermochte aber dadurch immer noch

nicht den vierten Theil seiner Kosten zu decken. Jetzt schraubte der gute J. seine Ansprüche schon sehr herab und gab Unterrichtsstunden zu drei Francs, aber er mußte von früh bis Abends herumlaufen, um nur erst ein halbes Duzend Schüler aufzutreiben. Diese Lebensweise setzte er drei Jahre hindurch fort. Eines Morgens ging er aber ganz besonders nachdenklich in seinem Mansardenstübchen auf und ab und kam endlich zu dem Resultate: Meine Jugend verstreicht in einer ganz erbärmlichen, unfruchtbareren Weise, das habe ich nun satt. Ich habe eine schöne Handschrift und kann gut rechnen, ich werde Buchhalter in irgend einem Geschäfte. Ich verlasse die undankbare Kunst, welche mir kaum das trockene Brod bringt.

In diesem Augenblicke trat seine Aufwärterin in das kleine Stübchen und sagte: „Lieber Herr, ich habe wol noch drei Eier, etwas Butter und Peterfilie, um Ihnen einen Eierkuchen zu bereiten, aber ich finde kein Spänchen Holz mehr zum Feueranmachen.“

„Kein Holz!“ rief J., sich verlegen hinter den Ohren kratzend; dann schien ihm auf einmal etwas einzufallen und er fügte hinzu: „Warte, Alte, ich will Dir welches geben!“

Damit zog er seine Violine, seine schöne Violine, welche er als Preis auf dem Conservatorium erhalten hatte, aus dem Etui, reichte sie der alten Frau und sprach: „Da hast Du Holz, es wird schon hinreichen, um den Eierkuchen dabei zu backen.“

Die Frau besann sich nicht lange, zerhackte die Geige und buk ihre Omelette.

J. hat später erzählt, daß er nie mit größerem Appetite gefrühstückt habe. Jetzt ist er Bureauchef im Finanzministerium und spielt nie mehr die Violine. —r.

Albumblätter.

Wir müssen die Dornen begießen der Rosen willen.
Türkischer Spruch.

Natur spricht laut in Wort und Schrift,
Du mußt nur Windeswehen,
Und Duft und Klang und Wald und Trift,
Und Fels und Meer verstehen.
Hermann Kollett.

Es giebt keinen großen Dichter, ohne daß dieser zugleich ein großer Mensch wäre, denn Alles, was vom Dichter ausgeht, sind Theile des Menschen.
Eckermann.

Räthsel und Aufgaben.

Das erste Sylbenpaar.

Ich werde vom Lichte geboren,
Ich bin's, die den Aether durchbebt,
Wenn strahlend den östlichen Thoren
Ein heiterer Morgen entschwebt.

Das zweite Sylbenpaar.

Die Thaten der Helben zu preisen,
Entströmte mir süßer Gesang,
Von dem auch in lieblichen Weisen
Teutoniens Hain oft erklang.

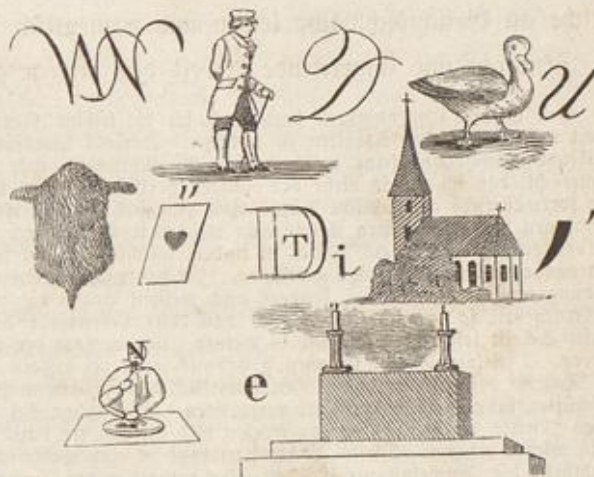
Das Ganze.

Mit mir zog der Krieger vor Zeiten
Gerüstet zum Kampfe der Schlacht.
Jetzt hat man zum Kämpfen und Streiten
Bequemere Waffen erdacht.

Was das Erste Dir nennt, ist schwer nicht zu thun und zu tragen;
Durch das Zweite bemerkst, fühlst Du, was Dich umgiebt.
Reiße mit männlicher Kraft Dich los vom leidigen Ganzen,
Das nur zu oft uns beherrscht, fernend das herrliche Ziel.

Folgende 24 Sylben sind derartig zusammenzustellen, daß die Anfangsbuchstaben und Endbuchstaben die Namen von zwei Städten bilden, deren eine die Wissenschaften und die andere den Handel eines großen Landes vertreten.

Ol — Né — sa — som — na — ra —
ru — le — rac — ben — Lis — Ag —
Be — san — dis — dri — a — Ep —
Ales — Co — Rys — na — res — sel



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 28.

Versted.

Der Schatten.

N izz A
A the N
PritzerbE
O lgopo L
L ipp E
E rbac H
O rien T
N ime S

NAPOLÉON. ST. HELENA.

Was die Unterthanen beschwert, thut den Herren nicht weh.

Briefpost.

Als Antwort auf die vielen an uns brieflich ergangenen Anfragen wegen des mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen poncaurothen Kaschmirjäckchens, welches das Modenblatt der vorigen Nummer brachte, beehren wir uns hierdurch die Mittheilung zu machen, daß wir von demselben, den Wünschen unserer Abonnentinnen entsprechend, in nächster Nummer schon die fertigen Schnitte geben werden, da ein günstiger Zufall es fügte, daß Herr J. A. Hietel ein dieses Jäckchen fast gleiches Original auf Lager hatte.

Herrn Cantor L....g in Bentzen in Niederschlesien. Sehr gut gerathen. Ein so guter Rath kann sicherlich selbst auch gute Aufgaben stellen. Es würde uns freuen, eine Probe davon zu erhalten.

Herrn Gr. J. S. in R. In nächster Nummer ist die Erfüllung Ihres Wunsches unmöglich, da wir für dieselbe das Portrait der Prinzessin Maria Anna, der Gemahlin des kaiserlichen Prinzen Friedrich Carl von Preußen, bestimmt haben. — Für Ihre Zuschrift unsern ergebensten Dank.

Herrn Stadtr. K. in Camenz. Freundlichsten Dank; soll, wenn irgend möglich, bald benutzt werden. Die Auflösung richtig.

Herrn P. G. Anhaltiner. Sie haben wol nur aus Versehen „Inhalt“ statt „Anhalt“ geschrieben.

Herrn Adels St. in B. Nicht mehr modern.

Herrn v. W. in Schwerin. Vielleicht. Die betreffende Dame ist uns unbekannt.

Herrn Dr. H. in Blauen. Sehr komisch zwar, aber doch nur von localem Interesse.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 $\frac{1}{2}$ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 $\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Bogens und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dür'sche Buchhandlung in Leipzig.

Rath und Hülfe für Diejenigen,
welche an Gesichtschwäche leiden und namentlich durch angestrengtes
Studiren und angreifende Arbeit den Augen geschadet haben.

Seit meinen Jugendjahren hatte auch ich die leidige Gewohnheit, die Stille der Nacht wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Sowohl hierdurch, als durch viele angreifende optische und feine mathematische Ausführungen war meine Sehkraft so sehr geschwächt, daß ich um so mehr den völligen Verlust derselben befürchten mußte, da sich eine fortwährende entzündliche Disposition eingestellt hatte, welche mehrjährigen Verordnungen der geschicktesten Aerzte nicht weichen wollte. Unter diesen betrübenden Umständen gelang es mir, ein Mittel zu finden, welches ich nun schon seit 40 Jahren mit dem ausgezeichnetsten Erfolge gebrauche. Es hat nicht allein jene fortdauernde Entzündung vollständig beseitigt, sondern auch meinen Augen die volle Schärfe und Kraft wiedergegeben, so daß ich jetzt, wo ich das 75ste Lebensjahr anrete, ohne Brille die feinste Schrift lese und mich, wie in meiner Jugend, noch der vollkommensten Sehkraft erfreue. Dieselbe günstige Erfahrung habe ich auch bei andern gemacht, unter welchen sich Mehrere befinden, welche früher, selbst mit den schärfsten Brillen bewaffnet, ihren Geschäften kaum noch vorzustehen vermochten. Sie haben bei beharrlichem Gebrauche dieses Mittels die Brille hinweggeworfen und die frühere natürliche Schärfe ihres Gesichtes wieder erlangt. Dieses **Waschmittel** ist eine wohltrüebende Essenz, deren Bestandtheile die Fenchelpflanze ist. Dieselbe enthält weder Drastica noch Narcotica, noch metallische oder sonstige schädliche Bestandtheile. Die Bereitung der Essenz erfordert indessen eine verwickelte chemische Behandlung, und ich bemerke daher, daß ich dieselbe seit längerer Zeit in vorzüglicher Güte von dem hiesigen Chemiker, Herrn Apotheker Geiß, beziehe; derselbe liefert die Flasche für einen Thaler, und ist gern erbötig, dieselbe nebst Gebrauchs-Anweisung auch auswärtig zu versenden. Ich rathe daher den Leidenden, die Essenz von hier zu beziehen, indem eine solche Flasche auf lange Zeit zum Gebrauche zureicht, da nur etwas Weniges, mit Flußwasser gemischt, eine milchartige Flüssigkeit bildet, womit Morgens und Abends, wie auch nach angreifenden Arbeiten, die Umgebung des Auges befeuchtet wird. Die Wirkung ist höchst wohlthätig und erquickend, und erhält und befördert zugleich die Frische der Hautfarbe. Es wird mich erfreuen, wenn vorzüglich denen dadurch geholfen wird, welche bei dem rastlosen Streben nach dem Lichte der Wahrheit oft das eigene Licht ihrer Augen gefährden und einbüßen müssen. Vielleicht kann auch durch den Gebrauch dieses Mittels das leider in der jungen Welt so sehr zu Mode gekommene entstellende Brillentragen vermindert werden, da dieses in den meisten Fällen die Augen mehr verdirbt als verbessert. Brillen können nur einer fehlerhaften Organisation des Auges zu Hülfe kommen, aber nie gesunde oder geschwächte Augen stärken und verbessern.

Aken, a. d. Elbe.

Dr. Romershausen.

Die geehrten Herren Vorsteher von
achtbaren Gesellschaften

machen wir hiermit auf unsere nicht unbedeutende Auswahl von Fabrikaten und Artikeln zu Festivitäten jeder Art und jeder Jahreszeit angemessen aufmerksam. Preisverzeichnisse stehen prompt zu Diensten.

F. W. Stolze & Comp.
in Erfurt.

Zur gänzlichen Vertreibung der
Sommersprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Nochlich i/Sachsen.

Bergmann & Co.
Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Im Verlage der Dür'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius,
Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen
elegant gebundenen Ausgaben.



Herausgeber: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue, von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Eine verlorene Jugend.

Novelle

von

Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Feierliches Schweigen ringsum. Kein Laut, kein Zeichen verrieth die Nähe einer menschlichen Wohnung — der alte Herr war rüstig zugeschlitten, nach seiner Berechnung hätte er schon längst das Försterhaus erreicht haben müssen, wenn der Pfad, den er gewählt hatte, der richtige gewesen wäre. Aber die Berechnung, die sich nur auf ein flüchtig aufgefaßtes Bild von einem entfernten Standpuncte gründete, konnte auch irrig sein; jetzt schon umzukehren wäre thöricht gewesen, der Fußsteig war so breit ausgetreten, daß er ein vielbesuchtes Ziel haben mußte, und wenn er im schlimmsten Falle auch nicht zum Försterhause führte, so war es immer kein Unglück: Gefahr im Verzuge schien vor der Hand nicht zu sein. Der Dachschlaf, wie ihn die redselige Wirthschafterin genannt hatte, dauerte wol noch ein Paar Stunden, der Bräutigam in Hoffnung hatte ja selbst darauf verzichtet, das Erwachen seines Präsumtiv-Großschwiegervaters abzuwarten! Wenn der aus Nettwitz Verbannte auch heute verfehlt wurde, so daß Heerwald über ihn und sein Verhältniß zu Fernando noch im Unklaren blieb, es gab ja noch andere Wege, sich Gewißheit

zu verschaffen und dann für das Kind als Beschützer gegen den Mißbrauch großälterer Autorität aufzutreten. Im äußersten Falle . . . doch faßte Heerwald für denselben noch keinen Entschluß, wie manches russische „Kurze von der Hand!“ ihm auch vorschwebte.

Die Stille im Walde fing an, ihm drückend zu werden, sie steigerte sich zu dem geheimnißvollen Walten, das der römische Dichter den horror umbrarum, „das Grauen der Schatten“ genannt hat. Im Hochgebirge, auf den Schneefeldern der Alpen, wo ewiges Schweigen herrscht, waltet über der erhabenen Furchtbarkeit der Natur auch eine Macht des Grauens, aber wie verschieden von jener! Erstarrung und Tod gegen geisterhaft schauriges Weben und Wehen, das aber zugleich die Sinne mit einem süßen Zauber bestrickt und nicht, wie droben auf den Gletschern und unter den Felshörnern, das Gefühl der Vernichtung alles Lebens weckt, sondern eher ahnungsvoll ein neues, fremdartiges Leben erschließen will. Aber nur dem Einsamen; nie der Gesellschaft!

Heerwald hatte in seinem Leben wenig romantische Anwandlungen gehabt, er war ein durchaus practischer Mann, welcher in allen Dingen die Klarheit suchte und das Halbdunkel mit seinen unbestimmten Gestaltungen mied. Ein bloßer Verstandesmensch war er nicht, sein Herz hatte tiefes Gefühl, aber den Kopf ließ er sich dadurch nie benehmen, und der Phantasie, wenn sie in seltenen Fällen einmal die Flügel in ihm entfalten wollte, legte er doch immer gleich den Jügel an, der sie vom Fluge in das Ungemessene abhielt. Dennoch regten sich

heute, als er so allein durch die schweigende Waldeinsamkeit schritt, in seinem Innern allerlei wunderbare Empfindungen, zuerst so schwach, daß er sie kaum ahnte, dann aber immer mächtiger, bis er in befremdlicher Weise ihrer bewußt wurde und sich fragte, was ihm denn eigentlich sei? Ein eigenthümliches Wohlbehagen und doch wieder eine seltsame Spannung, die in Momenten bis zu banger Erwartung stieg, als müsse ihm in dieser Wildniß irgend etwas Außerordentliches begegnen. Er entsann sich nur eines einzigen Tages, an welchem er ähnliche räthselhafte Gefühle gehabt, das war gewesen, als er ganz allein das erste Mal durch die in strogendster Vegetation stehende Steppe geritten war, wo das Halmenmeer der Gräser und Kräuter ihn auf seinem kleinen tatarischen Hengste fast überwogt, die Pracht der wilden Blumen ihn entzückt und das Geschwirr der zahllosen Cicaden sein Gehör betäubt hatte. Damals war ihm auch so gewesen, als könne er bei jedem Galoppsprunge irgend ein Abenteuer erleben, und richtig hatte er auch plötzlich ein Paar übel aussehende Gesellen von irgend einem räuberischen Stamme der Nachbarschaft, der zuweilen auf Pferde diebstahl ausging, im mannhohen Grase aufgeschreckt, die zuerst auf ihren halbwildern Kennern vor ihm gestoben waren, bald aber, als sie gesehen, daß er allein war, Jagd auf ihn gemacht hatten, so daß er es nur der Schnelligkeit seines Hengstes, dem er die Quintessenz des Kantschu zu kosten gegeben, verdankte, nicht in ihre erbarmenlosen Hände gefallen zu sein. An diesen Tag erinnerte er sich heute, wo ihm das Blut auf der Wanderung unruhig wurde — vom Blute kam es jedenfalls! Schäm Dich, alter Kerl! sagte er sich wiederholt. Wirst gar an Vorgefühle glauben? Was soll Dir hier im Walde für ein Abenteuer aufstoßen? Wild- oder Holzdiebe? Die gehen Dich nichts an. Ein Hirsch oder Keuler, der Dich annimmt? Oder gar ein gespenstiges Waldweibchen, das am hellen Tage selbst auf Abenteuer ausgeht? Dich alten Kerl wird sie wol laufen lassen! Die Nogaika kannst Du aber künftig doch für alle Fälle mitnehmen. Dabei mußte er lachen und wie der Laut durch den stillen Wald klang, war's mit der sonderbaren Erregung in ihm vorbei. Auch ohne seine fein und scharf geflochtene „Nogaika“, den Kosackenkantschu, den er noch am Abende seiner Abreise von seinem Hauptgestütze als ein Meisterstück einem alten Donski abgekauft hatte, konnte er hier furchtlos und sicher sein. Sein Gelächter, das ein fernes Echo wiederholte, schien überhaupt den Bann gebrochen zu haben, der alle Stimmen des Waldes bis jetzt zurückgehalten hatte. Schon ließen sich einzelne Vögel mit ihren Rufsen hören und bald vernahm der Wanderer auch ein dumpfes Rauschen, das, je weiter er fortschritt, immer stärker

wurde. Es war das Rauschen eines Wassers, wie von einem Wehre oder einem Mühlbache in seiner Leitung. Jetzt war es ganz nahe — wenige Schritte noch und Heerwald stand plötzlich an einem kleinen See, dessen Abfluß, in ein Rinnsal gefaßt, einige Fuß tief brausend hinabstürzte und dann raschen Laufs einer Senkung folgte. Von diesem künstlichen Wasserfalle, der seine Augen zuerst auf sich gezogen, blickte der Wanderer jetzt über den Spiegel des See's, der sich rechts hin erstreckte, und wurde überrascht von der Lieblichkeit des abgeschlossenen Bildes, das in heller Sonnenbeleuchtung vor ihm lag. Auf einmal hörte er aber durch das Brausen des Wassers einen Schrei ganz in der Nähe und sah noch eben, wie ein menschliches Wesen in der Fluth verschwand. Schnell entschlossen stürzte er hinzu — seine Ahnung hatte ihn also doch nicht getäuscht: er kam zur rechten Zeit, um vielleicht einen Unglücklichen noch zu retten!

Aber hier war keine Gefahr, als die er selbst brachte. Es war kein Unglück geschehen, auch keine That der Verzweiflung! Ein Mädchenkopf über dem Wasser blickte ihm schamroth, aber mit zornigen Augen entgegen; er hatte durch seine plötzliche Erscheinung nur eine Badende erschreckt, ihre Kleider lagen im Grase, sie war schnell bis an das Kinn unter das Wasser getaucht und rief dem Unverschämten, der herbeieilte, heftig zu, er möge seiner Wege gehen!

„Ach, sind Sie's?“ hörte er gleich darauf lachend, als er, von ihrem Rufe über seinen Gedanken an Unglück oder Selbstmord enttäuscht und etwas gedemüthigt, still stand. „Wie kommen Sie denn hierher? Sie trifft man ja überall!“

Die Stimme hatte er wol schon gehört, und nun erkannte er auch das Gesicht der jungen Bäuerin von gestern, das er nur unter dem großen breitrandigen Hute gesehen hatte. „Nimm's nicht übel, Kind, daß ich Dich erschreckt habe!“ sagte er. „Es war meine Absicht nicht. Ich habe mich im Walde verirrt —“

„Schon gut!“ unterbrach sie ihn. „Aber nun gehen Sie auch weg und lassen mich zufrieden!“

„Liebes Kind,“ sagte er entriistet, „Du wirst doch nicht etwa glauben, daß ich Dich frech belauscht habe!“

„Wo wollten Sie denn hin?“ fragte sie, im Wasser plätschernd, und als er das Försterhaus nannte, lachte sie laut auf. „Das müssen Sie angerannt sein!“ rief sie. „Haben Sie sich nicht daran gestoßen? Ja, lieber Herr, da sind Sie schon eine Stunde weit vorbeigelaufen — kehren Sie nur in Gottes Namen wieder um und wenn Sie langsam gehen, hole ich Sie schon ein und bringe Sie hin. Ich werde mich gleich anziehen, und will nur noch meine Fische aus dem Kasten nehmen, dann komm' ich nach. Was wollten Sie denn eigentlich bei uns?“

„Das sage ich Dir unterwegs,“ erwiderte er. „Du wirst mir ja doch nicht als Russalka Audienz ertheilen wollen. Ich gehe langsam voraus, komme bald nach.“

Sie lachte wieder und spritzte jetzt in unschuldiger Zutraulichkeit einen Strahl Wasser nach ihm, der aber in bescheidener Entfernung stehen geblieben war und nicht getroffen werden konnte. „Das war's also!“ sagte er sich selbst verspottend auf dem Wege, der ihm gleich wieder den Anblick der Seespitze entzog. „Darum wurde Dir so wohl und so weh, wie's in dem Liede heißt! O lacht ihn aus, den alten Narren! Eine Russalka, ja freilich!“

Ihm fiel ein Kosakenmärchen ein von einer Russalka, wie der Volksglaube dort die Wasserfeen und Nixen nannte, die auch einen alten eisgrauen Zaporogor be-
thört, sich zu ihm in die Fluth zu stürzen, wo sie ihm seine Jugend wieder versprochen hatte: er war dann nach zwei Jahren wieder zum Vorschein gekommen, mit einem glänzend grünen Barte und eben solchen Haaren und war über den Spott seiner Genossen wahnsinnig geworden. Das wenigstens hatte Heerwald nicht zu befürchten. Er ging langsam auf demselben Waldpfade zurück, der ihn an das Ufer des einsamen See's geführt hatte, und durfte nur wenige Minuten auf das nachkommende Mädchen warten; sie meldete sich durch einen Ruf und er blieb stehen, sich nach ihr umsehend. Ein Fischnetz in der Hand, kam sie rasch nachgegangen und nickte ihm freundlich zu, ohne verlegen zu sein, daß er sie im Wasser badend überrascht hatte. Er war ja ein alter ehrbarer Mann, der sich nicht einmal einen Spaß darüber erlaubte. — „Fische!“ sagte sie, als sein Blick auf das Netz fiel. „Wir haben einen Fischkasten dort, denn wir können im See fischen. Ich habe sie gleich geschlachtet, sonst stehen sie mir unterwegs ab. Sie wollten wol zu unserm Baron?“

„Ja, mein Kind!“ erwiderte Heerwald. „Finde ich ihn zu Hause?“

„Zum Abendbrode kommt er wol, er war aber nach der Stadt geritten,“ sagte das Mädchen, während Beide nun ihren Weg zusammen fortsetzten.

„Das Pferd ist also schon wieder frisch? Das wundert mich.“

„Gott bewahre! Das ist stocklahm. Mein Herr hat so sehr darüber räsonnirt, wenn's ihm auch nicht gehört. Er hat dem Herrn Baron heute seinen Fuchs gegeben, der hat ihm aber versprechen müssen, vernünftig zu reiten, und nicht so wild, wie immer.“

„Der junge Herr scheint etwas ungestümer Natur zu sein — ich meine heftig, leicht aufbrausend.“

„Ach! Wie ein Kind so gut!“ versicherte das Mädchen. „Nur wenn er zu Pferde sitzt, ist's, als würde er

ein wilder Mensch! — Was hat er denn mit dem Nettwiger Herrn gehabt?“

Heerwald blickte sie überrascht an. War das schon in der ganzen Gegend kund geworden? Aber das Mädchen dieute ja dem Förster Waldmann, der Alles wußte! „Hat er mit dem Nettwiger Herrn etwas gehabt?“ entgegnete er auf die Frage. „Wie soll ich das wissen?“

„Nun, Sie sind ja doch in Nettwig!“ sagte sie. „Die Walker'n hat's mir erzählt, daß Sie gestern angekommen sind.“

„Die Walker'n! So, so! Das ist wol die Frau Wirthschafterin mit der großen Haube?“

Das Mädchen nickte lachend: „Ich habe früh einen Brief hinaufgebracht nach dem Dorfe an den Herrn Pastor,“ sagte sie. „Da bin ich der Walker'n begegnet und die hat mir gesagt, daß der Herr Vater von der gnädigen Frau angekommen sei, und da wußte ich denn gleich, daß Sie's gewesen waren.“

„Nun, so wird Dir die gute Frau auch wol mehr erzählt haben, als ich wissen kann — ich meine von Deinem Baron Klinger mit dem Nettwiger Herrn. Gestehe mir's, Kleine! Du lächelst so schelmisch — wie heißt Du denn, damit man Dich nennen kann?“

„Susanne! Gradweg Susse werde ich gerufen, das kümmert den Herrn aber wol nicht. Was mir die Walker'n heute erzählt hat, das würde ihm auch einerlei sein — von unserm Baron kein Wort.“

„Aber früher hat sie über den mit Dir gesprochen? Leugne mir's nicht, Suschen. Ich sehe Dir's an.“

„Wenn Sie's mir auch ansehen,“ erwiderte sie mit einer Schalkhaftigkeit, welche der alte Herr nicht in einem so einfachen Landmädchen gesucht hätte, „so rede ich doch nicht davon. Ich will mir den Mund nicht verbrennen.“

Heerwald fand es wol auch selbst unpassend, sie weiter über eine so zarte Angelegenheit auszufragen. Er ließ sich lieber von dem Leben im Forsthaufe erzählen, hörte, daß der Förster eine kranke Mutter im Hause habe, daß die Försterin seine zweite Frau sei und was ähnliche für ihn gleich interessante Dinge mehr waren — von Klinger sprach Susanne, als wolle sie ihn absichtlich necken und reizen, kein Wort mehr. Er mußte endlich nach ihm fragen. Da erfuhr er aber auch nur, daß er etwa seit einem halben Jahre hier sei und wenn er sich in Staat werfe, eine prächtige Uniform habe; und als er dann in möglichster Unbefangenheit wissen wollte, bei welcher Gelegenheit der Baron sich schon in Staat geworfen habe, lachte das Mädchen ganz ausgelassen.

„Sind Sie aber neugierig, Herr Landstallmeister!“ rief sie. „Ja, wo setzt man sich in Staat? Zur Kirche, nicht wahr, und wenn man den Leuten gefallen will!“

Er sah sich durchschaut und gab die weiteren For-

schungen auf. Die Kleine wußte offenbar um die Neigung Klinger's, die er bei seinem Temperamente unter den einfachen Menschen, mit denen er lebte, wol nicht ganz verborgen, es vielleicht auch nicht für nöthig gehalten hatte, sie zu verbergen. Susanne, da sie nicht mehr mit Fragen gedrängt wurde, die sie nicht beantworten wollte, plauderte harmlos weiter und sah dabei den alten Herrn oft mit ihren braunen Augen so treuherzig an, daß dieser immer größeres Gefallen an ihr fand. Eine solche Gehilfin hätte er seiner alten Marinka, die ihm das Hauswesen schon lange Jahre geführt und ihm aus ihrer Heimath in die seinige gefolgt war, von Herzen gewünscht, die würde sie schon mit den deutschen weiblichen Diensthöfen, denen sie viel Uebles nachsagte, verjöhnt haben.

„Da ist er!“ rief Susanne plötzlich. Sie hatte einen Reiter blüßschnell ihren Pfad kreuzen sehen, den ihr Begleiter nicht bemerkt hatte, weil er, gerade in seinem Gedanken befangen, auf die seiner Marinka gewünschte Gehilfin blickte.

„Unser Herr Baron!“ erklärte sie. „Dort geht's nach der Försterei. Sie hätten links abbiegen müssen — der Fußsteig hier läuft durch den ganzen Niederwald nach Hammer, das ist noch drei Stunden weit; wenn Sie mich nicht gefunden hätten, wären Sie heute nicht mehr nach Nettwig heimgekommen. Nun ist's aber gut, der Herr Baron ist zu Hause, jetzt können Sie ihn selber fragen, was er mit dem Nettwiger Herrn gehabt hat, wenn Sie's noch nicht wissen! — Aber das ging wieder wild! Mein Herr wird brummen!“

Sie schlugen den Nebenpfad ein, der freilich so unscheinbar war, daß ihn Heerwald übersehen oder nicht beachtet hatte. Bald blickte ihnen über das niedrige Gebüsch zwischen den zurücktretenden Bäumen das mächtige Hirschgeweih am Giebel des Försterhauses entgegen und sie traten auf den lichten grünumhegten Platz, wo die freundliche Wohnung mit ihren Hofgebäuden lag. Ein Hund, der vor der Thüre saß, schlug beim Anblicke des Fremden an, kam aber, als er das Mädchen erkannte, schweifwedelnd entgegen und aus der offenen Hofthüre trat ein Mann, der aufmerksam nach den Ankommenden herüber sah.

„Da ist er!“ wiederholte Susanne. Ihr Begleiter hatte nur ein ungefähres Bild von dem Reiter im Gedächtnisse, der ihm seine Bemerkung an der Brücke so übel aufgenommen hatte; wenn er damals schon mehr von ihm gewußt hätte, würde er sich den jungen Mann allerdings genauer angesehen haben. Susanne hatte ihm gesagt, daß es Klinger sei und dieser, welcher den alten Herrn an seinem weißen Haar gleich wieder erkannt hatte, kam ihm rasch entgegen.

„Herr Heerwald!“ sprach er ihn schon von Weitem an. „Es ist mir lieb, mich bei Ihnen entschuldigen zu können; Sie müssen meiner Unfreundlichkeit wegen eine schlechte Vorstellung von mir bekommen haben. Ich war in einer bösen Stimmung — verzeihen Sie mir!“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Baron!“ erwiderte Heerwald. „Wer weiß, ob ich, so angeredet wie Sie, nicht noch derber geantwortet hätte! Ich bin etwas aus dem conventionellen Leim gegangen, seit ich aus dem Lande fort gewesen bin — vielleicht wissen Sie außer meinem Namen jetzt noch etwas mehr von mir?“

„Sie sind der Vater der Frau von Königsee —“ sagte Klinger. „Auch ohne das erfahren zu haben, würde ich meine Unart gut zu machen verpflichtet sein! Kommen Sie von Nettwig? Ist wirklich der alte Herr so krank?“ Hier bemerkte er Susanne, welche noch stehen geblieben war, als wolle sie dem Gespräche zuhören. — „Die Försterin wartet schon lange auf Dich, sie hat gescholten über Dein Ausbleiben!“ warnte er sie freundlich, und Susanne, mit einem muntern Blicke auf den alten Herrn, der die Ursache ihres längern Verweilens am See kannte, folgte dem Winke des Barons. Die Försterin, wenn sie auch schalt, meinte es nicht so böse.

„Woher wissen Sie, daß Königsee krank ist?“ fragte Heerwald jetzt. „Er hat sich nur zur Ruhe gelegt, und schläft zuweilen, wie mir meine Tochter sagte, erstaunlich lange.“

„Aber der Arzt ist ja geholt worden!“ erwiderte Klinger.

Heerwald war betroffen. Wenn das wirklich der Fall war und er die Schuld sich zuschreiben mußte! Welch ein Vorwurf für ihn auf die ganze Spanne Zeit, die ihm selbst noch zugemessen war!

„Kommen Sie denn nicht von Nettwig?“ fragte Klinger noch einmal. „Ich habe den Wagen in der Stadt gesehen, der den Arzt holen sollte — der Kutscher hat mir es selbst gesagt, doch bin ich fortgeritten, ehe der Arzt, der nicht zu Hause war, gefunden wurde.“

„Ich bin nach dem Essen gleich ausgegangen,“ erwiderte Heerwald beunruhigt, „es müssen seitdem schlimmere Zeichen eingetreten sein! Ich wollte Sie auffuchen, Herr Baron, verirrt mich aber im Walde. Was ich mit Ihnen besprechen wollte, muß ich nun auf ein anderes Mal verschieben — Sie verdenken mir nicht, daß ich ohne Aufenthalt nach Hause eile, um zu sehen, wie es steht.“

„Wenn Sie mich noch in anderer Absicht haben sprechen wollen, als mich wegen des gestrigen Benehmens zu beschämen —“

„Nicht doch!“ unterbrach ihn Heerwald, welchem der

Eifer, mit dem Klinger den ungünstigen Eindruck bei ihm zu verwischen strebte, einen tiefern Grund zu haben schien, und zwar einen leicht zu errathenden. „Deswegen wäre ich wahrhaftig nicht gekommen, wo ich riskiren mußte, daß Sie mich obendrein forderten! Wir sprechen aber morgen davon! Ich komme wieder — da ich kein Recht habe, Sie zu mir einzuladen.“

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte Klinger feurig. „Bis an die Brücke wenigstens, den Schauplatz unseres Mencontres! Ich nehme an, daß Sie durch Ihre Frau Tochter von Allem unterrichtet sind und daher auch wissen, daß ich Sie nicht weiter, als bis an den Fuß des Flaggenberges von Nettwig begleiten kann.“

„Kommen Sie!“ sagte Heerwald.

Als sie zusammen aufbrachen, rief eine Frauenstimme aus dem Fenster hinter ihnen her: „Herr Baron!“ Es war die Försterin. Was Klinger von ihr Susannen angedroht hatte, schien nach dem Gesichte der resoluten Frau ihn selbst treffen zu wollen. Wenigstens fragte sie in einem etwas scharfen Tone, ob er schon wieder fortgehen wolle, und als er sie beruhigte, daß er zu den Fischen wieder zurück sein werde, verlangte sie, daß er wenigstens noch einmal hereinkomme, es liege ein Brief für ihn da. Klinger ging hinein und Heerwald setzte sich auf die Bank, denn er fühlte sich von der weiten Wanderung doch ermüdet.

Nach einer Weile kam der junge Mann wieder heraus, mit finstern Blicke und aufgeregten Mienen im erblaßten Gesichte. — „Es wird überflüssig sein, Herr Heerwald, daß ich Sie noch mit meiner aufgedrungenen Begleitung belästige,“ sagte er. „Gegen vollendete Thatfachen ist der Kampf eine Don Quijotiade! Sie wollten ja doch die angenehme Nachricht ein wenig in ihrer drastischen Wirkung abschwächen, indem Sie es übernahmen, mir dieselbe mitzutheilen. Ich danke Ihnen und bitte, mich Ihrer Frau Tochter zu empfehlen: wenn es so stünde, habe sie nichts mehr von meiner vielgerügten Unbesonnenheit zu befürchten!“

„Was denn? Was denn?“ rief Heerwald. „Sie sprechen Kirgisisch für mich. Vollendete Thatfachen! Nichts ist vollendet, Alles in der Schwebe! Besonders jetzt, da Königsee vielleicht — Gott verzeih' mir die Sünde!“

Klinger's Gesicht erbleichte noch mehr bei dieser Andeutung, die nicht falsch zu verstehen war. „Um so schlimmer dann!“ sagte er mit gepreßtem Tone. „Das Wort eines Sterbenden bindet unauflöslich. — Sie sind den ganzen Nachmittag von Nettwig entfernt gewesen, Sie wissen nicht, was sich während Ihrer Abwesenheit dort zugetragen hat. Der Pfarrer schreibt mir darüber. Ich hatte ihm heute früh eine Bitte an das Herz gelegt, er besitz mein ganzes Vertrauen! Jetzt habe ich Ant-

wort bekommen, die er mir heute Morgen noch nicht geben konnte. Man hat ihn nach dem Schlosse rufen lassen, man hat ihm mitgetheilt, daß ohne die Ansprache schon, die man ihm zugesonnen, sich Alles gefügt und — ich brauche ja wol vor Ihnen keine Umschreibung mehr! — die Verlobung stattgefunden habe!“

„Aber das ist ja ganz unmöglich!“ rief Heerwald, von der Bank fast jugendlich aufringend. „Heute früh ist nichts geschehen, das kann ich verbürgen; der Mann, den Sie meinen, hat sich bei dem Anfälle des Alten ohne Aufenthalt entfernt — sie werden ihn doch nicht noch einmal hin beordert haben!“

Klinger blickte ihn starr an. — „Sind Sie denn nicht hergekommen, um mir von Seiten der Familie mitzutheilen, was jede weitere Störung meinerseits unmöglich macht?“ fragte er.

„Wie ich Ihnen gesagt habe, war bis jetzt nichts geschehen!“ entgegnete Heerwald. „Ich habe Sie aufgesucht, um von Ihnen endlich einmal zu hören, wie Alles steht, wodurch Sie den Alten erzürnt haben und ob Sie — ich bin ein alter gerader Mann! — ob Sie mit dem Mädchen einig gewesen sind. Wenn Sie das sagen, dann wollen wir weiter mit einander sprechen.“

Klinger's Blick streifte zufällig über das Fenster, das die Försterin offen gelassen hatte, er bemerkte eben noch den nachwehenden Haubenstreif derselben: offenbar hatte sie gehorcht. — „Ich werde ein Stück Weges mit Ihnen gehen,“ sagte er, ohne die Fragen, die an ihn gerichtet waren, zu beantworten. Zum großen Leidwesen der Försterin, welche gar zu gern diese ihr so leicht nicht wiederkehrende Gelegenheit zu einer völligen Einsicht benützt hätte, traten die beiden Männer ihren Weg an und sie konnte ihnen nachschauend sehen, mit welcher Lebhaftigkeit der Baron zu sprechen anfang. Es war nicht bloße Neugier, welche sie bedauern ließ, nicht zu hören, was er sprach, sondern wahrer Antheil an seinem bedrohten Liebesglücke, denn er hatte im Hause alle Herzen gewonnen, von ihrem Manne bis zu ihrem jüngsten Knaben.

Im Schlosse zu Nettwig herrschte eine so lautlose Stille, wie sie der einsame Wanderer nur im Niederwald gefunden hatte. Die Leute, welche in der Flur oder in der Gefindestube etwas zu schaffen hatten, gingen auf den Behen und wenn sich Zwei begegneten, sahen sie sich mit fragenden Blicken an und trennten sich mit Kopfschütteln oder Achselzucken. Auch auf dem Hofe und in den Wirthschaftsgebäuden war Alles still — wo sich ein Knecht oder eine Magd blicken ließ, geschah es nie, ohne besorgt nach dem Schlosse zu schauen, als ob sich dort etwas

ereignen oder vorbereiten solle, das auf das Schicksal sämtlicher Bewohner von Einfluß sein werde.

Der greise Schlossherr lag im Sterben — wenn auch der Tod über die sonstigen Grenzen des Menschenlebens hinaus gesäumt hatte, ihn abzurufen, vergessen wird Niemand! Heerwald mußte an die Aeußerung des Försters, die gegen ihn gestern wiederholt worden war, denken, als ihm beim Eintritte in den Waldpark ein Bauer mit Quersack und Botenstock begegnete, der ihm die traurige Nachricht mittheilte. Der Mann war erst erschrocken, als er sich auf dem verbotenen Wege ertappt sah, da er aber von dem alten Herrn, den er heute schon gesehen, nicht zur Rede gestellt wurde, erzählte er ihm, daß der Herr Oberst im Sterben liege. „Ich hab's nicht mehr geglaubt, zu erleben,“ setzte er, ganz im Sinne des Försters, hinzu.

Heerwald beschleunigte seinen Schritt. Ihm lag es trotz aller Vorstellungen, die er sich machte, doch auf dem Herzen, daß er die Ursache dieser Katastrophe durch seinen Widerspruch gewesen sein könne. Als er das Schloß vor sich sah, stand er einen Moment still, um Athem zu schöpfen, denn er war seit der Mittheilung des Bauers immer schneller, zuletzt fast im Laufe durch den Park geeilt. Der Gedanke hatte ihn dabei überfallen, daß es für ihn besser gewesen wäre, in Rußland zu bleiben, da für ihn in der Heimath kein Platz mehr sei und er sich dadurch den Vorwurf erspart hätte, an dem Tode eines Menschen Schuld zu haben. Diesen Gedanken wies er jetzt kräftig ab. Er hatte gethan, was er für seine Pflicht gehalten hatte, als er sich des armen Mädchens, über die wie über eine Leibeigene bestimmt wurde, annahm, und wenn sich der alte Haustyrann darüber so erboßt, daß ihn der Schlag gerührt hatte, so war das seine Sache und für Niemand, auch nicht einmal für ihn selbst ein Unglück! Also keine Sentimentalität darüber! In dieser Weise verhärtete sich Heerwald gegen das Gefühl, das ihn verstimmt, er nannte es Altersschwäche. Mit ruhigeren Schritten ging er darauf, um sich Gewißheit zu holen.

Im Schlafzimmer des Sterbenden saßen Frau und Enkelin an seinem Bette und der aus der Stadt geholte Arzt bewachte seine letzten, kaum noch hörbaren Athemzüge. Laura sah ernst und gefaßt aus, sie hatte lange Zeit gehabt, sich auf diesen Moment vorzubereiten; früher mochte sie ihn wol mit ganz anderen Gefühlen erwartet haben — ob ihr jetzt wol das Bewußtsein, das ihr bei dem Wiedersehen mit ihrem Vater nur zu lebhaft geweckt worden war, das Bewußtsein ihres ersten Beweggrundes zu dieser Ehe zurückkam? Wie dem aber auch sein mochte, die Macht des feierlichen Augenblicks, wenn eine Seele in das unbekanntes Jenseits hinübergeht, machte

sich der Frau, welche diesen Greis nie geliebt hatte, dennoch fühlbar und ihr Auge hing mit schmerzlichem Blicke an seinen starren Zügen. Fernande saß ihm zu Häupten und weinte still. Der Arzt neigte sich jetzt über den Ruhenden, lauschte mit Anstrengung eine Weile und als er sich wieder aufrichtete, nickte er bedeutungsvoll Frau von Königsee zu und stand auf. Sie konnte ihn nicht mißverstehen und faltete ihre Hände, Fernande sank laut schluchzend auf ihre Kniee — es war vorüber. Der Arzt bestand darauf, daß wenigstens das junge Mädchen nun sich zurückziehe, da er nach den stillen Beobachtungen, die er während der letzten Stunde gemacht hatte, von der tiefen Erschütterung ihres Gemüths traurige Folgen befürchtete. Fernande widerstrebte seinem Wunsche, bis die Mutter ihm ernstlich zustimmte; er begleitete sie, um weitere Anordnungen zu treffen. Laura blieb allein zurück.

Als Fernande, während der Arzt mit dem Inspector und der Wirthschafterin zu sprechen ging, durch das Wohnzimmer eilen wollte, traf sie auf Heerwald, der eben eingetreten war.

„Nun, Kind?“ rief er und streckte Fernanden die Arme entgegen. Sie sank weinend an seine Brust. Er fragte sie und sie konnte ihm vor tiefer Bewegung kaum eine leise Antwort geben. Liebreich sprach er ihr zu. „Es ist der Lauf der Natur. — Bedenke, wie alt er geworden ist! Fasse Dich, Herzenskind, tröste Dich! Du bist erschüttert — hast noch keinen Menschen sterben sehen! Er ist gewiß ruhig entschlafen, ihm ist wohl geschehen! Ich bleibe bei Dir, ich werde Dich unter keinen Umständen verlassen, vertraue mir nur ganz — hörst Du? Ich will ja nur Dein Glück und werde nicht dulden, daß Dir in irgend einer Weise Zwang angethan wird. Doch bist Du jetzt nicht fähig, auf mich zu hören. Geh' in Dein Zimmer, weine Dich aus und denke daran, was ich Dir gesagt habe.“

Er küßte sie auf die Stirn, sie blickte durch ihre Thränen innig zu ihm auf und trennte sich schwer von ihm — er war wol der Einzige, der sich noch um ihr Schicksal kümmerte. Als sie sich entfernt hatte, gedachte Heerwald an das Lager des Verstorbenen zu treten, wo Laura noch weilte. Da kam aber der Arzt mit der Haushälterin herein und hielt ihn fest. Er fragte den Arzt, der schon wußte, wer er war, nach den nähern Umständen, unter welchen er den Kranken getroffen hatte und nach seinen letzten Augenblicken. Der Arzt berichtete darüber, es war das sanfte Entschlummern einer verzehrten Lebenskraft gewesen. Frau Walker, die ihn aufgeregt betrachtete, schüttelte den Kopf dazu. Heerwald bemerkte das nicht, er fragte den Arzt, ob der Sterbende noch einmal zum Bewußtsein gekommen sei und mit seiner Frau gesprochen habe.

„Seit meiner Ankunft nicht!“ erwiderte der Arzt. „Ob es vorher geschehen ist, weiß ich nicht, ich habe die gnädige Frau nicht danach gefragt, doch glaube ich es nicht. Meine Erfahrung widerspricht dem.“

Frau Walker schüttelte abermals den Kopf und sah mit Ungeduld nach der Thüre, welche durch das Zimmer ihres Herrn nach dessen Schlafstube führte. — Der Arzt empfahl sich jetzt, er konnte nichts mehr helfen, alle übrigen Anstalten waren nicht mehr seines Amtes, auch rief ihn die Pflicht gegen ein Paar andere gefährliche Patienten nach der Stadt zurück. Als er fort war, brach die Wirthschafterin aus:

„Erfahrung! Was kann der hier für Erfahrung haben! Einen Neunzigjährigen hat er wol noch in seinem Leben nicht gesehen, geschweige denn behandelt! Ich glaube noch gar nicht daran. Mein Herr ist nur fester eingeschlafen — weiter ist es nichts! Sie sollen mir nicht an ihn kommen und ihn etwa als Leiche behandeln wollen. Ich hab's 'mal erlebt beim Regimente mit einem alten Wittmeister, der lag auch schon aufgegeben in seinem Bette, hatte weder Frau noch Verwandte, aber die Kameraden wachten bei ihm und die sind mir manchmal lieber als eine Frau, die sich nicht viel daraus macht. Da war's denn auch einmal vorbei und der Herr Regimentsarzt erklärte, jetzt sei er todt, ging fort und die Andern mit — blieb nur Einer noch bei ihm, das war mein Herr, der mir's selber erzählt hat und ein alter Schwadronschirurgus, der selten nüchtern war. Der sagte: Ich werde Ihnen gleich zeigen, daß er noch lebt! rief ihm laut in's Ohr mit seinem Namen und Titel und siehe, der Todtgesagte murrte auf. Ich will das nicht nachmachen, aber sehen muß ich meinen Herrn erst, ehe ich glaube, daß er todt ist — wenn ich ihn aber gesehen habe, dann werde ich Ihnen Antwort sagen!“

Geerwald begleitete sie. Im nächsten Zimmer fand er seine Tochter schon, die am Schreibtische des Verstorbeneu saß und einen Brief zu schreiben schien. Sie stand auf, als sie ihren Vater eintreten sah und kam ihm mit tiefer Bewegung entgegen. Frau Walker ging still an ihr vorüber in das Schlafzimmer zu ihrem Herrn, an dessen Tod sie nicht glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei gefangene Französinen aus dem Volke.

Die Wirklichkeit hat oft den Dichtern merkwürdig durch Romantik und poetische Grundlagen in die Hände gespielt, ganz besonders auf dem Boden der französischen — Justiz. Hiervon theilt der bekannte Verfasser von „Metternich's Leben“ unter andern zwei rührende Beispiele mit, die in ihrem novellistischen Stoffe zum Theil nicht ohne Einfluß blieben.

Kein Gefängniß ist ohne Originale, welche das trübe und monotone Bild des Lebens und Treibens hinter den Mauern mehr oder minder reich illustriren. Auch St. Lazare in Paris hat dergleichen Illustrationen, seitdem es ausschließlich Frauengefängniß geworden ist, und wir heben daraus zwei hervor, weil sie nicht allein psychologisch interessante Momente, sondern vielmehr noch erfreuende Charaktereigenschaften darbieten. Das Bild der „Marien-Blume“, jener Heldin der Eugen Sue'schen „Geheimnisse von Paris“, die eine der populärsten Frauenfiguren aus einem Roman geworden — es hat leidhaftig in St. Lazare gelesen und Eugen Sue's Phantasie hat diesem unschuldsvollen Mädchencharakter wenig hinzugesetzt.

Diese wirkliche „Marien-Blume“ hieß in der That Marie und war ein Bauernmädchen aus Mont-Balerien, einem Orte nahe bei Paris, berühmt durch seine Blumensfelder und Gärtnereien, vor Allem durch die Menge der Rosen, die dort gezogen werden. Marie, in dieser Flora aufgewachsen, war eine leidenschaftliche Rosenliebhaberin, und in ihrer Unschuld brach sie die Blumen, welche ja so überzählich durch die Natur hervorgebracht wurden. Sie dachte sich nichts Böses dabei. Ihr aber war es eine unendliche Freude, Rosen zu haben; sie konnte sich das Leben ohne diese Blumen nicht anders als traurig denken. Diese Leidenschaft für Rosen mochte bis zur Manie gestiegen sein — indessen die Manie war jedenfalls harmlos und nicht ohne poetische Reize.

Aber weder die Wächter, welche die Gärtner von Mont-Balerien über ihre Rosen gestellt, noch die Besitzer der sorgsam umzäunten Gärten selbst nahmen auf die Leidenschaft des jungen Mädchens Rücksicht. Mehrmals war Marie dabei ertappt worden, wie sie die schönsten Rosen gepflückt und in ihrer Schürze nach Hause tragen wollte; mehrfach hatte man sie gewarnt und ihr gesagt, daß sie damit einen Diebstahl begehe, der vor dem Gerichte in Paris hart bestraft werde.

Verbotene Früchte reizen überdies doppelt und die geheimnißvolle That bei Nacht hat für den Menschen Reize genug, um sich daraus sehr viele nächtliche Thaten zu erklären. Weil es nun verboten war und sie sich nur auf geheime Weise in den Besitz ihrer unentbehrlichen Rosen setzen konnte, benutzte Marie die stille Sommernacht, um sich nach den Blumengärten zu begeben, über einen Zaun zu klettern und ihre Schürze mit einer Menge der duftigsten Rosen zu füllen. Eben als sie mit ihrer Ernte das Weite suchen wollte, packte sie ein mittheilsloser Wächter und er war grausam genug, sie trotz ihrer Bitten und Thränen in's Gefängniß zu bringen und ihr den Proceß machen zu lassen.

Die Richter mochten die jugendliche Rosendiebin bedauern, aber das Gesetz verlangte ihre harte Bestrafung. Wegen nächtlichen Einbruchs wurde das unglückliche Kind zu längerem Gefängniß verurtheilt und mußte diese Strafe in St. Lazare verbüßen. Aber seltsam genug, anstatt an diesem Orte Schaden an ihrem unverdorbenen Gemüthe zu nehmen, wurde St. Lazare eine Schule der Tugend für sie, die Ursache eines späteren glücklichen Lebens.

Marie in St. Lazare ergab sich mit Resignation und engelgleicher Ruhe in ihr Schicksal. Ihre Mitgefangenen, denen sie ihre Unglücks Geschichte erzählt hatte, gaben ihr den Beinamen

„die Rose“ und diesmal bedeutete der Beiname, welchen die Gefangenen sich unter einander zu geben pflegten, eher eine Huldigung als einen Spott. Sie betrachteten „die Rose“ nicht als ihresgleichen; vielmehr anerkannten sie ihre Unschuld und sahen in ihr eine Märtyrerin des Gesetzes, welche ihr Schicksal mit dem Bewußtsein der Unschuld ertrug. Diese meist in aller Art verdorbenen Mädchen vereinigten sich in dem einen, ihren Herzen zur Ehre erreichenden Wunsch: Marien-Rose das Leben im Gefängnisse zu verschönern und zwar dadurch, daß sie ihre Leidenschaft für Rosen befriedigten, die Aermste, welche um der Rosen willen büßte, durch Rosen trösteten. Aber wie in St. Lazare, wie ohne mehr als etwas Kupfergeld diese Blumen erhalten? Die Phantasie, so lebhaft bei den Gefangenen, gab ihnen die Mittel an und ihre Energie wußte sie zu benutzen. Man schüttelte die Börsen zusammen und beschloß, Blumenmacherin zu werden, so gut als es ging. Aus Papier, aus Gaze, Battist und Seide wurden nun Rosen gemacht, Rosen in Menge, um den Traum der armen Gefangenen zu verwirklichen. Die Finger, welche sonst zu keiner Arbeit geschickt waren, zeigten sich plötzlich gewandt für die Herstellung künstlicher Rosen, mit denen eines Morgens die Zelle von Marie, ihr Bett, ihre Kleider geschmückt wurden. Man kann sich die Freude der Marien-Rose denken, das Entzücken, mit welchem sie diese sinnige Ueberraschung im Gefängnisse genoß.

Der Zufall wollte es, daß ein Kaufmann, der manche seiner Artikel in den Gefängnissen arbeiten ließ, von diesem Ereignisse in St. Lazare Kunde erhielt; sein ebenso speculativer als humaner Sinn wurde dadurch angeregt, ein Atelier für künstliche Blumenfabrikation im Pariser Frauengefängnisse zu begründen. Die Marien-Rose interessirte ihn doppelt und er ließ sie in der Blumenfabrikation mit Bewilligung der Gefängniß-Verwaltung besonders unterrichten. Marien-Rose gab sich dieser Beschäftigung, welche ihre Leidenschaft für Blumen befriedigte und sie auf den Boden einer Zukunft verseßte, mit außerordentlichem Eifer hin und nach Verlauf von sechs Monaten, als auch ihre Strafzeit abließ, besaß sie nicht nur eine vollendete Fertigkeit im Blumenmachen, sondern war auch durch die Einwirkung der Vernunft von ihrer Manie geheilt.

Der Freiheit zurückgegeben, wurde sie bald eine der renomirtesten Blumenfabrikantinnen von Paris und besaß unter der Restauration eines der blühendsten Geschäfte, mit der Rose als Zeichen, welche die Ursache ihrer Verurtheilung und ihres Glückes wurde.

Nicht minder interessant ist die Geschichte von Angelique Morin in St. Lazare. Sie war die sechszehnjährige Tochter einer Witwe, welche durch die Habgier eines Advocaten um ihr Vermögen gebracht worden war. Madame Morin rettete nur noch so viel, um in einem Dorfe bei Paris eine kleine Milch-wirtschaft anzulegen. Mit Ragoulean, dem Advocaten, mußte sie zur Abwicklung alter Geschäfte noch einen Verkehr unterhalten, der äußerlich sogar einen freundlichen Charakter trug.

Eine alte Frau hatte inzwischen von Angelique in Erfahrung gebracht, welcher Art das Verhältniß ihrer Mutter zu Ragoulean war. Diese Alte war einer der geheimen weiblichen Polizeispione gewesen, aber wegen übler Streiche weggejagt worden.

Um sich wieder der Polizeibehörde zu empfehlen und ihren Posten zurückzuerhalten, sann sie fort und fort darüber nach, wie sie sich durch die Anzeige und Entdeckung eines großen verbrecherischen Planes Anspruch auf erneute Berücksichtigung der Behörde verschaffen könne. Das junge Mädchen sollte das Mittel und das Opfer ihres teuflischen Complottes werden. Sie reizte die Phantasie des Mädchens gegen Ragoulean auf und malte ihn als den Urheber des Unglücks ihrer Mutter; sie redete dem Kinde ein, daß es sich an dem Bösewichte rächen müsse und gewann Angelique, bethört und erregt durch ihre Einflüsterungen, nach und nach zur Ausführung eines Planes, um von Ragoulean das ihrer Mutter abgelistete Geld zurückzuerhalten. Es war auf eine Erpressung durch Angst abgesehen, und die Alte — in welcher man leicht Eugen Sue's „Gule“, wie in Ragoulean den „Notar Morin“ wiedererkennen kann — wußte die Gefährlosigkeit und die Wirkung des Unternehmens so verführerisch darzustellen, daß Angelique Alles that, was sie verlangte. Man mietete ein kleines Haus in dem Dorfe Clignancourt und verstopfte die Fenster desselben. Im Keller ward ein Tisch mit Tinte, Papier und Federn aufgestellt, an welchem Ragoulean das Document unterschreiben sollte, worin er der Witwe Morin die ihr betrügerisch wegescamotirte Geldsumme wieder zusicherte.

Alles war soweit fertig, es handelte sich nur noch darum, Ragoulean in den Keller zu bringen. Die Alte wußte natürlich auch dafür Rath. Die Witwe Morin sollte den Notar einladen, mit ihr nach Clignancourt zu fahren, um dort ein von ihr zu laufendes Haus von oben bis unten zuvor zu besichtigen.

Die eigentliche Anstifterin dieses Planes wurde von Angelique über Alles in Kenntniß gesetzt und versprach, an dem Orte des Unternehmens als Helferin zu erscheinen. Wie die Glende ihr Opfer so sicher hatte, ging sie zu Ragoulean und theilte ihm, nachdem er ihr eine Belohnung versprochen, den gegen ihn beabsichtigten Plan mit. Sie beredete ihn, auf das Abenteuer einzugehen, während sie die Polizei von Allem benachrichtigen wollte, um die Mutter mit der Tochter beim Passiren der Barrière festzuhalten und derart auf der That zu fassen.

Ragoulean nahm nun die Einladung der Witwe an und stellte sich zur bestimmten Zeit bei ihr ein. Unter dem Vorgeben, unwohl zu sein, rührte er Nichts von dem aufgetragenen Frühstück an, aus Angst, vergiftet zu werden, drang aber darauf, sobald als möglich auf's Land zu fahren. Man setzte sich nun in einen Wagen und fuhr ab.

An der Barrière la Billette steckte Ragoulean seinen Kopf aus dem Wagenfenster und ließ dabei, als verabredetes Zeichen, sein Taschentuch wehen. Sofort umringten Polizeiagenten den Wagen und erklärten den erschrockenen Frauen, daß sie wegen Mordanschlags verhaftet seien.

Angelique blieb in allen ihren Aussagen dabei, daß sie die einzig Strafbare sei und ihre Mutter der Sache gänzlich fremd gewesen; die Mutter dagegen suchte alle Schuld auf sich zu laden, um ihre junge Tochter zu retten. Es war eine der rührendsten Gerichtsverhandlungen und die Sympathien für die Angeklagten, durch die Glende in's Unglück gebracht, waren in ganz Paris ungewöhnlich groß.





Nach einer Photographie

Druck v. Brack & Weyersberg

Prinzessin Friedrich Carl
von Preussens

Verlag der Dietrichschen Buchh.

Tochter und Mutter wurden zu 20 Jahren Gefängniß verurtheilt und St. Lazare nahm sie auf.

Da alle Gefangene zum Arbeiten verpflichtet waren, fühlte sich Angelique glücklich, als sie die Erlaubniß ausgewirkt, den Arbeitsantheil für ihre Mutter mit übernehmen zu können. So sah man an diesem Orte förmlich die Größe ihrer Tugenden sich erschließen. Nach einigen Jahren war Angelique Aufseherin des Arbeitateliers von St. Lazare, und trotzdem sie in unaufhörlicher Berührung mit der verderbten Bevölkerung des Gefängnisses blieb, erhielt sie sich doch rein und löste den Schlechten dadurch Achtung, den Besseren Liebe ein. Sie gab jeder ihrer Unglücksgeossinnen Rath, Hilfe und Lehre; sie unterrichtete mit ihrem Wissen und spendete von dem, was ihre Stellung einbrachte. Es schien, als habe sie eine Art Mission übernommen und bürde nicht die Folgen eines verbrecherischen Gedankens. Sie scharte eine Anzahl von Jüngerinnen um sich, die durch sie, durch ihre Lehre und ihr Beispiel den schlechten und leichtsinnigen Grundsätzen ernstlich entsagten.

Einige Zeit vor der Julirevolution, nachdem sie nur noch eine kurze Frist ihrer Strafe zu verbüßen hatte, schenkte man ihr und ihrer Mutter die Freiheit.

β.

Prinzessin Friedrich Carl von Preußen.

(Mit Stahlstich.)

Seit Jahrhunderten schon verbinden die Fürstenhäuser der Hohenzollern und der Askanier die innigsten Bande der Freundschaft und verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit. Aus ihnen ist auch die Ehe des Helden Prinzen Friedrich Carl von Preußen, der sich jüngst in den Siegen auf böhmischer Erde neuen Kriegsrühm erworben, mit Prinzessin Maria Anna von Anhalt in herrlichster Weise erbliht. Es ist eine Ehe „guten Klanges“, denn in ihr paart sich, wie selten, das „Milde“ mit dem „Starken“.

Prinz Friedrich Carl, der ächte Sproß seiner großen Ahnen, ist Soldat im edelsten Sinne des Wortes, jeder Zoll an ihm ein Mann, ein Held, Prinzessin Maria Anna die verkörperte Anmuth und Frauenschöne, die alle Herzen in ihre Zauberkreise bannt, die schon als Kind spielend die Neigungen der Menschen sich eroberte. Das volle Glück und die Liebenswürdigkeit des prinziplichen Paares hat vorzüglich in den Sommermonaten Gelegenheit sich zu offenbaren, wo Prinz Friedrich Carl und seine Gemahlin im Jagdschloß zu Olinke bei Potsdam residiren, welches sich so reizend zwischen den traulichen Havelbuchten erhebt. Dort herrscht fürstliche Gastfreundschaft, ein zwanglos geselliger Ton, dort waltet die Schloßfrau, Hoheit mit Grazie verbindend und die Gespräche geistvoll belebend.

Die Prinzessin huldigt in sinnigem Geschmac den schönen Künsten, sie selbst zeichnet und malt mit nicht gewöhnlicher Fertigkeit, treibt mit Eifer Musik und verfolgt mit regstem Interesse alle auf ihren Gebieten auftauchenden bemerkenswerthen Erscheinungen. Vorzüglich liebt sie die Oper, sie vertieft sich so in ihr Studium, daß sie sehr oft auch den letzten Proben neuer Opern im königlichen Opernhause zu Berlin beivohnt und selten

die Aufführungen ihrer Lieblingsopern, wenn sie auch noch so oft wiederholt werden, versäumt. Oft besieht sie dann in jugendlich froher Begeisterung die Sängerinnen während der Zwischenacte in ihre Loge, welche Auszeichnung vorzüglich Pauline Lucca und der leider verstorbenen Leonore de Ahna oft zu Theil wurde. —

Prinzessin Maria Anna ist die Tochter von Leopold, Herzog von Anhalt, sie wurde am 14. Septbr. 1837 zu Dessau geboren. Nach glücklich verlebten Kindes- und ersten Jugendjahren vermählte sie sich am 29. Novbr. 1854 mit dem Prinzen Friedrich Carl (geb. 20. März 1828). Ihr feierlicher Einzug in Berlin glich einem Triumphzuge, die seltene Schönheit und Anmuth der jungen Prinzessin nahm im Fluge die Herzen gefangen. Drei Prinzessinnen — Prinzessin Marie, geb. 14. September 1855, Prinzessin Elisabeth, geb. 8. Februar 1857, Prinzessin Luise, geb. 25. Juli 1860 — bilden das Glück des fürstlichen Paares, das im vergangenen Winter durch die Geburt eines Prinzen (am 14. Novbr. 1865) seine schönste Steigerung erhielt. Die feierliche Taufe des jungen Prinzen, welcher die Namen: Joachim Carl Wilhelm Friedrich Leopold empfing, fand im k. Schloße zu Berlin am 22. Decbr. statt. Einer der Paten war auch der greise Feldmarschall Graf Wrangel.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Der Küchen- und Blumen-Garten für Hausfrauen. Auf eigene und langjährige Erfahrungen practischer Gartenfreunde gegründet von Henriette Davidis. Sechste verbesserte und stark vermehrte Auflage. Fferlohn, Verlag von J. Bader. 1866. Wol den Meisten unserer Leserinnen ist der Name der Verfasserin des vorliegenden Buches kein fremder, denn ihr treffliches Kochbuch hat ja in allen Theilen Deutschlands die weiteste Verbreitung gefunden. Nicht mindere Verdienste hat sich Fräulein Davidis durch die Abfassung des Gartenbuches um die emsig schaltende Frauenwelt erworben, welches, von practischem Sinne geleitet, unter allen ähnlichen Schriften die erste Stelle einnimmt. Die neueste sechste Auflage ist im „Küchengarten“ durch neuere Düngmittel und Gemüsesarten, durch eine ausführlichere vorzügliche Spargel- und Erdbeercultur, Bemerkungen für den Markt und für junge Obstbäumchen sehr vervollständigt worden. Der „Blumengarten“ hat durch viele Einschaltungen, durch Aufnahme neuer Gewächse und ganzer Abschnitte eine größere Ausdehnung gewonnen. So ist namentlich das Ablegen der Gewächse, das Beschneiden der Ziersträucher, die Cultur der Rose nebst specieller Angabe der schönsten Sorten, die vorzüglichsten der jetzt so beliebten Blattpflanzen, einige fruchtbringende Bäume und Sträucher, und endlich ein Anhang über bewährte Heilkräfte verschiedener Gartengewächse als Haus- und Hülfsmittel in 82 Nummern gleich trefflich in Inhalt und Form behandelt.

Adolf Böttger ist zum Meister und Ehrenmitglied des Goethe-Stifts zu Frankfurt a. M. durch Diplom ernannt worden.

Die drei Professoren Griesinger, Pettenkofer und Wunderlich (Berlin, München, Leipzig) haben sich zu dem höchst verdienstlichen Werke vereinigt und den Sanitätsbehörden, den Ärzten und dem Publicum ein „Cholera-Regulativ“ vorgelegt, welches die wesentlichsten Sätze über die Verbreitung der Krankheit und die dagegen anwendbaren Mittel in kurzer, leicht verständlicher Fassung enthält. Die kleine Schrift ist jüngst bei Oldenbourg in München erschienen. Die darin enthaltenen Sätze sprechen nicht etwa die Ansichten einzelner Gelehrten oder Ärzte aus, sondern sie sind die einfache summarische Zusammenstellung dessen, was auf Grund exacter Prüfung der Thatfachen wissenschaftlich feststeht, worauf sich die Praxis stützen kann.

An der zu Stockholm abgehaltenen zweiten scandinavischen Buchhändlerzusammenkunft theilhaftigten sich 135 Buchhändler, welche folgende Haupt-Resolutionen faßten: Die Gründung einer gemeinschaftlichen nordischen Buchhändler-Zeitung, in welche die bestehende dänische umzuwandeln sei; die Herausgabe eines gemeinschaftlichen Kataloges über nordische Literatur und die Abfassung eines Wörterbuches der scandinavischen Schriftsprachen mit übereinstimmender Orthographie. Für letzteres soll eine Buchhändlergesellschaft gegründet werden, welche seine Redaction einer gleichen Anzahl schwedischer, norwegischer, dänischer und finnländischer Gelehrten zu übertragen habe. Als Ort der nächsten Zusammenkunft wurde Christiania bestimmt.

Der königlichen Bibliothek in Stockholm ist von der Frau Herzogin von Dalecarlien ein Prachtexemplar von Thomas a Kempis, die vier Bücher von der Nachfolge Christi in Uebersetzung von Swoboda, zum Geschenk gemacht worden. Das Buch ist ganz und gar in Gold gedruckt, und überhaupt nur in fünfzehn Exemplaren erschienen, wovon das der Bibliothek geschenkt dem verstorbenen Könige Karl XIV. von Schweden gewidmet war.

Karajan hat ein umfassendes Buch über Abraham a Sancta Clara geschrieben, welches zum Herbst im Gerold'schen Verlage in Wien erscheinen soll.

Von Gustav Kühne's kenntnißreichem und geistvollen Werke „Deutsche Charaktere“ ist nach kurzer Frist eine neue Ausgabe nöthig geworden. Die erste Lieferung (Leipzig, Denike) liegt bereits vor und ist mit dem photographischen Bildnisse des in Dresden lebenden hochverdienten Verfassers ausgestattet.

Die von Professor C. A. Hofmähler redigirte Wochenschrift „Aus der Heimath“ hat zu erscheinen aufgehört.

Theater und Musik. Das von dem Musikdirector H. Krüger im Garten der Loge Royal-York zu Berlin zum Besten des König-Wilhelm-Bereins veranstaltete Vocal-Concert hat nach Abzug der erheblichen Kosten noch immer einen Reinertrag von 210 Thlr. abgeworfen. Die Ausführung sämmtlicher Nummern war tadellos. Als Cassirer und Billet-Controleur fungirten drei bei Nachod verwundete Soldaten des 48. Infanterie-Regimentes. Nach dem Concerte erschienen sie in dem von dem gewähltesten Publicum gefüllten Garten und versammelten zahlreiche Zuhörer um sich, die ihren schlichten Erzählungen des mörderischen Kampfes aufmerksam lauschten.

Ernst Kossak schreibt über das Gastspiel von Pauline Ulrich

und Karl Sontag im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin: „Fr. Ulrich, eine geborene Berlinerin, hat sich einen so vortheilhaften Ruf erworben, daß man gespannt war, ihr Talent kennen zu lernen. In der That besitzt Fr. Ulrich nicht nur ein reiches Gemüthsleben, das, durch glückliche Mittel unterstützt, sie befähigt, acht dichterische Gebilde, wie die „Zolanthe“ in „König René's Tochter“, zu gestalten, sondern auch eine Versatilität in leichtgeschürzten Rollen des Conversationsstückes, wie sie uns selten auf den Brettern begegnet. Herr Sontag, der noch durch frühere Gastspiele in guter Erinnerung stand, hat im reiferen Mannesalter sein Rollensach erweitert und verräth hervorragende Anlagen für feinkomische Charakter-Darstellung.“

In London war das Ereigniß der letzten Woche Mozarts „Entführung“ in Her Majesty's Theater mit der Tietjens und Sinico, mit Gunz, Kofitansky und Stagno. Die Aufführung der für England fast neuen Oper war eine ausgezeichnete und die Aufnahme enthusiastisch.

Von Oskar Bold sind „Zwölf Charakterstücke für Piano-forte“ (op. 6) erschienen, welche hinsichtlich ihrer leichten Ausführbarkeit und ihrer formvollen knappen Fassung als angenehme Unterhaltung allen jungen Clavierpielern, die schon einige Fertigkeit erlangt haben, sehr zu empfehlen sind.

Der König von Bayern hat Franz Liszt das Großkomthurkreuz des Michaelordens verliehen.

Die Hoftheater in Cassel und Wiesbaden zahlen ihren Mitgliedern nur noch halbe Sagen.

Der Autor eines kürzlich in einem wiener Vorstadtheater aufgeführten Stückes ersuchte die betreffende Direction, ihm die zugesicherte Lantième einzusenden. Die Direction kam dem Gesuche sofort nach und schrieb dem glücklichen Schriftsteller folgenden höflichen Brief: „Geehrter Herr! In Erwiderung Ihrer geschätzten Anfrage, beehren wir uns Ihnen vor Allem den herzlichsten Dank für freundliche Ueberlassung Ihres Werkes nochmals auszusprechen und Ihnen anruhend gemäß unserer Vereinbarung die fünfprocentige Lantième von der ersten Aufführung zu übersenden. Beigeschlossen 6 Kr. d. W. in Kupfer.“

Das Deficit der großen Oper zu Paris soll nicht weniger als 317,000 Fr. betragen, trotz der großen Einnahme bei den Vorstellungen der „Africanerin“. Perrin soll beabsichtigen, in der Aussicht auf das Ausstellungsjahr, das Theater auf eigenes Risiko zu übernehmen.

Die Aufstellung der Componisten-Büsten und Statuen, welche das neue Gebäude der großen Oper zu Paris schmücken sollen, wird nach der officiellen Mittheilung des Architekten Garnier sich, wie folgt, gestalten: a) Hauptfacade: 1) Vier Medaillons in den Giebelfeldern der Arcaden: Cimarosa, Pergolese, Bach, Haydn. 2) Vier sitzende Statuen im Vestibul: Lully, Rameau, Gluck, Händel. 3) Sieben Büsten von vergoldeter Bronze in den Oeilsdo-boeuf: in der Mitte Mozart und zu beiden Seiten Rossini, Auber, Beethoven, Spontini, Meyerbeer, Gade; dann die Büsten von zwei Librettisten: Quinault und Scribe. b) Seitensfacaden 24 Büsten, von denen in der rechten Seite neben unbekannteren: Gretry, Boieldieu, Herold, Donizetti, Verdi, in der linken Seite: Piccini, Cherubini, Mehul, Nicolo, Weber, Bellini, Adam.

Bildende Künste. Zu Füßen am Oberleg ist ein dem verstorbenen Könige Max von Bayern gewidmetes Denkmal enthüllt worden. Dasselbe besteht in einer Büste des Monarchen, welche in einer in den Marienselsen am Lechfall gearbeiteten Nische aufgestellt ist.

Die gegenwärtig in Stockholm eröffnete scandinavische Kunstausstellung enthält 355 Kunstwerke von 99 schwedischen, 169 von 59 norwegischen, 109 von 54 dänischen und 40 von finnischen Künstlern.

Professor Cretius in Berlin hat sein großes dreitheiliges Bild, welches die Leistungen des Johanniterordens verherrlicht, vollendet und gegenwärtig daselbst zum Besten des berliner Hauptunterstützungsvereins für die Familien der Landwehrleute ausgestellt. Das Mittelbild stellt die Wiedererstehung des Ordens oder den Mitterschlag in der Kirche zu Sonnenberg dar, das eine Seitenbild die Thätigkeit des Ordens in der Pflege verwundeter Soldaten während des schleswighischen Feldzugs, das andere die Ankunft der nach Syrien entsendeten Ordensritter bei den verfolgten Christen. Das Gemälde ist von einem gothischen, in Eichenholz geschnittenen Rahmen eingefast. Der Künstler fertigte das Bild, welches viele porträtähnliche Figuren aufweist, im Auftrage einiger Johanniterritter. Demnächst wird dasselbe seinen bleibenden Platz im Ordenschlosse zu Sonnenberg finden.

Bei der diesjährigen Concurrenz um den römischen Preis ist den Jünglingen der école des beaux-arts zu Paris eine sonderbare Aufgabe gestellt worden, nämlich darzustellen, wie Empedokles von den Einwohnern von Salmonte göttliche Ehrenbezeugungen für die von ihm bewirkte Desinfection eines Flusses empfängt. — Empedokles soll bekanntlich in Agrigent durch Trockenlegung von Morästen und Zuführung reinen Wassers den Verheerungen der Pest Einhalt gethan haben. —

In Paris hat sich unter dem Vorstehe des Grafen Vaciochi, Oberintendanten der kaiserlichen Theater, ein Comité von Künstlern und Schriftstellern gebildet, um dem verstorbenen Schriftsteller Méry aus freiwilligen Beiträgen ein Denkmal zu errichten.

Dr. D. L—l.

Modenbericht.

Die Kleider, welche man aus zwei verschiedenen Stoffen von verschiedener Farbe zusammensetzt, scheinen wieder sehr in Aufnahme zu kommen — man nennt sie „Metternichkleider“. der Fürstin Metternich zu Ehren, welche bekanntlich in Paris zu den Tonangebenden der Mode gehört. Wir sahen zum Beispiel ein derartiges Kleid aus milchweißem Linos und lederfarbigem Foulard zusammengesetzt, das folgendermaßen arrangirt war: Ueber dem weißen Linosrock war ein zweiter Rock aus lederfarbigem Foulard drapirt; die Taille bestand aus lederfarbigem Foulard und die Ärmel aus weißem Linos. Die nämliche Art der Toilette erblickten wir auch in schwarzem Taffet und perlgrauem Mohair; hier war die Taille grau, die Ärmel schwarz; der untere Rock schwarz, der darüber drapirte, welchen man Mantilla nennt,

perlgrau, dessen Schleppe hinten à la jardinière aufgerafft ist wie wir es lezthin bereits beschrieben haben.

Sehr viel getragen werden die Kleider aus ungebleichter, sogenannter roher Seide sowie anderen Stoffen von derselben Nuance. So bestand ein geschmackvoller, ebenso eleganter als einfacher Anzug aus einem Rock von roher Seide, mit mehreren schmalen schwarzen Taffetstreifen besetzt, einer weißen Musselintaille, mit einer Stickerei aus schwarzer und roher Seide verziert und einem Gürtel nebst Schärpe aus schwarzem Taffet, mit roher Seide gestickt. Zu Kinderanzügen für Knaben wie Mädchen ist rohe Leinwand sehr modern; man besetzt diese Kleider mit rothen oder blauen wollenen Ligen oder Woll-Soutachestickereien in diesen Farben. Die kleinen Mädchen haben häufig diese rohen und grauen Leinwandkleider mit einer Ruche aus rothem wollenen Band verziert, welche an allen Nähten des Rockes in die Höhe läuft oder auch bloß den Vordertheil desselben schürzenartig garnirt. Zur eleganteren Toilette tragen kleine Mädchen reizende Schäferinnencostums. Dieselben bestehen meistens aus einem Rock von kirchrother oder einer anderen lebhaften Farbe, über dem ein zweiter grauer, weißer oder schwarzer Rock durch Bandrosetten oder Schleifen aufgenommen ist, dazu eine weiße Taille mit oder ohne Nieder und ein rundes Strohhütchen.

Zu Reisen und in den Bädern sieht man auf den Köpfen unserer erwachsenen Damenwelt jetzt sogar Hüte aus schwarzem — Wachstuch, denen man allerdings Ueberfluß an Luxus und Eleganz nicht vorwerfen kann. Sie sind rund, in der Form der Matrosenhüte, und bloß mit einem schmalen schwarzen Sammetbande und einem blauen Schleier verziert. So häßlich uns auch diese neue Idee erscheinen mag, so findet sie doch eben um ihrer Neuheit willen viele Aufnahme — übrigens sehen sie immer noch besser aus als die abscheulichen Siamesen-, Chinesen- und Japanesenhüte, welche man so vielfach vertreten sieht.

So selten man nun auch unter den neuesten Erzeugnissen der Mode etwas bemerkt, was einem einfachen und etwas gewählten Geschmacks zusagen kann, so haben wir doch jetzt unter den hautes nouveautés eine gesehen, welche uns wirkliches aufrichtiges Vergnügen gewährte. Es ist dies zwar eigentlich keine neue Mode zu nennen, sondern nur die Wiederauferstehung einer seit längerer Zeit begrabenen Mode, aber gleichviel, sie ist dennoch erfreulich. Wir meinen die seit lange verbannten weiten griechischen Ärmel, welche zwar vor der Hand erst schüchtern und einzeln an den kurzen Paletots wieder auftauchen und nur in Gesellschaft von langen, enganschließenden Unterärmeln aus demselben Stoffe, aber sie erscheinen doch wieder und werden sich wol nach und nach wieder einbürgern. Es wäre auch nicht mehr als gerecht, denn um wie viel malerischer, hübscher und geschmackvoller sehen sie aus, als die ärmlichen engen und halbenge Ellbogenärmel, welche ein Kleid förmlich verunzieren!

Modenblatt No. 36. (822 bis.)

(Originalbilder des Moniteur de la Mode.)

1) Isaura-Taille aus weißem, in Puffen gezogenem Musselin, vorn mit drei platt aufgesetzten grünen Taffet-

streifen verziert, von denen die beiden an den Seiten vorn und hinten Achselbänder bilden. Der Kragen ist glatt, in scharfe Ecken auslaufend, die Ärmel bestehen aus glattem Musselin, oben mit puffigen Epauletten versehen, die mit grünen Bändern verziert sind.

2) Haube aus irländischer Guipure mit rundem Kopf und zweifacher Spitzengarnitur. Vorn ist an der Seite eine rothe Bandschleife und hinten eine gleiche mit langflatternden Enden angebracht.

3) Regligshaube aus Mull mit losem Kopf und viereckigem Vordertheil, der mit breiter Spitze umgeben ist; vorn läuft eine Reihe grüner Bandschleifen hin und hinten herum ein eben solches Band mit langer Schleife; die breiten Bindebänder sind aus weißem Mull.

4) Sicilianische Coiffure aus reicher Guipurespitze, die auf eine blaue Bandtorsade gesetzt und mit breiten Barben versehen ist, welche von vorn aus auf die Schultern fallen.

5) Puffig gezogenes Tüllfichu, welches vorn und hinten wellenförmige Ecken bildet. Es ist mit schwarzem Sammetband garnirt und von zwei breiteren Bändern eingefast, die mit weißem Guipure-Einsatz bedeckt und am Ende mit einer breiten Guipurespitze besetzt sind.

6) Vorn kreuzweis übereinandergelassenes Fichu, aus Spitzeneinsätzen und mit Spitzen eingefast; vorn ist es viereckig, hinten rund geschnitten und wird zu sehr eleganter Toilette getragen.

7) Paletot aus weißem Musselin, mit quer herüber gesetzten Stücker-Einsätzen verziert, die mit blauem Band eingefast sind, welches die Form einer viereckigen Vert bildet; er ist rings mit einem Volant aus gesticktem Musselin garnirt, über dem ein blaues Band vom Halse aus rings herum hinläuft. Die Ärmel sind mit ähnlichen Jockey's und unten mit Einsätzen und blauem Band verziert; blauer Gürtel.

8) Kragen und Ärmel aus Tüll mit einer von schmalem schwarzem Sammetband verzierten Puffe.

9) Großer Matrosenkragen und gleiche Ärmel aus feiner Leinwand, mit einer rothseidenen Schnur geschmückt, die unten in einer Schleife mit kleinen Olivenquasten endet.

Modenblatt No. 37. (823.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Sommertoilette. Die Coiffure bildet eine Tüllbarbe mit einem Einsatz von schmaler gehäkelter Tüllruche und einzelnen Bouquets von Pfirsichblüthen. Untertaille aus weißem Musselin mit langen Ärmeln, die unten mit Spitzen besetzt sind.

Dazu ein Senoritajäckchen aus rother Seide, rings mit weißen Spitzen garnirt, und ein Rock aus mittelbrauner mexicanischer Leinwand, unten erst mit einer zehn Centimeter breiten Puffe, von rothen Taffetstreifen umgeben, dem sich ein fünf- und zwanzig Centimeter breiter Volant anschließt. Der Gürtel besteht aus braunem Taffetband mit silbernem Schloß.

2) Promenadetoilette. Hut aus Senegalsiroh, Form Dubarry mit breitem Rande, mit einem Kreuz und Gehängen von Binden und Kornblumen ausgeputzt.

Kleid aus weißer Chambéry-Gaze mit punctirtem Muster und Doppelrock, mit Blumen und einer Grelotfranse von Stroh und blauen Taffetstreifen besetzt. Der Gürtel, die Medici'sform imitirend, bildet hinten und vorn eine Art Halbieder mit blauem Taffet- und Strohschleifenbesatz und endet hinten in einer langen blauen Schärpe. Die Taille, aus weißem Musselin, ist an den Schultern und Handgelenken der Ärmel mit blauem Taffet und Strohschleifen verziert.

Fenilleton.

Eine Trauung zu Pferde. Diejenigen Mitglieder der vornehmen Gesellschaft, welche gegenwärtig noch in Paris verweilen, ergötzen sich höchlich an ländlichen Festen, die sie in den schönen Gärten ihrer Hôtels veranstalten. So hatte kürzlich Frau v. P., eine reiche Fremde, die Blüthe der eleganten Welt in ihrem Garten versammelt, der zu einem ländlichen Jahrmaktsplatz umgestaltet war; da gab es Caroussels, Seiltänzer, Wahrsager, Pfefferkuchebuden, Schießstände, Lotteriebuden — kurz, alles Mögliche und Alles unentgeltlich!

Die Herren hatten die Erlaubniß erhalten, in leichten Sommeranzügen zu erscheinen und kamen daher fast alle in weißer oder nankingfarbiger Kleidung — mehre Elegants erster Klasse trugen Anzüge aus weißem Alpaca mit Knöpfen aus ciselirtem Silber.

Überall waren Limonadenhändler aufgestellt, die nicht bloß Limonaden und kohlensäure Getränke jeder Art, sondern auch Champagner mit Eis feilboten.

Unter einem großen Leinwandzelt wurde getanzt und eine Bretterbude, mit Tannenreisig und Blumen besetzt und mit bunten Lampen erleuchtet, bildete das Speisezimmer, wo man zwar an rohen hölzernen Tischen und auf Holzbänken saß, aber dabei die feinsten Lederbissen zu essen bekam.

Die Damen waren alle als Bäuerinnen gekleidet, und man konnte alle möglichen Nationaltrachten studiren: Da stand eine schlesische Bäuerin mit der kleidsamen Schneppenhaube neben einer munteren salzburger Bäuerin und beide sahen durchaus nicht kriegerisch aus; eine russische Bäuerin mit ihrem hohen Diadem ging Arm in Arm mit einer schwarzäugigen Polin, eine schwärzwälder Bäuerin scherzte mit einer Bretagnerin, eine Dänin mit einer Engländerin, die Spanierin wetteiferte in Koketterie mit einer Italienerin.

Unter allen diesen leichtgeschürzten fröhlichen Gestalten stach eine reizende junge Schottin in ihrer malerischen Hochlandstracht besonders hervor, nicht bloß durch ihr eigenthümliches Costum, sondern mehr noch durch ihre übersprudelnde Heiterkeit.

Bei ihrem Anblicke steckten Viele die Köpfe zusammen und erzählten sich ihre Geschichte, die wie ein kleiner Roman klingt.

Milady S. ist die Tochter eines schottischen Baronets, der nach dem Tode seiner angebeteten Gattin alle Liebe, deren sein

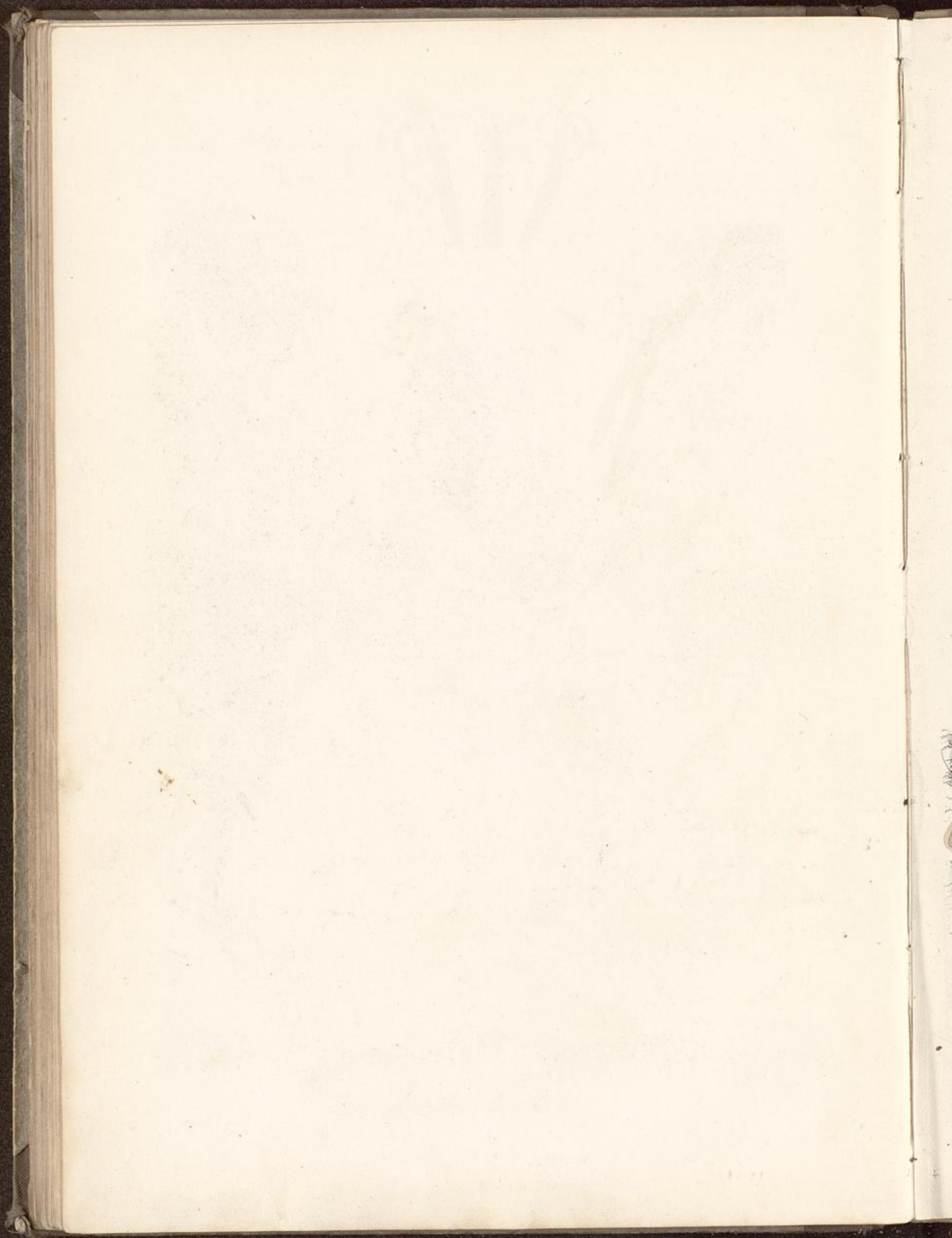


Imp. Leprieux, à Paris

Ad. Goussard, Ed. à Paris

**Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig**

Gravure du MONITEUR DE LA MODE *publié à Paris*





Jules David

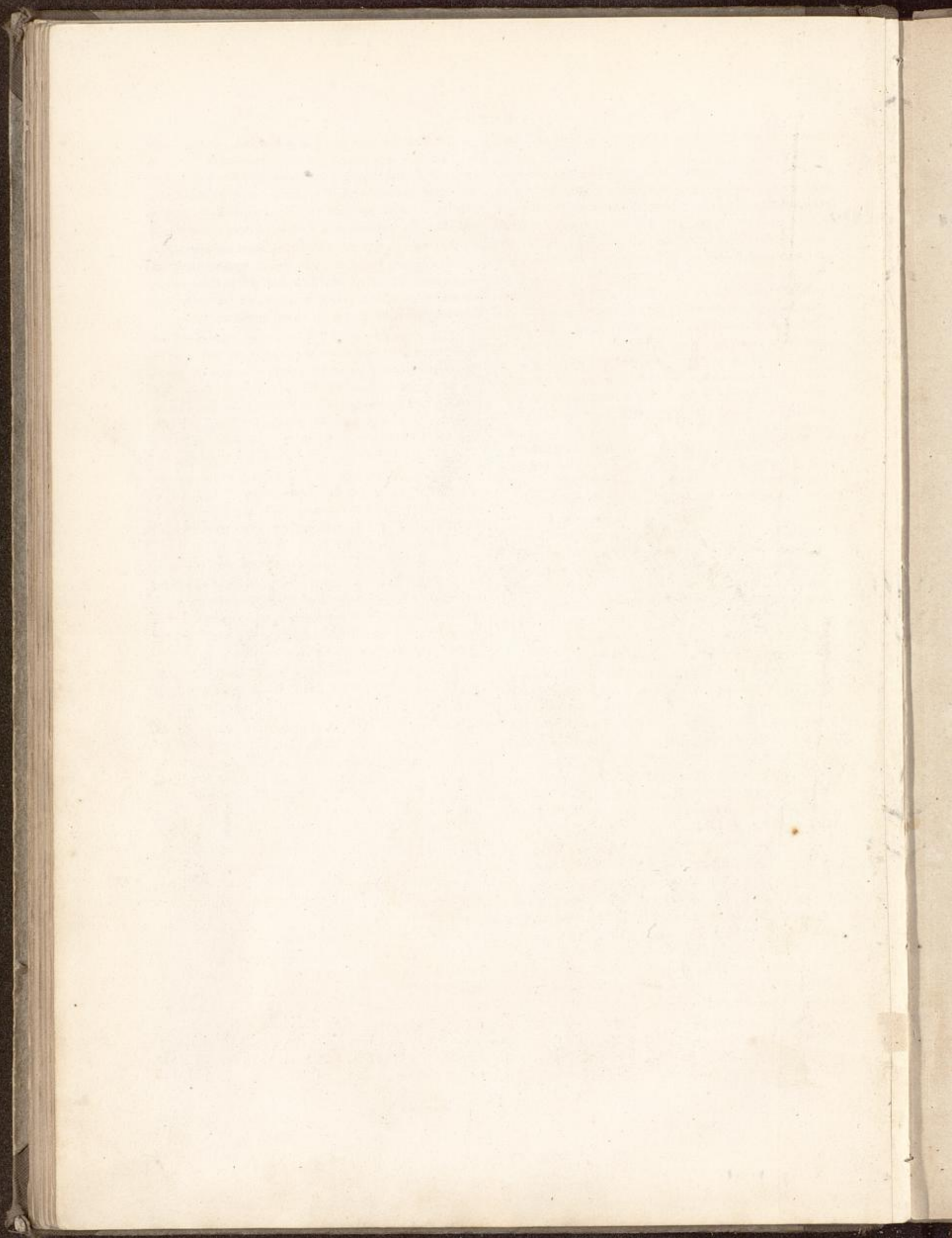
Lithographie imp. et Lécipède, 78, Paris

M. Goubaud, Ed. Paris

823

Allgemeine Moden-Zeitung, Leipzig.

Gravure du MONITEUR DE LA MODE publiée à Paris.



Herz überhaupt fähig war, auf das einzige Töchterlein übertragen hatte.

Wie gewöhnlich mißbrauchte die junge Miß diese Zärtlichkeit einigermaßen und wurde ein verwöhntes verhätscheltes Kind im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Ihr Vater, der über Millionen zu verfügen hatte, erfüllte jeden ihrer launischen Wünsche, mochte er auch noch so phantastisch sein — nur in einem Punkte zeigte er sich schließlich unbeugsam. Er hatte die Hand seines Töchterchens dem Sohne eines seiner alten Freunde zugesagt und sein Ehrenwort verpfändet, daß die Heirath zur Ausführung kommen solle. Dagegen setzte die junge Miß nun auch ihr Köpfchen auf, faßte eine unbeflegbare Antipathie gegen den ihr bestimmten Bräutigam und schwur hoch und theuer, daß er nun und nimmermehr ihr Gatte werden solle. Sie versuchte alles Mögliche, um sich in den Augen des jungen Mannes ganz und gar unangenehm zu machen, um ihn zum freiwilligen Rücktritte zu bewegen, allein umsonst! Der arme Junge war stierlich in die launische Schöne verliebt.

Um diese Zeit kam Lord S. in die Gegend, wo Miß Annie und ihr Vater wohnten; der Lord war jung, hübsch und besaß sein Vermögen, aber dafür ein einnehmendes Wesen und einen liebenswürdigen Charakter; dies dünkte Miß Annie vollkommen genug; sie sah ihn ein paarmal bei einer Bekannten in der Nachbarschaft und bald war ihr Herz an ihn verloren. Da der junge Lord diese Leidenschaft völlig theilte, schmiedeten sie den Plan, sich trotz des barbarischen Vaters, der durchaus nichts von dieser Verbindung wissen wollte, auf ewig anzugehören. Noch einen Hauptsturm wagte Annie auf das Herz ihres Vaters; da er jedoch trotzdem unbeugsam auf seinem Heirathspiane mit dem jungen Arthur D. beharrte, hielt es unser Pärchen für klüger, die väterliche Einwilligung zu entbehren.

Zu diesem Zwecke hatten sie sich ohne zu große Schwierigkeiten die Beihilfe eines jungen Geistlichen in der Nachbarschaft gesichert, und so traf eines Morgens Miß Annie in frühesten Frühe an der kleinen Parkspore mit Lord S. und dem Geistlichen zusammen, die dort mit Pferden ihrer harzten, um so schnell als möglich eine entfernte Ortschaft zu erreichen, wo der Geistliche sie in der Kirche trauen sollte. Die junge Dame rechnete darauf, daß die Ceremonie vorüber und sie schon wieder zu Hause sein würde, bevor ihr Vater erwacht wäre. Allein sie hatte diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn kaum waren sie fortgeritten, als einer der Dienerschaft welcher ihre Flucht beobachtet hatte, seinen Herrn eiligst davon in Kenntniß setzte.

Bei dieser unerwarteten Nachricht sprang der Baronet wüthend aus dem Bett, schwang sich auf sein schnellstes Pferd und eilte den Flüchtlingen nach, die beim Herannahen des Verfolgers ebenfalls ihre Koffe gehdrig anspornten.

Der Baronet war jedoch besser beritten als sie und sie sahen bald ein, daß bei diesem tollen Jagen Amor's Flügel nicht so weit reichten, als der Zorn des beleidigten Vaters — hier galt es sich ergeben oder sterben!

In dieser äußersten Noth hatte Miß Annie eine Idee, und welsch' eine fühne Idee!

— Ehrwürden, sagte sie schnell zu dem Geistlichen, hinter dem sie hergallopirte, könnten Sie uns nicht unterwegs trauen?

Der Geistliche dachte einen Augenblick nach, dann erwiderte er: „Ich sehe nicht ein, warum dies nicht gehen sollte, ich weiß alle bei einer Trauung nothwendigen Gebete und Formeln auswendig und will deshalb anfangen; reiten Sie Beide ganz dicht zu mir heran und antworten Sie genau auf alle Fragen, beobachten Sie überhaupt möglichst alle nöthigen Formalitäten.“

Lord S. und Miß Annie gehorchten, ohne in ihrem tausenden Galopp inne zu halten. Alle Fragen wurden gestellt und beantwortet, die Gebete und Segensworte gesprochen und im Moment, als die Ringe gewechselt wurden, als die jungen Leute unwiderrüßlich verheirathet waren, holte der Baronet sie ein.

Er vernahm eben noch die letzten Einsegnungsworte und gerieth darüber in so heftigen Zorn, daß er ein Pistol aus der Satteltasche hervorzog und dasselbe auf den jungen Lord richtete, der sich bereits verloren glaubte, als die neuvermählte junge Frau sich schützend vor ihren Gatten warf und dem Vater stehend zurief: — Was willst Du thun, großer Gott! tödte ihn nicht, denn nur er wird der Vater Deiner künftigen Enkel sein!

Bei diesen Worten hielt der Baronet inne, sein Arm mit der Pistole sank nieder, denn die Tochter hatte klugerweise seine schwache Seite berührt — der Wunsch, sich in einer Schaar blühender Enkel wieder verjüngt zu sehen, war sein innigster Lieblingswunsch, sein schönster Zukunftsstraum, von dem er oft geschwärmt hatte.

— Ja, Vater, Deiner zukünftigen Enkel! Wenn Du ihn tödest oder von mir reißt, muß ich sterben, elend dahinsterven, und dann wirst Du niemals Enkel haben, wirst einsam und traurig an meinem Grabe weinen! O, Vater, liebe ihn vielmehr, er ist so gut, verzeihe uns und mache uns glücklich! Du wirst dann auch glücklich sein, wir bleiben immer bei Dir!

So bat und schmeichelte die Tochter mit Lächeln und Thränen, indem sie den Vater zärtlich umfaßte, bis er sich besiegt fühlte und nachgab.

Jetzt ritten alle Vier zurück nach dem Schlosse, nur der Geistliche fand es gerathen, sich unterwegs zu verabschieden; die Drei kamen also in langsamerem Tempo nach Hause, als ob sie bloß einen kleinen Morgenspazierritt gemacht hätten. Der junge Lord blieb zum Frühstück da und kehrte hierauf in seine Wohnung zurück, um seine Koffer zusammenzupacken, denn sein Schwiegerpapa hatte verlangt, daß man ihm die nöthige Zeit lasse, die Angelegenheit mit seinen Freunden zu arrangiren, den Ex-Bräutigam zu beruhigen und sich an seinen neuen Schwiegersohn zu gewöhnen — deshalb sollte das junge Paar einen kleinen Ausflug nach dem Continente machen. Glückselig reisten am folgenden Tage Beide ab.

Ein Mißverständnis. Vor wenigen Tagen zeigte während des Concerts auf der Terrasse des Kurstaals in Wiesbaden eine russische Dame mehren ihrer Bekannten eine Broche mit einer prachtvollen Camee, an deren Fassung etwas zerbrochen war, und fragte, ob man ihr nicht einen Juwelier empfehlen könne, der ihr den Schaden geschickt wieder herzustellen im Stande sei.

— Frau Gräfin, sagte in diesem Augenblicke eine kleine Pariserin, die nicht weit von den Damen durch ihren Reif sprang und dem Gespräch zugehört hatte, wenn Sie wünschen, kann ich

Sie zu einem Goldarbeiter führen, wohin mein Papa heute früh Mama's Brillantarmband zum Ausbessern getragen hat.

— Das wäre mir sehr lieb, mein Kind, entgegnete die Dame; komm, gib mir die Hand und zeige mir den Weg.

Und das kleine Mädchen führte die Russin zu dem Juwelier ihres Vaters. Dort angekommen, zeigte die Dame ihre Broche vor.

— Wie viel wollen Sie darauf haben? fragte der Juwelier mit einem unzweifelhaft jüdischen Accent.

— Ich wünschte bloß, daß Sie mir den Schaden an der Fassung wieder herstellen.

— Ich bin kein Goldarbeiter, meine Gnädige, ich leihe bloß auf Pfänder. —r.

Eine neue Speise. Ein algierisches Blatt preist eine neue Speise an, welche den Gourmands außerordentliche Genüsse verheißt. Die Entdeckung wurde bei Gelegenheit der Heuschrecken-Jagden gemacht. Das Recept lautet: Man ergreife behutsam die Heuschrecken mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand, schneide sie mit einem Federmesser entzwei und gieße Rum in den Leib. Man lasse sie also zwei Tage in Rum mariniren, dann mache man einen Pasteteig, fülle ihn mit diesen Heuschrecken und backe ihn. Endlich wird die Speise fertig, wenn man sie mit Burgunderwein übergießt. Das Essen soll köstlich sein, den berühmten Matkaser-Salat weit hinter sich lassen und führt den schönen Namen: „Croquets à la Benoiton“.

Auch ein Heirathsgesuch. Folgender Brief eines jungen Mannes wurde kürzlich an ein sogenanntes Heirathsbureau gerichtet:

„Sie finden beiliegend mein Portrait in Visitenkartenformat von vorn, im Profil und in der Dreiviertelswendung aufgenommen. Die Person in Ihrem Kataloge, welche mich nach ihrem Geschmade finden sollte, sei sie Witwe oder junges Mädchen (aber jedenfalls kinderlos), wird gebeten, nur dann auf mich zu reflectiren, wenn sie ein Vermögen von mindestens dreißigtausend Thalern besitzt. Ich werde die Discretion so weit treiben, daß ich sogar keinerlei Erkundigungen nach ihr einziehen werde, was mir ohnehin nur bei den Diensthöfen angebracht erscheint.“ —r.

Noch etwas von einem Heirathsbureau. Ein Dichter, welcher zu der großen Anzahl der „unverstandenen“ gehörte, die fast ebenso groß ist als die der „unverstandenen“ Frauen, suchte eine Wohnung, was für ihn nicht so leicht war, da er zu bequem war, um sich gern bis zu den Mansarden zu versteigen, und dabei doch zu arm, um sich ein comfortables Logis vergönnen zu können.

Bei seinen Irrfahrten nach einem neuen home zeigte ihm der Portier eines Hauses ein kleines Zimmerchen, welches längere Zeit einem Heirathsvermittler als Bureau gedient hatte, der bereits soviel erworben, um sich ein eleganteres Comtoir suchen zu können.

Der Portier, welcher unseren Dichter in den geweihten Raum eingeführt, lehrte sofort in seine Loge zurück, indem er sagte:

— Mein Herr, ich rathe Ihnen, die Sache zu überlegen, sehen Sie sich um, betrachten Sie die angenehme Aussicht, und wenn Sie Ihren Entschluß gefaßt haben, so finden Sie mich beim Herunterkommen in meiner Loge.

Kaum war der gute Mann gegangen, als der einsame Poet durch ein Klopfen an der Thüre in seinen Ueberlegungen gestört

wurde. Er öffnete und sah eine sauber gekleidete junge Frau vom Lande draußen stehen.

— Was wünschten Sie, liebe Frau?

— Nun sehen Sie, bester Herr, man hat mir gesagt, daß Sie sich mit Heirathsstiften befassen, und ich möchte mich gern wieder verheirathen.

Die Frau war eine Witwe von etwa dreißig Jahren, mit einem gutmüthigen, frischen, runden Gesichte; sie trug die Haube der Bäuerin aus der Normandie.

— Sie wollen sich verheirathen? fragte der Dichter.

— Nun ja, ich habe ein hübsches Bauergut im Werthe von 40,000 Francs und die Hand einer braven Frau zu bieten.

— Ist es möglich? rief der Poet; dann fügte er schüchtern hinzu: — Würde ich Ihnen zum Beispiel zusagen?

Die Bäuerin betrachtete ihn von oben bis unten und antwortete endlich einfach:

— Warum nicht? Sie sind nicht übel gewachsen; wenn Sie sonst ein ordentlicher Mensch sind. . . .

Der Dichter war ordentlich erfreut über den günstigen Eindruck, den er hervorgebracht, und wenig Tage darauf wurde die Hochzeit des Paares gefeiert. Der junge Ehemann verließ mit seiner Frau Paris, das ihn so schön verkannt, war vernünftig genug, die ganze Poesie an den Nagel zu hängen und lernte dafür, so gut es gehen wollte, in der Landwirthschaft zu helfen, hat auch seinen Entschluß bis jetzt noch nicht bereut. —r.

Ein geistlicher Schüler. Ein junger Schauspieler hatte einen berühmten Collegen gebeten, einer Vorstellung beizuwohnen, wo er eine Rolle geben würde, die zu den Bravourrollen des großen Mimen gehörte.

Nach Beendigung des Stückes eilte der große Schauspieler in die Garderobe seines Schülers und richtete die Frage an ihn:

— Warum zum Teufel haben Sie sich aber fast das ganze Stück hindurch die Seiten gehalten?

— Aber, verehrter Herr College, entgegnete der junge Mann, ich sah Sie neulich Abends diese Rolle spielen und Sie hielten sich wohl noch mehr die Seite als ich, denn mich genirte dies ungemein.

— Sie Dummkopf! rief der Künstler, ich hielt mir die Seite, weil ich entsetzlich an Rheumatismus litt und kaum wußte, wie ich spielen sollte. —r.

Die africanischen Ladies in Georgien. Die africanischen Damen, schreibt ein Correspondent aus Atalanta, wissen die Vortheile und die Würde der Freiheit viel besser zu schätzen, als die Männer. Sie betrachten die Arbeit als einen erniedrigenden Gebrauch ihrer Vorrechte und sie widmen sich ernstlich der Aufgabe, sich mit der Literatur und den schönen Künsten bekannt zu machen und sich elegante Talente anzueignen. Die Hausmagd meines Nachbarn überließ es vor einigen Abenden „dem weißen Bolle“, die Arbeit zu thun und sie ging, ohne Jemandem ein Wort davon zu sagen, in eine Gesellschaft von Congo-Gentlemen und Ladies, wo Charaden aufgeführt und Tableaux dargestellt wurden. Ein ganz besonders schwarzglänzendes africanisches Mädchen, die gemiethet worden ist, um die Töpfe und Pfannen in der Küche zu putzen und ähnliche prosaische Arbeit zu verrichten, bat ihre Herrin (ich bitte um Verzeihung, her employer —

die ihr Beschäftigung gebende Dame —) kürzlich, sie einige eigen thümliche schottische Nebensarten zu lehren, von denen sie auf einem Maskenballe Gebrauch machen wolle, zu dem sie eingeladen sei, und auf dem sie in der Tracht eines schottischen Mädchens, einer Hochländerin, erscheinen wolle. In großen Städten ist ihre Leidenschaft für eleganten Zeitvertreib weit anstößiger und kostspieliger, als in ländlichen Bezirken, weil die Maskenanzüge und die übrigen Nebensachen, die für diese festlichen Versammlungen erforderlich sind, im Allgemeinen durch systematische Diebereien herbeigeschafft werden. C.

Hindu-Philosophie. Ein Hindu sprach vor einiger Zeit mit einem in Indien angestellten Engländer und sagte: — Hast Du gehört, was Kunga-Saorma, dem großen Schutzgotte unsers Ortes, widerfahren ist?

— Was denn? fragte der Engländer.

— Diebe haben sich in seinen Tempel geschlichen, die Kostbarkeiten geraubt, den Gott von seinem Altare gerissen und in einen tiefen Brunnen geworfen. Früher hätte ein solches Ereigniß eine allgemeine Aufregung hervorgerufen, wir hätten eine ansehnliche Summe Geldes gesammelt, um ihn aus dem Brunnen herauszuziehen, wieder zu weihen und auf seinem alten Platze aufstellen zu lassen.

— Und werdet Ihr das jetzt nicht thun?

— Nein, denn wir sind Alle zu dem Schlusse gekommen, daß wenn er sich nicht selbst helfen konnte, er auch uns nicht zu schützen vermag. —r.

Ein africanischer Kopfsch. Die europäischen Damen werden staunen, daß die Vervollkommnung der Coiffure eines Mannes einen Zeitraum von acht bis zehn Jahren in Anspruch nimmt. Wie langwierig auch das Verfahren sein mag, so ist das Resultat desselben dafür auch ganz merkwürdig. Die Latoka's tragen Helme, die in wunderbarer Weise ganz aus ihrem eigenen Haar geformt sind und deshalb niemals abgelegt werden können. Beim ersten Blick scheint das fast unglaublich, allein eine genauere Untersuchung zeigt die geduldige Arbeit von langen Jahren, die übrigens höchlich unbequem zu tragen sein muß. Das dicke krause Wollenhaar ist mit feinen, aus Baumbast gebildeten Fäden durchwoben, bis es eine Art dicken Filzes vorstellt. Sowie das Haar wieder ein Stück gewachsen ist, wird es wiederum auf's Neue mit solchen Fäden durchzogen, so daß es schließlich im Verlauf der Jahre ein undurchdringlich dickes Gewebe von etwa anderthalb Zoll Dike bildet, welches in Gestalt eines Helms aufgesteckt wird.

Ein etwa zwei Zoll breiter Rand wird an dem Gewebe gebildet, indem man es mit Fäden aneinander näht; der Vordertheil des Helms wird mit einem Stück polirten Kupfers verziert, während ein Stück des nämlichen Metalls in Gestalt einer halben Bischofsmütze den Helmschmuck abgiebt. Ist die Form des Helms in dieser Weise hergestellt, so muß er noch durch eine Verzierung von Perlen verschönert werden, falls der Eigenthümer des Haars reich genug ist, sich diesen Luxus gewähren zu können. Die zu diesem Zwecke am meisten gesuchten Perlen bestehen aus blauem und rothem Porzellan in der Größe von Zuckererbsen; sie werden auf die Oberfläche des Haarfilzes festgenäht und so schön in

einzelne rothe und blaue Felder arrangirt, daß der ganze Helm aus solchen Perlen zu bestehen scheint. Die schöne Helmszierde aus polirtem Kupfer, von einem Büschel wallender Straußensehern umgeben, verleiht diesem eigenthümlichen Kopfschmucke ein höchst würdevolles und kriegerisches Aussehen; indessen würde der Helm immer noch nicht als vollkommen fertig betrachtet werden, wenn der Rand desselben nicht mit einer Reihe von Kaurismuscheln eingefaßt wäre, die dem Kunstwerke einen würdigen Abschluß leihen. —r.

Albumblätter.

Wohl wahr: Die Liebe kann nicht alten —
Doch nicht durch unbeweglich Treusein.
Soll alte Liebe sich erhalten,
So muß in Dir sie täglich neu sein.

Wolffsohn.

Ein jeder Ort, besucht vom Auge des Himmels,
Ist Glückshafen einem weisen Mann.

Shakespeare.

Der Held des Kampfes und der der Tugend haben zweierlei Mittel und Wege zum Siege; der Eine kann seinen Feind nicht schlagen, wenn er ihn nicht aussucht, der Andere, wenn er ihn nicht flieht. Shaftesbury.

Räthsel und Aufgaben.

Gestern kam ein junger Held zu mir gerannt:
„Ach! den Frieden haben wir nur kurze Zeit gekannt,
Denk' einmal, der Krieg geht wieder an,
Und die längste Zeit hab' ich mir gütlich hier gethan,
Leider geht es in die erste Sylbe fort,
Und die Mittelsylbe nebst drei Zeichen geht an einen weiten Ort.“

„Ei, wie viel' von Euch denn?“ fragte ich mit Beden.
„Darauf mögen Dir die drei letzten Zeichen Antwort geben.“

Heute Morgen ging ich auf den Sammelplatz,
Abschied wollt' ich von den Freunden nehmen,
Weinend sah ich noch unarmen Schatz und Schatz,
Kind und Kelter, Alles still in dumpfem Schmerz.
Und das Ganze kam hierauf geritten,
Rufte bald die Mittelsylbe nebst drei Zeichen laut und hoch,
Und trauernd hört' ich nur die letzte Sylbe noch.

Mit a ist's für Menschen und Thiere beschwerlich,
Mit i für den Harmlosen sehr gefährlich,
Mit u der Kinderwelt unentbehrlich,
Doch sind auch Erwachsene darnach begehrllich.

Womit fängt der Tag an, und womit hört die Nacht auf?

ERM & EEBAS
GCILD

Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 29.

Selbstbarden.
Leichtsin.

B	B	enare	S	S
A	A	gr	A	A
R	R	ysse	L	L
C	C	oruñ	A	A
E	E	psa	M	M
L	L	iss	A	A
O	O	ldislebe	N	N
N	N	éra	C	C
A	A	lessandri	A	A

Wenn man den Teufel läßt in die Kirche kommen, ist er auch auf dem Altar.

Briefpost.

Hr. A. D. in L. Wie können Sie glauben, daß solche lebenswichtige Unterbrechungen Störungen sind? Alles richtig, bis auf die kleine Lücke im Bilder-Räthsel; die, allerdings wol nicht durchweg bekannte bildliche Uebertragung des Wortes, war Ihnen wahrscheinlich fremd. Wir hoffen, recht oft von Ihnen zu hören.

Hr. Ch. v. M. in Göttingen. Kaschmirbeduinen werden gewöhnlich ringsum mit weißem Taffetband eingefast und an den beiden untern Ecken mit Quasten garnirt. Beduinen aus Mull verziert man verschiedenartig mit Säumen, Rüschen, Puffen oder Spitzenzwischenfäden mit farbiger Bandunterlage.

Hr. Bar. v. W. in S. Mit Vergnügen werden wir Ihren ersten Wunsch erfüllen; die Ausführung des zweiten jedoch dürfte auf unübersteigliche Hindernisse stoßen.

Herrn St. G. S. in Berlin. Charmant; wird dankbar benutzt werden.

Herrn G. R. v. M. in N.-G. Ihre Speisekarte hat uns sehr amüßigt, wir kennen aber doch zufällig ein Menu, welches das Ihrige an Raffinement noch weit überbietet. Es hatte dasselbe einer unserer Freunde während seines Aufenthaltes in Peking zu bestehen. Die für europäische Constitutionen nicht eingerichteten Speisen erschienen in folgender Ordnung: Erstens ein vierediger Thurm, bestehend aus Scheiben Gänsebrust und Fisch mit einer großen Schüssel voll Gedärme und harten Eiern. Zweitens sauer eingemachte Weizen- und Gerstenkörner, Krebsarten, eingemachte Früchte und Ingwer — Alles mit kleinen Eisenbeinstäbchen in den Mund geschoben. Drittens Ragout von Meeresschnecken. Viertens Störkopf. Fünftens Haifischflossen mit Schweinebraten und Krebsalat. Sechstens geschmorte Pflaumen und andere Früchte, Pilze, Entenzungen und Venusohren (Krebsart), endlich gekochter Reis in kleinen Tassen mit Acanthuskörnern in Spiritus und andern Gewürzen, zuletzt Thee!

Herrn Maler J. H. in Wien. Ihr werther Brief ist auf den wunderbarsten Umwegen zu uns gelangt. Besten Dank; soll pünktlich besorgt werden.

Herrn Dr. S. in A. Absolut unmöglich.

Herrn v. O. a. L. b. G. Wird uns eine große Ehre sein.

Intelligenzblatt zur Aoden-Beitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürer'sche Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage der Dürer'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Böttger's
Gesammelte Werke
complet in 6 Bänden.

Preis: 4 Thlr. broch., 6 Thlr. eleg. gebunden.

Inhalt:

- I. Lyrische Gedichte. — Frühlings- und Liebesmelodien. — Sonette. — Balladen und Romanzen. — Distichen. — Vermischte Gedichte. — Blätter der Erinnerung.
- II. Pausanias. — Fall von Babylon. — Magdalene. — Aufschirwan. — Auf der Wartburg. — Das Schenkhaus zu Savellthem.
- III. Habana. — Lill Eulenspiegel. — Hyazint und Liliade, ein Frühlingsmärchen.
- IV. Der Erbe von Thirlestun. — Heinrich und Fleurette. — Farte Liebe. — Sperthias und Bulis. — Helene von Antwerpen. — Guillem von Cabestaing. — Don Juan und Maria. — Zwei Königsnächte. — Dämon und Engel.
- V. Goethe's Jugendliebe. — Buch der Sachsen (Romanzen und Rhapsodien).
- VI. Die Pilgerfahrt der Blumengeister. — Agnes Bernauer. — Lancelot vom See. — Schlußlied.

Zur gänzlichen Vertreibung der

Sommersprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochlth i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesehlich garantirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Sangerhausen**.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Dietmann. — Verlag der Dürer'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelman in Leipzig.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Eine verlorene Jugend.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Heerwald sprach sich gegen seine Tochter mit dem Gefühle aus, welches diese unerwartete Wendung einer, wie sie sagte, mehrfach erlebten Erscheinung in ihm hervorgerufen hatte und sie widerlegte ihm nicht, als er sich Vorwürfe über sein vielleicht zu schroffes Auftreten gegen Königsee machte. Das ging ihm nicht verloren und verhärtete ihn wieder. „Du schreibst wol schon die Annonce für die Zeitungen?“ fragte er mit einem Blicke nach dem Schreibtische, wo ihr Blatt, dessen beschriebene Seite sie nur umgeschlagen hatte, lag.

„Es ist ein Brief, der mir nöthig schien,“ antwortete sie.

„An Kaufberg wol?“ fragte er, sein Auge fest auf sie richtend.

Sie stutzte und sah unwillkürlich hinüber, ob das Blatt etwa offen gelegen, so daß der Vater etwas gelesen haben könne. Doch bejahte sie, wenn auch etwas zögernd, die Frage. — „Ich glaubte es ihm schuldig zu sein,“ setzte sie hinzu.

„Der Tod hat nun der Sache eine andere Wendung gegeben!“ sagte der Vater. „Das hast Du ihm doch geschrieben?“

„Wie so?“ entgegnete sie. „Vor der Hand freilich wird ein Aufschub geboten sein, aber da Königsee seine Entscheidung schon gegeben und sein Scheiden diese unwiderruflich gemacht hat, so würde es wol ein schweres Unrecht sein, wenn wir nachher gegen seinen Willen handeln wollten.“

Klinger hatte also Recht, als er gesagt: „Desto schlimmer, wenn der Großvater stirbt! Das Wort eines Sterbenden bindet unauflöslich.“ Doch ließ sich Heerwald nicht durch die Rede seiner Tochter abhalten, ihr zu entgegnen: „Das Unrecht will ich auf mich nehmen. Dein Mann ist wol schon seit langer Zeit nicht mehr fähig gewesen, selbstständig nach ruhiger Ueberlegung zu handeln, sondern hat sich immer durch Eindrücke des Augenblicks oder auch durch Dich bestimmen lassen.“

„Durch mich?“ wiederholte Laura. „Du irrst, Vater! Ich hatte so gut wie gar keine Gewalt über ihn. Diese Entscheidung war sein eigenster Gedanke.“

„Kann sein! Aber ich weiß, wie er dazu gekommen ist!“ erwiderte Heerwald. „Er hat sich beleidigt gefühlt durch ein falsch verstandenes — oder zugegeben, auch unüberlegtes Wort, hat seinen vollen Zorn auf ein unschuldiges Haupt geworfen und sich dadurch einem Andern, der zu rechter Zeit mit seinem Antrage hervortrat, zugeneigt. Die Verlobung, von der er gesprochen hat, ist noch nicht geschlossen.“

„Er hat aber Kaufberg sein Wort gegeben!“ versetzte Laura aufgeregt. „In Deinem Beisein, Vater!“

„Ich entsinne mich der Worte sehr genau,“ ent-

gegnete Heerwald. „Den Austritt werde ich wol Zeit meines Lebens nicht vergessen! Dein Mann befahl, Fernande zu rufen, Kaufberg bat ihn, sich in einer so wichtigen Angelegenheit nicht zu übereilen, Dein Vater wurde ungeduldig, dann kam ich mit meinem unglücklichen Halt! dazwischen — und die Unterredung war vorbei. Kaufberg sagte mir selbst nachher, daß er sich einer Zwangsheirath nicht freuen könne!“

„Das sagte er?“ rief Laura.

„Hat er nicht auch Dich gebeten,“ fuhr der Vater fort, „Deinen ganzen Einfluß auf Deinen Mann aufzubieten, daß er nicht durch einen Befehl von Oben herunter die Verlobung decretirt? Solltest Du dem Freier nicht zuvor eine Unterredung mit Fernande verschaffen?“

„Er ist sehr rücksichtsvoll, ich achte ihn deshalb!“ erwiderte die Königssee unmuthig. „In der Sache selbst ändert das nichts. Fernande kennt den Willen ihres Großvaters und wird ihn ehren, jezt wol vorzüglich. Ich werde Kaufberg's Wunsch erfüllen, sobald es die Schidlichkeit erlaubt — das habe ich ihm auch schon geschrieben —“ sie zeigte nach dem Schreibschranke, wo ihr angefangener Brief lag.

„Machen wir die Geschichte rund ab, Laura!“ sagte der Vater, welchem ihr Ton immer mehr mißfiel. „Auch ich werde mit Fernande sprechen und erkläre hier, wie ich schon Kaufberg erklärt habe, daß ich sie schützen werde, wenn ihrem freien Willen Gewalt angethan werden soll.“

„Mag sie sich aussprechen, ob sie dem letzten Worte, das sie von ihrem Großvater gehört hat, einen frevelhaften Widerstand entgegensetzen will!“

„Hat er noch auf dem Sterbebette ein letztes Wort an sie gerichtet?“ fragte der Vater.

„Sie war lange allein bei ihm — frage sie selbst!“ entgegnete Laura.

„Das werde ich! Und wenn das nicht geschehen ist und sie mir ihr Vertrauen schenkt, so werde ich, wie ich nochmals wiederhole, für sie handeln. Sie wird ja doch einen Vormund haben!“

„O ja!“ erwiderte die Tochter mit einem fast wegwerfenden Tone. — „Verzeihe, lieber Vater,“ sprach sie auf einmal demüthig, „verzeihe, daß ich mich in meiner Aufregung der Unglücksstunde hinreißen ließ, Dir nicht zu antworten, wie es sich ziemt.“ Sie wandte sich nach der Thüre des anstoßenden Sterbezimmers um, durch welche Frau Walker wieder eingetreten war, vielleicht hatte sie es gleich bemerkt und darum ihren Ton geändert. Der Vater konnte sich wenigstens dieses Gedankens nicht erwehren.

Die Wirthschafterin machte die Thüre leise hinter sich zu und sagte dann mit gedämpfter Stimme: „Gnädige

Frau, ich glaube es doch noch nicht! Wissen Sie noch, vor drei Jahren war es einmal gerade so. Der Puls stand still, man spürte keinen Herzschlag, keinen Athemzug mehr — der Inspector wollte schon auf dem Wartberge die schwarze Trauerfahne aufziehen lassen, wie der Herr befohlen hatte, daß es eine Stunde nach seinem Tode geschehen sollte! Und wie das Kind noch einmal an sein Bett gelassen wurde, denn das gnädige Fräulein war noch ein Kind, da schlug er wieder die Augen auf und war noch lebendig. Ich habe mir's herausgenommen, den Inspector, der auch heute wieder mit der Trauerfahne voreilig sein wollte, an den Johannis-tag vor drei Jahren zu erinnern und er hat's noch gelassen. Der Herr schläft — ich werde bei ihm bleiben bis er aufwacht, und wenn's drei Tage und drei Nächte dauern sollte; ich will mir nur Licht holen, gnädige Frau, denn es wird dunkel.“

Dieser starke Glaube setzte Heerwald in Verwunderung, auf Laura machte er einen tiefen Eindruck. Frau Walker ging hinaus nach Licht, denn der lange Sommertag hatte sich zum Abende geneigt und im Zimmer fing es an zu dämmern. „Hältst Du es für möglich?“ fragte Laura ihren Vater mit unsicherer Stimme.

„Das mußt Du besser wissen,“ erwiderte dieser. „Wenn die alte Frau Recht hat — sie erzählte mir vorhin eine ähnliche Geschichte, wobei sie nur den Ausgang dunkel ließ — so könnte es allerdings möglich sein, daß der Arzt sich durch die gewöhnlichen Symptome hätte täuschen lassen. Indeffen kann ich es nicht recht glauben.“

Beide schwiegen eine Weile, mit diesem Gedanken beschäftigt. Laura trat an den Schreibtisch zu ihrem Briefe. Plötzlich zuckte sie mit der Hand nach dem Herzen, wandte den Kopf halb und lauschte gespannt. Was wol in ihrer Seele vorgehen mochte? War es Hoffnung oder Furcht, was sich in ihren Zügen ausdrückte, nur halb erkennbar im Dämmerlichte? Freude war es gewiß nicht! Heerwald war durch ihre nervöse Bewegung aufmerksam gemacht worden, er wußte nicht, wodurch sie hervorgerufen worden war, aber er konnte es ahnen.

„Kommst Du mit, lieber Vater?“ fragte sie zaghaft. „Ich habe mich getäuscht, ganz entschieden getäuscht — aber mich hat ein Gefühl übermannt, das ich ein kindisches Grauen nennen möchte! Ich schäme mich, aber ich kann es nicht überwinden.“

Der Vater begleitete sie in das Zimmer, wo Königssee lag. Hier war es noch dunkler; Laura blickte betroffen nach dem Fenster, das sie vorher geöffnet hatte — es war wieder geschlossen! Sie hatte dem Volksglauben in jenem Momente, wo sie bei dem Entschlafenen allein

zurückgeblieben war, gehorcht — wie konnte sie aber in einem solchen Augenblicke daran denken, daß der Aberglaube freie Bahn für die entfliehende Seele fordert? Jedenfalls hatte die alte Dienerin in ihren Zweifeln das Fenster wieder geschlossen. Heerwald war auch an das Bett getreten und betrachtete den Ruhenden aufmerksam. Eben kam auch die Walker mit zwei angezündeten Kerzen, die sie auf den Tisch zu Häupten des Bettes stellte, zurück. Heerwald hatte an manchem Todtenbette gestanden, für ihn gab es keinen Zweifel mehr, er fand in Allem, was er hier sah, keinen Grund, an einen bloßen Schlaf oder gar einen Starrkrampf zu glauben. Die beiden Frauen schauten, wie er, auf die starren Züge — mit wie verschiedenen Gefühlen! Kein, auch nur geflüstertes Wort unterbrach lange Zeit die Stille. Endlich winkte die Walker ihrer Herrin, daß sie mit ihrem Vater immerhin gehen möge, sie hatte ja schon erklärt, daß sie die Todtenwache übernehmen werde. Da fragte sie Heerwald leise, ob sie noch immer glaube, daß es nur Schlaf sei. Sie nickte mit einem Blicke der vollen Ueberzeugung — und folgte ihm bis an die Thüre, wo sie ihm in's Ohr sagte: „Wenn Einer gestorben ist, sieht er freundlich aus —“ und ehe er, von dieser Bemerkung überrascht, etwas erwidern konnte, machte sie die Thüre hinter ihm zu und blieb bei ihrem Herrn zurück, dem sie schon seit seiner ersten Ehe treu gedient hatte.

Heerwald wiederholte seiner Tochter im andern Zimmer, was die alte Frau gesagt hatte. — „Ist das wahr?“ fragte Laura, zu ihm aufschauend. Er schien seine Rück Erinnerungen zu Rathe zu ziehen, denn er schwieg eine Weile und Laura's Auge sank zu Boden vor seinem fest auf sie gerichteten Blicke.

„Immer wird's wol nicht der Fall sein,“ sprach er dann, „obgleich ich mich wohl entsinne, daß Einer oder der Andere, der sonst ziemlich finster und menschenfeindlich ausah, bald nach dem Todeskampfe eine völlig veränderte freundliche Miene bekam und förmlich schön wurde, freilich nur immer auf eine kurze Zeit. — Das Grübeln, meine Tochter, hilft zu nichts. Es muß sich sehr bald entscheiden, ob der Arzt, der es doch versteht, oder die alte Frau mit ihrem Glauben an einen ganz außergewöhnlichen Fall Recht hat.“

„Wo ist mein Brief hingekommen?“ fragte Laura, welche sich schon, während der Vater noch sprach, nach dem Schreibtische umsah, mit Heftigkeit. Das Blatt war verschwunden.

„Hast Du ihn liegen lassen?“ erwidert der Vater. „Du wirst ihn fortgelegt oder zu Dir gesteckt haben.“

Sie untersuchte schon ihre Taschen und die Fächer des Schrank's — vergebens! Wer hatte den Brief fort-

genommen? Sie wußte sich nicht recht zu erinnern, ob sie vielleicht selbst —? Daß sie ihn offen liegen gelassen hätte, als sie aus dem Zimmer ging, war nicht gut denkbar, indessen konnte sie von dem Grauen, das sie übermannt, als sie ein Geräusch in der Schlafstube zu hören vermeint hatte, leicht aller andern Gedanken beraubt worden sein. Wer konnte den Brief gefunden, sich seiner bemächtigt haben? Die Walker war die Einzige, welche durch das Zimmer gegangen war — ihr konnte es wol zugetraut werden! Sie zu fragen in diesem Momente, sie am Sterbebette des Todten zur Rede zu stellen, war unmöglich und wäre auch fruchtlos, weil zu spät, gewesen! Laura war in großer Unruhe, als sie die Nachsuchung endlich aufgeben mußte und ihre Stimmung wurde bei ihren aufgeregten Nerven noch gereizter durch die ruhige Haltung, mit welcher ihr Vater sie bei ihrem krampfhaften Thun beobachtete. Gestalt schien sein Auge auf ihr zu ruhen, sie glaubte es auf ihrer brennenden Stirn zu fühlen, obgleich sie nicht ein einziges Mal zu ihm aufgeblickt hatte. Aber es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie selbst Anlaß zum Verdachte gab, wenn sie ihre Unruhe über den Verlust des Briefes so deutlich verricht. Mußte der Vater nicht denken, daß sie, wenn das Blatt in fremde Hände fiel, schwer dadurch compromittirt sei? Ihr Stolz erwachte, sie zwang sich und blickte frei auf.

„Ich kann den Brief nicht finden,“ sagte sie. „Mir ist es schon verhaßt, wenn das unbedeutendste Billet von mir von einem Andern, als dem es gilt, gelesen wird. Die Worte aber, die ich im Gefühle meines Verlustes niederschrieb, mit Allem, was mein besonderes Verhältniß betrifft, diese den Bemerkungen unbefugter Personen ausgesetzt zu sehen, ist mir unerträglich! Ich kann es aber nicht ändern.“

Heerwald mußte wiederum an ihre Kindheit denken, er durfte daher diese Erklärung ihres unruhigen Suchens wol gelten lassen, und beruhigte sie darüber, daß Jemand den Brief genommen haben könnte, sie werde ihn schon noch finden, vielleicht habe sie ihn doch unbewußt ergriffen und in der Hand gehabt, als sie vorhin mit ihm in die Schlafstube gegangen: drinnen habe sie ihn dann wol hingelegt oder fallen lassen. Sie schüttelte den Kopf und bat ihn, für heute nicht mehr auf ihre Gegenwart zu rechnen, er werde schon für den Rest des Abends allein bleiben müssen, wenn nicht vielleicht Fernando noch herab käme. Sie wolle sie dazu veranlassen. Heerwald rieth davon ab, er glaubte zwar, daß Laura nicht anstehen werde, Fernando, da sich der Anlaß durch seine Erklärung gefunden, von der Verpflichtung, dem Willen ihres Großvaters gehorsam zu sein, noch heute bindend zu überzeugen und meinte, dem armen Kinde gerade

auf frischer That durch sein tröstliches Versprechen Kraft geben zu können, aber er fand es doch nicht recht, auch seinerseits ihrem erschütterten Herzen Stürme zu bereiten. So blieb er denn im Wohnzimmer allein, wohin ihm das sehr verspätete Abendessen gebracht wurde, von dem er heute nicht viel genoß. Als er bald darauf die Ruhe suchte, kam ihm der heute verlebte Tag wie eine Ewigkeit vor.

Die Nacht, eine kurze Sommernacht, war kaum im Scheiden, als er schon wieder erwachte, wenig erquickt, denn er hatte viele unruhige Träume gehabt, aber doch so völlig ermuntert, daß er an keinen Schlaf mehr denken konnte. Gewohnt, frühzeitig aufzustehen, kleidete er sich schnell an und öffnete das Fenster, das die Aussicht nach der Waldpartie des Parkes bot. Dort waren die Wipfel der Bäume vom Morgenrothe angeglüht, einzelne Vogelstimmen ließen sich hören, die Luft wehte so frisch und wohlthuend, daß Heerwald sich hinausgelockt fühlte. Er verließ sein Zimmer und ging leise die Treppe hinab; im Schlosse war noch kein Mensch wach, nur die alte treue Dienerin mochte am Bette ihres Herrn sitzen und noch immer auf dessen Wiederaufleben harren! Die Hausthüre war nicht verschlossen, der alte Herr hatte das nie geduldet, es sei Feigheit oder unverdientes Mißtrauen gegen seine Leute. So konnte Heerwald in das Freie gelangen; er hatte schon gefürchtet, im Wohnzimmer noch eine Stunde darauf warten zu müssen. Seinen Schritt lenkte er wiederum nach dem Walde, dort gefiel es ihm am Besten — was er sonst vom Garten gesehen hatte, verdiente kaum den Namen eines solchen. In seinen Gedanken ordnete er nun Alles, was er für die Gestaltung der Zukunft im Sinne trug. Daß Königsee ein Testament gemacht hatte, ließ sich erwarten, dafür hatte Laura gewiß gesorgt; wenn es nicht geschehen war, so fiel die Erbtheilung zwischen ihr und Fernanden nach dem Landesgesetze aus. Fernanden war ein Vormund gesetzt, das hatte Laura mit einer gewissen Ironie betont. Mit diesem, sobald er seinen Namen erfuhr, wollte sich Heerwald besprechen. Wenn das Gewissen des Kindes nicht durch hineingeworfene Scrupel verwirrt war, so sah er keine Hindernisse für ihr Glück mehr. Klinger hatte ihm gestern, als er ihn bis an den Fluß des Wartberges begleitet hatte, mit männlicher Offenheit Alles erzählt. Was zwischen ihm und Fernanden, die er auf dem Wartberge gesprochen, in trennender Weise vorgefallen war, hatte nun durch den Tod des Großvaters, um dessen Person es sich gehandelt, seine Lösung gefunden: Klinger hatte seine Besorgniß, daß gerade dadurch die Trennung eine ewige sein werde, mit Freuden den Gegenständen des wohlmeinenden Rathgebers geopfert. Er selbst bedurfte der Mitgift Fernandens nicht, auf welche vielleicht ein An-

derer Werth legen mußte: er war reich, unabhängig in jeder Beziehung. Der Mann der Rücksichten aber, wenn ihm ernstlich erklärt wurde, Fernande werde ihm nur aus Zwang und wenn es auch blos Gewissenszwang sei, ihre Hand reichen, bestand gewiß nicht darauf. Mit Laura, welche so leidenschaftlich den frühern Geliebten durch Fernandens Besitz glücklich machen wollte, hoffte der Vater sich zu verständigen. Ruhiger gestimmt durch alle diese Erwägungen faßte er nun das Nächste in's Auge, die Anordnungen in Bezug auf das Ableben seines Schwiegersohnes. Was er gestern unter dem Einflusse des Ereignisses und der Abendstunde, welche gern unbestimmte Vorstellungen aufkommen läßt, noch für möglich gehalten hatte, erschien ihm jetzt beim klaren Tageslichte als aberwitzig. Der Greis von neunzig Jahren war todt und mußte zunächst begraben werden.

Da huschte vor Heerwald wieder etwas in das Gebüsch, diesmal war es aber ein Weib, er sah ihre bunte Schürze durch das Laub flattern. „Ich thue Dir nichts!“ rief er ihr nach.

„Ach, Sie sind's!“ antwortete eine helle Stimme und gleich darauf blickte ein hübsches freundliches Gesicht durch die Zweige. Es war das Mädchen aus dem Försterhause, das er gestern beim Baden und heute auf dem verbotenen Wege durch den Park erschreckt hatte.

„Wohin so früh, Suschen?“ fragte er, als sie nun furchtlos aus dem Gebüsch trat.

„Ist der Nettwitzer Herr also todt?“ entgegnete sie, und da er es bejahte, gab sie an, daß sie eine Bestellung an Frau Walker habe. Er fragte nicht weiter, von wem, sie hätte es ihm wahrscheinlich doch nicht gesagt, sondern entgegnete ihr nur, daß sie die Wirthschafterin kaum werde sprechen können, da sie bei ihrem verstorbenen Herrn weile und ihn wol nicht verlassen werde, bis zum Begräbnisse.

Susanne schien darüber bestürzt, spielte mit der Hand verlegen an ihrem Brusttuche und sagte dann, den alten Herrn zutraulich anschauend: „Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Gern!“ erwiderte Heerwald. „Ich soll Deine Bestellung übernehmen, nicht wahr?“

„Ach ja! Aber Sie müssen gegen keinen Menschen davon reden — wollen Sie mir das versprechen?“

„Du wirst mir ja doch kein großes Unrecht zumuthen!“ sagte er. „Nun gut, ich verspreche es Dir! Sieh Dein Briefchen her!“

„Woher wissen Sie denn das?“ rief Susanne, und als er statt der Antwort nach ihrem Busen zeigte, bemerkte sie, daß aus dem Brusttuche die Ecke des Billets hervorjah; sie wurde ganz roth, nahm es hervor und gab es ihm. Er warf einen Blick auf die Schrift und

sagte: „Das ist ja aber nicht an die Frau Wirthschafterin?“

„Nein! Aber Frau Walker sollte es bestellen — die braucht's nun nicht, wenn Sie es wollen. Aber lieber guter Herr,“ setzte sie bittend hinzu, „um Gotteswillen sagen Sie's der gnädigen Frau nicht, Sie haben's ja auch versprochen!“

Er gab ihr lächelnd seine Hand darauf und sie eilte sogleich ihres Weges zurück, ohne sich durch seine Fragen, die er ihr nachrief, aufhalten zu lassen. Ei! sprach Heerwald vor sich hin, die Aufschrift betrachtend, das also war eine Briestaube! Correspondenz, Rendez-vous unter dem Schutze des Familienbanners! Es muß in der weiblichen Natur liegen, denn gelernt hat es die Kleine in ihrer ländlichen Einsamkeit so wenig, wie unsere Kosackensräuleins, die sich auch auf dergleichen verstehen. Ich habe nun aber einen Talisman gegen fremde Einschüchterung.

Fernande kam ihm entgegen. Sie hatte ihn aus dem Fenster erblickt, wie er aus dem Walde hervortrat und war hinab, ihm entgegen geeilt mit freudestrahlendem Angesichte.

„Wir suchen Dich überall!“ rief sie, noch auf den Stufen der Freitreppe. „Er lebt!“

Heerwald blieb betroffen stehen, er traute seinen Sinnen kaum, ob er recht gesehen und gehört habe. Fast hätte er gefragt: wer? obgleich hier gar kein Zweifel sein konnte.

„Ach, ich bin so glücklich!“ fuhr Fernande fort, indem sie seine Hand ergriff. „Ich hätte mich grämen müssen, wenn ich mir gedacht hätte, daß meinethwegen —“ Sie sprach ihren Gedanken nicht aus, weil er auch für ihn, der sich ihrer allein angenommen hatte, einen Vorwurf enthielt. Heerwald errieth sie gleich — wie aber wußte sie davon? Sie war ja nicht zugegen gewesen, als er den Großvater durch seinen Einspruch so schwer gereizt hatte! Wie konnte Laura dem armen Kinde das sagen!

„So hatte Frau Walker doch Recht!“ sprach er jetzt, noch ganz benommen von der Nachricht, er wußte selbst nicht, wie er sie zu betrachten hatte. „Wann ist er aufgewacht?“

„Das weiß die Walker selbst nicht —“ erzählte Fernande in der gleichen freudigen Aufregung. „Sie war gegen Morgen, wie sie sagt, von der Uebermüdung und dem Gram doch etwas eingenickt und wie sie nach einiger Zeit schreckhaft aus dem Halbschlummer aufgefahren ist, hat der Großvater mit offenen Augen da gelegen und sie angeschaut. Sie hat erst gar nicht gewagt, ein Wort zu ihm zu sagen, weil sie selbst kaum geglaubt, daß es

wahr sei — da hat der Großvater ganz verwundert gefragt: Was willst Du denn hier? und sie ist dann so glücklich gewesen. Aber gesagt hat sie ihm nicht, was die Mama und alle Menschen schon geglaubt, auch nichts vom Doctor — denn das wäre wol gefährlich gewesen und ich bitte Dich auch, Papa, gegen ihn kein Wort davon zu erwähnen, wenn Du zu ihm kommst.“

„Ist meine Tochter bei ihm?“ fragte Heerwald, dessen Gedanken nun die Folgen dieses seltsamen Ereignisses erwogen.

„Die Mama ist bei ihm gewesen, jetzt aber auf ihrem Zimmer — er will noch eine Weile ruhen und die Walker läßt mich auch nicht herein. Er wird nachher aufstehen, sagt sie.“

„Wirklich?“ entgegnete Heerwald. — „Nun, Du liebes Kind, so können wir wol ein Weilchen ungestört mit einander reden. Laß uns hineingehen.“ Ihn beschäftigte die Frage, wie sich nun Alles gestalten, ob der Alte bei seiner Hartnäckigkeit auf der Verbindung bestehen werde, für welche Laura ihn nach dem Vorfalle mit Klinger leicht gewonnen und was sich, wenn Fernande, wie Klinger gefürchtet, dem Befehle sich unterwerfe, dagegen thun lasse.

Im Wohnzimmer zog er sie, welche wol ahnen mochte, was er mit ihr besprechen wolle und darum sehr besfangen war, an seine Seite. „Ich habe etwas an Dich abzugeben,“ sagte er und reichte ihr das Billet, das ihm Susanne anvertraut hatte.

Sie nahm es befremdet an, kaum hatte sie aber einen Blick auf die Handschrift geworfen, als sie glühend eröthete und ein lebhafter Unwille aus ihren Zügen sprach. Ohne das Billet zu öffnen, gab sie es zurück — „ich weiß nicht — mit welchem Rechte mir — das zugemuthet wird!“ rief sie. „Ich habe keinen Anlaß dazu gegeben! Du wirst mir hoffentlich glauben —“

„Willst Du mir nicht vertrauen?“ unterbrach er sie. „Ich will ja nur Dein Glück, will Dich vor Zwang und Gewalt bewahren.“

„O das weiß ich, Du hast schon mein ganzes Vertrauen!“ sagte sie bewegt. „Aber zu — einem solchen Schritte —“ dabei zeigte sie auf das Billet, das er in der Hand hielt — „habe ich Niemandem ein Recht gegeben!“

Sie hatte also keine heimliche Correspondenz angeknüpft, er hatte ihr Unrecht gethan! „Die plötzlich eingetretene Wendung mag ihn entschuldigen!“ versetzte Heerwald. — „Er hat mir gestern Alles erzählt, wie eure Herzen sich gefunden haben — nein, mein Herzenskind, wende Dich nicht auch von mir unwillig ab! Du hast nicht Ursache, Dich Deines Gefühls zu schämen, noch weniger, auf mich alten Mann böse zu sein, der vielleicht nicht zart genug sich auszudrücken versteht —“

„Ach, Papa! Wie sollt' ich böse auf Dich sein!“ erwiderte Fernande in lieblicher Verwirrung. „Aber sprich nicht mehr davon — das ist ja Alles vorüber!“

„Im Gegentheil! Wenn Du fest bleibst, wie ich hoffe, so wird Alles noch gut werden. Er hat mir auch erzählt, wie Dein Großvater ihn in einer Weise aufgenommen, daß er sich bei seinem leicht erregbaren Blute zu einer heftigen Aeußerung hat hinreißen lassen. — Ja, Kind, das war im höchsten Grade unbedacht gegen den Mann, von dem sein Glück abhing. Aber wer kann in Momenten, wo die Ehre in's Spiel kommt, für sich stehen? Ich könnte für mich auch nicht stehen! Freilich wirst Du sagen, hier stand auch Euer Glück auf dem Spiele und ich will Dir erwidern, daß er selbst sich das gesagt hat — daß er sich nachher den Vorwurf gemacht, von einem Greise, der nicht einmal immer recht wissen mag, was er thut und spricht, ein paar Worte nicht geduldig hingegenommen zu haben, statt in übergroßer Empfindlichkeit über den Ehrenpunct gleich aufzubrausen —“

„Hat er Dir das gesagt?“ rief Fernande mit einem aufleuchtenden Blicke. „Mir nicht!“

„Dir nicht, das weiß ich!“ erwiderte Heerwald. „Du wolltest ihn überhaupt nicht hören, ich weiß das Alles! Du wiesest ein Billet, das er Dir schon damals schickte, zurück, wie heute, Du warst empört, als er Dich in mündlicher Bestellung durch die Kleine vom Försterhause um eine Besprechung bitten ließ und gabst endlich nur nach, als er Dich durch die alte Frau beschwor, ihn nur einen Moment zu hören, weil er sonst zum Aeußersten getrieben werde. Du siehst, er hat mir Alles erzählt. Ich weiß auch, daß Du von ihm gefordert hast, er solle Deinen Großvater um Verzeihung bitten und — seinen Willen geschehen lassen —“

„Das nicht! —“ entgegnete Fernande rasch, aber sie schämte sich gleich und setzte zögernd hinzu: „Das habe ich wol auch gesagt, denn wie kann ich anders, wenn mein Großvater — doch, bei der entschiedenen Weigerung, ihn um Verzeihung zu bitten, kam es weiter nicht zur Sprache.“

„Du hattest einem Manne von Ehrgefühl auch eine zu tiefe Demüthigung angedroht!“ erwiderte Heerwald. „Die traurige Verwicklung schien sich nun anders gestaltet zu haben — und er hat wol auf die Nachricht von dem, was sich hier zugetragen, diese Zeilen an Dich geschrieben —“

„In einem solchen Augenblicke!“ sagte sie vorwurfsvoll. „Gott sei Dank, daß die Nachricht falsch war!“

„Wie ich ihn kennen gelernt habe, glaube ich nicht, daß er Dein Gefühl durch seine Worte verletzt haben wird,“ entgegnete Heerwald. — „Willst Du sie nicht wenigstens lesen?“

„Nein!“ erwiderte sie sanft mit niedergeschlagenen Augen. „Ich kann — ich darf es nicht. Nach Allem, was mir die Mama gesagt, hätte ich es auch nicht gedurft, wenn die traurige Nachricht eine Wahrheit gewesen wäre! Wie hätte ich dem Willen meines sterbenden Großvaters, den ich aus ihrem Munde erfahren, widersprechen können!“

Heerwald's Argwohn war nur zu begründet gewesen. — „Nun aber eine Willensänderung doch möglich ist,“ sagte er, „warum willst Du das Wort aufrichtiger Liebe, das vielleicht einen Ausweg zeigt, zurückstoßen?“

Fernande erglühte von Neuem, doch machte sie eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Da erbrach Heerwald das Billet — „hier, liebes Herz! gib Deine Zweifel auf und lies! Oder ich selbst lese den Brief — das sage ich Dir!“

„Lies ihn!“ sagte Fernande aufstehend, als wolle sie keinen Theil daran haben. Er durchflog den Inhalt, der ziemlich lang gefaßt war und wollte ihr eben eine Mittheilung machen, als seine Tochter eintrat. Ihrem Auge entging es nicht, daß er ein Blatt in die Tasche steckte und sie fragte rasch: „Mein Brief etwa?“

(Schluß folgt.)

Aus der Carrière Charles Kean's.

Selten wol ist das überschwengliche Glück eines Mannes so durch festen Willen, Klugheit und vortheilhafte Zufälle begünstigt worden, als das des englischen Schauspielers Charles Kean, der sich in der Gegenwart einen Nationaltruf erworben hat. Wir wollen unsern Lesern ein kurzes Resumé über diese interessante oft genannte Persönlichkeit nach dem Verfasser der „Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse“ geben.

Charles Kean wurde am 18. Januar 1811 zu Waterford (Irland) geboren. Sein Vater, damals selbst erst 23 Jahre alt, war der berühmte Tragöde Edmund Kean. Dieser, einer jener sittlich verkommenen Künstlergenies, wie sie jetzt zum Besten der Gesellschaft, aber auf Kosten der Kunst immer seltner werden, hatte bei Geburt seines Sohnes Charles wenig Ursache, diesen Zuwachs der Familie willkommen zu heißen. Er fungirte gerade damals in Waterford als das, was man in England einen „Schauspieler für Alles“ nennt und sah sich genöthigt, für ein Wochenhonorar von etwa 8 Thlr. Richard III. und Harlequin an einem und demselben Abende zu spielen, nachdem er bereits im Laufe des Tages Unterricht im Boxen, Fechten, Tanzen und Reiten ertheilt hatte. Erst drei Jahre später (1814) kam er nach London. In einem kümmerlichen Planwagen hielt er seinen Einzug; nach acht Tagen schon war er berühmt und auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden. Charles Kean wuchs in London unter den Augen seines Vaters heran und besuchte von 1824 bis 1827 die berühmte Schule zu Eton, wo er, jährlich 2000 Thlr. Pension zahlend, neben den Söhnen der englischen Aristokratie er-

zogen wurde. 1827 empfing er unerwartet einige Zeilen von seiner Mutter, die ihm in kurzen Worten die zerrüttete finanzielle Lage der Familie darlegte und ihn zurief. Edmund Kean war durch schlechte Wirthschaft dem Bankrott nahe gebracht. Moralisch und physisch ein Brak, so stand er mit 36 Jahren da. 1824 noch fähig, 2000 Thlr. Pension für seinen 13jährigen Sohn zu zahlen, war er 1827 wenig besser als ein Bettler. So waren die Verhältnisse, in die Charles Kean bei seiner Rückkehr von Eton eintrat. Als ein besonderes Glück mußte er das Anerbieten des Directors vom Drury-Lane-Theater ansehen, der, durch Rücksicht oder alte Freundschaft bestimmt, dem jungen Kean ein Officierspatent im Dienste der Ostindischen Compagnie offerirte. Charles Kean lehnte das Anerbieten ab; die hilflose Lage seiner kranken, schwer heimgesuchten Mutter, deren einzige Stütze er war, bestimmte ihn, in England zu bleiben.

In dieser Zeit pressendster Noth kam Hilfe. Der Director des Drury-Lane-Theaters hatte Differenzen mit dem älteren Kean gehabt und diesen Letzteren veranlaßt, unter Abbrechung seiner Beziehungen zum Drury-Lane-Theater, ein Engagement beim Covent-Garden-Theater zu suchen. Dieses Engagement erfolgte. Um diese Zeit war es, daß Mr. Price, der Pächter des Drury-Lane-Theaters, von dieser Lage erfuhr, in der sich der jüngere Kean befand und zugleich von der Absicht desselben hörte, wohl oder übel, zur Bühne zu gehen. Sein Entschluß war bald gefaßt; der ältere Kean war ihm entgangen, so galt es denn, es mit dem jüngeren zu versuchen. Es kam zu einem Engagement auf drei Jahre und dem 16jährigen Charles Kean, der nie die Breter betreten, nie ein Zeugniß seines Talentos abgelegt hatte, wurden ohnes Weiteres 12 Pfd. St. wöchentliche Gage, also über 600 Pfd. St. (4000 Thlr.) Jahresgehalt geboten. Am 1. October 1827 trat Charles Kean zum ersten Male auf, und zwar als Rowal in dem Home'schen Trauerspiel „Douglas“. Das Publicum, das aus doppelten Gründen ihm wohlwollte, einmal, weil er der Sohn seines berühmten Vaters war und dann wiederum, weil dieser berühmte Vater so unverantwortlich gegen ihn und die Seinen überhaupt gehandelt hatte, nahm ihn mit Beifall auf; die Zeitungskritik aber fiel anderen Tages in schonungsloser Weise über ihn her und verbat sich in ziemlich dünnen Worten das fernere Auftreten von „Schulknaben“. Charles Kean war auf's Tiefste niedergedrückt und erklärte dem Mr. Price, daß er (Kean) auf die Ansprüche, die ihm sein Contract gebe, gern Verzicht leiste, da er nicht wolle, daß Mr. Price seine freundliche Gesinnung mit allzu großen Opfern zu erkaufen habe. Mr. Price indeß lehnte dieses wohlgemeinte Anerbieten ab und Charles Kean fuhr fort, vor dem Londoner Publicum zu erscheinen. Die Presse blieb einig in ihrer Beurtheilung und Kean, unfähig, ihre Bitterkeiten länger zu ertragen, gab nach einem halben Jahre sein Engagement beim Drury-Lane-Theater auf und ging in die Provinzen. 1829 kehrte Charles Kean nach London zurück; die Kritik aber immer noch unerbittlich findend, gab er die Hauptstadt rasch wieder auf und versuchte abermals sein Glück auf den Provinzialbühnen; 1830 abermals ein Versuch in London. Diesmal drang er durch. Auch der Widerstand der Presse war jetzt gebrochen. Ermuthigt und gehoben, beschloß er einen Besuch in den Vereinigten Staaten. Sein

Empfang und seine Einnahmen waren glänzend. Er gastirte in allen großen Städten der Republik und kehrte erst 1833 nach London zurück. Hier begann er einen Cyclus von Vorstellungen am Covent-Garden-Theater. Aber der Geschmack des Publicums schien sich in drei Jahren verändert oder sein Interesse für den Künstler nachgelassen zu haben. Man tadelte viel und war selten hingerissen. Um diese Zeit war es auch, daß er seinen Vater noch einmal wieder sah und am 10. Mai, gemeinschaftlich mit ihm, vor dem londoner Publicum erschien. Es wurde „Brutus“ gegeben. Edmund Kean, nicht älter als 46 Jahre, war inzwischen völlig zusammengebrochen und betrat die Breter nur in der Hoffnung, daß ihm der Anblick eines vollen Hauses alle Lebensgeister auf einmal zurückgeben werde. Aber vergeblich. Die Flamme war im Erlöschen; er starb fast während des Spieles. Anderen Tages brachte man ihn nach Richmond, wo er am 15. Mai starb, nachdem es seinem Sohne noch geglückt war, eine völlige Versöhnung zwischen den beiden Aeltern zu Stande zu bringen.

Edmund Kean war zur Ruhe und das Gastspiel des Sohnes auf dem Covent-Garden-Theater hatte seinen Fortgang; man ließ ihn gelten, aber er war noch immer weitab davon, ein Liebling des Publicums zu sein. Der Schatzmeister des rivalisirenden Drury-Lane-Theaters trat in Unterhandlungen mit unserem Künstler. Seine Angebote waren aber viel zu gering und Charles Kean erwiderte, daß er nicht eher wieder in London auftreten werde, als bis ihm von der einen oder andern Theater-Direction 50 Pfd. St. (330 Thlr.) per Abend bewilligt würden. Mr. Dunn, der Schatzmeister, erwiderte lächelnd: „Da wird London muthmaßlich lange auf das Vergnügen Verzicht leisten müssen, Sie wiederzusehen.“ Charles Kean replicirte: „Wer weiß.“ So trennte man sich, übrigens in bestem Einvernehmen.

Ein neuer Zug in die Provinzen begann; alle drei Königreiche wurden bereist. Fast fünf Jahre dauerten diese Provinzialengagements, die ihm die enorme Summe von zusammen 20,000 Pfd. St. eintrugen.

1838 kehrte Charles Kean nach London zurück. Am Tage nach seiner Ankunft fuhr er in eigner glänzender Equipage vor dem Drury-Lane-Theater vor, um dem Schatzmeister Mr. Dunn seine Antrittsvisite zu machen. In seinem Notizbuche führte er bereits einen Contract mit sich, der da lautete: „Mr. Charles Kean verpflichtet sich für die Dauer von drei Monaten zu 40 Vorstellungen im Drury-Lane-Theater und empfängt per Abend 50 Pfd. St. Spielhonorar.“ Nur die Namensunterschrift Mr. Dunns fehlte noch. In zehn Minuten war man einig und Kean überreichte lachend den im Voraus geschriebenen Contract, der seine Bedingungen enthielt.

Der erst 27jährige Kean war nun eine fest etablierte Größe. 1842 folgte seine Vermählung mit Miss Ellen Tree vom Haymarket-Theater, einem entschiedenen Lieblinge des londoner Publicums. Unmittelbar nach der Hochzeit trat das junge Paar, an dem die ganze Stadt den regsten Antheil nahm, in einem oft wiederholten Lustspiele auf, das den Titel führte: „Die Mitterwochen“. So brachten sie ihre eignen Mitterwochen hin, unter dem Jubel und Beifall des Publicums.

Nun folgten wieder Kunstreifen über den Ocean, das erste

Mal nach Havannah, das andere Mal nach Boston und Neu-York; 1850 endlich trat er als Director an die Spitze des Prinzess-Theaters, das bis dahin ein bloßes Nichts gewesen war und nun plötzlich zur fashionablen Bühne par excellence wurde. Charles Kean empfing die mannigfachen Huldweise von Seiten des Hofes. Die Königin nahm eine Loge in seinem Theater und ernannte ihn zum Intendanten und leitenden Director für jene Privat-Vorstellungen, die damals angingen, in Windsor-Castle gegeben zu werden. Am Prinzess-Theater begann nun, unter Mitwirkung von Mrs. Kean, seine aufreibende, aber in jeder Beziehung mit Erfolg gekrönte Doppelthätigkeit als Director und erster Acteur. Am entschiedensten zeigte er sein dirigirendes Talent als „Director von Ihrer Majestät Privat-Theater“. Dieses ist ein ganz besonderes Amt, das er bekleidet und völlig unabhängig von der Leitung seines Theaters, des Prinzess-Theaters. Die Königin nämlich, wenn sie in Windsor residirt, wünscht von Zeit zu Zeit dieses oder jenes Stück, alt oder modern, in Windsor-Castle aufgeführt zu sehen und erläßt in solchen Fällen eine entsprechende Ordre an Charles Kean. Dieser geht alsdann an's Werk und recrutirt die Truppe, mit deren Hilfe er dem königlichen Befehle nachzukommen vor hat, nicht bloß aus Mitgliedern des Prinzess-Theaters, sondern unter Heranziehung aller Künstlerkräfte, die die londoner Theater überhaupt besigen. Er tritt dann an die Spitze einer derartig gemischten Gesellschaft und wenn es bekanntlich schwer hält, eine eigene Truppe in Ordnung zu halten, so mag man sich vorstellen, wie viel Gewandtheit, Menschenkenntniß und Autorität dazu gehört, einen solchen „Confluxus unabhängiger Künstler“ zu dirigiren.

β.

Ernst Renan.

(Mit Stahlstich.)

Es ist eine im Laufe der Geschichte der Menschheit sich wiederholende Thatfache, daß Kämpfe und Kämpfe in den Gebieten kirchlicher Wissenschaft theils Vorboten von großen Kriegen und politischen Umgestaltungen sind, theils mit ihnen fast gleichzeitig in das Reich der Erscheinung treten. Und so bewegt und beherrscht auch jetzt die Gemüther, wenn auch augenblicklich durch den blutigen Ernst des Krieges und seiner noch unenthüllten Folgen in den Hintergrund gedrängt, gar mächtig das neu-erwachte Ringen sich entgegenstehender Glaubenssäfte des historischen Christenthums. Nachdem schon im Anfange der dreißiger Jahre Strauß durch sein berühmtes, strengwissenschaftliches Werk „Das Leben Jesu“ dem überlieferten Dogma den Fehdehandschuh hingeworfen und seine Bahnen mehr und minder Begabte nach ihm wandelten, hat drüben jenseits des Rheines ein Mann wiederum mit lähner Hand den Streit aufgenommen und der civilisirten Welt in seinem „Leben Jesu“ und seinen „Aposteln“ populärwissenschaftliche Werke gegeben, die, in alle moderne Cultur Sprachen übersetzt, wahrhaft bewältigend eingriffen in das innerste Sein des Menschen. Dieser Mann ist Ernst Renan, dessen bisheriges Leben und Wirken das Nachfolgende in kurzen Zügen zu schildern versuchen will.

Joseph Ernst Renan wurde zu Tréguier (Côtes du Nord) in der Bretagne am 27. Februar 1823 geboren. Seine Aeltern, fromme einfache Leute, bestimmten ihn für den geistlichen Stand und schickten ihn deshalb schon in früher Jugend nach Paris. Dasselbst entwickelten sich seine Anlagen so schnell und glücklich, daß er nach Absolvierung seiner klassischen Studien in das Seminar Saint-Sulpice aufgenommen wurde, wo er sich der Theologie widmen sollte. Hier fesselten seinen stets auf das Positive gerichteten Geist vorzüglich die orientalischen Sprachen; mit Feuereifer betrieb er Hebräisch, Arabisch und Syrisch und bald begann er auch sich in die philosophischen Systeme zu vertiefen. Diese ernstesten Studien offenbarten ihm, daß er zum Priester nicht bestimmt sei; er beschloß deshalb, obwohl er schon die Tonjur und die vier niederen Weihen empfangen hatte, sich nicht ordiniren zu lassen; sein Geist wollte sich nicht in Fesseln schlagen lassen, vermochte nicht die Freiheit der Forschung aufzugeben. Er trat aus dem Seminar aus und erhielt durch die Fürsprache von Duponloup (jetzt Bischof von Orleans), dem damaligen Director des Seminars, die Stelle eines Studienpräfects am Collège Stanislas, welches damals von Pater Gratry geleitet wurde.

Doch auch in dieser Stellung verblieb er nicht lange, es drängte den rastlosen Geist zur akademischen Laufbahn, er bereitete sich bei drückendster Armuth und Entbehrungen aller Art zur Licentiatenwürde und zum Doctorate vor. Die Frucht seines Fleißes blieb nicht aus; im Jahre 1847 errang er den Volney'schen Preis, den das Institut auf die beste Behandlung eines Themas über die semitischen Sprachen ausgesetzt hatte. Sein wissenschaftlicher Ruf war dadurch entschieden. Im Jahre 1848 gab er ein Journal „Liberté de penser“ (Die Gedankenfreiheit) heraus, in welchem er seit 1850 seine kritischen Vorstudien zum „Leben Jesu“ veröffentlichte. Eine zweite Arbeit „Ueber das Studium der griechischen Sprache während des Mittelalters“, wiederum mit dem Preise gekrönt, trug ihm eine erwünschte wissenschaftliche Mission nach Italien ein. Er benutzte dieselbe, um Material über den arabischen Philosophen Averroës zu sammeln. 1850 wurde er der Abtheilung für Manuscripte in der Nationalbibliothek zugetheilt und sechs Jahre später an Augustin Thierry's Stelle zum Mitgliede der Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften ernannt.

Zahlreiche Artikel, die sich sämmtlich durch glänzenden Styl und Schärfe der Dialektik auszeichnen, lieferte Renan auch in diesen Jahren in das Journal des Débats, in die Revue des deux Mondes und in das Journal de l'instruction publique, deren hervorragendste unter dem Titel „Etudes d'histoire religieuse“ 1857 als selbständiges Buch herausgegeben wurden. Unter seinen damaligen Werken verdienen noch der Erwähnung: „De l'origine du langage“, eine französische Uebersetzung des Buches Hiob nebst Studie über Alter und Charakter des Gedichts, seine „Essais de morale et de critique“ und seine mit kritischen Studien verbundene Uebersetzung des „Hohenliedes“.

Ein für seinen Entwicklungsgang höchwichtiges Ereigniß war eine Reise nach Palästina, die er im Jahre 1860 in Begleitung seiner Schwester Henriette im Auftrage der französischen Regierung unternahm, um in Syrien phönizische Alterthümer zu erforschen. Diese Reise bot ihm ersehnte Gelegenheit, durch



Nach einer Photographie

Stich v. Drost u. Kopp, Leipzig

L. Reichenow

Verlag des Pöschel'schen Buchh.

eigen
lerne
Sch
erlag

Colla
weld
sollte
statf
fom
durd
Säb
Men
unge
selbe
nach
Sch
nupt
Jesu
gang
befa
„Mel
„Die
Jah
das
auch
zend
schli

U d
hat
eine
Urz
Leit
reich
hat
gest
hat
Wä
die
äbe
Ih
heit
Dä
wo
gest
den
We
gest
an
Lej

eigene Anschauung die Orte, in denen Jesus lebte, kennen zu lernen. Leider verlor Renan auf dieser Reise seine geliebte Schwester, welche in Byblos im Libanon einem Fieberanfall erlag.

Nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande eröffnete er am Collège de France seine Vorlesungen über die hebräische Sprache, welche für seine akademische Wirksamkeit verhängnißvoll werden sollten. Schon ehe Renan den Saal betrat, rief, pfiß und klatschte man im wüsten Chaos, das ihn nur schwer zum Sprechen kommen ließ; endlich dringt sein tapferer, begeisterter Vortrag durch. Er vergleicht die weltliche Macht des Papstes und den Säbel des Islamismus, — er nennt Christus einen „göttlichen Menschen“. Die Aufregung, die dieser Vorlesung folgte, war ungeheuer, gleich einer Revolution, so daß die Fortsetzung derselben verboten wurde. Der Lärm im Quartier Latin legte sich nach und nach wieder und Renan, der sich inzwischen mit der Schwester des Malers Heinrich Schaffer verheirathet hatte, benutzte die ihm vom Ministerium victirte Muse, sein „Leben Jesu“, welches die Aufregung aus den Hörsälen von Paris durch ganz Europa trug, für den Druck vorzubereiten. Es erschien bekanntlich im Jahre 1863, als erster Theil des großen Werkes „Ueber die Anfänge des Christenthums“, dessen zweiter Theil, „Die Apostel“, mit fiebrhafter Ungeduld erwartet, in diesem Jahre veröffentlicht wurde. Eigentlich philosophisch Neues bietet das berühmte Werk den Deutschen nicht, aber trotzdem konnte sich auch der deutsche Leser dem Eindruke, den die fühne und glänzende Behandlungsweise Renans in ihm hervorrief, nicht verschließen.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Die Tochter des Kain. Dichtung von Adolf Böttger. Troppau, Verlag von H. Kold. Adolf Böttger hat sich in der vorliegenden Dichtung eine ebenso schwierige, als eine des höchsten Genius würdige Aufgabe gestellt; denn jene Urzustände der Menschheit, in denen die primitive Gewalt der Leidenschaft ungehemmt herrschte, bieten dem Dichter umfangreichste Gelegenheit, die Kraft seines Talentcs zu proben. Böttger hat zum Theil, besonders in der Schilderung der Hölle, die sich gestellte hohe Aufgabe gut gelöst, Phantasie, das „Götterweib“ hat seine Feder geführt, durch das ganze Gedicht pulst sinnliche Wärme, aber das Gigantische, Urbildliche fehlt seinen Gestalten, die moderne Cultur drängt sich, die Situationen ablassend, fast überall durch. Die Fabel des Gedichtes ist sehr glücklich gewählt: Thamar, die schöne Tochter des Kain, widersteht durch die Reinheit ihrer Seele den Versuchungen des Jepar Horra's, des Dämons der Begierde, der, wenn er das holde Erdenkind gewonnen, ein Jahr in der Hölle die Herrschaft zum Preise dafür geführt hätte. Der Lohn Thamars ist die Verbindung mit Japhet, dem schönen Sohne Abels, wodurch zugleich in sinnig poetischer Weise die Blutschuld des Vaters durch die Tugend der Tochter gesühnt wird. Außerordentlich formgewandt ist die Zueignung an Theodor Apel, deren Schlußstrophen, da sie zugleich auch den Leser im Auge haben, hier ihre Stelle finden mögen:

Wer auf der Höhe nicht steht, nicht kennt er die Tiefe der Gründe,
Und der geblendete Blick sieht ein verändertes Bild:
Darum zieht sich die Muse zurück aus den Wirren des Tages,
Flüchtet in's heilige Land ältesten Menschengeschlechts.
Sündiger Engel Verkehr mit den lieblichen Töchtern der Erde
Neu zu beleben im Lieb, zog mich verwegener Trieb.
Nimm den gewagten Versuch, „die erdichtete Tochter des Kain“,
Gönne dem geistigen Kind freundlich befreundeten Schutz.
Schüttelst Du lächelnd das Haupt, als scheine Dir Manches nicht
glaubbar:

Sei Dir ein Spiegel das Lieb idealischer Welt.

Die Schule der Holzschnidekunst. Geschichte, Technik und Aesthetik der Holzschnidekunst von Dr. Max Schasler. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1866. Unter allen bildenden und vervielfältigenden Künsten hat keine in unsern Tagen einen so integrirenden und fördernden Einfluß auf das Culturleben ausgeübt, als die des Holzschnittes, der bereits im Anfange des 12. Jahrhunderts erfunden, im Mittelalter gepflegt und gehegt, dann von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, bis wohin er im kümmerlichen Dasein vegetirt hatte, sich bis heute immer froher und stolzer entwickelte. Die moderne Illustration ist ein wesentliches Bildungselement geworden, sie hat sich der strengen, wie der schönen Wissenschaft, der Politik, dem Humor, fast allen geistigen Gebieten dienstbar gemacht. Es war daher wol höchst verdienstvoll, wenn ein Kunsthistoriker, wie Max Schasler, es unternahm, eine Geschichte der Kunst zu schreiben, welcher jeder Gebildete so viel Dank schuldet. Das mit künstlerischen, das Verständniß erleichternden Illustrationen geschmückte Werk verdient um so allgemeinere Verbreitung, je mehr es bei aller Knappheit der Form dennoch die gegebene Materie eingehend und umfassend behandelt und in gleicher Weise den Techniker von Fach, wie den für Illustrationen componirenden Künstler und den Dilettanten und Kunstfreund befriedigen und anregend unterrichten wird.

Die handschriftlichen Aufzeichnungen von Lucas de Heere über die flämischen Künstler, welche kürzlich in Holland wieder aufgefunden worden, sollen von der Gesellschaft der Bibliophilen zu Gent veröffentlicht werden.

Bei Kossberg in Leipzig ist nach einer neuen Methode von Bernhard Blanchard eine „Französische Conversationsgrammatik“ erschienen. Dieselbe wird sich allen, die französische Sprache Lernenden durch ihre neue, höchst practische Lehrweise als sehr brauchbar erweisen. Als vorzüglich gelungen stellt sich in ihr die Behandlung der Für- und Zeitwörter heraus.

Edward Bulwer Lytton ist nunmehr als Baron Lytton of Knebworth zur Peerswürde erhoben worden. Den Namen Lytton legte er sich im Jahre 1844 bei, nach seiner Mutter, von welcher auch der fürstliche Landsitz Knebworth in Hertfordshire herrührt. Der Sohn und Erbe des berühmten Novellisten aus einer sehr unglücklichen Ehe mit einer Xanthippe, die den eigenen Gatten und dessen ganze Verwandtschaft verführte, ist Edward Robert Bulwer Lytton, geb. 1831, ein junger Diplomat, der unter dem Namen Owen Meredith schon mehre Gedichte veröffentlicht hat; auch des Vaters Bruder Henry ist bekanntlich Schriftsteller.

Heinrich von Treitschke ist, nach dem er seine Professur in Freiburg freiwillig aufgegeben hatte, eine Professur der Staats-

wissenschaften an der Universität Berlin angetragen worden, welchem Rufe er Folge leisten wird. Zugleich hat Treitschke die Redaction der „Preussischen Jahrbücher“ übernommen.

Dr. Eugen Labes, der geschätzte Verfasser von „Tannengrün und Edelweiß“, hat sich durch die so eben edirte Anthologie „Charakterbilder der deutschen Literatur, nach Vilmar's Literaturgeschichte geordnet“, ein großes pädagogisch-literarisches Verdienst erworben. Die Dichtungen aus unserer ersten classischen Periode sind trefflich in neudeutsche Sprache übertragen.

In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin verkündete der Secretair, Professor Moritz Haupt, die für das Jahr 1869 bestimmte historische Preisaufgabe: „Uebersicht der bisherigen Ergebnisse der Geographie des deutschen Reiches bis auf die Zeit Kaiser Heinrich V.“

Das asiatische Departement des russischen Ministeriums des Auswärtigen bereitet die Herausgabe eines neuen Journals unter dem Titel „Asiatisches Archiv“ vor. Es sollen in diesem Journale alle des Druckes würdige Artikel enthalten sein, welche von russischen, in Asien stationirten Beamten einlaufen und zur Charakteristik der dortigen Gegenden beitragen.

Die londoner medicinische Facultät hat einen ihrer berühmtesten Specialisten verloren, dessen Ruf weit über Englands Grenzen hinausreicht: Den Ohrenarzt Toynebee. Man fand ihn in seinem Studirzimmer in Folge von eingeathmetem Chloroform, mit dem er in der letzten Zeit ununterbrochen Experimente an sich selber angestellt hatte, entseelt. Kurz zuvor hatte er Patienten empfangen; neben ihm lagen wissenschaftliche Notizen, die er eben zu Papier gebracht hatte. Von einem Selbstmorde scheint daher keine Rede zu sein; indessen dürfte der Verdacht eines solchen dennoch zu einem Proceß zwischen den Erben und einer Versicherungsgesellschaft Anlaß geben, bei welcher Toynebee sein Leben für 12,000 Pfd. St. assicurirt hat, deren Statuten aber bei Selbstmord die Zahlungsverpflichtung aufheben.

Theater und Musik. In der evangelischen Kirche zu Ems fand kürzlich die Trauung der bekannten früheren berliner Hofschauspielerin, Frau Auguste Formes, geb. Arens, mit dem zum Chef des Generalstabes des Großherzogthums Finnland ernannten russischen Obersten und kaiserlichen Flügeladjutanten, Wilhelm von Weymann, statt.

Am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin fahren Pauline Ulrich und Karl Sontag fort, das überaus zahlreich versammelte Publicum zu elektrisiren; vor Allem gefielen sie als „Adelheid“ und als „Volg“ in den „Journalisten“. Theodor Wachtel sang zum Besten der Verwundeten vor fast überfülltem Hause den „Chapellou“ im „Postillon von Lonjumeau“. Neben ihm errang sich Frau Brenner, vom Stadttheater zu Breslau, als „Madelaine“ wohlverdienten Beifall.

Der Gymnasiallehrer Dr. Lindner, der erst jüngst mit der Tragödie „Brutus und Collatinus“ in die Reihe der dramatischen Dichter getreten, hat ein neues historisches Schauspiel „Stauf und Welf“ verfaßt, welches in Karlsruhe, Mannheim und Weimar zur Aufführung vorbereitet wird.

Die Ausstattung der Sensationskomödie „Prinzessin Hirschkuh“ kostet Director Strampfer in Wien 40,000 Gulden, die,

der in Paris gegebenen, nach „Aschenbrödel“ bearbeiteten Fäerie, 156,100 Franken!! Wohin wird dieser unsinnige, geschmackverwildernde Luxus für triviale Nachwerke noch führen?

Das czechische Theater in Prag ist geschlossen und seine Mitglieder entlassen worden; im deutschen Landestheater wird dagegen fortgespielt. Von der preussischen Besatzung haben den Theater-Besuch täglich 100 Mann gratis. Die Loge des Kaisers Ferdinand und die der nicht anwesenden Abonnenten werden von den preussischen Stabsoffizieren benutzt. Fr. Stein vom Stadttheater zu Breslau gastirt mit vielem Glücke.

Director Wallner in Berlin hat seine Bühne auf vierzehn Tage geschlossen; während derselben erhalten die Mitglieder seines Theaters nur halbe Gagen.

Sophie Stehle, die Prima-Donna des k. Hoftheaters zu München, welche sich mit großem Eifer bei dem patriotischen Hilfsverein von Frauen und Jungfrauen betheiligte, ist bei diesem Anlasse ernstlich erkrankt.

Das k. k. Hofoperntheater zu Wien ist mit einer sehr gelungenen Vorstellung des „Freischütz“ wieder eröffnet worden. Der Tenorist Nachbauer vom Hoftheater zu Darmstadt fand bei seinem Gastspiele reiche Anerkennung.

Für Julie Kettich ist am k. k. Hofburgtheater zu Wien Fr. Schweigert vom 1. September an engagirt worden.

In einem Concerte in den Champs-Élysées zu Paris ist ein vom Könige von Bayern componirter Walzer als Novität aufgeführt worden.

August Langert hat wieder eine neue Oper vollendet, welche unter dem Titel „Die Fabier“ im Herbst auf dem Hoftheater zu Coburg zuerst in Scene gehen soll.

In Italien sind die meisten Bühnen geschlossen und viele der Sänger und Sängerinnen befinden sich in trauriger Lage.

Im Theater lyrique zu Paris wird in der nächsten Saison, die vier neue französische Opern und eine neue italienische Oper zu bringen verspricht, „Lohengrin“ von Richard Wagner zum ersten Male aufgeführt werden.

Herr Bey von der k. Oper zu Berlin hat sein beifallreiches Gastspiel auf dem leipziger Stadttheater als „Hans Heiling“ in Marschners gleichnamiger Oper beschloßen. Fr. Blaczel, vom Stadttheater zu Würzburg, ist als erste Sängerin engagirt worden, und hat sich rasch durch Schönheit des Tones und Tiefe des Vortrags die allgemeine Sympathie erworben.

Bildende Künste. Von den Colossalstatuen, welche die Festungsthore Antwerpens zu schmücken bestimmt sind, haben die mit der Ausführung betrauten Künstler Bauré und Cattier die zwei ersten im Modell vollendet. Es sind die Figuren des Bo-duognatus, Heerführers der Eburonen, und des belgischen Helden Ambiarix.

Die vor einigen Jahren begründete städtische Gemäldegalerie in Düsseldorf, welche bis jetzt 27 Bilder zählt, ist in einem Saale der dortigen Lonhalle aufgestellt worden.

In London erregt ein großes Landschaftsbild aus den Felsengebirgen Nordamerica's von Albert Beierstadt Aufsehen. Der Künstler ist 1836 in Deutschland geboren und als Knabe mit

seinen Aeltern nach America gegangen. Später studirte er in Düsseldorf unter Lessing und Achenbach.

Der k. preussische Cultusminister hat genehmigt, daß nach Abzug der baaren Auslagen die Einnahme der diesjährigen, am 2. September zu Berlin zu eröffnenden, großen Kunstausstellung der Akademie zum Besten der verwundeten Krieger, sowie ihrer Hinterbliebenen verwendet werde.

Der Bildhauer Préault zu Paris hat das Portrait-Medaillon des berühmten polnischen Dichters Adam Mickiewicz vollendet, welches in das granitne Grabdenkmal des Dichters eingefügt werden soll. Der Kopf ist schön, das Auge dem Himmel zugewendet, während der melancholische Ausdruck des Gesichts an die Schmerzen seiner irdischen Laufbahn erinnert. Um die Stirn ist ein Lorbeerkranz gewunden.

Die neuen Loggien im zweiten Stockwerke des Vaticanus zu Rom, welche vor längerer Zeit die Künstler Montavoni, Consoni und Galli mit Fresken auszumalen begonnen, sind nun vollendet. Sie haben sich jedoch nicht vielen Beifalls zu erfreuen; die Nähe der Meisterwerke Rafael's ist ihnen nicht günstig.

Der Ausstellungs-Cyklus des Thüringer Kunstvereins ist in Folge des Krieges schon jetzt geschlossen worden.

Der Fonds für das in Leipzig zu errichtete Leibniz-Denkmal erreichte am Schlusse des Jahres 1865 bereits die ansehnliche Höhe von 8083 Thalern.

Dr. D. L.—I.

Modenbericht.

Obgleich sich die kurzen Kleider über längeren Unterröcken wol nur langsam einbürgern werden, da man sich natürlich erst nach und nach an das Aufgeben der lange getragenen Schleppe gewöhnt, sind doch die in die Höhe gerafften Röcke für den Augenblick vorherrschend und man sieht auf jeder Promenade unsere distinguirte Damenwelt in entweder wirklich aufgerafften Kleidern oder doch solchen, wo die Verzierung so arrangirt ist, daß sie diesen Eindruck hervorbringt. Die elegantesten Anzüge zu Gesellschafts- oder sonstigen eleganten Toiletten sind Kleider aus blaßblauem, lila oder hellgrünem Grosgrain, mit einer feinen Stickerei aus weißer Seide und weißen Perlen verziert. Diese Stickerei beschreibt unten lauter Zacken um den Rock und der untere Theil desselben, welcher den Unterrock vorstellt, ist ganz mit Halbmonden, Sternen, Bienen oder Puncten aus weißer Seidenstickerei bedeckt und endigt unten in einer gestickten Nachahmung eines Guipure-Einsazes. Hierauf steigt die Stickerei tunicaförmig am Rocke in die Höhe, während an jeder Seite des Vorderblattes ein gesticktes Schärpenende mit weißen Perlenfransen angebracht ist. Die Taillen dieser Kleider sind vorn laßförmig gestickt, die Ärmel sind sehr lang, eng und mit gestickten Aufschlägen versehen. Den originellsten Effect bringt diese reiche weiße Stickerei auf schwarzseidenen Kleidern hervor, die man fast noch mehr sieht als die hellseidenen, die auch häufig mit schwarzer Seide gestickt werden.

Wir erwähnten kürzlich der neuen Art, die Schleppen der

Röcke mittelst einer glatten Taffetschärpe aufzuraffen; diese Mode hat sich weiter verbreitet und nur in sofern verändert, als die Schärpen hierzu nicht mehr ganz glatt gewählt, sondern mit Fransen, Stickereien, Spitzen und dergleichen verziert werden. Wir sahen zum Beispiel einen sehr hübschen und practischen Anzug aus sogenanntem ägyptischen Tuch, einem sehr eleganten neuen Stoff aus Seide und Wolle, der sich völlig weich anfühlt und sich durch Dauerhaftigkeit auszeichnet. Man hat diesen Stoff über und über mit weißen oder schwarzen Puncten besäet, während der Grund größtentheils blau, maisgelb, perlgrau oder violett ist. Der hier besprochene Anzug bestand aus violettem Stoffe mit weißen Puncten; Unterrock, Kleid und Paletot bestanden aus demselben Zeug und der Unterrock war mit drei violetten Taffestreifen besetzt, der Rock dagegen ganz glatt und hinten mit einer violetten Taffetschärpe aufgenommen, deren Enden mit weißen Puncten gestickt und mit weißen Fransen garnirt waren. Der kurze Paletot war rings mit drei schmalen violetten Taffestreifen und außerdem noch mit einer violetten Federfranse benäht — die Knöpfe waren ganz glatt, sehr groß und rund aus Perlmutter geschnitten.

Einer der reizendsten Kleiderstoffe, die man jetzt sehen kann, ist der Poil de Chèvre in seiner neuesten Vervollkommnung; wir sahen neulich ein Stück dieses Stoffes, welches zur Weltausstellung des künftigen Jahres bestimmt ist und aus weißem Grund mit einem Muster von Stiefmütterchen besteht, von denen jedes wie ein Miniaturgemälde aussieht.

Die viereckigen Neapolitanerhüte, welche wir früher bloß der Curiosität halber erwähnten, haben sich gegenwärtig wirklich ganz eingebürgert bei der eleganten Damenwelt; man trägt sie aus Füll, Spitzen und Stroh, mit Blumen und Perlen verziert, und die schmalen, häufig mit Spitzen besetzten Bindebänder werden hinten unter dem Chignon gebunden; bei einer vornehmen Hochzeit in Paris war kürzlich die gesammte Hochzeitsgesellschaft mit solchen eigenthümlichen Hüten angethan.

Modenblatt No. 38. (824.)

(Originalbilder des Monsieur de la Mode.)

1) Toilette zum Landaufenthalt und zur Brunnenpromenade. Schifferhut aus florentiner Stroh, mit einer violetten Sammettschleife und einer weißen Feder garnirt.

Anzug aus Linos, sogenanntem Moosstoff, mit weißem Grund und grauen brodirten Puncten. Der Ueberwurf hat die Form eines runden Kragens, der an den Seiten länger ist als hinten und vorn, so daß dadurch eine Art weiter Ärmel gebildet wird. Der Kragen ist mit platt aufgesetzten, wellenförmigen violetten Taffestreifen benäht und hinten mit einer Schleife aus Linos versehen, die violett eingefast und deren beide lange Enden mit weißen und violetten Seidenfransen verziert sind. Die gleiche Verzierung haben auch die von den Schultern herabfallenden beiden Enden.

Der kurze Rock ist rings mit einem wellenförmigen Taffestreifen besetzt garnirt, der an den Seiten etwas in die Höhe steigt, von

wo aus dann zwei Enden gleich denen an den Schultern herabfallen. Der Unterrock aus demselben Stoff ist mit einem handbreiten, ausgezackten, violetten Taffetstreifen umgeben. Hierzu hohe schwarze Stiefeletten aus Ziegenleder und ein Spazierstöckchen.

2) Promenadentouillette. Tyrcishut aus weißem Tüll, mit einem Kranz von grünen Blumen umgeben. Weiße Bindebänder. Kleid aus grünem Taffet, Form Impératrice, mit viereckig ausgeschnittener Taille, deren glatte Schöße vorn in zwei spitzen Schnepfen auf dem Rock auseinandergehen und hinten in noch längeren Spitzen auslaufen. An den Seiten sind die Schöße gespalten und mit weißen Seidenschnüren kreuzweis verbunden. Hohe Chemisette und Aermel aus weißem Musselin mit Verzierung von grünen Taffetstreifen und einer Schleife von Seidenschnur auf den Schultern. Der Rock des Kleides ist ganz glatt. Sonnenschirm aus grünem Taffet mit weißen Moosfransen.

3) Anzug für ein kleines Mädchen. Toquet aus weißem Kofhaargeflecht mit Einsatz von rothem Sammet und Stahlknöpfen; an der Seite eine rothe Aigrette. Griechisches Leibchen aus rothem Kaschmir mit Besatz von schwarzen Litzen und Stahlknöpfen; an den Hüften sind Taschen angebracht.

Das Kleidchen besteht aus weißem Musselin, hat eine hohe Taille und kurze Puffärmel; um die Taille läuft ein Gürtel, der vorn durch eine Schnalle zusammengehalten wird. Der Rock ist rings durch große Zaden von schmalen Falten verziert und unten mit einem ziemlich breiten Bolant garnirt.

Fenilleton.

Ehrlichkeit währt doch am längsten. Vor zwei Jahren hatte Lord S., welcher einen Theil des Jahres in seinem Hause in Soha-square zu London und den übrigen Theil des Jahres auf seinem prächtigen Schlosse in Suffex wohnt, mehre Freunde zur Jagdzeit zu sich eingeladen. Die ersten Tage nach Eröffnung der Jagd waren prächtig, Wild gab es in Hülle und Fülle, und die Gentlemen sahen eines Abends seelenvergnügt beim Abendessen in der weiten Halle des Schlosses, der Claret und Portwein flossen in Strömen, man hörte ein Hurrah nach dem andern für „Old-England“, als dem Lord gemeldet wurde, einer seiner Pächter wünsche ihn zu sprechen.

— Er mag eintreten, sagte der Sportsman in bester Laune.

Der brave Mann erschien bald mit ganz verfürtem Gesichte und in großer Aufregung.

— Guter Gott, was ist Ihnen denn zugestoßen? fragte Lord S. überrascht.

— Ach, Mylord, Sie, Ihre Freunde und Ihre Hunde haben auf meinen Feldern bei der Jagd großen Schaden angerichtet, der gar nicht wieder gut zu machen ist.

— Gar nicht wieder gut zu machen! Gehen Sie doch! Wie hoch schätzen Sie Ihren Schaden, lieber Freund?

— Ach, auf etwa . . . auf fünfundzwanzig Pfund Sterling, Mylord, entgegnete der Pächter nach einigem Nachdenken.

— Nun, so bezahlen Sie mir das nächste Mal fünfundzwanzig

Pfund weniger Pacht. Jetzt sprechen wir aber nicht weiter davon, und hier trinken Sie dieses Glas Claret auf meine Gesundheit.

Der Pächter goß ganz erfreut über die gute Aufnahme seiner Klage das Glas Wein auf einen Zug hinunter und entfernte sich mit merklich aufgeheiteter Miene.

Vor einiger Zeit kam nun derselbe Pächter wieder, seinen Grundherrschaft in London aufzusuchen. Er wurde sofort bei Lord S. vorgelassen, während dieser ihm zurief:

— Was in aller Welt führt Sie heute hierher zu mir, mein Freund? Ich glaube, Sie kommen zum ersten Male herein nach London, aber diesmal können Sie wol unmöglich wieder Entschädigung von mir zu fordern haben, denn ich bin jetzt seit beinahe zwei Jahren nicht nach Suffex gekommen.

— O nein, Mylord, ganz im Gegentheil, erwiderte der Pächter. Ich verheirathe meine Tochter mit einem braven Burschen aus Shaffbury und komme, um Ihnen dies anzuzeigen. Dann bringe ich in diesem Korbe einen fetten Kapaun und dieses Papier.

— Einen Kapaun und ein Papier? fragte Lord S. ganz erstaunt.

— Nun ja. Den Kapaun hat meine Frau für Ew. Herrlichkeit gemästet und das Papier enthält fünf Banknoten zu fünf Pfund Sterling, welche ich Ihnen schuldig bin. Als ich damals um die fünfundzwanzig Pfund Entschädigung bei Ew. Gnaden einkam, war ich überzeugt, daß meine Felder großen Schaden erlitten hätten, aber die Ernte war so gut, als ob gar nichts passiert wäre, sogar besser als das Jahr vorher. Da überlegte ich mir denn, daß diese fünfundzwanzig Pfund nicht mir zukämen, sondern Ew. Gnaden, und dachte, ich müsse das Geld dem wiedergeben, dem es gehört.

— Das war sehr brav von Ihnen gedacht, mein Freund, und soll Ihr Schaden nicht sein. Warten Sie einmal! sagte Lord S., stand auf, ging an seinen Schreibtisch und nahm noch fünf andere Fünfpfundnoten heraus, die er zu den ersten legte. Hier schickte ich Ihrer Tochter ein Hochzeitsgeschenk, was sie wol nicht zurückweisen wird. Ueberdies will ich selbst ihrer Hochzeit beiwohnen und ihr erster Trauzeuge sein, wenn Ihnen dies so recht ist, und natürlich richte ich dann auch die Hochzeit auf meine Kosten aus. Den Kapaun aber nehme ich mit vielem Danke an.

Der Landmann war ganz außer Fassung gerathen, die Freudenthränen rollten an seinen braunen Wangen herab und er konnte kaum an so viel Glück auf einmal glauben.

Alles geschah so, wie Lord S. gesagt; er ging acht Tage darauf nach Shaffbury zur Hochzeitsfeier, und die Ehre, welche er damit seinem Pächter erwies, wird noch lange das Gespräch der ganzen Gegend bilden. —r.

Der König Georg IV. von England erzählte in den letzten Jahren seines Lebens oft, daß er persönlich bei dem entscheidenden Angriffe auf die Franzosen bei Waterloo an der Spitze der Truppen gestanden habe und verlief sich dabei auf das Zeugniß des eisernen Herzogs. Die Antwort, welche der Herzog Wellington dann jedesmal gab, war wirklich musterhaft, denn er sagte stets: „Ich habe Ew. Majestät oft davon sprechen hören!“

Eine kleine Vergesslichkeit. Eine Tänzerin, welche sich stets einbildete, sie sei die gefährlichste Nebenbuhlerin von Fanny Elßler, meinte, sie habe nun in Europa genug Lorbeeren gesammelt



Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.

und
vafin
Ruh
Um
nahm
mit.
recht
wun
Zehn
ment
gefch

fic
fiast
davo
Hötel

Aufre
fahre

jöger

Kuge
die P

mir

wurd

Ofhle
Lond
flemen

welche

stein,
ein tr
dadur
von
auf ei
gehe

H
täglich
der
Parife

ja, ich

gar ni

und müße suchen, auch die transatlantischen Erfolge ihrer Rivalin zu erringen; sie entschloß sich deshalb, ebenfalls in America Ruhm und Gold zu sammeln und schiffte sich nach Neu-York ein. Um die Yankee's aber desto mehr zu blenden und hinzureißen, nahm sie ihre zahlreiche Dienerschaft, ihre Equipagen und Pferde mit. Ihr erstes Auftreten vor dem americanischen Publicum rechtfertigte alle ihre Erwartungen, denn die übersprudelnde Bewunderung der Zuschauer wollte sich gar nicht mäßigen lassen: Zehnfach wiederholte Bravorufe, ein ganzer Sturzregen von Blumenbouquets und Kränzen, Bonbons, Dollars, die auf die Bühne geschleudert wurden — nichts fehlte.

Die Ballerine war im siebenten Himmel.

Aber dieses Entzücken kannte gar keine Grenzen mehr, als sie bei dem Verlassen des Theaters sah, wie sich eine enthusiastische Menschenmenge auf ihren Wagen stürzte, die Pferde davon abspannte und sich selbst davor spannte, um sie nach ihrem Hôtel zu fahren.

Am andern Morgen war sie noch förmlich erschöpft von der Aufregung und Freude des Triumphs und wollte deshalb ausfahren, um sich die Stadt zu betrachten; sie befahl, anzuspannen.

Einige Minuten darauf trat ihr Kutscher ein und sagte zögernd:

— Sie wünschten auszufahren? Das wird aber für den Augenblick nicht möglich sein, denn ich weiß noch nicht, wo ich die Pferde hernehmen soll . . .

— Pferde? Habe ich nicht meine prächtigen Goldfüchse, die mir der Fürst W. zum Geschenk gemacht hat?

— Sie wissen aber, daß sie gestern Abend abgespannt wurden.

Die Tänzerin lächelte mit befriedigtem Stolze und sagte:

— Ja, solche Ehre hat man mir erwiesen! Ich brauche die Esel nicht mehr zu beneiden, denn wenn ihr die Aldermen von London als Pferde gedient haben, so hatte ich dafür die Gentlemen von Neu-York.

— Ja wol, entgegnete der Kutscher, aber die Gentlemen, welche die Pferde abspannten, haben vergessen, sie wiederzubringen!

—r.

In East-Tennessee findet sich auf einem Kirchhofe ein Leichenstein, dessen Inschrift mit folgenden Worten schließt: „Sie führte ein tugendhaftes Leben und starb an der Cholera morbus, die dadurch verursacht worden war, daß sie in dem frühen Alter von 21 Jahren 7 Monaten 16 Tagen in der vollen Hoffnung auf eine selige Unsterblichkeit unreifes Obst gegessen hatte. Leser, gehe hin und thue desgleichen!“

C.

Naiver Egoismus. Auch in Paris klagt man jetzt über die täglich wachsende Anzahl der Gefallenen auf dem Schlachtfelde der — Börse, und die Bestürzung darüber ist groß. Ein ächter Pariser drückte einem Freunde neulich darüber seinen Kummer aus.

— Was für Verluste! Mein Gott, was für Verluste!

— Wie? Leiden Sie auch persönlich darunter?

— Persönlich ist nicht gerade das richtige Wort — oder doch ja, ich muß so sagen, ich habe jetzt einen wahren Unstern.

— Was Sie mir da sagen! Ich glaubte, Sie gäben sich gar nicht mit Speculationen ab.

— Ich freilich nicht, aber Andere!

Dieses selbstverleugnende, jedem Egoismus fremde Mitgefühl überraschte den Freund in wohlthuender Weise und er fragte mit verdoppeltem Interesse den alten Pariser weiter aus über seine Theilnahme an dem Mißgeschick Anderer.

— Ja, ich bin außer mir, entgegnete derselbe, meine sämtlichen Gewohnheiten sind förmlich umgestürzt und ich weiß nicht mehr, was ich anfangen soll. S. empfing jeden Dienstag seine Bekannten — jetzt ist er ruinirt, sein Haus ist für mich verloren. S. hatte jeden Mittwoch Gesellschaft — jetzt ist er irgendwo in Belgien oder noch weiter, kurz, man kann nicht mehr hingehen. Frau F. gab reizende Donnerstag-Abendgesellschaften mit trefflichen kleinen Soupers; ihr Schwiegersohn bestand aber darauf, à la hausse zu speculiren, der Dummkopf! und so ist auch ihr Haus für mich verloren, da sie thöricht genug ist, die Verluste des Schwiegersohnes zu decken.

— Wirklich, sagte nun der Andere einigermaßen spöttisch, das ist freilich sehr unangenehm für Sie, aber Sie behalten doch noch Ihre Freitage, Sonnabende, Sonntage und Montage.

— Da irren Sie sich vollständig! Mein Freund V. mietete jeden Sommer ein Landhaus, wo ich ihn regelmäßig jeden Sonntag besuchte; es war sehr hübsch dort und man war so verständig, den Gästen nicht etwa lange Spaziergänge zuzumuthen, sondern man saß ruhig den ganzen Tag auf der Veranda oder spielte im Gartensalon Whist . . .

— Nun?

— Nun? V. hat diesmal kein Landhaus gemiethet, unter dem Vorwand, daß die Zeiten zu schlecht seien. Alle diese Menschen sind schmäbliche Egoisten!

— Wie so?

— Weil sie sich dem Ruin aussetzen oder wirklich zu Grunde gehen. Sie sollten doch wahrhaftig klüger sein, wenn es auch nur aus Rücksicht und Schonung für ihre Freunde geschähe, denen sie erst angenehme Gewohnheiten einimpfen, um sie dann im Stiche zu lassen. Wissen Sie, daß ich extra meine Wohnung so gewählt hatte, um gerade im Mittelpuncte meiner sämtlichen Bekanntschaften zu wohnen? Und jetzt habe ich keine Bekannten mehr!

— Sie können aber trotzdem doch Ihre Freunde besuchen.

— Nein, das geht nicht.

— Warum nicht?

— Man geht nicht zu ruinirten Leuten, wenn man etwas Zartgefühl und Lebensart besitzt.

— Wirklich?

— Nun, natürlich! Erstens würde man sich selbst ein peinliches Schauspiel bereiten, was meine Nerven kaum vertragen könnten, und dann würden die armen Leute glauben, man läme, um über ihr Unglück zu spotten.

— Aber man könnte doch in vielen Stücken seinen alten Freunden beistehen, ihnen eine Stelle zu verschaffen suchen . . .

— Warum nicht gar auch Geld borgen? Dann wäre man ja noch unglücklicher daran als sie selber.

— O, meinte der Freund nun sehr ruhig, man ruinirt sich selten durch die Summen, welche man giebt oder leiht, aber wünschen Sie, daß ich Ihnen einen Rath erteile, den mir das Mitgefühl mit Ihrem Ungemach eingegeben hat?

— Und der wäre?

— Nun, wenn die Börsenspeculationen eine Anzahl Menschen zu Grunde gerichtet haben, müssen sie doch auch eine Anzahl Anderer bereichert haben?

— Jedenfalls.

— Warum suchen Sie dann nicht auf jener Seite die Dienstags-, Mittwoch- und Donnerstagsgesellschaften wieder zu erlangen, die Sie durch die Unklugheit und den Egoismus Ihrer Freunde eingebüßt haben?

— Das muß ich wol, aber es ist nicht so leicht und geht nicht so schnell. Was fange ich jedoch bis dahin an? Ich liebe das Theater im Sommer gar nicht und bin überdies gewohnt, bloß mit geschenkten Billets hineinzugehen — bei diesen schlimmen Zeiten giebt mir aber kein Mensch welche!

Der Andere zuckte die Achseln und ging seiner Wege; er wußte weiter keinen Rath.

—r.

Eine junge Witwe, die einen alten Mann geheirathet hatte, sagte bei jeder Gelegenheit: „Mein erster Mann!“ Der zweite Mann war damit endlich unzufrieden und machte ihr Vorstellungen deshalb.

— Ich vermüthe, sagte die junge Frau schmolend, Du wirst es gern sehen, daß ich mich Deiner erinnere, wenn Du gestorben und nicht mehr bei mir bist.

C.

Eine indische Trauungsfeierlichkeit. Die englische Aristokratie soll, wie man schreibt, bei der Vermählung des Prinzen Eck so choquirt darüber gewesen sein, daß der Prinz einen blauen Frack getragen. Heute erfahren wir von einer andern fürstlichen Vermählung, deren Ceremonie noch etwas einfacher war, ohne daß die Großen des Landes daran Anstoß genommen. Im englischen Indien hat kürzlich der Guicowar, d. h. der Fürst von Bavode, sich zum zweiten Male vermählt, und zwar geschah die Trauung auf folgende Weise: Die Braut setzte sich auf einen umgekehrten Korb; ihr gegenüber ihr fürstlicher Verlobter, der ihre Füße in seinen Händen hielt. Hierauf nahmen die Geistlichen sehr feine goldene Schnüre und banden die Neuvermählten an einander, um so die Unauflöslichkeit der Verbindung, die so eben geschlossen, anzudeuten — und die Trauungs-Ceremonie war damit beendet.

Gut abgeführt. Ein sehr schöner Mann, der jedoch die Thorheit besaß, sich für noch viel schöner zu halten, als er wirklich war, machte einer berühmten Schauspielerin seit einiger Zeit sehr stark den Hof, ohne jedoch irgend eine besondere Aufmunterung hierzu zu erhalten.

— Aber mein Fräulein, sagte er endlich eines Tages ziemlich entmuthigt, wie alt muß man denn eigentlich sein, Ihnen zu gefallen?

— Wenigstens fünfunddreißig Jahre, Herr Baron.

Nach einer kleinen Pause begann der selbstzufriedene Anbeter wieder: Und für wie alt halten Sie mich denn?

— Für vierunddreißig höchstens, entgegnete Fräulein C. sehr ruhig.

—r.

Eine gelehrte Hündin. Dupeuty spricht in dem Evénement von dem in der Kürze bevorstehenden Auftreten einer kleinen Hündin im Palais Pompéin, der er selbst den Namen Mademoiselle Munito gegeben hat.

Man denke sich ein ganz kleines Thier, das auf alle Fragen

antwortet, das alle Spiele versteht, in achtzehn Sprachen bellt, Griechisch, Russisch, Polnisch übersetzt, die vier Species und die Orthographie kennt.

Herr Villemot schrieb ihm auf eine Schiefertafel: sirau. Man fragte die kleine Hündin, ob ein Schreibfehler darin sei. Sie bellte zweimal, wischte die Buchstaben an weg und suchte in dem Alphabet die beiden Buchstaben op. Herr Timothée Trimm schrieb ihr in griechischen Buchstaben Theos und bat sie, das Wort in's Englische zu übersetzen. Sofort brachte sie die Buchstaben God.

Ein anderer Herr bat sie um die Uebersetzung des Wortes amicus. Antwort: Ami.

Man gab ihr die Zahlen 1, 2, 3 zu addiren, und sogleich brachte sie die Ziffer 6.

Zu diesen Uebungen muß man noch überraschende Kartenkunststücke und eine ganz neue Wißbegierde hinzufügen.

Auf einem Tische lag eine Rose, eine Nelke, eine Lilie und Jasmin, die jetzt blühenden Blumen.

Eine Dame wird ersucht, die Blume zu nennen, welche sie davon zu haben wünscht, und in demselben Augenblicke sucht das kleine Thier dieselbe heraus und bringt sie der Dame.

Die kleine Hündin gehört dem Grafen de Rouit, der sie aus dem Wasser rettete und achtzehn Monate auf ihre Erziehung verwandte.

C.

Ein leidliches Honorar. Ein americanischer Advocat, Namens Longworth, ein Original, dessen Andenken noch immer fortlebt, obgleich er schon lange todt ist, hatte am Anfange seiner advocatorischen Laufbahn einen Spitzbuben zu vertheidigen, welcher angeklagt war, ein Pferd gestohlen zu haben; es gelang ihm, dessen Freilassung zu bewirken.

— Wie soll ich Ihnen nun aber meine Schuld bezahlen? fragte der Mensch; ich besitze bloß einen alten Destillirkolben zum Whiskeydestilliren und — das fragliche Pferd.

Longworth wählte den Destillirkolben und verhandelte denselben an einen Branntweinbrenner gegen ein sumpfiges Stück Land, welches in der Nähe von Cincinnati lag. — Fünfzehn Jahre später, als sich Cincinnati bedeutend vergrößert hatte, war das Grundstück mehrere Millionen Dollars werth.

Je reicher er aber wurde, desto excentrischer wurde Longworth auch; so verachtete er jeglichen Anschein von Eleganz in der Kleidung und kleidete sich so einfach, daß er eines Tages, als er in seinem Garten spazieren ging, für den Gärtner gehalten wurde und von einem jungen Manne den Auftrag erhielt, gegen ein Trinkgeld einen Liebesbrief an seine eigene Tochter zu besorgen, die übrigens später denselben jungen Mann heirathete.

Trotz seines großen Vermögens gab er nie etwas für mildthätige Anstalten oder Sammlungen zu irgend einem Wohlthätigkeitszwecke, aber dagegen unterstützte er diejenigen Armen reichlich, die er selbst mit dem Namen „Arme des Teufels“ bezeichnete.

— Es giebt genug Leute, sagte er, die den unverdient in's Unglück gekommenen Leuten etwas geben, aber kein Mensch kümmert sich um die armen schlechten Subjecte, die Trunkenbolde und Spitzbuben, die doch auch leben wollen.

Deshalb gab er zum großen Scandal für die Frommen der Stadt bedeutende Summen zur Unterstützung solcher Leute aus.

—r.

Dankbarkeit. Ein Arzt, der mit einem seiner Freunde durch eine Straße ging, sagte zu diesem: — Laß uns die hübsche kleine Frau dort an der linken Seite der Straße vermeiden. Sie kennt mich und wirft stets Blicke voller Unwillen auf mich. Ich behandelte ihren Mann.

— Ich verstehe. Du hattest das Unglück, ihn unter die Erde zu bringen.

— Im Gegentheil, erwiderte der Doctor, ich stellte ihn vollkommen her. C.

Familien-Conversation. Kinder haben fortwährend ein Verlangen nach neuen Ideen und der beste Weg für den Empfang derselben ist durch die Stimme und das Ohr, nicht durch das Auge und die gedruckte Seite. Die erste Art ist natürlich, die zweite künstlich. Wer würde nicht lieber zuhören als lesen? Ein Zuhörerkreis wird mit gespannter Aufmerksamkeit vom Anfang bis zum Ende einer Rede zuhören, welche nicht Einer unter Zwanzig der Anwesenden mit derselben Aufmerksamkeit lesen würde. Das ist in einem noch weit höheren Grade bei Kindern wahr. Sie werden mit Vergnügen von den Lippen ihrer Aeltern lernen, was sie in Büchern zu studiren für eine Plackerei halten; und selbst wenn sie das Unglück haben, der Vortheile einer guten Erziehung, die sie wünschen, beraubt zu sein, so werden sie doch nicht ermangeln, als einsichtsvolle Personen aufzuwachsen, wenn sie sich in der Kindheit und Jugend des Vorrechtes erfreuen, täglich die Unterhaltung einsichtsvoller Menschen anhören zu können. Mögen deshalb die Aeltern zu Hause viel und gut sprechen. Ein Vater, der in seinem Hause gewöhnlich schweigt, mag in vielen Rücksichten ein weiser Mann sein; aber in seinem Schweigen zeigt sich keine Weisheit. Wir sehen zuweilen Aeltern, welche jede Gesellschaft, in die sie eintreten, zu beleben wissen, zu Hause unter ihren Kindern mißlaunig, schweigsam, uninteressant. Wenn sie keine geistige Thätigkeit und einen Geistesfond besitzen, die für die Gesellschaft und das eigene Haus genügen, so würden sie wohl daran thun, wenn sie zunächst für ihren Haushalt Sorge trügen. C.

Ein sehr fleißiger und geiziger Mechanicus in Chicago verlor seine Gattin durch den Tod. Der Witwer unterbrach seine Arbeit bloß, um der Beerdigung beizuwohnen und unmittelbar nachher kehrte er zu seinem Geschäfte zurück. Einer seiner Nachbarn fragte ihn: — Wie ist das? Können Sie nicht die Arbeit ruhen lassen, um ein wenig zu trauern? — Nein, mein Herr, war die Antwort, das Geschäft geht dem Vergnügen vor. Und damit begab er sich in seine Werkstätte. C.

Albumblätter.

Der Sieg erzeugt den Muth, der Muth den Sieg.
Besiegte haben nimmer freien Geist.
Der Zweifel und die Sorge, schwer wie Blei,
Umklammern der Gedanken kühnen Fittig.
Zu spät erfolgt Entschluß, zu spät die That;
Der Augenblick entflieht, mit ihm das Glück.

Collin.

Ein Einziges auf Erden ist nur schöner
Und besser als das Weib — das ist die Mutter.

Leopold Schefer.

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht
so verschieden, als sie darüber sprechen. Lichtenberg.

Räthsel und Aufgaben.

Mein Erstes zu sein, ist mein Zweites bestimmt,
So sehr es die Weiber mag schmerzen.
Den schönen Namen, das Ganze, vernimmt
Der Deutsche mit klopfendem Herzen.

Dir lacht so hold wie Morgenroth das Leben,
So lange Du das Erste bist,
Und tausend zarte Liebesgötter weben
Den Freudenzweig um Dich; und keine Schranke mißt
Des Geistes Flug und jenes edle Streben,
Das da noch besser Seelen Erbtheil ist.
Vollendet steht im Zweiten, was als Blüthe
So herrlich und so lieblich einst entzückt,
Den stillen Preis erprobter Lieb' und Güte,
Schließt es um sich beglückend und beglückt.
Und wie wir es im Ganzen einst geschaut
Als jene Blüthe, rein und zart und mild —
So bleibt es stets den Grazien vertraut,
Der schönen Menschheit ewig schönes Bild.

Was hat eine Insel mit den Buchstaben ss gemein?

Was für ein Unterschied ist zwischen dem Alphabet und dem
Menschenleben?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 30.

Feldmarschall.

Last — List — Lust.

Mit T.

Keiner Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land.

Briefpost.

Herrn P. G. in Gh. Die Lösungen richtig; das Eingefandte werden wir, wenn irgend möglich, später mit Dank benutzen.

Herrn H. M. in Berlin. Ihre patriotische Ode ist so gleich an Ort und Stelle abgegeben worden, wo sie großen Jubel hervorrief und die Thränen des Schmerzes in Thränen dankbarer Freude wandelte.

Herrn M. D. in G. Die Lösungen, wie immer, trefflich. Warum aber jetzt so muthlos, da Sie früher so hoffnungsvoll waren? Es wird nie so schlimm, als man fürchtet, aber auch allerdings nie so gut, als man hofft.

Herrn Dr. G. in D. De mortuis nil nisi bene!

Herrn A. Br. in Hannover. Viel zu politisch!

Herrn St. G. A. in B. Ihr Urtheil scheint uns etwas vorschnell zu sein, erst wann die Sonne untergegangen ist, wissen wir, was uns der Tag gegolten.

Herrn M. L. in D. Um schlaff gewordenem Carlatan wieder einige Frische und Festigkeit zu geben, feuchtet man ihn mit Reisswasser (einer dünnen Abkochung von Reis) an und plattet ihn dann mit einem heißen Plattstahl.

Herrn H. v. S. a. W. b. Schwerin. Allerdings ist es gestattet, eine Filetguyure mit gestickten Carreaux zusammenzustellen, aber der spitzenartige Effect der ersteren wird dadurch beeinträchtigt, und wir erlauben uns daher Ihnen zu raten, die Guyure-Carreaux entweder mit einem schmalen gediegenen Guyure-Einsatz, oder mit einer durchbrochen gebäfelten Stäbchentour verbinden zu wollen.

Herrn v. M. in Erfurt. Für die eingefandten Aufgaben sagen wir Ihnen hierdurch unsern ergebensten Dank; sie werden sehr bald veröffentlicht werden.

Herrn R. P. in Dorpat. In diesem Jahre ein Ding der Unmöglichkeit.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitrag.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürer'sche Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage der Dürer'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Böttger's Gesammelte Werke complet in 6 Bänden.

Preis: 4 Thlr. broch., 6 Thlr. eleg. gebunden.

Inhalt:

- I. Lyrische Gedichte. — Frühlings- und Liebesmelodien. — Sonette. — Balladen und Romanzen. — Distichen. — Vermischte Gedichte. — Blätter der Erinnerung.
- II. Pausanias. — Fall von Babylon. — Magdalene. — Ruschirwan. — Auf der Wartburg. — Das Schenkhaus zu Savelthem.
- III. Habana. — Till Eulenspiegel. — Hyazint und Liliade, ein Frühlingsmärchen.
- IV. Der Erbe von Thirlestan. — Heinrich und Fleurette. — Zarte Liebe. — Sperthias und Bulis. — Helene von Antwerpen. — Guillemin von Cabestaing. — Don Juan und Maria. — Zwei Königsnächte. — Dämon und Engel.
- V. Goethe's Jugendliebe. — Buch der Sachsen (Romanzen und Rhapsodien).
- VI. Die Pilgerfahrt der Blumengeister. — Agnes Bernauer. — Lancelot vom See. — Schlußlied.

Zur gänzlichen Vertreibung der

Sommerprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochlich i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Im Verlage der Dürer'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die gänzliche Unterdrückung der Cholera, den Europäischen Staatsregierungen als ausführbar dargethan, und eine sichere Heilmethode dieser Seuche Ärzten und gebildeten Laien anempfohlen von Edward Jörg,

Doctor der Philosophie, Medicin u. Chirurgie, vieler gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

3. Auflage. — Preis: broch. 9 Ngr.

Die Stahlstiche

der

Allgemeinen Modenzeitung

werden separat verkauft und sind durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Preis: in 4^o 3 Ngr., in gr. folio 7 1/2 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürer'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Hierzu 6 Patronen zum Schnitt No. 3.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste, von dem Alten das Beste.

Verlag der Dürsch'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfische 6 Thlr.
mit Stabfischen 8 Thlr.

Eine verlorene Jugend.

Novelle

von

Gernd von Gusek.

(Schluß.)

Den Vater befremdete es, daß seine Tochter zuerst nach ihrem verlorenen Briefe fragte, statt mit ihm über das an ein Wunder streifende Wiedererwachen Königsee's zu reden; er verneinte ihre Frage kurz und sagte: „Nun, Laura, Dein Mann hat doch nur geschlummert — die alte Frau kennt seine Natur besser als Du.“

„Ja, Vater! Diesmal war es so ganz anders, als je — und der Ausspruch des Arztes — wer konnte daran zweifeln? Es ist noch einmal vorübergegangen — aber doch nur für eine kurze Frist! Wie kann es anders sein!“ Der schwere Seufzer, mit dem sie diese Worte sprach, mochte ihr immerhin vom Herzen kommen.

„Und er will bald aufstehen?“ fragte Heerwald.

„Ich habe ihn gebeten, noch länger zu ruhen,“ erwiderte sie. „Er wird es aber doch nicht thun. — Wenn er kommt, lieber Vater, so thue gegen ihn, als sei gar nichts vorgefallen, hörst Du? Ich bitte Dich darum!“

„Natürlich!“ sagte Heerwald. „Wer wird einen Kranken an seine Anfälle erinnern! Ein Anfall war es doch immer, wenn er auch glücklicherweise in einen gesunden Schlaf übergegangen ist.“

„Dieser Schlaf hat auf ihn gewöhnlich den Einfluß, daß er beim Erwachen nicht mehr weiß, was unmittelbar vorher geschehen ist. Erwinnere ihn also nicht daran!“

„Das liegt schon in meinem eigenen Interesse,“ erwiderte der Vater mit einem Blick auf Fernando, welche mit gesenkten Augen zur Seite stand. Der Tochter entging auch dieser Blick nicht, sie folgte ihm flüchtig und sagte dann: „Wir müssen Alles vermeiden, was ihn auf unangenehme Weise daran erinnern könnte. Er pflegt nach einigen Stunden von selbst wieder zum Bewußtsein zu kommen, wenn auch nicht immer ganz; Manches bleibt seinem Gedächtnisse entschwunden, wie es in seinen hohen Jahren erklärlich ist. Wir müssen ihn schonen, lieber Vater; ein rasch folgender Anlaß zu neuer Aufregung könnte nicht den glücklichen Ausgang haben, wie der gestrige. Du verzeihst mir meine Bitte? Ich hielt sie für meine Pflicht.“

„Sei ganz ruhig darüber,“ antwortete Heerwald. „Ich hoffe, daß er recht viel von dem gestrigen Tage vergessen hat.“

„Ich habe nach der Stadt geschickt, um dem Arzte die Mittheilung zu machen, die ihn etwas demüthigen wird,“ sagte Laura. „Sein Scharfblick am Krankenbette ist dadurch zweifelhaft geworden. Ich habe ihn gebeten, uns seinen Besuch erst zu schenken, wenn ich ihm neue Nachricht gebe, er wird sich dadurch vielleicht beleidigt fühlen, aber ich kann mir nicht helfen. Königsee haßt die Aerzte; ein alter Trunkenbold, der bei seinem frühern Regiment Schwadronarzt gewesen, war der einzige, zu

dem er Vertrauen hatte, der mag nun längst todt sein. Hier in Nettwig hat er noch keinen Arzt in sein Haus kommen lassen, Gott sei Dank, daß es für uns nicht nöthig war! Für geringfügige Dinge oder äußere Zufälle wird der Schäfer oder höchstens der Förster drüben im Niederwald befragt.“

Heerwald war zerstreut bei ihrem Reden, er überhörte sogar, daß sie wieder von ihrem Briefe anfang, bis sie ihn direct fragte, halb lächelnd zwar, aber doch mit einer gewissen Dringlichkeit, ob er wirklich nichts davon wisse? Sie habe fast Lust, seine Taschen zu untersuchen!

„Glaubst Du, ich werde Deinen Brief wegnehmen und verläugnen?“ entgegnete er, dem Scherze nicht recht zugänglich.

„Es wäre freundlich, lieber Vater, wenn Du mir zu meiner Beruhigung das Billet, das Du meinen Augen entzogst, nur mit der Adresse zeigtest! Denn daß ich es nicht sehen sollte, muß ich glauben.“

„Darin hast Du auch vollkommen Recht,“ erwiderte der Vater. „Aber eben deshalb zeige ich Dir den Brief nicht. Nimm an, daß ich meine Ursachen dazu habe. Zu Deiner Beruhigung wird es hoffentlich genügen, wenn ich Dir nochmals erkläre, daß es nicht Dein Billet ist und ich von dessen Verbleib nicht das Mindeste weiß.“

Er sah sich nach Fernanden um, diese hatte aber das Zimmer still verlassen.

„Sie ist nicht mehr hier,“ sagte Laura. „Wir können ganz ungestört reden.“

„Gut!“ erwiderte der Vater. „Dein Billet ist verloren gegangen, wahrscheinlich von Dir selbst verlegt worden — jedenfalls hast Du dem Boten, den Du in die Stadt zum Doctor geschickt hast, einen zweiten Brief mitgegeben.“

„Natürlich, lieber Vater,“ antwortete Laura. „Ich habe geschrieben, daß für den Augenblick . . .“

„Keine Hoffnung für ihn ist?“ ergänzte Heerwald, als sie inne hielt. Sie hatte aber nur, wie gestern, nach dem Nebenzimmer gelauscht, weil es ihr vorkam, als höre sie schon die Thüre aus ihres Mannes Schlafstube gehen.

„Das wollte ich nicht sagen!“ fuhr sie fort, nachdem sie überzeugt war, daß sie sich getäuscht hatte. „Die Hoffnung, ja die Gewißheit wird ihm Niemand rauben. Königsee ist nicht der Mann, seinen Willen beugen zu lassen. Ich habe geschrieben, daß für den Augenblick Ruhe und Abwarten geboten ist.“

„Du warst zugegen, als Klinger sich den Unwillen Deines Mannes zuzog?“ fragte Heerwald.

„Ich war dabei. Wenn der junge Mann mit raffinirter Ueberlegung sich das geeignetste Mittel erfunden

hätte, Königsee zu beleidigen, so würde er kein besseres gefunden haben! Er warf ihm die Schwäche seines Alters vor!“

„So! Und wodurch gerieth der junge Mann in eine solche Aufregung?“

„Durch ein Paar Worte, die seinen Hochmuth beleidigten — die er aber hinnehmen mußte!“

„Auch wenn sie ehrenrührig waren?“ entgegnete Heerwald.

„Man scheint Dich recht genau informirt zu haben, wie es freilich für einen erwählten Sachwalter nöthig ist!“

„Ich habe mich selbst dazu aufgeworfen, Frau Tochter!“ „Verzeihe mir, lieber Vater!“ bat Laura. „Ich ehre die Ritterpflicht, welche Du zu übernehmen glaubst, aber —“

„Nenne es nicht Ritterpflicht, ich bin kein Ritter, sondern Dein bürgerlicher Vater, der es für Mannespflicht hält, was er hier übernommen hat. — Du warst so begierig, das Billet zu lesen, das ich bei Deinem Eintritt in die Tasche steckte. Es war mir zur Uebergabe anvertraut, Fernande verweigerte aber die Annahme. Hier ist es, lies!“

Laura hatte überrascht zu ihm aufgesehen, sie nahm jetzt hastig das Billet aus seiner Hand und las es, während der Vater den wechselnden Ausdruck ihrer Mienen beobachtete. Als sie zu Ende gekommen war, ließ sie ihre Augen noch einmal den Inhalt überlaufen, einige Stellen seufzten sie besonders. Aber sie wehrte sich den günstigen Eindruck ab, welchen diese auf sie hervorzubringen fähig waren.

„Das klingt sehr edel!“ sagte sie. „Ich entnehme daraus, daß Fernande von ihm Abbitte beim Großvater verlangt hat — ob sie ihn gesprochen oder mit ihm correspondirt hat, lasse ich dahingestellt! Jedenfalls hat der Verkehr heimlich fortgedauert. Er hat, da er kein anderes Mittel mehr sah, in den sauren Apfel beißen wollen, inzwischen ist ihm aber der Todesfall gemeldet worden und er bedauert, daß er seinen Vorsatz nicht mehr habe ausführen können. Das klingt sehr edel, ist aber wohlfeil. Was gleich hinterherkommt, schwächt die Selbstüberwindung wieder ab. Fest bleiben, dem Zwange, den man üben wolle, einen entschiedenen Willen entgegensetzen — und was noch andere angenehme Rathschläge sind. Fernande scheint ihm bei seiner Weigerung die Freundschaft aufgekündigt zu haben, was ich glauben will, da sie ihren Großvater kindlich ehrte und liebte — nun fordert er, daß sie dieses harte Wort zurücknehme. Sie hat es doch gethan?“

„Der Vater sah während ihrer raschen Rede mit ernstern, beinahe stannenden Blicken auf Laura, und bei den ersten Worten, die er nun sprach, verlor sie die

Fassung. — „Hast Du Deine ganze Jugend mit allen ihren Gefühlen vergessen, daß Du mit dieser herzlosen Ironie reden kannst?“

Im Nebenzimmer wurden nun wirklich Tritte hörbar: es war Frau Walker, welche ihren Kopf in die Thüre steckte. „Er ist aufgestanden!“ sagte sie. — „Nun, Herr Landstallmeister, wer hat Recht gehabt? Aber, gnädige Frau, er ist doch sehr schwach — reden Sie mit ihm nicht von Dingen, die ihm Kopfzerbrechen machen, er entsinnt sich gar nichts, weiß nicht einmal, daß der Herr Vater hier ist — hat mich nach Herrn Baron von Klinger gefragt, ob er heute kommen würde! Ja, wahrhaftig! Reden Sie ihm nichts aus, es könnte das größte Unglück geben und wenn er dann nicht wieder aufwachte, wären Sie Schuld! Er hat mich fortgeschickt, braucht keine Kinderfrau mehr, hat er mir gesagt — wenn er kommt, thun Sie um Gottes willen, als wäre nichts vorgefallen — es ist in seiner Memorie Alles wie mit einem nassen Schwamme ausgewischt!“

Laura war sehr blaß geworden, vielleicht schon bei der aus Herz dringenden Mahnung, welche der Vater an sie gerichtet hatte. Die alte Frau entfernte sich und Heerwald war der Meinung, daß es für ihn auch wol am Besten sei, dem Erwachten nicht gleich störend vor Augen zu treten. Aber Laura hat ihn, wie gestern, bei ihr zu bleiben — das Grauen, das sie gestern gefühlt, erwachte auf einmal mit verstärkter Gewalt in ihr, sie konnte den Wiedererscheinenden immer noch nicht anders betrachten, als einen Todten, er war nicht dem vollen Leben wiedergeschenkt, er kam wie ein Spuk zurück, und blieb dem Tode verfallen! Belebend ergriff sie die Hand ihres Vaters, als sie den wohlbekannten harten Tritt ihres Mannes draußen hörte. „Aber Laura!“ sagte Heerwald.

Mit einem Ruck, wie immer, riß Königsee die Thüre auf und stützte, als er seine Frau nicht allein fand. Sein Ansehen war eher kräftiger, als gestern, im Widerspruch mit der Warnung der Haushälterin. Laura eilte ihm entgegen. „Das heißt ausschlafen!“ kam er lachend ihrer Rede zuvor, und auf Heerwald blickend, schien er wirklich im Unklaren zu sein, wen er vor sich habe. Auf einmal aber besann er sich, als Heerwald ihm guten Morgen wünschte. „Landstallmeister!“ rief er. „Ja, ja! Ihr habt's in Rußland satt gekriegt. Es wird aber nicht mehr guten Morgen heißen — sondern bald Proßt Mahlzeit! Aber etwas frühstücken muß ich doch noch! Ihr habt wol schon vor zwei Stunden gefrühstückt?“

Heerwald gestand, daß er auch noch nicht gefrühstückt habe, weil er einen weiten Morgenpaziergang gemacht.

„Lore!“ rief Königsee mit einem Fluche, aber ganz freundlich, und sie eilte, noch Kaffee austragen zu lassen.

Lange ließ sie die beiden Männer nicht allein, wie fest sie auch darauf rechnen konnte, daß ihr Vater keine Aeußerung thun werde, welche Königsee's Ruhe stören konnte. Sie fand beide in alte Regimentsgeschichten vertieft, welche ihr Mann aufgefrischt hatte. Auf einmal blickte er auf und fragte: „Wir haben ja wol heute Klinger zu Tische, Lore?“

Sie war bestürzt über die Frage und wußte nicht gleich, was sie darauf antworten solle. — „Das hat sie vergessen!“ lachte Königsee. „Nun fehlt ihr der Braten! Klinger wird schon vorlieb nehmen, Lore, wenn er nur sonst gut aufgenommen wird. Da sollt Ihr einen braven Jungen kennen lernen, Landstallmeister! — Nun, nun, Lore! Ich bin keine alte Klatschschwester, vor der Zeit plaudere ich nicht.“

„Lieber Königsee, Du irrst wol!“ erwiderte sie mit unruhigen Blicken, welche für ihren Vater etwas Gehässiges hatten. „Herrn von Klinger können wir nicht erwarten —“

„Na, was denn?“ entgegnete Königsee und griff in seine Tasche. — „Ich habe doch hier gelesen —?“ Er zog ein Blatt Papier hervor, in welchem Laura mit Entsetzen ihr verlorne Billet erkannte; sie mußte es wieder haben um jeden Preis, noch ehe es Königsee mit Verständniß las — rasch griff sie danach, um es ihm, mochte daraus entstehen, was da wolle, zu nehmen, er aber zog die Hand zurück und rief mit einem so schneidenden Tone und drohenden Blicke ihren Namen, daß sie ihr Vorhaben unterließ.

„Was fällt ihr ein!“ rief er. „Legt mir's in's Bett und will mir's nun fortreißen? Ja, Alter, sie hat an Klinger geschrieben, daß er das Mädel haben soll — ich nehme kein Blatt mehr vor den Mund! — warum sollt Ihr's nicht wissen! — und eingeladen hat sie ihn auch, wieder gut machen will sie Alles, was sie ihm angethan hat, da steh't's ja! Sie ist nämlich sehr gegen den braven Jungen gewesen —“ er warf wieder einen Blick in das Billet — Laura war in Verzweiflung, ihre einzige schwache Hoffnung war jetzt nur, daß er den Wahn noch eine kurze Zeit festhalten möge: Er glaubte, das Billet sei an Klinger gerichtet, Kaufberg schien noch nicht wieder in seine unnachtete Erinnerung gekommen zu sein! Sie hatte keinen Namen im Briefe genannt! Aber eine Stelle, eine schreckliche Stelle war darin enthalten — sie wußte nicht mehr genau in welchen Worten, — wenn diese verstanden wurde —! Entsetzlich! Da hatte er sie gefunden, da ging es in ihm auf, wie ein Blitz die Nacht zerreißt und einschlagend lodernen Brand hinterläßt zu schauerlicher Beleuchtung! — „Bin ich todt?“ rief Königsee in einem Tone, der selbst Heerwald durch Mark und Bein ging. „Dankest Du Gott dafür? Das ist nicht an Klinger

geschrieben! An wen, Du ehrovergeßenes Weib? Wen hast Du geliebt — wem willst Du sie verkuppeln?“

Wie vernichtet rang Laura nach Worten, ihn zu entwaffnen — ihr Vater nahm aber für sie das Wort. „Hören Sie auf mich, Königsee!“ bat er mit einer Ruhe, welche er allerdings erzwungen hatte. „Hier waltet ein Mißverständnis, das sich bald auflären wird, in so leidenschaftlicher Weise freilich nicht. Wenn Sie inne werden, wie Alles steht und wie es so gekommen ist, so werden Sie Laura keine solchen Vorwürfe machen. Es kann nichts helfen, Königsee, Sie müssen sich erst wieder in der Gewalt haben, ehe man mit Ihnen reden kann.“

„Mit Euch will ich auch gar nicht reden!“ versetzte Königsee etwas gemäßigter, aber sein Ton verschärfte sich gleich wieder, als er sich von Neuem zu Laura wandte: „Dankest Du Gott, daß ich todt bin? Hast Du mich fünfundzwanzig Jahre lang betrogen und verrathen? Wem schreibst Du das?“

„Du thust mir schweres Unrecht!“ erwiderte Laura endlich mit zuckenden Lippen. — „Deinen Willen nur habe ich ausgeführt — nicht ich, Du selbst hast Fernandens Zukunft bestimmt —“

„Kaufberg!“ rief der Greis plötzlich und verstummte dann. Es trat eine tiefe Stille ein, welche Laura nicht zu unterbrechen wagte. Königsee steckte das Billet gleichsam mechanisch ein und starrte vor sich hin, sein runzelvolles Gesicht fing an sich zu röthen, wie vor geistiger Anstrengung. Er mochte wol ringen, sich auf Alles zu besinnen, was ihm nur allmählig gelang.

„Ja! Ja! Ja!“ sagte er dann langsam, seine Stimme mit jedem Ja steigend. „Ich weiß nun schon Alles.“ Darauf verstummte er wieder und winkte Laura zu schweigen, als diese reden wollte. Der Vater aber mußte sich seines Kindes annehmen, wie sehr auch ihn, was er von ihrem Briefe eben gehört, mit Unwillen erfüllt hatte. „Wäre es nicht gut,“ sprach er mit möglichster Gelassenheit, „wenn wir Männer erst einmal unter uns die Sache abmachen?“

„Unter uns haben wir nichts abzumachen!“ unterbrach ihn Königsee. „Ich lasse mir nichts vorschreiben. Wenn ich todt bin, könnt Ihr thun, was Ihr wollt. Aber ich bin noch nicht todt! Gott zu danken hast Du noch keine Ursache! Sei nur still und weine nicht erst! Ruhe mir die Walker'n!“

Sie wußte, daß sie keinen Versuch machen durfte, ihn zu besänftigen, wenn sie nicht seinen Grimm auf's Höchste reizen wollte; ihre Hoffnung war auf neue Vergeßlichkeit gerichtet, welche gewöhnlich nach Zornausbrüchen eintrat — freilich mußte sie befürchten, daß er jetzt den unglückseligen Brief, den sie viel tausendmal bereute, ihrem Vater zeigen und sie dadurch in dessen Augen er-

niedrigen werde, aber gehorchen mußte sie! Zum Glück fand sie die Walker gleich an der Thüre, wo sie vielleicht gelauscht hatte und konnte somit das Alleinsein der Männer verhindern. Zu ihrem größten Erstaunen fragte Königsee aber die Wirthschafterin statt ernster Dinge nach dem heutigen Mittagessen, und als auch diese ganz verwundert ihn ansah, fuhr er sie heftig an, ob sie taub geworden sei. „Ist Sie auf Gäste eingerichtet?“ fragte er zornig.

„In Nettwig können eine halbe Stunde vor'm Anrichten Zehne ungebeten kommen!“ erwiderte sie. „Aber Sie werden heute doch Niemand zu Tische bitten wollen.“

„Schicke Sie nach dem Niederwald, der Waldmann und sein Lehrling sollen bei mir essen!“ befahl er.

„Lehrling?“ entgegnete sie, an dergleichen schon bei ihrem Herrn gewöhnt. „Sie meinen den Herrn Baron von Klinger!“

„Ist der etwa nicht beim Förster in der Lehre?“ rief der Alte. „Abmarschiren!“

Laura sah ihr ganzes Gebäude in Trümmer stürzen! Das einzige Mittel, es noch zu stützen, war, Kaufberg noch einen zweiten Boten zu senden, damit er herbeieile und sich auf das ihm gegebene Wort berufe! Sie verließ mit der Wirthschafterin das Zimmer, um sogleich zu schreiben — nun schon das dritte Billet! O wenn ihr Blick doch das erste in der Hand ihres Mannes zu Zunder verbrennen gekonnt! Draußen hatte die Walker die Frechheit, sie mit offener Schadenfreude nach besondern Schüsseln zu fragen, die sie etwa zu dem heutigen Diner befohle, aber noch war sie Herrin und das alte Weib, das ihr von je widerspenstig gewesen war, sollte es fühlen. Mit einer stolzen Ruhe, die ihr imponiren mußte, gab sie ihre Befehle; erst auf ihrem Zimmer brach diese künstliche Haltung und sie gab sich einen Moment ihren Gefühlen hin, bis sie sich aufraffte, um schnell die Worte niederzuschreiben, welche Alfons eiligst herführen mußten! O er war so umständlich, so bedenklich geworden, so alt! Hatte denn nur sie das Feuer der Jugend im Laufe der Jahre bewahrt? In der Eisluft, die sie seitdem umweht, auf einsamer Höhe, — frisch erhalten Form und Farbe der Blume! Mit bitterem Lächeln schloß sie das Billet und übergab es selbst dem Reitknechte, der eben nach der Stadt zu andern Besorgungen abgefertigt werden sollte. Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück, sie wollte Alles gehen lassen, wie es eben ging — in Gestalt einer Reuigen mochte sie nicht vor die Männer treten! Wäre sie noch wie vor zwei Tagen allein auf Nettwig mit ihrem Gemahl gewesen, so würde sie auch diesen Sturm, wie schon manchen frühern, leicht beschworen haben — vor dem klaren Auge ihres Vaters aber fürchtete sie sich. Als sie an ihn

dachte, fiel ihr ein neuer Anlaß zur Unzufriedenheit mit sich selbst in die Seele. Warum hatte sie ihm Klingers Billet an Fernande zurückgegeben? Es konnte zur gefährlichsten Waffe werden, wenn er es ihrem Manne zum Lesen überreichte und sie zweifelte keinen Augenblick, daß er seinen Vortheil benutzen werde, um den Greis mit seinem Schützlinge auszuföhnen! Bei diesem Gedanken gerieth sie in eine fieberhafte Aufregung — hätte sie gar geahnt, daß in demselben Augenblicke Fernande vor ihrem Großvater stand und er die Hand segnend auf ihr demüthig gesenktes blondes Haupt legte! In zehrender Ungeduld brachte die Frau, welche sich ganz gegen ihre Natur zum unthätigen Abwarten gezwungen sah, die Stunden bis zum Mittag unter unruhig gewechselten Beschäftigungen zu — da wurde ihr endlich ein Brief gebracht. Statt des Mannes ein Brief, der volle Regierungsrath in seiner ganzen Glorie amtlicher Gewissenhaftigkeit! Er entsagte — vier Seiten Variationen auf dies kurze Thema! Kaum schenkte sie den schönen Worten über Pflicht und erzwungenes Jawort, unglückliches Herz und Neue einen Blick — da ging ihr plötzlich der Gedanke auf: Wenn nun doch nach dem gestrigen Erlebnis das alte Gefühl, wie ein Phönix aus der Asche, in ihm erwacht wäre, und er die kurze Spanne Zeit noch ausharren wolle? Aber mit ihrem bittersten Lächeln erhob sie sich: „Nie! Niemals!“ klang es von ihren Lippen, und sie blickte stolz und frei auf.

So erschien sie bei Tafel. Ihr erster Blick beim Eintritte sah, daß hier schon Alles geordnet war: Das freudig erregte Gesicht des Gastes, den sie hier nie wieder zu sehen vermeint hatte, Fernandens schamhaftes Erröthen, des Vaters zufriedene Miene sagten es ihr, sie kam eigentlich nur, um eine vollendete Thatsache hinzunehmen. Und sie lächelte, sie vermochte es über sich, freundlich zu lächeln! Ihr Auge richtete sich fragend auf ihren Gemahl — der erhob sich eben unter dem Beistande seiner Enkelin von seinem Lehnstuhle. Sie nahm Klingers Begrüßung, welche ziemlich befangen war, mit leichter gefälliger Entgegnung auf und hieß den alten Förster, der mit dem Hirschfänger im goldenen Koppel steif und ernsthaft neben ihrem Manne stand, willkommen, niemals glaubte sie ihre Rolle besser gespielt zu haben.

„Braut und Bräutigam!“ sagte Königssee mit einem Blicke, der keinen Widerspruch aufkommen ließ, selbst wenn Laura noch an einen solchen gedacht hätte. Fernande nahm die ihr rasch gebotene Hand der Stiefgroßmutter, ließ sich an ihr Herz ziehen und küssen, Klinger bat, ihm nicht länger zu zürnen, er habe seine Uebereilung schon durch ehrliches Eingeständniß gut zu machen gesucht und Verzeihung erhalten. Sie antwortete ihm so gütig, daß er von seinem Mißtrauen gegen ihre Ge-

sinnung zurückkommen mußte. Mit bewegter Stimme wünschte sie dem jungen Paare Glück und forschte nicht danach, wie das so plötzlich, ohne daß sie davon unterrichtet gewesen war, sich gefügt hatte. Ihr war nur unbegreiflich, daß Königssee sein unzweifelhaftes Wort ganz vergessen und ohne davon entbunden zu sein, gebrochen habe! Er ließ sie aber nicht lange darüber im Zweifel. „Wir hatten es anders im Sinne!“ sagte er zu ihr. „Indessen bin ich seit gestern über Vieles klüger geworden — und habe meine Zusage freiwillig zurück- erhalten! Blut wird nicht d'rum fließen. Ich bin zu alt zum Schießen, hat mir der Junker schon lange gesagt —“

„Herr Oberst!“ bat Klinger.

„Aber Satisfaction muß auch ein Neunziger geben, wenn er einen ehrlichen Menschen beim Freien einer Geldspeculation beschuldigt hat!“ fuhr der Alte in bester Laune fort. „Die da wird sich für mich stellen! Und jetzt, Lore, gieb Deinem Vater den Arm! Dann das Brautpaar — mich führt der Vormund! Ja, das wißt Ihr nicht, Landstallmeister! Wenn ich todt sein werde, heute oder morgen!“ — sein Blick streifte scharf über Laura's streng bewachte Mienen — „dann soll der Grüne da Vormund werden, ich hab's bestimmt, mag keinen Rabulisten, sondern einen ehrlichen Kerl! Nun aber die Hande heirathet, braucht's das nicht. Hoffentlich erlebe ich doch die Hochzeit noch, Landstallmeister — nachher könnt Ihr in Gottes Namen zu mir Pascholl sagen!“

„Der Herr Oberst werden noch mehr als die Hochzeit bei den jungen Herrschaften erleben!“ sagte der Förster, als die Gesellschaft zur Tafel ging.

„Haben Ihm das wieder die Raben erzählt?“ entgegnete Königssee lachend. „Oder die kleine Walddrossel, die hier manchmal aus- und einfliegt? Nehmt Euch in Acht, daß sie Euch der alte Kosakenhetman da nicht wegfängt — er hat schon ein Auge auf sie geworfen!“

„Die wird eine Postillonsfrau,“ sagte der Förster.

Laura mühte sich, während der Mahlzeit das Gespräch in diesem heitern Tone zu erhalten, aber ihr Herz war ihr dabei schwer zum Brechen und sie sehnte sich nur darnach, mit ihrem Vater allein zu sein, um an seine Brust zu sinken und ihn zu bitten, ihr seine Liebe nicht zu entziehen. Wenn er rückhaltlos Alles hörte, die traurige Geschichte ihrer letzten Tage, gewiß, er mußte sie beklagen und entschuldigen. Dieser Augenblick kam und Heerwald schloß sein Kind mit Rührung und innigem Mitleid in die Arme. „Halte nur treu aus!“ sprach er zu ihr. „Und wenn Gott Deinen Mann abrüft, dann komme zu mir. Was an mir ist, Dein Leben noch schön und froh zu machen, das soll geschehen. Ich bin auch ein alter Mann, aber für die Welt noch nicht abgestumpft — wir wollen uns schon befreunden!“

Mehre Jahre vergingen freilich noch bis dahin und sie lasteten immer schwerer auf dem Greise, wie auf seinem ganzen Hause? Die heitere Laune, welche Königsee an dem Verlobungstage seiner Enkelin gezeigt hatte, verschwand nur zu bald wieder und seine frühere Weise kehrte um so schroffer zurück. Für die Frau wurde es noch schlimmer, als Fernando nach kurzem Brautstande das Haus verließ, um dem Gatten, der im Hofjagdamt seine Stelle angetreten hatte, in die Hauptstadt zu folgen. Laura mußte den falschen Schritt ihrer Jugend noch zuletzt traurig büßen, wenn es ihr auch gelungen war, das schriftliche Zeugniß, das sie der Lieblosigkeit anklagte, wieder zu erlangen und zu vernichten und Königsee dasselbe wirklich, wie so vieles Andere vergessen hatte. Wer kann es der Hartgeprüften verdenken, daß sie aus erleichteter Brust aufathmete, als endlich die Trauerfahne auf dem Wartberge entrollt wurde! Ihr Vater eilte sogleich herbei, um ihr zu rathen und zu helfen — der Regierungsrath Kaufberg, welcher längst sein Commissorium in Weissenstadt beendet hatte, schickte ein wohlgesetztes Beileidschreiben. Jetzt sah Laura Fernanden zum ersten Male seit ihrer Verheirathung wieder — wie sprach sich das Glück im ganzen Wesen der jungen lieblichen Frau aus! Mit Behmuth gedachte Laura an ihre verlorene Jugend, an ihr verfehltes Leben zurück — aber der Vater, mit dem sie Nettwig verließ, lenkte ihren Blick in die Zukunft, die sie sich noch immer frisch und genüßreich gestalten konnte und der Postillon, der sie fuhr, blies ein fröhliches Liedchen dazu.

Kaiser Alexander I. als Wundarzt.

Zu den fesselndsten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts zählt unstreitig Kaiser Alexander I. von Rußland; wol noch selten haben, bei imponirend schöner Erscheinung, Liebenswürdigkeit und Seelenadel eine so siegreiche Vereinigung in einer Herrscherseele gefunden. Und wie oft auch schon Alexander I. unsern Schriftstellern zum streng- und schönwissenschaftlichen Stoffe gedient hat, so liegt dennoch das reiche Material, weil es noch zu sehr in unsere Zeit hineinragt, zu seinem größten Theile unbenutzt und läßt noch auf viele interessante Bearbeitungen hoffen. Elise Polko, die es trefflich versteht, Episoden aus dem Leben großer Menschen zu schildern, hat jüngst mit glücklicher Hand — „Am Theetisch einer schönen Frau. Erinnerungen an den Kaiser Alexander I. Berlin, Verlag von Alexander Dunder“ — in den vollen Schatz, den das Leben Kaiser Alexanders bietet, gegriffen.

Das genannte Buch schildert im anmuthigsten Plauderstyl die glücklichen Stunden, die dem schönen nordischen Kaiser die Freundschaft einer ebenso schönen, als edeln deutschen Frau — Emilie S. —, die sich mit ihrem Manne längere Zeit in St. Petersburg aufhielt, bereitet hat, um so glücklichere, da sie nicht

von dem Gifthauche der Leidenschaft verpestet waren. Der Kaiser, dessen Adlerauge Frauenschöne nie entging, sah die junge reizende Frau zum ersten Male bei einer Fahrt durch die Straßen Petersburgs, die sie mit ihrer Freundin, einer Madame S., welche in der damaligen petersburger Gesellschaft eine der geistvollsten Koryphäen war, machte. Sofort, überwältigt von dem Eindruck, den Emilie S. in ihm hervorgerufen, bat er Mme. S., sie zu einer Theestunde in ihrem Boudoir aufzufordern. Die Schilderung dieser ersten Theestunde, der noch viele, oft ernst bedeutungsvolle folgten, bildet den anziehenden Inhalt des hier Folgenden.

Zwei Tage nach jener denkwürdigen Fahrt durch die Straßen Petersburgs schrieb Madame S. ein zierliches Billet an die junge Frau, um sie zu ersuchen, den Abend bei ihr den Thee zu nehmen, mit der ausdrücklichen Bitte, nur im Hauskleide zu erscheinen. —

Zur bestimmten Stunde, um 9 Uhr, trat Emilie S. in ein mit fast orientalischem Luxus ausgestattetes Gemach, das Boudoir der eleganten Welt dame, wo nur Ausgewählte empfangen wurden, in ein Durcheinander von kostbaren Teppichen, seidenen Vorhängen, deren schwere Goldfransen am Boden lagen, werthvollen Bronzen- und Marmorvasen, Mosais und Sesseln von selten schöner Schnitzarbeit. — Einige ausgezeichnete Copien Tizianischer und Kenischer Bilder schmückten die Wände, unter ihnen auch der Kopf der bezaubernden unglücklichen Beatrice Cenci. Nicht neben diesem reizenden Versteck lag der kleine Musiksalon, nur durch einen dunkelrothen Sammetvorhang von dem Cabinet getrennt. Madame S. eilte ihrer Freundin entgegen und umarmte sie lebhaft. „Wie hübsch Sie aussehen, meine Liebe,“ sagte sie heiter, „wie gut Ihnen das braune Seidentkleid steht und das purpurne Band in den Loden.“ Und Ihre Augen strahlen wie noch nie — was ist Ihnen geschehen?“ —

„Ich habe einen langen Brief von meiner Schwester erhalten. — O wenn Sie meine Schwester kennten, Madame, so würden Sie mich gar nicht mehr lieb haben! Neben ihr liebt und bemerkt man keine andere Frau.“

Und sie lächelte stolz und glücklich und trat an den Theetisch. Die ungewöhnliche Pracht seines Arrangements fesselte ihre Aufmerksamkeit und entlockte ihr einen Ausruf der Bewunderung. „Das ist ja fürstlich“ — sagte sie staunend. — „Nie sah ich eine schönere Silberurne. Darf ich heute den Thee bereiten? Ich habe es zu Hause auch immer gethan!“ — „Wenn es Ihnen Vergnügen macht — warum nicht? — Man läßt sich gern von solchen Händen bedienen. In der That, Sie haben bewunderungswürdige Hände, meine Liebe!“ —

„Sie sind wahrscheinlich das Pathengeschenk einer guten Fee,“ antwortete die junge Frau unbefangen. „Hübsche Hände und Arme waren in unserer Familie seit undenklichen Zeiten,“ erzählte die Mutter immer. „Meine Schwester Elise hat noch viel schönere als ich. Sie ist überhaupt in jeder Beziehung mehr werth.“

Madame S. lachte über diese so ernsthaft gegebene Versicherung. „Ich meine aber, Ihre Frau Schwester ist, verzeihen Sie, eine — semme savante und ich muß gestehen, daß ich in diesem Punkte die Antipathien unseres Kaisers theile.“

„Nein, meine Schwester ist nur —“

In diesem Augenblicke riß ein Diener die Flügelthüren auf und rief: „Seine Majestät der Kaiser!“ —

Madame S. erhob sich, ohne den leichten Schrei zu beachten, den ihre junge Freundin ausstieß. — Sie eilte ihrem hohen Gaste entgegen. In der Thüre erst wandte sie sich und sagte hastig: „Nur ruhig, Theuerste, nur natürlich geblieben! Der Kaiser kommt gewöhnlich am Sonnabend zu mir. Er ist hier nur der lebenswürdige Cavalier und wir — — sind zwei lebenswürdige Frauen.“ —

Die junge Frau stand regungslos. Ihre Füße waren wie festgewurzelt am Boden. Aus dem offenen Krahn der Urne floß ungehindert das siedende Wasser. Die blauen Augen starrten nach der Thüre. — — Der rauchende Strom ergoß sich endlich über die kleine Hand, die noch krampfhaft einen silbernen Becher umklammerte. Mit einem schmerzlichen Aufzucken hemmte Emilie jetzt die Zerstückung, — aber die arme Hand zu verbinden blieb keine Zeit — denn Stimmen und Schritte nahten — Alexander der Erste — an seinem Arme die Wirthin des Hauses, — trat ein.

Emilie verneigte sich tief, während Madame S. ihre schöne Freundin dem Kaiser vorstellte. Mit der gewinnendsten Grazie richtete er einige französische Worte an die junge Frau und nahm dann am Theetische, den Damen gegenüber, Platz. In wenigen Minuten war die zwangloseste Unterhaltung à trois im Gange. — Madame S. sprach fließend Französisch; sie war gewandt und lebhaft und Alexander ein Meister in der eleganten Conversation. — Immer leichter und freier athmete Emilie. Sie begriff es selbst nicht, wie so alle Schen von ihr wich, diesen leuchtenden Augen gegenüber, die mit schwermüthigem Entzücken auf sie blickten. — „Es ist sicher eine Erinnerung, die ihn beschäftigt,“ sagte sie sich, — und der letzte Rest von Bangigkeit wich. Die junge Frau sprach das Französische ziemlich geläufig und die naive Art, mit der sie sich durch deutsche Worte hin und wieder zu helfen wußte, schien den Kaiser sehr zu belustigen. Sein heiteres Lächeln ließ sie sogar jene Pein vergessen, welche die verbrannte Hand verursachte, — mit wahren Heldenmuthen versuchte sie es, trotz aller Schmerzen, den hohen Gast zu bedienen. Ob nun eine unwillkürliche Bewegung sie doch zuletzt verrieth — oder das auffallende Verbergen der verletzten Hand, — genug, Alexander wurde aufmerksam und fragte. — Emilie sah sich genöthigt, ein offenes Geständniß abzulegen. Die verbrannte Hand wurde nun unter Ausdrücken des lebhaftesten Bedauerns einer theilnehmenden Prüfung unterworfen, die Verletzung war bedeutend genug, um die heftigste Qual zu verursachen. — Der Kaiser war entzückt über diesen Beweis von Standhaftigkeit. „Madame — Sie haben größeren Muth gezeigt als mancher Soldat,“ sagte er, „ich bin betrübt, keine Decoration zu haben pour une telle bravour. Aber Sie müssen mir erlauben, den ersten Verband zu versuchen.“ —

Im Nu war feines Linnen herbeigeschafft und kühlende Essenzen; die wunderschöne Hand wurde gebadet und der Kaiser selbst legte die Compressen auf und verband mit der Sanftheit und Geschicklichkeit einer Frau die zarten Finger. — Mit welcher seltsamen Erregung folgten Emiliens Augen jeder Bewegung Alexanders. Sie wagte es jetzt, das Gesicht ihres hohen Arztes

genau zu studiren. — — Er sah ja nicht auf! — Es war eben eines jener Gesichter, die, einmal gesehen, sich auf ewig dem Gedächtnisse einprägen. Die verschiedenen Portraite des Kaisers, die in das große Publicum gedrungen, geben kaum einen Begriff von dem eigenthümlichen Charakter seiner Schönheit. Jenes im Eingange dieser Blätter erwähnte Vasrelief Tolstoi's soll das Beste aller Abbildungen sein. Da zeigt sich die stolze Majestät der Stirn, die unbeschreibliche Feinheit der Profillinie, die Weichheit des Mundes und die fast weibliche Rundung des Kinns. — Dazu kamen eine vollendete Gestalt, getragen von einem wahrhaft kaiserlichen Anstande, und auffallend schöne Hände und Füße. — Unwiderstehlich aber, nach dem Urtheil aller Zeitgenossen, waren Blick und Lächeln. In der Ruhe hatten diese blauen Augen einen milden, schwermüthigen Ausdruck, nur in Momenten der Erregung strahlten sie auf, dann aber wirkten sie hinreißend. Und sie lächelten eben jetzt, und die feinen Lippen theilten sich über den schönen Zähnen, als er zu der jungen Frau aufblickte und den Verband für vollendet erklärte. Emilie neigte dankend den schönen Kopf, während eine helle Röthe von der Stirn zum Nacken niederfloß. — Aber diese Befangenheit schwand bald unter den Scherzen der Madame S. und bei der Unterhaltung des Kaisers. Mit der Gewandtheit eines Weltmannes leitete er das Gespräch in jene Gebiete hinüber, in denen sich die junge Frau sicher fühlen mußte, — — er fragte nach ihrer Heimath, nach ihren Angehörigen — Emilie durfte von ihrer Schwester reden. — „Ich hoffe sie einst hier zu sehen!“ sagte Alexander. — Auch von der Musik plauderte man, — Madame S. rühmte die Stimme ihrer jungen Freundin. Der Kaiser blickte freudig überrascht auf. — „Sie singen?! Welch ein Vorzug, welch ein Glück!“ sagte er lebhaft. „Ich liebe die Musik, sie zerstreut mich, und beruhigt und erregt zu gleicher Zeit angenehmer, als irgend Etwas in der Welt, aber je einfacher sie ist, desto mehr bezaubert sie mich. O singen Sie mir ein deutsches Lied!“ —

Die junge Frau erhob sich, ging in den Musiksalon und nahm auf dem Sessel vor dem kleinen Rosenholzclavier Platz. „Ach meine Hand,“ seufzte sie plötzlich, „ich hatte sie vergessen, — — ich kann ja nicht spielen!“

„Begleiten Sie nur einige Accorde mit der gefunden,“ lächelte der Kaiser und lehnte sich in den Sessel zurück. —

Wenige Secunden später sang sie:

„War einst ein König von Thule“.

— Die Stimme Emiliens war von einem unbeschreiblich ergreifenden Timbre, es war der in eine Menschenkehle übertragene ächte Altviolonklang, und Nichts paßte besser für die Art ihres Gesanges, als jener schwermüthig düstere Balladengenre, den Zelter mit seinem „König von Thule“ so recht eigentlich erfunden. Sie sprach vorzüglich aus, sie athmete unhörbar, kein Zug des wunderschönen Gesichts verrieth irgend eine Anstrengung, wenn der Klang so mächtig daherströmte und anschwellte, — die Lippen öffneten sich so lieblich, über den blendend weißen Zähnen und aus den Augen brach ein wunderbares Licht. Die junge Frau am Clavier war das schönste Vorbild einer Muse des ernstesten Gesanges. —

Der Kaiser blickte unverwandt auf die Sängerin. Der pur-

purne Vorhang schloß das Bild ab — die Beleuchtung der Kerzen am Clavier ließ die Linien und Formen so magisch hervortreten — — — war es die Gegenwart oder die Vergangenheit, die den Kaiser so ergriff, daß er endlich die Hand über die Augen legte und in tiefes Sinnen versank? — — —

„Die Augen thäten ihm sinken — — trank nie einen Tropfen mehr!“ —

Als Emilie das Lied beendet, stand Alexander auf, ging ihr entgegen und küßte ihre Hand, ohne ein Wort zu sagen. — Madame S. war es, die sich der Unterhaltung wieder bemächtigte, während ihr hoher Gast zerstreut und sichtlich ergriffen in einem Bande von Rousseau's nouvelle Heloise blätterte, der auf dem Arbeitstische der Hausfrau lag. —

Endlich hob er den Kopf und sagte zu Emilien gewandt: „Madame, Sie müssen mir auch erlauben, dann und wann zuzuhören zu dürfen, wenn Sie daheim singen. Wollen Sie mir diese Gunst gewähren?“ —

Die junge Frau sah ihn verwirrt und doch zugleich mit einem reizend schalkhaften Lächeln an und erwiderte, über und über erglühend und stockend: „Majestät, als Frau habe ich Nichts zu erlauben, — da muß ich erst meinen Mann fragen.“

Ein Strahl von Heiterkeit brach aus den Augen des Kaisers. „So ist's recht — fragen Sie zunächst Herrn S. Aber bereiten Sie sich vor, daß ich mir bald die Antwort holen lassen werde.“ —

Damit stand er auf, grüßte die Damen mit unnachahmlicher vornehmer Grazie, Madame S. klingelte — Thüren flogen auf — kaiserliche Diener wurden sichtbar — — die Frau vom Hause begleitete ihren hohen Gast bis zur Treppe und kehrte dann zu ihrem Schützlinge zurück. — „Mein Engel, Sie haben sich ausgezeichnet benommen, — ich weiß, der Kaiser ist von Ihnen entzückt!“ — rief sie ihr entgegen, „welch ein Erfolg beim ersten Zusammentreffen — Welch ein Glück, diese verbrannte Hand! — Wie wird man Sie beneiden! — Aber Eins haben Sie nicht gut gemacht, meine Süße, Sie haben gegen die russische Sitte verstoßen. — Wissen Sie nicht, daß wir mit unsern Lippen die Wange des Mannes streifen müssen, wenn er uns die Hand küßt? Das Unterlassen dieser Form ist eine Beleidigung — lassen Sie sich warnen, mein Engel. — Und nun will ich ein offenes Bekenntniß ablegen, und meine kleine List frei gestehen: Ich wußte, daß der Kaiser kam, aber ich wollte Ihre Unbefangtheit nicht stören. Der Kaiser wünschte sicherlich zu wissen, ob Frau Emilie eben so klug und anmuthig sei, als schön. — — Ich denke, wir haben ihn davon überzeugt.“

Drei Tage nach jenem Abende erschien ein kaiserlicher Diener in dem Hause des Herrn Georg S., um im Auftrage seines hohen Herrn nach dem Befinden der jungen Frau zu fragen und folgendes scherzhaftes Handbillet des Kaisers zu überreichen:

Puis je espérer Madame que „Monsieur“ me permetts de prendre le Thé chez Vous ce soir à neuf heures, et que Vous me chantiez une de Vos chansons admirables, que Vous m'avez donnée l'autre jour chez Madame S. ? — Je Vous presente, en attendant mes hommages. — —

Alexandre.

Bitternd und erregt eilte Emilie in das Zimmer ihres Mannes.

„Was soll ich thun?“ fragte sie bleich und tonlos und reichte ihm die kaiserlichen Zeilen hin.

„Annehmen!“ antwortete er ruhig. —

Und in dem einfachen Zimmer der deutschen Frau saß am Abende dieses Tages der mächtigste aller Fürsten. Diesmal floß das kochende Wasser aber nicht über, Emilie erschien viel ruhiger und die Unterhaltung war bald eine so lebhaft, als hätten zwei Freunde sich nach langer Trennung wieder gefunden. Der Kaiser war in der heitersten Laune und scherzte viel. Die Stunden flogen dahin wie Minuten. Die Bewirthung war sehr einfach — es gab nur eine bestimmte Sorte kleinen Gebäcks, die Alexander bei solchen Gelegenheiten genoß, und frisches Obst. Das Alles hatte Madame S. ihrer jungen Freundin vorsorglich verrathen. Um 12 Uhr erst soupirte man im Winterpalaste, um dieselbe Zeit pflegte auch die Aristokratie Petersburgs zu Nacht zu speisen, und in der Zwischenzeit hielt man allgemein diese Thee- und Plauderstunden, die einfachste und zugleich bequemste Art der Gesellschaften. — An diesem ersten Theeabende hätte Emilie das Singen vergessen über dem anregenden Kreuz- und Querfeuer von Fragen und Antworten, wenn der Kaiser selbst sie nicht daran erinnerte.

Sie hatte sich so gefürchtet vor diesem tête à tête, und jetzt fühlte sie sich so leicht und frei. Durfte sie doch vor ihrem hohen Gaste von ihrer Heimath reden — von Vater, Mutter und Geschwistern, von dem alten wunderlichen Wolfenbüttel und dem hübschen Braunschweig, von dem arbeitsvollen Leben im väterlichen Hause, jener berühmten Erziehungsanstalt für Knaben. — Das Herz ging ihr auf, als sie das Alles so erzählte, als er Alles hören wollte, alle die tausend kleinen Dinge, nach denen hier noch keine Seele je gefragt hatte. Mit leuchtenden Augen plauderte sie von den Brüdern und Schwestern, besonders von der geliebten Elise, schilderte lachend die kleinen Pflichten und Sorgen ihrer Mädchenzeit und die arge Noth mit den wilden Buben. — — Wie wunderschön war sie in dieser leuchtenden Erregung, mit den Grübchen in Wangen und Kinn, mit dem silbernen Lachen, mit der bezaubernden Lebhaftigkeit der Bewegungen. Vergessen war längst der Kaiser, nur der langentbehrte, theilnehmende Freund saß vor ihr, der eben bat: „Noch ein Lied — ehe ich gehen muß!“ — Und da sprang sie hastig auf und setzte sich an's Clavier. Eine Händel'sche Arie lag da — — und die wunderschöne Stimme sang:

„Lascia chio piangea la dura sorte.“

Als sie sich erhob, ergriff der Kaiser wiederum ihre Hand und küßte sie. „Ich danke meiner Nachtigall!“ sagte er und ging.

Herwarth von Bittensfeld,

K. preussischer General der Infanterie.

(Mit Stahlstich.)

Zählte schon längst in der k. preussischen Armee der General Herwarth von Bittensfeld, dessen drei Brüder auch hochgeachtete Stellungen in ihr einnehmen, zu einem ihrer bedeutendsten Führer, so wurde ihm dennoch erst in dem Kriege, über dessen Abschluß

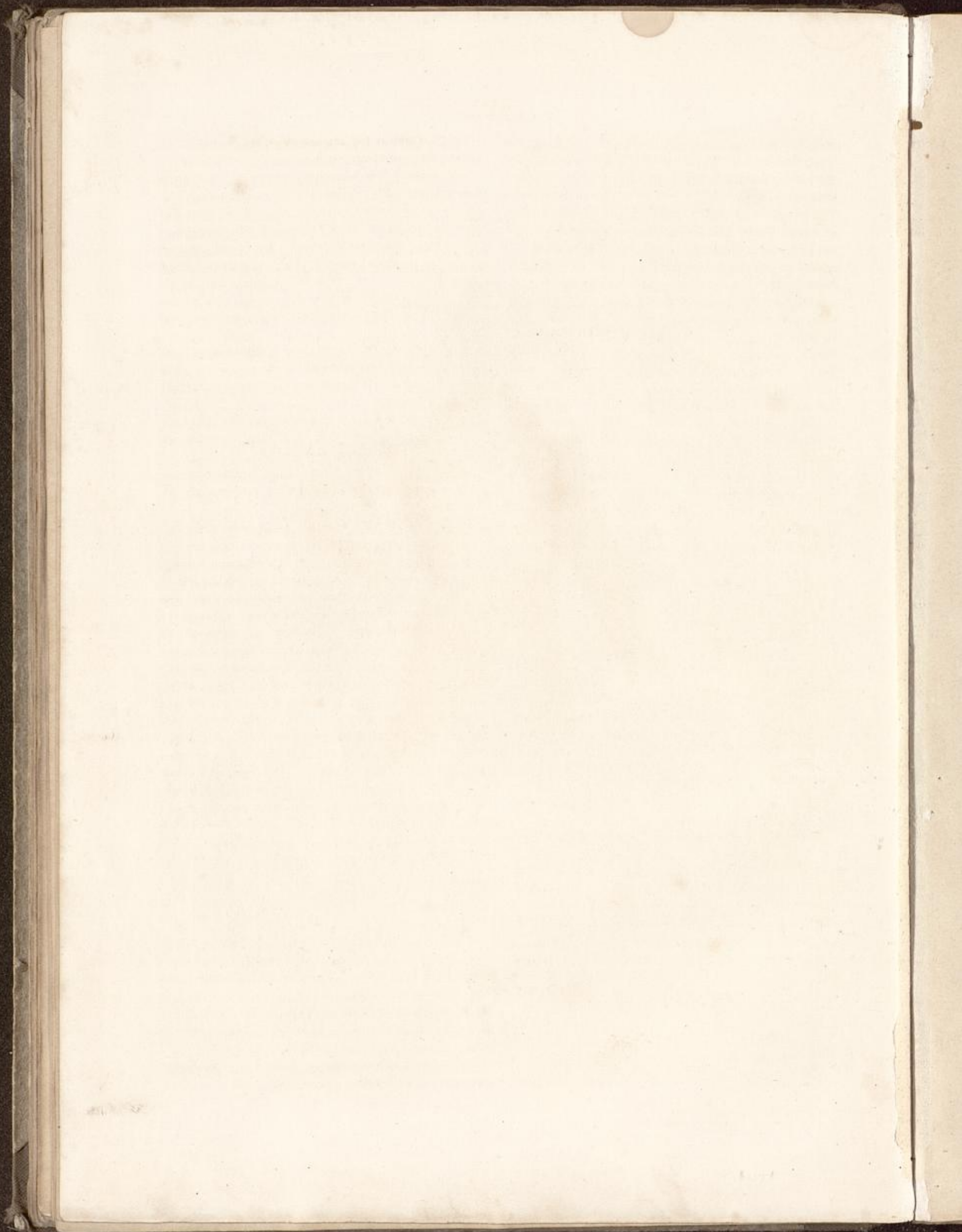


Nach einer Photographie

Nach dem Portrait von Meyer

Herwarth von Bittenfeldt
K. Preuss. General der Inf.

Verlag der Neudruckerei



jezt an den Ufern der Donau verhandelt wird, volle Gelegenheit geboten, sein Feldherrntalent in seiner ganzen Tragweite zu bekunden. Der Gang seines Lebens und militairischen Wirkens ist kurz folgender.

Herwarth von Bittenfeld wurde im Jahre 1796 geboren; des Knaben Denken und Sinnen, genährt von der damaligen kriegerischen wildaufgeregten Zeit, concentrirte sich einzig auf das Kriegerthum, so daß er schon in frühester Jugend in das „Normal-Bataillon“ zu Berlin eintrat, aus welchem im Jahre 1813 das erste Bataillon des zweiten Garde-Regiments zu Fuß formirt wurde. Als Leutnant desselben machte er die Freiheitskriege mit und avancirte dann bis zum Compagnieführer. Im Jahre 1835 wurde er Major und Commandeur des ersten Bataillons vom ersten Garde-Reserve-Regiment zu Spandau, dann Commandeur des ersten Bataillons vom ersten Garde-Regiment, 1846 interimistischer Befehlshaber des Kaiser Franz-Regiments und 1847 definitiv des ersten Garde-Regiments zu Fuß zu Potsdam. In allen diesen Stellungen bewährte er sich so sehr, daß er im Jahre 1862 das siebente, beim Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges das dritte Armee-Corps erhielt, mit dem er nach Schleswig vorrückte. Als die Düppeler Schanzen erstürmt, Prinz Friedrich Carl das Obercommando der ganzen Armee übernommen, bekam General Herwarth an dessen Stelle die Führung des ersten Armee-Corps der schleswig-holsteinischen Armee, welches damals aus der 6. und 13. Division bestand. In dieser hochwichtigen Stellung gelang ihm der ebenso glänzende als verwegene Ueberfall der Insel Alsen am 29. Juni 1864.

Nach Beendigung des schleswigischen Feldzugs wurde Herwarth Chef des achten Armee-Corps, welches Anfang Juni dieses Jahres Stellung bei Torgau nahm, zu dem noch ein Theil des neunten, das neu formirte zehnte Corps, nebst dem in Sammlung begriffenen ersten Reserve-Corps hinzutrat, und in dieser Zusammenstellung die „Elb-Armee“ bildete. Mit dieser occupirte General Herwarth bereits am 17. Juni das Königreich Sachsen, rückte, nachdem das sächsische Gouvernement auf den General v. d. Mülbe übergegangen war, mit seinem Corps nach der Gegend von Gitschin zu, wo er die Vereinigung mit dem Centrum zu bewerkstelligen hatte. Am 27. Juni bestand er bei Hühnerwasser das erste größere Gefecht und, bedrängt von Oesterreichern und Sachsen, drang er bis Münchengräß vor, wo er am 28. Juni, unterstützt durch Friedrich Carls Armee, den Feind schlug, und ihm so die Vereinigung mit der Hauptarmee gelang. In der Schlacht bei Königgräß am 3. Juli hatte er den rechten Flügel, mit dem er in heftigen Kämpfen die Flanke der Oesterreicher erschütterte und schließlich bei Eblum überrannte. In dreigliedriger Ordnung vorrückend, besetzte er am 14. Juli Znaim, drang bis wenige Stunden vor Wien mit der Spitze auf Krems. Hier gebot die vereinbarte Waffenruhe seinem siegreichen Vorwärtsschreiten Stillstand. In Monatsfrist war General Herwarth von der preussisch-sächsischen Grenze bis nahe der Donau vorgedrungen.

Blicke in die Runde.

Literatur. Zwiefach verloren. Von der Verfasserin der „Königin Isabella“, „Rina“ u. s. w. Autorisirte deutsche Uebersetzung von L. von Bischoffshausen. 2 Theile. Cassel, Verlag von J. Georg Luckhardt. Die vorliegende, in fließendes Deutsch übersezte Erzählung wird seinen Leserinnen, denn für Frauen ist sie wol in erster Reihe von der Verfasserin berechnet, einige Stunden angenehm verfließen machen. Gleich die Einleitung, dramatisch lebendig gehalten, versteht es, für die handelnden Personen um so lebhafteres Interesse zu erwecken, je mehr die geschilderten Situationen völlig dem Familienleben abgelauscht sind. Auch das psychologische und pathologische Moment hat im Eingange der Fabel eine tiefer gehende Behandlung erfahren, die es um so mehr bedauern läßt, daß sich der zweite Band fast völlig zur gewöhnlichen Romanlecture verflacht. Aber auch selbst diesem kann, trotzdem er sich eben nicht über den Niveau literarischer Alltagsunterhaltung erhebt, die Kunst, den Leser zu spannen und zu fesseln, nicht abgesprochen werden.

Der Kunststyl und seine Hauptformen. Mit besonderer Beziehung auf die dramatische Kunst. Eine kunstwissenschaftliche Studie von Dr. Karl Weigel. Stuttgart, Druck und Verlag von Emil Ebner. 1866. Je mehr man mit allem Rechte in unsern Tagen über den Verfall der deutschen Schaubühne klagt, um so mehr freut es, wenn aus der Menge deutscher Schauspieler Einzelne hervortreten und nach dem Maße ihrer Kräfte an dem Wiederaufbau ihrer Kunst thätig theilnehmen. Auch Karl Weigel, Mitglied des königlichen Hoftheaters zu Stuttgart, hat dies in dieser seiner Schrift mit redlichem Willen gethan und gerade das Thema gewählt, was so recht eine der wunden Stellen der gegenwärtigen Schaubühne berührt: Die Stylosigkeit der modernen Bühnendarstellung. Es herrscht in dieser Beziehung auf jeder Bühne ein wirres Durcheinander; eine Klarheit über den Stylbegriff fehlt gänzlich. In der guten Zeit deutscher Schauspielkunst war es die Einheit des Styles, welche Musterbühnen erzeugte. Diesen Stylbegriff durch einen historischen Rückblick auf den Kunststyl und seine Hauptformen festzustellen, ist die schöne Aufgabe, die sich Herr Weigel gestellt. Er hat sie zufriedenstellend gelöst, und es würde ihm in noch höherem Grade gelungen sein, wenn er die Fülle des Stoffes noch mehr beherrscht hätte; das Werk giebt in seinem nur kleinen Umfange zu viel unbearbeitetes Material. Dennoch wird das Buch jedem Schauspieler, dem sein Beruf nicht Handwerk ist, sich sehr geistig fördernd erweisen und allen Freunden des Schönen überhaupt eine willkommene Gabe sein.

Allen Hausfrauen unter unsern geehrten Leserinnen wollen wir hiermit ein kleines, soeben in Hamburg und Leipzig bei Jean Paul F. C. Richter verlegtes Buch empfehlen, was ihre Aufmerksamkeit in Wahrheit verdient. Es behandelt einen im wirthschaftlichen Frauenleben hochwichtigen Gegenstand: die Wäsche, und heißt: „Wasser und Seife oder Allgemeines Wäschebuch, umfassend die ganze Praxis der Wäsche. Herausgegeben im Verein mit mehren Fachleuten von Wilhelmine Buchholz.“ Der Text, den 25 Illustrationen erläutern, zeichnet sich durch Klarheit der außerordentlich practischen Vorschriften aus.

Dem französischen Theaterdichter Eduard Journer ist von der pariser Akademie der alle drei Jahre zur Vertheilung kommende Preis für die französische Literatur zuerkannt worden.

Die unter der Leitung des Dombaumeisters Voigtel vorgenommenen Ausgrabungen an der Ostseite des Domes zu Eöln sind wiederum von bedeutendem Erfolge gewesen. Auf einem römischen Boden fanden sich außer einer Wasserleitung zwei Bassins, ähnlich der in Trier aufgefundenen Badebassins. Die Steinplatten, mit welcher die Wasserleitung bedeckt war, enthielt eine Weihe-Inscription aus der spätern Römerzeit. Noch fand man in der Nähe des Bassins eine römische Ante, Reste von ebensolchen Capitalen und Pfeilern, ebenso Glas- und Thonscherben. Zeichnungen, Fundbericht und eine antiquarische Erörterung von H. Dünker werden demnächst in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ erscheinen.

Auf den Universitäten der Schweiz werden nach deutschem Vorbilde pädagogische Seminare errichtet. Die Universität Bern hat dem durch seine „Encyclopädie der Pädagogik“ bekannten Dr. A. Wittstod einen Lehrstuhl der Pädagogik angetragen.

Von Paul Gerhardt's geistlichen Liedern ist vom Consistorialrath Dr. J. F. Bachmann (Berlin, Dehmigke) eine treffliche neue historisch-kritische Ausgabe erschienen, welche in der Textkritik dieses evangelischen Liederdichters einen wesentlichen Fortschritt bekundet. Bachmann giebt nämlich überall den ältesten Druck, der sich erhalten und führt die allmäligen Veränderungen und Corrupturen des wahrscheinlichen Originals in ihrer Entwicklung auf. Die Sammlung giebt 120 chronologisch geordnete Lieder, jedes mit bibliographischen und historischen Bemerkungen über Quelle, Melodie u. s. w. Im Anhang folgen noch 11 deutsche und 8 lateinische Gelegenheitsgedichte Gerhardt's, die zum Theil erst Bachmann aufgefunden hat.

Ainsworth hat bei Chapman und Hall einen neuen Roman in drei Bänden, unter dem Titel „The constable de Bourbon“, herausgegeben.

In London soll unter dem Titel „The Stranger in London“ ein Journal herauskommen, das den Lesern seine Artikel gleichzeitig in englischer, deutscher und französischer Sprache bietet.

Der americanische Schriftsteller James Russel Lowell hat eine Novelle nach dem Muster von Goethe's „Wilhelm Meister“ verfaßt, welche von americanischen und auch von englischen Blättern als eines der besten Erzeugnisse der modernen nordamericanischen Unterhaltungsliteratur hervorgehoben wird.

Theater und Musik. Das Friedrich-Wilhelmstädtische und das Wolterdorff'sche Theater zu Berlin haben, den Zeitverhältnissen Rechnung tragend, eine Ermäßigung der Eintrittspreise eintreten lassen.

Nach einem statistischen Ausweise sind in Italien im Laufe der letzten 24 Jahre, von 1842 bis Ende 1865, nicht weniger als 889 neue Opern- und Balletmusiken geschrieben worden. Auf das Jahr 1857 kommen hiervon 43, auf 1858 29, 1859 33, 1860 37, 1861 19, 1862 22, 1863 21, 1864 ebensoviel

und 1865 23. In früheren Jahren, als Donizetti noch lebte und Ricci, sowie Mercadante noch fruchtbar waren, erreichte die Zahl der in einem Jahre zur Aufführung gekommenen neuen Opern- und Balletcompositionen manchmal 50. Donizetti componirte z. B. von 1819 bis 1830 nicht weniger als 24 Opern und in den darauf folgenden 14 Jahren gar 50 Stücke.

In der schönen Frauentirche zu Dresden hat eine große, von Mitgliedern der k. Oper veranstaltete, geistliche Musikaufführung zum Besten der hilfsbedürftigen Familien der gefallenen Sachsen stattgefunden und ist das edle Unternehmen mit dem herrlichsten künstlerischen, wie materiellen Erfolge gekrönt worden. Das Programm war: Orgelpräludium, Choral „Gieb dich zufrieden“ von Bach, „Requiem“ von Mozart, A-moll-Fuge von Bach und der 42. Psalm von Mendelssohn-Bartholdy. Die Gesangssolisten hatten übernommen: Die Damen Bürde-Rey, Krebs-Michalesi, Mosleben und Hänisch, die Herren Weizlstorfer, Hollmann, Mitterwurzer, Eichberger und Scaria. Orgel solo: Herr Hoforganist Merkel. Chor: Dreßniger und Dreßdner Sing-Akademie und Theater-Chor. Direction: Die Herren Hofkapellmeister Riez und Krebs.

Der k. preussische Hofschauspieler Berndal hat sich während seines Urlaubs dem Central-Depôt der Johanniter-Ritter zur Verfügung gestellt und ist zum Transport der, nach dem Kriegsschauplatz abgeschickten Lazareth- und Verpflegungsgegenstände beordert worden.

Herr Hader vom k. Hoftheater zu Dessau gastirte auf dem leipziger Stadttheater mit vielem Beifall als „Raoul“ in den „Hugenotten“. Leider wurde die Vorstellung im 4. Act in sehr bedauerlicher Weise unterbrochen, indem Fr. Blazek, welche die „Valentine“ meisterhaft gesungen, auf der Bühne während des großen Duetts mit „Raoul“ in eine krampfartige Ohnmacht fiel und so außer Stande war, die Partie zu Ende zu singen. Für das Fach der Possenfoubretten gastirt Fr. Brauny vom Stadttheater zu Riga und findet vielfache Anerkennung.

Fräulein Pichler, die Tochter des bekannten Baritonisten, ist als „Leonore“ in „Alessandro Stradella“ auf dem Hoftheater zu München zum ersten Male aufgetreten und hat durch schöne, gutdurchbildete Stimme, wie durch Lieblichkeit der Erscheinung allgemeines Aufsehen erregt.

Das Actien-Volkstheater zu München ist wegen der kriegerischen Ereignisse bis auf Weiteres geschlossen worden.

In Bordeaux ist der Nestor der französischen Clarinetlisten, Franco Dacosta, gestorben; er war daselbst am 17. Januar 1778 geboren. In seinem 19. Jahre kam er auf das Conservatorium nach Paris, wurde daselbst der Schüler Lesèvre's, bekam bald Anstellung in der Privatcapelle Napoleon's I. und der Bourbons, an der italienischen und schließlich an der großen Oper, überall mit Auszeichnung wirkend. Seit 1842 lebte er als Pensionair in seiner Vaterstadt Bordeaux.

Der zweiundachtzigjährige Kuber arbeitet an einer neuen komischen Oper.

Der als Componist und Claviervirtuos weithin bekannte Aloys Schmitt ist am 25. Juli, 77 Jahre alt, gestorben.

Bildende Künste. Auf dem Schiller-Platze zu Mannheim ist

die Basis des Dalberg-Standbildes nunmehr gesetzt worden. Dieselbe ist aus polirtem Syenit, von der gleichen Form und Größe wie das Piedestal des Jffland-Denkmales, und hat folgende von König Ludwig I. von Bayern verfasste Inschrift: „Ihr. Wolfgang von Dalberg, unter dessen Leitung Mannheims Bühne die ausgezeichnetste wurde.“

Mitte Juli ist die Kunstausstellung in Lille eröffnet worden. Das Local imponirt durch seine Größe; es umfaßt acht große Säle und einen Centralsalon und bietet nahezu an 2000 Metres Wandfläche. Außer dem Interesse, welches die Ausstellung hervorruft, finden die Kunstfreunde in Lille eine wenig bekannte, aber sehr interessante Sammlung, welche der Maler Vicar seiner Vaterstadt vermacht hat. Diese enthält unter Anderm eine große Anzahl Handzeichnungen von Michel Angelo und Rafael; von letzterem Meister allein über sechszig und außerdem viele Compositionen David's, zu dessen Schülern Vicar zählte.

Der Bildhauer Thomas Woolner in London hat eine für die Universität zu Cambridge bestimmte Statue des berühmten Historikers Macaulay vollendet, welche sich des allgemeinsten Beifalls erfreut. Macaulay ist sitzend im akademischen Staatsgewande dargestellt.

Der Maler Julius Köting aus Dresden, seit Jahren in Düsseldorf lebend und als Portraitmaler in der Kunstwelt rühmlich bekannt, hat neuerdings eine „Grablegung“ gemalt, welche auf rheinischen Ausstellungen großes Aufsehen hervorruft.

Die Königin Victoria hat bei dem talentvollen jungen Landschaftsmaler Peter Graham, einem geborenen Schotten, der durch ein gegenwärtig in der Akademie der Künste zu London befindliches Werk die besondere Aufmerksamkeit des Publicums erregt, drei Gemälde bestellt, welche pittoreske Gegenden in der Umgebung des königlichen Lustschlosses Balmoral zum Stoffe haben sollen.

In Riga soll ein städtisches Museum in's Leben treten. Eine Anzahl angesehenen Bürger hat sich zu diesem Zwecke verbunden und als ersten Anfang der Galerie eine Privatsammlung von 47 Gemälden erworben.

Ein Bild der Schlacht bei Königgrätz wird auf Anordnung des Königs von Preußen entweder von Camphausen oder von Bleibtreu entworfen und durch Lithographie vervielfältigt werden. Der Subscriptionspreis wird ein so niedriger sein, daß sich auch Unbemittelte das Blatt werden anschaffen können.

Das Bild von Camphausen „Die Erstürmung Alsen“ erregt in Düsseldorf, wo es jetzt ausgestellt ist, großes Aufsehen. Der Künstler bringt den Moment zur Anschauung, in welchem die ersten Boote der preussischen Angriffscolonne die Insel erreichen und die Mannschaften nach Ersteigung des steilen Uferandes sich auf die in ihrem Schützengraben postirten Dänen werfen.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Eine Dame, welche feinen Geschmack hat, besitzt darin ein unschätzbares Mittel, sich auch mit den einfachsten Stoffen

eine wahrhaft elegante Toilette herzustellen. So sahen wir kürzlich einen allerliebsten Anzug, der aus blaßgrauem Fil de chèvres mit violetten Punkten bestand. Der Rock war über einem glatten violetten Kaschmirrock durch schmale violette Kaschmirstreifen aufgerafft, die durch Perlmutterknöpfe, welche wie Maßliebchen geformt waren, eine sehr hübsche Verzierung erhielten. Hierzu wurde abwechselnd bei wärmeren oder kühleren Tagen ein russisches Hemd aus violetter Kaschmir oder eine Taille aus weißem Musselin getragen. Der kleine Sackpaletot aus Fil de chèvres hatte einen Kragen, Revers und Kermelausschläge aus violetter Kaschmir und war vorn herunter mit Perlmutterknöpfen besetzt.

Eine hübsche neue Mode ist auch die, in Kleider aus leichten hellen Stoffen nicht Kermel aus demselben Zeuge, sondern weiße lange Musselinärmel einzuheften, was dem Anzuge ein frischeres Ansehen verleiht. Natürlich kann man diese weißen Kleiderärmel nach Belieben mit Spitzen und Einsätzen verzieren, doch sieht man sie meist ganz glatt, nur vorn mit einigen Faltenreihen und einfacher oder doppelter Spitzengarnirung besetzt.

Sehr practisch für Reisen ist auch die Neuerung, daß man zu einem Rocke zweierlei Tailen, oft auch zweierlei Paletots anfertigt, da die langen weiten Röcke sich schwierig verpacken, Tailen und Paletots dagegen leicht transportabel sind, und dann doch der ganze Anzug völlig verändert erscheint. So sahen wir ein blau- und weißgestreiftes Chambérygajelleid, dessen Rock mit einem blauen Taffestreifen und zwei Reihen weißem Blondeneinsatz verziert war; dazu gehörte eine hohe Taille, die gleich den Kermeln mit blauem Taffet und weißer Blonde besetzt war und eine Schärpe, die an der Seite mit einer großen Rosette schloß und abwechselnd mit einem Gürtel getragen wurde, an dem Schöße mit drei spitzen großen Zipfeln, die auf den Rücken fielen, befestigt waren. Diese Art Schöße nennt man in Paris Folios; sie waren hier ebenfalls mit blauem Taffet und weißer Blonde eingefast. Außerdem hatte das Kleid zur Abendtoilette noch eine zweite, ausgeschnittene Taille mit einer kleinen Borte aus Puffen von weißer Seidengaze und blauen Taffestreifen und ganz kleinen Puffärmeln; zu dieser Taille kann man nach Belieben die Schärpe oder den Gürtel mit Schößen tragen. Eine dritte Abwechslung besteht in einem kleinen Sackpaletot, der rings herum ausgejackt und mit blauem Taffet eingefast ist. So vielseitig kann man eine Toilette mit einem einzigen Rocke gestalten.

Die neuesten Gürtel haben übrigens vorn weder Schloß noch Schnalle oder Rosette, sondern eine Art Gitterwerk aus Taffet, Sammet oder Band, mit Stahl-, Krystall- oder Schmelzperlen benäht. Das Gürtelband geht nämlich vorn nicht zusammen, sondern endigt an den Seiten, von wo dann das durchbrochene Gitterwerk beginnt; auf weißen Kleidern trägt man diese sehr hübschen Gürtel in buntem Taffet oder Grosgrain, auf bunten Musselin-, Joulard- oder Taffetkleidern in weißem Noire oder schwarzem Sammet; in allen diesen verschiedenen Stoffen und Farben bringt er einen gleich geschmackvollen Effect hervor.

Zum Besten der Damenttoilette hat man eine neue Art von Kleiderschränken erfunden, welche sich großen Beifall erworben haben. Sie sind sehr nützlich, weil sie wenig Raum einnehmen,

überall stehen können und doch jedem Zimmer zur Zierde gereichen, während man viel hinein hängen kann. Sie haben die Gestalt einer dicken runden Säule und werden aus Mahagony, Kastanienholz oder Nußbaum gefertigt; in der Thüre, welche nicht in der gewöhnlichen Weise nach außen zu öffnen ist, sondern sich nach innen zurückziehen läßt, ist ein großer Spiegel angebracht, um die Bequemlichkeit des Möbels noch zu vermehren, welches nirgends im Wege ist, da es keine Ecken besitzt.

Modenblatt No. 39. (825.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Promenadentoilette. Weißer runder Koffhaarkhut, dessen Rand an der linken Seite aufgekrempt ist; der Kopf ist mit grünem Sammetband und einem Raiblümchenstrauß verziert. Das Kleid besteht aus weißem Alpaca und hat zwei Röcke, dessen oberster in großen Festsens durch grüne Bandrosetten mit Enden aufgerafft, während der untere mit einer zackigen grünen Bandgarnitur umgeben ist. Die Taille ist wiederartig ausgeschnitten und mit grünen Bandruchen besetzt; das hohe faltige Musselinchemifette hat auf dem spitzen umgeschlagenen Kragen anstatt der Broche eine grüne Bandrosette, ebenso sind die glatten engen Alpacaärmel an der Schulter mit einem grünen Bandauspuß versehen. Die tief ausgeschnittene Shawlmantille aus Alpaca ist rings mit einer grünen Bandruche und an beiden Enden mit großen Bandrosetten und langen Schleifen verziert. Der Sonnenschirm ist aus grünem Taffet mit weißen Franzen.

2) Besuchstoilette. Lesbischer Hut aus Reisstroh mit einer leichten Guirlande von kleinen rosenrothen Winden, die bis auf den Rücken herabhängen. Weiße Bindebänder.

Kleid aus lila Taffet mit einer Casaquetaille ohne Kermel, die vorn grade querüber läuft, an den Seiten und hinten jedoch eine lange spitze Zacke bildet. Zwei schmale schwarze Sammetbänder und eine breite Guipurespitze umgeben die Armlöcher; rings herum ist die Casaque mit Sammet eingefast und mit sehr breiter Guipurespitze garnirt; der schmale Taffetgürtel ist mit Guipure bedeckt und mit Sammetband eingefast. Die Taschen der Casaquenschöße, sowie der Rock des Kleides unten sind mit schwarzen Seidenstickereien versehen, welche große Federn imitiren, an deren Fuß eine platt aufgesetzte weiße Spitzenschleife angebracht ist. Der Kragen ist mit schwarzem Sammetband durchzogen und die langen weißen Kermel haben Bündchen aus lila Taffet mit schwarzem Sammeteinfaz.

Feuilleton.

Zwei Maler. Peter Paul Rubens besuchte während seines Aufenthaltes in Madrid alle kirchlichen Gebäude, und so betrat er denn einst auch in Gesellschaft seiner ausgezeichnetsten Schüler

die Capelle eines ärmlich aussehenden Klosters, dessen Namen uns nicht bekannt ist.

Diese Capelle hatte gleichfalls ein dürftiges kahles Aussehen, und der Künstler wollte sie schon wieder verlassen, als seine Blicke auf ein halb versteckt im Schatten hängendes Gemälde fielen — schnell trat er näher und ein Schrei der Bewunderung ertönte aus seinem Munde.

— Was ist Euch, Meister? riefen seine Schüler.

— Seht, seht hierher! entgegnete Rubens; die jungen Leute standen bald ebenfalls von Bewunderung gefesselt vor dem Bilde.

Es stellte den Tod eines jungen Mönches von so wunderbarer Schönheit dar, daß weder die Kasteiungen noch der Todeskampf dieser Schönheit Eintrag zu thun vermocht hatten. Er lag hingestreckt auf dem Boden seiner Zelle, die Augen schon vom nahenden Tode umflort; eine seiner Hände ruhte auf einem Todtenkopfe, während die andere ein Crucifix an das Herz drückte. Im Hintergrunde des Gemäldes sah man ein anderes Bild an der Wand der Zelle über dem Bette hängen, welches der Mönch verlassen hatte, um in demüthiger Weise auf dem harten Fußboden zu sterben.

Das zweite Bild zeigte ein junges schönes Weib, die todt auf einer Bahre lag, um welche reiche schwarze Draperien und brennende Wachskerzen arrangirt waren.

Niemand hätte diese beiden Scenen betrachten können, ohne sich sofort zu sagen, daß sie sich gegenseitig erklärten und ergänzten. Eine unglückliche Liebe, eine todt Geliebte, Ueberdruß am Leben, ewiges Vergessenwollen der Welt — das war der Inhalt des geheimnißvollen Drama's, welches aus diesen beiden zusammenhängenden Bildern hervorging, deren Farben, Zeichnung und Zusammenstellung überdies eine Meisterhand verriethen.

— Meister, von wem ist dieses herrliche Gemälde? fragten Rubens' Schüler, die es von der Wand genommen hatten.

— In dieser Ecke scheint der Name gestanden zu haben, aber er ist seit kurzem weggewischt worden, entgegnete Rubens. Die Malerei ist nicht älter als dreißig und nicht neuer als zwanzig Jahre.

— Aber der Maler?

— Der Maler? Nach der Meisterschaft zu schließen könnte es Velasquez, Zurbaran, Ribera oder Murillo sein, aber Velasquez malte nicht mit so tiefem Gefühle, auch Zurbaran hätte einen derartigen Gegenstand anders behandelt, Murillo malte zarter und Ribera mit dunkleren Farben — überhaupt gehört dieses Genre keiner von ihren Schulen an. Ich kenne den Künstler nicht und möchte darauf schwören, daß ich noch nie ein Bild von ihm gesehen habe. Ich behaupte sogar, er hat gar keiner Schule angehört, vielleicht hat er nur dies eine Bild gemalt, vielleicht hätte er auch kein zweites so malen können, obwol es ein erhabenes Genie verräth. Es ist ein Werk der Inspiration, ein Widerstrahl der Seele, eine Enthüllung des Lebens. Wollt Ihr wissen, wer dies Bild gemalt hat? Dieser Todte, den Ihr da liegen seht.

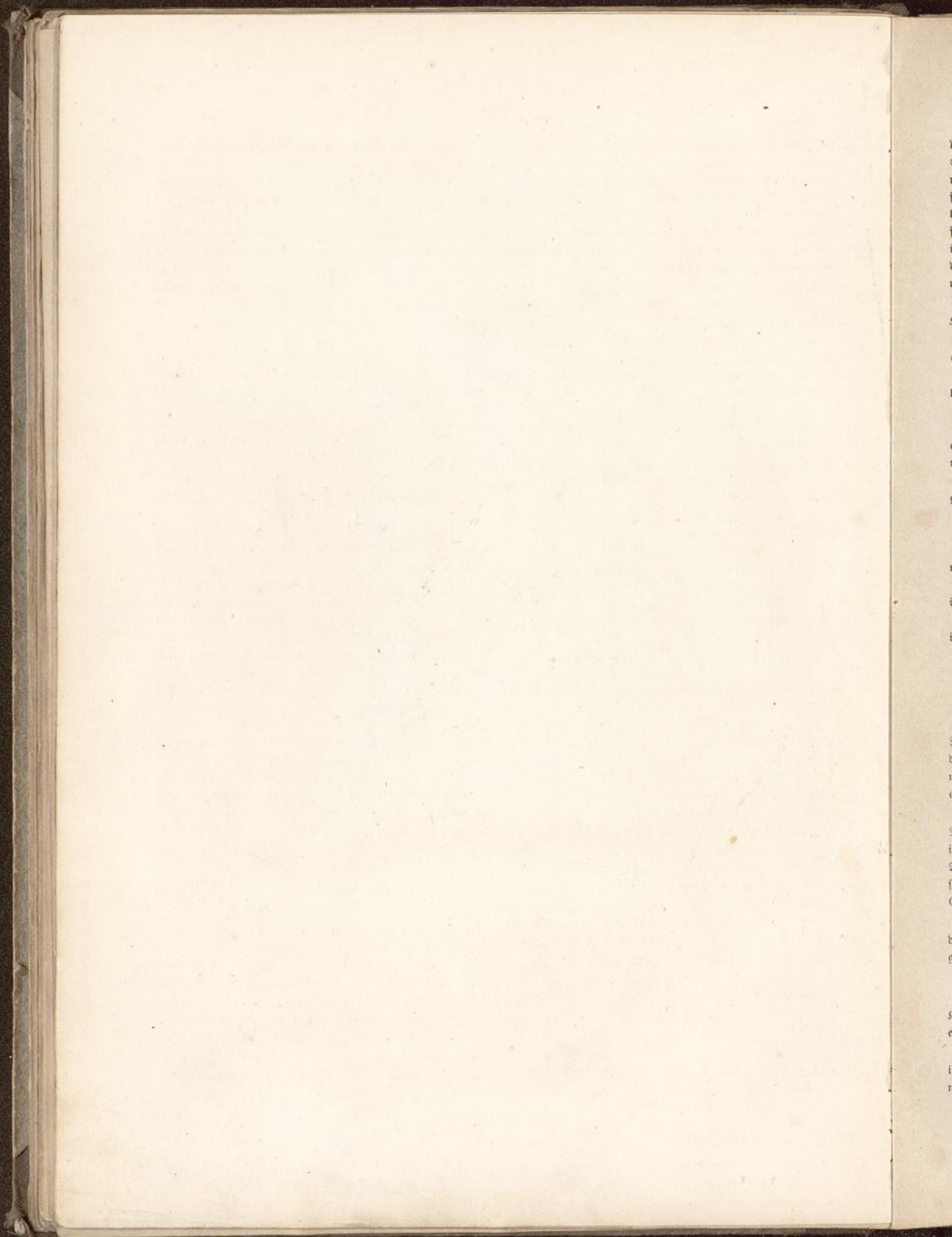
— Meister, Ihr scherzt wohl?

— Rein, es ist mein Ernst; der Maler hat sich selbst hier als sterbend dargestellt, und dort dieses schöne todt Weib war



Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.



die Seele, das Lebenslicht des Mönchs, der eben seinen letzten Seufzer aushaucht. Ich glaube, als sie aufgehört hatte zu leben, meinte er, er müsse auch sterben, wie er schon für die Welt gestorben war. Vielleicht stellt dies Bild bloß den Wunsch eines lebensmüden jungen Mannes vor und nicht seine letzte Stunde selbst — wer weiß, ob er nicht noch lebt — jedenfalls bin ich überzeugt, daß der Maler der Held dieses Bildes ist. Wir müssen den unbekanntem Künstler entdecken und zu erfahren suchen, ob er noch mehr Werke hervorgebracht hat.

So sprechend wendete sich Rubens an einen Mönch, der am Hochaltare kniete und sagte:

— Ehrwürden, meldet dem Vater Prior, daß ich ihn von Seiten des Königs zu sprechen wünschte.

Der bejahrte Mönch erhob sich mühsam und entgegnete mit leiser Stimme:

— Was wollt Ihr? Ich bin der Prior.

— Verzeiht, mein Vater, wenn ich Euer Gebet unterbrach, antwortete Rubens. Könntet Ihr mir wol den Maler nennen, von dem dieses Bild herrührt?

— Dieses Bild? wiederholte der Mönch. Den habe ich vergessen.

— Wie? Ihr habt ihn gewußt und konntet ihn vergessen?

— Ja, mein Sohn, völlig vergessen.

— Ei, ehrwürdiger Vater, Ihr habt ein schlechtes Gedächtniß! sagte Rubens spöttisch, aber sehr enttäuscht.

Der Prior kniete nieder und betete weiter, aber Rubens rief ihn an: — Ich komme vom König!

— Was wünscht Ihr noch, mein Bruder? fragte der Mönch, indem er langsam das Haupt erhob.

— Euch dies Bild abkaufen!

— Es ist nicht zu verkaufen.

— Nun, so muß ich wissen, wo ich den Maler finden kann.

— Auch das ist unmöglich, er weilt nicht mehr in dieser Welt.

— Er ist todt? rief Rubens wie verzweifelt. Todt! Und Niemand hat ihn gekannt, selbst sein Name ist vergessen. Und doch wäre dieser Name unsterblich geworden und hätte den meinigen verdunkelt, ja, den meinigen! Mein Vater, fügte er mit edlem Stolze hinzu, ich bin Peter Paul Rubens!

Bei diesem ruhmreichen Namen, der schon damals in Aller Munde war und durch die religiösen Gemälde des Künstlers auch in allen Klöstern widerhallte, färbte sich plötzlich das bleiche Antlitz des Priors mit einer tiefen Röthe und seine Augen erhoben sich mit einem Blicke der Bewunderung und Ehrfurcht auf das Gesicht des Malers.

— O, Ihr kennt mich, rief Rubens mit kindlicher Freude, das ist mir lieb! Jetzt werdet Ihr vielleicht weniger einsylbig gegen mich sein. Wollt Ihr mir nun das Bild verkaufen?

— Das ist unmöglich, erwiderte der Prior.

— Kennt Ihr wenigstens noch andre Werke von diesem der Kunst zu früh enttriffenen Genie? Köntet Ihr mir sagen, wann er starb?

— Ihr habt mich falsch verstanden, entgegnete der Mönch, ich habe nicht gesagt, daß der Maler dieses Bildes todt sei, sondern nur, daß er nicht mehr von dieser Welt sei.

— O, er lebt! er lebt also noch! riefen Alle wie aus einem Munde. Bitte, macht uns mit ihm bekannt!

— Zu was? Der Unglückliche hat längst allem Irdischen entsagt und hat nichts mehr mit der Welt zu thun, nichts!

— O, sagte Rubens aufgeregt, das ist unmöglich, mein Vater! Wenn Gott das heilige Feuer des Genius in einer Seele entzündet hat, so geschieht dies nicht, damit sich diese Seele in den Schatten vergrabe, sondern damit sie die erhabene Mission erfülle, andere Seelen zu erleuchten. Kennt mir das Kloster, wo sich der große Künstler verborgen hat, ich will ihn selbst dort auffuchen und der Welt zurückgeben. O, wie viel Ruhm steht ihm bevor!

— Und wenn er sich dessen weigert? fragte der Prior.

— Dann wende ich mich an den Papst, der mich mit seiner Freundschaft beehrt, und Seiner Heiligkeit wird es dann wohl besser gelingen als mir.

— So werde ich Euch den Namen des Malers verschweigen, wenn ich ihn auch noch wüßte, und ebenso wenig werdet Ihr das Kloster erfahren, wohin er sich verborgen hat.

— Wohl, Vater Prior, der König und der Papst werden Euch dazu zwingen, mir dies Alles zu sagen, antwortete Rubens zornig.

— Ach, thut das nicht, es wäre unrecht, Sennor Rubens! Nehmt das Bild mit, wenn Ihr Lust habt, aber stört nicht die Ruhe dessen, der es gemacht. Ich bitte Euch im Namen Gottes! Ja, ich habe einst diesen großen Mann, wie Ihr ihn nennt, diesen armen, verblendeten Sterblichen, wie ich ihn nenne, gekannt, geliebt, getröstet und aus den Stürmen der Welt gerettet, wo er beinahe gescheitert wäre — jetzt ist er ruhig, zufrieden und dem höchsten Glücke nahe! Der Ruhm! Kennt Ihr einen größeren Ruhm, als den, nach dem er strebt? Mit welchem Rechte wollt Ihr in seiner Seele das Irlicht der irdischen Eitelkeit wieder entzünden, während sein Herz jetzt nur das heilige Feuer der Liebe zu Gott und den Menschen kennt? Meint Ihr, dieser Mann habe nicht gegen alle irdischen Lodungen einen harten Kampf gekämpft, bevor er die Welt verließ und Vermögen, Ruf, Macht, Jugend und Liebe entsagte? Und Ihr wolltet ihm jetzt den erkämpften Sieg rauben? Fühlt Ihr nicht, wie viel Kummer, Enttäuschung und Bitterkeit dazu gehört haben müssen, ihn die irdischen Güter verachten zu lehren?

— Aber das heißt der Unsterblichkeit entsagen.

— Nein, das heißt darnach streben.

— Und mit welchem Rechte stellt Ihr Euch zwischen diesen Mann und die Welt, Vater Prior? Laßt Ihn selbst sprechen.

— Mit dem Rechte eines ältesten Bruders, eines Lehrers, eines Vaters, denn dies bin ich ihm gewesen. Und dann, soll ich es nochmals wiederholen? Im Namen Gottes; ehrt ihn, wenn Euch Euer Seelenheil lieb ist. — Damit zog der Mönch seine Kapuze über den Kopf und entfernte sich.

— Gehen wir, sagte Rubens, ich weiß, was mir zu thun bleibt.

— Meister, rief einer der Schüler, der den Prior unverwandt betrachtet hatte, findet Ihr nicht auch, daß dieser alte Mönch dem sterbenden jungen Manne auf dem Bilde sehr ähnlich sieht?

— Das ist wahr! riefen alle Schüler zugleich. Wenn man sich die Runzeln und den Bart weg denkt und sich das Gesicht dreißig Jahre jünger vorstellt, so erkennt man, daß der Meister Recht hatte, wenn er sagte, daß der Todte vielleicht noch am Leben sei.

Rubens starrte inzwischen schweigend, beschämt und tief bewegt dem Greise nach, der beim Verschwinden sich noch einmal umwandte und ihn würdevoll grüßte. — Er ist's! stammelte der Maler. Gehen wir, dieser Mann hat Recht, sein Ruhm ist mehr werth als der meinige, lassen wir ihn in Frieden sterben.

Dann warf er noch einen letzten Blick auf das vielbewunderte Bild und verließ träumerisch die Kirche, um im Escorial den König aufzusuchen, zu dem er beschieden war. Drei Tage darauf kehrte er in das Kloster zurück, um die Erlaubniß zu erbitten, das Bild zu copiren — es war jedoch verschwunden.

Vor dem Hochaltare sang man das „De profundis“ vor einem Katafalk; beim Nähertreten erkannte er in dem Todten den Prior.

— Friede sei mit ihm, er war ein großer Mann! sagte Rubens still, und wie gleicht er jetzt dem Bilde! —r.

Neulich hat irgendwo ein alter Invalide, der bisher sein Leben nur kümmerlich durch einen sogenannten Leierkasten gefristet, eine bedeutende Erbschaft gehoben; er kaufte sich sofort einen Gasthof und taufte ihn: „Leier und Schwert“. — Man sieht, daß das Glück sehr poetisch machen kann.

Die Liebesprache der Kaffern. Unsere Europäerinnen — es ist uns schmerzlich, es sagen zu müssen, aber der Wahrheit die Ehre — werden von den schönen Frauen der Kaffern, wo nicht an der Stärke der Liebe, doch jedenfalls an Reichthum der Liebesworte übertroffen. Die Sprache dieses Volkes ist so merkwürdig reich, daß z. B. das Zeitwort lieben für folgende neun verschiedene Zeiten ebenso verschiedene Formen hat:

diya-tanda, ich liebe,
da-tanda, ich liebte,
bendi-tanda, ich war liebend,
diya-wa-tanda, ich liebe jetzt,
di-tandilo, ich habe geliebt,
bendi-tandilo, ich hatte geliebt,
diya-ku-tanda, ich werde lieben,
diya-ku-bandi-tanda, ich werde liebend sein,
diya-ku-bandi-tandilo, ich werde geliebt haben.

Dabei giebt es aber noch viele Variationen, und den Begriff „ich war liebend“ kann man in acht, den Begriff „er (sie) war liebend“ sogar in achtzig verschiedenen Ausdrücken wiedergeben. — Wie glücklich sind doch die schönen Kafferrinnen! Wie sorgfältig können sie zwischen einem diya-tanda und einem diya-wa-tanda eines Kafferbandy unterscheiden!

Ein geheimnißvolles Paket. In Teplitz hielt sich kürzlich eine Dame auf, deren brillante Toilette bei der Männerwelt Aufsehen, bei den Damen schon fast Neid erregt hatte, denn jeden Tag sah man sie zwei- bis dreimal in verschiedenen, immer neuen und sehr eleganten Anzügen erscheinen. Sie kam direct aus Paris, aber es ward ihr nicht an der Wiege gesungen, die im Ghetto einer galizischen Stadt gestanden, daß sie, die Tochter eines hebräischen Würstelfabrikanten, mit Fürsten, Grafen und der haute finance

umgehen sollte. Uebrigens lebte die Dame, die selbstverständlich längst in den Schooß der „alleinseligmachenden Kirche“ aufgenommen ist, ausschließlich ihrer Kur und der Sorge für ihre Gesundheit.

Im selben Hause mit ihr wohnte ein Herr aus Kornneuburg, der die Französin schon seit dem Briefe Napoleon's mißtrauisch anschaute, der überhaupt in Jedem, wer nur die Endsyllben voll ausspricht, einen verkappten Preußen wittert, und sich ein patriotisches Geschäft daraus macht, Obacht zu geben, was die Fremde treibe und mit wem sie umgehe.

Eines Tages will es der Zufall, daß der gute Mann gerade in demselben Augenblicke in der Hausthur erscheint, als ein soeben angelommener englischer Missionär nach der Dame fragt und in gebrochenem Deutsch spricht: „Sagen Sie Madame, ich kam heute erst aus Berlin und überbringe hiermit das Geforderte.“ Damit überreichte er dem Stubenmädchen ein kleines Paket und entfernte sich wieder.

Mit einem wilden Sprunge hat der österreichische Patriot dem Mädchen das Paket entrißen, stürzt in aller Hast damit zum Gericht und beschwört dasselbe, das Paket zu eröffnen, denn darin berge sich ohne Zweifel ein Attentat auf Oesterreich, eine transportable Mine, eine Höllenmaschine oder wenigstens eine feindliche Correspondenz.

Man willfahrt endlich dem Andringen des Besorgten, der noch darauf besteht, daß der Ueberbringer und die Adressatin dabei gegenwärtig sein müßten. Um Auskunft über den Inhalt des Päckchens befragt, erröthet die Dame und der Missionär geräth in sichtliche Verlegenheit. Der Kornneuburger triumphirt. Jetzt giebt der fromme Mann einen anderen Inhalt an als die Dame, und sein Verdacht wird zur Gewißheit!

Da öffnet man endlich das Paket, und heraus fallen zwei elegante — Tricots!

Zunmerhin eine sonderbare Commission für einen Missionär, was dieser auch selbst gefühlt zu haben scheint, da er noch an dem nämlichen Tage das Bad verließ, nachdem er sich seiner Aeußerung zufolge die Ueberzeugung verschafft hatte, „daß bei der diesjährigen geringen Frequenz keine Aussicht auf die Rentabilität von Sammlungen für die Errichtung eines Missionshauses in Australien vorhanden wäre.“

Der Denunciant schwört aber noch heute steif und fest, mit den Tricots sei es nicht richtig, da stecke etwas Anderes dahinter.

—r.

Als Condé nach einer gewonnenen Schlacht unter dem Frohlocken aller Einwohner seinen Einzug hielt, fragte ihn ein französischer General, der auf den Ruhm des Prinzen sehr eifersüchtig war: „Was werden nun die Reider Ihres Ruhmes sagen?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete Condé; „eben wollte ich Sie darnach fragen.“

„Ein vortheilhafter Mensch,“ rühmte Jemand von einem Dritten, „das Herz liegt ihm auf der Hand.“

„Kann sein,“ erwiderte ein Anderer; „aber seine Hand steckt immer in der Tasche.“

Musikalische Verweisung. Der bekannte Componist Hector Berlioz hatte einst in Paris eine junge reizende Nachbarin, die,

obgleich sie nur wenig musikalisches Gehör hatte, sich dennoch stundenlang abquälte, um eine Sonate von Beethoven einzustudiren, und die allemal an derselben Stelle falsch griff, indem sie ais statt a spielte.

Berlioz, der sich darüber völlig ereiferte, schrieb seiner Nachbarin endlich folgende Zeilen:

„Mein Fräulein, es ist recht schön, mit Ausdauer Meisterwerke zu üben. Um der Menschlichkeit, der Tonart, der Melodie und Harmonie willen, im Namen der schönen Julia Guiccardi, welcher Beethoven diese Sonate gewidmet hat, greifen Sie im zehnten Tacte des Schlusssatzes a; Ihr ais klingt entsetzlich und wird schließlich Ihre Zuhörer noch ganz toll machen, welche noch überdies gezwungene Zuhörer sind, da Sie stets bei offenen Fenstern spielen. Greifen Sie gefälligst einen halben Ton tiefer, die weiße Taste statt der schwarzen, ich beschwöre Sie darum; mir wird dies unaussprechlich wohlthun und Ihnen kann es nicht schaden.“

Am folgenden Tage blieben die Fenster der jungen Dame geschlossen und das Clavier war verstummt, ebenso die nächstfolgenden Tage.

Berlioz, der zu erfahren wünschte, ob sein Brief die Clavierspielerin so sehr verlegt habe, um diese Wirkung hervorzubringen, fragte den Portier des Hauses, in welchem jene wohnte:

— Wohnt hier nicht eine junge Dame, die viel Clavier spielt?

— Ja wol, mein Herr.

— Ist sie vielleicht verreist oder auf's Land gegangen? Man hört sie gar nicht mehr.

— Ach nein, aber sie ist krank. Gestern war es am schlimmsten, heute geht es ihr wieder besser, aber sie fühlt sich noch sehr herabgestimmt.

— O, erwiderte Berlioz mit schlecht verhehlter Befriedigung, wenn sie nur um einen halben Ton herabgestimmt wird, das ist Alles, was ich von ihr verlange. —r.

Albumblätter.

Wohl dem, der immer gleiches Muthes
Sein Loos empfängt, gefaßt und stät;
Der, treff ihn Schlimmes oder Gutes,
Nie treucht, noch fliegt, nein, vorwärts geht!
Er dankt, wo Saat zur Frucht gedeihet;
Auch Mißwachs nimmt er unbereuet,
Wer treu gedert und gesät.

Vog.

In Dir selber suche nach der Wahrheit,
Ward auch Alles rings um Dich zur Lüge!

Fr. C. Schubert.

Krieg ist ein gewichtig Wort, aber die Ehre ist gewichtiger!
Friede ist ein lieblich Wort, aber das Recht ist lieblicher; wo er
Ehre und Recht angreift, muß der Krieg nicht abgewiesen sein,
wenn auch der Friede willkommener wäre.

Th. Daun.

Räthsel und Aufgaben.

Es wandelt in der Regel
Auf zwei gefunden Füßen,
Und macht der Füße täglich
Von sehr verschiedner Dauer.
Die einen, hingepfuschet,
Sie sterben, kaum geboren,
Die andern, Werk des Meisters,
Sie gehn und überleben
Euch, gute Leser, alle;
Sie gehn und überleben
Jahrtausende. — Da wäre
Mein Räthsel! Könnt Ihr rathen?

Homonym.

Kennst Du das Wort?

Mich formt der Zeichen vier;
Den Trägen eine Last,
Bin ich dem Fleiße eine Bonn' und Zier,
Und Recht und Wohl eint stets der Christ mit mir.

Kennst Du den Fisch?

An Europa's Meeren lebt
Ein zahlreich Volk
Von Fischern durch mich und weht
Manch' künstlich Netz, bis es mich hat erstrebt.

Kennst Du die Stadt,

Wo Alpenrosen blüh'n
Am Keinen See,
Wo rings Gebirge zieh'n?
Dort lieg' ich schön, Du find'st mich ohne Müh'n.

Was ist im Kriege oft ein schlimmer Fall?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 31.

Herrmann.

Jungfrau.

Sie sind beide mitten im Wasser.

Das Alphabet hat nur ein B, das Menschenleben hat aber viele B.

Wer meint, daß er weise sei,
Dem steht der Esel nahe bei.

Briefpost.

Hrl. Ch. H. in Bonn. Freundlichsten Dank für Ihre Sendung; die Aufgaben sowol als die Räthsel werden sehr bald Aufnahme finden.

Herrn Stud. v. E. in Z. Sehr gut gerathen.

Herrn Dr. A. G. in S. Noch nicht bekannt genug für unsere Portrait-Galerie.

Hrl. R. C. in D. Bei Lesung Ihres werthen Schreibens, dessen Vertrauen uns sehr erfreut hat, mußten wir unwillkürlich an Goethe's Ausspruch denken: „Wo so ein Köpchen keinen Ausweg sieht, stellt es sich gleich des Ende vor.“

Herrn Secret. B. M. in Annaberg. Zu ausgesponnen; solche Thematata fordern epigrammatische Kürze und Schärfe.

Herrn A. S. in T. Sie scheinen uns ganz vergessen zu haben.

Hr. v. H. in Schw. Es hat uns sehr erfreut, daß Ihre Wünsche und unsere Dispositionen so zusammenfallen.

Hrl. Aug. C. in W. Vielleicht leistet Ihnen das bewährte Fleckwasser Eau de Javelle, das Sie in jeder großen Droguenhandlung oder Apotheke erhalten, bessere Dienste.

Hrl. L. M. in D. Die Mode schreibt den Damenbeinkleidern keine besondere Länge vor, doch dürfen sie nie bis zum Knöchel reichen, wären sie am Rande auch noch so zierlich garnirt.

Hr. G.-N. v. F. in Berlin. Ein einfacher radförmiger Burnus ist der zweckmäßigste Staubmantel. Für heiße Sommertage rathen wir Ihnen zu einer Mantille Scharpe vom Stoffe der Robe. Der ältere Sammetumhang wäre vielleicht am besten in eine palmetartige Jacke umzuformen. Die Wollencarderei würde in einer Kunstwäscherei ihre sicherste Wiederherstellung finden.

Intelligenzblatt zur Amoden-Beitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Zeilen laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Tblr. Gebühren bei 1/4, 1/2 und 1 Bogen und 5 Tblr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Die Sticker-, Tapissier- und Modewaaren-Manufactur

von

J. A. Sietel in Leipzig,

Grimm. Straße 16, im Mauricianum, empfiehlt sich einem geehrten Publicum mit einer reichen Auswahl ihrer Erzeugnisse, sowie zu Ausführungen von Aufträgen in Gold-, Silber- und Seiden-Stickeri auf Mäntel, Mantillen, Paletots, Ueberwürfe, Mädchen- und Knabenanzüge nach deutschen, englischen und französischen Modellen etc.

Auswahlfendungen auf franco und sichere Referenzen werden bereitwilligst ausgeführt.

Keine Erfindung auf dem Gebiete der Toilette-Chemie hat wohl jemals so allgemeine Anerkennung und so großartige Ausbreitung über die ganze civilisirte Welt gewonnen, als der Hautschilde Haarbalsam, kein kosmetisches Präparat so schnell sich unentbehrlich gemacht, wie aus dem Toilettenbuch der Fürsten, so in jedem Hause, wo man den Besitz eines vollen, schönen Haarwuchses zu schätzen weiß. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht bereit liegende Briefe und Anekdoten, darunter viele von fürstlichen Personen, berühmten Gelehrten und Staatsmännern, bestätigen die überraschende Wirksamkeit des Balsams, der nicht allein das Ausfallen der Haare sofort beseitigt, sondern auch auf selbst schon länger todt gewesenen Scheiteln in oft ungläublich kurzer Zeit jungen Nachwuchses erzeugt.

Die große Nachfrage, deren sich J. A. Hautschilde vegetabilischer Haarbalsam überall zu erfreuen hat, hat eine Menge Nachahmungen, die unter ähnlichen Namen angefangen werden, hervorgerufen, ich bitte deshalb darauf zu achten, daß an jedem Orte nur eine einzige Verkaufsstelle für Hautschilde Balsam existirt und dieselbe in Leipzig ausschließlich bei mir in Originalflaschen à 1 Thlr., 1/2 Fl. à 20 Ngr., 1/4 Fl. à 10 Ngr. zu haben ist.

Julius Kratze Nachfolger in Leipzig.

Zur gänzlichen Vertreibung der Sommerprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochlitz i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesetzlich garantirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante Sangerhausen.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Otto Bauck,
Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten.

== Erster Band: ==

Aus der deutschen Bühnenwelt.

Dramaturgische Studien über Theater und Theaterdichtung, Schauspielkunst und Schauspieler, mit Hinblick auf die Blüthezeit der Dresdener Hofbühne und die Münchener Mustervorstellungen im Jahre 1854.

28 Bogen gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

== Zweiter Band: ==

Vom Literaturgeist unserer Tage.

Aesthetische Unterhaltungen und kritische Schlaglichter über Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa.

24 1/2 Bogen gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Drei Jahre im Nordwesten von Afrika.

Reisen in Algerien und Marokko

von

Heinrich Freiherr von Malhan.

4 Bände. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

Während eines dreijährigen Aufenthalts in Algerien und Marokko hat der Verfasser nicht nur die nördlichen Provinzen dieser Länder, sondern auch das wenig bekannte Innere, die große Kabyllie und die Sahara bereist und ist in letzterer bis Tuggurt vorgebrungen. Das Hauptinteresse des Werkes möchte jedoch seine Vereisung des den Europäern so unzugänglichen Kaiserreichs Marokko bieten, sowie der Besuch des Verfassers am Kaiserl. Hofe in der Kaiserstadt Marokko selbst, welche in diesem Jahrhundert nur von drei bis vier Europäern besucht worden ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.



Redaction: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue, von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürer'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfide 6 Thlr.
mit Stahlfide 8 Thlr.

Der ältliche Herr.

Eine Badesizze

von

Friedrich Gerstäcker.

In Bad Ems stand die Saison in voller Blüthe und der Platz war seit langer Zeit nicht so besucht gewesen, wie in diesem Jahre. Dazu begünstigte das außerordentlich freundliche Wetter nicht allein die Kur, sondern verstattete auch den Patienten, oder besser gesagt Badegästen, die weitesten Ausflüge in die Nachbarschaft, in der sich reizende Parteen nach allen Seiten machen ließen.

Früh Morgens wogte dann auch — während die nassauische Militairmusik unermülich, von ihrem Dirigenten selbst „componirte“ Potpourris spielte — die Schaar der Lustwandelnden auf der Promenade auf und ab, während Mittags und Nachmittags — bis das Abendconcert wieder begann, der Hauptplatz wie ausgestorben schien.

Das war dann die Zeit, wo die gepuzten Menschen — auf Eseln oder zu Fuß — in die schattigen Berge hinaufkletterten, um auf den Höhen zu lagern und von dort den sonnigen Badeplatz aus der Vogelperspective zu betrachten.

Nur im Spielsaale wurde es nicht leer. Die Eier nach dem dort roulirenden Gold regte die Leidenschaften

auf, und was das heilkräftige Wasser am Morgen genügt, zerstörte Mittags wieder der grüne Tisch. — Was kam auch eigentlich darauf an, ob die Kranken das Bad geheilt verließen — die Actien der Spielbank stiegen von Jahr zu Jahre, und daß Schweiß und Blut an dem Gelde klebte, machte dem französischen Gesindel und seinen vornehmen Beschützern wenig Sorgen.

Wol muß einmal die Zeit kommen, wo dieser Fluch unserer Civilisation ausgerottet und jene Bande von Croupiers aus dem Lande und über ihre Grenze gejagt wird, und dann werden wir nicht begreifen können, wie es möglich war, sie so lange zu dulden. Jetzt aber grünt und blüht sie noch in unseren reichsten Gauen, und wenn sie im Herbst ihre geldgefüllten Koffer nach Frankreich hineinschleppt, lacht sie der Thoren, die sie auf der Leimruthe gefangen und gerupft.

Gott bessere es!

In Ems, wie im ganzen nassauischen Lande blühte ihr Geschäft aber noch flott, und während draußen der helle Sonnenschein auf den Bergen lag, und die Vögel zwitscherten und sangen und der blaue Himmel sich über die Erde spannte, drängte sich ein dichter Schwarm von Spielern um den grünen Tisch im reich geschmückten Saale, um mit lautlosem, peinlichem Schweigen den Urtheilssprüche zu lauschen, die ihnen Glück oder Unglück kündeten.

Aus dem Saale trat ein junger Mann — er sah bleich und erregt aus und der stiere Blick flog unstät über den freien Raum. Gerade in der Thüre begegnete

er einer Gruppe von Herren und Damen, die eben die Spielhölle betreten wollten. Er sah sie aber gar nicht und drängte sich, die glanzlosen Augen am Leeren hastend, zwischen ihnen durch auf die Promenade.

Die Gesellschaft blieb stehen und sah ihm nach.

„Der hat verloren,“ lächelte ein Elegant mit einem spitzen Schnurr- und Knebelbarte — „aber er scheint noch ein Neuling zu sein, denn einem alten Spieler würde man es nicht ansehen dürfen.“

„Armer junger Mensch,“ flüsterte die eine Dame mitleidsvoll.

„Bah — weshalb spielt er,“ sagte der Erste wieder; „aber lassen Sie uns eintreten, meine Damen, wir bekommen sonst keinen Platz am Tische.“

Die Gesellschaft verschwand im Saale und der junge Spieler — so wenig seiner selbst bewußt, daß er nicht einmal den Hut draußen aufsetzte, sondern ihn noch immer in der Hand behielt, schnitt quer durch die Stühle und Tische am Promenadenplaz hin, rechts an den Kurgebäuden vorüber, der kleinen eisernen Brücke zu, die über die Lahn nach dem anderen Ufer hinüberführte.

Dicht vor der Brücke überholte er einen ältlichen Herrn mit zwei Damen, aber er sah oder beachtete sie gar nicht. Mit raschen Schritten eilte er über die Brücke, bis er etwa die Mitte derselben erreicht hatte, warf dort zuerst einen Blick über das Geländer in die Fluth hinab, dann sah er sich wie scheu um, ließ plötzlich seinen Hut fallen, ergriff das Geländer mit beiden Händen, schwang sich hinauf und verschwand im nächsten Augenblicke in der über ihm zusammenschlagenden Fluth.

Die beiden Damen, welche indessen mit ihrem Begleiter ebenfalls die Brücke betreten hatten und unmittelbare Zeugen des Ganzen gewesen waren, stießen einen lauten Schrei aus, und sahen nur noch, wie vom anderen Ende der Brücke ein junger Mann, der den Vorgang ebenfalls bemerkt haben mußte, im flüchtigen Laufe herbeiflog, an der Stelle angelangt, ohne Weiteres seinen Strohhut zu Boden warf, seinen Rock abstreifte, und sich dann, ohne auch nur einen Moment zu zögern, ebenfalls von der Brücke hinab in die Lahn warf.

Die beiden jungen Damen eilten jetzt der Stelle zu, um zu sehen, ob das Rettungswerk des wackeren Helfers gelingen würde; der ältere Herr dagegen, der die Sache viel kaltblütiger zu nehmen schien, folgte ihnen weit langsamer und blieb endlich am unteren Geländer stehen, um den Verfolg des kleinen Abenteurers von dort, wo er sich gerade befand, zu beobachten.

Uebrigens schien die verzweifelte That des Unglücklichen von beiden Ufern des kleinen Stromes aus gleichzeitig bemerkt zu sein, denn von beiden Seiten eilten Leute herbei und aus dem dicht am Ufer stehenden Polizei-

gebäude sprangen ein Paar Polizeidiener hinab und in ein dort befestigtes Boot, um wo möglich den Selbstmord zu vereiteln. Sie wären aber doch vielleicht zu spät gekommen, hätte der junge Fremde, der ein rüstiger Schwimmer schien, nicht den Unglücklichen schon gefaßt und, trotz seines Sträubens, über Wasser gehalten. Vergebens aber suchte er mit ihm das dort außerdem hoch ummauerte Ufer zu erreichen, und dabei kam ihm denn endlich das Boot zu Hülfe. Rasch erfaßte er dessen Rand und hielt jetzt den Unglücklichen so lange, bis ihn die beiden Diener der öffentlichen Sicherheit ebenfalls ergreifen und in das Boot ziehen konnten. Der Fremde folgte dann nach, und etwas weiter unterhalb landeten sie, um jetzt den jungen verzweifelten Menschen, der aber nicht den geringsten Widerstand mehr leistete, auf die Polizei abzuführen, damit er sich dort verantwortete.

Wenn ihm die Sicherheitsbehörde auch das volle Recht eingeräumt oder doch wenigstens in der Spielhölle die Gelegenheit geboten hatte, über sein eigenes oder anvertrautes Geld zu verfügen, so schien sie ihn vollständig mit der Gewalt über sein eigenes Leben beschränken zu wollen. Er hatte zu einem Selbstmorde in Nassau keine polizeiliche Erlaubniß.

Indessen breitete sich die Nachricht über das beabsichtigte Vergehen blitzschnell in der Nachbarschaft aus. In einem Badeorte hat, die Kellner und Köche ausgenommen, Alles Zeit, und selbst das unbedeutendste Außergewöhnliche ist willkommen, um für einen Moment die Monotonie des Badelebens zu unterbrechen.

An beiden Ufern sammelten sich die Neugierigen, und als der wieder auf's Trockene gebrachte arme Teufel abgeführt wurde, drängten die auf der anderen Seite Befindlichen rasch über die Brücke, um den interessant gewordenen jungen Mann auch einmal in der Nähe zu betrachten und nachher genau erzählen zu können, wie er ausgesehen habe.

Die beiden jungen Damen hatten indessen neben dem abgeworfenen Rocke und Hute des Fremden gestanden, was Beides noch auf dem Boden lag. Die Jüngste von ihnen bemerkte aber in der aufgeführten Brusttasche des Rocks eine grünsaffiane Briestafche, und als die vielen Leute vorüber eilten und Einige sogar auf den Rock traten, bückte sie sich unwillkürlich und hob ihn und den Hut auf. Der edle junge Mann, der so rücksichtslos sein Eigenthum von sich geworfen hatte, nur um einem anderen, jedenfalls fremden Menschen zu helfen und ihn zu retten, durfte doch nicht auch noch, als Dank für seine wackere Gesinnung, zu Schaden kommen. Es war das Wenigste, was sie für ihn thun konnten, daß sie Acht auf das Verlassene hatten.

Ihr älterer Begleiter kam jetzt ebenfalls heran und

lächelte spöttisch, als er die junge Dame mit dem Rock und Hute des Fremden auf der Brücke stehen sah.

„Du siehst wirklich gut aus, Elise,“ sagte er, „und trägst Deine Last mit Würde.“

„Ich konnte doch die Sachen nicht auf der Brücke liegen lassen,“ erwiderte die junge Dame erröthend — „es liefen so viele Menschen vorüber und erst neulich las ich in einer Zeitung, daß ein junger Mann, der in einem ähnlichen Falle in Berlin einen Anderen aus dem Flusse gezogen, bei seiner Rückkehr keines der abgeworfenen Kleidungsstücke wiedergefunden habe.“

„Dagegen wolltest Du diesen jungen Herrn also sicher stellen?“ nickte ihr Begleiter, wo möglich noch spöttischer als vorher — „dann amüsire Dich gut, mein Kind — ich werde mit Bertha indessen voran in's Hôtel gehen, denn Du darfst doch keinesfalls den Platz verlassen, bis Dein Schützling zurückgekehrt ist.“

„Da kommt er schon,“ rief Bertha, die andere junge Dame, „lieber Gott, wie naß er aussieht!“

„Wie eine gebadete Maus,“ lachte der ältere Herr — „ich würde Dir aber rathen, mein Kind, die Sachen wenigstens niederzulegen, Du kannst ja daneben stehen bleiben — oder willst Du sie ihm feierlich als «weiß gekleidete Jungfrau» überliefern?“

„Du bist unausstehlich heute,“ sagte das junge Wesen, indem sie tief erröthete, in aller Verlegenheit aber die Sachen doch neben sich auf den Boden legte. Das geschah aber zu spät, als daß es der jetzt auf die Brücke tretende Fremde nicht noch hätte bemerken müssen. Er wußte deshalb, wer sich seiner Sachen angenommen, und als er näher kam, sagte er — in seiner nassen Toilette doch auch ein wenig befangen:

„Nehmen Sie den innigsten Dank, mein gnädiges Fräulein, für Ihre unendliche Liebenswürdigkeit.“

„Bitte, mein Herr — es war“ — stammelte die junge Dame — nicht dem Fremden, sondern ihrem älteren Begleiter verlegen gegenüber, denn sie sah, daß sich dieser die größte Mühe gab, sein Lachen zu verbeißen. Er befreite sie aber auch ohne Weiteres aus dieser Lage, indem er ihr seinen Arm reichte und sie, mit einer leisen Neigung des Kopfes gegen den Fremden, über die Brücke hinüberführte.

Dieser blieb indessen, ganz in das Anschauen der holden jungen Dame versunken, mitten auf der Brücke stehen, und sah ihnen nach, soweit er ihnen mit den Augen folgen konnte. Endlich fing es ihn aber doch an in den nassen Kleidern zu frösteln; die Zähne schlugen ihm zusammen, und da sich auch weiter Niemand um ihn bekümmerte — war doch der Gerettete eine viel interessantere Persönlichkeit, als sein Retter — so setzte er seinen Hut auf, nahm den Rock in die Hand und schritt,

so rasch er konnte, am Kurhause vorbei und seiner eigenen Wohnung zu, die Straße hinab.

Ein so wohlthuendes Gefühl es ihm aber auch hätte dabei sein müssen, ein Menschenleben gerettet zu haben, so überließ er sich sonderbarer Weise doch weit weniger diesem angenehmen Gedanken, sondern beschäftigte sich entschieden nur mit seinem augenblicklichen Zustande.

„Den Teufel auch,“ brummte er leise vor sich hin, „da muß mich der Böse plagen, daß ich gerade über die Brücke komme, wie der Holzkopf in's Wasser springt — und ich hinterher. Wer von uns Beiden war nun der Dämmste? — Jedenfalls ich, denn er mußte einen Grund dafür haben und mich ging die ganze Geschichte eigentlich gar Nichts an. Und was habe ich jetzt davon? — Mein einziges gutes Paar Hosen auf unbestimmte Zeit gründlich ruinirt, und meine Stiefeln — na ja — ob ich es mir nicht gedacht habe: da klappt das ganze Oberleder weit auf und jetzt kann ich mich nur zwei Tage in's Bett legen, bis mich Schuster und Schneider erst wieder restaurirt haben — und nachher die Rechnung in dem theueren Neste. Das geschieht Dir aber Recht, Florian — ganz Recht geschieht Dir's, denn Du mußt Deine Nase in Allem haben, und wenn sie Dir nun indessen Deine Briestafche mit Deinen letzten zehn Thalern gestohlen hätten, heh? — was dann? hättest Du Dich bei irgend Jemandem beklagen dürfen? Aber jener schützende Engel! — beim Himmel, wie aus Rosendust und Lilienthau gewoben — noch ein Ideal! Heiland der Welt, wie viel Ideale habe ich eigentlich schon, und immer wieder taucht ein neues auf, und eins schöner und holdseliger als das andere. — Aber was nützt mir's,“ setzte er nach einer kurzen Pause niedergeschlagen hinzu — „mir hilft's doch Nichts, denn das ist jedenfalls irgend eine junge Comtesse oder Prinzessin, wie sie hier zu Dutzenden incognito herumlaufen, die mir aus reiner Gutmützigkeit meinen Rock aufgehoben. — Jetzt geht sie denn in aller Gemüthlichkeit zu ihrem Diner, und denkt gar nicht mehr an den armen Teufel, und ich — madennaf wie ich bin, darf mich nicht einmal vor Jemandem sehen lassen. Das einzige Gute ist, daß mir heute Niemand gesegnete Mahlzeit zu wünschen braucht.“

Es wurde in der That nöthig, daß sich der junge Mann von der Straße entfernte, denn sein wunderlicher Aufzug theils, theils sein halblaut geführtes Selbstgespräch hatte schon eine Anzahl von jugendlichen Gestalten herbeigelockt, die anfangen, sich über ihn zu amüsiren. Seine Vorahnung schien sich auch zu bestätigen. Nur spärlich mit Garderobe ausgerüstet, mußte er in der That zwei volle Tage, wenn auch nicht gerade das Bett, doch sein Zimmer hüten, um seine Bekleider und Stiefeln erst wieder in Stand zu bekommen, und erst am dritten

Morgen durfte er wagen, sich auf's Neue auf der Promenade sehen zu lassen.

Florian Heldenstern war übrigens nicht nach Ems gekommen, um eine Kur zu gebrauchen, ebensowenig, um sich zu amüsiren, denn — seine Mittel erlaubten ihm das nicht. Florian Heldenstern hatte aber trotzdem einen Zweck, und zwar einen literarischen, denn seinem Stande nach gehörte er zu den „Mittern vom Geiste“. Er war mit einem Worte Dichter, und machte hier — im Auftrage eines größeren Blattes, um Correspondenzen zu schreiben und vielleicht auch Stoff zu kleineren Erzählungen zu sammeln — Studien in der Badewelt, die ihm den Hintergrund zu seinen Novellen liefern sollten.

Einen eigentlichen Stoff hatte er freilich noch nicht; es fehlte ihm zu spannenden Novellen weiter Nichts, als piquante Persönlichkeiten und Verwickelungen; aber er hoffte das Alles hier zu finden und quartierte sich zu dem Zwecke in einem der billigsten Gasthöfe des etwas kostspieligen Ortes, im Hôtel Wolf, ein. Vergebens aber durchstreifte er die ersten acht Tage den Spielsaal, wie die benachbarte Umgebung, drängte sich in Picknicks und geschlossene Gesellschaften, erkletterte steile Bergrücken und langweilte sich halbe Nächte lang in den Concerten des Kursaals. Er konnte nichts Außergewöhnliches finden, denn Alles ging sein gewohntes alltägliches Geleis, was nicht regelmäßiger in irgend einer kleinen deutschen Provinzialstadt betreten werden konnte.

Morgens war Musik und die Kurgäste gingen dabei spazieren und tranken schlecht schmeckendes Wasser mit oder ohne Eiskmilch. Dann zog sich Alles in seine Apartements zurück oder machte Partien. Ueber Mittag schien der Platz wie ausgestorben, und erst Abends bewegte sich die schöne Welt in exquisiter Toilette vor dem Kurhause auf und ab und füllte die Promenaden und Spielsäle, ohne irgend welche Leidenschaft zu zeigen.

Selbst am grünen Tische hatte er vergebens auf der Lauer gelegen, um irgend etwas Außergewöhnliches zu entdecken. Bei völliger Todtenstille wurde gesetzt und abgezogen und Gewinnst eingestrichen oder Verlust ignorirt. Keiner verzog eine Miene, und daß sich französische freche Loretten dazwischen drängten und für ihr oder anderer Leute Geld pointirten, bemerkte er wol, konnte es aber nicht benutzen, da es schon zu oft beschrieben worden.

Da kam ihm, wie ein Gott gesandt, der versuchte Selbstmord des unglücklichen Spielers, dessen eigentliche Pointe aber seine eigene Gutmüthigkeit vollständig ruinirte. Er vergaß in dem Momente nicht allein sein eigenes Interesse, sondern sogar sich selbst, sprang über die Brücke, brachte den Ertrinkenden, über dessen Leiche er die interessantesten, bogenlangen Betrachtungen hätte anstellen können, Lebendig ans Ufer zurück und besaß

jetzt nicht einmal ein Paar Hosen und Stiefeln, um auf frischer That Nachforschungen über das Schicksal des Unglücklichen anzustellen und aus dessen eigenem Munde seine Lebensgeschichte zu erfahren.

Sein erster Ausweg, wie er sich wieder restaurirt sah, galt allerdings dem Zwecke, und er ging damit augenblicklich an die rechte Quelle: auf die Polizei. Aber er erfuhr dort nur, daß er zu spät kam. Der junge Mann war ein „Knopfreisender“ gewesen, der für die Firma So und So in Quedlinburg Geld eincaßirt und dasselbe hier in Ems verspielt hatte. Da man ihm übrigens zutraute, seinen Selbstmordversuch zu wiederholen, was die „Bank“ gerade nicht gern sah, so hatte ihm diese 20 fl. Reisegeld gegeben. Dadurch kam er fort und konnte denn, wenn er es später für gut fand, seinem Leben im Rheine oder irgend einem anderen deutschen Strome ein Ende machen; Ems war jedenfalls von ihm befreit.

Florian Heldenstern verließ das Polizeiamt in einer wahrhaft verzweifelten Stimmung, denn wenigstens drei oder vier höchst interessante Capitel waren ihm durch das Verschwinden dieses Individuums in's Wasser gefallen. — Aber jenes schöne Mädchen, das er am Tage seines Abenteuers zum ersten und letzten Male gesehen — wenn er sie wenigstens wiederfand, so hätte das vielleicht einen Anknüpfungspunct für weitere spannende Situationen gegeben. Wie hieß sie aber und wo wohnte sie? — Er wußte Beides nicht und es blieb ihm jetzt nichts Anderes übrig, als die Schwärme von Lustwandelnden genau zu mustern, um zwischen diesen seine verlorene Schöne wieder anzutreffen.

Das allerdings schien, gerade in Ems, nicht so schwer, da sich das Terrain für die Spaziergänger oder „Wassersläufer“, wie man sie besser nennen könnte, nur auf einen sehr kleinen Raum erstreckte. Nichts desto weniger suchte er mehre Tage lang Alles vergeblich ab, durchwanderte die Trinkhallen und den Platz vor dem Kurhause, trogte selbst den endlosen Potpourris der Musik und stieg sogar zu den verschiedenen Ausgucks auf alle benachbarten Berge hinauf, von denen man eben so verschiedene Ansichten der kleinen Badestadt bekommt. Er begegnete dabei allerdings unzähligen und auch oft sehr hübschen Mädchen, theils in Begleitung eines Esels, theils im Sattel; er sah ländliche Familiengruppen und Berliner Picknicks, überraschte einzelne Paare beim Heidelbeerfuchen und englische Gruppen, die sich einander todtschwiegen — aber die Gesuchte war nirgends unter ihnen und er glaubte schon — ja, mußte so glauben, daß sie Ems wieder verlassen hätte, um vielleicht eine Nachkur irgendwo am Rheine zu gebrauchen.

Er hatte es in der That auch vollständig aufgegeben, die „Verlorene“ wiederzufinden und fing schon an, in gereimten und ungereimten Versen für sie zu schwärmen. In der Erinnerung, während ihr Bild noch klar und deutlich vor seiner Seele stand, wurde ihm dieses letzte Ideal auch immer ideeller, immer märchen- und traumhafter. Auf der Brücke war sie ihm erschienen — sie mußte aus der Fluth zu ihm emporgestiegen sein und er begann ein größeres Idyll unter dem Titel „Die Nixe der Lahn“, wobei er sich schon überdachte, welchen Verleger er damit unglücklich machen wolle.

Einmal aber in dieses Geleis geistigen Schaffens hineingerathen, wurde er für seine wenigen Bekannten in Ems unausstehlich, denn er bemühte sich fortwährend, in Gedanken unmögliche Reime auf Nixe, Nymphe, Göttin und andere schwerfällige Worte zu finden und gab ausschließlich verkehrte Antworten auf an ihn gerichtete Fragen. Dabei saß er halbe Tage lang an dem Ufer der etwas unappetitlichen Lahn, schwärmte in der wahnsinnigen Hoffnung, daß die Geliebte mit halbem Leibe aus der Fluth emportauchen und mit einem goldenen Kamme ihr langes Haar kämmen solle, und ärgerte sich über profaisches Volk, das ihn störte, und Brod in's Wasser warf, um die Weißfische damit zu füttern.

Nach einer solchen Unterbrechung flüchtete er denn gewöhnlich in die Berge hinauf, um seiner Muse freien Raum zu gestatten, und war auch heute dahin auf dem Wege. Vorher nur lehrte er einmal im Schweizerhause ein, um sich durch eine dünne Tasse Kaffee vielleicht auf seine Wassergöttin vorzubereiten; er ließ sich auch eben an einem der leer stehenden Tische nieder, als er blitzschnell wieder emporfuhr, denn dicht neben ihm, gleich am nächsten Tische — es war keine Täuschung, denn er hätte sie unter Tausenden heraus erkannt — saß seine „Nixe“ und trank ebenfalls Kaffee und neben ihr die andere, vielleicht um sechs bis acht Jahre ältere, aber auch noch sehr lebenswürdige Dame mit dem ältlichen Herrn.

Seine Schöne mußte ihn aber ebenfalls wieder erkannt haben, denn sie erröthete bis unter die Haarwurzeln hinauf und den schneeweißen Nacken hinab, und flüsterte auch gleich darauf ihrem Nachbar, dem ältlichen Herrn, etwas zu, worauf dieser sich langsam nach dem fremden jungen Manne umsah.

Florian Heldenstern fühlte sich jetzt seiner Sache gewiß, und in der unbestimmten Angst, das holde Wesen diesmal wieder so rasch zu verlieren, als das erste Mal, wenn er nicht im Stande war, seine bodenlose Blödigkeit zu bezwingen, faßte er sich ein Herz, ging auf die kleine Gruppe zu und sagte, freilich noch immer mit etwas befangener Stimme:

„Wenn ich nicht irre, meine Gnädigste, so habe ich

in diesem Augenblicke das Vergnügen, jene — jene — jene holde Dame wieder vor mir zu sehen, der ich, bei dem neulichen kleinen Zufall, zu so vielem Danke verpflichtet bin, ohne bis jetzt im Stande gewesen zu sein, demselben die passenden Worte zu geben.“

Florian Heldenstern war „lyrischer Dichter“ und dadurch berechtigt, die unsagbarsten Gefühle auf seine eigene Art und Weise auszudrücken. Die junge Dame aber erröthete noch weit mehr, und nur der ältliche Herr schien seine volle Fassung zu bewahren, denn er sagte mit seiner vollen wohlklingenden Stimme und nur etwas fremdartigem deutschen Dialect:

„Ah, mein Herr, Sie sind ja wol der neuliche Lebensretter jenes verzweifelten Spielers. Nicht wahr, Sie sprangen neulich in die Lahn und gaben sich die sehr verlorene Mühe, jenen Selbstmörder dem Leben zu erhalten?“

„Mein Herr,“ sagte Florian sehr achtungsvoll, aber doch mit dem Gefühle getränkter Menschenwürde — „verlorene Mühe? — Der Mann ist gerettet worden.“

„Allerdings,“ lächelte der Fremde — „aber bitte, wollen Sie nicht bei uns Platz nehmen, denn die beiden Damen haben schon lange gewünscht, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen.“

„Ich wäre zu glücklich, wenn —“ stammelte Florian und sah sich dabei vergebens nach einem Stuhle um, den ihm aber ein aufmerksamer Kellner brachte.

„Sie wissen,“ fuhr aber der ältliche Herr fort, „Damen interessieren sich gewöhnlich für alles Außergewöhnliche — besonders in einem so langweiligen Neste wie dieses Ems ist, und Sie haben sich da jedenfalls ein Verdienst erworben.“

„Es war nur Menschenpflicht,“ sagte Florian bescheiden.

„Rein, ich meine nicht um den leichtfertigen Patron, der sein Leben so billig losschlug, weil er wol am besten den Werth desselben kannte, sondern um die Badegesellschaft, der Sie damit auf wenigstens zwei Tage so sehr nöthigen Stoff zur Unterhaltung gaben.“

„Aber, mein sehr werther Herr,“ sagte Florian bestürzt, „Sie werden doch nicht die Unterhaltung einer Badegesellschaft höher anschlagen, als ein Menschenleben?“

„Menschenleben,“ sagte der ältliche Herr, aber mit einem spöttischen, fast verächtlichen Ausdruck. „Ich würde nie einen Selbstmörder an seinem Vorhaben hindern, wenn ich auch rechtzeitig dazu käme, am wenigsten aber Jemanden wieder aus dem Wasser holen.“

„Aber das Gefühl der That —“

„Bah,“ sagte der Fremde, „glauben Sie denn, daß Sie dessen Zustand gebessert hatten, als Sie ihn auf's Trockene brachten? Ersichtlich blieben seine Verhältnisse

nach dem kalten Bade genau dieselben, als vor dem Sprunge in's Wasser, außerdem brachte er noch das Bewußtsein seiner feigen That mit herauf, und drittens war er durch und durch naß — wo ist da die Verbesserung?"

„Aber die Spielbank hat ihm zwanzig Gulden Reisegeld gegeben," sagte Florian.

„Gut," nickte der Fremde, „die bringt er einmal so rasch als irgend möglich auf die Schwesterbank nach Wiesbaden, und dann kann er die ganze Geschichte noch einmal von vorn anfangen.“

„Aber wenn er nun doch den begangenen Fehler bereut," sagte schüchtern die „Nixe der Lahn" — Florian hatte noch keinen anderen Namen für sie — „wenn er wieder ein guter Mensch wird?"

„Er ist Knopfreisender," sagte der ältliche Herr trocken, „und — spielt. Uebrigens will ich es ihm von Herzen wünschen. Aber jetzt basta mit dem langweiligen Patron, von dem schon genug und übergenug gesprochen ist, und nun erzählen Sie uns einmal vor allen Dingen, wer Sie selber sind — denn wie gesagt, meine beiden Damen haben sich vor Neugierde kaum lassen können, da sie einen „Menschenretter" natürlich wie eine Art von überirdischen Wesen betrachten.“

„Sie beschämen mich," sagte Florian verlegen.

„Und womit?" frug der ältliche Herr, „ich gebe Ihnen mein Wort, daß es bloße Neugierde ist, zu der auch ich mich mit einem Bruchtheile bekenne; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich selber aus Ihrer ganzen Erscheinung nicht recht klug werden konnte, obgleich ich mir sonst einen ziemlich richtigen Blick in der Beurtheilung fremder Charaktere zutraue.“

Es lag in den leicht hingeworfenen, fast spöttischen Worten eigentlich mehr Beleidigendes als Zutrauen Erweckendes, und Florian fühlte auch wirklich halb und halb heraus, daß ihn der ältliche Herr etwas obenhin behandle. Florians eigene Gutmüthigkeit half ihm aber darüber hinaus, und dann war er auch wirklich im Leben noch nie verwöhnt worden, um sich durch einen leisen Spott gekränkt zu fühlen. Erfolge hatte er noch nie, oder doch nur in seinen eigenen Augen errungen, und wenn er auch einigen seiner Gedichte die riesigsten Wirkungen zutraute und die feste Ueberzeugung hegte, sie würden wie ein Weltbrand durch Europa flammen, so befand er sich dabei in derselben Lage eines Johanniswürmchens, das auch den ganzen Wald zu erleuchten glaubt, weil es sich selber fortwährend in einem lichten Scheine sieht. Deshalb durfte er aber auch diese Gelegenheit nicht versäumen, den jungen Damen seinen Namen zu nennen — sie mußten ja das Bändchen bei F. A. Brockhaus erschienenen lyrischen Gedichte kennen.

Er zögerte auch nicht lange mit der Antwort und sagte bescheiden, aber doch mit innigem Selbstgefühl:

„Ich bin Schriftsteller, verehrter Herr — lyrischer Dichter — und mein Name ist Florian Heldenstern. Sollten die Damen vielleicht zufällig —“

Fast unwillkürlich griff er dabei mit der rechten Hand in die linke Brusttasche, denn einzelne Manuscripte führen alle lyrischen Dichter bei sich; der fremde Herr aber, der die drohende Bewegung merkte, streckte rasch und abwehrend seinen Arm aus und sagte:

„Lassen Sie stecken — wir glauben es Ihnen auf's Wort. Die Damen müssen Sie aber entschuldigen, wenn sie in der deutschen Literatur nicht bewandert sind, denn wir kommen aus weiter Ferne, um die Heilkraft dieses Wassers zu erproben. Sie sind doch nicht etwa Bade-Dichter?"

„Bade-Dichter?" sagte Florian verdugt — „ich verstehe nicht —“

„Ah, dann nehmen Sie es nicht übel," sagte der ältliche Herr trocken — „ich kenne Ihre hiesigen Einrichtungen nicht, und glaubte, daß Sie vielleicht, wie Sie Badeärzte, Badecommissaire und dergleichen haben, auch vielleicht, zur Verschärfung der Kur, Bade-Dichter hätten. Die Schnelle, mit welcher Sie neulich in die Lahn tauchten, rechtfertigte auch einen solchen Verdacht in etwas. Aber, wie gesagt, wir sind hier so vollkommen fremd, daß wir Ihre inneren Einrichtungen nur sehr wenig kennen.“

„Aber woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?" sagte Florian schüchtern, denn noch wußte er ja weder Namen noch Vaterland der „Lahnixe", die doch sein ganzes Herz erfüllte.

„Aus America," sagte der ältliche Herr.

„Aus America?" rief Florian erstaunt — „aber Sie sprechen das Deutsche so geläufig.“

„Wir sind auch keine geborenen Americaner, sondern stammen aus Norwegen — meine Aeltern waren Deutsche.“

„Und Sie kehren nach America zurück?" fragte der junge Dichter scheu und bestürzt.

„Allerdings, sobald unsere Kur beendet ist — befreundet Sie das?"

„Nicht? — o nein," stammelte Florian verlegen — „wie könnte es auch — ich — würde nur unendlich bedauern, wenn ich mir denke" — er stak fest; der Fremde aber, der sich an seiner Verlegenheit zu weiden schien, sagte lächelnd:

„Bitte, vollenden Sie Ihren Satz. Man soll einen Schriftsteller nie unterbrechen, denn es gehen ihm dabei oft höchst kostbare und nie zu ersetzende Gedanken verloren.“

Florian befand sich schon in dem Falle, und war sich

dabei nur noch nicht klar, ob er überhaupt einen Gedanken gehabt habe. Die junge Dame aber, die seine Verlegenheit wol bemerkte, kam ihm mit ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit zu Hülfe und sagte freundlich:

„Wir werden hier jedenfalls noch vierzehn Tage oder auch vielleicht drei Wochen verweilen, und hoffen dann noch öfter das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen.“

„Sie sind sehr gütig,“ sagte Florian, und stand schein von seinem Stuhle auf, denn er hielt das irrthümlicher Weise für eine leise Andeutung der Jungfrau, daß er sich gegenwärtig entfernen könne — „wenn Sie mir dann erlauben —“

„Bleiben Sie nur sitzen und trinken Sie Ihren Kaffee,“ rief aber der ältliche Herr, der sich vortrefflich zu amüsiren schien — „da bringt ihn der Kellner eben. Der Henker werde aus Ihnen klug — von der Brücke springen Sie, ohne sich einen Moment zu besinnen, in den Fluß hinunter, um einen Ertrinkenden zu retten, und hier thun Sie, als ob Sie nicht drei zählen könnten. Ihr Deutschen seid wirklich ganz verzweifeltes Volk. Sie fürchten sich doch wahrhaftig nicht vor den beiden Damen?“

„Ich? — o nein, sicher nicht,“ stammelte der junge Mann, der sich aber jetzt mit aller Gewalt zusammennahm, weil er das Schlimmste fürchtete, was einem Menschen in Damengesellschaft begegnen kann: sich lächerlich zu machen, „die beiden Damen sehen dazu viel zu lieb und gut aus. Ich — fürchtete nur, Ihnen als Fremder lästig zu fallen.“

„Bah,“ sagte der ältliche Herr, „wir sind hier Alle fremd, und wer sich findet, sollte sich deshalb aneinander anschließen, um dies verwünscht langweilige Leben nur in Etwas zu betäuben.“

„Ems bietet freilich nicht viel Unterhaltung,“ lächelte Florian, „und Sie scheinen vorlieb zu nehmen.“

„Das spricht wieder Ihre verwünschte Bescheidenheit,“ rief der Fremde — „kennen Sie nicht das Wort Ihres großen Dichters —“

Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut,
Bertrau'n Euch auch die andern Seelen?

Uebrigens ist es mir ein höchst unbehagliches Gefühl, das Gewühl und Gewimmel dieser aufgeputzten Menschen in einem Badeorte zu sehen. Die ganze Gesellschaft kommt mir immer vor wie ein Korb voll noch rothbadiger, aber wurmförmiger Aepfel, die für den Augenblick noch den Schein für die Gesundheit bewahren, aber im Herzen schon den Todeskeim tragen. Ihnen scheint doch Nichts zu fehlen?“

„Mir? nein, Gott sei Dank,“ sagte Florian, „ich bin nicht zur Kur hier — und ich hoffe nur, daß —“ sein besorgter Blick streifte dabei der neben ihm sitzenden Bahnnixe Gestalt.

„Uns fehlt auch Nichts,“ lachte der Fremde, „und wir sind nur eigentlich in Begleitung einer älteren kranken Verwandten hier.“

„Und gefallen sich die Damen hier?“

„Warum nicht,“ lächelte die Jüngste — „uns ist das Alles doch nur neu und interessant; dieses Wogen und Drängen, dieser Puz und Staat, die Musik — das Spiel selbst mit seinen leidenschaftlichen Bewerbern, und kehren wir nach America zurück, wird es uns immer eine liebe und angenehme Erinnerung bleiben.“

Das Gespräch wurde jetzt allgemein und Florian erfuhr wenigstens dabei, daß der fremde Herr Olaf heiße und im Panorama wohne. Gleich darauf kam aber ein Diener, der ihn zu suchen schien. Er flüsterte ihm in ehrerbietiger Stellung einige Worte zu und der ältliche Herr nickte langsam mit dem Kopfe. Dann stand er auf; die Damen folgten seinem Beispiele und mit freundlichen Grüßen zogen sie sich zurück, während Herr Olaf selber ihm noch die Hand reichte und viel herzlicher, als er bis jetzt gesprochen, sagte:

„Ich hoffe Sie einmal unten bei uns zu sehen — die Damen wünschen es ebenfalls.“ Damit reichte er Beiden seinen Arm und schritt mit ihnen langsam nach Ems hinab.

(Schluß folgt.)

Nur Charakteristik König Leopold's I.

Wenn jemals das Wort „interessant“ auf eine fürstliche Persönlichkeit, die in der Diplomatenwelt eine fast orakelgleiche Stellung eingenommen, seine ausgedehnteste Anwendung fand, so geschah dies bei Leopold I., Könige der Belgier, dessen Wirken von seinem Anfange an bis zu seinem späten Ende eine von folgerichtigen Gliedern gebildete Kette staatsmännischer Weisheit ist. Die Summe dieses thatenreichen Lebens, in dem sich so völlig der vorgeschrittene Zeitgeist unseres Jahrhunderts zurückspiegelt, streng kritisch zu begründen, wird den Historikern eine der ergiebigsten Aufgaben sein. Wie aber die Eigenthümlichkeit König Leopold's sich auch dem leichteren Memoiren-Genre willig schmiegt, hat Lucian Herbert, der sich in unserer historisch-biographischen Romanliteratur schon Bürgerrecht erworben hat, durch sein vor Kurzem bei Wilhelm Grunow in Leipzig verlegtes treffliches Buch: „Erinnerungen an Leopold I., König der Belgier“, den Beweis geführt. Es giebt in seinen zehn, fesselnd geschriebenen Abschnitten ein klares Bild von dem königlichen Diplomaten. Dem einen derselben ist im Auszuge das Folgende entnommen.

Leopold war ein Bücherfreund, wie sich ihn der ehrgeizige Schriftsteller nicht besser wünschen kann. Vor Allem aber las er deutsche Romane. Keine bedeutendere Erscheinung auf diesem Gebiete entging ihm; er las mehr als der energischste Leihbibliothekleser und es sollen jährlich fünf- bis sechshundert Bände

deutscher Romane in sein Cabinet gewandert sein. Die großen deutschen Verlegerfirmen in Belletristicis liebten und verehrten den Lesekönig und nannten ihn ihren besten und sichersten Kunden.

Das Behäbige, Schlichte, welches Leopold in seinen guten Tagen auszeichnete und seinem ganzen Wesen den Stempel des Bürgerkönigthums ausdrückte, überging auf seinen ältesten Sohn und dessen Hausstand. Belgische Hausfrauen haben die Sparsamkeit der Kronprinzessin oft wohlgefällig bemerkt. Von dem Stoffe, aus welchem sich die Herzogin von Brabant eine Robe hatte machen lassen, fiel immer etwas für das kleine Töchterchen ab und manchmal erhielt selbst das Schooßhündchen ein Tüchchen aus dem Seidenreste. Wenn das herzogliche Paar seine Abschiedsvisten in Ostende machte, so hätte Niemand, der sie nicht kannte, in ihnen das künftige Herrscherpaar vermuthet. Sie gingen zu Fuße, ohne daß ihnen ein Diener gefolgt wäre; die Herzogin im einfachen, runden, schlepplosen Seidenkleide hing wie eine Bürgersfrau am Arme ihres Gemahls und hinterdrein trottete das buntbejagte Schooßhündchen der Kronprinzessin.

Der Verfasser dieser Erinnerungen hat noch den König vor Augen, wie er als Brautwerber für seinen ältesten Sohn und in Begleitung dieses letzteren nach Oesterreich kam. Es war im Jahre 1853, in dem Jahre, wo die Fürsten Europas nach Oesterreich pilgerten — Leopold im Frühlinge nach Wien, Nicolaus im Herbst nach Olmütz. Der König von Belgien zeigte sich damals in Wien in der Uniform seines Infanterieregimentes. Der weiße Waffenrock mit den gelben Aufschlägen, der hohe Tschako ließen ihn noch größer erscheinen, als er schon war; aber er wurde doch noch von seinem Sohne überragt, der die dunkle Uniform der belgischen Grenadiere trug. Die ungeheure, breite Bärenmütze stach absonderlich ab gegen die dünne, aufgeschossene Figur des Jünglings. Noch heute kann ich mir den jungen König von Belgien nicht gut in Uniform denken. Er sieht gar so feierlich, bürgerlich, wohlwollend aus, er hat so gar nichts Martialisches an sich. Dazu kommt noch sein Hinken, welches freilich nur dann augenfällig hervortritt, wenn er schnell geht. Beim langsamen Schlendern bemerkt man es kaum. Heute ist Leopold II. nicht mehr so schwächlich wie 1853, wo er sich in Wien vorstellte, aber er hat doch immer nichts Stattliches.

Wie denn Leopold immer und überall der Glückliche war — sei es, daß er den griechischen Thron ablehnte, oder den belgischen annahm, sei es, daß er eine englische oder eine französische Königstochter freite, sei es, daß er in Oesterreichern oder in Mexikanern speculirte, sei es, daß er für seine Kinder Bräute oder Bräutigame in Oesterreich suchte — so holte er sich im Jahre 1853 in Wien, außer einer schönen und liebenswürdigen Schwiegertochter, auch einen Haupttreffer in österreichischen Neun- unddreißigerloosen, von denen er eine große Menge ausgestapelt hatte. Er nahm die Kunde, daß er zweimalhunderttausend Gulden Conventionsmünze gewonnen habe, mit großem Vergnügen entgegen, denn er liebte das Geld.

Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß sich der Sohn des belesteten Mannes in Belgien zu einem halben Schriftsteller qualificirte. Der Herzog von Brabant ist ein feingebildeter Mann und führt eine so gute Feder, daß er ohne Selbstüber-

hebung von sich sagen konnte: „Wenn ich genöthigt wäre, vom Throne herabzusteigen, so könnte ich mich als Schriftsteller ernähren, wie sich mein Großvater Louis Philipp als Professor ernährt hat.“

Ueberhaupt hat Leopold II. eine gewisse Aehnlichkeit im Wesen mit seinem Großvater, ja aus Jugendporträten Louis Philipp's soll hervorgehen, daß selbst Physiognomie und Gestalt Aehnlichkeiten aufzuweisen haben. Da würde sich wieder die Wahrheit der Behauptung erproben, daß die Familienähnlichkeit eine Generation zu überspringen pflegt. Ein deutscher Diplomat, der Gelegenheit hatte, den jungen König von Belgien lange zu beobachten, sagte von ihm: „Er spricht gern und mitunter zu viel, gerade so wie Louis Philipp im Anfange seines Königthums.“

Wenig bekannt dürfte die Art und Weise sein, wie Louis Philipp den König der Belgier auf seine Tochter aufmerksam machte. Als ihn Leopold eines Tages in Paris besuchte, sagte der schlaue König, der gern eine seiner Töchter an den Mann gebracht hätte, zu ihm: „Sehen Sie sich meine drei Mädchen an; Luise ist eine sanfte Blondine, Marie eine feurige Brunette, Clementine dürfte Ihnen zu jung sein. Aber sehen Sie sich die Trias nur an, und es müßte mit seltsamen Dingen zu gehen, wenn Ihnen nicht eine davon gefallen sollte.“

Leopold wählte die älteste, die sanfte Blondine Luise.

In seinen späteren Lebensjahren sah man den König eine ausgesprochene Vorliebe für das düstere Jagdschloß in den melancholischen Ardennen zur Schau tragen. Er behielt diese Vorliebe bis zu seinem Ende, denn noch in einem der letzten Jahre ruhte er von den unaussprechlichen Schmerzen, die ihm eine fortgesetzte Reihe von Operationen verursacht, in dem Ardennenschlosse aus. War es blos die Vorliebe für die durch Shakespeare's Muse geheiligten Forste, welche den König nach den Ardennen zog, oder hatte diese Hinneigung tiefere Gründe? Sollte es wahr sein, daß sich ein interessanter Liebesroman an das Schloß der Ardennen knüpft? Thatsache ist, daß es einen jungen Grafen der Ardennen giebt; Thatsache ist ferner, daß eines Tages auf einem Balle in Brüssel die Aufmerksamkeit des Königs auf ein schönes Mädchen, die Tochter eines belgischen Obersten, gelenkt wurde. Einige Zeit nachher hieß es, das Mädchen habe einen Herrn Mayer geheirathet und Herr Mayer sei unmittelbar nach der Trauung verschwunden. Kein Mensch weiß zu sagen, wohin er gegangen. Die Einen wollten wissen, daß er, von dem Könige reich ausgestattet, nach America übersiedelt sei, die Anderen behaupteten, er habe unter der Bedingung der Rimmerwiederkehr eine einträgliche Stellung auf den ungarischen Besitzungen des Königs erhalten. Aber auch Frau Mayer sah man nicht mehr in Brüssel. Sie übersiedelte zuerst nach Laeken, später nach dem einsamen Ardennenschlosse und lebte an beiden Orten in größter Zurückgezogenheit. Der König kaufte ihr später ein Gut im Preussischen bei Düsseldorf und sie schrieb sich von diesem Besitze fortan Mayer von Eppinghoven. Ob sie der König geheirathet hat, weiß man nicht. Viele wollten eine seiner letzten Reisen nach England mit dieser formalen Sicherung ihrer Zukunft in Zusammenhang bringen.

Wenn es gilt, den König zu charakterisiren, so muß man auch jene Charakterzüge in Rechnung bringen, die das Gesamtbild

om
er-
for

im
is
alt
die
eit
at,
zu
zu
s.“
is
am
gte
nn
en
ru-
Die
zu-

ine
ne-
or-
bre
ori-
en-
e's
ten
es
loß
fen
auf
ein
nft
ten
ach
in
ige
be-
ehr
des
ehr
ach
in
ein
em
nig
mer
rer

uch
tilb



Nach einer Photographie

Nach dem Druck in Wagners Leipzig

G. Libermann
Verlag

Verlag des Deutschen Buchs

nicht verschönern. Hieher gehörte neben der Geldliebe ein gewisser Eigensinn, mit Rücksichtslosigkeit gepaart. Freilich manifestirte sich die letztere nur in kleinen Dingen, in großen Angelegenheiten zeigte sich immer der staatskluge Mann, welcher der *foros majeure* der Verhältnisse alle Rücksicht angedeihen ließ. So war Leopold der erste Monarch, der nach dem Staatsstreich in Frankreich der Logik der Thatsache Rechnung trug. Während manche andere Potentaten ihren Kopf aufsehten und den Parvenu an der Seine ignoriren zu können glaubten, setzte sich der König von Belgien sofort auf guten, freundschaftlichen Fuß mit Napoleon und machte auch seinen Einfluß bei der Königin von England und Lord Palmerston zu Gunsten des Napoleoniden geltend. In diesem Einflusse ist vielleicht das Geheimniß der frappirend schnellen Anerkennung Napoleons seitens Englands zu suchen. Und die in die Geschichte jener Tage Eingeweihten wollen wissen, daß Leopold durch diese kluge Haltung Napoleon entwaffnet und bestimmt habe, die bereits auf seinem Schreibtische ausgefertigt liegenden Decrete über die Einverleibung der französischen Departements Belgiens zu zerreißen.

Im Kleinen freilich konnte Leopold mitunter sehr rücksichtslos sein. Da hielt er Minister und Diplomaten halbe Stunden lang an offenen Fenstern im Zuge fest und wunderte sich dann über die Schwächlichkeit des diplomatischen Corps, welches fortwährend rheumatisch afficirt war.

Freilich schlug auch für ihn, den Rüstigen, dem die Zugluft sonst nichts anzuhaben vermochte, die Stunde der Vergeltung — die Stunde, wo er einem Bekannten seinen Zustand mit den melancholischen vier Worten signalisirte: *Je suis en démolition!*

Seine Seelengröße war über jeden Zweifel erhaben. Sie verrieth sich bei großen Anlässen, wie 1848, wo er ruhig zu seinem Volke sagte: „Wenn Ihr mich nicht wollt, so sagt es, ich bin bereit, abzudanken.“ Sie gab sich im Kleinen kund, wo er gleichmüthig hinnahm, was andere Fürsten unfehlbar mit Ungnade gelohnt hätten. Wem fällt hier nicht die lähne Frage des Luftschiffers Nadar ein, als der König scherzweise zu ihm gesagt hatte: „Man sagt, Sie seien Republicaner, Herr Nadar?“

„Und Sie nicht, Sire?“ gegenfragte Nadar naiv und entlockte damit dem Könige ein Lächeln. Aber trotz dieser Seelengröße war Leopold nicht von der Eitelkeit frei, seine Kinder auf Thronen untergebracht zu sehen. Die Annahme der mexikanischen Krone durch seinen Schwiegersohn Max von Oesterreich war zumeist des alten Königs Werk. Die Eitelkeit des Vaters ging hier mit dem Ehrgeize der Tochter Hand in Hand. Daß sich Leopold 1858 bemühte, seinen zweitgeborenen Sohn, den schwerhörigen Grafen von Flandern, auf den moldo-wallachischen Fürstenthron zu setzen, ist eine bekannte Thatsache. Der damalige belgische Gesandte Coolenbroock betrieb die Intrigue in Constantinopel so lebhaft, daß ihm der Sultan seine Pässe zuschickte.

Albrecht

Erzherzog von Oesterreich.

(Mit Stahlstich.)

Das allgemeine Vertrauen, welches man in ganz Oesterreich auf das Feldherrntalent und das Kriegsglück des Erzherzogs Albrecht von jeher gesetzt hat, fand auch in dem soeben beendeten Kriege durch den glänzenden Sieg bei Custozza gegen die Italiener wiederum seine volle Bestätigung. Erzherzog Albrecht hat sich als der ächte Sohn seines großen Vaters gezeigt, der bei Aspern das erste Frühroth deutscher Siege in diesem Jahrhunderte erglänzen machte.

Erzherzog Albrecht — seine Mutter war Henriette Prinzessin von Nassau-Weilburg — wurde am 3. August 1817 geboren, und durchlief nach fürstlicher Sitte schon in frühesten Jugend die militärische Stufenleiter, trat aber erst 1837 in den eigentlichen practischen Militärdienst ein und zwar als zweiter Oberst bei dem Infanterie-Regimente Wimpffen, von welchem er jedoch 1839 in gleicher Charge zu dem Kürassier-Regimente Mengen versetzt wurde. 1840 rückte er zum Generalmajor, 1843 zum Feldmarschallleutnant und 1845 zum commandirenden General von Oesterreich ob und unter der Ems, wie auch von Salzburg vor. Die Stürme des Revolutionsjahres 1848 ließen auch Erzherzog Albrecht nicht unberührt. Man behauptete, er habe in Wien am 13. März den Befehl zum Schießen gegeben. Das Ungerechte dieser öffentlichen Anklage bewog ihn, seine Stelle als Landescommandirender am 14. März niederzulegen und sich als Freiwilliger nach Italien zur Armee Radetzky's zu begeben. Von da an wurde ihm Radetzky Lehrer und Freund, unter ihm zeichnete er sich, vorzüglich bei der Schlacht von Lucia, so sehr aus, daß ihm Radetzky nach Beendigung des Feldzuges das ehrende Zeugniß gab: „Nicht allein durch persönlichen Muth, das Erbtheil seines Hauses, sondern auch durch Aufmunterung und Aneiferung aller Untergebenen und Eindringen in den Geist der Bewegungen in Schlachten, somit in die Vorschule seines einstigen Wirkens, seines hohen Berufes sich würdig gezeigt zu haben.“

Im Feldzuge des Jahres 1849 gegen Sardinien erhielt Erzherzog Albrecht ein Commando bei dem Corps des Feldzeugmeisters d'Aspre. Die Schlachten bei Mortara und Novara am 21. und 23. März waren es, die ihn den bedeutendsten österreichischen Helden anreichten. „Nur Gerechtigkeit wäre es,“ berichtete Marschall Radetzky, „diesen Prinzen des Hauses mit dem Theresienorden zu schmücken.“ In Erwiderung darauf übersendete der Kaiser dem Erzherzoge durch dessen Bruder Erzherzog Wilhelm das Kreuz des Militär-Maria-Theresia-Ordens, die höchste militärische Auszeichnung in Oesterreich, und fügte später auf den Antrag des Ordenscapitels das Commandeurskreuz bei.

Nach Beendigung dieses Feldzuges wurde Erzherzog Albrecht zum Oberbefehlshaber des dritten Armeecorps in Böhmen und zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt. 1851 wurde er Generalgouverneur und commandirender General in Ungarn. Gleichzeitig führte er das Commando der dritten

Armee und rückte mit derselben während des orientalischen Krieges 1854—55 unter Hof an die russisch-türkische Grenze.

Als Beweis höchsten Vertrauens wurde er im Mai 1859 in diplomatischer Verwendung an den k. preussischen Hof entsendet, wo er als gefeierter Kriegsheld mit den höchsten Auszeichnungen zwar empfangen wurde, aber seine Mission resultatlos blieb. Hierauf erhielt der Erzherzog das Commando der drei österreichischen Armeecorps, welche als Bundescontingent bereit bleiben sollten. Nachdem er kurze Zeit die Leitung der Militärcentralkanzlei übernommen und wiederum Generalgouverneur in Ungarn gewesen war, wurde er 1860 zum Obercommandanten der Armee in Italien designirt, gab aber dann das hochherzige Beispiel edelster Resignation, indem er, zum Commandanten des 8. Armeecorps herabsteigend, sich freiwillig unter den Befehl Benedek's stellte, als dieser das Obercommando in Italien übernahm.

So durch eine ruhmreiche Vergangenheit gestählt und ausgerüstet, wurde Erzherzog Albrecht an die Spitze der Süd-Armee beim Ausbruch des diesjährigen Krieges gegen die Italiener gestellt, und als ein Theil derselben von dem Schauplatz ihrer siegreichen Erfolge abgerufen wurde, kehrte auch Erzherzog Albrecht nach Wien zurück, dem, wenn der Krieg wäre fortgesetzt worden, wol der Oberbefehl über die gesammte österreichische Armee würde übertragen worden sein.

Vermählt wurde Erzherzog Albrecht am 1. Mai 1844 mit Prinzessin Hildegard (geb. 10. Juni 1825), Tochter von König Ludwig I. von Bayern. Aus dieser Ehe, welche durch den Tod der Erzherzogin Albrecht am 2. April 1864 getrennt wurde, erblieten die beiden Erzherzoginnen Maria Theresia, geb. den 15. Juli 1845, und Mathilde, geb. den 25. Januar 1849.

Blicke in die Runde.

Literatur. Pyrmont für Kurgäste und Fremde geschildert von Hofrath Dr. Th. Valentiner, Arzt daselbst. Zweite, vielfach veränderte Auflage. Kiel, Carl Schröder & Comp. 1866. Die Badefaison, welche durch die unheilvolle politische Constellation bis jetzt eine sehr getrübe war, dürfte voraussichtlich nun, da die Waffen ruhen, in den letzten Sommermonaten eine doch noch recht bewegte werden, so daß es wol an der Zeit ist, die sogenannte Badeliteratur hin und wieder in den Kreis unserer Besprechungen zu ziehen. Das schon durch seine erste Auflage wohlempfohlene vorliegende Buch von Valentiner wird sich durch seine zweite sorgfältig revidirte Auflage noch mehr Freunde erwerben. Es ist nur für den Laien geschrieben und behandelt eingehend in seinem ersten Theile die Trink- und Baderkur, ihre Wirkung und die bei ihr zu befolgende Diät. Die Analyse der Quellen ist in trefflicher Anschaulichkeit geschrieben. Der zweite Theil ist ein angenehm unterhaltender und belehrender Cicerone, der in gefälliger Form Land und Leute von Pyrmont schildert.

Bad Ottenstein und Umgebung bei Schwarzenberg im Königreich Sachsen. Herausgegeben von der Badedirec-

tion. Schneeberg und Schwarzenberg. 1866. Druck von Carl Moritz Gärtner. Das Erzgebirge mit seinen wildromantischen Thälern und waldumfäumten Bergen ist in jüngster Zeit dem großen Reiseverehr durch die neuentstandenen Eisenbahnlinien näher gerückt worden, und es wird dadurch auch das Bad Ottenstein, dessen Quellen sich gegen Rheumatismus, Lungenkrankheiten, Nervenleiden, Blutarmuth außerordentlich bewährt haben, in wohlverdiente größere Aufnahme kommen. Die kleine Schrift wird sich Allen, welche das schöngelegene Bad besuchen, als unumgänglich nothwendiger Wegweiser herausstellen. Beigegeben ist ihm eine sehr gute Specialkarte der Umgegend der Stadt Schwarzenberg.

„Oesterreich gegenüber Preußen und Deutschland“ nennt sich eine kleine, bei Paul zu Berlin verlegte, höchst beachtenswerthe Broschüre, welche das Verhalten des Kaiserstaates in den Jahren 1848—1858 einer strengen Kritik unterwirft. Sie wird allen denen von regstem Interesse sein, die gewöhnt sind, ihre Schlüsse über die Ereignisse der Gegenwart aus den Lehren der Vergangenheit zu ziehen. Vor Allem machen wir auf den in dem Abschnitt „Der Bundestag“ mitgetheilten Brief des Grafen Bismarck aufmerksam, den er von St. Petersburg aus am 12. Mai 1859 an den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen geschrieben.

Der bedeutendste Gelehrte des Dominicanerordens und Präfect der Bibliotheca Casanatense, P. Modena, ein Bruder des Secretairs der Indexcongregation, ist Ende Juli zu Rom in Folge eines Schlaganfalls gestorben.

Bei Charpentier in Paris ist eine von der Freifrau von Carlowitz besorgte französische Uebersetzung der Schiller'schen „Geschichte des 30jährigen Krieges“ erschienen. Ebenso von Dumonceaux und Kalkschmidt als Theil der „Bibliothèque Charpentier“ eine Uebersetzung von Uhland's Gedichten. Die Einleitung dazu ist von St. René Taillandier geschrieben.

Die französische Akademie soll für das nächste Jahr den Dichtern den Tod Lincoln's als Preisaufgabe gestellt haben.

In Berlin starb die begabte Romanschriftstellerin und Novellistin Minna Bauer, Tochter des in seinem Fache einst berühmten k. preussischen Hofschauspielers und Schwester des bekannten Rhetors Hugo Bauer, in dessen Hause die Dahingeschiedene wohnte.

Von Frau George Elliot ist ein neuer Roman, unter dem Titel „Felix Holt, the Radical“, erschienen. Derselbe schließt sich den früheren beliebten Romanen der Verfasserin „Adam Bede“, „Die Mühle am Fluß“ u. s. w. ebenbürtig an.

Theater und Musik. Das k. Hoftheater zu Dresden ist mit der „Antigone“ des Sophokles wieder eröffnet worden. Die Vorstellung war eine in jeder Hinsicht vorzügliche; die Damen Bayer, Berg und Ulrich, sowie die Herren Winger, Dettmer, Vorth, Walthers und Kramer bewährten den alten Ruhm der k. sächsischen Hofbühne auf das Glänzendste, nicht minder excellirten Chor und Orchester.

Das Hoftheater zu Hannover wird in diesem Jahre, statt wie alljährlich am 1. September, erst am 1. November eröffnet werden.

Auf der Hofbühne zu München gastiren die Frls. Baifon, Weiß und Baudius mit vielem Beifall.

Das Decorationswesen und die Bühnenmechanik bei der neuen pariser Oper sollen nach einem Systeme eingerichtet werden, bei welchem Coulissen und Soffiten ganz in Wegfall kommen. Statt der Prospective auf ganzer Leinwand werden panoramaähnliche Zusammenstellungen aus einzelnen Practicablen eingeführt, die theils aus Versenkungen gehoben, theils vom Schnürboden herabgelassen werden. Ebenso wird hinsichtlich der Beleuchtung die Möglichkeit geboten, das Licht in jeden beliebigen Winkel einfallen lassen zu können, um dadurch die Effecte der Sonnenbeleuchtung zu erzielen.

Die für den 1. September bereits von der Direction des Theaters zu Mainz engagirten Bühnenmitglieder sind wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse ihrer Contracte wieder entlassen worden.

Die königlichen Theater zu Berlin, deren Vorstellungen erst am 15. August beginnen sollten, haben bereits am 6. ihre Hallen wieder geöffnet. Der erste Abend im k. Opernhause begann mit Spontini's Jubelhymne „Borussia“, der sich Beethoven's C-moll-Symphonie und der 2. Act der Meyerbeer'schen Oper „Ein Feldlager in Schlesien“ in würdevoller Weise anschlossen. Die Anwesenheit des Königs gestaltete den Abend zu einer Festvorstellung. Als er bald nach 7 Uhr in seiner kleinen Prosceniumsloge erschien, erhob sich das Publicum und begrüßte ihn enthusiastisch unter Tücherwehen und Hutschwenken mit nicht endenwollenden Hochrufen. Die Einnahme der Vorstellung war zum Besten der durch den Feldzug erwerbsunfähig gewordenen Soldaten.

Auf dem Wallner-Theater zu Berlin übt die neue Gesangsposse „Eine alte Schachtel“ große Anziehungskraft aus.

Bogumil Dawison wird Dresden für längere Zeit verlassen und sich über Bremen nach New-York begeben. Er hat für diese Reise keinerlei Gastspiel-Verpflichtungen übernommen, weil er zunächst nur das Land und die dortigen Theaterzustände kennen lernen will.

Der Pianist Louis Brassin, welcher bisher in Brüssel lebte, ist als erster Lehrer des Clavierspiels an das Stern'sche Conservatorium in Berlin berufen worden. Diese Stelle nahm früher Hans von Bülow ein.

Wie lebhaft die Franzosen das Zündnadelgewehr beschäftigt, geht daraus hervor, daß sich sogar die Theaterschriftsteller dieses Stoffes bemächtigt haben. In Folge dessen bringt demnächst die Bühne des Palais Royal ein Stück „fusil à épingle“, die Délassements eines unter dem Titel „fusil à aiguillade“ und die „Folies-dramatiques“ eines „fusil à aiguillomanie“.

Mr. Gye, der Impresario des Coventgarden-Theaters zu London, hat den Contract der Frau Lucca mit einer madriider Bühne rückgängig gemacht und sie für nächstes Jahr wieder für seine Bühne gewonnen.

Frl. Orzeni hat ihre Stellung an der k. Oper zu Berlin aufgegeben, sie beabsichtigt in nächster Zeit am Hofopertheater zu Wien zu gastiren.

Zum Besten verwundeter invalider Krieger veranstaltete der

berühmte Nieldel'sche Verein in der Nicolaiskirche zu Leipzig ein selten schönes Concert. Das Programm und seine Durchführung waren mustergiltig. Die bedeutendern Soli's waren durch die Damen Krebs-Michalesi und Hlinsch und die Herren Schild, Concertmeister Auer aus Düsseldorf und Orgelvirtuos Thomas vertreten. Der Ertrag belief sich auf 1030 Thlr.

Das leipziger Stadttheater hat sich durch die Wiederaufnahme „Der Bly“ von Halévy den Dank aller Musikkreunde erworben. Die Aufführung durch die Damen Deetz und Dumont und die Herren Mebling und Schild war im Gesang und Spiel eine ganz ausgezeichnete. Frau Marie Seebach hat mit dem größten Beifall ein Gastspiel mit der „Griseidis“ eröffnet.

Bildende Künste. Einen Haupttheil des Programms der Guldigungsfeier zu Vättich bildete die von dem Könige und der Königin der Belgier vollzogene Enthüllung des Denkmals, welches die Stadt Vättich dem vor zehn Jahren verstorbenen berühmten Geologen André Dumont durch den Bildhauer Simonis auf dem Universitätsplatze hat errichten lassen. Der König begrüßte freundlich die Witwe und die Söhne des Gefeierten; die deutsche Wissenschaft war durch den k. preussischen Geheimrath von Dechen vertreten.

Die von der k. Akademie der bildenden Künste zu Dresden veranstaltete Kunstausstellung hat noch einen Zuwachs von 106 Nummern erhalten, so daß die Ausstellung gegenwärtig im Ganzen 203 Kunstwerke zählt. Namentlich hat in den letzten Tagen das Gebiet der Plastik durch treffliche Arbeiten eine hervorragende Vertretung gefunden.

Dr. C. von Lühow, der bekannte Herausgeber der „Zeitschrift für bildende Kunst“, ist Bibliothekar und Custos der Kupferstich- und Handzeichnungen Sammlung der kaiserl. Akademie der Künste zu Wien geworden.

Die bildliche Aufnahme des Sieges bei Königgrätz ist nunmehr definitiv vom Könige Wilhelm von Preußen dem Schlachtenmaler Friedrich Kaiser übertragen worden.

Im Saale der Mercantile Library Association zu St. Louis, Staat Missouri, ist die wohlgelungene Büste von Robert Burns aufgestellt worden. Sie ist ein Werk des londoner Bildhauers William Brodin und wurde der betreffenden Gesellschaft von der Caledonian Society gewidmet.

Dr. D. 2-1.

Modenbericht.

Die elegante Damenwelt hat diesen Sommer, welcher durch seine veränderliche Temperatur stets zur Vorsicht mahnt, eine außerordentliche Vorliebe für die gestickten Kaschmirkleider gefaßt. Man trägt dieselben in allen möglichen Farben, allein die alumin-grauen Kleider werden unbedingt als die distinguirtesten angesehen; entweder hat man sie zu einem seidnen Unterrock von absteigender Farbe, oder noch lieber zu einem solchen von dem nämlichen Stoffe. Diese Kleider gewinnen noch sehr, wenn sie mit einer schwarzen Seidenstickerei verziert sind, welche durch Hinzufügung von schmalen schwarzen Sammetband und schwarzer

Seidenlitz einen noch viel reicheren Eindruck hervorbringt. Auch bunte Stickereien sieht man häufig auf derartigen grauen Kleidern, indessen würden wir unbedingt die schwarzen vorziehen, da sie unendlich eleganter aussehen.

Die dunklen Farben scheinen sich überhaupt in diesem Jahre großer Gunst zu erfreuen, denn auch schwarze Kleider bemerkt man in großer Anzahl in den Badeorten und anderen Tummelplätzen der vornehmen Welt — haben doch leider gar Viele Ursache, sich in Schwarz zu kleiden, aber ebenso thun es Andere auch nur, weil es die Mode so vorschreibt. Diese Letzteren tragen schwarze Großgrainröcke mit bunten Taffetbändern, die mit schwarzer Guipure und weißer Blonde besetzt sind und in großen Rosetten endigen, über buntseidenen Unterröcken aufgenommen; die schwarzen Röcke, welche von Anfang an gar nicht zum Herunterlassen bestimmt wurden, sind unten rings herum mit schmaler schwarzer Guipure und weißer Blonde umgeben, zwischen welchen zwei Spitzen ein schmaler Taffetstreifen von der Farbe des Unterrocks hinläuft. Letzterer Streifen ist noch überdies mit kleinen Porzellanknöpfen besetzt, die so glazirt sind, daß sie ganz wie Perlmutterknöpfe aussehen.

Zu den modernsten Verzierungen für Kleider gehören auch schwarze Taffetstreifen mit Strofstickerei, welche man rings um den Unterrock setzt und zum Aufraffen des Kleiderrockes verwendet; ebenso dienen sie als Gürtel und Auspuß der Taille und des Paletots. Eine andere ebenso beliebte Art des Auspußes sind die Zaden, welche man indessen jetzt in ganz anderer Weise herstellt, als dies bisher geschah. Anstatt die Röcke, Paletots, Peplos u. s. w. selbst zackig auszuschnneiden, schneidet man sie unten ganz gerade und bildet die Zaden durch schmale Taffetstreifen, welche vermittelt einer Nähmaschine mit weißer oder schwarzer cordonirter Seide auf den Stoff aufgenäht werden.

Eine ganz neue Art von Toilette, welche man in den Badeorten sieht und die sich wol für den Herbst auch in der Stadt einbürgern dürfte, besteht aus einem ganz rund geschnittenen Sackpaletot, der so lang ist, daß er einen zweiten Rock vorstellen kann, nebst einem Unterrock von dem nämlichen Stoffe. Wir sahen einen solchen Anzug aus silbergrauem Mohair; der erste Rock oder Unterrock hatte rings herum einen breiten gehäkelten Bolant aus demselben Stoffe; darüber fiel der lange Sackpaletot, der ohne jede andere Verzierung war, als eine schmale russische Stickerei aus schwarzer und weißer Seide und große Perlmutterknöpfe.

Dieselbe Art der Toilette bemerkten wir auch in etwas eleganterem Styl aus weißer Crêpeline; der Rock hatte ebenfalls einen breiten Bolant, der mit einer lila Taffetruche umgeben war; dieselbe wiederholte sich auf dem langen Sackpaletot, der noch überdies mit lila Bandschleifen vorn herunter und an den Ärmeln verziert war.

Modenblatt No. 40. (821.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode.*)

1) Sommer-Toilette. Das Haar ist vorn gekräuselt, an den Schläfen zurückgestrichen und hinten in ein dickes Chignon

aufgebunden, welches mit einer Benoitonkette aus schwarzen Jetperlen verziert ist, die bis vorn auf die Brust reicht, wo sie durch eine Camee festgehalten wird.

Das Kleid und die Casaque bestehen aus lederfarbigem Foulard mit schwarzem Guipure-Auspuß. Der Rock hat vorn keine Falten, sondern dieselben fallen alle nach hinten; unten ist er mit einer breiten schwarzen Guipure besetzt, welche zwei Doppelreihen von schwarzem Sammetband umschließt. Die Taille ist glatt, hoch und mit Gürtel; die Casaque hat zackenförmige Schöße, welche ebenso wie Ärmel und Schultern reich mit schwarzer Guipurespitze verziert sind.

2) Promenadenanzug. Runder Strohhut mit einem Geflecht aus gelbseidener Schnur und dergleichen Quasten. Bouquet aus Feldblumen und Aehren.

Kleid und Peplosüberwurf aus blauem Taffet, mit Auspuß von schwarzem Sammetband, das mit weißen Perlmutterblumen besetzt ist. Der glatte Rock ist in Kniehöhe zackenförmig mit diesem Auspuß besetzt. Unter dem Peplos ist noch eine hohe Taille aus weißem Musselin mit Nischelieukragen und langen Ärmeln.

3) Anzug für ein kleines Mädchen. Schottische Strohmütze mit weißen Federn und schwarzem Sammeteinsatz. Kleid aus weiß- und schwarzgestreiftem Mohair; der Rock endet in zwei Puffen und ist mit kirschrothem Taffetband besetzt; ebenso die hohe Taille, welche an den Schultern, quer über den Rücken und um die Taille mit demselben Band verziert ist; von den Schulterschleifen fallen zwei ineinander geschlungene Enden hinten schärpenartig auf den Rock.

Modenblatt No. 41. (825 bis.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode.*)

1) Taille aus weißem Musselin mit schmalen Fältchen. Dieselbe ist vorn offen; Einsatz von Cluny-Guipure auf schwarzem Taffetband. Die Ärmel sind lang und glatt, mit entsprechendem Auspuß an den Schultern und Handgelenken. Aehnlicher breiter Gürtel mit viereckiger Schnalle.

2) Morgenhäubchen aus Kansol. Der Kopf des Häubchens besteht aus vier von Spitzeneinsätzen gebildeten Puffen und endet in einen gestickten runden Theil. Der Vordertheil bildet vorn eine Schneppe, ist mit zwei Einsätzen umgeben und hat vorn einen festonirten Streifen; er verlängert sich zu beiden Seiten in die Bindebänder.

3) Haushäubchen aus gesticktem Tüll, der durch ein mit Spitzeneinsatz bedecktes Band gehalten wird und mit breiter Spitze garnirt ist; die Tüllbänder werden vorn durch eine kleine Bandschleife vereinigt und eine andere Schleife mit flatternden Enden ziert geschmackvoll den Fond.

4) Häubchen aus Musselin mit gestickten Punkten. Der Kopf desselben ist in Falten gelegt und mit einem breiten Bande umgeben; ein zweites Band bildet nach vorn zu ein Diadem. Rings herum ist das Häubchen mit Spitzen besetzt und die Bindebänder endigen in breiten Barben.

5) Viereckige Pelerine aus weißem Musselin, in



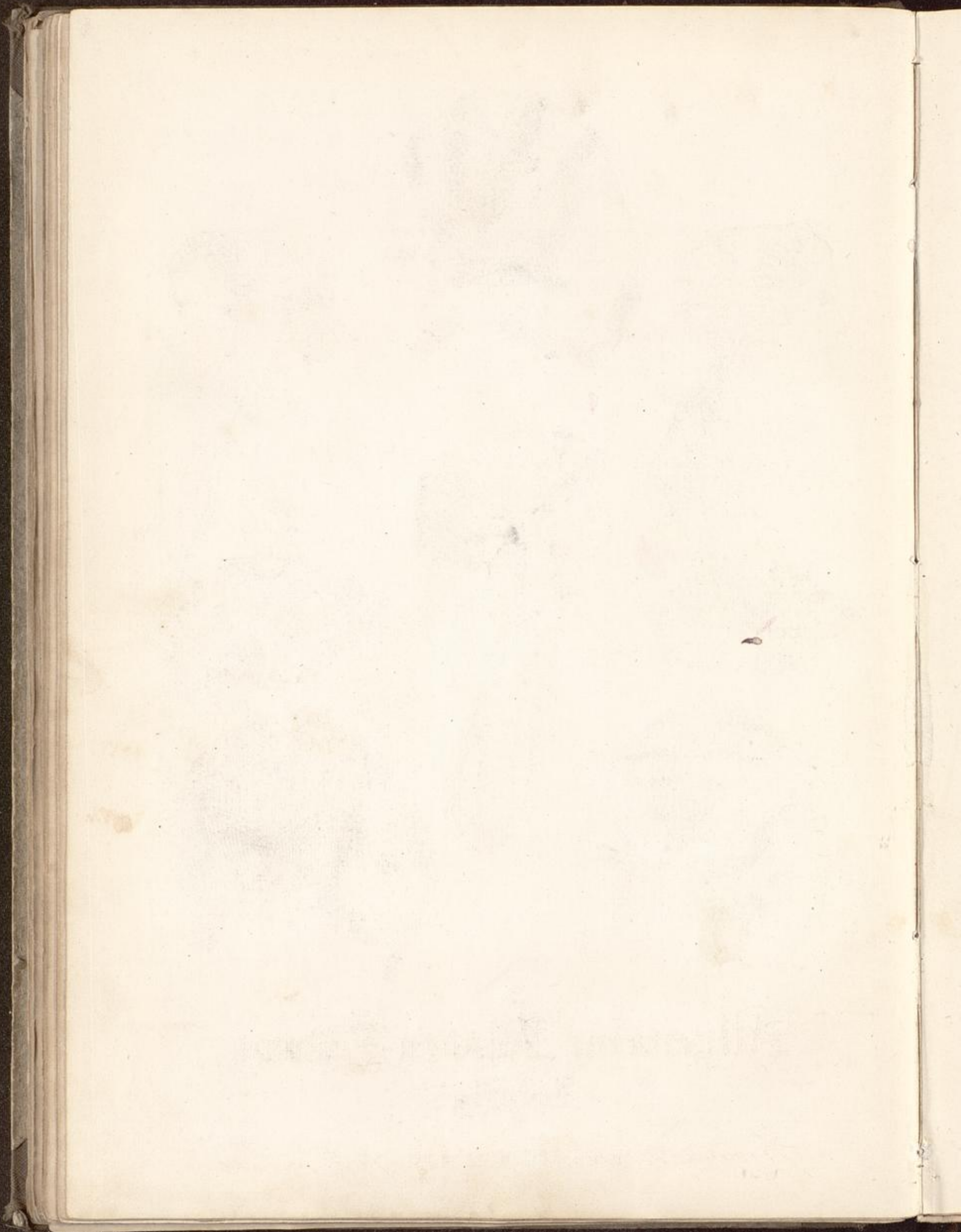
Lamoureaux imp. r. Jacq. 58 Paris

A. Goussier del. Paris

821

Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.





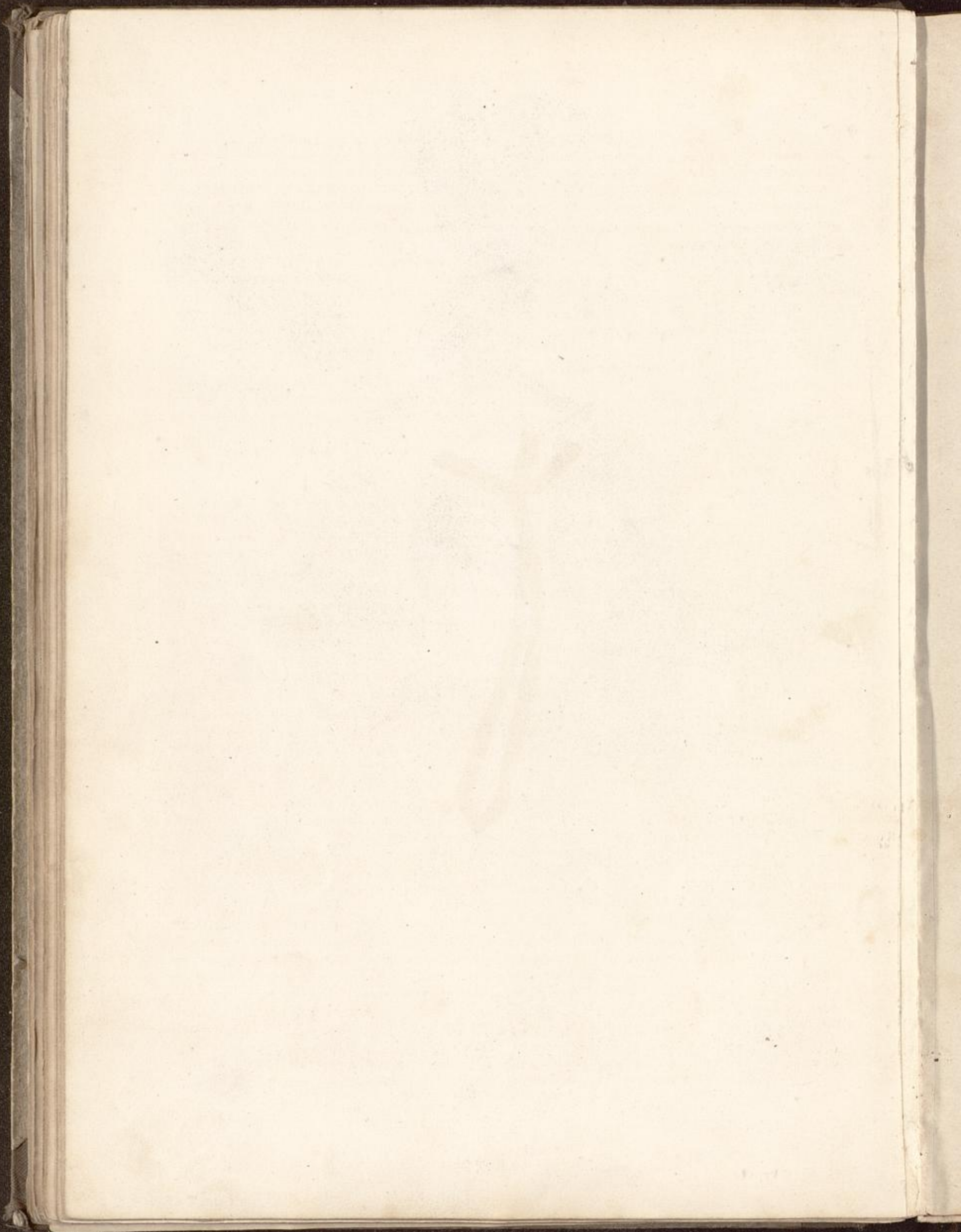
Imp. Leprieux, à Paris

825 bis

Ad. Goubaud, Ed. à Paris

**Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig**

Gravure du MONITEUR DE LA MODE *publié à Paris*



Falten gelegt und von beiden Seiten mit einem wellenförmig gefestigten Bande umgeben. Ueber die von englischer Applicationspitze gebildete Garnitur läuft ein glatt aufgenähtes Band.

6) Runde Pelerine aus zwei glatten, durch Taffetbänder getrennten Musselinpuffen. Am Halsauschnitt ist die Pelerine mit einer schmalen Blonde verziert, welche einen Stehragen bildet; eine breitere Blonde umgibt sie von unten.

7) Hohe Taille aus weißem Musselin, der in Puffen gezogen und mit Einsätzen verziert ist. Achselbänder aus Taffetstreifen mit Besatz von Kaschmirfransen; dieselben kreuzen sich vorn und endigen hinten an der Taille. Der spitze zulaufende Kragen ist mit einer seidenen Schnur geschmückt. Lange Ärmel mit Manschetten bildendem Taffetbesatz.

8) Schweizermieder aus Musselin. Der obere, aus schmalen Falten und gesticktem Einsatz bestehende Theil ist durch einen reichen gestickten Einsatz herzförmig gestaltet. Den untern Theil, das eigentliche Mieder, bilden unzählige kleine Falten. Ein breiter gestickter Einsatz läuft vom Halsauschnitt bis zum Gürtel. Die Ärmel sind lang, oben und unten faltig und mit passenden Jockeys und Aufschlägen versehen.

Fenilleton.

Amerikanische Spieler. Ein französischer Offizier erzählt von seinen in Mexiko gesammelten Erfahrungen unter Anderem Folgendes:

„Die Mexikaner haben eine solche Verehrung für das Spiel, daß selbst in diesem Räuberlande nie seit Menschengedenken Leute, die sich mit dem Spiele beschäftigten, von Räubern oder Dieben gestört wurden. Das Spiel ist ein neutrales Terrain und es kommt häufig vor, daß sich bekannte Banditen in einen Spiel-saal begeben und ihre Partie machen, ohne von irgend Jemand beunruhigt zu werden. Man föhrt sie im Gegentheile und weiß ihnen Dank, daß sie im gleichen Spiele das Geld riskiren wollen, welches sie Einem auf der Heerstraße im ungleichen Spiele abgenommen haben. Ebenso dient dem Mexikaner Alles als Vorwand zum Spiele und es giebt wol keinen Einzigem, der nicht ein Spiel Karten in der Tasche führte.

Eine sehr amüsante Rückerinnerung bietet mir ein Fouragezug, den ich einst in der Regenzeit von Vera-Cruz nach Mexiko escortiren mußte.

Ich befehligte außer meiner Cavalerie zwei Compagnieen Turcos und der elende Zustand der Wege nöthigte uns, die Wagen jeden Augenblick anhalten zu müssen; bei jedem solchen Halt setzten sich die Turcos, welche ebenso gern spielen als die Mexikaner, in die stillstehenden Wagen und machten eine Partie mit den Arrieros; da nun die guten Turcos ebenso große Spitzbuben sind als die Mexikaner, gab es jeden Augenblick Scenen zum Todlachen.

Ein berühmter Spieler, José Maria, erzählt mir mit Stolz von einer Partie Monte, die er vor etlichen Jahren gespielt hatte.

Er verließ zu Pferde mit wohlgefüllten Taschen die Hacienda seines Vaters und trabte lustig dahin in der reichen Tracht eines

mexikanischen Caballero, sorglos seine Cigarette schmauchend. Da steht er einen Fußgänger, der unter dem Schatten des einzigen Baumes saß, den man weit in der Runde erblickte, und philosophisch am Ufer einer Quelle frühstückte. Von dem Schatten angelockt, steigt der Caballero ab, wechselt die gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen mit dem Fußgänger und setzt sich neben ihn. Dann zieht Jeder ein Spiel Karten aus der Tasche, die Partie beginnt, und nach Verlauf einer Viertelstunde hat der Fußgänger dem Caballero sein Geld, sein Pferd, seinen Sattel und seine Kleider abgewonnen.

— Nun blieb mir, sprach José Maria, nur noch ein Ausweg, das Verlorene wieder zu erlangen, und dieser bestand darin, mich selbst für eine gegebene Zeit als Diener an den Mann auszuspielen. Meine Idee erwies sich als gut, denn mit diesem Einsatz gewann ich mein Geld, mein Pferd und Alles was ich verloren hatte zurück, ja noch mehr, da ich meinerseits noch zwei Jahre seines Lebens gewann, die er in meinem Dienste zubringen mußte.

— Und endigte sich die Partie damit? fragte ich.

— Ja, für diesen Tag.

— Was wurde denn noch aus dem Manne?

— Nun, er ist immer noch mein Diener, ich habe ihm nach und nach fünfzig Jahre seines Lebens abgewonnen, aber jetzt will ich, um dem Manne eine Revanche zu verschaffen, ihm den Vorschlag machen, daß er sich verheirathet, und dann wollen wir um die Dienstbarkeit des Sohnes spielen, den er möglicherweise bekommen kann.

Ein Opern-Sänger, dem beim Gebrauch der Fremdwörter schon häufig die komischsten Verwechslungen passirt sind, begleitete eine Dame aus der Probe. Als sie unterwegs vom Regen überrascht wurden, sagte der Künstler, angeblickt der nahen Colonnaden: „Mein Fräulein, lassen Sie uns einstweilen unter den Carbonaden promoviren gehen!“

Eine Brautwerbung vor zweihundert Jahren. Zu den amüsanten Erinnerungen aus jener Zeit gehört auch die Brautfahrt eines englischen Geistlichen, des Rev. Stephen Mix in Wethersfield. Er hatte unlängst eine Pfarrstelle erhalten und suchte nun so bald als möglich auch zu einer Frau zu kommen; da er wenig Bekanntschaften besaß, machte er im Jahre 1693 eine Reise nach Northampton, um diesen Zweck zu erreichen. Dort wendete er sich zuerst an den Pfarrer Rev. Salomon Stoddard und theilte demselben seinen Plan mit, sowie daß er sich sehr beeilen müsse, da ihm seine Amtspflichten nur einen kurzen Aufenthalt gestatteten. Rev. Stoddard nickte mit dem Kopfe und sagte: — Dem ist bald abzuhelpfen; kommen Sie nur mit.

Hierauf führte er den Amtsbruder in sein Familienzimmer, wo derselbe sechs ziemlich junge Frauenzimmer erblickte, stellte ihm dieselben als seine Töchter Mary, Esther, Christiana, Sarah, Rebekka und Hannah vor und zog sich hierauf zurück.

Mr. Mix gerieth hierdurch jedoch durchaus in keine übergroße Verlegenheit, sondern betrachtete sich die sechs Schönen mit ruhig prüfendem Blicke, dann wendete er sich an Mary, die älteste, erzählte derselben, daß er kürzlich die Pfarrstelle in Wethersfield übernommen habe und jetzt wünsche, eine für ihn passende Frau zu finden, worauf er ihr schließlich Herz und Hand antrug.

Sie entgegnete, ein so wichtiges Anerbieten könne sie nicht sofort beantworten, es erfordere einige Zeit zur Ueberlegung.

Darauf meinte er: Es gefällt mir wohl und ich billige es vollkommen, daß Sie Zeit zur Ueberlegung fordern, und um Ihnen die nöthige Zeit zum Nachdenken zu lassen, werde ich mich in das Nebenzimmer begeben und eine Pfeife mit Ihrem Vater rauchen, worauf ich Ihre Antwort erwarte.

Nachdem er seine Pfeife ausgeraucht hatte, ließ er Miß Mary fragen, ob ihre Antwort bereit sei; sie kam jedoch und bat, sich die Sache noch etwas länger überlegen zu dürfen.

Auch damit erklärte er sich zufrieden, meinte aber, er müsse nun wieder nach Hause; sie solle ihm ihre Antwort nach Wethersfield senden — binnen drei Tagen müsse er den Brief in Händen haben.

Am dritten Tage erhielt er auch den Brief, und zwar einen so lakonischen, wie wol keine andere Braut je geschrieben hat. Er lautete wörtlich folgendermaßen:

„Northampton, den 6. Juni 1693.

Herrn Rev. Stephen Mx:

Ja.

Mary Stoddard.“

Stephen Mx war vollständig zufriedengestellt durch diesen Brief und kurz darauf fand die Hochzeit des Paares statt. —

Antike Bücherpreise. Wie selbstredend bei den Griechen und Römern der Buchhandel ein ganz anderer, als bei uns sein mußte, so waren auch die Preise der Bücher von dem der unsrigen sehr verschieden. So ließ Platon durch Dion Syrakus drei Bücher des Pythagoräers Philolaos um 2500 Thaler kaufen. Für die 34,075 Zeilen des Platonikers Speusippos zahlte Aristoteles nach dessen Tode 4715 Thaler. Die von Athen entlehnten, aber nicht wieder zurückgegebenen Urschriften der drei großen Tragiker ersetzte Ptolemäus Euergetes durch einen Schuldnachlaß von 23,500 Thalern. Ervillte die Bücher das Schicksal der Maculatur, so wanderten sie zum Krämer, besonders zum Weihrauchhändler. Von dem Dichter Anaxandrides wird berichtet, daß er alle seine durchgefallenen Stücke zu Weihrauchdüten verdamnte!

Geschichte eines Diamanten. Die Geschichte des „Sancy-Diamanten“, der seiner Größe und Schönheit wegen berühmt ist und vierundfünfzig Karat wiegt, gehört zu den merkwürdigsten und wechselvollsten, und es ist wahrlich Schade, daß er nicht im Stande ist, seine Memoiren zu schreiben. Einst gehörte er Nicolas Harlay, dem Seigneur von Sancy, welcher wünschte, zum Besten seines Freundes, des Königs Heinrich IV., Geld darauf zu leihen und ihn zu diesem Zwecke einem erprobten, treuen alten Diener anvertraute, welcher das Geschäft besorgen sollte. Der arme Mann wurde jedoch unterwegs von Räubern angefallen und ermordet, weil man nichts Werthvolles bei ihm fand. Sein Herr war sehr betrübt über dieses Unglück, er ließ sich die Leiche bringen, und da er auf die unerschütterliche Treue seines Dieners rechnete, öffnete er den Magen des Todten und fand richtig den Diamanten darin; den der Mann lieber verschluckt, als den Räubern preisgegeben hatte. Er führte der Seigneur von Sancy seinen Plan aus, verpfändete den Stein bei den Juden, war jedoch später niemals im Stande ihn wieder einzulösen.

Im Jahre 1649 war der Diamant das Eigenthum von Henriette Maria, der verwitweten Königin von England, von der er auf den Herzog von York überging. Nach seiner Abdankung verkaufte ihn der unglückliche Jakob an Ludwig IV. für 160,000 Thaler. Während der Schreckenszeit von 1792 war er nebst den übrigen Kronjuwelen abhanden gekommen; erst 1838 kam er wieder zum Vorschein, als die Fürstin Paul Demidoff ihn von einem Agenten für 450,000 Thaler kaufte.

Vor Kurzem war er bei einem londoner Juwelier ausgestellt und schließlich kehrte er wieder in sein eigentliches Vaterland heim, da ihn Sir Hamsetjoe Joeseebhoy in Bombay, ein bekannter indischer Millionär, für die Summe von 130,000 Thalern ankaufte. —

Portugiesisches Commando. In der portugiesischen Armee giebt es ein eigenthümliches Commando. Nach dem „Schultert's Gewehr! Gewehr im Arm!“ u. s. w. folgt auch eines, welches lautet: „Dem Feind böse Miene gemacht!“ (cara fiera a l'ennemigo.) Hier runzeln die Soldaten die Stirn. Darauf commandirt der Offizier: „Sehr böß!“ (muchissimo fiera) und schneidet dabei ein entsetzliches Gesicht. Die Soldaten machen dies nach, so gut es geht. — Man sieht hieraus, daß in Portugal der häßlichste Soldat der beste ist.

Ein heimlichenswerther Mann. Ein Bauer aus der Normandie hatte kürzlich ein Reise nach Paris unternommen und wurde bei seiner Heimkehr von allen Seiten mit Fragen überschüttet.

— Ist es schön in Paris?

— Hast Du den Jardin des plantes gesehen?

— Hast Du die Vendôme-Säule gesehen?

— Hast Du den Père Lachaise gesehen?

— Hast Du die Tuileries gesehen?

— Ja, die Tuileries hab' ich gesehen.

— Auch den Kaiser?

— Ja, auch den Kaiser.

Dann näherte er sich einem der neugierigen Nachbarn und flüsterte ihm mit geheimnißvoller Miene zu: — Unter uns gesagt, ich halte den Kaiser aber nicht für sehr reich.

— Ach, geh' mir doch! warum denn nicht?

— Er hat auch nicht einmal einen ganz kleinen Düngerhaufen in seinem Tuilerieshofe! —

Gerechte Entrüstung. In America, wo die Diebe eine eigene Zunft bilden, haben sie auch ihre besonderen Begriffe von Zunftehre. Der Redacteur des „Prescott-Journal“, Luke Taylor, befand sich unter den Vielen, welche St. Paul besuchten, als General Sherman dort war. Auf dem Dampfboote machte ein Taschendieb Bekanntschaft mit seinen Taschen, aber schon am folgenden Tage erhielt er sein vermischtes Taschenbuch richtig zurück, von folgendem Briefchen begleitet:

„Du miserables Stinkthier — hier hast Du Dein Taschenbuch wieder. Daß ein Kerl, der so gut gekleidet ist, wie Du, mit einem Taschenbuche herumläuft, in welchem sich nichts, als alte Streifen Papier, ein Taschentamm, ein Eisenbahnbillet und zwei durchgestrichene Poststempel befinden, ist ein grober Versuch, das Publicum zu täuschen. Da ich höre, daß Du der Herausgeber einer Zeitung bist, schicke ich Dir Deinen Schwindel wieder zurück. Ich plündere bloß Gentlemen.“ —

Dem Verdienste seine Krone. Die Kaiserin der Franzosen hat der Madame Cornuau, Gemahlin des Somme-Präfecten, eine goldene Ehrenmedaille zuerkannt wegen des Muthes und der Aufopferung, welche diese edle Frau bei der Cholera-Epidemie in Amiens an den Tag gelegt hat. Die Medaille trägt die Inschrift: „L'Impératrice Eugénie à Madame Cornuau. Epidémie cholérique d'Amiens 1866.“

Aus dem Leben eines Elephanten. In St. Petersburg wurde vor einiger Zeit ein in jeder Hinsicht schöner und starker Elefant, Namens Tom, gezeigt, der früher zu den Lieblingen des Schah von Persien gehört hatte. Eine russische Dame erlor ihn auch bald zu ihrem Liebling und besuchte ihn täglich und brachte ihm stets Brod, Kuchen und Branntwein, wornach Tom sich sehr lustern zeigte. Wenn seine freigebige Freundin kam, rieb sich Tom den Rücken an der Mauer, wiegte sich hin und her und leckte die Lippen.

Eines Morgens — wahrscheinlich war seine Nation größer, der Branntwein berausender als sonst — gestand sich der Elefant, daß er bisher zu kalt für ein so freigebiges Entgegenkommen gewesen war. Gewissensbisse peinigten ihn, eine Erinnerung weckte seine Dankbarkeit. Er rief sich mit heiterer Miene die schöne Zeit ins Gedächtniß zurück, wo er der Leib-Elephant des großen Fürsten gewesen war; ihm galt kein Platz für ehrenvoller, als der, wo einst sein Schah sich so gern befunden hatte. Er ergriff seine Freundin mit seinem Rüssel und hob sie auf das Zarteste auf seinen Rücken. Die arme Dame war auf diesen Act der Galanterie nicht vorbereitet, sie hielt sich für verloren und stieß ein klägliches Geschrei aus. Einige Personen wollten ihr zu Hülfe eilen, aber der Elefant argwohnte, daß sie seiner Wohlthäterin an das Leben wollten, und ergriff den Eifrigsten von ihnen und warf ihn an die Mauer. Die Cornacs eilten herbei: sie begriffen die wohlmeinende Absicht des Elephanten und beruhigten die zitternde Dame. Auf ein Zeichen, das er noch nicht vergessen hatte, ließ sich der Elefant auf die Knie nieder, erhob seinen Rüssel, ergriff seine Freundin wiederum auf das Zarteste und setzte sie ebenso rücksichtsvoll, wie früher seinen erlauchten Herrn, nieder.

Die Geschichte sagt nichts davon, ob die russische Dame ihre Beziehungen zu dem allzu erkenntlichen Elephanten fort-dauern ließ.

Albumblätter.

Frei, o Deutschland,
Wirfst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

Klopstock.

Die Freundschaft ist erhaben; in ihr glänzt die Stärke
der Menschheit. Die Liebe ist schön; in ihr verklärt sich der
Menschheit Frieden.

Ehrenberg.

Der Krieg hat auch seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks.
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir das ewige Schwingen und Schwanken und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.

Schiller.

Räthsel und Aufgaben.

Dein kleines Eigenthum verwahrt mein Ganzes Dir;
Doch bringst Du Feuer dran, so ist's darum geschehen,
Mein Kopf ist hin und übrig nichts von mir,
Als was man nach dem Brande noch kann sehen.

Wer der erst' und zweiten Frieden
Trägt in unbescholtner Brust,
Dem ist Seligkeit beschieden,
Er empfindet Engelslust.

Froh begeistert hofft die dritte
Von des Lebens Zukunft viel,
Sieht sich in der ersten Mitte,
Und erreicht der Wünsche Ziel.

Oft ward durch gebrochne Eide
Streng zum Ganzen sie geweist,
Lebt dann still in ihrem Leide,
Lernt vergessen und vergeist.

Worin unterscheiden sich die Diebe von den Aerzten?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 32.

Dichter.

Thun.

Ein Ueberfall.

Tauben, die unter dem Dache sind, sind vor dem Stofsvogel
geborgen.

Briefpost.

E. E. in Poggau. Ihre werthe Zuschrift mit ihren Aufgaben hat
uns sehr erfreut; wir hoffen recht häufig von Ihnen zu hören.

Herrn Dr. S. in W. Sie scheinen sehr congresslustig zu sein,
wir können nicht denken, daß Ihre Frau Gemahlin Ihre Ansichten theilt.

J. K. in Dobcran. Beim Empfang dieser Nummer wird die ge-
wünschte Photographie bereits von Dresden aus hoffentlich in Ihren
Händen sein. Unserer Tage haben so viele Persönlichkeiten in den Vorder-
grund gestellt, daß wir vorläufig von der betreffenden Aufnahme in unsere
Portrait-Galerie absehen müssen.

Hr. Insy. C. in J. Der fragliche Herr hat sich weder schriftlich gemeldet, noch persönlich vorgestellt.

Hr. Helene v. M. in G. Zu empfindsam, und — jürnen Sie uns nicht, wenn wir leisen Zweifel an der Realität der Gestalten hegen.

Hr. v. C. in Potsdam. Wichtige Briefe aus Paris melden, daß das Ghignon bald gänzlich verschwinden werde; es soll durch Locken ersetzt werden. Gewiß ein sehr willkommener Tausch.

Hr. M. M. in St. Es ist uns nicht klar, welchen Unterschied Sie zwischen Zephyr und Berliner Wolle machen. Erstere ist doch eigentlich

nur die feinste Qualität der Berliner Wolle und ob man diese oder eine stärkere zur Tapissierarbeit wählt, hängt von der Qualität des Ganevas, sowie vom Zweck der Stickerei überhaupt ab.

Hr. Carol. W. in D. Ihr Schreiben hat uns bei den Mühen des Tages eine unvergeßliche Stunde bereitet, Sie haben den Fehler mit Anmuth gerügt und mit Würde befannt.

Herrn Stud. C. v. B. in G. Der Salamander hat sich als verfrüht erwiesen.

Herrn Dr. A. H. in Berlin. Nur keine Uebersetzung!

Intelligenzblatt zur Alogen-Beitung.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, deren Ziehungen wie folgt nunmehr festgesetzt sind:

2. Classe	3. Classe	4. Classe	5. Classe
27. August	17. September	8. October	5.—21. November

hat der Unterzeichnete ein grosses Lotterie-Compagnie-Spiel arrangirt; es werden dazu 1400 Antheilscheine, von No. 1 bis 1400, ausgegeben, wovon ein jeder 3268 Loos-Nummern hat, die 1400 ganze Loose bilden; der Antheilschein kostet 51 Thlr.; hierauf werden blos 25 Thlr. bezahlt, während der Rest von 26 Thlrn. gleich auf Abrechnung geht.

Gegen 25 Thlr. wird ein solcher Antheilschein erworben und er wird bis in die entferntesten Gegenden versandt; zwei Personen, selbst drei, vier, fünf können zusammentreten und einen solchen Antheilschein nehmen.

Einer jeden Renovation wird der Inhaber überhoben; nach erfolgter Inempfangnahme eines solchen Scheines braucht sich der Inhaber nicht früher als nach Schluss der Lotterie darum zu kümmern. Die Original-Loose sind bei den Herren **Kind, Kuntze & Prenner** hier deponirt.

Das Resultat nach jeder Classenziehung und nach erfolgter Ziehung 5. Classe wird in der Brockhaus'schen Zeitung, Leipziger Zeitung, Leipziger Tageblatt etc. bekannt gemacht.

Der 24. Theil der ganzen Lotterie gehört den Nummern nach zu diesem Compagnie-Spiele und es sind viele ganze Loose dabei; ein glücklicher Zufall kann das ganze Geschäft sehr werthvoll machen, so dass schon vor Ziehung 5. Classe Dividenden gewährt werden können. In jedem Falle ist es das grösste Compagnie-Spiel, was jemals dagewesen ist, und dieserhalb hoffe ich auch auf keinen geringen Erfolg mit der Entnahme solcher Scheine.

Gegen gefällige Einsendung oder Baarzahlung von Thlr. 25. werden diese Compagnie-Scheine sofort von mir expedirt und ausgegeben.

Leipzig, im August 1866.

August Kind.

N. S. In der 1. Classe sind auf diese Scheine schon 1555 Thlr. 25 Ngr. 7 Pf. gewonnen worden, die selbstverständlich dem ganzen Unternehmen schon zu Gute gehen.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie mit den bekannten Hauptgewinnen

hat nunmehr folgende Ziehungstage:

27. August	für die 2. Classe
17. September	= = 3. =
8. October	= = 4. =
5. November	= = 5. =

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze-à 51 Thlr., Halbe à 25½ Thlr., Viertel à 12¾ Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12½ Sgr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlrn. pro ¼, 10 Thlrn. pro ½, 5 Thlrn. pro ¾, 2½ Thlrn. pro 1 und creditire den Einzahlrest bis zu einer zu nennenden späteren Frist, wohingegen ich bei Volleinzahlung der Einzahlungsbeträge **Bollosse**, die für 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tacuber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Zur gänzlichen Vertreibung der **Sommerprossen**

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Köchlitz i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Neu arrangirte **Knallbonbons** mit täglich durch neue Erscheinungen vermehrt werdenden niedlichen Gegenständen, to-mischen **Kopfbedeckungen** und Bedarfsgegenständen der verschiedensten Art für Damen und Herren, à 2 Thlr. pro Duzend zur **Cellarius'schen Sturmcolonnen-Tour** Nr. 38, sowie viele andere **Cotillon-Decors** offeriren

F. W. Stolze & Comp.
in Erfurt.



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Der ältliche Herr.

Eine Badeskizze

von

Friedrich Gerstäcker.

(Schluß.)

Florian Heldenstern blieb in einem wahren Taumel von Entzücken zurück, denn die junge Dame hatte die Einladung, die Bekanntschaft fortzusetzen, mit einem so freundlichen Blicke begleitet, daß er kaum daran zweifeln konnte, willkommen zu sein. Jetzt aber mußte er vor allen Dingen Näheres über die Fremden erfahren, und ließ sich deshalb augenblicklich die Kurliste bringen, die sich ja in jedem Gasthause oder Kaffee findet.

Den Anhaltspunct hatte er ja auch, Namen und Wohnort und das Uebrige mußte die Kurliste angeben.

Panorama — da stand es — alle Wetter, dort logirten lauter vornehme Leute — meist russische Fürsten und Würdenträger mit vollkommen unaussprechlichen Namen — aber da stand Olaf — er schüttelte enttäuscht mit dem Kopfe, denn daraus erfuhr er auch nichts Näheres:

„Olaf, Hr., m. Familie u. Bed. a. America“
das war Alles. Aber wozu brauchte er auch die Kurliste; das nähere Familienverhältniß konnte er sich doch selbst recht gut aus der äußeren Erscheinung der Fremden zusammenreimen. Die ältere Dame — obgleich noch

in sehr jugendlichem Alter, war jedenfalls die Gemahlin des ältlichen Herrn — vielleicht seine zweite Frau, und die jüngere dann möglicherweise ihre Schwester? — Nein, das konnte nicht gut sein, denn die beiden Damen schienen auch nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander zu haben. Die Ältere hatte rabenschwarzes, die Jüngere goldblondes Haar, die erste dunkle, die andere blaue, seelenvolle Augen. Ebenso wenig konnte er in den Zügen Beider auch nur das Geringste finden, was selbst nur auf eine nahe Verwandtschaft schließen ließ. Die Jüngste war deshalb jedenfalls die Tochter des ältlichen Herrn aus erster Ehe und Elise hieß sie — den Namen hatte er im Gespräche gehört — Elise — was für ein reizender Name, für den er schon einmal in früherer Zeit und unter anderen Umständen geschwärmt, ja sogar einige seiner gelungensten Sonette auf den Namen gedichtet. Er hätte ihr keinen anderen Namen wünschen mögen, wenn sich auch schmerzhaft Erinnerungen daran knüpften.

Und er durfte sie besuchen; am Liebsten wäre er freilich gleich herunter gegangen, aber das würde sich nicht geschickt haben — heute auf keinen Fall — er durfte nicht zudringlich erscheinen — morgen — morgen Nachmittag — und morgen früh traf er sie gewiß auf der Promenade. — Aber an dem Hause konnte er wenigstens vorübergehen — vielleicht sah er sie dann, wenn auch nur für einen flüchtigen Moment, am Fenster.

Florian befand sich wirklich in einem ganz gefährlichen Grade von Aufregung, die sich mit dem dämmern den Abend nur steigerte. Er fing auch an schon allerlei

Pläne zu machen und Lustschlösser zu bauen, und lief noch lange nach zehn Uhr zwischen dem Hôtel de Paris und dem berliner Hofe immer vor dem Panorama auf und ab, um hinter den hie und da erleuchteten Vorhängen die Gestalt der Geliebten zu träumen. Aber nicht einmal einen Schatten von ihr konnte er entdecken, und die Füße thaten ihm zuletzt so weh, daß er nach Hause mußte, um sich auszuruhen.

Er warf sich auch in der seligen Hoffnung auf sein Bett, jetzt nur von ihr zu träumen — und was Anderes erfüllte denn auch seine ganze Seele? Aber Gott bewahre! Es war ordentlich, als ob ihn der neckische Traumgott verhöhnen wolle; denn statt dem Bilde der holden Lahnixe, wie er sie noch immer nannte, beschäftigte er ihn die ganze Nacht mit einer dicken, unangenehmen Polin, die er an demselben Mittage vor dem Kurhause in einem mit Spigen bedeckten, aber schmutzigen weißen Kleide, auf zwei Stühlen hingeräfelt und mit einer Cigarre zwischen den dicken Lippen gesehen und sich darüber geärgert hatte. Mit der unterhielt er sich im Traume die ganze Nacht — mußte ihr Feuer zu einer Cigarre geben, ging mit ihr an die Spieltische, ließ sich von ihr verleiten, zu setzen, verlor sein ganzes Reisegeld, was er bei sich führte und wachte endlich, vor Angst in Schweiß gebadet und mit den heftigsten Kopfschmerzen, wieder auf, als die Sonne schon hell auf sein Lager schien.

Florian Heldenstern führte eine Kaffeemaschine bei sich und kochte sich selber Morgens seinen Kaffee, und rauchte dazu eine leichte Cigarre, weil er keine schweren vertragen konnte. Aber sein Blut war in der Nacht, trotz des häßlichen Traumes, abgekühlt und er überdachte die Vorgänge des letzten Tages ruhiger.

Allerdings war er darüber keinen Augenblick mit sich in Zweifel, daß er heute seine Elise aussuchen und sie wiedersehen würde, aber er fing doch auch an, die Folgen eines solchen Zusammenlebens zu überlegen, an die er gestern mit keiner Sylbe gedacht hatte.

Was sollte daraus werden? — Er liebte Elisen, so viel war sicher, und wenn auch nicht mit der ersten, doch mit der zweiten Gluth seiner Leidenschaft — aber liebte Elise ihn wieder und würde er im Stande gewesen sein, die jedenfalls nicht fehlenden Vorurtheile ihres Vaters zu besiegen? — Was konnte er ihr bieten? Ich will gewiß nicht behaupten, daß Florian Heldenstern sein ganzes Selbstgefühl verleugnet und sich gar so gering geschätzt hätte; aber er besaß trotzdem zu viel gesunden Menschenverstand, um sich über seine eigenen Verhältnisse so gründlich zu täuschen, daß er nicht auch den möglichen Widerstand älterer und deshalb vernünftiger Verwandter in Anschlag bringen sollte.

In den Morgenstunden fließt außerdem das Blut des

Menschen langsam durch die Adern, und er fühlte sich im Stande, das pro und contra der ganzen Sache ruhig zu überdenken.

Vermögen besaß er gar keines — schönes wenigstens, das „Motten und Rost“ verzehren können — geistiges dagegen in Hülle und Fülle, aber damit bezahlte man allerdings keine Miethe und kein Wirthschaftsgeld, wie alle die tausend anderen entseßlichen Bedürfnisse, die nun einmal zum bürgerlichen Leben gehören und das alte Sprichwort: „Eine Hütte und ihr Herz“ lange außer Cours gesetzt haben. Er war auch viel zu practischer Natur, um das Alles zu ignoriren, und da konnte sich ihm denn freilich nicht die Ueberzeugung verschließen — Morgens beim Kaffee wenigstens — daß er der Geliebten nicht im Stande sei, etwas Weiteres zu bieten, als eben sein Herz. Es blieb nur die Frage, ob sie oder ihr Vater sich damit begnügen würden.

Allerdings philosophirte er ganz richtig: „Was ist eigentlich todter Mammon? — Eine eingebildete Größe, die nur allein durch die Habgier der Menschen ihren Werth erhält“ — aber die Sache blieb trotzdem dieselbe, und war er erst verheirathet, so verlangte der Bäcker diesen todten Mammon für Brod und der Metzger für Fleisch, wie die Modewaarenhandlung noch für viele andere Nebenbedürfnisse.

Was hatte er dagegen in die Schaal zu werfen? — Seine Honorare? — Du lieber Himmel, er wußte selber am Besten, wie schwer es ihm geworden, sich mit denen in den bescheidensten Verhältnissen durchzubringen. Er hatte keine Schulden, ja — aber das war weniger seine, als der Leute Schuld, die ihm Nichts borgen wollten, und er hätte nie hoffen dürfen, sich und Elisen mit dem, was er verdiente, „standesgemäß“ (wer nur das entseßliche Wort erfunden hat!) durchzubringen.

Ihr Vater besaß jedenfalls Vermögen — er mußte reich sein, wenn er hier einen Monat lang „mit Familie und Bedienung“ im Panorama logiren konnte, wo sie die unverschämtesten Preise für Miethe allein forderten; aber würde der gerade geneigt gewesen sein, ihn, den armen Schriftsteller, damit zu unterstützen?

Sein Herz sank ihm, während er sich die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer abschlägigen Antwort überdachte, und er blies den Rauch seiner hellgelben pfälzer Cigarre in matten, kräuselnden Wolken vor sich aus. —

Nur eine Hoffnung — nur ein Trost befeelte ihn noch: Elise liebte ihn — dessen fühlte er sich gewiß, und mit dieser Liebe hoffte er auch alle weiteren Schwierigkeiten zu überwinden, zu besiegen.

Freilich war das immer nur ein schwacher — aber doch ein Trost, und wenn es auch noch galt, wahre Ge-

birge von Hindernissen zu beseitigen, so glaubte er das doch mit Hilfe der Geliebten in's Werk zu setzen. Vorläufig beschloß er aber, ihr zu entsagen — d. h. nur in einem Gedichte, das sich ihm auf die Lippen drängte und das er im Uebermaße seiner Gefühle niederschrieb:

Du sollst es nun und nimmer wissen,
Wie lieb und theuer Du mir bist
Und wie Dein hold unschuldig Wesen
Gerade mein Verderben ist.

Ich will das Herz im Busen halten,
Daß mich sein Klopfen nicht verräth —
Ich will den Blick nicht zu Dir heben,
In dem's mit heißen Worten steht.

Doch bann' mich nicht aus Deiner Nähe,
Laß mir den Gram, der mich verzehrt —
Und wenn er Gift — es ist das Einz'ge,
Von dem sich meine Seele nährt.

Wie er damit zu Ende war, beschloß er, Toilette zu machen, die Promenade zu besuchen, um die Geliebte dort vielleicht zu treffen und seine tägliche Portion „Gift“ zu sich zu nehmen — aber er kam zu spät. Die Brunnengäste hatten ihr „Krähchen“ schon getrunken und die Musici den Platz geräumt — nur die schreckliche Polin in ihrem noch nicht gewaschenen weißen, spitzbedeckten Kleide segte den Staub der Promenade und etwa herumliegende Cigarrenstummel mit ihrer Schleppe zusammen und ein Paar hustende alte Herren stritten sich an einem der Tische über Politik.

Mittags aß er im Guttenberg und gerirte sich als Kurgast, weil er dadurch billiger weglam, denn er trank keinen Wein, und Nachmittags um drei Uhr erst wagte er es, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und Herrn Olaf „m. Fam. u. Bed.“ im Panorama aufzusuchen.

Er fand den alten Herrn auch gerade beim Kaffee und in bester Stimmung; die beiden Damen erschienen ebenfalls bald nachher, und da sich Florian heute viel weniger befangen als gestern fühlte, wurde das Gespräch bald animirt und man scherzte und lachte zusammen. Nachher, als die ersten Töne des Musikcorps laut wurden, begab sich die ganze kleine Gesellschaft hinüber auf die Promenade, und als Florian an dem Abende von ihnen Abschied nahm, glaubte er nie einen glücklicheren Tag verlebt zu haben.

Armer Florian — er glich der um das Licht flatternden Motte, die immer nur nach dem strahlenden Glanze geblendet schaut, bis sie der Flamme zu nahe mit ihren dünnen Flügeln kommt, und dann gelähmt, zerstört zu Boden sinkt.

Und doch fühlte sich Florian in dem Gefühle einer unglücklichen, oder wenigstens ungewissen Liebe wohl. Es hatte ihm bis jetzt jener größere Schmerz gefehlt, den

alle lyrischen Dichter nothwendig zu ihrer Arbeit brauchen, wenn sie nicht matt und fade werden sollen. In den nächsten Tagen floß ihm die poetische Ader wie eine Sturzfluth. Er besang den — schon allerdings früher besungenen — Mond, den Abendstern, die heiße Quelle von Ems, die er, ziemlich glücklich, mit seinem kochenden Blute verglich — ja sogar das Schweizerhaus, wo er zum ersten Male mit ihr Kaffee getrunken, und verschiedene andere lebendige und leblose Gegenstände.

Aber noch größere Seligkeit stand ihm bevor, denn einige Male traf er es so glücklich, die Geliebte allein zu Hause zu finden, und er benutzte diese Gelegenheit auch augenblicklich — nicht etwa ihr seine Liebe zu gestehen — nein, das hätte er noch nicht gewagt, aber ihr doch einen Theil seiner Gedichte vorzulesen, und ordentlich rührend war die Geduld, mit welcher Elise den begeisterten Klängen des Bardens lauschte.

Elise interessirte sich überhaupt sehr für Literatur; sie las viel und meistens deutsche oder englische Romane, wobei sie den letzteren aber den Vorzug gab. Sie behauptete, der Deutsche vermöchte nicht die tiefe Empfindung in sein Werk zu legen, wie der Engländer, und fragte ihren jungen Bekannten wiederholt, ob er noch nie versucht habe, einen wirklichen Roman zu schreiben.

Florian mußte es verneinen. Einzelne Novellen oder kleinere Erzählungen hatte er allerdings schon verfaßt und zum Abdrucke gebracht, aber ein größeres Werk noch nie. Sein Ehrzeig war jedoch dadurch geweckt worden, und wo und unter welchen Umständen hätte er eine derartige, den Geist vollbeschäftigende Arbeit auch wol besser beginnen können, als gerade jetzt und hier, unter dem unmittelbaren Einflusse und Zauber dieses holden Wesens, das seine ganze Seele wie in eisernen Banden hielt?

Schon an dem nämlichen Abende, ja die ganze Nacht hindurch arbeitend, entwarf er einen, für jetzt freilich noch ziemlich unbestimmten Plan, auf dem er aber weiter zu bauen hoffte, und nahm sich auch vor, der Geliebten noch für jetzt Nichts davon zu sagen — sie sollte mit den ersten Capiteln, die sie recht gut als ihr Werk betrachten konnte, da sie ja die erste Anregung dazu gegeben, überrascht werden. Die Sache schien nur nicht so leicht, als er sie sich Anfangs gedacht, denn eine derartige Arbeit verlangte Sammlung, und durch unseres jungen Dichters Hirn preßten eine solche Masse von Gedanken und Empfindungen, daß er Tage gebrauchte, um sie nur zu sichten und in ihre Grenzen zu bannen.

Indessen war er im Panorama nicht allein ein täglicher Gast geworden, sondern begleitete die Familie auch auf ihren Spaziergängen, manchmal bis weit hinauf in die Berge, wohin die Damen dann auf Eseln ritten,

während die Herren plaudernd nebenher gingen. In solchen Fällen war Herr Olaf, wie Florian jetzt den ältlichen Herrn nannte, auch weit gesprächiger als in den Zeiten, wo die Damen mit in die Unterhaltung gezogen wurden, und erschloß in der Erzählung gar nicht so selten dem aufmerksam zuhörenden jungen Dichter die Wunder jener mächtigen americanischen Scenerie, die sich in den endlosen Prairien und himmelanstiegenden Felsengebirgen des inneren Landes dem Wanderer zeigt. Von seinen Jagden berichtete er, von seinen einsamen Wanderungen und Entdeckungszügen in den wilden, von feindlichen Indianern noch außerdem bedrohten Felsenkämmen, und beschrieb ihm dann mit glühenden Farben die stillen heimlichen See'n in der Wildniß, den brausenden Wassersturz und die blumengeschmückte Prairie, so daß es Florian manchmal ordentlich war, als habe sich ein Märchen-Erzähler seiner Sinne bemeistert und trage ihn auf breiten Schwingen in sein Zauberreich.

Der ältliche und sonst sehr ruhige Herr schien bei solchen Gelegenheiten auch — wie von seinen Erinnerungen übermannt, ein ganz anderes Wesen geworden. Seine Gestalt hob sich, seine Auge strahlte ordentlich; seine Stimme zitterte in der Erregung des Augenblicks und wie begeistert stand er vor dem jungen Dichter und starrte in die Ferne. Solche Momente waren es auch, in welchen dieser selber eine unbestimmte Sehnsucht nach fremden Scenen in sich erwachen fühlte, und wenn er sich dann noch dachte, daß er einst Alles das, was dieser merkwürdige Fremde mit solchem Entzücken ihm beschrieb, selber an der Seite der Geliebten sehen und genießen sollte, so wollte es ihm bald das Herz vor Lust zersprengen.

Aber die nüchterne Wirklichkeit machte dann doch auch wieder ihre Anrechte geltend, denn wovon und womit sollte er eine solche Reise machen, und sich allein von seinem Schwiegervater unterhalten zu lassen, dagegen sträubte sich sein Ehrgefühl. — Außerdem: liebte ihn denn Elise wirklich? — Er glaubte und hoffte es, war aber weit entfernt, sich vollkommen sicher darin zu fühlen. Sie hatte sich immer lieb und freundlich gegen ihn gezeigt, ja, und er selber noch nie das holde Lächeln auf ihrem Antlitze vermißt, wenn er einmal unerwartet das Zimmer betrat. Mit einer wahren Engelsgeduld saß sie auch stundenlang neben ihm und ließ sich vorlesen, und das war das Einzige, womit er sich stets ein Alleinsein mit ihr sichern konnte. Sobald er nämlich nur sein Buch herauszog, verließ der ältliche Herr das Zimmer und seine Frau — es mußte seine Frau sein, denn er ging immer Arm in Arm mit ihr — machte sich dann auch sehr bald etwas zu schaffen, oder hatte nach der Kranken zu sehen. Aber er wagte es trotzdem nie, diesen günstigen

Zeitpunct zu benutzen; denn wenn er es sich auch oft und oft vorgenommen, Gewißheit über sein Schicksal zu erhalten, im entscheidenden Momente verließ ihn jedes Mal der Muth und es war ihm dann ordentlich, als ob ihm Jemand die Kehle zusammenschnüre.

So flog unserem Liebenden die Zeit dahin; er wußte kaum selber, wohin sie kam, und nur an seiner mehr und mehr ebbenden Casse merkte er die Spuren ihres Zahns.

Da traf ihn eines Tages, wie ein Donnerschlag — ich könnte sagen „aus heiterem Himmel“ — die Kunde, daß die Stunden seines Glückes gezählt seien, denn Herr Olaf, den er mit Elisen im Zimmer allein fand, rief ihm schon entgegen:

„Das ist glücklich, daß Sie noch einmal kommen, lieber Heldenstern, denn ein Paar Stunden später würden Sie uns nicht mehr angetroffen haben.“

„Nicht mehr angetroffen haben?“ rief Florian, von Schreck wirklich wie erstarrt — „Sie wollen doch nicht —“

„Abreisen, in der That, bester Freund, denn unsere Zeit ist um und die Kranke soweit wieder hergestellt, daß wir uns jetzt auf die Nachkur der Seereise vertragen müssen; — außerdem zwingt mich ein eben erhaltenener Brief zum schleunigsten Ausbruche.“

Florian faßte krampfhaft nach seinem Herzen, ob aber der ältliche Herr glaubte, daß er wieder nach seinem Buche griffe, oder wirklich noch Einiges zu besorgen hatte, kurz, er nahm seinen Hut vom Tische und sagte:

„Ich lasse Sie einen Augenblick mit Elisen allein, da ich noch einen Weg zu gehen habe; Bertha wird wol auch gleich herüber kommen, denn unsere Koffer sind alle gepackt. — Ich nehme auch noch nicht Abschied; wir sehen uns jedenfalls, wann ich zurückkomme.“

Die Thüre schloß sich hinter ihm und Florian fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei, aber seine Courage nicht mit, und er stand, seinen Hut in eine unbestimmte Form hineindrückend, dem jungen lieblichen Wesen gegenüber, ohne im Stande zu sein, ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Das ist recht rasch gekommen,“ brach da Elise endlich das Schweigen und, wie es Florian vorkam, mit zitternder Stimme — „ich hatte gehofft, daß wir noch wenigstens acht Tage hier bleiben würden, aber Olaf drängt so zur Abreise.“

„Ich kann es noch gar nicht fassen,“ stammelte Florian.

„Wir werden Sie auch sehr vermissen,“ lächelte das junge Wesen wehmüthig — „wir hatten uns so an Sie gewöhnt und in unserer fernem Heimath hört man so wenig von der Welt da draußen.“

„Sie mich vermissen,“ sagte Florian bitter, „du

lieber Gott, und was soll ich da sagen — und wie hatte ich mich darauf gefreut, gerade jetzt noch mit Ihnen zu verkehren.“

„Gerade jetzt?“ frug Elise etwas erstaunt.

„Ich bin Ihrem Wunsche nachgekommen,“ fuhr Florian, zu ihr ausblickend, fort — „ich habe einen größeren Roman begonnen. Ich fühlte mich die ganze Zeit in einer so gehobenen — so seligen Stimmung, daß die Feder kaum der entfesselten Phantasie zu folgen vermochte, und jetzt — da ich Ihren Rath — Ihren Beifall brauche — wollen Sie fort — fort vielleicht auf immer.“

„Meinen Rath?“ sagte Elise kopfschüttelnd, „und wie könnte ich Ihnen bei einer solchen Arbeit einen Rath geben?“

Florian sah sie mit einem forschenden Blicke an. Ein plötzlicher Gedanke zuckte durch sein Hirn. Sollte er das Geständniß der ihn fast verzehrenden Liebe in seinem Herzen verschließen? Hätte sie ihn nicht selber für verzagt halten müssen und kam sie ihm nicht schon durch die Frage auf halbem Wege entgegen?

„Ich befinde mich gerade in einem sehr schwierigen Capitel,“ erwiderte Florian, jetzt plötzlich zum Aeußersten entschlossen — „ich habe die schüchterne Liebe eines jungen Mannes zu der Auserwählten geschildert — seinen Kampf mit sich — seine Furcht, es ihr zu gestehen.“

„O, das muß so interessant sein,“ sagte Elise.

„Sein Schwanken, ob er sie fliehen,“ fuhr Florian fort — „und unsagbar elend werden oder sich ihr zu Füßen werfen solle und ihr die ihn verzehrende Leidenschaft bekennen.“

„Das muß er doch unbedingt thun,“ rief die junge Dame rasch.

„Ja,“ sagte Florian mit gepreßter Stimme — „auch ich fühle, wie nothwendig das ist. Denn diese Ungewißheit würde er auf die Länge der Zeit nicht ertragen können, aber — ich befinde mich dabei in einer schwierigen Situation, denn — ich kann mich recht gut in die Lage und Gefühle des Jünglings versetzen, aber — nicht in die der Jungfrau. Ich weiß nicht genau, wie sie sich in einem solchen Moment benehmen — was sie denken, was sie sagen würde.“

„Und da soll ich Ihnen helfen?“ lächelte Elise.

„O, wenn Sie das wollten,“ bat Florian leidenschaftlich, „noch bleibt uns vielleicht eine Stunde Zeit.“

„Haben Sie Ihr Manuscript bei sich?“

„Die Gedanken sind noch nicht aufgeschrieben,“ erwiderte Florian, dem jetzt ungefähr so zu Muth war, als ob er auf einem durchgehenden Pferde säße, und es eben laufen lassen müsse — „nur im Kopfe trage ich

sie herum, noch ohne Form und Gestalt, und ihr Rath sollte ihnen eben Leben verleihen.“

„Das verstehe ich nicht ganz,“ sagte die junge Dame erröthend, „wie kann ich Ihnen einen Rath geben oder mir denken, was jene andere Dame geantwortet haben würde, wenn ich nicht vorher lesen kann, was ihr Geliebter gesagt?“

„Und wenn wir es nun dramatisch aufführten,“ fragte Florian, und es war, als ob ihm bei dem scharfen Ritt seines Durchgängers der Athem versetzt würde.

„Dramatisch?“

„Wir spielen die Scene durch,“ sagte Florian und mußte sich Mühe geben, die Worte über die Lippen zu bringen.

„Und liebt sie ihn denn auch?“ lächelte Elise.

„Ja das weiß er ja noch gar nicht,“ erwiderte Florian, „gerade diese Ungewißheit und — der drängende Augenblick — denn die Geliebte soll ihm gerade durch einen harten Vormund entrisßen werden — treibt ihn zu der Erklärung und eben von der Antwort derselben hängt das ganze weitere Schicksal seines — des Romans eben ab.“

„Also dann beginnen Sie,“ nickte Elise, still vor sich hin lächelnd; „schade nur, daß Bertha nicht da ist, die könnte mich unterstützen.“

Florian war darin anderer Ansicht, aber in diesem Augenblicke wirbelte es ihm auch durch Kopf und Herz; er wechselte in dem Ansturm seiner Gefühle mehrmals die Farbe, und wieder kam ihm die schon frühere Empfindung des Erstickens, bis er endlich entschlossen die Zähne aufeinander setzte. Es mußte sein, und mit dem Bewußtsein griff er den abgelegten Hut wieder auf, that als ob er eben erst in die Thüre träte und sagte:

„Mein Fräulein, der Drang des Augenblicks mag mein plötzliches Erscheinen entschuldigen. Aber die furchtbare Nachricht hat mich ereilt, daß Sie uns verlassen wollen, und nicht vermochte ich in dem Bewußtsein der Leere, die fortan mein ganzes Leben ausfüllen würde —“

„Aber bester Herr Heldenstern,“ unterbrach ihn lächelnd Elise — „ich bin allerdings der deutschen Sprache nicht so vollkommen mächtig, aber — kann man denn mit Leere etwas ausfüllen?“

Florian war durch die Zwischenfrage ganz aus seinem Concept gekommen. Was lag jetzt an einem Worte, an einer Redensart, wo sein ganzes Lebensglück auf dem Spiele stand, und Elise saß ihm dabei so ruhig gegenüber. Sollte er sich getäuscht haben? sollte sie nicht ahnen, was in seinem Herzen vorging, und wie das Geständniß seiner „unsagbaren“ Liebe eben im Begriffe sei, über seine Lippen zu quellen?

„Sie haben Recht, mein Fräulein,“ stammelte er, „aber entschuldigen Sie den falschen Ausdruck mit der Erregung des Augenblicks — ich wußte nicht, was ich sagte — ich weiß es noch nicht — aber nur Eines — Eines auf dem ganzen Erdenrunde weiß ich,“ rief er — und jetzt ging der Kenner wieder ordentlich mit ihm durch, denn er warf sich leidenschaftlich dem verführerischen Wesen zu Füßen — „Eins nur, daß ich Sie liebe und anbeute — daß ich nicht leben kann ohne Sie, daß ich verzweifeln müßte, wenn Sie sich jetzt in diesem Augenblicke von mir abwenden und mich in mein leeres Nichts zurückstoßen würden.“

Er hatte dabei ihre Hand gefaßt, die er mit seinen Küssen bedeckte. Er sah und hörte auch nicht, wie in diesem Moment gerade die Thüre sich öffnete und der ältliche Herr, allerdings mit einem unverkennbaren Ausdruck des Erstaunens, sonst aber vollkommen ruhig und leidenschaftslos auf der Schwelle stand und die Gruppe betrachtete.

„Allerliebste,“ sagte er jetzt, als Florian schwieg; „ist das etwa eine Abschiedsscene?“

„Nur eine Probe, Olaf,“ lächelte die junge Fremde, aber eben so unbefangen und ruhig, als sie bis jetzt das Ganze hingegenommen. „Herr Heldenstern probirt eine Scene seines neuen Romans.“

„Nein — nein,“ rief aber dieser jetzt, nicht mehr im Stande, die einmal losgebrochenen Gefühle in ihr altes Bett zurückzudämmen, denn selbst die Erscheinung des Fremden dämpfte nicht die Gluth. „Wahrheit ist's, furchtbare beseligende Wahrheit, und Glück oder Glend meines ganzen Lebens hängt an dieser Stunde. Herr Olaf,“ fuhr er fort, indem er in die Höhe sprang und sich an diesen wandte, „nicht vermögend, die Scheu zu bewältigen, die mich in der Nähe dieses Engels erfaßte, trieb es mich, zu schöner List meine Zuflucht zu nehmen und ihr unter der Maske eines fingirten Romans meine Liebe zu gestehen. Der Roman war Erdichtung, aber nicht die Liebe selber. Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.“

Scheu streifte sein Blick, während er diese Worte in leidenschaftlicher Hestigkeit sprach, die schlanke Gestalt Elisens, die, wie von Purpur übergossen, neben ihm stand, und schaute dann fragend und stehend zu dem ältlichen Herrn empor, der immer noch, langsam dazu mit dem Kopfe schüttelnd, seine Stelle behauptete.

„Meiner Tochter, Herr Heldenstern?“ sagte aber Olaf endlich; „ich verstehe Sie nicht — ich habe gar keine Tochter.“

„So ist Elise nicht Ihre Tochter?“ rief Florian rasch.

„Allerdings nicht,“ erwiderte Herr Olaf mit derselben

lächelnden Ruhe — „aber ich kann doch nicht gut glauben, daß Sie mich um die Hand meiner eigenen Frau bitten?“

„Ihrer Frau?“ schrie Florian und sprang wie von einer Ratter gestochen zurück — „heiliger Gott! und ich glaubte, die andere Dame, Frau Bertha, sei Ihre Gemahlin.“

„Das ist auch meine Frau,“ erwiderte mit unzerstörbarer eiserner Ruhe der Entsetzliche.

„Aber ich bitte Sie um des Himmels willen.“

„Und die franke Dame, derethalben wir Ems besucht haben, ebenfalls,“ nickte der ältliche Herr.

Florian faßte seinen Kopf mit beiden Händen — er wußte nicht, ob er wache oder träume und sein fragender Blick flog nach Elisen hinüber — war es ihm doch, als ob ein leiser Zug von Mitleiden über ihr liebes Antlitz zuckte. Aber nur bestätigend nickte sie mit dem Kopfe und der junge Dichter rief verzweifeln aus:

„Wollen Sie mich wahnsinnig machen? — Es ist ja gar nicht möglich, denn Sie stammen doch aus Norwegen und nicht aus der Türkei.“

„Nein,“ erwiderte der ältliche Herr lächelnd — „ein Türke bin ich allerdings nicht, sondern ein Christ.“

„Mit drei Frauen?“

„Wir gehören zur Secte der Mormonen,“ nickte Herr Olaf, „und kommen vom Salzsee, wohin wir gerade im Begriffe sind, wieder zurückzukehren. Liebe Elise, der Wagen hält schon vor der Thüre und das Gepäck ist sämmtlich unten.“

„Mormonen!“ stöhnte Florian vollkommen vernichtet.

„Daß uns hier Nichts daran lag, als solche gekannt zu sein, können Sie sich denken,“ fuhr der ältliche Herr fort, „und ich hatte nicht das Geringste dagegen, daß meine jüngste Frau für meine Tochter galt. Uebrigens kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß es mich und uns Alle herzlich gestreut hat, Sie kennen zu lernen. Sollten Sie jemals unsere Ansiedlung am Salzsee, an der anderen Seite der Cordilleren, besuchen, so werden wir Ihnen beweisen können, wie willkommen Sie uns sind.“

„Gnädiger Herr, der Zug ist schon signalisirt,“ meldete in diesem Augenblicke der eintretende Diener, „die Damen warten unten.“

„Leben Sie wohl, lieber Freund,“ sagte Olaf, ihm die Hand entgegenstreckend und Elisens Arm nehmend, „und bewahren Sie uns ein freundliches Andenken.“

„Leben Sie wohl, Herr Heldenstern,“ flüsterte auch Elise und reichte ihm ihre kleine Hand.

Er nahm sie wie in einem Traume und drückte sie an seine Lippen, dann sah er, wie die Personen verschwanden und hörte, wie unten der Wagen fortrollte. Er wollte ihnen nach, aber er vermochte keinen Fuß zu

regen und stand da, willenlos und wie gebannt, allein mitten im „Panorama“.

Doch nicht lange dauerte dieser Zauber, den er endlich gewaltsam von sich abschüttelte. Jetzt stürmte er die Treppe hinab und dem Bahnhofe zu — was er dort wollte, wußte er freilich selber nicht, denn welche Gewalt stand ihm über die Frau eines Anderen zu. Aber er kam auch zu spät; wie er flüchtigen Laufes der nahen Station zueilte, pfiß die Locomotive und der Zug brauste davon. Nur aus einem Coupé erster Classe erkannte er noch ein weißes wehendes Taschentuch.

Florian verließ an dem nämlichen Abende Ems. Die Erinnerung an das Durchlebte war ihm zu furchtbar. Vorher aber schrieb er noch in sein eigenes Stammbuch:

„Aus dem Salzsee stieg die Nixe, zaubersön, ein Bild der
Minne,
Und sie stahl mein Herz; ich dachte Nichts, als wie ich sie
gewinne,
Aber Täuschung nur und Trug war's; sie entschwand trotz
meinem Sehnen
Und mir blieb allein der Salzsee, den ich schuf mit meinen
Thränen.“

Ein Fraueneiland.

Obwol es erst der neueren und neuesten Epoche unserer vaterländischen Literaturgeschichte vorbehalten war, das Gebiet des Romanes, in welchem sich vor Allem die Engländer Heimathrecht erworben haben, fruchtbringend anzubauen, so haben dennoch schon deutsche Dichter früherer Jahrhunderte Romane geschrieben, die mehr, als es leider bisher geschehen, gewürdigt und dem allgemeinen Wissen zugänglich gemacht zu werden im hohen Grade verdienen. Je weniger nun bisher für die Kenntnißnahme dieser Romane geschehen ist, je mehr sich die Literaturgeschichten nur mit allgemeinen Notizen über sie begnügten, um ein desto größeres Verdienst hat sich Dr. L. Cholevius durch die Herausgabe seines soeben bei Teubner in Leipzig erschienenen Buches „Die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur“ erworben. Cholevius hat sich, um desto erschöpfender sein zu können, nur auf elf Romane, die er in genauester Analyse durchnimmt, beschränkt. Zu diesen in die Monographie aufgenommenen Romanen zählt auch die „Octavia“ des Anton Ulrich, Herzogs zu Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1633, † 1714). Der Anfang der „Octavia“ wurde 1685 herausgegeben, der letzte (6.)-Band erst 1707. 1712 erschien bereits die zweite Auflage, welche der junge Goethe bekanntlich mit größter Hingabe las. Ganz besonders hatte er die Darstellung des Zustandes der ersten christlichen Gemeinden lieb gewonnen. So läßt er seine Freundin in den „Bekanntnissen einer schönen Seele“ äußern: „Als ich weiter heranwuchs, las ich, der Himmel weiß was, Alles durcheinander; aber die römische Octavia behielt vor allen den Preis. Die Verfolgungen der ersten

Christen, in einen Roman gekleidet, erregten bei mir das lebhafteste Interesse.“

Der Mittelpunkt des sich aus politischen, erotischen und religiösen Bestandtheilen bildenden Romanes basirt auf der Liebe des armenischen Königs Tyridates und der Kaiserin Octavia. Sie werden nach der Beseitigung unzähliger äußerer und sittlicher Hindernisse endlich vereinigt. Diese, die eigentliche Fabel des Romanes, wird von einer Fluth von nur lose zusammenhängenden Episoden umtoßt, die das Vorwärtsschreiten der Handlung oft sehr hemmend unterbrechen. Eine der anziehendsten Episoden ist die hier folgende Beschreibung der Insel Nymphenhal durch Parthenia, die Gemahlin des aethiopischen Königs Beor. Die anmuthig poetische Schilderung bekundet die rege Phantasie des Dichters, zeigt, welsch' feindurchbildeter Comfort bei allem Luxus damals waltete, und läßt uns zugleich einen Blick in das Culturleben der sich nach selbständigem Schaffen sehnenen Frauenwelt thun. Nicht vergessen freilich darf der Leser, wann diese Schilderung geschrieben ist, denn es ist, wie Colevius in seiner Vorrede treffend sagt, „nichts leichter, aber auch nichts unbilliger, als unsere älteren Dichter damit zu erniedrigen, daß man an ihre Werke den Maßstab einer weit vorgeschrittenen neueren Culturperiode legt und von ihnen Leistungen fordert, die man erst Jahrhunderte später der Poesie zuzumuthen gelernt hat.“

Anton Ulrich läßt Parthenia, wie folgt, das Nymphenhal schildern.

Meines liebsten gemahls Schwester, die Prinzessin Ephygenia, ist unlängst aus Ethiopien wegen gewisser ungelegenheiten, die ihr alda zugestossen, heraus geschlüchtet; hat aber bei diesem ihrem unsterne dennoch so viel geld und gut mitgebracht, daß sie sonder mangel leben kan, ja einen übersfluß von allem hat; der ihr auch anlaß gegeben, eine anzahl ihrer kostbaren edelsteinen an Massilische Kaufleute zu versetzen, und für solche der Stöckadischen Inseln drei zu erkaufen, welche sie in der kurzen zeit also zurichten lassen, daß sie nun mit verwunderung müssen angeschauet werden.

Die mittlere von diesen inseln ist diejenige, so Ephygenia zu ihrer wohnung ausersehen, und wird das Nimsental genennet. Massen, die ganze insel, so zu sagen, ein ebenes flaches thal ist, um und um mit hohen grünen bergen umgeben, die als eine ringmaur die ganze insel umschließen.

Die drei aufgänge der insel sind von dem ufer an, bis an das schloß, an beiden seiten, fast zweitausend schritt lang, mit palmen-cedern- und cypressen-bäumen in einer ordentlichen reihe bepflanzt, und diese drei wege mit bunten artlich gefärbten steinen gepflastert, welche die see aldar häufig auswirft. Dieses pflaster ist so breit, daß von einer seite zur andern zweihundert schritt seind, da man dan von morgenwärts auf diesen wegen dem schloß zugehet. Selbiges ist auf einem erhabenen ganz steilen felsen erbauet, und für allem anlauf sicher, weil es eine zugbrücke neben einem tiefen graben hat, und zudem von dem strom, dessen ich bereits erwähnet, umflossen wird.

Antonius hat dieses haus, theils in die felsen ausgehauen, theils von dem herrlichsten marmor aufgeführt, noch erbauen lassen. We dann drei stockwerk über den felsen herausgehen, so daß derselbe nur an beiden seiten zu denen daselbst ver-

fertigten grotten dienet, und sonsten nur das unterste oder vierte stocwerk machet. In diesem sind die winter-gemächer, und haben die gewölber eine solche wärm in sich, daß man weiter gar weniger feurung dahin bedarf. Weil in diesem stoc sehr viel raum und gelaß ist, als hat Ephigenia die meisten von denen gemächern für arbeit-stuben zurichten lassen, darinnen sie nicht allein selbst hand mit anleget, köstliche deden zu wärken, oder sonsten was zu stiden, sondern auch viele arme Mägdelein aus Massilien aufgenommen hat, die da allerhand arbeit lernen, und in solchen übungen stets die zeit zubringen müssen.

In dem andern stocwerke sind die frühlingszimmer, die an statt, daß die untern alle mit seidnen deden aus Sidon, wie auch aus Saba, belleidet sind, nichts an den marmornen wänden sehen lassen, als allerhand mit eingelegter arbeit künstlich und dabei so natürlich von bunten steinen gefertigte blumen, daß man oft dieselbige hinweg zu nehmen, bewogen und betrogen wird. Die tische sind von eben solcher arbeit, wie auch die bett-stätte, um welche seidene in blumen gewirkte deden hangen, und passet alles so wol auf einander, daß die nettigkeit sowol als die pracht sich aldar bewundern läffet.

In dem dritten stocwerke wohnet der sommer, da die gemächer mit dem allerhellest-polirten Jaspis belleidet sind, und durch die kunst von allen orten steten wind von sich geben, der durch die mauren in die zimmer hinein dringet, daß man nicht weiß, woher er entstehet. Er wird aber durch kleine rören und sonderlich dazu gemachte kleine blasbälge und windsänge, vermittels eines uhrwerks, also hinein getrieben. Der tag fällt durch runde fenster, die ganz oben an dem boden sind, nur in die kammern, die also gebauet, daß sie das heiße sonnenlicht nimmer beschweren kan. In allen schlafgemächern finden sich rauschende springbrunnen, und muß ich aus der erfahrung sagen, daß ich diesen sommer über, in dem ich daselbst gewesen, eher kält als einige hitze ausgestanden habe.

Das oberste gebäude ist nun vor den herbst, welches von Cedernholz ausgetafelte kammern hat, so hin und wieder mit erhabnem schnitzwerk von übergüldeiten fruchten versehen ist, und stimmt alles andre hausgeräte hiemit überein, da alle bett-stätten umhänge haben von reichem güldnem stude, mit seidnen fruchten durchwirdet. Zu alleroberst ist ein flaches dach oder altan, da dan wol keine angenehmere aussicht mag erfonnen werden, als alda zu finden ist.

Gegen morgen sieht man über den breiten cedern-weg, durch ein grünes thal, zwischen die von einander gespaltene berge den hasen, und über die see Massilien, in einer schönen entfernung liegen, da er stets von kauffchiffen schwebet und webet, die alda die see überfahren, und ihre wahren aus allen orten der welt nach Massilien bringen. Gegen mittag, wie auch gegen mitternacht sieht man ebenfals durch das anmuthige thal, so wol gegen die bereits beschriebene grüne berge, als durch die erdñung derselbigen, über die see nach den andern inseln. Gegen abend zeigt sich ein überaus schöner garten, der, so weit, als nur das auge gehen kan, sich bis an das ende der insel hinab erstreckt.

In diesem garten streiten nun lust und nutzbarkeit mit einander in die wett, und können sie nicht allein von den mancherlei

blumen und kräutern ihre haushaltung, sondern auch alle apotheken in Massilien reichlich versehen; wie auch von dem obst, außer dem, so sie selbst verspeisen, auf den wochenmärkten in der stadt ein großes geld lösen. Sie haben in diesem garten auch die herrlichsten teiche, mit einer mänge allerhand fische angefüllet, aus denen sie ebenfals geld machen. Ich muß hier, da ich auf ihre nahrung komme, mit einem par-worten, auch der zwei andern inseln gedenken, deren die eine mit lauter wäldern bedeckt, und diese mit einer großen anzahl wild angefüllet, auf der andern aber die meiereien aufgebauet sind, so ihnen zur lust und zum nutzen überaus wol dienen: indem sie selbst nach dem wildpret jagen, das holz zur feurung in der stadt verkauffen, und aus dem feisten rindvieh und schafen sich gleichfals großen nutzen schaffen.

Wolte ich nun aber diesen garten ordentlich beschreiben, wie er recht angelegt, müste ich etliche stunden zeit haben, davon zu reden. Das seltsamste in demselbigen ist dieses, daß, gleichwie der palast die vier jahrs-zeiten vorstellet, dieser ort die vier elementen in sich bewundern läffet. Dann in dem ersten bezirk zeigt sich die erde, da so viel blumen-bette, als ganze wälder von citronen- und anderen fruchtbaeren bäumen zu sehen sind. Von dar kommet man zu den teichen, zwischen welchen so viel künstliche springbrunnen aufgeföhrt sind, daß die mänge des wassers ein so ungemeines starkes gefause macht, darvon man sein eignes wort fast nicht vermag zu hören.

Wan man vor dieses element vorüberkommen ist, entfähet einen eine angenehme Music, indem ein weiter play sich öfnet, der rund umher mit zierlich ausgewundenen brathhäusern versehen ist, darinnen fast alle arten der vögel aufbehalten werden, die nur die lust giebet. Ungemeiners ist nichts zu sehen, als eben diese lebendige tapezereien, die in ihren mannigfaltigen farben und veränderlichen gestalten, auch steten bewegungen und unterschiedenen tönen, die sie anstimmen, so billig zu bewundern sind, daß ihnen nichts gleich kommen mag. Ob nun wol diese vögel zu erhalten ein großes kostet, so bringet doch die zuzucht dieses alles, und noch ein mehrers wieder ein; wie dan sowol hiebei, als bei allen andern oberzehten dingen, nutzen und lust beisammen regieren. Das feur muß man sich weiters einbilden bei den mannigfaltigen apothekerhäusern, die hie hierauf folgen, in denen alle kräuter und blumen abgezogen, und zu köstlichen wässern gebrant werden, die sich eben wol wollen bewundern lassen. Gleichwie nun Ephigenia unter ihren gespielinen so wol die stunden des tages, als die monaten und jahre ordentlich eingetheilt, als will ich auch von denen ein paar wort erwänen, wie sie es damit angehe.

Es sind ihrer sieben, die der Ephigenia in diesem Rimsenthal gesellschaft leisten, alle geschwißtrige, und des statthalters Lucejus Albinus in Mauritanien und Tingitana töchter, die man wegen ihrer äußerlichen schönheit billig preisen mögte, wann sie nicht so viel innerliche gaben besäßen, die sie fürnemlich preiswürdig machen.

Diese sieben nun wollen gleich der Ephigenia, in steter jungfrauschaft ihr leben in diesem Rimsenthal beschließen, und hat eine jedwedere unter diesen ihre eigne verrichtung und absonderliches amt, auf welches sie muß achtung geben. Die älteste

apo-
obst,
n der
auch
üllet,
h auf
zwei
bedt,
der
e lust
dem
uffen,
rossen

, wie
on zu
chwie
vier
bezirk
älber
seind.
o viel
e des
n sein

sfähet
öfnet,
n ver-
erden,
, als
ltigen
ungen
u be-
o nun
t doch
; wie
ingen,
n sich
, die
zogen,
vollen
en ge-
n und
n paar

imfen-
walters
r, die
wann
nemlich

r jung-
nd hat
onder-
älteste



Nach einer Photographie

Nach einem Original

v. Moltke

Verlag des Deutschen Buchh.

forget für die arbeit, daß die fleißig möge von statten gehen, wobei sie auch dem studiren obliegt, und verschiedene schriften unterhanden hat, um die dereinst der welt zu zeigen. Die zweite führet die haushaltung in der küchen: die dritte hat die aussicht bei dem wasserbrunnen: die vierte ist über die jagden bestellt, und begiebt sich zu gewissen zeiten des jahrs auf die nebeninsel, um wild zu schießen: die fischereien hält die fünfte in acht, gleichwie auch die versorgung der vögel: der sechsten lieget ob, die aussicht über die music zu haben, derer sie sich bei ihren betstunden bedienen: die jüngste aber nimt sich der meierei an, und forget für das gemäste vieh, daß es zu rechter zeit verkauft werde.

Mit solchen unschuldigen bemühungen läuft das jahr zum ende, und beten sie in ihren hölen ordentlich des tags dreimal, so sie nimmer veräumen. Dergestalt führen sie wol ein recht himlisches leben, da sie von nichts, als von ruhe und vergnüglichteit wissen, keinen haß erdulden, keine eifersucht empfinden, noch auch einigen mangel erleiden dürfen. Ihr höchstes gut bestehet darin, daß sie ihrem Gott dienen, in sich selbst zufrieden leben, und keiner herschaft sich unterwerfen, als deren sie nicht entgehen können. Wie sie dan in dieser süßen einsiedelei so wenig von hiesiger herschaft, als von den Massiliern angefochten werden, da jederman eine verehrung vor dieses Nimsenthal heget, und sie in ihrer unschuldigen ruhe ungekränket läßt.

Hellmuth Freiherr von Moltke,

I. preuß. General der Infanterie und Chef des Generalstabes.

(Mit Stabstich.)

War in dem Kriege, welcher der preussischen Geschichte in seinem pfeilschnellen Siegeslaufe ein neues Blatt unvergänglichen Ruhmes zugefügt hat, und über dessen endgiltigen Abschluß jetzt in Prag und Berlin berathen wird, die Energie und die Tapferkeit der Anführer, wie der Soldaten die Seele, so war Hellmuth von Moltke der Geist des preussischen Heerführers, der Repräsentant des Krieges als Wissenschaft. Moltke wurde so der Gegenwart, was Gneisenau dem Befreiungskriege war; auf Letzteren ging einst Blücher, als man ihn wegen seines Schlachtenglückes mit Dank überschüttete, zu, küßte ihn und rief: „Das ist der Kopf der Armee — was wäre ich ohne ihn!“

General von Moltke, schon längst als ausgezeichnete Strategie anerkannt, war es, welcher die Kriegsoperationen, die sich durch ihre Erfolge so glänzend bewährt haben, entworfen hat. Nach ihnen brachen die Preußen in zwei mächtigen Heersäulen an der südwestlichen Seite von Schlesien bei Görlitz und Liebenau quer nach Böhmens Centrum aus, indes auf dem rechten Flügel die Elb-Armee von Sachsen her bei Gitschin zu ihnen stieß. Die von Olmütz nach Oberschlesien hin staffelförmig unter Benedek aufgestellte österreichische Armee sah sich hierdurch in ihrer Flanke derartig bedroht, daß sie bei Königgrätz Front machen mußte.

Das bisherige Leben Moltke's war ein vielbewegtes und höchst interessantes; sehr wünschenswerth ist es daher, daß er

recht bald seine Memoiren veröffentlichen möge. Er ist ein Abkömmling des ursprünglich mecklenburgischen alten Geschlechtes von Moltke, das durch Adam Gottlob in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die dänische Linie begründete. Adam Gottlob war der Vater von 22 Kindern, von denen mehre sich im dänischen Saatsdienste sehr auszeichneten. Der Originellste unter ihnen ist jener Herr von Moltke auf Rütchau, — gest. 1847 in Holstein, allgemein verehrt — der, von den Revolutionsideen so erfaßt, seinen Grafentitel ablegte und sich „Citoyen Moltke“ nannte. Ein Neffe von ihm ist General Hellmuth von Moltke. Er trat im Anfange der zwanziger Jahre als Leutnant in preussische Dienste, gehört also gegenwärtig Preußen schon über vierzig Jahre an. Nachdem er kurze Zeit im 8. Infanterie- (Leib-) Regiment gestanden und bald durch seine seltenen Kenntnisse die Aufmerksamkeit höchsten Ortes auf sich gelenkt hatte, wurde er schon als Hauptmann zum Generalstabe commandirt. Als zwischen der Pforte und Mehemed-Ali im Jahre 1839 der Krieg von Neuem entbrannte, wurden Freiherr von Moltke und der durch seine Kammerreden bekannte Freiherr von Binde-Obendorf in wichtiger Mission von Seiten der preussischen Regierung nach dem Kriegsschauplatze abgesandt. An der Schlacht bei Rißb in Syrien am 24. Juni, in deren Folge bekanntlich die türkische Flotte zur ägyptischen überging, nahm Moltke in den Reihen der Aegypter Theil.

Reich an neuen Anschauungen und strategischen Erfahrungen kehrte v. Moltke aus dem Orient nach Berlin zurück, wo er ohne Unterbrechung dem Generalstabe verblieb und in demselben die hohen militärischen Grade erstieg. Nach der Ernennung des Generals Vogel von Falkenstein zum Commandirenden des 7. Armeecorps wurde er im vorigen Jahre General der Infanterie und an die Spitze des Generalstabes der Armee gestellt.

Blicke in die Runde.

Literatur. Gesammelte Aufsätze über Musik von Otto Jahn. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1866. Nicht nur der Musiker von Fach und der specielle Musikfreund, sondern jeder Gebildete überhaupt, der das ästhetische Culturleben unserer Tage mit ganzem Interesse verfolgt, wird es Verfasser und Verleger Dank wissen, daß sie die dreizehn Aufsätze, welche theils als Gelegenheitschriften, wie der über Mendelssohn's „Paulus“, theils als Beiträge in den verschiedenen Jahrgängen der „Allgemeinen Musik-Zeitung“ und der „Orenzbote“ veröffentlicht wurden, in dem vorliegenden Buche haben neu erscheinen lassen. Eine Journal-Lecture vermag ihrer Natur nach nur einen rhapsodischen Genuß zu gewähren; denn mag ein Zeitungsartikel auch noch so Treffliches enthalten, bald wird sein Eindrud durch den ihm folgenden, ein anderes Thema behandelnden verwischt. Und deshalb ist es eben höchst dankenswerth, daß diese gediegenen Aufsätze Jahn's, des hochverdienten Mozart-Interpreten, welche den musikalisch verwilderten Geschmad unserer Tage läutern und das Verständniß der

klassischen Musik dem allgemeinen Verständnisse näher rücken wollen, jetzt als ein organisch gegliedertes Ganze der gebildeten Lesewelt geboten werden. Vor Allem machen wir auf die geistvolle Kritik der Opern „Lannhäuser“ und „Lohengrin“ von Richard Wagner, und auf den Aufsatz „Beethoven im Malkasten“ aufmerksam.

Pater Bercellone theilte in einer akademischen Sitzung zu Rom der Versammlung mit, daß durch das besondere Interesse des heiligen Vaters mit der nochmaligen Publication des berühmten Codex Vaticanus der griechischen Bibel in kürzester Frist begonnen werden solle. Der einsichtige Theil des römischen Klerus wünscht, daß Hofrath Tischendorf mit der Oberleitung des kritischen wie technischen Theiles betraut werden möchte. Ein elegantes Hendecasyllabon besingt in den klerikalen Blättern den Entschluß des Papstes.

Vom Comité der Bopp-Stiftung zu Berlin liegt nunmehr der Rechenschaftsbericht vor. Nach demselben gingen aus Deutschland 5796 Thlr. 3½ Sgr. (Preußen 4640 Thlr., Sachsen 535 Thlr., Oesterreich 104 Thlr. 24 Sgr.), vom Auslande 2181 Thlr. ein. Zweck der Stiftung ist bekanntlich die Gründung eines Stipendiums für das Studium vergleichender Philologie und insbesondere des Sanskrit.

Signor Caccarelli hat in seiner Bigna an der Via Portuensis, 5 Miglien von Rom, eine 1.715 Mètres hohe und 0.850 Mètres breite Marmortafel an der Stelle, wo die Fratres Arvales den Cultus der Dea Dia besorgten, aufgefunden. Die Inschrift besteht aus 72 Zeilen und bezieht sich auf die gottesdienstlichen Functionen Nero's und seiner Familie während der letzten Monate des Jahres 58 und der drei ersten Monate des Jahres 59.

Die Kaiserin Eugenie hat der kaiserlichen Bibliothek in Paris ein seltenes Bibelexemplar zum Geschenk gemacht, welches kürzlich aus Arabien nach Frankreich gebracht worden ist. Diese Bibel besteht aus zwei Bänden, ist auf Pergament geschrieben, mit wichtigen Randbemerkungen und bemerkenswerthen Illustrationen versehen. Man glaubt, daß sie aus dem 13. Jahrhundert stammt.

Karl von Holtei beabsichtigt unter dem Titel „Charpie“ eine Sammlung vermischter eigener Aufsätze zu veranstalten, welche in Erinnerungen an Gelehrte, Dichter, Componisten, Schauspieler und Virtuosen, in kurzen Geschichten und kleinen Biographien, in literarischem oder politischem Geplauder bestehen werden. Der Pränumerationspreis ist für beide Bände nur 1 Thlr. Den Ertrag erhält der schlesische Frauenverein zur Anschaffung von Lazarethbedürfnissen.

Theater und Musik. Die königl. Oper zu Berlin hat ihre Opernvorstellungen unter günstigen Auspicien mit dem „Propheten“ begonnen. Herr Wachtel, „Johann von Leyden“, und die Damen Bähr und Börner, „Hides“ und „Bertha“, erhielten reichen Beifall. — Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater fährt Fel. Ungar fort, den Mittelpunkt des Interesses zu bilden, während Hr. Mittell, welcher gleichzeitig dort gastirte, bereits sein Engagement in Dresden angetreten hat.

Die erste Novität, welche die k. k. Oper zu Wien bringen wird, ist Boieldieu's „Nothkäppchen“, eine Oper, welche in Wien

seit 30 Jahren nicht aufgeführt worden ist. Herr Walter begann seine Thätigkeit als „Georg Brown“; der beliebte Sänger wurde auf das Wärmste bewillkommnet. Die Herren Nachbauer und Zottmayer sind engagirt worden.

Das Stadttheater zu Hamburg soll am 29. August mit der „Africanerin“ wieder eröffnet werden.

Die Mitglieder des Stadttheaters zu Frankfurt a. M., welches gegenwärtig geschlossen ist, beziehen nur noch halbe Sagen.

Frau Pauline Lucca erhielt bei einem Besuche bei Rossini in Paris von diesem die Feder zum Geschenke, mit welcher er mehre seiner berühmten Partituren geschrieben hat.

Lichatschel ist während seines Gastspiels in Stockholm bei Gelegenheit seines Geburtstages vom Könige von Schweden mit der Decoration „Literis et Artibus“ ausgezeichnet worden.

Die Hofbühne zu Weimar soll Anfang September mit „Egmont“ wieder eröffnet werden.

„Die Erbin von Glengary“ ist der Titel eines neuen, im Verlage von Brockhaus bereits erschienenen, fünfactigen Schauspielers von Friedrich Meyer von Waldeck. Es spielt um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf schottischem Boden und zeichnet sich durch poetischen Inhalt und bühnengerechte Form aus.

Die deutsche Schaubühne ist durch den zu Wiesbaden kürzlich erfolgten Tod Eduard Genast's um eine bedeutende Kraft wieder ärmer geworden; wenn Genast auch seit 1860 nicht mehr als Darsteller wirkte, war er doch noch literarisch erfolgreich thätig.

Aus Pesth wird der Tod des berühmtesten ungarischen Schauspielers, Gabriel Egresty, gemeldet. Als er vor kurzem die Titelrolle in der Tragödie „Brankovich György“, eine seiner größten Leistungen, spielte, stürzte er am Schlusse des dritten Actes, wo der Darsteller ohnmächtig niederzusenken hat, auf offener Bühne vom Schläge getroffen zu Boden. Er war 1808 in Laßlosalu im Borsoder Comitete geboren und von seinem 14. Jahre an Schauspieler. Die letzte Ehre erwiesen ihm gegen 8000 Leidtragende.

In London hat Professor Moscheles aus Leipzig, in Verbindung mit dem londoner Damen-Comité zur Unterstützung verwundeter und erkrankter Krieger, ein großes Concert gegeben, in welchem die Damen Lind, Artôt und Parepa, sowie die Herren Gunz, Hallé, Goldschmidt und Peterffen mitwirkten.

Das neue Opernhaus zu Paris soll u. A. auch mit dem münchener Stadtwappen geschmückt werden und zwar zu Ehren des herzoglich bayerischen Hofcapellmeisters Orlando di Lasso (1530—1599).

In dem ehemaligen Saale der „Jolies Dramatiques“ zu Paris soll ein Theater errichtet werden, auf dem nur neue Stücke zur Aufführung kommen.

Frau Marie Seebach hat ihr vom höchsten Beifall begleitetes Gastspiel auf dem leipziger Stadttheater als „Gretchen“, „Julia“ und „Maria Stuart“ fortgesetzt. Jede dieser Gestalten trug das Gepräge edelster Meisterschaft. Nicht auf ganz gleicher Höhe standen die beiden Lustspielfiguren der Künstlerin in der „Bekanntesten Widerspenstigen“ und in dem „Bartefalon erster Classe“.

— Frä. Blaczel wurde bei ihrem ersten Auftreten nach ihrem Unwohlsein als „Agathe“ in Weber's „Freischütz“ mit einem förmlichen Blumenregen und mit den höchsten Ehren des Beifalls begrüßt. Die musterhafte Durchführung der Partie, deren jede Nummer den lautesten Jubel hervorrief, bewies, welche bedeutende Zukunft dieser jugendlichen Primadonna bevorsteht.

Das Repertoire der k. Hofbühne zu Dresden bestand in den ersten Tagen ihrer Wiedereröffnung nur aus classischen Werken. Der „Antigone“ folgten die Tragödien „Emilia Galotti“ und „Othello“, die Opern „Fidelio“, „Jacob und seine Söhne“, „Freischütz“, „Figaros Hochzeit“, „Zauberslöte“. Die Damen Berg, Bayer und Ulrich, sowie die Herren Winger, Fallenbach und Jaffe im Schauspiel, und die Damen Blume und Alvsleben, die Herren Lichatschek, Mitterwurzer und Staria in der Oper waren es, welche, im Besiß der hervorragendsten Partien, in jeder Weise Ausgezeichnetes boten.

Bildende Künste. Dem dramatischen Dichter Sheridan Knowles (gest. 1862) ist in Glasgow, wo er Professor der Rhetorik war, von seinen Freunden und Schülern ein Denkmal errichtet worden. Ferner ist auch Miß Duvant von der Königin Victoria beauftragt worden, ein Monument von Leopold I., Könige der Belgier, in Marmor auszuführen, welches in der Georgscapelle zu Windsor seinen Platz finden wird. Die Künstlerin hat bereits das Thonmodell vollendet, es stellt den Fürsten auf dem Todtbede vor; an der Seite lagert der belgische Löwe, auf dessen Mähne die herabgesunkene Rechte des Sterbenden ruht. An der andern Seite des Bettes stehen zwei Schutzengel mit den Wappenschildern von England und Belgien.

Ein Portrait der Luise von La Vallière, der schönen Freundin Ludwig's XIV., ist kürzlich der Galerie Versailles einverleibt worden. Dieses Bild hat seine eigene melancholische Geschichte. Ehe nämlich Luise von La Vallière im Jahre 1674 den Hof der Bourbonen für immer verließ, um sich in die Stille eines Klosters zurückzuziehen, umgab sie sich noch einmal mit der Hülle irdischen Glanzes. Sie ließ sich im reichen Hofcostume, umgeben von ihren beiden Kindern, dem Grafen von Vermandois und Mademoiselle de Blois, von dem berühmten Portraitmaler Mignard malen. Dieses Gemälde verschwand in den Stürmen der Revolution, bis man es vor einigen Monaten in einem alten Schlosse der Normandie auffand. Die Verwaltung der kaiserlichen Museen bot selbstredend Alles auf, diesen auch historisch nicht uninteressanten Kunstschatz zu erwerben.

Der österreichische Kunstverein zu Wien hat den Entschluß gefaßt, Rahl's Meisterwerke, den Fries für die Universität in Athen betreffend, von dem Kupferstecher Ernst Mayer, einem Freunde des Verstorbenen, stechen und an die Vereinsmitglieder als Prämie vertheilen zu lassen. Das umfangreiche Werk wird zu diesem Zwecke in Einzelblätter zerlegt, welche in bestimmten Zeiträumen ausgegeben werden. Mit den beiden kleineren Gruppen, Prometheus und Paulus, welche den Anfang und den Schluß der Compositionen bilden, soll Ernst Mayer anzufangen beabsichtigen.

Die diesjährige akademische Ausstellung zu Düsseldorf hat sehr von der politischen Constellation zu leiden gehabt. Sie

besteht im Ganzen nur aus 97 Nummern: 77 Oelgemälde, 18 Zeichnungen, Stiche und Aquarelle und 2 Sculpturen. Von auswärts ist fast gar nichts eingeschickt worden.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Kennen unsere verehrten Leserinnen das sogenannte „habit-escalier“ oder Treppenkleid? Dieses ist für den Augenblick das Neueste des Neuen, und da wir voraussetzen, daß es eben deshalb noch wenig bekannt ist, wollen wir eine Beschreibung desselben versuchen. Man denke sich also ein Kleid nach dem jetzt gewöhnlichen Schnitt, vorn glatt, hinten faltig und alle Blätter schräg zugespitzt; die Taille ist meist hoch, glatt und rund, mit einem Gürtel nebst Schnalle oder Rosette versehen, doch dies kommt hierbei Alles nicht in erster Reihe in Betracht, da wir es nur mit der Verzierung des Rockes zu thun haben. Hinten hängt von der Mitte der Taille aus ein merkwürdiges Ding herunter auf den Rock — etwa wie ein breites einzelnes Schärpenende oder mehr noch wie ein Frackschöß, der rings herum in schmale viereckige Faden oder Stufen ausgeschnitten ist gleich den Stufen einer Treppe, die um so mehr hervortreten, als sie schwarz oder bunt eingefast sind. Die zweite Stage dieser Treppe wird gewissermaßen hergestellt, indem hinten von der Taille aus noch ein zweites kleineres Schößchen auf den großen Schöß herabhängt und natürlich ebenso ausgefaßt ist. Dann laufen zwei Reihen der Stufenverzierung rund um den Rock und steigen vorn zu beiden Seiten des Vorderblattes bis zur Taille in die Höhe. Die Taille kann man nach Belieben ähnlich verzieren oder auch bloß die Jockeys und Kermel. Wir sahen einen derartigen Anzug aus silbergrauem Mohair mit lila Taffetstreifen, welche die Stufen bildeten und noch überdies mit kleinen weißen Porzellanknöpfen benäht waren; der Frackschöß endigte hinten in lange lila Seidenfransen. Für Seidenkleider und andere feine einfarbige Kleider ist die Verzierung mit Chenillestickerei und darunter gemischten Perlen sehr modern; die Stickerei muß jedoch stets streng von der Farbe des Stoffes abstechen. Ein perlgraues Seidenkleid wird zum Beispiel am häufigsten mit kirschrother oder blauer Chenille gestickt. Wir sahen einen sehr hübschen derartigen Anzug, der aus einem meißelblauen Unterrock bestand, welcher mit vier grauen Taffetstreifen besetzt war, in deren Mitte eine blaue Chenillestickerei in Gestalt von Medaillons, dicht mit weißen Perlen bestreut, hinlief. Der zweite Rock aus glatter grauer Seide war ohne alle Verzierung in die Höhe genommen; dagegen war der grauseidene Paletot rings mit einer reichen Stickerei von blauer Chenille und weißen Perlen garnirt.

Man beginnt bereits ernste Bedenken zu hegen, ob sich die winzig kleinen Hüthen, welche den Kopf in keiner Weise bedecken oder schützen, wol für die kühlen Herbsttage oder gar für die Winterzeit eignen werden und ist zu dem Schluß gekommen, daß dies geradezu unmöglich ist. Deshalb ist man in den großen Modemagazinen schon eifrig damit beschäftigt, Hüte von etwas größerem Format herzustellen, welche meistens nach der Stirn zu in eine Spitze auslaufen, hinten dagegen die bloß etwas ver-

längerte Lamballe- oder Pamelaform erhalten. Auch die viereckigen Neapolitanerhüte werden etwas anders hergerichtet, indem sie bloß vorn die viereckige Gestalt bekommen, hinten jedoch abgerundet werden; außer diesen wird man aber wol noch viele andere Formen austauschen sehen, neue und alte, über die man vor der Hand noch im Unklaren ist. So viel scheint jedoch gewiß, daß die breiten, unter dem Kinn gebundenen Bänder außer Gunst gekommen sind und durch Benoitonketten aus Blonden, Perlen und Blumen ersetzt werden, während von vorn aus ein paar schmale Bindebänder nach hinten zu genommen und unter dem Chignon gebunden werden. Für die Herbstsaison bereitet man sehr viel schwarze Tüllhüte vor, die sämtlich mit Schmelzperlen besät sind und die Maria-Stuartform erhalten; an der Seite sind sie mit einem kleinen bunten Blumenbouquet verziert.

Modenblatt No. 42.

1) Promenadetoilette. Weißer Tüllhut, vorn mit einer Tüllruche umgeben, an der Seite mit purpurrothen Mohnblüthen geschmückt; rothe Bindebänder.

Das Kleid mit Doppelrock besteht aus feingestreiftem bräunlichgelben Foulard; der untere Rock ist rings mit einem schmalen purpurrothen Taffetstreifen eingefast und etwas weiter oben mit eben solchen Taffetstreifen verziert, die in Form von kleineren und größeren abgerundeten Zaden aufgenäht sind. Der zweite, darüber fallende Rock ist in gleiche Bogen-Zaden ausgeschnitten und mit rothem Taffet eingefast.

Die Taille ist hoch und glatt; die ziemlich anliegenden Ärmel sind unten gleichfalls roth ausgebogen, ebenso die Jockeys an den Schultern; um die Taille läuft ein purpurrother Taffetgürtel mit kleinem Schloß und an diesem Gürtel sind die jetzt so sehr beliebten Peploschöpfe angebracht, die der Taille das Ansehen eines Paletots verleihen. Diese, an beiden Seiten offenen Schöpfe sind roth ausgebogen und an den Zipfeln mit rothen Seidenquasten versehen.

Der Sonnenschirm ist von demselben Foulard, aus dem das Kleid besteht.

2) Herren-Sommeranzug. Niedriger dunkelgrauer Hut mit rundem Kopf und schmaler, an den Seiten etwas in die Höhe gebogener Krempe.

Der Anzug besteht aus dunkelgrauem, schwarz geflammtem Sommerstoff. Der Rock hat sehr breite Revers, die erst in der Taille schmaler werden; er ist vorn gar nicht zuzuknöpfen und die Schöpfe laufen etwas schräg zu; die halbweiten Ärmel haben breite Aufschläge.

Die Weste schließt fast bis an den Hals, steht dagegen unten ein wenig auseinander; die Beinkleider sind ziemlich eng, besonders nach unten zu. Von der lila Cravatte ist nur wenig zu sehen, da der Hemdkragen sehr breit und spitz darüber fällt; es ist ein sogenannter Colinkragen, der oben durch einen großen Knopf zusammengehalten wird.

3) Anzug für einen Knaben von 8—9 Jahren. Runder schwarzer Strohhut mit violetterm Band und einer Aigrette

von violetten Federn. Halbweites Jäckchen aus grauem Stoff, welches nur oben mit drei Knöpfen schließt und dann schräg auseinander läuft, so daß die gleichfarbige Weste zu sehen ist. Die Ärmel des Jäckchens sind bis zum Ellbogen mit Knöpfen besetzt, ebenso die kurzen grauen Pluderhosen, welche am Knie mit Gummiband zusammengefaßt sind. Die schwarzen ungarischen Stiefeln reichen bis zur Hälfte des Beines und zeigen zierliche violette Strümpfe. Eine violette schmale Cravatte schlingt sich um den aufrechtstehenden Hemdkragen.

Feuilleton.

Splendide Hochzeitsgeschenke. Viele unserer geehrten Leserinnen wird es vielleicht interessiren, etwas über die Hochzeitsgeschenke zu erfahren, welche Prinzessin Helene, die dritte Tochter der Königin Victoria, bei ihrer kürzlich stattgefundenen Vermählung mit dem Prinzen Christian von Augustenburg erhielt.

Die königliche Mutter beschenkte ihre Tochter mit einem Halsbande von Diamanten und Opalen nebst dazu gehöriger Broche und Ohrgehängen, dann mit einem großen Gehänge, sogenanntem Corfageschmuck, welches aus sieben auserlesenen prächtigen Diamanten, einem Rubin in der Mitte und einem großen Smaragdtropfen zusammengesetzt ist, welche Juwelen sämtlich aus Indien stammen; ferner mit einem Diadem, Halsband, Broche und Ohringen aus Türkisen und Diamanten und vier Diamanthaarnadeln in Form von Blumen, die aus dem Schmuck der verstorbenen Herzogin von Kent, der Mutter der Königin, entnommen sind.

Von dem Bräutigam, Prinz Christian, erhielt die junge Braut ein goldenes Armband mit einem großen goldenen Mittelstück, auf dem die Anfangsbuchstaben C. H. in Diamanten und darüber eine Krone aus Rubinen, Sapphiren und Diamanten angebracht sind, während sich unter diesem Mittelstück ein Miniaturportrait des Prinzen befindet.

Von der verwitweten Königin von Dänemark: Ein großes ovales Goldmedaillon mit einem Diamantstern in der Mitte, inwendig das Miniaturbild und eine Haarlocke der Geberin enthaltend.

Von der Königin von Preußen: Ein elastisches goldenes Armband mit daran hängendem herzförmigen Medaillon aus Lapislazuli und Diamanten.

Von den drei Schwestern des Prinzen Christian: Ein Medaillon in Gestalt eines Kleeblattes aus Smaragden mit einem großen Diamanten in der Mitte; jedes Blatt enthält auf der Rückseite das Bild einer der Schwestern.

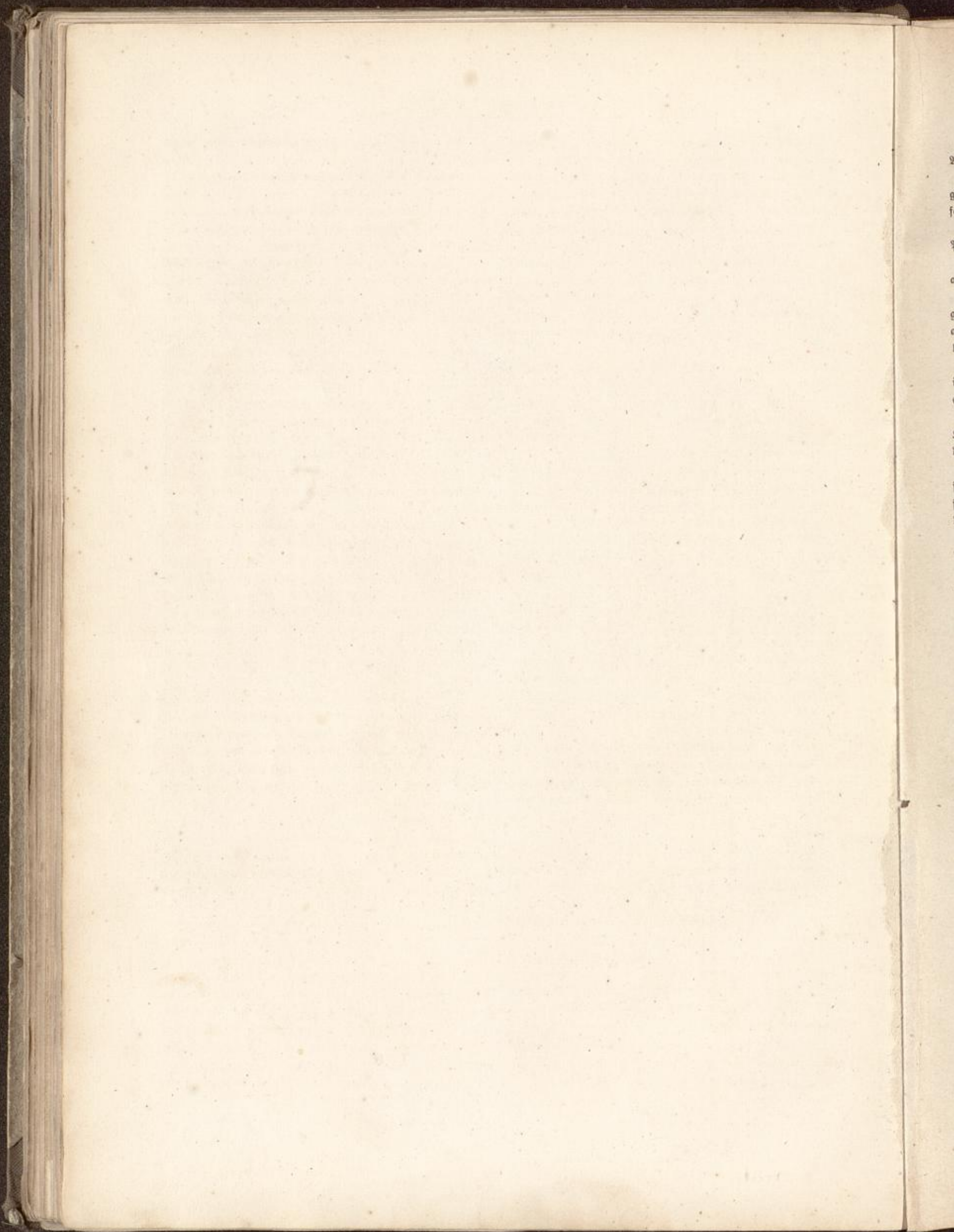
Vom König und der Königin der Belgier: Ein goldenes, bandförmiges Armband mit der Inschrift „Souvenir“ in Türkisen und einem Schloß von Diamanten und Türkisen.

Vom Prinzen und der Prinzessin von Wales: Ein Diamantreif um das Haar und einen schönen Ring mit Rubinen und Diamanten.

Vom Herzog Alfred von Edinburg, dem zweiten Bruder der Prinzessin Helene: Einen sehr großen Diamantstern.



Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.



Von den Prinzessinnen Luise und Beatrice und den Prinzen Arthur und Leopold: Zwei gleich große Diamantsterne.

Von Prinz Ludwig von Hessen und Prinzessin Alice: Ein großes Krystallmedaillon in Gestalt eines Herzens, mit den Anfangsbuchstaben A. L. aus Diamanten und Rubinen in der Mitte.

Vom Herzog von Cambridge: Ein goldenes Armband mit Perlen und Smaragden.

Von der Herzogin-Mutter von Cambridge: Ein Armband aus Amethysten und Diamanten, mit Perlen eingefast.

Von der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz: Ein rundes goldenes Medaillon mit der Inschrift „Salve“ in Diamanten auf blauem Emaillegrund an einer goldenen Kette mit Lapislazuliperlen.

Von der Prinzessin Mary von Teck: Ein Krystallmedaillon in Form eines Herzens, mit Rubinen und Diamanten besetzt, an einem goldenen, ebenso verzierten Bande.

Von der Prinzessin Marguerite von Orleans, Tochter des Herzogs von Anjou: Ein Armband aus oxydirtem Silber mit dem Haar und Bildniß der Prinzessin.

Vom Grafen von Paris und dem Herzoge von Chartres: Einen schön gemalten Fächer mit geschlitztem Elfenbeingriff und dem Anfangsbuchstaben S., den die verstorbene Herzogin von Orleans, die Pathe der Braut, zum Hochzeitsgeschenk erhalten hatte.

Von Prinzessin Amalie von Sachsen-Coburg-Gotha: Einen Fächer mit dem Bildniß der Prinzessin, von ihr selbst gemalt.

Vom Fürsten und der Fürstin von Leiningen: Ein goldenes Armband.

Von der Erzherzogin Clotilde von Oesterreich: Ein ovales Goldmedaillon, mit Perlen und Diamanten besetzt und das Haar und Bild der Erzherzogin enthaltend.

Vom Maharadschah Dhuleep Singh: Ein goldenes Armband, mit Perlen und Rubinen besetzt und einem großen Rubin in der Mitte.

Vom Herzog und der Herzogin von Roxburgh: Ein goldenes Armband mit einem großen Amethyst.

Vom Earl Granville: Ein ovales Gürtelschloß aus Gold mit einem Hufeisen aus Diamanten und Saphiren.

Von den Brautjungfern: Ein reich gemaltes Emaille-Medaillon mit rosenrothen, grünen und strohgelben Brillanten, einer großen schwarzen Perle in der Mitte und einem weißen Perlentropfen.

Von den Damen und Herren ihres Haushalts: Einen Toiletten-tisch aus Coromandelholz mit vergoldeten Geschirren, geschliffenen Gläsern und Büchsen und einem prächtigen fünfarmigen silbernen Leuchter.

Von dem Tumongong von Malaya: Ein prächtiges antikes Emaillehalsband, mit Edelsteinen besetzt.

Außerdem hat die Königin dem jungen Paare einen silbernen Tafelaufsatz, sechs silberne Armleuchter, vier kleinere Armleuchter und vier Handleuchter geschenkt, und die Aeltern des Prinzen Christian: Einen silbernen Tafelaufsatz und vier kleinere silberne Frucht- und Dessertschalen.

—r.

Ein wichtiger Grund. Die französische Akademie hat bekanntlich als Preisaufgabe für die Dichtkunst im nächsten Jahre das Thema „Der Tod des Präsidenten Lincoln“ aufgestellt.

Man fragte in Paris, als die Rede darauf kam, einen jungen Dichter:

— Werden Sie sich mit um den Preis bewerben?

— Ich? Durchaus nicht!

— Es ist aber doch ein schöner Gegenstand.

— Das ist wahr, aber

— Was haben Sie an ihm auszusetzen?

— Es giebt in der französischen Sprache kein einziges Wort, das sich auf Lincoln reimt. C.

Ein Farbenwechsel. In einer Vorlesung über Experimental-Chemie des berühmten Chemikers Faraday in London wurde eine junge Dame durch die Action eines chemischen Körpers, mit welchem der Professor eben experimentirte, plötzlich ganz blau. Diese Dame hatte Noth aufgelegt und dieses Noth hatte sich in Blau verwandelt, was unter den Anwesenden ein lautes Gelächter erregte. Die junge und hübsche Dame begriff nichts davon; daß die Blicke Aller auf sie gerichtet waren, nahm sie sogar für eine der schmeichelhaftesten Huldigungen, die ihr gebracht werde. Eine Nachbarin theilte ihr endlich die Ursache dieser unerforschlichen Heiterkeit mit. Sie zog sich hierauf in großer Verwirrung zurück, indem sie ihr Indigo-Gesicht mit ihrem Taschentuche bedeckte. C.

Cherres Cigarettenfeuer. Die jetzt glücklich vollbrachte Legung des transatlantischen Telegraphenlabels erinnert uns an eine ergötzliche Geschichte, welche zur Zeit der ersten Kabellegung im Jahre 1858 in London spielte. In das europäisch-amerikanische Telegraphenbureau, welches damals in London errichtet worden war, trat eines der einflußreichsten Mitglieder des Oberhauses.

— Mein Herr, sagte er zum Director, ich komme, um eine Depesche nach Neufundland zu expediren.

— Mylord, Sie wissen, daß unser Dienst noch nicht organisiert ist.

— Und Sie wissen wol, wen Sie vor sich haben? Ich besitze zehntausend Actien von Ihrer Gesellschaft. Hier sind zweihundert Guineen — thun Sie, was ich von Ihnen verlange.

Aber unsere Depeschen werden vorläufig nur mit einem Worte per Minute expedirt; folglich können Sie, Mylord, die Antwort auf Ihre Frage erst zwei und eine halbe Stunde nach Absendung der letzteren erhalten.

— Ich werde warten.

— Belieben Sie zu dictiren, Mylord.

Und Mylord dictirte: „London, 5 Uhr Abends. Senden Sie mir den stärksten Funken, den Sie mit Ihren Apparaten zu Stande bringen können. Benachrichtigen Sie mich eine Minute vor dem Eintreffen desselben.“

Dann setzte sich Mylord hin und wartete geduldig. Um 7 Uhr 45 Minuten, also zwei und eine halbe Stunde später, antwortete der Telegraph: „St. Johann in Neufundland, 10 Uhr 25 Minuten Abends. In einer Minute erhalten Sie den verlangten Funken.“ Lord P. zog alsbald eine Cigarettasche hervor, aus welcher er eine Trabuco nahm, hielt an den elektrischen Draht ein Stück Zunder, welches zu glühen anfang, zündete seine Cigarre an und ging rauchend gravitatisch von dannen.

Raum erfuhr man in der „Gentry“ diese neue Art, Feuer

von der andern Hemisphäre zu begehren, so wollte sie Jeder nachahmen. Man machte mehre Tage lang in den Bureau's der transatlantischen Telegraphie Queue, um daselbst Cigarren um den Preis von zweihundert Guineen anzuzünden. Und einige Zeit nachher sah man in allen Clubs, sogar bei einer ziemlichen Anzahl von Tabakhändlern, brennende Lampen mit der Inschrift: „Fire from New-Foundland.“

—r.

Ländliche Naivität. Ein junger Mann aus der Stadt, welcher unlängst einen Freund auf dem Lande besuchte, ging eines Morgens ein Stück in den Wald, um sich im Pistolschießen zu üben, worin er es gern zu einer außergewöhnlichen Geschicklichkeit bringen wollte. Auf dem Heimwege kam er an einem kleinen Teiche vorüber, wo eine Schaar Enten lustig schnatternd herumschwammen, und am Ufer ein junger Bauerbursche auf dem Rücken lag und sich von der Sonne bescheinen ließ.

— Heba, Freund! sagte der Pistolenschütze zu dem jungen Menschen; ich gebe Dir zehn Groschen, wenn Du mich eine von diesen Enten erschießen läßt.

— Sehr gern! entgegnete der Bauer.

Gesagt, gethan. Der junge Mann zielte auf eine der Enten und sein Schuß traf dieselbe richtig mitten durch den Kopf. Jetzt hielt der Bursche die Hand hin, bekam seine zehn Groschen und war dafür noch so gefällig, die Ente auch noch aus dem Teiche zu holen, worauf die übrigen erschreckten Enten allmählig wieder Muth faßten und wie zuvor herumschwammen. Aber der Schuß hatte so gut getroffen, daß der Schütze Lust zu weiteren Versuchen bekam.

— Noch eine Ente und wieder zehn Groschen, sagte er zu dem Burschen, willst Du?

— Mir ist's recht, erwiderte dieser.

Auch der zweite Schuß traf genau und die zweite Ente wurde herausgefischt.

Nochmals wandelte den jungen Mann die Lust an; er fragte den Burschen wieder und derselbe war ganz damit einverstanden. Diese Gefälligkeit oder Gleichgiltigkeit setzte ihn aber doch in Erstaunen, und bevor er sich zu einer vierten Geschicklichkeitsprobe entschloß, fragte er den Burschen: — Wäre es Dir denn recht, wenn ich noch einmal auf die Enten schösse?

— Sie können meinetwegen schießen, soviel Sie wollen.

— Dir liegt also gar nichts an Deinen Enten?

— An den Enten? Sie gehören mir gar nicht, erwiderte stoisch der Bursche, indem er sich wieder auf den Rücken legte und ganz gemüthlich ins Blaue starrte.

Jetzt hatte der junge Schütze genug — er nahm seine drei gewilddiebten Enten und ging, indem er über die Einfachheit und Tugend der Landbewohner nachdachte und sich vornahm, eine Idylle darüber zu schreiben.

—r.

Lobe Deine Frau. Mann, lobe Deine Frau; um des Himmels willen gieb ihr einige Ermuthigung; es wird ihr nichts schaden. Sie hat Dir Dein Haus behaglich, Deinen Heerd blank und glänzend, Deine Nahrung angenehm gemacht; um Gotteswillen sage ihr, daß Du ihr dankst, wenn auch nichts weiter. Sie erwartet es nicht; sie wird ihre Augen weiter öffnen, als sie es seit Jahren gethan hat, aber es wird ihr für das Alles gut thun und Dir auch. Es giebt jetzt viele Frauen, die nach einem Worte

des Lobes, nach der Sprache der Ermuthigung dürsten. Während der Hitze des Sommers und der Kälte des Winters haben sie sich abgeplagt, ohne sich zu beklagen; und ihre Väter, Brüder und Gatten haben sich an deren monotone Arbeiten so gewöhnt, daß sie auf dieselben mit derselben Gleichgiltigkeit blicken, wie sie täglich die Sonne auf- und untergehen sehen. Das gewöhnliche, alltägliche Leben mag schön gemacht werden, wenn die Alltäglichkeit desselben richtig gewürdigt wird. Du weißt, wenn der Fußboden rein ist, daß Handarbeit dazu gehörte, ihn rein zu machen. Du weißt, wenn Du aus Deiner Commode ein reines Hemd nehmen kannst, sobald Du ein solches bedarfst, so haben weibliche Hände bei der Arbeit geschmerzt, es so frisch und angenehm, so weich und glänzend zu machen. Alles, was das Auge und das Gefühl erfreut, ist durch beständige Arbeit, große Sorgfalt und unermüdlische körperliche und geistige Anstrengungen hervorgebracht worden. Ich sage Euch, Männer, junge und alte, wenn Ihr nur eine gewöhnliche Höflichkeit gegen diesen gewöhnlichen Artikel Eures Haushaltes — Eure Weiber — zeigtet; wenn Ihr ihnen nur den hundert und sechzigsten Theil der Complimente gäbet, mit denen Ihr sie beinahe ersticket, ehe Ihr verheirathet wäret; wenn Ihr aufhören wölltet, vor Andern spöttisch von ihren Fehlern zu sprechen, so würden weniger Frauen nach andern Quellen des Glückes suchen, das Eure kalte, selbstsüchtige Zuneigung Ihnen nicht gewährt. Lobe deshalb Dein Weib wegen aller guten Eigenschaften, die sie hat, und Du kannst versichert sein, daß ihre Mängel vollkommen von Deinen eignen Fehlern aufgewogen werden.

E.

Glückliche Rettung. Ein junger Soldat aus Königsberg i. P. bemerkte mitten im heftigsten Toben des Kampfes bei einem der großen Gefechte in Böhmen zufällig auf dem grasigen Boden ein vierblättriges Kleeblatt. Er nahm es als gute Vorbedeutung, und bückte sich es zu pflücken, der fernern Braut gedenkend. In demselben Momente saust eine Kanonenkugel so dicht über seinem Kopfe hin, daß er unfehlbar getödtet worden wäre, wenn er sich nicht gebückt hätte. Der so wunderbar Gerettete schickte das verhängnißvolle Kleeblatt sogleich nach dem Kampfe der Braut, die es als theure Erinnerung gewiß dankbar aufbewahren wird.

Albumblätter.

Der rüst'ge Kampf vertreibt die Nachtgestalten,
Die, bösen, unheilswangern Dünsten gleich,
Dem trägen Sumpf des Friedens sind entstiegen.
Der Krieg ist ein gewalt'ger rascher Strom,
An dessen Ufern kräft'ges Leben wohnt,
Der seine Leichen schnelle weiter spült
Und klare Fluthen wälzt in's hohe Meer.

Auffenberg.

Den hat die Sünde schon besiegt, wer sich mit ihr in Unterhandlungen einläßt.

Dräseke.

Das Leben — das Sterben — die Unendlichkeit, diese bilden den Dreiklang der menschlichen Endlichkeit.

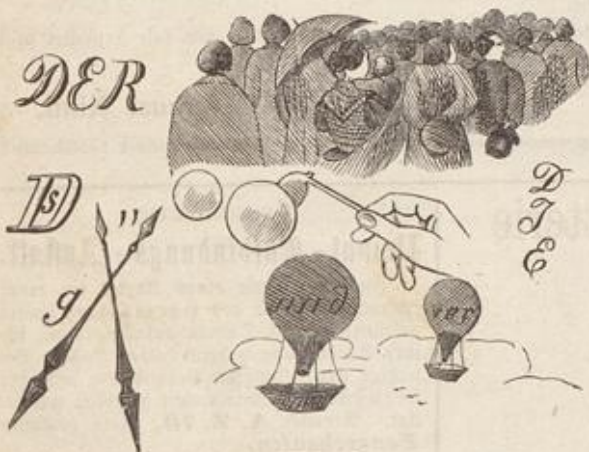
Jean Paul.

Räthsel und Aufgaben.

Um's Erste hat ich sie;
Da bot sie keß das Zweite;
Mein Herz sprach bebend: Flieh
Hinaus in öde Weite.

Im Ganzen sandt' ich ihr,
Was sie mir je gegeben,
Und stahl im Grame mir
Ein gutes Stück vom Leben.

Jetzt freut's mich, da mir hell
Die Wahrheit aufgegangen,
Daß ich das Zweite schnell,
Das Erste nie empfangen.



Mein Erstes sagst Du deutsch und ehrlich
Zum Bettelnaben, wie zum Freund.
Mein Zweites ist dem Kaufmann unentbehrlich.
Der Philantrop ist meines Ganzen Feind,
Doch seinen Wunsch erfüllt man schwerlich.

Welche Lieder haben keine Melodie?
Was ist bunt und hat doch keine Farben?

Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 33.

Tasche — Asche.

Himmelsbraut.

Die Diebe wissen immer, wenn sie von den Leuten gehen,
was ihnen fehlt, die Aerzte aber nicht immer.

Armer Leute Aeden gehen viele in einen Sack.

Briefpost.

Herrn A. n in Görlitz. Höflichsten Dank für die eingesandten Aufgaben, Sie würden uns durch gefällige Uebersmittlung ihrer Lösungen doppelt verpflichten.

Herrn A. G. C. H. G. t in Zeitz. Trefflich gelöst.

Arte. Blanca und Emmi A?? Bravo!

Hr. E. v. H. f a. O. b. B. Beim Einmachen der Früchte verfährt man in folgender Weise: Man füllt die gut gereinigten Büchsen zu drei Vierteln voll. Man hält Zuckersyrup in Bereitschaft, den man von Zucker mit wenig Wasser gelocht hat (auf ein Pfund Zucker nimmt man ein Weinglas Wasser). Von diesem Syrup, gleichviel, ob derselbe warm oder kalt ist, gießt man so viel auf die Früchte, daß diese damit bedeckt und die Büchsen bis auf Fingers Breite etwa unter ihrem obern Rand gefüllt werden. Nun legt man, nachdem der Rand der Büchsen mit einem nassen Tuch von daran haftendem Zucker oder Fruchtfaß sorgfältig gesäubert ist, die Deckel auf die Büchsen, läßt sie zudöthen und stellt sie in siedendes Wasser, das sie vollhoch überträgt. In nächster Nummer hoffen wir, Ihnen ein Recept über das Einmachen der Apricosen mittheilen zu können.

Herrn Referend. G. v. H. in Tilsit. Etwas zu provinzieller Natur. Auf dem Wege des Buchhandels erhalten Sie das Manuscript zurück, das wir, wenn Sie die betreffenden Aenderungen vornehmen wollen, dann gern in der von Ihnen vorgeschlagenen Weise empfehlen werden.

Herrn Dr. S. in St. Sie scheinen Ihr Versprechen ganz vergessen zu haben.

Intelligenzblatt zur Aoden-Beitung.

Mein in 4. Auflage soeben erschienen

Beitungs-Verzeichniß

enthält die Titel von ca. 5000 politischen, wissenschaftlichen, belletristischen u. Zeitungen, welche Inserate veröffentlichen, nebst Angabe des Erscheinens, der Insertionspreise und der Auflagen — soweit dieselben zu ermitteln waren — sowie die Einwohnerzahl der betreffenden Städte und einem vollständigen alphabetischen Ortsregister.

Durch diese wahrhaft praktischen Einrichtungen dürfte mein Verzeichniß wohl geeignet sein, den ersten Platz unter den ähnlichen anderen Erscheinungen einzunehmen und halte ich es hiermit der gesammten Geschäftswelt angelegentlich empfohlen.

Bei dieser Gelegenheit verfehle ich nicht, meine Dienste zur Vermittelung von Annoncen in Zeitungen aller Länder zu den Originalinsertionspreisen und ohne irgend welche Provisionsberechnung wiederum zu empfehlen unter Versicherung der promptesten Bedienung.

Eugen Fort,

Annoncenbureau in Leipzig, Hainstraße 25.

Im Verlage der Müller'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius,
Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen
elegant gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.
" 1. " " in Halbleinenband mit
Deckelprägung u. Gold-
titel 17½ Ngr.
" 2. " " in Ganzleinenband mit
Deckelprägung u. Gold-
titel 22½ Ngr.
" 3. " " in Ganzleinenbd., Deckel
reich vergoldet m. Schloß
1 Thlr.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, deren Ziehungen wie folgt nunmehr festgesetzt sind:

2. Classe	3. Classe	4. Classe	5. Classe
27. August	17. September	8. October	5. — 21. November

hat der Unterzeichnete ein grosses Lotterie-Compagnie-Spiel arrangirt; es werden dazu 1400 Antheilscheine, von No. 1 bis 1400, ausgegeben, wovon ein jeder 3268 Loos-Nummern hat, die 1400 ganze Loose bilden; der Antheilschein kostet 51 Thlr.; hierauf werden bloß 25 Thlr. bezahlt, während der Rest von 26 Thlrn. gleich auf Abrechnung geht.

Gegen 25 Thlr. wird ein solcher Antheilschein erworben und er wird bis in die entferntesten Gegenden versandt; zwei Personen, selbst drei, vier, fünf können zusammentreten und einen solchen Antheilschein nehmen.

Einer jeden Renovation wird der Inhaber überhoben; nach erfolgter Inempfangnahme eines solchen Scheines braucht sich der Inhaber nicht früher als nach Schluss der Lotterie darum zu kümmern. Die Original-Loose sind bei den Herren **Kind, Kuntze & Prenner** hier deponirt.

Das Resultat nach jeder Classenziehung und nach erfolgter Ziehung 5. Classe wird in der Brockhaus'schen Zeitung, Leipziger Zeitung, Leipziger Tageblatt etc. bekannt gemacht.

Der 24. Theil der ganzen Lotterie gehört den Nummern nach zu diesem Compagnie-Spiele und es sind viele ganze Loose dabei; ein glücklicher Zufall kann das ganze Geschäft sehr werthvoll machen, so dass schon vor Ziehung 5. Classe Dividenden gewährt werden können. In jedem Falle ist es das grösste Compagnie-Spiel, was jemals dagewesen ist, und dieserhalb hoffe ich auch auf keinen geringen Erfolg mit der Entnahme solcher Scheine.

Gegen gefällige Einsendung oder Baarzahlung von Thlr. 25. werden diese Compagnie-Scheine sofort von mir expedirt und ausgegeben.

Leipzig, im August 1866.

August Kind.

N. S. In der 1. Classe sind auf diese Scheine schon 1555 Thlr. 25 Ngr. 7 Pf. gewonnen worden, die selbstverständlich dem ganzen Unternehmen schon zu Gute gehen.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie mit den bekannten Hauptgewinnen

hat nunmehr folgende Ziehungstage:

27. August	für die 2. Classe
17. September	„ „ 3. „
8. October	„ „ 4. „
5. November	„ „ 5. „

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25½ Thlr., Viertel à 12¾ Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12½ Sgr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlrn. pro ¼, 10 Thlrn. pro ½, 5 Thlrn. pro ¾, 2½ Thlrn. pro 1 und creditire den Einjahresrest bis zu einer zu nennenden späteren Frist, wohingegen ich bei Vollenzahlung der Einjahresbeträge **Vollloose**, die für 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tauber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die gänzliche
Unterdrückung der Cholera,
den Europäischen Staatsregierungen als ausführbar dargethan,
und
eine sichere Heilmethode dieser Seuche
Ärzten und gebildeten Laien anempfohlen von
Eduard Jörg,
Doctor der Philosophie, Medicin u. Chirurgie, vieler gelehrten Gesellschaften Mitgliede.
3. Auflage. — Preis: brosch. 9 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, — Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gefällig garantiert. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Zangerhausen**.

Zur gänzlichen Vertreibung der Sommerprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochlik i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Die Stahlstiche

der

Allgemeinen Modenzeitung

werden separat verkauft und sind durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Preis: in 4^o 3 Ngr., in gr. folio 7½ Ngr.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Zwei Stieffinder.

Novelle
von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Mein Freund, der pensionirte Rath so und so, ist ein trefflicher Mann und ein sehr ausgezeichnete Freund. Alle Welt weiß, daß die verschiedenen Ab- und Ausartungen der Freunde fast zahllos sind; so ist zum Beispiel „der gute Freund“ eine höchst untergeordnete Species. Es ist ein buchstäblich dahergelaufenes Subject, welches Euch auf Eurem Wege begegnet, das Ihr mit „guter Freund“ anspricht und fragt, wie weit es noch nach der Stadt, nach diesem oder jenem Dorfe, Meierhose oder sonst wohin sei. Eine bessere Sorte „gute Freunde“ sind schon die, mit welchen Ihr bisweilen des Abends einen Schoppen zu genießen pflegt, und ihre Qualität verbessert sich bedeutend, wenn sie nicht die schlimme Gewohnheit haben, nach Eurer Entfernung etwa zu sagen: „Es ist ein ganz angenehmer Gesellschafter, aber —“ und so weiter.

Fast aber will es mir scheinen, als habe ich einerseits nicht recht das Zeug dazu, die verschiedenen Abstufungen der Freundschaft so schwunghaft zu schildern, wie es eine solche erhabene Sache verdient, andererseits aber ist dies ohne Zweifel bereits von vielen anderen Federn mit mehr oder weniger Geschick schon geschehen,

daß eine abermalige Schilderung vollkommen überflüssig wäre. Indem ich also die ganze Stufenleiter der Freundschaft übergehe, komme ich sogleich zum „ausgezeichneten Freunde“. Alle Welt weiß, daß dies derjenige ist, der Euch Geld borgt, wenn Ihr Euch eben in einer sogenannten momentanen Geldverlegenheit befindet und der zugleich dieses edelherzige Opfer auf dem Altare der Freundschaft wiederholt, im Falle Ihr Euch bisher auch noch nicht in der Lage befunden haben solltet, Eueren früheren Verpflichtungen nachzukommen, weil eben jene unangenehmen Momente sich in ungebührliche Länge erstreckt haben.

Es liegt also auf der Hand, daß dies der „ausgezeichnete Freund“ ist, und zugleich ist es schmerzlich zu bedauern, daß diese zweckmäßige und nützliche Species als eine große Seltenheit zu betrachten ist, als ein Phänomen und als eine Rarität, welche noch dazu täglich rarer zu werden scheint.

„Wer ist denn aber nachher der sehr ausgezeichnete Freund?“

Nichts ist einfacher. Der sehr ausgezeichnete Freund ist der, welcher, wenn Ihr ein Stück Schriftsteller oder etwas Aehnliches seid, Euer Manuscripte liest, wirklich liest und sie nicht etwa nur mit sich nimmt und sie zu Hause in seinem Pulte ungelesen eine Zeitlang liegen läßt. Er thut dies auf der einen Seite, weil er Nichts zu thun und Langeweile hat, auf der andern aber, weil er für Euer geistigen Schöpfungen schwärmt und es nicht erwarten kann, bis dieselben die Presse verlassen

haben. Diese letzte Eigenschaft stempelt ihn sowol zum sehr ausgezeichneten Freunde, als auch zu einem Manne von sehr gutem Geschmaße, und der pensionirte Rath war in der That Beides.

So kam es denn, daß er die nachfolgende kleine Erzählung ebenfalls mit sich nach Hause genommen hatte, und nachdem er sie am dritten Tage wieder zurückgebracht, mit Lobsprüchen überhäuft, welche selbst mir ein wenig stark erschienen.

Trotz dieses Lobes aber schien er doch noch etwas auf dem Herzen zu haben, und endlich sagte er in der That:

„Sind Sie denn wirklich auf einem Thurme in Gesellschaft von jungen Dohlen großgezogen worden?“

„Wie, um Gottes willen, kommen Sie zu dieser Frage?“ erwiderte ich. „Ich habe ja in der Geschichte deutlich gesagt, daß dies ein Anderer war.“

Er sah mich mißtrauisch an und sagte dann:

„Ja, das ist schon recht, es kommt mir eben vor, als sei dies gewissermaßen eine licentia poëtica, alias erlogen, und unter den dringenden Verdachtsgründen, welche mich auf diese Ansicht gebracht haben, steht in der ersten Reihe Ihre ganz ungemessene, entschuldigen Sie, Vorliebe für das Thurmwesen überhaupt. So verliebt in das tolle Zeug mit den Glocken und Uhren, der Aussicht, den Dohlen und Mardern, dem Balkenwerke und all' den andern nichts weniger als poetischen Sachen kann bloß ein Mann sein, der auf diese bezügliche Reminiscenzen hat, Jugenderinnerungen und dergleichen, und das hat mich auf den erwähnten Verdacht gebracht.“

„Bewahre,“ versetzte ich, „ich bin ganz wie andere ehrliche Leute auf der Erde, oder wenigstens im ersten oder zweiten Stocke aufgewachsen. Aber ich bin mir dieser besonderen Vorliebe für die Dinge, deren Sie da erwähnen, gar nicht bewußt.“

„Nicht?“ rief der Rath, „nicht?“ Und es schien, als wolle er mir gewissermaßen den Gehorsam aufkündigen, denn er fuhr jetzt fort: „Da haben wir zuerst den alten Better Peter, ein famoser, prächtiger Kerl, aber — er wird von einem alten, verrückten Oheime auf einem Thurme erzogen, und der Alte heftet ihm auf, daß er ein junger Vogel und die Thurmstube selbst ein großes Nest sei. Welche Thurm-Tollheiten kommen da vor! Eine Liebshaft durch die Luft, hinüber nach dem andern Thurme, das ziemlich unbescheidene Spähen mit dem Fernrohr nach dem Thum und Treiben der Menschen unten, im Stüben und Gartenlauben, dann die abenteuerlichen Tränke auf dem alten Kirchenboden und tausend ähnliche Dinge. In Summa aber des ist eine Thurmgeschichte hind gedruckt. Dann haben wir den armen Teufel von Candidaten,

der bei der etwas allzubelebten Thürmerin eine Art von Gehilfen abgiebt, Rüben pugt und sich in die dicke Frau verliebt, und den diese, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, allabendlich im lateinischen Lexikon studiren läßt, weil in der Thürmerei eben kein anderes Buch vorhanden, oder ihm gräßliche Geschichten erzählt, um ihm eine heilsame Furcht einzujagen.“

„Das ist erst unter der Presse,“ sagte ich, „das hat das Publicum noch gar nicht gelesen.“

„Um so schlimmer,“ versetzte hartnäckig mein Freund, „um so schlimmer. Vielleicht lesen sie es dann zusammen und Ihre Thurmpassion fällt dann den Leuten erst recht auf, ich meine nämlich hier die Geschichte mit dem Fritz und jene mit der dicken Thürmerin.“

„Was soll ich denn aber thun,“ sagte ich, „Sie werden doch nicht verlangen, daß ich mein Manuscript da in den Ofen schieben soll?“

Der Rath besann sich einige Augenblicke, dann sagte er:

„Wissen Sie was? Lassen Sie unser Gespräch Ihrer Geschichte vorausgehen, so als eine Art Vorrede, gewissermaßen als eine Entschuldigung, oder so.“

„O weh!“ rief ich, „eine Vorrede zu einer kleinen Erzählung, während ich für dreibändige Bücher keine schreibe, und dann mache ich die verehrlichen Leser erst recht aufmerksam auf das, was Sie meine Thurmpassion nennen.“

„Sie lassen Sie leichter durchschlüpfen, wenn Sie das selbst eingestehen,“ versetzte der Rath, „und einmal hilft das vielleicht, wenn gleichwol später nicht wieder.“

Wie man sieht, gab ich nach und beginne jetzt, die Hoffnung meines Freundes theilend, ohne Weiteres mit meiner Geschichte:

Das Wetter ließ Nichts zu wünschen übrig, das heißt, es war ein heller und klarer Himmel, mäßig kalt, eine ebenfalls mäßige Schneedecke war über das Feld ausgebreitet und im Walde kein Anhang, was so viel bedeuten will, daß die Aeste der Bäume und des Buschwerks nicht mit Schnee bedeckt waren, so daß man bequem durch Hochwald und Niederholz gehen konnte. Dabei stand das Barometer auf „beständige trodene“ und bot mithin glänzende Garantien für die nächste Zeit.

In Folge dieser günstigen Verhältnisse erhielt ich von meinem Oheime und Vormunde folgendes Schreiben:

„Laß, mein lieber Nefse, Dein Corpus juris einmal ein Paar Tage liegen und komm morgen Abend nach Weidenfeld. Besseres Jagdwetter können wir uns kaum wünschen, und ich will daher übermorgen das Feld und das Kammerholz treiben lassen und werde morgen Abend mit ein Paar Bekannten ebenfalls in Weidenfeld eintreffen.“

Was der gute Oheim bezüglich des Corpus juris

sagte, war unbedingt eine Artigkeit von seiner Seite, oder ein Scherz, denn es war ihm nicht unbekannt, daß dieses vortreffliche Werk, gleich seinen geehrten Kollegen, von mir zwar höchlich geachtet, aber nur äußerst wenig strapazirt wurde. Die Einladung zur Jagd aber war angenehmer Ernst, denn es ging bei solcher Gelegenheit äußerst heiter in Weidenfeld zu, und Revier, Küche und Keller befanden sich stets in gleich lobenswerthem Stande.

Da der Oheim von dem Besizthume, auf welchem er lebte, nur zwei Stunden nach dem Orte der Zusammenkunft hatte, ich aber wol die doppelte Zeit bedurste, so fuhr ich schon gegen Mittag ab, um noch vor ihm dort einzutreffen, aber meine Abfahrt war nicht von den günstigsten Anzeichen begleitet. Als ich einstieg, fiel ein großflodiger Schnee, welcher zu Wasser wurde, sobald er die Erde berührte; eine Stunde später nahm er sich diese Freiheit bereits in der Luft, und als ich in Weidenfeld einfuhr, strömte ein warmer Regen nieder, dichte graue Regenwolken schienen die Spitze des Kirchthurms zu streifen und ein lauwarmer, sogenannter Hohlwind segte über das Feld und durch die Straßen des Dorfes, und trieb oben in der Luft stets dichtere, stets grauere Wolken vor sich her.

„Der Barometer ist ein Hund,“ sagte der alte Förster, nachdem er mich begrüßt hatte, „und der Herr kommt auch nicht. Da lesen Sie, was er geschrieben hat!“

Dieser Brief lautete:

„Lieber Frank! Bei diesem Schandwetter fällt es mir nicht ein, zu jagen, und ich bleibe zu Hause. Oder soll ich vielleicht meine beste Jagd verhungern, weil Er sich in den Kopf gesetzt hat, morgen treiben zu lassen? Ich grüße Ihn auf das Freundlichste.

H. H.“

„Ich habe mir gar Nichts in den Kopf gesetzt,“ sagte der Förster, „sondern der Herr hat die Jagd selbst angefangt, aber jetzt ist er ärgerlich wegen des schlechten Wetters. Ich weiß schon, wie das gemeint ist. Aber Sie dauern mich, Sie werden sich jetzt, so ganz allein, grausig langweilen.“

„Fällt mir nicht ein,“ versetzte ich und dann lief ich in den Räumen des Schlosses umher, wie ich es als Knabe gethan hatte, wenn ich während der Schulferien draußen beim Oheime war, und ein Paar Stunden später saß ich hoch oben in der Eckstube, welche der Förster bewohnte, und freute mich fast über den Hohlwind, der uns freilich die Jagd verdorben, jetzt aber ärgerlich an den Scheiben rüttelte und doch nicht hinein konnte in das gemüthliche Gemach, und über den Regen, der unten Feld, Weg und Steg bodenlos machte, oben bei uns aber machtlos wider die Fenster klatschte.

Der Wein des Oheims und die treffliche Kochkunst

der Försterin vermehrten freilich bedeutend diese Behaglichkeit.

„Warum haben Sie sich aber so hoch hier oben eingenistet?“ fragte ich den Förster, „Sie hätten doch unten bequemer gewohnt und die vielen Treppen erspart.“

„Es ist wegen des Ausguckes,“ versetzte er; „hier oben bin ich zu Hause, kann die ganze Gegend übersehen und mancher Holzrevier unterbleibt, da die Leute wissen, daß ich sie auf weithin mit meinem Fernrohre erkenne.“

Die Försterin lachte; „es ist noch was dabei,“ sagte sie, „er ist so eine Art Thurmvogel und kann's nicht vergessen, daß er seine Kindheit auf einem Thurme zugebracht und mit den Mardern um die Wette in den Balken herumgeklettert ist.“

„O, kleine Elsbeth,“ erwiderte der Förster, „ich weiß Jemand, der das so gut konnte, als ich.“

Der Förster war zwar ein großer und starker Mann, da aber die Försterin ebenfalls eine stattliche, wenn gleich schon bejahrte Frau war, so fiel mir der Ausdruck „kleine Elsbeth“ auf und ich fragte nach dem Grunde.

„Jenes Mal war sie ein Knie hoch, als ich sie das Klettern lehrte,“ sagte der Förster, „aber es hat sich rentirt, und hätte sie es nicht gekonnt, so krähete jetzt nach mir kein Hahn mehr.“

„Teufel,“ rief ich, „wie ging das zu? Das ist ja ein Abenteuer! Wenn Sie wüßten, wie ich für dergleichen schwärme!“

„Wenn Sie's hören wollen,“ sagte Frank, „so will ich es Ihnen erzählen, ich muß aber vorher noch etwas Anderes vorbringen, damit Sie sehen, daß die Elsbeth da mir mehr wie einmal aus der Patsche geholfen hat.“

„Thue es,“ sagte die Frau, „damit der junge Herr sich nicht gar zu sehr langweilt, aber übertreibe nicht!“

Der Förster begnügte sich, verneinend mit dem Haupte zu schütteln und begann hierauf:

Schon in früher Jugend war ich eine Doppelwaise, und da meine beiden Aeltern gestorben waren und ich dennoch Vater und Mutter hatte, so liegt auf der Hand, daß ich ein Doppelstiefkind war.

Meines wirklichen Vaters, der ein Jahr nach meiner Geburt gestorben war, konnte ich mich natürlich nicht erinnern, besser hingegen meiner Mutter, welche ich in meinem fünften Jahre verlor. Sie machte auf mich den Eindruck einer großen blonden Frau, welche wenig sprach, aber mit meinem Stiefvater, einem Schullehrer, in gutem Einverständnisse lebte, und auch gegen mich war dieselbe, bis ich in ein gewisses Lebensalter trat, nicht unfreundlich.

Unsere Wohnung war eigenthümlich genug und ohne Zweifel geeignet, in einem jugendlichen Gehirne allerlei

tolle Träume entstehen zu lassen. Wir bewohnten nämlich einen massiven steinernen Anbau neben einer Klosterkirche, welcher in früheren Zeiten unzweifelhaft ebenfalls zu kirchlichen Zwecken gedient hatte, jetzt aber, so wie die Kirche selbst, „städtisch“ geworden war. Man hatte nämlich zur Zeit der Reformation die Mönche davongejagt, und nachdem im dreißigjährigen Kriege die Kirche schlimm mitgenommen und der eine Thurm derselben durch Feuer zerstört worden war, brachte man die Mittel nicht mehr auf, Kirche und Thurm wieder in brauchbaren Stand zu setzen.

Die Stadt vermietete also die verödeten Kirchenräume zu allerlei profanen Zwecken, der erwähnte Anbau aber wurde dem betreffenden Schullehrer zur Wohnung angewiesen, und unten, in einem ziemlich großen gewölbten Raume, befand sich zugleich die Schulstube.

Mit Fug und Recht war diese unsere Wohnung einem großartigen Fuchs- oder Dachsbau zu vergleichen; denn so wie bei diesem, führten allerlei Gänge von einem Stockwerke in das andere, in den Chor der Kirche, in unterirdische Gewölbe und endlich in den einen noch stehenden Thurm, und schon in meinem fünften Jahre war ich in diesem Labyrinth so bekannt, wie es ein Fuchs in seinem Baue nur sein kann, und noch wenige Jahre älter bevölkerte ich die leeren Räume mit fabelhaften und sonderbaren Gestalten. Später und namentlich hier im Schlosse, wo ich in der Bibliothek des Herrn Mancherlei las, mußte ich häufig lächeln über meine damaligen Tollheiten, bisweilen aber war ich auch erstaunt, Dinge gedruckt zu finden, welche ziemliche Aehnlichkeit mit meinen jugendlichen Träumen hatten.

Die Mönche, die früheren Besitzer der Kirche, hatte ich natürlich stets als heuchlerische, blutdürstige und boshafte Ungeheuer schildern hören, merkwürdigerweise war man aber auch auf die Herren Schweden nicht besonders gut zu sprechen, und die Urenkel konnten denselben stets nicht verzeihen, daß sie in der Stadt vor Zeiten ihren Vätern schlimm mitgespielt hatten.

Mit diesen beiden gegenseitigen Feinden staffirte ich das Schiff der Kirche, den Chor und den Thurm, und während ich sie selbst in guter Cameradschaft leben oder besser spuken ließ, wurde ich endlich selbst gut Freund mit ihnen und setzte mich großartig über alle ihre schlimmen Seiten hinweg.

Wie aber meine Elfe vorhin sagte, so war auf dem Thurme mein liebster Aufenthalt, und neben meinen gespenstischen Freunden hatte ich dort auch lebende: die zahlreichen Dohlen nämlich, die dort nisteten und welchen ich in der That mehrfache Gefälligkeiten erwies, und namentlich dieselben gegen die Angriffe der Marder in Schutz nahm, welche ihnen arg nachstellten.

Die verständigen Vögel hatten das zuverlässig begriffen und betrachteten mich bald als einen der ihrigen, so daß ich jederzeit unter ihnen erscheinen durfte und sie ungescheut auf meinem Kopfe und meinen Schultern Platz nahmen.

Durch diese meine Besuche aber bei meinen Vogel-freunden und auf der andern Seite durch den Krieg, welchen ich mit den Mardern führte, erreichte ich in kurzer Zeit eine ganz außerordentliche Gewandtheit im Klettern, so daß ich sicher und schwindelfrei über kaum handbreite Sparren hinwegschritt und sorglos in die Tiefe blickte, wie eine Katze am Mauerwerke auf- und abwärts kletterte, frei von einem Gefimssteine auf einen andern sprang und endlich stundenlang, auf einem schmalen Balken sitzend, hinaus in die Welt blickte, welche ich nicht kannte und von der ich freilich sonderbare Begriffe hatte.

Es begann aber jetzt ein anderer Abschnitt in meinem Leben, welcher zwar mein Thurmvergnügen nicht gänzlich aufhob, aber dennoch manchen bitteren und herben, wol auch derben Wermuthstropfen in denselben goß.

Mein Stiefvater nahm mich nämlich in seine Schule, und nachdem er mir, wie das so gebräuchlich, das un-gemeine Glück hinreichend auseinandergesetzt hatte, jetzt der Belehrung gewürdigt zu werden, um Unterricht genießen zu dürfen, hatte ich bald Gelegenheit, eine Seite seines Charakters kennen zu lernen, von welcher ich früher keine Ahnung hatte.

Diese Seite war eine an das Ungeheuerliche grenzende Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe, und eine wirklich krankhafte Sucht, aller Welt dies auf das Klarste zu be- weisen.

Der Schul- und Lehrapparat jener Zeit bestand in einem Globus, welcher an einer Schnur frei von der Decke hing, fünf oder sechs Büchern und der doppelten Anzahl von Ruthen, Rohrstäbchen und einer noch größeren von frischen Haselstöckchen, welche größere Schüler ein- fältig genug waren, an Sonn- und Festtagen zu ihrem Vergnügen im Walde abzuschneiden und dieselben meinem Stiefvater einzuhändigen, obgleich sie selbst, vielleicht schon in den nächsten Tagen, unliebe Gelegenheit hatten, an sich selbst deren Zweckmäßigkeit zu erproben.

Nachdem nun mein Stiefvater den, gleich mir, neu in die Schule gekommenen diese Instrumente vorgezeigt, wendete er sich gegen mich und sagte:

„Du bist mein lieber Sohn, und ich bin überzeugt, daß Du von nun an Alles ausbieten wirst, an Fleiß und Aufmerksamkeit alle Deine Mitschüler zu übertreffen, ja daß ich in Bälde gewissermaßen genöthigt sein werde, Dich diesen als ein Muster guter Aufführung vor Augen zu führen.“

„Wie aber? wäre es etwa nicht möglich, daß man

in diesem Lobe gegen Dich, mein Sohn, eine gewisse Parteilichkeit erblicken würde, und daß Einer oder der Andere sich bewogen finden könnte, an meiner Gerechtigkeitsliebe, an meiner Unparteilichkeit zu zweifeln? Das wäre schlimm für uns Beide, und ich habe nach reiflichem Erwägen ein Mittel ausfindig gemacht, diesen ungerechten Verdacht von Dir und mir abzuwälzen und zu zeigen, daß alle meine Schüler sich vor meinen Augen gleich sind und daß keine Bevorzugung stattfindet.

„Wolan! Dieses Mittel besteht darin, daß ich hinfür Dich, mein liebes Kind, stets mit doppelter Strafe bedenden werde, im Falle Du wider Hoffen und Erwarten Dich etwa saumselig bezeigen oder Dich irgendwie verfehlen solltest, und ich zweifle nicht, daß meine Unparteilichkeit durch dieses Verfahren hindurch auf glänzende Weise an das Licht gestellt werden wird.“

Es war dies die erste Rede, welche in meinem Leben an mich gerichtet worden war, und obgleich dieselbe unbedingt in Bezug auf Logik Mancherlei zu wünschen übrig ließ, so unterschied sie sich doch von vielen anderen Reden vortheilhaft dadurch, daß der Redner in fast überreichlichem Maße getreulich hielt, was er versprochen hatte, und daß mein Stiefvater von dieser Stunde an mich täglich unbarmherzig durchprügelte.

Eine der unsinnigsten Erfindungen, welche je gemacht wurden, war zuverlässig die der sogenannten Prügelknaben, welche zusammen mit französischen Prinzen von Geblüt erzogen wurden und, verfehlten sich diese, für dieselben bestraft wurden. Die Art und Weise aber, wie mein Stiefvater seine Gerechtigkeitsliebe an den Tag legte, war unbedingt noch viel unsinniger; denn während jene alterthümlichen Schlachtopfer der Etiquette doch nur für einige wenige andere Knaben einzustehen hatten, war ich bald der Prügeljunge einer ganzen Schule voll ungezogener Jungen geworden, indem mein Stiefvater, kam irgendwie eine Teufelei anderer Jungen an das Tageslicht, niemals ermangelte, ernsthaft zu sagen:

„Solltest Du, mein Fritz, nicht auch dabei gewesen sein? Komm einmal hierher!“ und dann begann das Unvermeidliche, ganz abgesehen davon, daß ich bei kleinen wirklichen Verfehlen stets mehr als die doppelte Strafe erhielt, welche den Andern zu Theil wurde.

Was war der Grund dieses Verfahrens? Ich kann mir keinen anderen denken, als daß es eine jener Schrollen, Eigenthümlichkeiten oder bloßen Narrheiten war, welche gewissen Ständen in verschiedenen Formen ankleben, denn bis zu jener Zeit behandelte mich mein Stiefvater nicht schlimm, und ich war in Nahrung und Kleidung stets gut gehalten worden.

Ob es wahr ist, wie ich gelesen habe, daß man aus Gewohnheit lieben lernt, habe ich practisch niemals er-

fahren, daß aber mit dem Gasse Aehnliches stattfindet, unterliegt keinem Zweifel; denn allmählig begann mein Stiefvater mich auch zu Hause auf alle mögliche Weise zu quälen, und es lag klar am Tage, daß er mich auf das Gründlichste haßte. Ich habe vergessen zu sagen, daß er bald nach dem Tode meiner rechten Mutter eine zweite Frau nahm, und obgleich man sonst gewöhnlich den Stiefmüttern alles mögliche Schlimme in die Schuhe schiebt, so muß ich doch zur Steuer der Wahrheit und mit dankbarem Herzen noch heute bekennen, daß meine Stiefmutter die beste Frau von der Welt war, mich, wo es sein konnte, in Schutz nahm und wie ihr eigenes Kind hielt, und das auch dann noch, als sie selbst mit Kindern gesegnet wurde.

Es war dies vielleicht die Ursache, daß ich, trotz der zahlreichen Prügel, dennoch keineswegs verkümmerte, sondern im Gegentheile groß und stark wurde, und ebenso für mein Alter eine ziemlich bedeutende Kraft entwickelte.

Ich übergehe jetzt einige Jahre und beginne wieder mit dem Zeitpunkte, in welchem ich in mein vierzehntes Jahr trat und die Bekanntschaft meiner Elsbeth hier machte, welche ein Stiefkind war, wie ich, und die, wie Sie sehen, meine Frau wurde. Freilich kommt das gewöhnlich in Romanen erst in den letzten Blättern zum Vorscheine, aber ich erzähle Ihnen auch keinen solchen, sondern nur ein Paar Abschnitte aus meinem Leben.

An einem hübschen Sommernachmittage schickte mich mein Vater auf den Friedhof, um bei dem Todtengräber einer Leiche halber eine Bestellung zu machen, und diese wurde so brummig angenommen, wie sie gegeben wurde, denn die beiden Alten konnten sich seit Jahren nicht ausstehen. Was mich betrifft, so war ich nur selten vorher auf den Friedhof gekommen, da ich, ebenfalls aus Unparteilichkeit, nicht würdig befunden wurde, unter die bei Leichenbegängnissen singenden Schulknaben aufgenommen zu werden, und eine gewisse Scheu vor dem Orte selbst mich abhielt, von freien Stücken dorthin zu kommen. Auch jetzt sah ich mich nur flüchtig auf dem Leichenacker um und war, nachdem ich meinen Auftrag ausgerichtet, eben im Begriffe, denselben wieder zu verlassen, als ich mich plötzlich mit einem kleinen Steinchen geworfen fühlte. Es überlief mich ein Grauen und meine erste Bewegung war, davonzulaufen, als aber ein zweites Steinchen geslogen kam, blieb ich unwillkürlich stehen und wendete mich um, und jetzt sagte eine feine unsichtbare Stimme:

„Fürchtest Du Dich, langer Schulfriz?“

Im anderen Augenblicke aber tauchte aus einem halbfertigen Grabe ein schwarzlockiger Mädchenkopf auf, und ich sah jetzt, daß derselbe der Todtengräber-Else angehörte, welche ich früher zwar schon einige Male gesehen,

indessen nicht sonderlich beachtet hatte. Das etwa zwölfjährige Mädchen sprang jetzt behende aus dem Grabe und wir begannen dann ein Gespräch, wie es eben Kinder in solchem Alter zusammen führen; hierauf aber führte sie mich auf dem Friedhose umher, zeigte mir ihre Lieblingstummel- und Spielplätze und ich dachte nicht eher an die Heimkehr, als bis es bereits zu dunkeln begann. Dann eilte ich freilich flüchtigen Fußes davon, und während ich einerseits dem Töchterchen des Todtengräbers versprach, so bald als möglich wiederzukehren, gedachte ich auf der anderen Seite des schlimmen Empfangs, welcher mir, meines langen Ausbleibens wegen, von meinem Stiefvater zu Theil werden würde.

Es kam aber nicht so. - Er begnügte sich, nachdem ich ihm meinen Bericht abgestattet hatte, damit, einige scheltende Worte über den alten Todtengräber auszu- stoßen, und von meiner späten Heimkehr war nicht die Rede, was, wie ich glaube, darin seinen Grund hatte, daß seine Abneigung gegen mich bereits auf jenem Standpuncte angelangt war, in welchem man froh ist, den Gegenstand derselben wenigstens nicht vor Augen zu haben, und in dem es uns mehr oder weniger gleichgiltig ist, wo sich derselbe sonst befindet. Bei Männern wenigstens kommt dergleichen vor, und ich hatte schon zu jener Zeit eine Art Ahnung, daß es sich so verhalten möge, denn ich ging, wo es nur immer sein konnte, meinem Stiefvater aus dem Wege, und das war entweder auf meinen Thurm, oder, von jenem Tage an, hinaus zu der Else.

Eigentlich ist es sonderbar, daß ein Junge von vierzehn Jahren der Spielgeselle eines zwölfjährigen Mädchens ist, aber es hatte seine verschiedenen Gründe.

Einmal vertrug ich mich nicht gut mit den anderen Jungen meines Alters; denn obgleich ich größer und stärker als fast die meisten von ihnen war, foppten und neckten sie mich anfänglich doch häufig wegen der unaufhörlichen Strafen, welche ich in der Schule zu erdulden hatte. Nachdem ich aber dergleichen thätlich und energisch zurückwies, mieden sie mich, und ich kam später nur mit wenigen meiner Schulgenossen außer der Schulzeit zusammen.

Auf der anderen Seite hatte die Else ein dem meinigen ziemlich ähnliches Schicksal. Ihr Stiefvater behandelte sie ebenfalls schlimm, und den Mädchen ihres Alters war es unheimlich in ihrem Bereiche, sie nannten sie spottweise den kleinen Todtenvogel, und das arme Ding stand fast so allein wie ich.

Das war am Anfange wol der Hauptgrund, warum wir uns häufig zusammensanden und bald uns trefflich vertrugen.

Freilich kam mir's anfänglich immer noch ein wenig

unheimlich vor auf dem Friedhose. Der Lieblingsplatz der Else war ein Winkel desselben, in welchem gerichtete Missethäter, Selbstmörder und andere anrühige Subjecte begraben wurden. Dort standen Haselsträucher und Brombeerstauden, deren Früchte sich die Else trefflich schmecken ließ, und welche ihr auch Niemand streitig machte, da alle Welt das „Kirchhofobst“ verabscheute. Gleichzeitig hatte sie sich dort im Strauchwerke allerlei Verstecke und Schlupfwinkel ausgesucht, in welche sie mich einführte, und es kam mir anfänglich toll genug vor, wenn ich von unseren Laubhöhlen aus über die mit Gras bewachsenen, vernachlässigten und von Jedermann gemiedenen Grabhügel jener übel beleumundeten Todten hinweg sah.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen und Abenteuer einer Schachtel Bonbons.

Die sich immer weiter dehnenden Grenzen von Paris umschließen eine Welt, die unberechenbar, unerschöpflich ist, die einem Kaleidoskope gleich, in immer neuen Farben ihre bunten Reflexe ändert. Was Wunder daher, daß sie für Alle, die sich dem öffentlichen Leben, sei es in der einen oder andern Weise vorzugsweise widmen, der reichste Schatz ist, aus dem sie fort und fort und nie vergeblich schöpfen. Alles, was aus Paris kommt, uns von Paris erzählt, findet ein immer offenes Ohr, ein immer reges Interesse, und dieses werden auch die soeben bei Bachem in Cöln erschienenen beiden Bände der neuen Folge der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris“ um so mehr erwecken, je mehr sie in anregendem Essaistyl das Paris der Gegenwart eingehend schildern. Ganz besonders anziehend ist der Abschnitt „Herr Trimm und seine Geschichten“. Ihm ist die folgende anmuthige Plauderei entnommen.

Das Ladenfräulein, eine schöne Dame in seidnem Gewande mit Spitzenmanschetten, nahm das Kästchen und füllte es mit den feinsten Siraudin'schen Bonbons. Ein vornehmer Herr hatte es bestellt und kam auch an demselben Nachmittage, um es abzuholen. Derselbe machte noch eine leichte Handbewegung, wie wenn er etwas, fast wie ein Papierchen, in das Kästchen hineingelegt hätte, und schloß dann schnell den Dedel. Er eilte in die Chaussée d'Antin, wo er in ein stattliches Haus trat und am Eingang der ersten Etage klingelte. Ein Kammermädchen öffnete und begrüßte ihn mit vertraulichem Lächeln.

„Ist Madame allein?“ fragte der Herr hastig.

„Für den Augenblick allein,“ entgegnete die Jose ver- schämt, öffnete die Thüre des Boudoirs und ließ ihn eintreten. Die Dame ruhte auf einer chaise-longue. Sie war eine junge Witwe, schön und reich. Es fehlte ihr mithin nicht an Verehrern und Prätendenten.

„Madame,“ sagte unser Adonis mit sanfter und etwas bewegter Stimme, indem er ihr das Kästchen höflich überreichte, „es ist morgen Neujahrstag. Auch ich bringe Ihnen mein

kleines Geschenk. Es ist nicht viel; aber ich legte mein Herz mit hinein.“

„Der Tausend!“ lachte die Dame, — „Ihr Herz in diesem Kästchen? Und noch dazu Bonbons von Siraudin, die feinsten in ganz Paris!“

„Es ist, wie ich sage,“ entgegnete der Anbeter, „und Sie müssen mir erlauben, nach einigen Tagen wiederzukommen, um zu erfahren, wie Sie den Inhalt meines Kästchen gefunden haben.“

„Sehr gern,“ scherzte die Witwe weiter. „Aber hoffentlich ist Ihr Herz nicht zu groß; denn sonst bliebe gar kein Platz für die Bonbons.“ Der Freund empfahl sich und ging um eine süße Hoffnung reicher nach Hause.

Gleich darauf trat eine Cousine der Witwe, ein hübsches, junges Mädchen, in das Boudoir und legte einen Weidenstrauch auf den Guéridon von Rosenholz.

„Merci, Clarissa,“ sagte die Dame. „Deine Blumen sind mir lieber als die langweiligen Bonbons. Dies hier ist die zweiunddreißigste Schachtel,“ fügte sie lachend hinzu und zeigte auf das Siraudin'sche Kästchen, „die ich in diesen drei Tagen erhalten habe, und morgen wird wol noch ein Duzend ankommen. Nimm es, wenn Du willst; ich schenke es Dir gern. Ich habe nicht einmal Lust, hineinzuschauen. Es ist immer dasselbe darin.“

Clarissa kam hochvergnügt nach Hause: ihr kleines Weiden-Bouquet hatte ihr ein schönes Geschenk eingetragen. Sie eilte damit zu ihrer Mutter.

„Kind“ sagte diese sehr ernst, „Du weißt, was Dir der Arzt diesen Morgen empfohlen hat: Saftiges Fleisch, Bouillon und wenig Gemüse, und vor Allem weder Kuchen noch Zuderwerk.“

„Wie Du willst, Mama,“ entgegnete die Tochter, „aber dann mußt Du mir auch erlauben, mit dem Kästchen anzufangen, was mir beliebt.“

„Thue das, mein Kind,“ sagte die Mutter, und Clarissa schenkte das Kästchen ihrem Kämmermädchen.

Elise war eine treue, ehrliche Person, nicht eben häßlich, und dabei eine ächte Pariserin. Sie liebte als solche einen Corporal, diesem gab sie das Kästchen. Der Corporal dankte seinem Schatz für das schöne Geschenk, das er freilich nicht nach seinem ganzen Werthe zu würdigen mußte, obwol ihm Elise gesagt hatte, daß Bonbons in der Schachtel seien, und noch dazu so feine, wie sein General sie nicht besser essen könne.

Aber auf dem Wege nach der Caserne raisonnirte unser Soldat anders: Was thue ich mit den Bonbons, sagte er zu sich selber, — Ledereien für Kinder! Ich bringe den Kasten der Frau meines Wachtmeisters. Man muß sich gut mit seinem Vorgesetzten stellen, man kann nicht wissen . . .

Gesagt, gethan. Die Frau Wachtmeister empfing den jungen Mann, der ihr ein so hübsches Neujahrs Geschenk brachte, auf das Höflichste, nöthigte ihn zum Sitzen und bot ihm ein Glas Liqueur an, das Karl auch bereitwillig annahm und leerte. Das Kästchen Bonbons, schon nach der prächtigen Hülle zu urtheilen, schien ihr aber zu vornehm, um es zu behalten und etwa den Kindern zum Naschen zu geben. Als sie daher am nächsten

Morgen in die Lorenzkirche zur Frühmesse ging, nahm sie die Schachtel mit, um sie dem alten Pfarrer zu schenken, den sie sehr lieb hatte; denn sie war eine fromme Frau, die in ihrer Einfalt nicht weiter bedachte, daß ein solches Geschenk für einen Priester nicht eben sehr passend sei. Der gute Pfarrer nahm das Kästchen freundlich an, schon um die Geberin nicht zu beschämen. „Feine Bonbons sind darin?“ fragte er lächelnd. „Schönen Dank, wenn auch nicht für mich, so doch für meine Schüler in der Kinderlehre; die werden sich freuen!“ Er begab sich in die Sacristei, als ihm eine vornehme Dame entgegentrat: die Herzogin von L., sein Weichtind. Das kundige Auge Ihrer Durchlaucht fiel sofort auf das Siraudin'sche Päckel, das der Pfarrer arglos in der Hand hielt. „Hochwürden!“ sagte sie scherzend, „man sollte glauben, Sie machen weltliche Neujahrs Geschenke, wie wir in unsern profanen Kreisen.“

„Man hat mir dies Kästchen für meine Armen gegeben, gnädigste Frau,“ erwiderte der Pfarrer fast verlegen.

„O, dann ist es käuflich,“ sagte die Herzogin rasch und holte eine Banknote aus ihrem emallirten Portemonnaie, froh, daß sie die Gabe, die sie schon lange ihrem Weichtwater zugebacht, ihm in so delicateser Weise zuwenden konnte.

Der Pfarrer nahm das Zweihundert-Frankenbillet, überreichte der hohen Dame das Kästchen und kniete darauf still in einem nahen Betstuhle, wahrscheinlich um Gott für die glückliche Begegnung mit der Bürgersfrau und der Herzogin zu danken.

Die Herzogin fuhr in ihr Palais zurück und das vielgewanderte Kästchen schien nun an seinen wahren Bestimmungsort gekommen zu sein. Schon hatte die Herzogin das umhüllende Atlaspapier entfernt, um sich die Bonbons näher anzusehen, als ein Lalai in den Salon trat und den alten Mathias aus Montereau anmeldete.

Der alte Mathias war der Hauptverwalter der herzoglichen Güter, und schon sein Vater hatte bei den Aeltern der Herzogin dasselbe Amt bekleidet. Er war freilich nur ein Bauer, recht und schlecht, aber er gehörte, nach Sitte der alten adeligen Häuser des nobeln Faubourgs, gewissermaßen zur Familie, und war eigens von Montereau herübergekommen, um der gnädigen Herrschaft seine Neujahrs-Glückwünsche darzubringen.

„Das ist hübsch von Euch, père Mathieu,“ sagte die Herzogin, indem sie ihm die Hand bot, die der Alte kaum zu berühren wagte. „Unten beim Portier liegt ein großes Päckel für die Kinder. Wie geht's denn zu Hause? Hat der lange Jean endlich um die schöne Yvonne angehalten, und auf wann die Hochzeit?“

„Durchlaucht sprechen von meinem Aeltesten?“ entgegnete Mathias. „Leider hat sich der Jean noch immer kein Herz gefaßt, und das Mädchen kann sich ihm doch nicht anbieten, so gern wir sie auch zur Schwiegertochter hätten.“

„Der Jean ist ein einfältiger Tropf,“ rief die Herzogin, „sagt ihm das nur von mir und daß er sich spüten möge. Ich habe der Yvonne die Aussteuer versprochen.“ Sie widelte darauf das Kästchen wieder in das Atlaspapier und reichte es dem Alten: „Feine Bonbons, père Mathieu, wie man sie nicht in Montereau fabricirt; aber ich habe augenblicklich keine andern, und mir fällt ein, daß ich nicht daran gedacht habe, welche in

das Paket legen zu lassen. Und nun, Adieu! und vergeß nicht, dem Jean zu sagen, daß er im neuen Jahre dreister aufzutreten soll.“

Der Verwalter verneigte sich eben so unbeholfen wie tief, steckte das Siraudin'sche Ding in seine breite Rocktasche und ging von dannen.

Als er am Abend heimgekommen war, packte er aus und gab jedem Kinde sein Geschenk. Dann rief er seinen Ältesten: „Jean, die gnädigste Frau Herzogin ist nicht zufrieden mit Dir. Sie läßt Dich grüßen und Dir sagen, Du seiest ein einfältiger Patron.“

„Schönen Dank, Vater, die Herzogin ist gar zu gütig.“

„Nein, sie hat Recht,“ brummte der Alte, „und Du weißt schon, was ich meine. Sie will der Yvonne sogar die Aussteuer schenken, und Du hast nicht den Muth, um sie anzuhalten. Ich kann gar nicht glauben, daß Du sie so lieb hast, wie Du sagst.“

„O Vater!“ rief der Sohn und wurde feuerroth, „ob ich sie lieb habe, wie kannst Du das fragen! Hundert Mal des Tages denk' ich an sie, und hundert Mal nehm' ich mir vor, es ihr endlich zu sagen; aber wenn ich ihr gegenüber stehe, so schnürt es mir den Hals zu und ich kann kein Wort herausbringen.“

„Eben weil Du ein einfältiger Tropf bist, wie die Frau Herzogin sagt,“ entgegnete der Alte barsch. Aber nach einer Pause fuhr er sanfter fort: „Sieh, Jean, was sie mir noch gegeben hat: feine Bonbons, wie sie die vornehmen Herrschaften in Paris essen. Nimm sie und gieb sie der Yvonne. Die Weiber sind oft klüger als die Männer. Sie erräth vielleicht, was Du auf dem Herzen hast.“

Gesagt, gethan. Aber der ehrliche verliebte Bursche zog vor, seinen jüngern Bruder mit der Commission zu beauftragen, und schärfte ihm noch ein, ja recht deutlich zu sagen, es sei ein Neujahrs Geschenk von Jean für Yvonne.

Endlich, endlich schien die Siraudin'sche Schachtel in die wahren Hände gelangt zu sein, denn schon eine halbe Stunde später stellte sich Blaise, Yvonne's Vater, bei der Familie des Verwalters ein. Er war seelenvergnügt und rief laut in die Stube: „Nachbar Mathieu, das laß ich gelten. Dein Sohn Jean ist ein Pifficus! Ich hab' mich gleich aufgemacht, um Euch unser Jawort zu bringen.“

„Pifficus . . . Jawort . . .“ erwiderte Mathieu erstaunt. „Gevatter Blaise, was soll das bedeuten?“

„Was das bedeuten soll?“ lachte Blaise. „Um sie angehalten hat er, und noch dazu ganz wie ein feiner Bürgersohn aus der Stadt. Er schickt der Yvonne einen pariser Kasten mit zuderfähem Kram und eine Liebeserklärung dazu, so hübsch und sauber geschrieben, wie wenn sie der Schulmeister verfaßt hätte.“

Bei diesen Worten warf Blaise ein Papier auf den Tisch. Mathieu griff hastig darnach, setzte seine Brille auf und las:

„Ich habe Dich seit Langem sehr lieb, und mein größter Wunsch ist, Dein Gatte zu werden. Antworte mir, willst Du mein Herz und meine Hand?“

„Sapristi!“ rief Mathias, „Jean, Jean, die pariser Bonbons sind klüger als Du!“

Der arme Jean sah wie verblüfft, aber er mußte sich ergeben und in sein Glück finden, als Yvonne mit ihrer Mutter eintrat und von der ganzen Familie jubelnd umringt wurde.

So spielt das Geschick mit uns. Bei Siraudin in der Rue de la Paix kauft ein verliebter Elegant eine Schachtel Bonbons, legt eine Liebeserklärung hinein und bringt sie der Dame seiner Wünsche und Hoffnungen . . . und nun reißt die Schachtel und reißt und reißt, bis sie endlich in Montereau zwei treue Herzen vereinigt, die ohne sie vielleicht noch lange auf das erlösende Geständniß gewartet hätten.

Wie es dem eleganten Herrn mit der „trostlosen“ Witwe in der Chaussée d'Antin ergangen ist, wissen wir nicht, und es thut auch nichts zur Sache. Aber wir wissen sehr gut, daß Jean und Yvonne überglücklich geworden sind.

General von Steinmeyer,

Commandirender des I. preuß. fünften Armee-corps.

(Mit Stahlstich.)

Die ersten preussischen Siegesnachrichten, die in den letzten Tagen des Juni von dem böhmischen Kriegsschauplatz nach Berlin gelangten und bald Deutschland erfüllten, haben den Namen des General von Steinmeyer in das Buch der Geschichte eingetragen. Denn er war es, welcher zuerst mit seinem Armee-corps in harten Kampf mit den Oesterreichern gerieth, das österreichische Corps Ramming am 27. Juni auf Josephstadt zurückwarf, am 28. von Neuem gegen den Feind vorging, ihn nach blutigem Gefecht in heldenmüthigem Kampfe zum Rückzuge zwang und die ersten Trophäen erbeutete.

Am 29. Juni ging General Steinmeyer bei Trautenau auf die Oesterreicher los und drang mit solcher Wucht und Energie auf sie ein, daß die Entscheidung des Sieges schnell herbeigeführt wurde. Jene zähe, kaltblütige, nicht einzuschüchternde Natur, die man an Steinmeyer schon seit Jahren in der preussischen Armee kannte, war es, welche in den drei denkwürdigen Tagen des 27., 28. und 29. Juni den Lorbeer um die Stirn der Sieger flocht.

Schon in früher Jugend, im Februar 1813, trat Steinmeyer als sechszehnjähriger Jüngling aus dem Berliner Cadettencorps in das erste Infanterie-Regiment als Leutnant ein und machte die Schlachten der deutschen Befreiungskriege mit so großer Auszeichnung und Bravour mit, daß seine Brust mit dem eisernen Kreuz geschmückt und sein Name auf die Ehrentafel des Cadettencorps gesetzt wurde. Im Jahre 1817 wurde er in's zweite Garde-Regiment zu Fuß, einige Jahre später in's Garde-Reservencorps versetzt und im Jahre 1835 avancirte er zum Hauptmann erster Klasse beim Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment. Nachdem er in dieser Charge einige Jahre verblieben, wurde er Commandeur des Düsseldorf'schen Garde-Landwehr-Bataillons und hierauf Commandeur des zweiten Bataillons Garde-Reserve, welches in

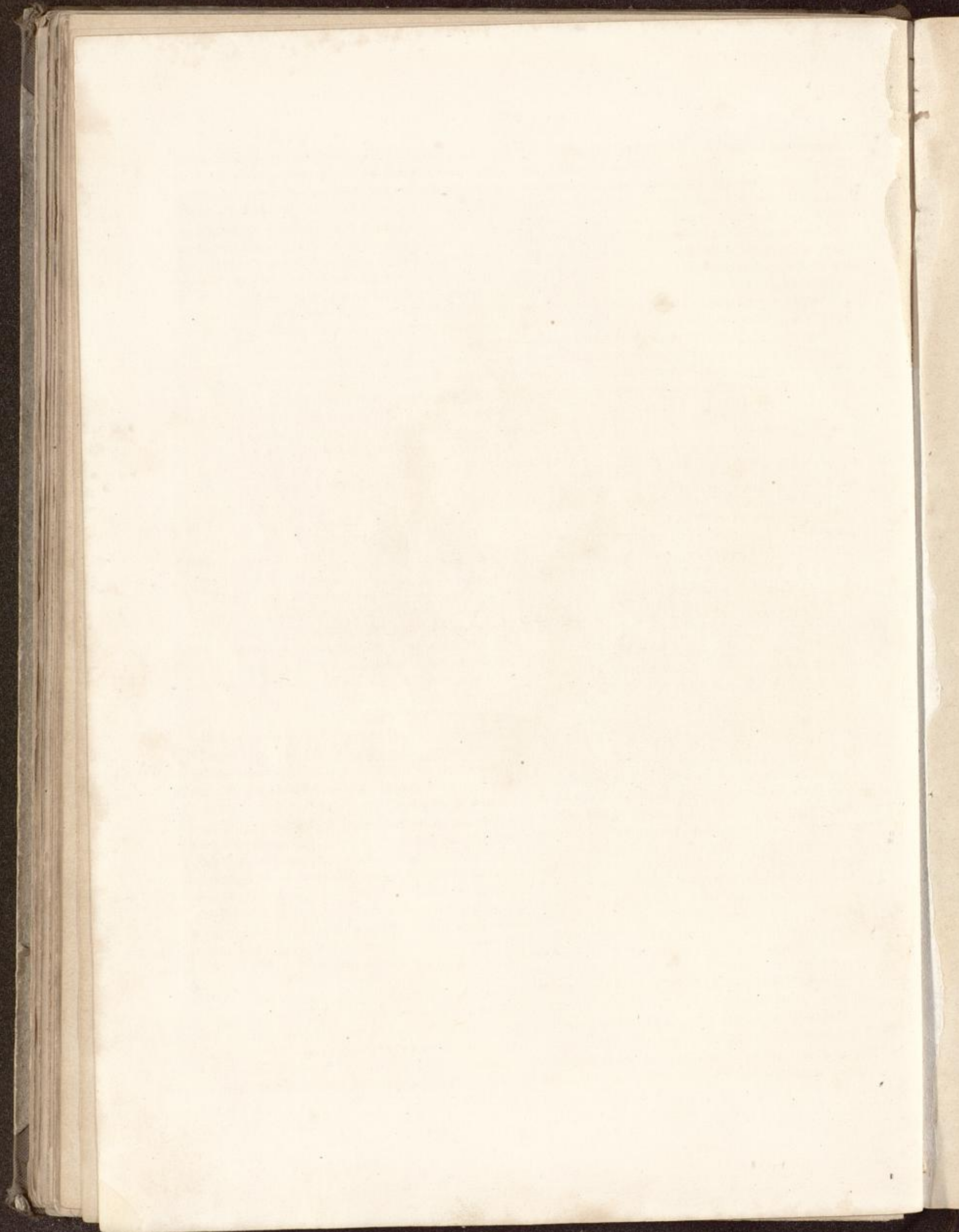


Nach einer Photographie

Nach dem Portrait von Meyer-Lepke

Herbert

Verlag der Deutschen Buchh.



Spandau garnisonirte. Im Jahre 1848 übernahm er an Stelle des beim Barrikadenkampf in Berlin verwundeten Grafen Schulenburg den Befehl über zwei Bataillone des zweiten Infanterie-Regiments, mit denen er nach Schleswig abrückte und die Schlacht bei Schleswig mitschlug. Im Herbst desselben Jahres wurde er Commandant der nach Brandenburg verlegten Truppen, als dorthin die berliner National-Versammlung berufen worden war. Als die Bogen der Zeit nicht mehr so hoch gingen, ernannte ihn der König zum Commandeur des berliner Cadettenhauses, im Jahre 1855 zum Chef der vierten Garde-Brigade und dann vor einigen Jahren zum Commandirenden des fünften Armee-corps, welches bekanntlich nach den Siegen an der Grenze von Böhmen das Reserve-corps in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli bildete und dazu bestimmt war, die böhmischen Festungen und Olmütz im Auge zu behalten.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Ein Dichterherz. Novelle von Ferdinand Pflug. Leipzig 1866, Verlag der Darr'schen Buchhandlung. Der Verfasser hat es verstanden, mit dieser seiner Novelle das Interesse des Lesers in zweifacher Weise herauszufordern, indem er gleich vortrefflich und spannend dem geschichtlichen wie literarhistorischen Moment Rechnung trägt. Der Held der Fabel ist der jugendliche Gleim, um den sich der alte Dessauer, sein Sohn Moritz und die Gräfin Sibilska, diese intrigante Freundin des Grafen Brühl, in scharfgezeichnetem Ensemble gruppieren. Mit lebendigen Farben ist das wilde Kriegsdurcheinander des Jahres 1745 geschildert und die grellen Gegensätze der Hauptfiguren in strengausgeprägten Farben auseinander gehalten. Solche novellistisch gezeichnete, dabei naturtreue Bilder des vorigen Jahrhunderts haben jetzt doppelten Werth, denn das Studium der Vergangenheit allein ist es, welche uns lehrt die Gegenwart mit freiem Blicke zu beurtheilen.

Den Freunden Karl Immermann's wird es von besonderem Interesse sein, zu hören, daß Wolfgang Müller von Königswinter vor einiger Zeit in seiner Erzählung „Karl Immermann und sein Kreis“ ein höchst anziehendes Charakterbild geliefert hat. Nur wenige Glieder dieses Künstlerkreises, der sich in den dreißiger Jahren in Düsseldorf zusammengefunden, ist noch am Leben. Immermann starb am 25. August (an Herder's Geburtstag) 1840, so daß des Dichters junges Weib (Marianne Niemeyer aus Halle) nach einer nicht jährigen Ehe Witwe und sein zehntägiges Töchterchen Caroline Waise wurde. Grabbe war schon am 12. September 1836 mit Tode abgegangen. J. P. Hasenclever, Norbert Burgmüller, Gräfin Elise Ahlefeldt, F. Mendelssohn-Bartholdy, Robert Reinike sind ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden.

In Graz wird vom 1. September an ein neues Unterhaltungsblatt: „Die Oesterreichische Gartenlaube“ erscheinen.

Aus Donau-Eschingen wird ein literarischer Fund gemeldet. Man hat in der dortigen Bibliothek ein Bruchstück der verloren

gegangenen deutschen Originalchronik des Wigand von Marburg aufgefunden. Dasselbe umfaßt auf zwei Pergamentblättern in Quart, die zum Einband eines älteren Buches benutzt waren, im Ganzen 134 Verse. Das Bruchstück soll veröffentlicht werden.

„Erlebnisse einer jungen Berlinerin Lina S. auf dem Kriegsschauplatz in Böhmen, von ihr selbst niedergeschrieben“, ist der Titel eines in Berlin verlegten Schriftchens, Preis 2½ Sgr., dessen Ertrag für die Waisen der auf dem Felde der Ehre gefallenen Krieger bestimmt ist. Die junge Verfasserin befand sich beim Ausbruche des Krieges als Gouvernante in dem Schlosse Schwalkowitz, zu der prinzlich Lippeschen Herrschaft Nachod in Böhmen gehörig, wurde wegen ihres Briefwechsels mit ihren in Berlin lebenden Verwandten von den Einsassen der Herrschaft der Spionage bezichtigt, als Spionin in das Benedel'sche Hauptquartier geführt, war daselbst, da die Beweise der Schuld nicht beigebracht werden konnten, wieder nach ihrem Wohnorte entlassen worden, mußte dann, um ihr Leben vor dem erregten Pöbel zu retten, allein durch Wälder und über das blutige Schlachtfeld von Nachod flüchten und fand endlich Schutz vor ihren Verfolgern in dem preussischen Lager.

Der Münchener „Bunisch“ trüstant und isoldet in folgender Weise in einer seiner letzten Nummern:

Zukunftspoesie.
Ansbachreinstes Beben
Bayreuthloses Leben
Nie wieder Bekommens
Wahnlos holdbewußter Wunsch.

Die feierliche Jahresitzung der Akademie zu Paris gestaltete sich diesmal zu einem Feste deutscher Wissenschaft: Professor Bopp in Berlin wurde für seine vergleichende Grammatik der linguistische Volney-Preis von 1200 Fr. verliehen, und sehr ehrenvoller Erwähnung geschah des großen Wörterbuches der lateinischen Sprache von Freund, das Theil in's Französische überetzt hat.

Professor Gervinus, welcher sich gegenwärtig in Gießbach bei Bern aufhält, wird sich zu Ende August nach Italien begeben und den Winter in Rom und Neapel zubringen, um Studien zu dem neunten Bande seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ zu machen.

Theater und Musik. Eine Jugendarbeit Mozarts ist in Paris bei Gelegenheit der Favrencschen Auktion zu Tage gekommen. Unter einem Haufen alten Papierses fand man nämlich ein Stück für Clavier, Streichinstrumente, zwei Hörner und Fagott, welches Mozart im Alter von zehn Jahren zur Installation des Statthalters Wilhelm V. von Oranien im Haag componirt hat und welches zehn Nummern enthält. Einige Künstler der großen Oper und des Conservatoriums führten es auf und erfreuten sich an seiner Frische der Erfindung und Geschidlichkeit der Facticur und fugirten Schreibart.

Die Bull gab kürzlich in der finnländischen Hauptstadt Helsingfors zwei zahlreich besuchte Concerte.

Frl. Marie Schröder aus Breslau, die Tochter eines dortigen Papierhändlers, ist am théâtre lyrique zu Paris mit ansehnlicher Sage engagirt worden. Die junge Sängerin soll im Besitze ausgezeichneten Stimmittel sein.

Die Gebrüder Müller, die rühmlichst bekannten Quartettisten, haben sich dauernd in Wiesbaden niedergelassen.

Mehre hervorragende Mitglieder der wiener Hofbühne liegen heftig erkrankt darnieder: Der Zustand des gefeierten Sängers Dr. Schmid soll ein hoffnungsloser sein, während in dem Befinden Bedmanns eine wesentliche Besserung eingetreten ist. Auch ist der I. I. Hoffchauspieler Fride leider geisteskrank geworden. Durch den Tod des Fräul. Amalie Kraft hat die österreichische Kaiserstadt eine ihrer begabtesten Schauspielerinnen verloren.

In London ist kürzlich eine Curiosität eingelaufen: Ein blinder clavierpielender Knabe, der Alles, was er hört, sofort nachspielt.

Frl. Garthe aus Hannover hat an der I. Oper zu Berlin ein Gastspiel mit „Fidelio“ und „Margarete“ eröffnet. Ihr Spiel ist dramatisch bewegt, ihre Stimme eine leider sehr begrenzte, sie umfaßt eigentlich nur eine Octave in der Mittel-Lage. Als „Margarete“ errang sich die Sängerin große Erfolge. Theodor Wachtel entzückte als „George Brown“, neben ihm wußte sich Frl. Horina als „Anna“ gerechte Anerkennung zu erwerben. Im Ballet war das erste Auftreten von Corinna Casati ein Ereigniß. — Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater seht Frl. Ungar ihr Gastspiel mit reichstem Beifalle fort. Im Wallner-Theater übte das Benefiz des Komikers Neumann die größte Anziehungskraft in dieser Woche aus.

Die beabsichtigte und theilweise auch schon verfügte Kündigung der nicht fest angestellten Mitglieder des Hoftheaters und Hoforchesters zu Hannover ist jetzt ganz sistirt, weil der preussische Civilcommissar aus dem mit Beschlag belegten Kroneinkommen die nöthigen Fonds angewiesen hat. Freiherr von Hardenberg hat bereits mit dem Hoffchauspieler Marks über die Eröffnung des Theaters Rücksprache genommen. Da aber das Gebäude und sämmtliches Inventar Privateigenthum des Königs Georg ist, so sollen die erforderlichen Schritte eingeleitet sein, dessen Genehmigung einzuholen.

Nach dem Vorgange G. Freytags, welcher die „Fabier“ als Tragödie benutzte, hat jetzt August Langert eine Oper gleichen Namens beendet.

Auf dem Hoftheater zu Dresden trat in „Robert der Teufel“, als welcher Lichatschek wieder excellirte, Frl. Böder nach ihrem dreimonatlichen Urlaub als „Helena“ auf. Die junge Künstlerin führte an diesem Abend den überzeugenden Beweis, mit wie großem Erfolge sie in Paris den choreographischen Studien obgelegen hat.

Frau Marie Seebach, welche in edelster Geschmacksrichtung das classische Repertoire vorzugsweise vertritt, entzückte und erhob das leipziger Publicum noch als „Clärchen“ im „Egmont“ und als „Desdemona“ im „Othello“. In beiden Rollen ging die große Künstlerin völlig in den Intentionen der Dichter auf. Ihrem Gastspiele reiht sich unmittelbar das des Fräul. Wupler und des Herrn Grans vom Hoftheater zu Weimar an. Beide Darsteller fanden am ersten Abend ihres Auftretens, an welchem sie in Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts“ und in dem Lustspiel „Mit der Feder“ spielten, mehrfachen Beifall.

Albert Tottmanns Musik zu der melodramatischen Märchen-Dichtung von Livius Fürst „Dornröschen“ ist nunmehr im Clavierauszuge erschienen. Das kleine treffliche Werk eignet sich in seiner leichten Ausführbarkeit vorzüglich für Gesangvereine. Zugleich machen wir alle Freunde getragenen Gesanges auf die kürzlich erschienenen geistlichen Arien von Tottmann (op. 9, op. 10) aufmerksam, welche sich wie alle seine Arbeiten durch sinnige Melodie und Sangbarkeit auszeichnen.

Bildende Künste Unter den Künstlern, welche die Ehre hatten, bei der Eröffnung der diesjährigen Kunstausstellung zu Brüssel der Königin der Belgier vorgestellt zu werden, befand sich auch die Malerin Julie Behr aus Berlin, deren Bilder schon in frühern Ausstellungen zu Brüssel sich daselbst des allgemeinen Beifalls erfreuten.

Die Bürgerschaft von Bresburg hat beschlossen, den im Treffen bei Blumenau (22. Juli) am Gemsenberg gefallenen österreichischen Soldaten vom Regiment König der Belgier und vom 9. Jägerbataillon ein Denkmal zu setzen.

In Neapel will man ein Monument errichten zum Gedächtniß der bei Lissa in die Luft gesprengten Besatzung des Panzerschiffes Palestro und ihres Capitäns Capelini.

Die Stadt Sydney beabsichtigt dem Weltumsegler Cook ein Denkmal zu errichten. Dasselbe soll 1870 zum hundertjährigen Gedächtniß der Entdeckung von Neusüdwales durch Cook vollendet sein.

Der König von Württemberg soll verfügt haben, den bei Tauberbischofsheim gefallenen Württembergern ein Denkmal setzen zu lassen.

Bildhauer Hornberger in Karlsruhe hat in diesen Tagen das von dem Lehrer-Comité bei ihm bestellte Denkmal zur Erinnerung an Goethe's Jugendliebe in Sesenheim vollendet. Das Ganze bildet einen ungefähr 9' hohen Grabstein in griechischem Styl und enthält in einer kreisrunden Nische auf Goldgrund die Büste von Friederike Brion in weißem Marmor, Hautrelief. Die Inschrift lautet: „Friederike Brion von Sesenheim“, und darunter stehend:

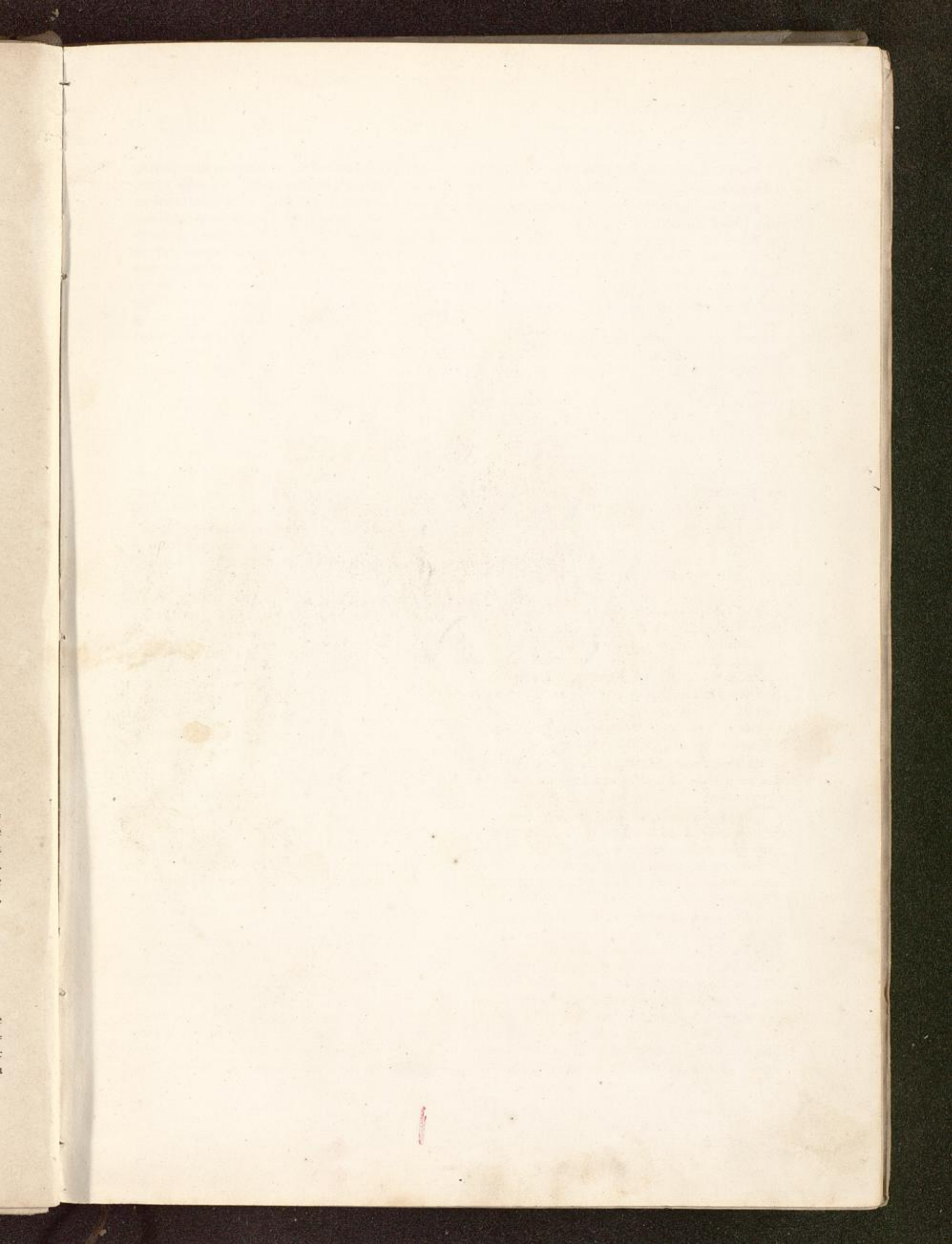
„Ein Strahl der Dichtung fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Ein neues Genrebild von W. Sohn in Düsseldorf: „Consultation bei einem Rechtsanwalt“, welches leider nur wenige Tage in der Schulte'schen Ausstellung zu Düsseldorf zu sehen war, findet in den weitesten Kreisen aufrichtige Bewunderer. Es zeichnet sich nicht nur durch die vortreffliche Charakteristik der Figuren, sondern auch durch die bewundernswürdige Technik aus, mit welcher die kleinsten Einzelheiten durchgeführt sind.

Dr. D. 2-1.

Modenbericht.

Heute ist es uns möglich geworden, wieder etwas über die Herbst-Confections zu erfahren, und wir wollen mit unseren Mittheilungen hierüber um so weniger zurückhalten, als die immer kühler werdenden Tage und Abende das Herannahen eines frühen





Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.

Herbstes zu verkündigen scheinen. Da sieht man zuerst die eleganten kurzen Paletots aus weißem Tuch (Mudren genannt), welche bloß um zwanzig Centimeter über die Taille herabreichen; hinten, in der Mitte des Rückens, läuft ein weißer Tuchstreifen herunter, welcher rings herum sägenförmig ausgezackt und nach chinesischer Manier mit Seide von verschiedenen Farben gestickt ist. Vorn sind an beiden Seiten Brusttaschen und an jeder Tasche noch eine kleine chinesische Figur angebracht, welche einen aus Elfenbein geschnittenen, künstlich gemalten Kopf hat, wogegen der Körper und die Kleidung in Seidenstickerei hergestellt ist. Dieselbe Art von Jäckchen hat man auch in grauem oder ponceaurothem Tuch, mit schwarzen Verzierungen versehen. Ein anderes neues Modell aus Seide oder Tuch ist vorn und hinten ganz grade geschnitten wie ein Camisol, nur daß es an den Hüften etwas geschweift ist und hinten in zwei spitze Enden ausläuft, die mit schönen Seidenquasten besetzt werden.

Die zur Herbsttracht bestimmten Metternichpaletots, welche sehr beliebt werden und anzudeuten scheinen, daß wir überhaupt wieder zu den längeren Paletots zurückkehren, fertigt man, falls sie nicht vom Stoff des Kleides selbst sind, aus schwarzem Grosgrain und verziert sie am Rücken mit drei breiten Falten, welche an die Taille angeschlossen; sie reichen nicht weiter herab als gewöhnliche Schöße und werden mit Seidenschnur oder Lize besetzt, während unten Quasten angebracht sind, die man jetzt nun einmal überall haben muß. Uebrigens wird man an den meisten Herbstpaletots sehr lange und weite Ärmel sehen — schon jetzt bemerkt man deren mit drei großen Zaden oder bloß mit einer einzigen Zade und bis zum Ellbogen aufgeschlitzt. Kurze Jäckchen mit und ohne Ärmel tauchen ebenfalls in allen möglichen Façons auf; am meisten liebt man diejenigen aus schwarzem Seidenstoff, die vorn viereckig und hinten grade wie ein Senorita-Jäckchen geschnitten und mit kirchrothen Atlasstreifen besetzt sind, auf denen wiederum die Krystall- und Schmelzknöpfe nicht fehlen dürfen. Besteht das Jäckchen aus blauem, grauem oder braunem Stoff, so wird es mit schwarzem Sammetband und Stahlknöpfen verziert.

Wir glauben nun, einstweilen genügend für die herbstliche Zukunft vorgeforgt zu haben und wollen auch den gegenwärtigen Sommertagen noch etwas Rechnung tragen. Deshalb machen wir unsere freundlichen Leserinnen darauf aufmerksam, daß man jetzt vorzugsweise gern russische Hemden, ganz aus schwarzen Spitzen gefertigt, trägt, die aus abwechselnden Reihen von schwarzem Spitzeneinsatz und feiner Schmelzguimpe bestehen, während sich zwischen jeder Reihe Einsatz und Guimpe eine mit Löchern versehene schmale Borte befindet, durch welche bunte Sammetbändchen gezogen werden.

Zum Schluß wollen wir noch Einiges über die neuesten Herrenmoden berichten. Das Neueste und Eleganteste sind die Anzüge aus weißem Alpaca oder Foulard, wozu man eine schmale kirchrothe Cravatte und einen runden Hut mit kirchrothem schmalen Moiréband trägt. Häufig sind auch die grauen Anzüge nebst weißen Gamaschen und einem bunten Band um den Hut — sogar vollständige Herrencostüme aus schwarzem Sammet sind nicht ungewöhnlich in der eleganten Welt.

Modenblatt No. 43. (827.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Reise- und Promenadenanzug. Runder Strohhut aus ziemlich starkem Geflecht mit heruntergebogenem Rand; rings herum läuft ein Kranz von schwarzen Bandschleifen, während vorn in der Mitte eine größere rothe Schleife nebst einer solchen kleineren von Strohsehnur angebracht ist; unter dem Schirm ist auf beiden Seiten eine ponceaurothe Schleife und ein langflatterndes schwarzes Band befestigt.

Der aus Doppelrock und Casaque bestehende Anzug ist aus modifarbenem Mohair mit Verzierungen aus schwarzem und rothem Taffet; der untere Rock ist rings herum in großen stumpfen Zaden ausgeschnitten, die mit einem Einsatz von schwarzem Taffet und darüber mit einem schmalen rothen Taffetstreifen umgeben sind; der Rock ist kurz genug, daß zwischen den Zaden der Volant des weißen Unterrockes zu sehen ist. Der zweite Rock fällt glatt über den unteren; er ist um etwa 1½ Viertel weniger als derselbe und dreimal mit schwarzem Taffetstreifen besetzt; oberhalb des untersten dieser Streifen läuft ein rother schmaler Taffetstreifen. Die lange, anschließende Casaque hat vorn von den Schultern aus bis herunter eine lahshürzenartige Verzierung, welche ein breiter schwarzer Taffetstreifen, dem sich nach innen ein schmaler rother Taffetstreifen anschließt, einfaßt und in dessen Mitte schwarze Brandebourgs angebracht sind. Die halbweiten Ärmel haben einen der schwarzen und rothen Taffetverzierung entsprechenden Auspuß; den Hals umgiebt eine weiße Spitzenkrause und eine Cravatte von rother Seidenschnur.

2) Elegante Sommertoilette. Fanchonhut aus violetter Krepp mit einem weißen Tüllschleier, der unter dem Kinn durch eine weiße Rose zusammengehalten wird, während oben darauf und zu beiden Seiten ebenfalls weiße Rosenbouquets befestigt sind.

Das Kleid aus zartvioletter Taffet ist in Prinzessinform aus einem Stück geschnitten; der Rock ist glatt und bloß an beiden Seiten mit breiter Schleife und Schärpe aus violetter Taffetband von etwas dunklerer Schattirung als das Kleid selbst versehen; diese Schärpe fällt von den Hüften aus in zwei langen, oben schmälern, unten breiter werdenden Enden herab, die unten in eine Spitze zulaufen und mit einer langen Seidenquaste geschmückt sind. Die hohe glatte Taille ist mit einem breiten und einem schmalen violetten Taffetstreifen von derselben Nuance wie die Schärpen in Form eines Senoritajäckchens besetzt; drei Taffetknöpfe reichen vom Schluß des simulirten Jäckchens bis zur Taille; die ziemlich engen Ärmel sind an den Schultern und unten einfach mit zwei violetten Taffetstreifen verziert. Sonnenschirm aus weißem Taffet mit weißem Spitzenüberzug.

3) Anzug für ein Mädchen von 6—8 Jahren. Torquehütchen aus italienischem Stroh mit einem Rande aus blauem gewundenen Taffetband und einer Stroh-Agrette an der linken Seite.

Anzug aus weißem Musselin mit blauem Taffetauspuß. Die Taille ist vorn in schmale Falten gelegt und die breite Mittelfalte mit blauen Taffetknöpfen versehen; auf den Schultern blaue Schleifen. An dem blauen Gürtel sind ziemlich lange weiße Schöße befestigt, welche an den Seiten zwei tiefe Zaden bilden und mit

einem breiten blauen Taffetstreifen eingefast sind; vorn herunter läuft eine Fortsetzung der breiten Falte von der Taille mit dem Besatz von blauen Knöpfen. Der weiße faltige Musselinrock ist ohne weitere Verzierung.

Feuilleton.

Aus Liebe zur Kunst. Der Intendant des kaiserlichen Hoftheaters in St. Petersburg, Graf S., kam seit einer langen Reihe von Jahren jedes Frühjahr nach Paris, um neue Kräfte zu rekrutiren, und seine Thüre wurde jeden Vormittag von einer ganzen Prozeßion von Miethwagen belagert, deren Insassen sich alle Mühe gaben, einander den Vorrang streitig zu machen. Namentlich versuchten stets eine große Anzahl von hübschen Damen alles Mögliche, um ein Engagement in Petersburg zu erhalten, denn vor den feinerreichen russischen Großen spielen zu dürfen und vielleicht einen derselben oder gar mehre zu erobern und mit Reichthümern von ihnen überschüttet zu werden — das erschien ihnen als der Gipfelpunct alles Glückes. Mann kann sich denken, welche Stürme da oft auf den guten Grafen S. geliefert wurden, aber er kannte alle ihre schlaun Manöver längst auswendig, empfing sie mit höchster Zuverlässigkeit, wußte mit durchdringendem Scharfblicke zu unterscheiden, ob wirkliches Talent und Beruf für die Bühne vorhanden seien oder dieselbe bloß als Piedestal für Schönheit und Koketterie benützt werden sollte, und verstand in letzterem Falle die Bittstellerinnen mit der feinsten Diplomatie abzuschütteln.

So kam eines Tages, als der Graf bereits alle Lücken ausgefüllt und nahe daran war, wieder heimzureisen, noch eine junge Dame von verführerischer Anmuth und den feinsten Manieren, ihn um ein Engagement zu bitten, indem sie sich entschuldigte, daß sie keinerlei Empfehlungsschreiben aufzuweisen habe. Sie machte einen sehr günstigen Eindruck und der Graf fragte, auf welcher pariser Bühne sie bisher gespielt habe.

— Auf keiner.

— Dann haben Sie ohne Zweifel in der Provinz gespielt?

— Niemals.

— Oder sind Schülerin des Conservatoriums oder berühmter Privatlehrer?

— Auch das nicht.

— Was wünschen Sie dann aber eigentlich von mir?

— Daß Sie mich für die petersburger Bühne engagiren.

— Aber unsere Theater sind nicht für Schülerinnen oder Debutantinnen da, sondern nur für Künstlerinnen, die sich bereits glänzend bewährt haben. Debutiren Sie in Paris und ich will dann sehen, was sich nächstes Jahr, wenn ich wieder hierher komme, thun läßt.

Die Dame schien eine Weile mit sich selbst zu kämpfen, dann sagte sie: — Sie nöthigen mich, auf Details zu kommen, die ich mit Stillschweigen übergehen wollte. Ich gehöre einer vornehmen Familie an und heiße anders, als ich mich vorhin genannt. Meine Kellern haben Alles aufgeboden, meinen unwiderstehlichen Beruf für die Kunst zu bekämpfen, allein dadurch ist mein Wunsch,

Schauspielerin zu werden, nur noch glühender geworden. Glauben Sie mir, Herr Graf, in mir liegt der Stoff zu einer hervorragenden Künstlerin, und ich stehe Sie inständigst an, mir die Gelegenheit zu bieten, dies meiner Familie zu beweisen. Ich fühle mich befähigt, dieselbe berühmt und reich zu machen.

— Reich? Ihre Phantasie fliegt zu hoch, mein Fräulein; glauben Sie etwa, daß ich Ihnen gleich zu Anfang hunderttausend Francs Gage bewilligen werde?

— Weit entfernt — im Gegentheile versichere ich Ihnen, daß ich gern selbst mit dem bescheidensten Gehalte vorlieb nehmen würde.

— Wären Sie zum Beispiel mit zweihundert Francs monatlich zufrieden?

— Ja, ich wäre damit zufrieden.

— Und würden Sie im Nothfalle auch die geringfügigsten Rollen übernehmen?

— Ach, ich würde ganz glücklich sein, wenn ich auch nur die bekäme, welche meine Colleginnen als ihrer unwürdig zurückweisen.

— Wollen Sie also einen Contract auf diesen Grundlagen unterschreiben?

— Mit Vergnügen. Aber natürlich nur auf ein Jahr, denn nächstes Jahr behalte ich mir vor, Ihnen meine Bedingungen zu stellen.

— Sie glauben also an Ihren Erfolg?

— Ich bin dessen sicher. Heute verhandeln Sie mit einer demüthigen, untergeordneten Persönlichkeit, fast nur Statistin — über's Jahr wollen wir als gleichstehende Mächte unterhandeln.

— Gut, die Sache ist abgemacht. Geben Sie mir Ihre Adresse, damit ich mir selbst das Vergnügen machen kann, Ihnen Ihr Engagement zu überbringen.

— Ich wohne auf dem Lande, außer allem Eisenbahnverkehr, eine halbe Tagereise von Paris, und möchte Sie um keinen Preis incommodiren. Auch ist es besser, die Aufmerksamkeit meiner Familie nicht wach zu rufen; ich will daher lieber in drei Tagen wiederkommen.

Dies geschah, und der Graf gab seinem neuen Bühnengliede noch allerlei Verhaltensregeln.

— Ich reise morgen ab, fügte er hinzu; vergessen Sie nicht, daß Sie zu Ende dieses Monats auf Ihrem Posten sein müssen, denn Pünctlichkeit ist die Höflichkeit der Schauspielerinnen. Freilich befürchte ich, daß Sie im Momente des Abschiedes von Ihrem lieben Paris am Ende das Heimweh bekommen und hier bleiben.

— Ich verzeihe Ihnen diesen Gedanken, weil Sie mich nicht kennen, sonst würden Sie wissen, daß die Kunst meine einzige Leidenschaft, meine fixe Idee ist, die Tag und Nacht meine Gedanken beschäftigt.

— Sollte ich eine zweite Rachel entdeckt haben? dachte der Graf, und reiste in diesem Gedanken ganz vergnügt ab.

Einige Tage darauf wurde im Entresol eines hübschen Hauses der Circusstraße ganz unter der Hand ein elegantes Mobiliar verkauft und sofort weggeschafft. Am Abend, als der Baron v. J. seinen täglichen Besuch bei Fräulein Olympia machen wollte, kam ihm der Portier mit den Worten entgegen:

— Fräulein Olympia ist ausgegangen.

— Ich werde sie erwarten.

— Sie hat mir mitgetheilt, daß sie erst nach drei Jahren zurückkehren werde.

Die erste Regung des Barons war, daß er tief aufathmete, als ob eine schwere Last von ihm genommen würde; seine Bekanntschaft mit Fräulein Olympia währte bereits sechs Monate, und die Liebe hatte sich in Gewohnheit verwandelt. Jeden Morgen fragte er sich: „Ob ich mit ihr breche? Ja, ich muß.“ Aber dennoch kehrte er Tag für Tag in das Haus der Circusstraße zurück, wie der Vogel in sein Nest. Jetzt wußte er Olympia Dank, daß sie mehr Energie besessen und ihm die Freiheit wiedergegeben, die er zu schwach war, sich selbst zu nehmen.

Nach Verlauf von acht Tagen bemerkte der Baron, daß ihm etwas fehlte; zuerst empfand er eine kleine Lücke und bald eine Leere in seinem Dasein. Nun eilte er wieder in die Circusstraße, drückte dem Portier einen Doppellouis'd'or in die Hand und wollte Olympia's Aufenthalt wissen, allein der Mann wußte nichts und konnte nichts verrathen.

In Petersburg hatte indessen die leidenschaftliche Kunstliebhaberin eine kleine Rolle zugetheilt bekommen, sich jedoch damit entschuldigt, sie sei von der Reise noch zu angegriffen und bitte um einige Tage der Ruhe. So wußte sie jedesmal, wenn sie spielen sollte, neue Vorwände zu erfinden, und Monat um Monat verging, ohne daß sie ihren Dienst antrat. Der Graf war verdrüsslich darüber und dachte: — Trotz meiner Erfahrung bin ich in eine Falle gegangen. Ich will wetten, die Dame spielt blos zu ihrem eigenen Benefiz auf irgend einem Privattheater.

Heimlich zog er nun die genauesten Erkundigungen ein, hörte aber nur Gutes über das Betragen der Pariserin; sie ging nirgendshin, empfing keinerlei Visiten, unterhielt keine Intrigue, bekam selbst keine Briefe.

Nach vier vollen Monaten ließ sich Fräulein Olympia das erste Mal bei dem Grafen S. melden, der ihr einigermaßen erzürnt entgegenrief: — Nun, kommen Sie endlich, sich der Bühne zur Disposition zu stellen?

— Nein, ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen, entgegnete die junge Dame ruhig.

— Sie wollen nach Paris zurückkehren?

— Ja, dies ist mein Wunsch.

— Und Ihren Contract brechen?

— Ich werde die Strafe bezahlen.

— Wie vereinigt sich das mit Ihrem so vielbesprochenen dramatischen Beruf?

Olympia lächelte und erwiderte: — Herr Graf, Sie sind jedenfalls viel zu geistreich und klug, um nicht längst zu wissen, was Sie davon zu denken haben.

— Widerseht sich etwa wieder Ihre Familie?

— Ach, ich habe keine Familie.

— Haben Sie sich vielleicht zufällig einen Scherz mit mir erlaubt?

— Gott bewahre mich davor, Excellenz.

— So erklären Sie mir doch. . .

— Sehr gern, aber nicht eher, als bis ich in Paris sein werde.

— Wollen Sie mir dann schreiben?

— Nein, ich werde Sie auffuchen, wenn Sie das nächste Mal nach Paris kommen. Bis dahin glauben Sie mir nur, daß ich einen ernstern Grund hatte, Paris zu verlassen, sowie mich jetzt ein nicht minder wichtiger dahin zurückruft, und daß Sie mir durch die von Ihnen gebotene Veranlassung hierzu einen Dienst erwiesen, für den ich Ihnen zeitlebens dankbar sein werde.

— Nun, so leben Sie wohl, aber es ist Schade um Sie; ich glaube wirklich, daß Sie das Zeug zu einer großen Schauspielerin besitzen.

— Aufrichtig gesprochen, ich glaube es auch.

Im folgenden Frühjahr, als Graf S. nach Paris kam, ließ sich gleich in den ersten Tagen eine Baronin v. J. bei ihm melden, in der er sogleich Fräulein Olympia wieder erkannte. Theilen wir in wenig Worten den Zusammenhang mit. Während der Baron sich täglich fragte: „Ob ich heute mit ihr breche?“ dachte Olympia: „Er muß mich heirathen!“ Sie fand, daß eine Trauung hierzu das geeignetste Mittel sei, aber ihre Abreise mußte auch einen plausiblen und ehrenvollen Grund haben, den ihr ein Engagement des sehr gewählten Grafen S. in vollem Maße bot. So reiste sie ab; der Baron hatte unermülich geforscht und endlich ihren Aufenthalt erfahren; sofort bat er sie, zurückzukommen. Aber sie stellte ihre Bedingungen, die er alle nach und nach annahm, bis sie gewiß war, in dem verlassenen Liebhaber einen Ehemann wiederzufinden.

— Sie sind also wirklich verheirathet? Wollen Sie nicht trotzdem an der petersburger Bühne die großen Kofettenrollen spielen? Ich biete Ihnen dreißigtausend Francs jährlich.

— Sehr verbunden, aber ich habe jetzt 60,000 Francs jährliche Renten und dirigire meinen Director selbst.

Damit stand sie auf, reichte dem Grafen ihre fein behandschuhte Hand und verabschiedete sich unter erneuten Dankesversicherungen.

— Eine Schauspielerin erster Größe! Ewig schade, daß sie nicht bei der Bühne geblieben, sagte der Graf, wenn er von ihr sprach.

—r.

Die Zündnadelgewehrmanie. Die Erfolge des preussischen Zündnadelgewehrs scheinen den Parisern nicht wenig im Kopfe zu spuken: man hört dort jetzt kein anderes Gespräch, kein anderes Wortspiel, als über das Zündnadelgewehr — es ist bei ihnen rein zur Monomanie geworden.

Von vier Leuten, die einem begegnen, flüstern auch wenigstens drei mit wichtiger Miene in's Ohr: — Sie werden binnen Kurzem von Etwas sprechen hören — weiter sage ich Ihnen nichts!

— Von was denn?

— Ich habe soeben ein Patent genommen, ich habe eine Flinte erfunden, welche in der Minute sechzig Schüsse abfeuert — einen Schuß auf die Secunde — Sie begreifen, nicht wahr? Es ist eine Revolution in der Kriegskunst!

— Gewiß. Aber glauben Sie, daß sechzig Schüsse genügen?

— Herr! Sie müssen wissen, ich habe nur bei sechzig aufgehört, weil es doch einmal ein Ende haben muß, aber mein System läßt sich auch verdoppeln.

—r.

Ein Schutzhapparat gegen den Rauch. Interessante Versuche wurden vor Kurzem in dem königl. Bauwerke zu Portsmouth mit einem Apparate angestellt, der in Stand setzt, im dicksten Rauche

zu athmen. Der nützliche Apparat besteht in einem feuerfesten Sack, der mittelst zweier Guttapercha-Röhren mit dem Runde communicirt. Mit dem durch einen Blasebalg mit Luft erfüllten Sack auf dem Rücken begab sich der Erfinder, ein Herr Gallibert, in einen dichtverschlossenen Raum, der zu dem Zwecke durch ein Feuer von feuchtem Stroh und dergleichen mit dickstem Rauche gefüllt worden war, und vermochte dort ohne Beschwerde sich länger als acht Minuten aufzuhalten. Das Experiment wurde nach ihm von mehren Arbeitern mit demselben Erfolge wiederholt.

Eine Geschichte von der veuve Cliquot. Wenn wir hier von der berühmtesten aller Witwen sprechen, so ist dies nicht etwa, um von ihrem schäumenden Fabricate, dem köstlichen Champagner und dessen Bereitungsart zu erzählen, oder über ihre Reichthümer zu philosophiren — nein, wir wollen eine sehr einfache Geschichte mittheilen, welche jedoch beweist, daß Madame Cliquot auch nebenbei eine ganz vortreffliche Frau war.

Vor nunmehr fast drei Jahren verlor der Schwiegersohn der Frau Witwe Cliquot, Herr von Cherigné, während eines kurzen Aufenthaltes in Paris ein Portefeuille, welches vierzig Tausend-Francsbillets enthielt. Sofort machte er dem Polizei-Commissar des Viertels seine Anzeige hiervon, sprach sich jedoch selbst völlig hoffungslos darüber aus.

— Ich bin überzeugt, daß ich die 40,000 Fr. verloren geben muß, sagte er, allein sollte sich das Portefeuille dennoch wiederfinden, so dürfte es sehr leicht sein, mir dasselbe zuzustellen, da mein Name außen darauf steht. Mit dem Abendzuge lehre ich nach Rheims zurück.

Gegen Abend stand der Graf von Cherigné denn auch wirklich an der Billetausgabe des Ostbahnhofes und sagte: — Ein Billet erster Classe nach Rheims!

In diesem Augenblicke näherte sich ihm ein Arbeiter und fragte schüchtern: — Haben Sie vielleicht etwas verloren, mein Herr?

— Ja, leider Gottes! Ein Portefeuille mit vierzig Tausend-Francsbillets.

— Ach, mein Herr, ich freue mich sehr, daß ich Ihnen das Verlorne wiederbringen kann; ich fand das Portefeuille in der Rue Croix-des-Petits-Champs, öffnete es und las Ihren Namen darin, dann eilte ich zum Polizei-Commissar, zeigte ihm meinen Fund an und wurde von ihm hierher auf den Bahnhof gewiesen, wo ich Sie zunächst finden würde. Zählen Sie Ihr Geld nach.

In diesem Augenblicke ertönte der Pfiff der Locomotive; Herr von Cherigné nahm das Portefeuille, dankte dem armen Finder und sprang in das Coupé, worauf der Zug sich eilends in Bewegung setzte.

Des Abends in Rheims bildete die Erzählung von dem verlorenen und wiedergefundenen Taschenbuche das Tischgespräch, da fragte mit einem Male Madame Cliquot:

— Was für eine Belohnung haben Sie dem braven Manne gegeben, lieber Schwiegersohn?

Und derselbe antwortete ganz verblüfft: — Wahrhaftig nichts, gar nichts! Ich habe selbst im Traume nicht daran gedacht.

— Diese Vergeßlichkeit muß so schnell als möglich wieder gut gemacht werden, mein Sohn, Sie müssen morgen früh gleich nach Paris zurückkehren und den ehrlichen Mann wiederzufinden suchen. Dann theilen Sie mit ihm die in dem Portefeuille ent-

haltenen gewesenen 40,000 Francs und ich lege außerdem für meinen Theil noch 10,000 Francs zu.

Als Herr von Cherigné am folgenden Tage wieder in Paris ankam, war es nicht schwierig, durch den Polizei-Commissar, dem der Arbeiter seinen Fund angezeigt, denselben ausfindig zu machen, und der Mensch erfreut sich jetzt einer kleinen jährlichen Rente von 1500 Francs, die ihm und seiner Familie sehr wohlthut. —r.

Die Grenze der Kunst. Ein ehemaliger Schauspieler besaß ein wirklich unglaubliches Nachahmungstalent; er verstand es, sich die Stimme, Geberden, ja die Physiognomie jedes Menschen anzueignen, den er kaum einmal flüchtig gesehen.

Eines Tages befand er sich bei seinem Schneider, um denselben zu einer noch weiteren Verlängerung seines bereits drei Jahre laufenden Credits zu bewegen, als er einen Kunden eintreten sah, welcher mehre gelieferte Stücke sofort baar bezahlte.

Da seufzte der Künstler tief und schmerzlich auf.

— Was ist Ihnen denn? fragte der Schneider.

— Ach, das ist ein Mann, den ich nie werde nachahmen lernen!

—r.

Eine interessante Begegnung. Zu der Zeit, als Joseph Bonaparte, der Exkönig von Spanien, das allerliebste Schloß Prangnis in der Nähe von Nyon in der Schweiz bewohnte, hatte er einstmals eine seltsame Begegnung. Er gieng sehr gern ganz allein in dem schönen Walde, der das Schloß umgiebt, spazieren und bei dieser Gelegenheit traf er eines Tages mit einem Fremden zusammen, der sich verirrt hatte und ihn bat, ihm den nächsten Weg nach dem Städtchen Nyon andeuten zu wollen. Mit vieler Gefälligkeit bot sich der Napoleonide selbst zum Führer an und es entspann sich nach und nach ein interessantes Gespräch, in welchem der Fremde, obgleich sehr zurückhaltend und vorsichtig, viel Verstand und Bildung, sowie überhaupt eine vielseitige Erfahrung verrieth.

Am Rande des Waldes, wo man Nyon vor sich sieht, dankte er seinem Begleiter verbindlich und wünschte den Namen desjenigen zu erfahren, der ihm so bereitwillig aus der Verlegenheit geholfen.

— Ich heiße Joseph, entgegnete der Gefragte, und bin der ehemalige König von Spanien. Ich schätze mich glücklich, einem so ausgezeichneten Manne einen kleinen Dienst erwiesen zu haben und darf mir wol ebenfalls erlauben, nach dem Namen dessen zu fragen, dem ich eine so angenehme halbe Stunde verdanke?

— Ich, versetzte der Fremde, heiße Gustav und bin der ehemalige König von Schweden. Die Majestät aus Stockholm und die aus Madrid hatten sich hier in einem Walde der Schweiz getroffen; beide hatten durch so schnelle, so unerwartet aufeinander folgende Ereignisse den Thron verloren; den Einen hatte der Krieg, den Anderen der Friede die Krone gekostet; der Eine hatte aus dem blutgetränkten Spanien Millionen, der Andere aus der Katastrophe von Stockholm und Gripsholm nichts mitgenommen, als das bittere Gefühl menschlicher Undankbarkeit und das erhebende Bewußtsein, das ihm angethane Unrecht nicht verdient zu haben. Aber in der Achtung jedes Ehrenmannes wie in der öffentlichen Meinung wird der reiche Graf von Survilliers doch hinter dem armen, herumziehenden ritterlichen Obersten Gustavsohn zurückstehen. —r.

Kaive Censur. Ein von Paris nach Italien reisender Engländer hatte sich von seinem pariser Buchhändler eine Unmasse jener Eintagsliteratur als Reiselectüre aufschwätzen lassen, deren Hauptverdienst in einem möglichst pikanten Titel besteht. Auf diese Weise befand er sich denn auch im Besitz der berühmtesten „Mémoires d'une biche anglaise“ (mit dem Worte „biche“ bezeichnet man bekanntlich gegenwärtig in Paris die Damen der demi-monde), als er an die römische Grenze gelangte. Die päpstliche Douanenpolizei fahndet auf nichts so streng, als auf Cigarren, Tabak und Bücher. Was war natürlicher, als daß das genannte Büchlein ihr ernstliches Bedenken erregte, um so mehr, als es das vielversprechende Wort „Mémoires“ an der Stirn trug. Man legte daher provisorisch Beschlagnahme auf diese pariser Ausgeburt und brachte sie zum höchsten geistlichen Würdenträger der Stadt, einem Bischof in partibus infidelium.

Se. Hohehrwürden waren sicherlich im classischen Französisch des Bossuet recht stark, indessen die neuesten Bereicherungen des französischen Sprachschatzes mochten ihr völlig unbekannt sein. Man besah also das verdächtige Buch von hinten und vorn, holte endlich ein Wörterbuch herbei, fand, daß „biche“ nichts Anderes als „Hirschkuh“ bedeute, und gab das Werkchen frei, „weil es naturwissenschaftliche Gegenstände behandle.“

So hielten die „Denkwürdigkeiten einer englischen Hirschkuh“ unbehindert ihren Einzug in päpstliches Gebiet; der Engländer machte jedoch ein unendlich verblüfftes Gesicht, als er erfuhr, daß er sich unterwegs mit naturwissenschaftlichen Gegenständen unterhalten solle.

-r.

Albumblätter.

Wer Dir viel Rath und wenig That gewährt,
Wann Dich die Last des schweren Kummers preßt,
Ist Einer, der die Spinnewebe kehrt,
Und doch dabei die Spinnen leben läßt.

Gryphius.

Sich selbst mißtrauen, ist ein Zeichen von Selbstkenntniß.
De Marcia.

So lange nicht Tugend das einzige Ziel unseres Geschlechtes wird, bleibt der Genius des Krieges der flammende und wohlthätige Rächer, der Wahnsinn durch Wahnsinn vernichtet, der unsere Felder mit Verheerung bezeichnet, aber vor jedem blutigen Schlachtfelde auf eine ewige Wahrheit zeigt. Seid stark in euren Seelen, ihn zu achten als das, was er sein soll.

Meyern.

Räthsel und Aufgaben.

Für das Erste brennt des Edlen Seele,
Wer von uns es wirklich ist, der zähle
Ja den Allerglücklichsten sich bei,
Wenn er gleich das Zweite auch nicht sei.

Viele möchten das wol sein, wol werden,
Was die Zweite nennt; doch hier auf Erden
Kann nicht Jedermann Gebieter sein,
Oft ist auch des Zweiten Glück nur Schein.

Auch das Ganze ist ein Mann von Stande,
Oftmals hochgeehrt im Vaterlande.

Ist er wirklich, was sein Name zeigt,
Dann hat er das größte Glück erreicht.

Sieben Zeichen siehst Du täglich
In dem Garten, auf dem Feld,
Fünfe aber wurden tödtlich
Manchem hochbesungnen Held.

Welcher Städtenamen im östlichen Europa entsteht, wenn ich ein Bildungsmittel, einen Buchstaben und eine rückständige Summe zusammensetze?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 34.

Handkorb.

Ansichten der Menschen sind Seifenblasen, die glänzen und verfliegen.

Duell.

Die Augenlider.

Das menschliche Treiben.

Briefpost.

Herrn Th. Pr. in D. Für die eingesendeten Aufgaben unsern herzlichsten Dank, sie werden sobald als thunlich Aufnahme finden.

Herrn Dr. W. in B. Weßhalb jetzt noch so kriegerisch?

Herrn Hermine v. C. in S. Sehr gut gerathen.

Herrn Dir. A. G. in D. In so kurzer Zeit unmöglich. Besten Glückwunsch.

Herrn J. M. in G. In das Album der Neuwermählten rathen wir Ihnen den Spruch Goethe's zu schreiben, der also heißt: „Der ist der Glücklichste, er sei ein König oder ein Oeringer, dem im eignen Hause Wohl bereitet ist.“

Herrn C. v. H. f. a. G. b. B. Wie wir hoffen, können wir Ihnen schon heute das Recept über das Einmachen der Aprikosen mittheilen. Man verfährt, wie folgt: Die Aprikosen, welche weder zu hart, noch zu weich sein dürfen, schneidet man in Hälften, schält sie sauber, legt sie in Büchsen, die, wie wir Ihnen in voriger Nummer zu beschreiben uns erlaubten, vorbereitet sein müssen, und gießt Zuckersyrup darüber. Die Steine der Früchte zerschlägt man, nimmt die Mandeln heraus, brüht diese mit siedendem Wasser, zieht die Haut davon ab, legt die Mandeln zu den Früchten in die Büchsen, verlöthet letztere und kocht sie im Wasserbade. Büchsen von 1 Quart Inhalt läßt man eine Dreiviertelstunde, kleinere nur eine halbe Stunde kochen. — Mit dem Recept über das Einmachen der Ananas werden wir Sie in nächster Nummer bekannt machen können, und bitten Sie, sich überzeugt zu halten, daß wir auch solche Fragen unserer geehrten Abonnentinnen stets mit Vergnügen beantworten.

Herrn Ministerialr. v. K. in Br. Ihr Töchterchen hat Recht gehabt.
Herrn C. K. in Br. Ist nicht mehr modern.

Intelligenzblatt zur Aoden-Beitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen $1\frac{1}{2}$ Ngr. für die dreispaltige Druckseite kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und $4\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Achtung Ihr Hausfrauen u. Wäscherinnen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wasser und Seife

oder

Allgemeines Wäschebuch,

umfassend

die ganze Praxis der Wäsche,

sowohl für den kleinen und großen Haushalt wie die größte Bleicherei und Wäscherei

in den sorgfältigsten Belehrungen über Gebrauch des Wassers und der Seife, Anwendung im Verein mit den chemischen Waschmitteln und den neuesten Maschinen und der größten Auswahl von Rezepten.

Ein gründliches Lehr-, Hand- und unentbehrliches Hülfsbuch

für die werdende und schon ausgebildete Wäscherin.

Mit 20 bis 25 den Text erläuternden Illustrationen.

Herausgegeben im Verein mit mehreren Fachleuten von

Wilhelmine Buchholz,

praktische Wäscherin.

Wir haben es uns zur Pflicht gemacht, Nichts unberücksichtigt zu lassen, was sowohl für größere Waschanstalten, als auch für den einfachsten Haushalt von praktischer Bedeutung sein möchte, und glauben daher, die Erwartung aussprechen zu dürfen, vorliegendes Werk möge der ausgebildeten, wie der angehenden Hausfrau ein nützlicher Rathgeber werden und ihnen hülfreich zur Seite stehen in den kleinen und großen Leiden der Wäsche.

Damit die Anschaffung des Buches nicht erschwert sei und Niemandem die Ausgabe zu groß auf einmal werde, hat die Verlagsbuchhandlung eine Lieferungsausgabe veranstaltet, so daß alle Monate eine Lieferung à 4 Sgr. erscheint (das Ganze wird um Weihnacht complet).

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Zur gänzlichen Vertreibung der

Sommersprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochltz i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Otto Bauck,

Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten.

== Erster Band: ==

Aus der deutschen Bühnenwelt.

Dramaturgische Studien über Theater und Theaterdichtung, Schauspielkunst und Schauspieler, mit Hinblick auf die Blüthezeit der Dresdener Hofbühne und die Münchener Lustervorstellungen im Jahre 1854.

28 Bogen gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

== Zweiter Band: ==

Vom Literaturgeist unserer Tage.

Ästhetische Unterhaltungen und kritische Schlaglichter über Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa.

24 Bogen gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Drei Jahre im Nordwesten von Afrika.

Reisen in Algerien und Marokko

von

Heinrich Freiherr von Malhan.

4 Bände. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

Während eines dreijährigen Aufenthalts in Algerien und Marokko hat der Verfasser nicht nur die nördlichen Provinzen dieser Länder, sondern auch das wenig bekannte Innere, die große Kabylie und die Sahara bereist und ist in letzterer bis Tuggurt vorgebrungen. Das Hauptinteresse des Werkes möchte jedoch seine Bereisung des den Europäern so unzugänglichen Kaiserreichs Marokko bieten, sowie der Besuch des Verfassers am kaiserl. Hofe in der Kaiserstadt Marokko selbst, welche in diesem Jahrhundert nur von drei bis vier Europäern besucht worden ist.



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Zwei Stiefkinder.

Novelle
von

Ernst Freiherrn von Sibra.

(Fortsetzung.)

„Fürchtest Du Dich denn nicht,“ sagte ich zu Else, „wenn Du da so allein, und gar des Nachts, mitten unter den garstigen Gräbern sitzt?“

„Was soll ich denn fürchten?“ versetzte sie altklug. „Die Todten da unten schlafen ruhig bis zum jüngsten Tage, und kämen sie auch herauf, was sollten sie mir armen Kinde zu leide thun?“

„Aber,“ sagte ich, „ich habe doch sagen hören, daß bistweilen, wenn der Mond auf die Gräber scheint, weiße Gestalten über denselben schweben, oder zwischen den Leichensteinen hindurch huschen und sich zu verfolgen scheinen.“

„Um, dergleichen sagte meine selige Mutter auch,“ erwiderte Else. „Wir kamen erst auf den Kirchhof, als ich schon fünf Jahre alt war, denn da heirathete sie meinen Stiefvater, und es war ihr, wie ich glaube, hier außen nie recht geheuer. Der Mond wäre die Sonne der Todten, sagte sie, da kämen sie herauf und wärmten sich und bleichten ihre Knochen im Mondscheine, weil die drunten im Grabe ganz modrig und unscheinbar

würden. Sie ließ mich auch manchmal, wenn der Mond schien, durch die runden alten Scheiben unseres Häuschens hinaus auf die Gräber blicken, und da sah es wol aus, als wenn allerlei weiße Gestalten draußen über den Friedhof flögen und bald groß, bald wieder klein würden. Wenn aber der Vater dergleichen hörte, ward er sehr zornig und schalt arg. Es käme von den schiefen und blinden alten Scheiben, sagte er, die veränderten das Mondlicht, und wenn er dann das Fenster aufmachte, war in der That auch Alles verschwunden, und jetzt sehe ich wol, daß er Recht hatte.“

„So habt Ihr also nie einen wirklichen Spuk gesehen?“ fragte ich.

„Einmal glaubten wir's wol,“ sagte Else, „es war aber damals keine ordentliche Mondnacht, sondern der Mond stand im letzten Viertel, und das Licht, das draußen über den Gräbern lag, war häßlich und fast grau-gelb. Dazu flogen einzelne Wolken über die Mondichel, so daß es manchmal ganz finster wurde, und der Wind strich scharf und kalt über den Friedhof und ließ die Ziegel auf dem Dache der Todtenkapelle klappern. Am Morgen hatte der Vater einen gerichteten Missethäter begraben, ohne Sang und Klang und mit wenig Umständen, wie das so gebräuchlich, und da, keine sechs Schritte von uns, ist sein Grab. Als wir aber so des Abends in unserem Häuschen saßen, hielt plötzlich der Vater die Hand an's Ohr und lauschte. Er gab sich aber bald wieder zufrieden und Niemand von uns fragte, weshalb er gehorcht hatte. Plötzlich aber fuhr

er auf und rief: Halt! Da ist Etwas nicht in der Ordnung draußen.

„Unwillkürlich sahen wir anderen Drei — denn der Vater hielt damals noch einen Knecht — nach dem Fenster, und da blickte ein abscheuliches Gesicht durch die Scheiben in unsere Stube, beleuchtet von dem Scheine unseres Lichtes und wol noch gräßlicher und entsetzlicher durch die kleinen Scheiben.

„Die Mutter schrie zitternd auf, der Vater aber sprang zur Thüre und hinaus, gefolgt von dem Knechte, und auch ich lief ihnen nach, ich weiß selbst nicht warum. Da sah ich, keine fünfzehn Schritte von mir, eine weiße Gestalt mit sonderbaren Sätzen über die Leichensteine springen, und gleichzeitig hörte ich deutlich Ketten rasseln. Da war's nun freilich klar, daß das der am Morgen begrabene Verbrecher war, den vielleicht verdrossen, daß man ihn so ohne allen Singfang begraben hatte, oder der aus anderen Gründen keine Ruhe da unten finden konnte. Ich habe mich jenes Mal entsetzlich gefürchtet, und lief gleich wieder in die Stube zurück, woselbst meine Mutter auf den Knien lag und mit gerungenen Händen wehklagte und jammerte. Jetzt blieb eine kurze Zeit hindurch Alles still, plötzlich aber hörten wir ein gräßliches Geschrei oder eigentlich ein Brüllen, was so schauerhaft klang, daß meine Mutter ohnmächtig wurde, ich selbst aber vor Angst und Schrecken beinahe gestorben wäre. Bald darauf brachten mein Vater und der Knecht das Gespenst, welches sie eingefangen und mit den Stricken gebunden hatten, mit welchen man die Särge in die Gräber hinabläßt. Es war aber nicht der gerichtete Verbrecher, sondern ein Wahnsinniger, welcher aus dem Irrenhause entsprungen war.

„Aber dennoch gab es in jener Nacht wenig Ruhe mehr in unserem Todtengräberhäuschen, denn erst nach mehren Stunden kam der nach dem Irrenhause geschickte Knecht mit den Wärtern zurück, und während dieser Zeit geberdete sich der gefesselte Wahnsinnige furchterregend genug. Meine Mutter wurde krank und starb nicht lange hierauf, wol in Folge des ausgestandenen Schreckens; ich selbst aber verlor von jener Zeit an ziemlich schnell die Furcht vor den Todten, vielleicht weil ich mich jenes Mal umsonst gefürchtet hatte.“

Die Försterin lachte und sagte: „Da läßt mich mein guter Mann sprechen wie ein erwachsenes, verständiges Mädchen, während ich doch jenes Mal noch ein pures Kind war!“

Der Förster aber fuhr fort: Der Sinn war es deshalb doch genau von dem, was Du sagtest, und ich kann mich noch deutlich erinnern, wie mir bei Deiner Erzählung die Haare zu Berge standen. Aber so vernünftig trieben wir's nicht immer und verführten wol auch aller-

lei kindische Spiele, welche freilich immer ein wenig leichenhaft oder todtengräberisch waren.

So hatten wir uns auf jenem verrufenen Friedhofswinkel einen kleinen Privat-Leichenacker eingerichtet und begruben dort allerlei todtes Gethier, dessen wir habhaft wurden: Raupen und Käfer, Vögel und Mäuse, und selbst ein Paar Katzen fanden dort ihre Ruhestätte, was freilich nicht recht und schicklich war, von uns aber in aller Unschuld ausgeführt und wol auch nicht bemerkt oder uns wenigstens untersagt wurde.

Was meine häuslichen Verhältnisse betrifft, so blieben sich dieselben ziemlich gleich. Mein Stiefvater mißhandelte mich in der Schule, ließ mich aber außerhalb derselben meine Wege gehen, und meine Stiefmutter, die brave Frau, hielt mir die Stange, wo sie nur immer konnte.

Natürlich wußte sie auch um meine Gänge nach dem Kirchhofe und war ganz einverstanden mit denselben.

„Spiele Du nur mit der kleinen schwarzen Else da draußen,“ sagte sie, „Ihr seid beide ein Paar arme Stiefkinderchen und paßt für einander.“

Die Mutter der Else hatte sie genau gekannt und sagte von ihr, daß sie eine wackere Frau gewesen sei, die aber freilich den dümmsten Streich in ihrem Leben gemacht habe, als sie den alten mürrischen Todtengräber geheirathet hätte. Als sie mir aber einmal sagte, daß ich die kleine Else auch einmal mit mir nach Hause bringen sollte, war das freilich etwas, das mich äußerst glücklich machte, zugleich aber auch die freundlichen und wohlmeinenden Gesinnungen der betreffenden Stiefväter hinreichend documentirte.

Beide mußten natürlich hiervon in Kenntniß gesetzt werden, und als ich den meinigen fragte, ob ich auf den Kirchhof gehen und die kleine Else einmal mit nach Hause bringen dürfe, erwiderte er mir:

„Gehe hinaus und ich wollte, Du wärst für immer draußen!“

Der Todtengräber aber, den die Else um Erlaubniß bat, mich zu besuchen, und die Kirche und den Thurm sehen zu dürfen, sagte:

„Steige hinauf, falle herunter und brich den Hals!“

Da wir aber dergleichen Süßigkeiten längst gewohnt waren, berührte uns das wenig, und schon am nächsten Tage führte ich die Else überglücklich in das Schulhaus, die Kirche und auf den Thurm.

Da zeigte sich aber etwas ganz Sonderbares, was mir nicht im Traume eingefallen wäre. Die kleine Else, die draußen auf dem Kirchhofe sich ganz ungenirt unter Todten und Gräbern umhertrieb, fürchtete sich in meinem Gebiete ganz außerordentlich. Scheu und mißtrauisch schlich sie an meiner Seite durch die hohen Räume der

halb verwüsteten Kirche, in den dunklen Gewölben schmiegte sie sich ängstlich an mich an, und ich mußte meine ganze Beredsamkeit aufwenden, um sie zu bewegen, den Thurm zu besteigen.

„Aber vor was fürchtest Du Dich denn?“ fragte ich sie. „Du sagst ja selbst, daß die Todten schlafen und gar nicht aus ihren Gräbern wollen, wenn sie auch könnten.“

„O, die Todten, die da hinter ihren Grabsteinen liegen, fürchte ich nicht,“ versetzte sie, „aber etwas Anderes macht mir Furcht. Das, was da aus den dunkeln Ecken kommen kann, was hinter uns drein schleichen wird, wenn wir durch die Kirche gehen, und was, wenn des Nachts der Mond durch die Fenster herein scheint, im Mondscheine hocht oder an den garstigen finsternen Mauern herumhuscht.“

Das gute Kind hatte also bloß Courage unter Gottes freiem Himmel und bei ihren alten guten todten Freunden; freilich habe ich später im Leben gefunden, daß es anderen Leuten auch so geht und daß es gar vielerlei Sorten von Courage giebt. Der Eine hat Courage mit dem Degen und der Pistole in der Hand, dieser mit dem Säbel. Andere geniren sich vor diesen schneidigen Dingen wegen Grundsätzen und aus Gesundheitsrückichten, und bedienen sich bei vorkommenden Ehrensachen, je nach Stand und Bildung, der christlichen Demuth, des Ehrabschneidens oder, nach Umständen, eines Knüppels. Wieder bei Anderen sitzt die Courage im Tintenfaße, bei sehr Vielen aber im Maule. Nun, der liebe Gott hat eben vielerlei Kostgänger und es wird schon so am Besten eingerichtet sein.

So wie ich aber mein Unbehagen auf dem Friedhofe bald verloren hatte, verschwand auch das meiner kleinen Elfe auf meinem Gebiete, und was den Thurm betraf, so erfüllte sie die Wünsche ihres Herrn Stiefvaters nur zur Hälfte, indem sie zwar hinauf stieg, aber keineswegs herunterfiel, sondern im Gegentheile bald so wacker klettern lernte, wie ich, ohne Bedenken die wagehalsigsten Dinge ausführte und ebenso in kurzer Zeit mit der Thurmvogelschaft auf dem besten Fuße stand.

Also verfloß unsere Kinderzeit unter Leichen und Gräbern, oder auf schmalem Balkenwerke in schwindelnder Höhe, und eben als diese Kinderzeit bald zu Ende ging, das will bedeuten, als ich sechszehn und sie vierzehn Jahre alt geworden, griff plötzlich das Schicksal, wie man zu sagen pflegt, mit eherner Rechte in unser kindliches Treiben und warf uns, mich wenigstens, hinaus in's Leben.

Natürlich war schon häufig die Rede davon gewesen, für welches Geschäft ich bestimmt werden sollte, und mein Stiefvater wollte mich durchaus zu einem Schneider

in die Lehre thun. Meine Stiefmutter aber setzte ihren Kopf auf, sie that es bisweilen, und gab's nicht zu.

„Ich leid's nicht,“ sagte sie, „der arme Kerl hat Niemanden, als mich, und ich bin das seiner Mutter schuldig, obgleich ich sie nicht gekannt habe. Allen Respect vor der Schneiderei, die Schneider sind lauter brave Leute, der lange Fritz da soll aber deshalb doch keiner werden und nicht zur Nadel und auf das Bügelseisen schwören. Du sollst ihn nicht umsonst sechs Jahre lang zum Schulmuster geprügelt und bei den Ohren gezogen haben. Jetzt will ich sorgen, daß das, was Du in ihn hineingeschlagen hast, auch zu seinen Gunsten verwerthet wird, und ich weiß schon, was mit ihm anfangen.“

Ein Zufall, oder besser ein Ereigniß, kam den Plänen der guten Frau zu Hilfe, und das zwar auf folgende Weise:

Im Lande Frankreich krächte der rothe Hahn zum ersten Male und seine Kinder kamen über den Rhein gezogen, um das Licht der Freiheit in Deutschland leuchten zu lassen, wacker zu speisen und mit sich zu nehmen, was transportabel.

Sie hausten schlimm, die jenesmaligen, sogenannten ersten Herren Franzosen im deutschen Lande und Mancher, der im Stillen den neuen Lehren von drüben gehuldigt hatte, wünschte sie jetzt abermals im Stillen zu allen Teufeln. Nun, auch unsere Stadt war heimgesucht von ihnen und nicht selten hatten auch wir im Schulhause solche ungebetene Gäste. Freilich waren bisweilen auch halbwegs anständige Leute unter ihnen; eines Tages aber waren als Einquartierung drei solcher Gefellen bei uns eingetroffen, die das Unterste zu oberst lehrten und uns schlimm mißspielten.

Sie waren des Abends nach Hause gekommen und nachdem sie fluchend und scheltend das ihnen vorgefetzte Essen verzehrt, warfen sie Schüssel und Teller durch's Fenster, zerbrachen den Spiegel in unserer Wohnstube und endlich verlangten sie unter argen Drohungen von meinem Stiefvater Geld.

Dieser entschuldigte sich — wie ich glaube, der Wahrheit gemäß — daß er keinen Pfennig habe, und als er, um das zu beweisen, ein Schränkchen öffnete und ihnen eine leere Holzschachtel zeigte, in welcher er sein Geld aufzubewahren pflegte, gerieth der ärgste unserer Peiniger in maßlose Wuth, zog den Säbel und führte einen Hieb nach dem Kopfe meines Stiefvaters, der diesen ohne Zweifel arg verletzt haben würde, hätte er ihn nicht instinctartig mit dem Arme aufgefangen. Aber von diesem triefte jetzt das Blut auf die Erde, und der Franzose sprang zurück und holte zu einem zweiten Streiche aus.

In mir hatte es schon lange gekocht und jetzt schritt ich plötzlich energisch ein.

In einer Ecke unserer Stube stand, so lange ich denken konnte, eine Art Speer oder Speiß, wahrscheinlich der Schaft einer bei Processionen gebräuchlichen Kirchenfahne und ein Ueberbleibsel aus der früheren katholischen Zeit. Diesen ergriff ich jetzt rasch, sprang vor meinen blutenden und wehrlosen Stiefvater und führte einen kräftigen Stoß nach dem Franzosen, welcher, obgleich ihm mein Angriff zuverlässig sehr unerwartet kam, dennoch rasch den nach seiner Brust geführten Stoß mit seinem Säbel zu pariren suchte. Das aber gelang ihm nur theilweise und die vergoldete und breite Spitze meines Fahnenstängels drang tief in seinen Oberarm, so daß augenblicklich ein Strom von Blut hervorschoss.

Der Bursche taumelte zurück und ich wandte mich jetzt gegen den zweiten unserer Feinde, zu einem zweiten wüthenden Stoße ausholend und mit dem festen Willen, meinen Gegner an die Wand zu speißen, denn hat man dergleichen Geschäfte einmal begonnen, so wird man meist außerordentlich passionirt auf dieselben.

Meine Franzosen aber schienen diese meine Leidenschaft nicht zu theilen. Wie schon erwähnt, war ich für mein Alter groß und stark, und so hielten sie mich wol für älter als ich war; das aus der Wunde strömende Blut und die Naserei, in welche ich plötzlich gerathen war, mochte ihnen ebenfalls wenig behagen. Kurz, der, nach welchem ich den zweiten Stoß geführt und der seinen Säbel schon zur Hälfte gezogen hatte, stieß ihn in die Scheide zurück und parirte, wie die Studenten zu sagen pflegen, mit der Mensur, das heißt, er sprang auf die Seite und zur Thüre hinaus, und der Verwundete und der dritte Franzose folgten ihm mit solcher Behendigkeit, daß ich, obgleich ich sie verfolgte, doch nur noch das Gepolter der Fliehenden auf der Stiege hören konnte.

Ich sage Gepolter, denn ihr Fluchen und Safermentiren war verstummt und das zwar vom ersten Augenblicke meines Angriffes an. Jetzt hörte ich sie die Hausthüre zuschlagen und nun stand ich mit glühendem, hochgerötheten Antlitze meinem Stiefvater gegenüber, dem ich offenbar entweder das Leben erhalten, oder ihn wenigstens vor schwerer Verletzung geschützt hatte.

Er war todtenbleich, denn der verschiedenartige Wechsel der Gesichtsfarbe bei heftigen Gemüthsbewegungen ist offenbar Temperamentssache und die Art des Dankes ist wol ebenfalls Temperamentssache, denn mein Stiefvater hielt mir jetzt seinen verwundeten Arm entgegen und sagte:

„Da sieh' an, böser, ungerathener Junge, was Du angestellt hast!“

Jetzt aber stürzte meine Stiefmutter auf mich zu.

Sie hatte während des kurzen und blutigen Kampfes begreiflicherweise laut aufgeschrien und meine beiden kleinen Stiefgeschwister hatten sich weinend unter das Bett versteckt; nun aber kriegte mich die rechtschaffene Frau beim Kopfe und bedeckte mich, heftig schluchzend, mit Küßen.

„Du bist ein braver Kerl, Fritz,“ rief sie, „ein braver, wackerer Kerl und ich will Dir das nie vergessen. Jetzt aber mache Staub aus! Sie kommen bald wieder und haben es dann allein auf Dich abgesehen. Reiß' aus, denn wollen sie auch über uns, so kannst Du uns doch nicht helfen, ein ganzes Regiment zwingst Du nicht!“

Allerdings leuchtete mir das auch ein und sie sagte jetzt flüsternd zu mir:

„Laufe hinaus, es ist dort am Besten und sobald es sein kann, sehe ich nach Dir.“

Laufe hinaus! Ich wußte schon wo hinaus und schickte mich auch sogleich an, zu gehen, vorher aber wendete ich mich nach meinem Stiefvater:

„Adieu, Vater!“

Er hielt mir wieder seinen Arm entgegen und sagte wie vorhin:

„Da sieh', böser Bube, da sieh'!“

Ich habe ihm das nicht besonders verübelt. Er war eben einmal gewohnt, mir alles Schlimme in die Schuhe zu schieben, und bei dem Schrecken und der Angst, in welchen ihn die jüngsten Vorgänge versetzt hatten, war es ihm nicht wohl zuzumuthen, diese seine alte Gewohnheit jetzt plötzlich aufzugeben.

Ich reichte meiner Stiefmutter die Hand und sprang die Treppe hinab, auf der Straße aber ging ich langsam und sah mich, indem ich beide Hände in die Taschen meiner Beinkleider steckte, so unbefangen wie möglich um.

Es dunkelte bereits und ich schöpfte Muth; auch waren noch keine Franzosen um die Wege, nur einige neugierige Nachbarn steckten die Köpfe aus ihren Fenstern, da sie ohne Zweifel den früheren Lärm in unserem Hause gehört und das Davonlaufen der französischen Einquartierung bemerkt hatten. Als ich an das von den Franzosen besetzte Thor kam, pochte freilich mein Herz mächtig, aber Niemand hielt mich auf und nachdem ich von der Wache nicht mehr gesehen werden konnte, lief ich, so rasch ich konnte, nach dem Kirchhose.

Daß das Thor desselben bereits verschlossen war, wußte ich, da ich aber wie eine Katze kletterte, so war ich blitzgeschwinde über die Mauer und sah zu meiner unaussprechlichen Freude und zu meinem Glücke keine zwanzig Schritte vor mir das weiße Kleidchen der Elfe schimmern, welche eben im Begriffe war, nach Hause, das heißt in das auf dem Kirchhose stehende Todtengräberhäuschen zu gehen. Sie hatte mich rasch bemerkt

und war ebenso schnell bei mir und, nachdem ich ihr mitgetheilt, was vorgefallen, nicht minder schnell entschlossen.

Nicht weit von der Wohnung des Todtengräbers stand eine uralte Todtencapelle, zu dieser führte sie mich und ließ mich in die Fliedersträucher kriechen, welche die altersgrauen Mauern von allen Seiten umgaben.

„Warte da,“ sagte sie, „ich komme wieder!“

Sie war auch nach einigen Augenblicken wieder da und schloß mit dem mitgebrachten Schlüssel eine kleine eiserne Thüre auf.

„Schlüpfe hinein,“ sagte sie leise, „der Vater sitzt drinnen in der Stube; er hat nicht bemerkt, daß ich den Schlüssel nahm und ich hänge ihn ebenso wieder hin. Sei ruhig und rühre Dich nicht!“

Dann verschloß sie die Thüre, ich hörte, wie sie das Gesträuche leise wieder in Ordnung brachte und dann war Alles stille.

Bald wußte ich übrigens, wo ich mich befand. Es war eine, einem alten adeligen Geschlechte der Stadt zugehörige Gruft, unterhalb der Capelle, und obgleich ich früher nie dieselbe betreten hatte, konnte ich jetzt doch die zum Theil aus Metall gefertigten Särge erkennen und ebenso einige sogenannte Todtenschilder, welche man, wahrscheinlich aus Mangel an Raum in der Capelle, dort verwahrt hatte. Nachdem sich also mein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, wand ich mich vorsichtig zwischen den Särgen hindurch und kauerte mich hinter einem derselben auf die Erde nieder. Es graute mir kaum. Ich war ja durch Else gut bekannt geworden mit denen, die draußen unter der Erde schlummerten und so zweifelte ich auch nicht, mit diesen, die hier in ihren Särgen der Ruhe pflegten, gute Freundschaft zu halten. Aber nach den Lebenden lauschte ich bange, obgleich ich Hoffnung hegte, daß Niemand den Weg bemerkt haben würde, den ich eingeschlagen hatte. Was für die Folge, ja schon in der nächsten Zeit aus mir werden sollte, begann ich jetzt auch zu überlegen, denn natürlicherweise war an ein Zurückkehren nach der Stadt nicht zu denken.

Ich hatte aber nicht lange Zeit, solchen Gedanken Raum zu geben, denn plötzlich hörte ich in der Ferne verworrenes Geräusch und vernahm bald zu meinem großen Schrecken, daß dasselbe näher kam.

Einige Minuten später knarrte der Schlüssel in der Thüre meines Schluswinkels und ich hörte die Stimme des alten Todtengräbers, welcher sagte:

„Wenn Gott mein brünstiges Gebet erhört, so fangen die Franzosen den langen, dummen Jungen und murksen ihn ab. Das wäre mir ein Labsal in meinen alten Tagen!“

Dann öffnete sich die Thüre und ich konnte in der

schwachen Helle, welche von draußen hereinsiel, von meinem Verstecke hinter dem Sarge aus die Gestalt des Alten deutlich erkennen, der jetzt fortfuhr:

„Jetzt marsch, da hinein, rühre und rege Dich nicht, und wenn ich Dich noch einmal ein Wort mit dem Hunde, dem Schulfrey, sprechen höre, so schlage ich Dir alle Knochen im Leibe entzwei!“

Mit diesen Worten stieß er Else in die Gruft, welche er wieder verschloß und sich entfernte. Unbedingt hatte er den zweckmäßigsten Weg eingeschlagen, uns zu trennen, denn einige Secunden später kauerte Else neben mir und sagte flüsternd:

„Stille! Sie werden gleich da sein!“

Es stand in der That auch nicht lange an, bis wir deutlich die Schritte einer größeren Anzahl von Menschen vernahmen; gleich darauf donnerten mächtige Schläge gegen das Thor des Friedhofes, und nachdem Elsens Vater geöffnet hatte, begann eine regelmäßige und von einem Officiere geleitete Durchsuchung des Friedhofs. Der Officier, welcher ziemlich gut deutsch sprach, erklärte dem Todtengräber, und das zwar keine zehn Schritte von unserem Verstecke, daß man bestimmt wisse, wie der gesuchte Verbrecher, der einen französischen Soldaten schwer verwundet, sich nach dem Friedhofe geflüchtet habe, und forderte ihn bei seinem Leben auf, mich sogleich auszuliefern, worauf der Alte mürrisch zur Antwort gab, daß ihm Nichts lieber sei, als wenn sie mich erwischten, daß ich indessen nicht bei ihm versteckt sei.

Er mußte indessen mit seiner Laterne vorangehen und sein Häuschen öffnen; nachdem man dort alle Winkel durchsucht und das Unterste zu oberst gekehrt hatte, verfuhr man auf gleiche Weise mit der Todtencapelle. Wir hörten sie da über unsern Köpfen mit wenig Ehrerbietung gegen den heiligen Ort fluchen und rumoren, und konnten an Streiflichtern, welche durch ein kleines rundes Fenster in der Gruft bisweilen an deren Deckgewölbe fielen, erkennen, daß Andere den Kirchhof selbst, ebenfalls mit Laternen, durchsuchten und kaum einen Winkel undurchspäht ließen.

Zu unserem Glücke begnügten sie sich, die Fliedersträucher, welche die Mauer der Capelle umgaben und die Thüre der Gruft verbargen, nur mit ihren Säbeln zu untersuchen; endlich, nachdem wir wol drei Viertel Stunden lang ängstlich ihrem Thun gelauscht hatten, zogen sie fluchend und scheltend ab, und wir hörten, wie Elsens Vater das Thor hinter ihnen schloß. Er ging hierauf an die Thüre der Gruft, öffnete aber nicht, sondern sagte mit gedämpfter Stimme:

„Bleibe nur für heute Nacht da drinnen stecken. Der Teufel kann sie wol noch einmal herausführen.“

Jetzt erst und nachdem wir ihn in sein Häuschen

gehen und dessen Thüre schließen hörten, begannen wir leise flüsternd zu sprechen und ich erfuhr nun, wie Alles gekommen.

Wahrscheinlich, und wir erfuhren später, daß es sich wirklich so verhielt, hatte ein böswilliger Nachbar mich den Weg zum Kirchhofe einschlagen sehen, oder wenigstens diese Vermuthung gegen die Franzosen ausgesprochen, ein von der Stadt kommender Bauer aber, ein Bekannter des Todtengräbers, der sie nach dem Kirchhofe ziehen sah, war auf die Mauer geklettert und hatte Elsens Vater ihre Ankunft gemeldet.

Die Franzmänner aber, stets artig gegen das weibliche Geschlecht, dehnten nach deutschen Begriffen diese Artigkeit allzuweit aus und das zwar namentlich in jener Zeit bis zu solchem Grade, daß nach Einbruch der Dunkelheit sich kein weibliches Wesen, welches nicht entweder sehr stark oder sehr schwach war, sich mehr auf der Straße sehen ließ und selbst zwölfjährige Mädchen von ihnen verfolgt wurden.

Aus diesem Grunde verbarg der Todtengräber seine Tochter in dem Verstecke, welchen er mit Recht für den sichersten hielt, freilich ohne zu wissen, daß diese mich ebenfalls schon dort geborgen hatte.

Mit uns Beiden aber schien eine merkwürdige Veränderung vorgegangen zu sein, oder besser, sie war wirklich eingetreten.

Ich war in wenigen Stunden durch den ausgefochtenen Kampf vom Knaben zum Jünglinge gereift und eine Menge neuer Ideen drängten sich, wenn gleich unklar und verworren, durch mein Gehirn. Aehnliches schien bei der Else anzugehen, denn während sie mir das, was ich vorhin erwähnte, mittheilte, schmiegte sie sich nicht, wie früher, an meine Seite, sondern blieb in einiger Entfernung von mir sitzen, und als sie ihren Bericht beendet hatte, sprach sie nicht weiter und auch ich blieb stumm.

Es war nicht die Furcht vor den Franzosen, welche uns also schweigsam werden ließ, denn ich gedachte dieser nur, um dankbaren Gedanken an Else Raum zu geben, welche mich vor ihrer Rache bewahrt hatte. Ich will aber sagen, was es war. Es war eine stumme Liebeserklärung, welche wir uns machten, eine Liebeserklärung, welche in dieser Art häufiger vorkommt, als man vielleicht denken mag, die aber ohne Zweifel besser ist, als eine in den zierlichsten Worten und in den ausgesuchtesten Redensarten; und daß wir uns also schweigend wirklich unsere Liebe erklärten, erhellt aus dem Umstande, daß wir nach einiger Zeit uns ewige Treue schwuren und das heiligste Versprechen gaben, niemals von einander lassen zu wollen.

Man kann auch sagen, daß wir Beide uns während

jenes Stillschweigens klar machten, daß wir keine Kinder mehr, daß das Schicksal uns in kürzester Zeit trennen würde, und da wir längst wußten, daß wir uns gut waren, einfach das Bedürfniß fühlten, uns zu sagen, daß wir auch in der Folge getreu zusammen halten wollten.

Mit welchen Worten wir das thaten, ist mir vollkommen unerinnerlich, ebenso unvergesslich aber, daß wir uns küßten, und das war zum ersten Male, wol weil wir früher daran gar nicht gedacht, auf der andern Seite aber jetzt nicht ganz ohne das Bewußtsein, daß wir keine Kinder mehr, denn Else wand sich bald aus meinem Arme, wie es unter Umständen ein erwachsenes Mädchen gethan würde, und dann begnügten wir uns damit, uns die Hände zu reichen und uns hundert Mal zu wiederholen, daß wir nie und nimmermehr von einander lassen wollten.

Der Mond aber, der treue und fast unvermeidliche Freund aller Liebenden, verfehlte nicht, auch uns seinen Besuch abzustatten und seine Freude auszudrücken über den neuen Zuwachs seiner Vasallenschaft. Denn durch dasselbe kleine Fenster, durch welches vorhin die Laternen meiner Verfolger ihren röthlichen Lichtschimmer auf die gewölbte Decke geworfen hatten, blickte jetzt sein neugieriges und freundliches Antlitz in die Gruft und seine bläulichen Strahlen goßen ein mildes und ruhiges Licht über die Särge der Alten, die dort schliefen.

Ob aber die, wie es Elsens Mutter wissen wollte, hervor kommen, um sich im Mondscheine zu wärmen, erfuhren wir nicht, denn wir lehnten uns an eben diese Särge und schliefen endlich friedlich ein, trotz Liebe und Treue und trotz der schlimmen Stiefväter und der Franzosen.

Was mich betrifft, so erwachte ich dadurch, daß mich Else zupfte und gleichzeitig ihren Finger auf den Mund legte, und jetzt hörte ich außen die Stimme meiner Stiefmutter und die des Todtengräbers, welcher Letztere sagte:

„Daß er nicht hier steckt, weiß ich zuverlässig, denn die Franzosen haben jeden Winkel durchstöbert.“

„Aber um Gottes willen,“ rief meine Stiefmutter, „wo ist er hingekommen? Daß ihn die Franzosen bis jetzt wenigstens noch nicht haben, weiß ich gewiß.“

„Von mir aus,“ sagte der Todtengräber, „dürfen sie ihn fangen, je eher, je lieber.“

Meine Stiefmutter gab hierauf keine Antwort, sondern sagte:

„Wo aber steckt die Else?“

„Ah,“ versetzte der Vater der Genannten, „die ist prächtig aufgehoben. Ich habe sie den Spitzbuben, den Franzosen, aus den Zähnen gerissen und hab's ihr zu-

gleich versalzen, Euren langen Zungen zu verstecken, im Falle er vielleicht noch in der Nacht gekommen wäre.“

Er zog bei diesen Worten den Schlüssel zur Gruft aus der Tasche und öffnete, während ich mich langsam hinter meinem Sarge erhob und ihm entgegen trat.

Unzweifelhaft war er mehr erschrocken, als wenn ihm die Geister all' seiner Begrabenen urplötzlich erschienen wären, denn er verfärbte sich, ließ den Unterkiefer hängen und stierte mich mit weitaufgerissenen Augen einige Secunden an. Dann sagte er mit tonloser Stimme:

„Wo ist die Else, das ungerathene Kind?“

„Da bin ich,“ erwiderte diese entschlossen und fast trotzig, indem sie ebenfalls hervorkam, „und wenn Ihr mich schlagt, so laufe ich fort und suche einen Dienst. Als Kindermädchen kann mich jetzt schon Jedermann brauchen!“

(Schluß folgt.)

Veilchen und Rose.

An dem glanzvollen Hofe der Bourbonen gebot Jahrhunderte lang lauteste Freude und in betäubenden Festen tollte man aus einer Woche in die andere. Aber den blühenden Rosen fehlte nicht der verwundende Dorn, jene lustigen Zeiten der allerchristlichsten Könige sind auch überreich an bitteren Thränen. Wie viele solcher Thränen mag das schöne Auge der La Vallière geweint haben, als sie die Liebe ihres Königs verloren! Jenen Tagen, wo die königliche Gunst sie nur noch wie ein scheidendes Abendroth umfloss, ist die folgende Skizze, welche eine Episode in George Hilt's höchst interessantem historischen Romane aus der Zeit Ludwig's XIV.: „Gefahrvolle Wege“ bildet, entnommen.

Zwei schöne Damen waren in dem reizend geschmückten Salon des Hôtel Biron mit sehr verschiedenen Dingen beschäftigt. Die Eine tändelte nachlässig mit einer kleinen Meerlaze, während die Andere einen Tisch servirte.

Die beiden Damen, welche sich so verschiedenartig beschäftigten, waren Françoise Luise von La Vallière und Athénais von Montespan. Die Geliebte des Königs fühlte inmitten des geräuschvollen Hoflebens dennoch eine große Leere. Luise liebte den Monarchen allein, und fern von dem Wunsche nach Auszeichnung oder Erhöhung hatte sie es stets veräuht, sich Freunde zu verschaffen. Athénais von Montespan hatte aber durch die Gewandtheit ihres Geistes, durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens alle Parteien für sich gewonnen. Sie war ebenso gern bei der Königin, bei Madame und der Prinzessin von Montpensier gesehen, als bei der La Vallière.

„Der König ist sonst sehr pünktlich,“ sagte die La Vallière; „ich weiß, daß er mit dem Schläge zwei Uhr an der Terrasse vorfährt. Es muß heute eine besondere Veranlassung ihn zurückhalten.“

„Meine Theure, Sie erlauben, daß ich mich verabschiede,“ sagte Frau von Montespan.

In diesem Augenblicke ließ sich das Rasseln eines Wagens vernehmen. Luise von La Vallière eilte zum Fenster. —

„O — es ist mein Herr, mein lieber Sire,“ rief sie, freudig in die Hände klatschend. „Er kommt; nun, Athénais, bleiben Sie, ich bin Ihnen böse, wenn Sie gehen.“

Fühlte die La Vallière, daß sie selbst zu einfach sei, um den König angenehm zu zerstreuen zu können? Hatte sie bereits bemerkt, daß Ludwig sich in ihrer Gesellschaft hin und wieder ein wenig langweilte? — Es lagen in ihrem Tone zugleich die Bitte und eine gewisse Aengstlichkeit. Athénais blieb. Sie stellte sich dicht neben den großen, mit Marmor bekleideten Kamin, so daß der König bei seinem Eintritte sie nicht gleich erblicken konnte.

Die Thüren öffneten sich und ein in kornblauen, mit Pelz verbrämten Sammetrock gekleideter Läufer trat mit tiefer Verbeugung näher.

„Seine Majestät wünschen einzutreten,“ rief der Diener. Die La Vallière neigte sich. Daß der König seinen Wunsch selbst für einen Befehl ansah, ging einfach aus der Schnelligkeit hervor, mit welcher er unmittelbar nach der Meldung auf der Schwelle des Gemaches erschien.

„Meine theure Luise — ich grüße Sie,“ sagte der Monarch.

Luise von La Vallière ging dem Herrscher entgegen, der so gleich ihre Hand ergriff und sie küßte.

„Ah — da steht ja eine herrliche Collation,“ sagte er freundlich lächelnd, indem er auf das mit Früchten und Leckereien bedeckte Tischchen zeigte.

Als der König die kleine Tafel besichtigte, welche in der Nähe des Kamins stand, fiel sein Blick auf die Marquise von Montespan, die sich fast in die Ecke, zwischen Wand und Marmorbekleidung gedrückt hatte.

„Sieh, sieh, läßt sich die Schönheit endlich einmal herab zu diesem Irdischen?“ sagte der König galant. „Man sieht Frau von Montespan nur im Prunk, von den Herzen meiner Hoffeste bestrahlt; ich danke Ihnen, Luise, daß Sie mir heute dieses Idol unserer jungen und alten Welt so in der Häuslichkeit, so einfach geschmückt zeigen. Sie sind hier, wie im Louvre, gleich anziehend, Madame.“

„Sire, ich bin hoch erfreut, ich bin beglückt durch die gnädigen Worte aus Euer Majestät Munde. Weshalb soll ich es läugnen? Noch nie hatte ich die Ehre, die Freude, meinem Könige so gegenüber zu stehen, wie heute. Ich betrachtete bis zu diesem Augenblicke mein ganzes Thun, mein Auftreten in jenen glänzenden Kreisen als eine Prüfungszeit. Durch Euer Majestät Beifallsworte ist diese Zeit beendet, von heute an bin ich mündig gesprochen worden, ich habe einen Ritterschlag empfangen und darf mein Haupt höher tragen.“

„Sie haben unsere Marquise stolz gemacht, Sire,“ scherzte die La Vallière. „Sie wird uns Alle nicht mehr durch ihre Scherze erfreuen, denn das Lob des Herrschers ist — —“

Der König lächelte sehr freundlich und geschmeichelt. Athénais hatte während ihrer Rede kein Auge von dem Monarchen gewendet, obwol sie das Haupt demüthig gebeugt hielt. Hin und wieder erhob sie den Blick, und ihre wunderschönen Augen,

deren Glanz fast bezaubernd war, richteten sich schnell auf den König, der diesem Zauber nicht zu trotzen vermochte.

„Genug nun von all' Diesem,“ sagte der König. „Wir wollen unsere liebenswürdige Wirthin nicht länger warten lassen.“ Er reichte der La Vallière den Arm, führte sie an den Tisch und schob mit seiner königlichen Hand einen Sessel für die Montespan heran. Dann gab er einen Wink, Platz zu nehmen. Er schenkte sehr grazios drei Gläser voll, hielt eines derselben in die Höhe und sagte: „Den schönen Insassen des Hôtels Viron.“ Die Damen erhoben sich Beide und nippten von dem in ihren Gläsern funkelnden Weine.

Athénais beschloß zu glänzen in der Entfaltung ihrer Geistesgaben; aber damit dieser Glanz desto strahlender sei, nahm sie sich vor: kein Wort mehr zu sprechen, ehe der König oder Luise de La Vallière sie dazu auffordern würden. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Ludwig bald eine etwas pikante Unterhaltung wünschen werde; dann wollte sie ihre geistige Ueberlegenheit zeigen, weil ihre körperlichen Reize den Sieg ohnehin leicht davonzutragen mußten, wenn Athénais und die La Vallière neben einander standen. Luise, ein bescheidenes, stillblühendes Veilchen, dessen Blätter schon hie und da welke Ränder zeigten; Athénais, eine Rose, die sich in aller Pracht, von den Strahlen einer glühenden Sonne beschienen, entfaltet hatte, deren Schönheit und Fülle jene Gluth nicht zu versengen vermochte, sondern ihnen vielmehr einen höhern Glanz verlieh. Athénais wollte ihr Spiel beginnen.

Der König bemühte sich, verschiedene Male ein neues Thema anzuschlagen. Athénais blieb stumm, sie lächelte bescheiden und neigte sich. Luise von La Vallière sah ängstlich auf die Pendule, deren Zeiger unbarmherzig vorrückten. Der König stand plötzlich mit einer freundlichen, aber kurzen Begrüßung auf, sprach einige Worte, die wie Dank oder Anerkennung klangen, und trat an das Fenster.

Athénais sah scharf hin, und als der König seine Hand zurückzog, bemerkte die junge Marquise einen Flecken an dem Glase des Fensters; dieser Flecken war dem Munde des Königs gegenüber, es war ein Hauch. Der König hatte gegähnt — gegähnt in Fräulein von La Vallière's Gesellschaft. Der König langweilte sich bei seiner Geliebten. — —

„Der Schnee beginnt zu treiben,“ sagte Ludwig, ohne sich umzuwenden. „Ha! ha! dort unten kommt ein Wagen. Sieh' da — die Käufer auf den Schlägen tragen das Wappen der Familie Monaco. Richtig, es ist die Fürstin. Jetzt hält der Wagen am Luxembourg. Sie steigt aus, die gute Dame, — jetzt gewahrt sie meine Equipage — Ah — sie staunt — ha! ha! komisch — sehen Sie nur, wie der Wind die neugierige Fürstin in das Portal treibt. Sie wird wol einen Besuch machen.“

Die La Vallière rief, glücklich, eine Zerstreuung für den König gefunden zu haben, die ihn noch eine Zeitlang an den Palaß Viron fesseln konnte, plötzlich: „Ah — die Monaco. O! Sire, wenn Sie etwas Lustiges sehen und hören wollen, dann bitten Sie mit mir im Vereine unsere kleine Marquise um eine Gefälligkeit. Sie können nämlich nichts Lustigeres

und zugleich Täuschenderes, nichts Vollenderes mit einem Worte sehen, als die Copie der Fürstin Monaco durch Athénais.“

Ludwig bat, ihm die Copie nicht vorzuenthalten. Mit einer Geberde, welche zu sagen schien: Dem Willen des Königs muß man gehorchen, schickte sich die Montespan an, die Komödie zu spielen.

Der König war ganz in Vergnügen und Anschauung versunken, er flüsterte mehrmals vor sich hin: „Reizend! reizend! unübertrefflich!“ Und als Athénais ihre Vorstellung mit einem der Monaco in den Mund gelegten Scherz beschloß, da konnte sich der Monarch nicht länger zurückhalten, er sprang, seine Würde ganz verlassend, von dem Sessel empor, klatschte in die Hände und rief laut lachend: „Köstlich — köstlich, das muß ich Molière erzählen.“

Ein leises Pochen an die Thüre des Zimmers ward überhört. Das Pochen wurde stärker, endlich so stark, daß es die Stimmen und das Gelächter übertönte.

Die La Vallière eilte zur Thüre, denn es mußte etwas Außerordentliches sein, um dessentwillen man wagte, den König und seine Geliebte zu stören.

„Was giebt es?“ fragte Ludwig, ohne sich von dem Sessel zu erheben. „Ist es wichtig? denn sonst wunderte mich die Unterbrechung.“

„Sire, es scheint fast so,“ entgegnete die La Vallière, „denn der Störer unserer Heiterkeit ist der Staatssecretair Herr von Brienne, der Ew. Majestät zu sprechen wünscht.“

Der König erhob sich schnell und ging ohne ein Wort zu sagen aus dem Zimmer. Es wahrte nicht lange, so kam er zurück. Sein Gesicht war in ernste Falten gelegt, er blickte auf die Pendule und sagte: „Gerade vor einer halben Stunde, als wir mitten im Lachen und in der Fröhlichkeit waren, hat meine Mutter, Ihre Majestät die Königin Witwe, das Val de Grâce in ihrer Sänfte verlassen, um sich in den Louvre zu begeben. Die hohe Frau soll schrecklich leiden. Da sehen Sie, wie das wechselt. Unser Lachen ist durch eine ernste Nachricht unterbrochen worden. Ich muß Sie verlassen, Luise, die Königin Witwe wird schon in der Nähe des Louvre sein, und ich bin Willens, die Sterbende dort zu empfangen.“

Er küßte der La Vallière die Hand und gab der Montespan einen Wink, näher zu treten. „Wenn wir heitere Stunden vor uns haben, dann sehe ich Ihrer reizenden Unterhaltung auf's Neue entgegen.“ Er trat schnell zu einer Vase, in welcher künstliche, aus Steinen und Perlmutter gebildete Blumen sich befanden und zog eine derselben hervor.

„Ich kann Ihnen augenblicklich kein kostbares Andenken geben. Nehmen Sie diese Blume zum Andenken unserer ersten, näheren Bekanntschaft, der frohen Minuten, die Sie mir bereitet.“

„Sire, diese Gnade erdrückt mich,“ sagte die Montespan sich tief verneigend. „Die Blume ist mir ein köstliches Kleinod, ein Mal als Erinnerung an Ew. Majestät, dann als ein Stück aus dem Gemache meiner theuren Luise, der ich den heutigen Triumph verdanke.“

Der König grüßte noch ein Mal sehr freundlich und verließ das Zimmer. Wenige Minuten später rollte sein Wagen

em
s.“
Mit
igē
die

er-
nd!
em
nte
ine
die
ich

ort.
nen

er-
nd

ffel
die

enn
won

zu
er
auf
als
eine
räce
ben.
das
chen
wird
die

pan
vor
uf's
inst-
nden

ben.
eren

sich
ein
aus
mph

rließ
agen



Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. A. Wipac Leipzig

Wilhelm von Tegetthoff
K. K. Ost. Vice-Admiral

Verlag der Dürschken Buchh.

mit ihm davon, dem Louvre zu. Die La Vallière stand am Fenster.

„Ich habe heute den Weg beschritten, auf dem ich zum Ziele gelangen muß; der König ist zu liebreizend, die Macht kann wol einst in meine Hand gelegt werden,“ sagte die Montespan zu sich selber, indem sie die Blume betrachtete.

„Siehst Du, mein Kind, auf welchen gefährlichen Wegen Diejenigen wandeln, welche sich von der Liebe zum Könige hinreißen lassen? Wo ist diese Monaco? Er lacht über sie. Wo ist die Mancini? Vergessen. Sie wollten Alle hoch — hoch hinaus, das verträgt Ludwig nicht. Ich will nur seine Liebe, deshalb — ich bin fest davon überzeugt — wird mir sein Herz verbleiben. Keine Krone, keine Macht, nur den glücklichen, den liebenden Ludwig in meinen Armen, an meinem Herzen,“ sagte die La Vallière mit dem Ausdruck innigster Zärtlichkeit.

„Ohne Macht zu besitzen, erhält man sich schwer die Liebe eines Königs. Jene Macht zu erringen ist schwierig, vielleicht gefährlich, aber wer sie besitzt, steht sicher auf der Höhe,“ erwiderte ruhig die Montespan.

Und sie hatte Recht, denn bald war das bescheidene Weibchen über die stolze Rose vergessen.

Wilhelm Freiherr von Tegetthoff,

I. k. österreichischer Viceadmiral.

(Mit Stahlstich.)

Zu den Eigenthümlichkeiten des so eben beendeten Doppelkrieges Oesterreichs gegen Preußen und Italien zählt auch die, daß er wunderbar rasch Männer, die früher nur im engern Kreise ihres Wirkens geschätzt und anerkannt waren, mit dem unverwundlichen Siegeslorbeer umkränzt und ihre Namen zu weltgeschichtlichen gewandelt hat. Der Tag bei Lissa hat dies mit Wilhelm von Tegetthoff gethan.

Die nächsten Verwandten unseres Helden gehörten und gehören sämmtlich der österreichischen Armee an. Er ist der Sohn des vor sieben Jahren in Graz gestorbenen Obersten von Tegetthoff, einer seiner Brüder ist Oberst der Infanterie, ein jüngerer höherer Verwaltungsbeamter in der k. k. Marine. Einundzwanzig Jahre alt, trat Wilhelm von Tegetthoff im Jahre 1848 in die österreichische Kriegsmarine ein; der Chef derselben, der geistvolle Erzherzog Maximilian, der jetzige Kaiser von Mexiko, erkannte schnell die Talente, Verlässlichkeit und Charakterfestigkeit des jungen Seemannes, so daß er ihm mehrfach die gefährlichsten Aufträge zuertheilte. So befohl er ihm auch im April 1857, an der africanischen Küste des rothen Meeres durch Babel Mandeb zu reisen und im arabischen Meere, östlich von dem africanischen Cap Guardafui im 12. Grad nördlicher Breite und im 55. östlicher Länge Solotru zu erreichen und die Küsten dieser Insel aufzunehmen. Diese Mission war deshalb eine so überaus schwierige, weil sie dem in Aden wachsamem und mißtrauischen Auge Englands sowol, als auch dem Argwohn der Landesautoritäten verborgen bleiben mußte. Der junge thatendurstige Linien-Schiffleutnant ergriff diesen Befehl mit Freude und führte ihn

bewundernswürth durch. Er begab sich nach Aegypten, fuhr von Suez aus in einem selbst gemietheten offenen arabischen Segelboot entlang des Golfes von Suez über Kossair nach Sanakin, von da nach Massara, besuchte sodann die naheliegende Koralleninsel Dhaluk und verfolgte seine Fahrt durch Babel Mandeb (Thranenthor) nach Aden. Von Aden aus fuhr der unerschrockene Tegetthoff trotz Unwetter und vorgerückter Jahreszeit wiederum auf offenem arabischen Segelboot nach Solotru, eine Fahrt von 4—500 Seemeilen. Dort untersuchte er die Ankerplätze und erforschte die Verbindungen mit dem Innern der Insel. Dies gethan, fuhr er, das Cap Guardafui berührend, durch den Golf von Aden, den wichtigsten Stationsplatz der ostindischen Ueberlanddampfer, mit einem ostindischen Dampfer nach Suez und dann über Alexandrien, seine Odyssee endend, nach Triest zurück. Nicht minder ehrenvoll waren die ihm später ertheilten Aufträge, die Küsten des mittelländischen Meeres und Brasilien zu bereisen.

Mit der seemannischen Bravour Tegetthoffs gehen seine reiche wissenschaftliche Fachbildung und sein Feldherrngenie Hand in Hand, die er, zum Contre-Admiral emporgestiegen, im Jahre 1864 in dem Seetreffen bei Helgoland gegen die Dänen zwar schon glänzend bewährte, aber die er doch erst am 20. Juli dieses Jahres in der Schlacht bei Lissa gegen die Italiener in ihrem vollen Umfange entfalten konnte. 25 österreichische Fahrzeuge standen 32 italienischen gegenüber, 7 Panzerschiffe gegen 14. Etwa um 10 Uhr früh lichtete die Sonne die Nebel und ließ die italienische Flotte sehen, und schon Nachmittags 2 Uhr war dieselbe gezwungen, den Rückzug anzutreten. Dieser ruhmreiche Sieg erhob Wilhelm von Tegetthoff zum Vice-Admiral. —

Wie nun der Genius der Geschichte stets auch dem strengen Ernst der That poetischen Stoff beifügt, so sollte auch den Stunden von Lissa seine melancholisch-dichterische Weihe nicht fehlen. Als Tegetthoff nämlich in der Akademie zu Venedig studirte, hatte er in einem Jahrgange nur einen einzigen Mitschüler, den Dalmatiner Mondini, mit dem er bald das innigste Freundschaftsbündniß schloß. In der Schlacht bei Lissa blieb Mondini als Commandant des „Ad v'Italia“ zurück, nachdem Persano das Schiff verlassen hatte, um den „Assondatore“ zu besteigen. Der Ad v'Italia wurde bekanntlich in den Grund gebohrt und Mondini ging mit ihm unter, und dieses Grab hatte ihm sein Freund Tegetthoff bereiten müssen!

Schließlich sei uns noch gestattet, die Stärke der österreichischen Flotte aufzuführen. Dieselbe zählt 832 Kanonen, 10,937 Matrosen und 5051 Marinesoldaten mit 67 Offizieren. Es ist sicher anzunehmen, daß der Erfolg von Lissa die Veranlassung geben wird, ihre Stärke noch bedeutend zu erhöhen.

Blicke in die Runde.

Literatur. Der Landprediger von Wakefield von Oliver Goldsmith. Uebersetzt von Ernst Eusemihl. Illustriert von Ludwig Richter. Mit Portrait des Verfassers. Sacular-Pracht-Ausgabe. Mit einer biographisch-kritischen

und literarhistorischen Einleitung von Dr. Otto Roquette. Berlin 1866, Fr. Kortkamp. Wenige Erscheinungen der schönwissenschaftlichen englischen Literatur dürften in dem Maße eine Säcularfeier verdienen, als der Roman Oliver Goldsmith's „Der Landprediger von Wakefield“, der in fast alle lebende Sprachen übersetzt, so veredelnden Einfluß auf Millionen von Menschen ausgeübt und seinen Platz in der Weltliteratur gefunden hat. Es war daher auch für die deutsche Literatur und den deutschen Buchhandel Ehrenschrift, in diesem Jahre eine Säcular-Pracht-Ausgabe dieses Werkes von Goldsmith zu veranstalten. Die hier in Rede stehende hat ihre Aufgabe vollständig und würdig gelöst; sie gewinnt dadurch doppelt an Werth, daß sie, die Seiten halbirend, Urtext und Uebersetzung übereinander gestellt hat. Die Einleitung von Roquette ist, wie es sich von ihm auch nicht anders erwarten läßt, ganz trefflich, sie giebt nicht allein ein sprechendes Bild von dem Dichter, sondern auch von der Periode des englischen Romans, die mit Swift beginnt und mit Goldsmith endet. Besonders fesselnd und interessant ist die Stelle, wo Roquette von dem „Landprediger“ zu sprechen beginnt. Die Wirthin hatte Goldsmith, weil er ihr die Miethe nicht zahlen konnte, Stubenarrest auferlegt; Goldsmith wandte sich an seinen einflußreichen Freund Samuel Johnson, dem er erzählt, daß er eine Novelle fertig habe und sie ihm vorlegte. Johnson blätterte darin, faßte Vertrauen dazu, sagte der Wirthin, er werde bald zurückkehren, ging zu einem Buchhändler und verkaufte die Handschrift für sechszig Pfund. Er kam zurück und brachte Goldsmith das Geld, und die Miethe wurde bezahlt. Diese Novelle war der Landprediger von Wakefield. Der Buchhändler hatte sich nur auf Johnson's Autorität hin entschlossen, das Manuscript anzunehmen, sein Vertrauen zu dem Werke aber war so gering, daß er das Manuscript zwei Jahre lang (bis 1766) liegen ließ, ehe er es eröffnete! — Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, unsere Leser auf diese neue Ausgabe des berühmten Goldsmith'schen Werkes ganz besonders aufmerksam zu machen.

Der Historiker Heinrich von Treitschle hat gleichzeitig sehr ehrenvolle Rufe an die Universitäten Heidelberg, Kiel und Königsberg erhalten. Wie man hört, soll er den nach Kiel angenommen haben.

Thüringen hat durch den Tod des Gymnasialprofessors Dr. August Henneberger (geb. 1821) eine bedeutende wissenschaftliche Kraft verloren. Er war seit Ludwig Beckstein's Tode die Seele des geistigen Lebens von Meiningen. In den weitesten Kreisen sind seine literarhistorischen Schriften bekannt; seine letzte Schrift ist die Sammlung von Briefen Joh. Peter Uz' an einen Freund.

Vom Dichter des „Vicar of Wakefield“ lebt, wie ein New-Yorker Blatt mittheilt, in der americanischen Stadt Hoboken noch eine Nichte. Sobald diese Nachricht in London bekannt wurde, brachte man daselbst sofort eine Subscription in Anregung, um der armen Verwandten Oliver Goldsmith's die letzten Lebensstage leicht zu machen.

Eine der letzten Nummern des Journal des Débats brachte einen sehr schön geschriebenen Artikel von E. Renan über Karl

Hase's Monographie „Franz von Assisi“, die in's Französische übersetzt worden ist. Renan nennt diese neueste Schrift des deutschen Kirchenhistorikers ein Meisterwerk gewissenhafter Kritik.

Die Tochter Alexander Dumas', Marie Dumas, ist Vater und Bruder folgend, nunmehr auch als Schriftstellerin, und zwar mit glückverheißendem Anfange aufgetreten. Ihr Debüt ist der vielgelesene Roman: „Der Graf von Thér“.

Die Zahl der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erscheinenden Journale beträgt nahe an 4000. In Philadelphia zählt man mehr als 150 Druckereien.

Der Herzog von Noailles, Mitglied der französischen Academie, hat die Geschichtsliteratur Frankreichs um ein ebenso interessantes, als gelehrtes Werk bereichert: „Geschichte Ludwig XIV.“ Er konnte aus den geheimsten Quellen schöpfen, und somit dem behandelten Gegenstande neue Seiten abgewinnen.

Soeben ist in Leipzig bei Moritz Schäfer ein Buch erschienen, das wir, seiner großen Nützlichkeit wegen, den deutschen Hausfrauen hierdurch recht angelegentlich empfehlen. Es nennt sich: „Haushaltungsbuch für 1867“. Jeder Tag im Jahre hat seine nach Wochen zusammengestellte, auszufüllende Ausgabe-Tabelle. Dieselbe enthält sämtliche Rubriken des Haushaltes, als da sind: Bäcker, Butter, Milch, Wein, Almosen, Arzt, Schulgeld u. s. f. Diesen Tabellen gehen viele nützliche Regeln und practische Winke für jede Hauswirthschaft voraus; beigegeben sind den Tabellen außerdem noch eine Anzahl Wäsch-Tabellen für den häuslichen Bedarf.

Theater und Musik. Auf der Hofbühne zu Dresden ist „Der Stern von Sevilla“ von Lope de Vega, deutsch von Jedlich, neueinstudirt in Scene gegangen. Die Darstellung zeugte von großer Sorgfalt; den größten Erfolg errang Fr. Ulrich als „Donna Estrella“, nicht mindere Anerkennung wurde den Herren Fallenschlag, Jassé und Maximilian als „Sancho Ortiz“, „Don Bustos“ und „König Don Sancho“. Eine Mustervorstellung war die der „Phädra“ durch Herrn Winger und die Damen Bayer und Berg. Herr Mittell gab den „Bergheim“ in „Ein Lustspiel“ als zweite Antrittsrolle mit vielem Beifall.

Herr Schwerin vom Hoftheater zu Braunschweig hat sich als „Egmont“, mit dem er sein Gastspiel an der Hofbühne zu München eröffnete, schnell die volle Gunst der münchener Theaterfreunde erworben.

Hedwig Raabe, welche, nach ihrem epochemachenden Gastspiele in Leipzig, Danzig mit Sturm eingenommen hatte, gastirt gegenwärtig unter höchstem Beifalle und großem Andränge des Publicums im k. Schauspielhause zu Berlin. Von Berlin aus wird Hedwig Raabe in Weimar zum Gastspiele erwartet und dort ihre diesjährige Gastspielreise in Deutschland schließen. Mitte September ist sie contractlich verpflichtet, wieder in St. Petersburg einzutreffen.

Fr. Ulrich, die hannoversche Kammerfängerin, veranstaltete im Concertsaale des Hoftheaters zu Hannover ein äußerst zahlreich besuchtes Concert zum Besten der Verwundeten und der Hinterbliebenen der bei Langensalza gefallenen Hannoveraner und erzielte eine Einnahme von über 400 Thalern. Fr. Ulrich sang die Schummer-Arie der „Selica“, Gounod's Walzer-Arie aus „Margarete“ und Lieder von Lachner und Taubert.

Das k. k. Hofburgtheater zu Wien ist nach beendeten Sommerferien mit Goethe's „Faust“ wieder eröffnet worden.

Richard Wagner arbeitet an einer neuen Oper: „Friedrich von Hohenstaufen“.

Goethe's Geburtstag wurde auf dem Leipziger Stadttheater durch die Aufführung von „Torquato Tasso“ in würdiger Weise gefeiert. Die beiden Gäste vom Hoftheater zu Weimar, Herr Grans und Fr. Busler spielten den „Tasso“ und die „Leonore von Este“ innig und verständnißvoll, Fr. Lemde war eine ganz treffliche „Leonore Sanvitale“ und die Herren Stürmer und Deeg, „Herzog“ und „Antonio“, lösten gleich vorzüglich ihre schönen Aufgaben. Der Wiedergabe der Dichtung ging eine Festouvertüre von Hugo Mund, einem jungen Componisten, voraus, welche eine sehr beifällige Aufnahme fand.

Mad. George Sand hat wieder eine ihrer ländlichen Novellen zu einem Theaterstrumpf umgestrickt. Die aus dem „Le Pressoir“ hervorgegangene dramatische Idylle heißt: „Le Don Juan de village“ und hat drei kurze Aufzüge. Es sind zwei Don Juan's in blauen Strümpfen und Holzschuhen. Der wahre heißt Robin, der falsche Blanchon. Jener reich, schön, kräftig, ein Don Juan von Profession, dieser ein naiver Bursche, der in Robin's Schwester platonisch verliebt ist, aber, von Robin verblendet, ihm nachhastet und sein Helfershelfer wird. So hat er auch die Hand dazu geboten, Gervaise, die Tochter des Pächters Germinet, zu einem Stelldichein in seinen Garten zu locken. Aber die Geschichte kommt an den Tag und es entsteht — freilich schon zu spät, ein großer Scandal, der nur durch eine Heirath reparirt werden könnte. Robin sträubt sich gegen diese Idee und versucht es mit Geld zu pactiren. Er bietet dem Vater der Gervaise eine große Summe und einen Schwiegersohn in der Person Blanchon's, der aus Scham, bei diesem Stelldichein mit im Spiele gewesen zu sein, trotz seiner Liebe zu Marion, in die Heirath einwilligt. Papa Germinet ist einverstanden. Nicht so aber Gervaise. Sie verwirft beides, Geld und Gemahl. Dieser Stolz imponirt Robin, er fählt plötzlich Liebe und will Gervaise nun selbst heirathen. Sie stößt ihn zurück. Er steht vergeblich und will sich schließlich vor ihren Augen erdolchen. Da fällt sie ihm in den Arm und die Geschichte endet mit einer Doppelmariage.

Bildende Künste. Hermann Knauer in Leipzig hat die trefflich gelungenen Marmorbüsten von Marc-Aurel und Karl V. für den Kaiser von Mexiko vollendet. Leider waren sie nicht ausgestellt, sondern wurden direct nach Mexiko gesandt. Jetzt arbeitet der Künstler an den gleichfalls vom Kaiser von Mexiko bestellten Büsten Alexanders des Großen, Karls des Großen, Julius Cäsars und des Kaisers Augustus.

Das Standbild des Buchhändlers Palm vom Bildhauer Knoll ist in der k. Erzgießerei zu München vortrefflich gelungen und ist dasselbe bereits nach Braunau abgeführt worden. Enthüllt wird dasselbe jedoch erst dann werden, wenn günstigere Zeitverhältnisse den deutschen Buchhändlern es gestatten, bei der Festfeier gegenwärtig zu sein.

Das Offiziercorps der preussischen Garde beabsichtigt mit königlicher Genehmigung den im soeben beendeten Feldzuge gefallenen sämmtlichen Kameraden ihres Truppentheils auf einem

der öffentlichen Plätze Berlins ein Denkmal zu widmen, das die Form eines Obeliskens erhalten soll.

Den bei Königgrätz gefallenen österreichischen Kriegern soll auf dem Schlachtfelde ein Monument gesetzt werden. Bereits hat sich unter den Offizieren der dort im Feuer gewesenenen Regimente ein Comité hierzu constituirt. Das Denkmal wird aus Metall gegossen sein und einen Marmorsockel erhalten. Die Enthüllung ist vorläufig auf den Jahrestag der Schlacht, den 3. Juli 1867 festgestellt. Die Zeichnung des Monuments rührt von einem Hauptmann des Geniecorps her. Sobald die Bewilligung des Kaisers erfolgt ist, wird eine Subscription unter den Offizieren in Umlauf gesetzt werden.

Der Genremaler Ludwig Kayenstein in Cassel hat als Anerkennung für seine Leistungen vom König von Portugal das Ritterkreuz des San Jago-Ordens und von der Jury der internationalen Ausstellung in Porto für von ihm ausgestellte und vom Könige angekaufte Gemälde eine Preismedaille erhalten.

Dem Maler Hippolyte Flandrin wurde von seinen Freunden und Verehrern in der Kirche St. Germain-des-Près zu Paris, die der verstorbene Meister mit herrlichen Malereien schmückte, ein Denkmal gesetzt. Entwurf und Ausführung rühren von zwei Freunden des Verewigten, dem Architekten Battard und dem Bildhauer Dubiné her.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Die ganz oder theilweise schwarzen Anzüge scheinen sich jeden Tag mehr und mehr in der Gunst der tonangebenden Damenwelt festzusetzen und die schwarzen Toiletten gelten als das Distinguirteste, was man sehen kann. Es ist dies eine eigenthümliche Geschmacksrichtung, die uns an die ernste altspanische Mode erinnert. Seit einigen Jahren trug man am liebsten die Farben der Halbtrauer — Schwarz mit Weiß, Grau, Violet und Rosa — jetzt beginnt man, sich aus Liebhaberei ganz in tiefe Trauer zu kleiden, wozu die lächelnden, heiteren Mienen und cavaliären Air's unserer Modedamen freilich nicht so recht passen wollen. Wir tabeln die Vorliebe für diese Farben aber durchaus nicht, denn es ist gewiß nicht zu läugnen, daß sie fast jede Dame kleiden und jedenfalls eleganter aussehen, als die schreiend bunten Anzüge, wie man sie häufig genug sah und noch sieht, die scharlachrothen, mexikoblauen, gelben und hortensiarothen Kleider und Ueberwürfe, welche dem Auge förmlich wehthun. Beschreiben wir eine der neuesten schwarzen Toiletten, welche bei ihrem Erscheinen förmliches Furore machte, so einfach sie im Grunde auch aussah.

Man denke sich einen Rock von reichem schwarzen Poul de Soie, rings in Zaden ausgeschnitten und mit schöner Schmelzguimpe verziert; darüber waren wieder eine Reihe Zaden, in schwarzer Seidenstickerei und geschliffenen Schmelzperlen ausgeführt. Dazu ein langer Metternich-Paletot aus schwarzem Kaschmir, über und über mit Schmelzperlen benäht, vorn gerade geschnitten wie ein Kleid à la princesse; er reicht bis an die Knie und die Borththeile endigen unten in sechs große Zaden, die mit Guimpe

eingefaßt und mit Quasten aus Seide und Schmelzperlen besetzt sind. Auf dem Rücken des Paletots sieht man fünf breite Falten, die ebenfalls mit Schmelzquimpe verziert sind und unterhalb der Taille in kleinere Quasten auslaufen. Die Ärmel à la Juive sind bis zum Ellbogen offen und hängen bis an die Knie herab, so daß das lila Seidenfutter vollständig sichtbar ist. Diese ungeheuer langen Ärmel hat man zwar bis jetzt noch wenig, in dessen heißt es allgemein, daß sie für den Herbst und Winter herrschender Styl sein werden, wozu natürlich auch sehr lange Paletots und Mäntel gehören.

Die Taillen der Ballkleider für die kleinen Sommerbälle und Reunion's in Badeorten und auf dem Lande haben neuerdings anstatt der Berten und Puffen bloß Revers, die jedoch nur vorn von beiden Seiten der Taille bis zu den Schultern laufen, ohne den Rücken wieder herabzugehen. Ist das Kleid aus Seide, so werden die Revers ebenfalls aus Seide gefertigt; hat man jedoch zum Beispiel ein weißes Musselin Kleid, so wählt man natürlich die Revers aus buntem Taffet, der in der Farbe mit dem übrigen Auspuge übereinstimmt. Wir sahen in dieser Art ein weißes Tarlatan Kleid, welches sich wirklich reizend ausnahm; unten um den Rock war ein breiter Marie-Antoinette-Volant, darüber fiel eine Tunica aus weißer Tarlatane, durch deren Saum ein rosenrothes Taffetband gezogen war. Die Taille war vorn offen über einem Chemisette aus weißer Seidengaze, mit schmalen Fältchen und Spitzen verziert. Weiße Tarlatane-Revers liefen bis zu den Schultern, wo sie in einer Rose endigten; die Empire-Schärpe aus weißer Seide war vorn durch eine Rose zusammengehalten und hatte hinten zwei spitzig zulaufende Enden, die mit schmalen Tarlataneruchen umgeben und an jeder Spitze mit einer Rose verziert waren. Dies ist das neueste Genre von Balltoiletten, dem Frische, Jugendlichkeit und Geschmack gewiß nicht abzusprechen ist, während es sich leicht in allen Farben variiren läßt.

Modenblatt No. 44. (826.)

(Originalbilder des Moniteur de la Mode.)

1) Promenadetoilette. Kleiner runder Pompadourhut aus Reisstroh mit sehr niedrigem Kopf und abgerundetem flachen Rande, den ein schmales rothes Taffetband mit Schleife und langherabfallenden Enden nebst einem Bouquet Weintrauben aus Stroh verziert. Ueber das Hütchen weg ist eine weiße Tüllschärpe gebunden, die etwas unterhalb des Kinnes durch eine rothe Blume zusammengehalten wird.

Das hellgraue, mit großen rothen Punkten broschirte Taffetkleid mit doppelten Röcken ist nach der Empire-Facon geschnitten und der obere Rock in schräg zulaufende Blätter getheilt, deren jedes von dem Ausschnitt der Taille an herunterwärts immer breiter wird und 45 Centimeter vom Saum entfernt in einem rothen Taffeteinsatz und einer breiten roth und weißen Seidenfranse endigt. Der untere Rock ist nur durch einen unterhalb der Franse angelegten breiten Volant simulirt; sämmtliche Nähte des scheinbar oberen Rockes sowie der Taille sind durch rothe

Taffetstreifen verdeckt. Auch der tiefe viereckige Ausschnitt der Taille ohne Ärmel ist mit einem rothen Taffetstreifen eingefaßt und außerdem bertenartig mit einer breiten roth und weißen Franse garnirt. Diese Taille ist über eine weiße Untertaille aus glattem Musselin gezogen, welche vorn in schmale Falten gelegt und um den Hals mit einer Spitze umgeben ist. Die langen Ärmel endigen unten in eine Puffe und eine Spitzenkrause und werden über der Puffe durch ein rothes Taffetband zusammengehalten, das der rothen Cravatte entspricht.

2) Sommertoilette. Runder Hut à l'Impératrice aus brüsseler Geslecht, mit schwarzem, in lange Enden herabfallenden Sammetband und einem Kirschbouquet geschmückt.

Kleid aus weißem Musselin mit lila Taffetverzierungen; der Rock ist vorn herunter auf beiden Seiten sowie rings herum mit einem breiten gefältelten Musselin-Volant besetzt, über dem wiederum ein lila Taffetstreifen hinläuft.

Die Taille à la Marie Antoinette ist oben offen gleich einem Fichu; sie ist in schräge Falten gelegt, an den Schulternnähten mit gesticktem Einsatz und rings mit einem Musselin-Volant verziert, über dem ebenfalls wie am Rock ein schmaler lila Taffetstreifen angebracht ist. Die Ärmel haben gestickte Ueberschläge; an der Brust ist eine lila Taffetschleife befestigt und die Taille mit einem lila Gürtel umgeben, der hinten in zwei lang auf den Rock herabflatternden Schärpenenden ausläuft.

Fenilleton.

Eine alte Jungfer. Die meisten Damen fürchten sich ganz entsetzlich vor diesem Worte und würden es im höchsten Grade übernehmen, wenn man dasselbe auf sie anwenden wollte — eine Dame dagegen, die den Muth besaß, sich selbst so zu nennen, hat auf diese Weise ihr Glück begründet, und ganz Paris ist gegenwärtig voll von dieser romantischen Begebenheit.

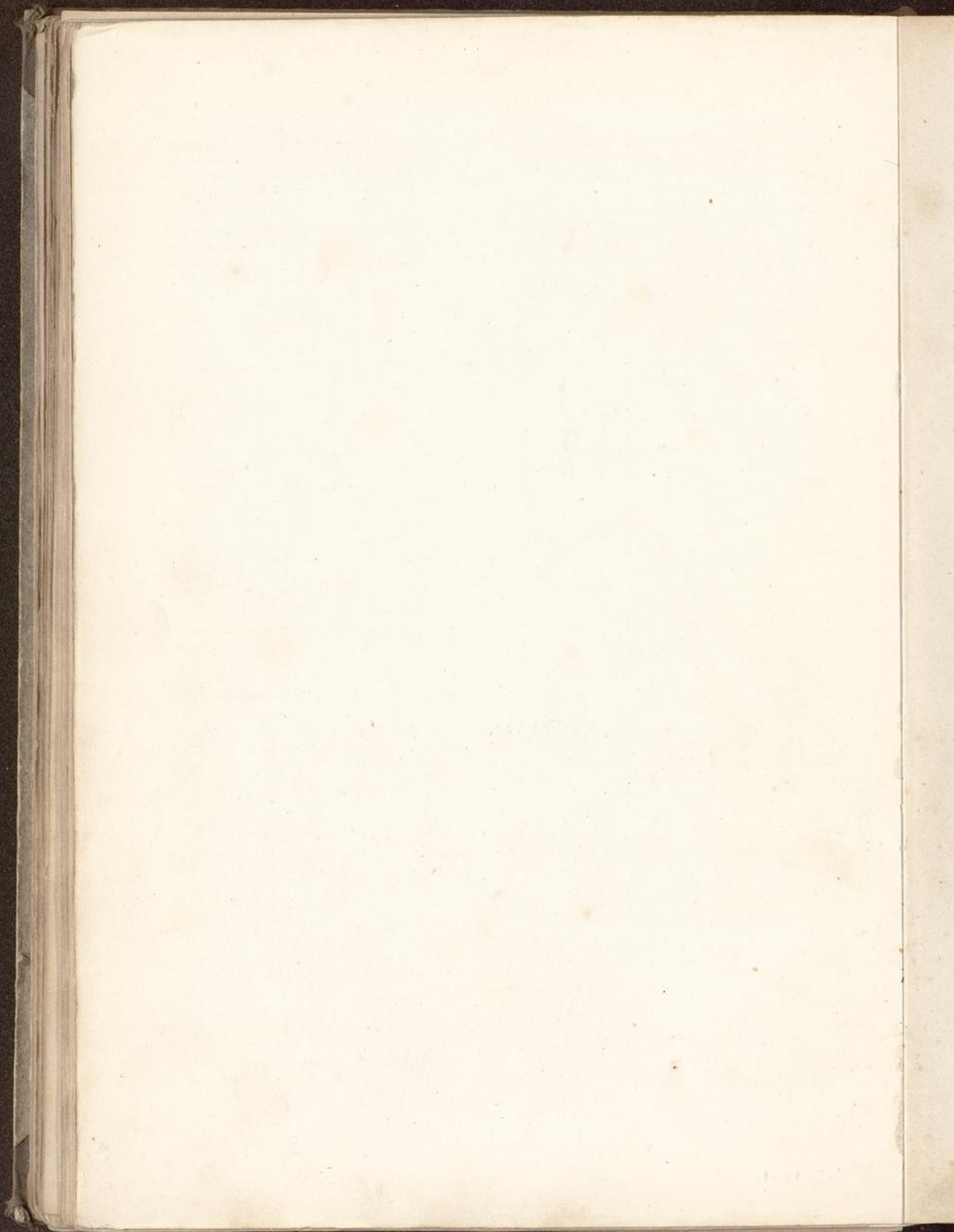
Fräulein v. A. ist nämlich beinahe sechsundzwanzig Jahre alt und noch immer nicht verheirathet, obgleich sie eine ganz schöne Mitgift, einen vortrefflichen Charakter und eine glänzende Bildung besitzt. Ihr einziger Fehler, wenn man dies überhaupt einen Fehler nennen darf, ist der, daß sie zu hübsch ist. Sie ist so hübsch, so außerordentlich hübsch, daß sie dadurch alle Freier abschreckt. Anbeter besaß sie stets eine ganze Legion, denn unzählige Herzen wurden durch den schmelzenden Blick ihrer prächtigen Augen und ihr strahlendes Lächeln in Feuer und Flamme versetzt, aber keiner dieser Anbeter hatte den Muth, um ihre Hand anzuhalten. Warum? Einestheils glaubten sie, wer so schön sei, müsse auch grenzenlos eitel, vergnügungssüchtig und kokett sein, anderentheils wußte man zum Voraus, daß sich noch Unzählige in eine solche Schönheit verlieben würden, und wer bürgte dann für ihre Treue?

Die junge Dame trug ihr Schicksal indessen mit großer Heiterkeit und Gemüthsruhe und fand es gar nicht so schrecklich, daß sie zur Ehelosigkeit verurtheilt schien. Sie brachte diesen Sommer wie gewöhnlich mehre Wochen auf dem Lande bei einer ihrer Freundinnen zu, wo sie wieder alle Männerherzen im



Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravure du MONITEUR DE LA MODE publiée à Paris.



Sturme eroberte, ohne daß sie sich große Mühe deshalb gab. Sie war die Königin aller Feste, allein trotz aller Triumphe fand sie doch keinen Freier. Eine so heitere und geistreiche Dame machte sich indessen wenig aus Bällen und dergleichen Vergnügungen, die sie zur Genüge und zum Ueberdruße genossen hatte; vielmehr gefielen ihr dagegen die Landpartien und Ausflüge nach den in der Umgebung gelegenen Schlössern und schönen Punkten. So hatte man auch eines Tages eine benachbarte Besichtigung besucht, dessen Eigenthümer abwesend war, und Fräulein v. A. erfreute sich innig an der prächtigen Aussicht von einem Thurme des Schlosses. Nach einem langen Spaziergange in dem reizenden Park begab sich die ganze Gesellschaft zuletzt noch in das Zimmer des Castellans, wo Alle ihren Namen in das Besuchsregister eintrugen; zuletzt ergriff auch unsere Heldin die Feder und unterschrieb mit einem humoristischen Lächeln: „Abel von A., eine alte Jungfer.“

Am Abend, als der Eigenthümer des Schlosses, der, obgleich er schon zu Anfang der Vierziger, noch unverheirathet war, von seiner kleinen Reise heimkehrte, erhielt er aus den Händen des alten Castellans das Besuchsregister und blätterte es gemächlich durch, während er seinen Abendimbiss einnahm. Da fiel ihm auf der letzten Seite die eigenthümliche Unterschrift von der zierlichsten elegantesten Damenhand in die Augen. Der mutige Geist, der sie dictirt hatte, frappirte ihn; er verfiel in ein tiefes Grübeln, dachte an sein einsames Dasein, seinen öden Herd und es ging ihm der bekannte Ausspruch im Kopfe herum: „La vie de garçon est un superbe déjeuner, un passable diner, mais un misérable souper.“

Er sah im Geiste sein prächtiges Schloß durch die Gegenwart einer Frau, durch das fröhliche Lachen munterer Kinder belebt, und fand schließlich den Gedanken fernerer Einsamkeit so unerträglich traurig, daß er den kühnen Entschluß faßte, sich doch noch zu verheirathen. Dabei betrachtete er immer wieder die merkwürdige Unterschrift, die seine Phantasie mächtig beschäftigte, und dachte: — In dieser „alten Jungfer“ fände ich vielleicht, was mir fehlt: Eine Frau von dreißig Jahren oder etwas darüber, die klug und geistreich genug ist, um mein Leben heiter und glücklich zu gestalten. Aber wer kann sie sein?

Er sah noch einmal nach, in welcher Gesellschaft sie sein Schloß besucht habe, und der Zufall wollte, daß ihm die mit ihr gekommene Familie nicht unbekannt war. Nun war sein Entschluß gefaßt. Er wollte die ungewöhnliche Dame um jeden Preis kennen lernen.

Am folgenden Vormittag machte er seinen Besuch bei Abelens Freundin und sah auch die junge Dame selbst, welche in einer Ecke des Zimmers ruhig an einer Stickerei arbeitete. Es kam ihm jedoch nicht im Entferntesten in den Sinn, daß dieses schöne junge Mädchen der Gegenstand seiner Träume sein könnte, sondern er wendete sich mit den Worten an die Dame des Hauses:

— Gnädige Frau, Sie haben mir gestern die Ehre eines Besuchs erwiesen, allein ich war unglücklicherweise eben abwesend, was ich um so mehr bedaure, als Sie von einer Dame begleitet waren, die eine ganz eigenthümliche Unterschrift auf meinem Register hinterließ, die meine ganze Neugierde wachgerufen hat.

— O, entgegnete die Dame, achten Sie weiter nicht darauf,

es war hier die kleine Schelmin, die sich einen Titel beigelegt hat, der, wie Sie sehen, eine reine Annäherung von ihrer Seite ist.

Jetzt erst wurde die Aufmerksamkeit des Besuchers auf das junge Mädchen gelenkt, die er bei weitem schöner fand, als er sich eigentlich seine künftige Gattin gewünscht. Indessen machte er für sich die Bemerkung: „Wenn Jemand lange Zeit einen Schatz sucht und ihn endlich noch werthvoller findet, als er gehofft — wird er sich deshalb ärgern? Nein, gewiß nicht. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht ebenso denken sollte.“

Kurz, unser Cavalier machte nähere Bekanntschaft mit Fräulein v. A., liebte sie von Tag zu Tag mehr, hielt um ihre Hand an, erhielt das Jawort und feierte vor ganz kurzem seine Vermählung mit der Dame seines Herzens, die nun nicht mehr das Recht besitzt, sich als „alte Jungfer“ zu unterschreiben. — r.

Hinterindische Etikette. In den malayischen Ländern zeigen die Sonnenschirme den Rang des Besitzers an, wie in Europa die Epauletten den Rang der Offiziere. In Java werden siebenundzwanzig verschiedene Rangstufen durch die Schirme bezeichnet, deren Farben durch den Generalgouverneur im Rathe ebenso genau festgestellt sind, wie die Uniformen in Europa. Die vornehmsten sind weiß mit goldenen Rändern, dann folgt dem Range nach grün, blau, braun in verschiedenen Anordnungen. Nur bei den ersten sechs Rangstufen sind die Ränder von Gold, bei den übrigen bloß gelb.

Auch in Siam spielt der Sonnenschirm eine große Rolle; ein solcher Schirm mit mehren Stockwerken übereinander ist ein Attribut des Königs und figurirt auf dem großen Staatsiegel zu beiden Seiten der pyramidalen Krone. — r.

Ein trenloser Bräutigam. Ein hamburgischer Agent machte in letzter Zeit dort viel von sich reden, da er die entschiedensten Anlagen zu einem Don Juan verrieth.

Bei Gelegenheit eines Familienfestes war er mit der Tochter eines Kaufmannes bekannt geworden, und schon nach kaum dreiwöchentlicher Bekanntschaft bot er der jungen Dame Herz und Hand an, welche diese kostbaren Güter denn auch nicht verschmähte und sich mit ihm verlobte. Nach vierzehntägiger glücklicher Brautenschaft kommt die jüngere Schwester der Braut aus der Pension nach Hause, um den Schwager in spe kennen zu lernen, und siehe da, welches Verhängniß! Kaum hat er den hübschen, munteren kleinen Bäckfisch gesehen, so fühlt er zu spät, daß sie die eigentlich für ihn Passende, die Auserwählte seines Herzens sei, und verliebt sich Hals über Kopf in die kleine Schwägerin, der diese anbetende Huldigung gar nicht mißfällt. Die ältere Schwester, die verlobte Braut, sieht dieses aufkeimende Verhältniß; ihr wird bange, daß sie die Rolle einer Doris zwischen einem neuen Bürger und seiner Molly spielen solle, und sie beschließt, lieber vor der Hochzeit zu entsagen. Sie tritt also edelmüthig zurück, legt die Hände ihres Bräutigams und ihrer Schwester in einander und veranlaßt so eine höchst rührende romantische Scene.

Abermals wird eine Verlobung gefeiert — der Bräutigam ist derselbe geblieben, nur die Rolle der Braut ist in andern Händen — die Kleine ist ganz kindisch glücklich und voll Jubel; was werden ihre Pensionsfreundinnen staunen, wenn sie hören, daß sie sich, kaum nach Hause zurückgekehrt, schon verlobt hat! Aber die Brautenschaft bereitet ihr auch schon Sorgen. Der Geburtstag

des Bräutigams ist wenige Tage darauf und was soll sie ihm schenken? Der Papa hilft ihr endlich aus der Verlegenheit, indem er ihr ein silbernes Cigarrenetui giebt, das dem Verlobten auch große Freude zu machen scheint.

Doch ihre Freude soll von kurzer Dauer sein! Acht Tage nach der Verlobung wird der Bräutigam mit einem Male auffallend kühl, kommt immer seltener und endlich gar nicht mehr, denn eine Cousine von ihm ist aus England angekommen, die ihn völlig zu fesseln scheint.

Eines schönen Tages schreibt er seinem Bräutchen einen niederschmetternden Brief, in dem er sie bittet, ihre Verlobung als aufgehoben zu betrachten, da ihn sein Herz unwiderstehlich zu seiner Cousine hinzöge.

Kaum hatte er den Verlobungsring zurückerhalten, so schenkt er ihn der Cousine, die ihm jedoch umsichtigerweise die Bedingung stellt, daß die Hochzeit zwei Tage darauf stattfinden müsse, da sie seiner Treue nicht gehörigen Glauben schenke. Das geschah denn auch, denn dem neuen Sterne folgte er blindlings — die Cousine war reich, reicher als seine beiden ersten Bräute.

Jetzt ist das Pärchen auf seiner Hochzeitsreise in England, und wer weiß, wie oft sich der junge Ehemann während dem wieder verklebt! Die verlassenen Schwestern haben jedenfalls nicht viel an ihm verloren.

Eine Vermählung. Am 9. August fand in Paris die Vermählung des Herzogs von Elchingen, Escadronchef, mit Fräulein Heine, Adoptivtochter des Herrn Furtado und Nichte von Heinrich Heine, dem Dichter der Reisebilder, statt.

Der Herzog von Elchingen ist der Enkel des Marshalls Ney, Neffe des Generals Fürsten von der Moskwa, Adjutant des Kaisers und Großjägermeister, und Cousin der Herzogin Perigny.

Die Mitgift, welche die junge Herzogin ihrem Gemahle zu bringt, ist fürstlich, denn sie beträgt zehn Millionen Franken.

Eine Industriellerin. In Paris ging kürzlich ein junger Mann, der gern die Zeit bis zu einer bestimmten Stunde, wo er sich mit einem Freunde Rendez-vous gegeben hatte, hinbringen wollte, auf dem Quai Voltaire auf und ab und trat dann in eine Kunsthandlung, wo er einen Carton mit Bildern der Reihe nach ansah. Gleich darauf trat eine alte, anständig aber ärmlich gekleidete Frau in denselben Laden und sagte mit zitternder Stimme zu dem Eigentümer desselben: — Mein guter Herr, wie viel kostet dies Bild des Doctor Trousseau, welches da in der Auslage hängt?

— Dreißig Sous.

— Dreißig Sous! Ach Herr Jesus, wie traurig, daß es so theuer ist! Ich muß Ihnen sagen, lieber Herr, daß Herr Trousseau mein ehemaliger Herr ist, der wie der liebe Gott selber gegen mich war. Ich wäre so glücklich, wenn das Bild bloß fünf Sous kostete! Aber das ist Alles, was ich darauf wenden kann, meine ganzen kleinen Ersparnisse!

Dabei liefen ihr die Thränen über die gefurchten Wangen herab.

Der Kaufmann wurde ganz gerührt und sagte: — Hier, liebe Frau, nehmen Sie das Bild und behalten Sie Ihre fünf Sous.

Alte, treue Diensthöten sind heutzutage etwas Seltenes. Die gute Alte verließ den Laden unter den innigsten Danksgungen und Segenswünschen.

Eine Viertelstunde später, als der junge Mann zehn Schritte weiterhin in einem anderen Bildladen stand, trat die nämliche brave alte Frau herein.

— Mein guter Herr, was kostet dies Bild des Herrn Dr. Belpreau dort in der Auslage?

— Dreißig Sous.

— Dreißig Sous! Ach, Herr Jesus, wie traurig, daß es so theuer ist u. s. w., — kurz, ganz dieselbe Litanei wie vorhin.

Und wie der erste Kunsthändler das Bild Trousseau's hergegeben hatte, so ließ sich der zweite ebenfalls rühren und gab das Belpreau's hin.

Der junge Mann schwieg, da er neugierig war, wie sich die Sache weiter entwickeln werde.

Am folgenden Sonntage besand er sich im Bois de Boulogne; auf dem großen Plage herrschte ein reges Treiben und Drängen, und wen sieht er inmitten des dicksten Menschenschwarmes? Niemand Anderen, als die gute Alte mit den Bildern!

— Sehen Sie, meine Herren, rief sie mit lautkreischender Stimme, wählen Sie sich aus! Hier sind die Porträte unserer ersten medicinischen Berühmtheiten von der Hand unserer ersten Künstler! Fünfzig Centimes das Stück! Alle zur Auswahl! Sehen Sie, meine Herren, wie billig ich Ihnen die Bilder lasse, die man überall mit fünf bis zehn Francs bezahlen muß.

Unser junger Mann trat näher; da schaukelten sich Trousseau, Belpreau, Rélaton, Ricord, Piorry u. s. w. an einem langen Bindfaden in den Lüften.

Unser Bekannter begann schüchtern zu der alten Frau: — Meine gute Dame, könnten Sie mir den Rélaton hier nicht etwas billiger lassen? Ich muß Ihnen sagen, er war mein früherer Herr und ich besitze diesen Augenblick bloß fünf Sous!

Die Alte blickte ihn eine Weile ganz bestürzt an, aber sie sagte sich schnell wieder.

— Nach, daß Du fortkommst, Du Spitzbube! schrie sie, dunkelroth vor Zorn, und ballte ihre Fäuste vor des Käufers Nase. Augenblicklich nahm die Menge für sie Partei, und der Spaßvogel mußte eilen, sich so schnell als möglich vor dem Geschrei und den Thätlichkeiten der Versammlung zu retten.

Der Ursprung des ministeriellen Fischessens. Das ministerielle Fischessen, das in Greenwich jedes Jahr kurz vor dem Schlusse der Sitzungen des Parlaments gegeben wird, ist allgemein bekannt, doch über den Ursprung desselben wird das Publicum jetzt erst durch das „Athenäum“ belehrt. In frühern Zeiten pflegte Sir Robert Preston, das Parlamentsmitglied für Dover, wenn sich der Schluß der Parlaments-Sitzungen näherte, den Staatssecretär des Schazes, George Rose, auf seine Fischerei-Cottage am See Dagenham in Essex einzuladen. Auf der Tafel fanden sich dann stets Fische, Wildpret und seltne Weine. Später wurde Pitt regelmäßig zu dieser Partie eingeladen. Um es dem Minister bequemer zu machen, verlegte Sir Robert Preston das Mahl später nach Greenwich, und zu der Zahl der eingeladenen Gäste kamen noch Lord Camden und Herr Long (später Lord Farnborough). Da außer diesen bald noch mehr Gäste eingeladen

wurden, so kam man überein, daß Sir Robert Preston jährlich nur einen Rehbock und den Champagner für das Mahl liefern sollte, während die andern Gäste alle übrigen Kosten gemeinschaftlich zu übernehmen hätten. So standen die Sachen bis zu Pitt's Tode, nach welchem Sir Robert Preston fortfuhr, jährlich, gewöhnlich am Montage nach dem Trinitatisfeste, Einladungen ergehen zu lassen, unter denen die Mitglieder des Cabinets stets einbegriffen waren. Das dauerte bis zum Tode von Sir Robert, welcher 1834 erfolgte. Dann gingen die Einladungen von Lord Farnborough aus und von dieser Zeit an wurde das „Fischessen“ eine jährliche Einrichtung, womit die Cabinetsminister und deren Freunde das in der Kürze in Aussicht stehende Ende der anstrengenden Arbeiten und das Beginnen der eingebildeten Ferientage feiern.

Stand der Frauen im europäischen Orient. In Konstantinopel warf neulich ein Herr in einem Café zum Scherz die Frage auf: „Was ist eine Frau?“ und erhielt darauf folgende belehrende Antwort:

Der Türke sagt: Eine Gefangene.
Der Albanier: Eine Skavin.
Der Serbe: Eine Dienerin.
Der Bulgare: Eine Gesellschafterin.
Der Jude: Eine Mitgenossin.
Der Grieche: Eine Herrscherin.

Nach dem Congresse von Wien versicherte man dem Könige von ***, er habe alle Herzen gewonnen. — Aber, versetzte er, nicht Eine Seele.

Albumblätter.

Versäume keine Pflicht, und übernehm
Nicht eine neue, bis Du allen alten
Genug gethan! Was sich mit diesen nicht
Verträgt, das weise von Dir; sonst verwickelst
Du Dich in Dornen, die Du nicht mehr lösest.

Leopold Schöfer.

— Und was ewige Zeit
Als Recht geehrt, das hat Natur auch
Selber gegründet.

Euripides.

Kanonen- und Flinten-Kugeln sind oft Fleck-Kugeln zum
Reinigen der beschmutzten Welt.

Ludwig Börne.

Räthsel und Aufgaben.

Es bilden, Räthselfreund, die ersten beiden Zeichen
Ein kurzes Wort
Und lassen dennoch Dich, wenn sie Dein Ohr erreichen,
Gewiß nicht fort.
Um eins vermehrt, hemm' ich nicht bloß die Schritte —
Ich rufe Dich!
Noch eins, und was es sei, lehrt in des Sommers Mitte
Der Apfel Dich.

Hätt'st Du ihn nicht, getäuscht durch falscher Reife Zeichen,
Zu früh gepflückt,
So hätt' im Ganzen dann, im frucht- und traubenreichen,
Er Dich erquidt.

Vier Zeichen nähren täglich Dich,
Du kannst sie nicht entbehren.
Drei Zeichen röthen frühe sich,
Zwei werden 's Sprechen wehren.

Wann ist's immer eins, ob man Böses thut?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 35.

Freiherr.

Pflanze — Lanze.

Bucharest.

Es ertrinken mehr im Kruge, als in der See!

Briefpost.

Herrn Stud. jur. C. L. in Dessau. Sie haben die Wette verloren; die betreffende Auflösung lautet: Tauben, die unter dem Dache sind, sind vor dem Stohvogel geborgen.

Herrn Jul. St. in Bremen. Eine directe Zuschrift würde von größerer Wirkung sein; wir wissen, daß die betreffende Persönlichkeit, trotz ihrer hohen socialen Stellung, stets ein offenes Ohr für derlei Gesuche hat. Hr. M. L. und K. C. in D. Sehr gut gerathen. Für die Räthsel und Aufgaben unsern höflichsten Dank.

Hr. v. C. a. N. b. Sch. Als ein sehr gutes Mittel, eine trockene Haut geschmeidig und glatt zu erhalten, wird von englischen Aerzten die Wachsseife empfohlen. Man nimmt reine, venetianische oder marseiller, oder eine gute Kernseife, schabt dieselbe fein, läßt sie im Wasserbade zergehen, rührt auf 16 Theile Seife 1½ bis 2 Theile reines Bienenwachs hinzu und gießt, nachdem man das Wasser langsam hat verdampfen lassen, die Masse in beliebige Formen, oder ballt Kugeln, die man in einem scharfen Blech mit kreisrunder Oeffnung abdreht.

Hr. Geh. Räthin S. in Bonn. Der bevorzugte Stoff dieser Saison ist jedenfalls der Foulard, dieser weiche Seidenstoff, der sich wie Leinwand waschen läßt und Eleganz mit Einfachheit verbindet. Die Roben mit weissen Grunde sind die beliebtesten.

Herrn Dr. A. W. in Br. In diesem Sommer unmöglich.
Hr. v. C. in Turin. Das Porto würde mehr als der Gegenstand selbst betragen, deshalb haben wir mit Anlauf und Sendung desselben noch gezögert und schlagen Ihnen vor bis zur nahen Messe warten zu wollen, wo sich vielleicht eine Gelegenheit der Uebermittlung finden würde. Ein Schweigen Ihrerseits soll uns Zustimmung sein.
Hr. A. S. in P. Sehr gern.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1½ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4½ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei ¼, ½ und ¾ Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürer'sche Buchhandlung in Leipzig.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, deren Ziehungen wie folgt festgesetzt sind:

3. Classe	4. Classe	5. Classe
17. September	8. October	5. — 21. November

hat der Unterzeichnete ein grosses Lotterie-Compagnie-Spiel arrangirt; es werden dazu 1400 Antheilscheine, von No. 1 bis 1400, ausgegeben, wovon ein jeder 3268 Loos-Nummern hat, die 1400 ganze Loose bilden; der Antheilschein kostet 51 Thlr.; hierauf werden bloß 25 Thlr. bezahlt, während der Rest von 26 Thlrn. gleich auf Abrechnung geht.

Gegen 25 Thlr. wird ein solcher Antheilschein erworben und er wird bis in die entferntesten Gegenden versandt; zwei Personen, selbst drei, vier, fünf können zusammentreten und einen solchen Antheilschein nehmen.

Einer jeden Renovation wird der Inhaber überhoben; nach erfolgter Inempfangnahme eines solchen Scheines braucht sich der Inhaber nicht früher als nach Schluss der Lotterie darum zu kümmern. Die Original-Loose sind bei den Herren **Kind, Kuntze & Prenner** hier deponirt.

Das Resultat nach jeder Classenziehung und nach erfolgter Ziehung 5. Classe wird in der Brockhaus'schen Zeitung, Leipziger Zeitung, Leipziger Tageblatt etc. bekannt gemacht.

Der 24. Theil der ganzen Lotterie gehört den Nummern nach zu diesem Compagnie-Spiele und es sind viele ganze Loose dabei; ein glücklicher Zufall kann das ganze Geschäft sehr werthvoll machen, so dass schon vor Ziehung 5. Classe Dividenden gewährt werden können. In jedem Falle ist es das grösste Compagnie-Spiel, was jemals dagewesen ist, und dieserhalb hoffe ich auch auf keinen geringen Erfolg mit der Entnahme solcher Scheine.

Gegen gefällige Einsendung oder Baarzahlung von Thlr. 25. werden diese Compagnie-Scheine sofort von mir expedirt und ausgegeben.

Leipzig, im September 1866.

August Kind.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe Thlr. 1555. 25 Ngr. 7 Pf.
in der 2. Classe „ 2061. 24 „ — „
Summa bis jetzt: Thlr. 3617. 19 Ngr. 7 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie

mit den bekannten Hauptgewinnen

hat nunmehr folgende Ziehungstage:

17. September für die 3. Classe
8. October = = 4. „
5. November = = 5. „

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25½ Thlr., Viertel à 12¾ Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12½ Sgr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlrn. pro ¼, 10 Thlrn. pro ½, 5 Thlrn. pro ¾, 2½ Thlrn. pro 1 und creditire den Einsatzeß bis zu einer zu nennenden späteren Frist, wohingegen ich bei Volleinzahlung der Einsatzeßbeträge **Vollloose**, die für 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tauber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesetzlich garantirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Sangerhausen**.

Zur gänzlichen Vertreibung der

Sommersprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Köthly i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.



Redacteur: Dr. H. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Zwei Stiefkinder.

Novelle

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Schluß.)

Da meine gute Stiefmutter eine Frau wie jede andere war, so konnte sie, den Zusammenhang wol rasch errathend, ein Lächeln nicht unterdrücken über die Schlaueheit, mit welcher der Todtengräber seine Tochter vor mir geborgen hatte, dann nahm sie mich beim Kopfe und küßte mich rechtschaffen, hierauf aber las sie eben so tüchtig dem Todtengräber den Text, der jetzt wieder zu sich gekommen war und zu schelten und mich zu verwünschen begann.

„Schämt Euch, Ihr alter Mensch,“ sagte sie, „der Ihr täglich den Tod vor Augen habt und also auf das junge unschuldige Blut loszieht. Schämt Euch, die Bosheit, die Ihr auf meinen Mann habt, da auf den armen Kerl auszudehnen, dem es leider Gottes ohnedem bei uns zu Hause auch schlecht genug geht! Und wenn es Euch verdrossen hat, daß er da heraus zur Else kommt, warum habt Ihr's gelitten?“

„Mir ist er wenig unter die Augen gekommen,“ sagte der Alte brummend.

„Desto schlimmer,“ rief meine Mutter, „und Ihr seid da gerade so einfältig in Eurer Bosheit, wie mein

Mann, der auch zufrieden war, wenn der Fritz ihm nur nicht in den Weg kam. Nun er wird bald genug uns Allen aus dem Wege und aus den Augen sein.“

Der Todtengräber knurrte und brummte unverständliche Worte, aber es schien, als traue er sich doch nicht recht mit meiner Stiefmutter in ein regelrechtes Zungengefecht einzulassen, und diese sagte:

„Schafft jetzt dem Jungen etwas zu essen und dann habt Ihr ihn zum Längsten gesehen. In einer Viertelstunde schon muß er fort sein!“

Else sprang unaufgefordert in das Haus und als wir anderen Drei nachgekommen waren, stand schon Brod, Butter und kaltes Fleisch auf dem Tische, und merkwürdiger Weise schien der Alte jetzt einige gelinde Anwandlungen von Gastfreiheit zu verspüren, denn er forderte mich, freilich mit ziemlich saurer Miene, auf, zuzulangen.

Geschah das aber auch nur, um die in Aussicht gestellte Viertelstunde möglichst abzukürzen, ich hieb wacker ein, und wirklich befand ich mich kurze Zeit darauf bereits mit meiner Stiefmutter auf einem wenig besuchten Feldwege, und wir schritten tüchtig aus, um so bald als möglich den nicht weit entfernten Wald zu erreichen.

Von Else hatte ich kurzen Abschied genommen. Sie reichte mir ernsthaft die Hand und sagte: „Lebe wohl, es bleibt dabei!“ Dann ging ich. Vierundzwanzig Stunden früher hätte sich das wahrscheinlich ganz anders gestaltet und sie hätte gejammert und geweint, nun aber vergoß sie nicht eine einzige Thräne.

Als wir aber nun den Friedhof im Rücken hatten, theilte mir meine Stiefmutter erst ihren Plan mit, da sie, wie sie sagte, dem alten Todtengräber nicht recht traue. Schon früher hatte sie meinetwegen an einen Verwandten, einen Förster, geschrieben, der in den Bergen und mitten im Walde auf seiner Försterei saß. Zu dem sollte ich jetzt in die Lehre, und sie hatte mir ein Paar Zeilen an ihn mitgegeben, die mir die Aufnahme sichern würden und zugleich im Nothfalle auch bei mir gefunden werden durften. Ausführlicher wollte sie in einigen Tagen an ihn schreiben. Die Wunde, die ich dem Franzosen beigebracht, sei gerade nicht gefährlich, sagte sie mir ferner, aber man suche deshalb doch in der Stadt noch allenthalben nach mir, und es würde mir schlimm gehen, wenn sie meiner habhaft werden sollten.

Wir hatten unter solchen Gesprächen den Wald erreicht und machten jetzt Halt; meine Stiefmutter brachte aus ihrem Marktkorbe ein kleines Bündel hervor, was meine nothwendigste Wäsche enthielt, versprach das Uebrige nachzusenden, und nachdem sie mir ein Päckchen Geld in die Hand gedrückt und den Weg zum nächsten Dorfe beschrieben, von wo aus ich mich weiter fragen sollte, küßte sie mich, bitterlich schluchzend, und sagte:

„Ich weiß, Du armes Kind, daß Du mir es nicht anrechnest, daß es Dir bei uns so schlimm ergangen, ich hoffe aber, daß Du nun bessere Tage erleben wirst. Und fehlt Dir etwas, so schreibe nur mir. Er, Du weißt schon, wen ich meine, wird wol auch noch Vernunft annehmen; aber es mag kommen wie es will, so bleibe ich immer Deine getreue Mutter, und weiß Gott im Himmel, daß ich meine eigenen Kinder nicht um ein Haar lieber habe, als Dich, Du armes, geschlagenes Stiefkind!“

In meinem ganzen Leben habe ich nicht so abscheulich gestennt, als dazumal, und dazwischen sagte ich der guten Frau alles Liebe und Gute, was mir nur einfiel. Dann aber trennten wir uns; ehe sie jedoch ging, sagte sie noch:

„Wegen der Else sei außer Sorgen. Ihr sage ich schon, wo Du steckst und wie Dir's geht, und macht ihr es der alte Todtenvogel zu bunt, so verschaffe ich ihr einen Dienst.“

Das war mir freilich ein großer Trost, als ich jetzt da in die Welt hineinlief, von der ich weniger als Nichts kannte, und die mir noch zehnmal größer vorkam, als sie wirklich ist. Deswegen aber fand ich meinen Förster doch und die Försterei kam mir vor wie das Himmelreich, denn der Förster war ein so braver Mann, wie seine Base, meine Stiefmutter. Einen doppelten Stein aber bekam ich bei ihm im Brete, als diese meine

Sachen schickte und ihm schrieb, wie ich es mit dem Franzosen gehalten. Nebenher aber muß ich bemerken, daß in dem Briefe meiner Mutter auch ein Briefchen von Else an mich mit eingeschlossen war, und daß wir uns von jener Zeit an regelmäßig durch ihre Vermittelung schrieben, bis ich abermals in eine schlimme Geschichte gerieth.

Von dieser aber will ich gleich sprechen und nur vorausschicken, daß ich wacker lernte, bald Gehilfe wurde und mit ein und zwanzig Jahren, also fünf Jahre nach meiner Flucht aus der Stadt, ein tüchtiger Forstmann und Jäger war.

Das war gut; schlimm aber war's, wie es zu jener Zeit in Deutschland ausah. Spectakel und Krieg in allen Ecken, und hatte man heute blaue Soldaten abgefüttert, so fütterte man morgen weiße, übermorgen rothe und so alle Couleuren durch. Wir zwar in unserer Waldförsterei merkten eben nicht viel davon, desto ärger aber war es draußen, und der selige alte Herr — der Vater des jetzigen, Ihres Herrn Onkels — hatte da manche harte Nuß zu knaden, was so viel sagen will, daß er schwere und übergroße Ausgaben hatte von wegen der Einquartierung, der Kriegssteuer, der Brandschatzung und anderer Molestirung. Revenuen und Pachtgelder langten da oftmals nicht, und wo also das Feld nicht ausreichte, mußte der Wald aushelfen, und wir verwandelten manchen guten alten Stamm in goldene Ducaten, die wir dann dem Herrn durch sichere Gelegenheit zuschickten.

Einige Male schon hatte ich die Goldrüpel in die Stadt gebracht und hatte mich stets glücklich durchgeschlagen, und so gab mir denn eines Tages mein Förster wieder eine Summe, größer als jemals vorher, um sie zum Herrn zu tragen. Ich bekam einen Brief, in welchem andere Dinge und vom Gelde kein Wort stand, dann kroch ich in eine Bauernjacks, in welche so vorsichtig wie möglich das Gold eingnäht war, und machte mich auf den Weg.

Natürlich glauben Sie jetzt, daß mir mein Schatz abgejagt worden sei, denn Geld vergraben und einnähen war zu jener Zeit ein schlechter Schutz, und jedes Kind kannte die Kniffe. Gott sei Dank aber kam ich glücklich zum alten Herrn, der eine große Freude hatte und mir beim Austrennen half, wobei er die Jacke mehr als nöthig verschnitt.

Beim Heimwege aber kam ich in des Teufels Klauen, das heißt in die österreichischen Werber, welche dieselbe Vorliebe für lange, starke Burschen hatten, wie die Herren Preußen.

Freilich sagt man, daß, um regelmäßig geworben zu werden, es nöthig sei, Handgeld zu bekommen und auf

das Wohl des Landes- und Kriegsherrn getrunken zu haben. Ist das aber wirklich der Fall, so wurde ich eben unregelmäßig geworben; denn da ich weder trinken, noch Geld annehmen wollte, begnügte man sich, mir eine Uniformmütze auf das Haupt zu setzen und mir Glück zu wünschen, daß ich nun die Ehre habe, ein Soldat Seiner Majestät des Kaisers zu sein.

Ich antwortete mit Faustschlägen, sprang durch ein Fenster und sehr wahrscheinlich wäre ich glücklich entkommen, hätten die Werber nicht einige Husaren bei sich gehabt, welche mich, ehe ich den Wald erreichen konnte, einholten und wieder zurückbrachten. Ich war also eigentlich gepreßt worden, die Sache an sich blieb sich aber gleich, und ich wurde einige Tage darauf mit mehren andern, mehr oder weniger regelmäßig geworbenen Recruten fort und weit hinein nach Oesterreich gebracht, wol weniger, um uns nach dem ausgestandenen Schrecken durch die Reise eine kleine Erholung zu verschaffen, als um uns das Desertiren zu erschweren oder unmöglich zu machen.

Ich kann nicht sagen, daß ich als Soldat allzu schlimm behandelt worden wäre, ja es ist vielleicht möglich, daß ich sogar weiter gekommen wäre. Aber ich hatte keine Lust weiter, sondern einfach das Verlangen, fort zu kommen und fügte mich vorläufig in Geduld, um hierzu eine passende Gelegenheit abzuwarten. Nach Hause schrieb ich freilich öfters, der Mutter und Elise sowol, als auch meinem Förster, aber ich erhielt keine Antwort, und das zwar einfach aus dem Grunde, weil kein einziger meiner Briefe an seine Adresse gelangte. Ich ward als todt betrauert, und noch heute danke ich Gott, daß ich erst in die Hände der Werber fiel, als ich jenes Geld richtig abgeliefert hatte, da man sonst ohne Zweifel den schlimmsten Verdacht auf mich geworfen hätte.

Nach vierzehn Monaten bekam unser Regiment plötzlich den Befehl, wie man jedes Mal zu sagen pflegte, „in's Reich“ aufzubrechen, und jetzt begann, wie ich glaubte, mein Weizen zu blühen, das heißt, dort mußte sich günstige Gelegenheit zur Flucht ergeben und ich beschloß, auf jede Gefahr hin davonzugehen.

In der That schien sich auch Alles auf das Beste zu gestalten. Mehr und mehr näherten wir uns meiner Heimath und ich hatte keinen andern Gedanken mehr, als wie ich mich am zweckmäßigsten davonmachen könnte.

Es ist aber eine eigenthümliche Sache! Wie gewisse Krankheiten in der Luft liegen, oder besser schweben, so ist das auch mit Ideen und Gedanken der Fall, mit guten und schlimmen, mit geistreichen und verrückten, und jenes Mal schien das Desertiren in der Atmosphäre zu stecken, denn wir hatten zu keiner Zeit so viele Aus-

reißer, als eben jenes Mal und merkwürdiger Weise liefen Burschen fort, welche im Entferntesten nicht dort in der Nähe zu Hause waren und also nicht wie ich auf zuverlässigen Unterschlupf rechnen durften.

Eine der zweckmäßigsten, wenngleich für den Betreffenden mit mehrfachen Unannehmlichkeiten verknüpfte Maßregel, um den Leuten das Desertiren zu verleiden, ist das Spießruthenlaufen. Aber obgleich dasselbe mehrmals bei wieder eingebrachten Unglücklichen in Anwendung gebracht wurde, nahm doch das Davongehen eher zu als ab, und in Folge dessen schwur der Oberst, daß er den nächsten wieder eingefangenen Fahnenflüchtigen erschießen lassen werde.

Ich kann nicht sagen, daß diese Aussicht für mich viel Abschreckendes gehabt hätte, so sehr verrannt war ich in meine Pläne, und ich beschloß sogar, sie schon in der nächsten Nacht nach jener Androhung auszuführen, und das zwar aus folgenden Gründen.

Wir lagen in einem Landstädtchen, etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt, in welcher ich meine Jugendzeit verlebt hatte und acht oder zehn Stunden weit von meiner alten, lieben Försterei. Hatte ich diese erreicht, so war ich unbedingt geborgen, und dorthin zu kommen schien mir nicht schwer, da ich in nicht weiter Entfernung von der kleinen Stadt so ziemlich genau alle Wege und Stege kannte. Der nächste Tag war ein Masttag, dann aber ging es weiter, und je ferner von der Heimath, je größer die Schwierigkeiten des Entkommens und sich Bergens.

Heute Abend also!

Meine Flucht führte ich auf die allereinfachste Weise aus. Das Städtchen hatte, wie es in alten Zeiten gebräuchlich, Ringmauern und mehrfache diese beschützende Thürme, und an einem derselben hatte ich Wache zu stehen. Der Posten war entlegen und erst nach zwei Stunden wurde ich wieder abgelöst; nachdem sich also meine Cameraden entfernt hatten, that ich desgleichen, indem ich einfach mein Gewehr an die Thurmmauer stellte, Säbel und Patrontasche daneben legte und mich auf die Socken machte.

Eine Wache hatte ich nicht mehr zu passiren, einem Cameraden begegnete ich ebenfalls nicht und die wenigen Bürger der Stadt, welche an mir vorüber kamen, dachten sich kaum etwas Arges, denn ich hatte mir meine Pfeife angebrannt und gab mir, obgleich die Nacht bereits eingebrochen war, den Anschein eines gemüthlich Spazierenden. Als ich indessen die letzten Häuser hinter mir hatte, lief ich was ich laufen konnte und hatte in kurzer Zeit den Wald erreicht, woselbst ich langsamer ging und, indem ich mich nach den Sternen richtete, die ungefähre Richtung nach der Försterei einzuhalten suchte.

Der halbvolle Mond blickte mit heuchlerischer und verrätherischer Freundlichkeit durch die Wipfel der ehrwürdigen Buchen, und der weiche, schwellende Moosteppich, auf welchem ich dahinschritt, ließ mich meine eigenen Tritte nicht vernehmen und es begann eine ganz gemüthliche Stimmung über mich zu kommen.

Aber eben dieser Mond, dieser Moosteppich und noch ein Ding, mit welchem ich niemals auf speciellem Fuße gestanden, das Theater nämlich, brachten mich ganz unverhofft in eine arge Patsche.

Mehre unserer Officiere, welche beritten waren und in unserer kleinen temporären Garnison lagen, hatten das Theater in der Stadt und gleichzeitig ihre dort liegenden Cameraden besucht und jetzt sah ich plötzlich die weißen Uniformen der Heimkehrenden in den Streiflichtern des Mondes glänzen, während mir der weiche Waldboden den Tritt ihrer Pferde unhörbar gemacht hatte. Es war möglich, ja fast wahrscheinlich, daß sie meiner bis jetzt noch nicht anständig geworden waren und daß ich durchgekommen wäre, wenn ich mich rasch hinter einen der starken Buchenstämme geborgen hätte, aber ich war so heftig erschrocken, daß ich Sinn und Verstand verlor und seitwärts in das Holz sprang, das heißt in den Hochwald, in welchem jetzt ein Bergen nicht mehr möglich und ebenso wenig ein Entkommen, da Jene beritten waren.

Selbstverständlich sahen sie nun augenblicklich meine weiße Jacke zwischen den Bäumen in dem verwünschten Mondlichte glänzen und in der nächsten Secunde waren sie sämmtlich unter dem Rufe: „Halt, Deserteur!“ hinter mir her.

Sie hatten mich rasch erreicht und meine verzweifelte Gegenwehr half mir wenig, denn während mich Einige vom Pferde herab mit dem Säbel drängten, waren die Andern abgeseßen und griffen mich zu Fuße an. Einige Minuten später ging ich mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen zwischen ihren Pferden nach der Stadt zurück und meine Gedanken waren nicht die erfreulichsten.

Aber auch die, welche mich gefangen hatten, befanden sich in gedrückter Stimmung. Es war eine Eingebung des Augenblicks, welche sie mich verfolgen hieß, und jetzt, nachdem die Jagd gelungen, begannen wol die meisten von ihnen Mitleiden mit mir zu empfinden und ich hörte die Worte:

„Armer Teufel — todtgeschossen werden — kein Pardon —“ und andere tröstliche Worte, welche zwar von dem nachträglichen guten Herzen der jungen Herren Zeugniß gaben, mir aber von wenig Nutzen waren. Uebrigens bin ich überzeugt, daß sie mich sämmtlich gern hätten wieder laufen lassen, aber leider ging das

nicht an, denn es waren ihrer eben mehre und überdies hatten sie ihre Reitknechte bei sich, und es war schon deshalb nicht zu trauen.

Wir kamen eben in der Stadt an, als meiner Flucht halber Alles in Alarm war; ich wurde vorläufig in Eisen gelegt und am andern Morgen sollte ein Kriegsgericht über mich gehalten werden, dessen Ausspruch auch neben den waltenden Umständen schon deshalb kaum zweifelhaft sein konnte, da ich vom Posten desertirt war. In der That machte man auch wenig Federlesens, und ich wurde verurtheilt, am nächsten Morgen erschossen zu werden, obgleich mehre Offiziere sich für mich verwendeten und einige derselben des Nachmittags in die Stadt zum Oberst ritten, um Pardon zu erbitten. Es half aber Alles nichts, es sollte ein Exempel statuirt werden, und der Oberst, der mich freilich hätte begnadigen können, blieb unbeugsam.

Was mich betrifft, so hörte ich mein Todesurtheil mit sogenannter männlicher Fassung an, was fast Jeder in ähnlichem Falle thut, wenn er nicht außergewöhnlich schwache Nerven hat oder jämmerlich feig ist. Auch der letzte Gang wird meistens, mit scheinbarem Muthe wenigstens, angetreten, und ganz unzweifelhaft ist es die Anwesenheit der Richter und bei der Execution selbst das Publicum und die Zuschauer, welche den Delinquenten zu dieser Haltung treiben, mit andern Worten, ein gewisses Ehrgefühl, das selbst von dem gemeinen Verbrecher instinctartig gehandhabt wird und ihm in den letzten Augenblicken zur Seite steht.

Eine ganz andere Sache ist es aber mit den letzten Stunden, welche der Verurtheilte allein im Kerker zubringt. Sie sind vielfach geschildert worden, diese grauenhaften Stunden, jemals aber kaum ausreichend; denn selbst der, welcher sie erlebt und durch einen glücklichen Zufall mit dem Leben davon gekommen ist, ist später kaum im Stande, sie getreu zu beschreiben. Aus diesem Grunde will ich rasch über dieselben hinweg gehen.

Mein Gefängniß befand sich in einem Thurme, der zu einem burgartigen Gebäude gehörte, welches früher wol nach allen Seiten hin befestigt, jetzt aber zum Theile abgetragen und, wie es den Anschein hatte, vor nicht langer Zeit noch der Sitz einer Gerichtsbehörde war; denn der alte Tisch, auf welchem meine Hentermahlzeit stand, zeigte zahlreiche Tintenflecken, und die Wände trugen Spuren von Actenfächern, welche noch nicht lange entfernt worden waren. Drei Seiten dieses Thurmes gingen in den inneren Hof des Gebäudes, an diesen standen Wachen und von dort aus betrug die Höhe bis zu meinem Gefängnisse vielleicht zwei Stockwerke, die Seite desselben aber, in welcher sich dessen einziges Fenster be-

sand, hatte wol mehr als die doppelte Höhe, da das Schloß auf einem kleinen, felsigen Hügel stand.

Eine Wache hatte man dorthin nicht gestellt, denn der Fuß des Felsens wurde von dem Flusse bespült und meine Wächter hätten mithin auf einem Boote vor Anker liegen müssen; mein Entkommen aber durch jenes Fenster schien übrigens auch ziemlich unmöglich, denn einmal war es vergittert und ferner bot sowol der Fluß selbst, als auch die Höhe des Thurmes nach jener Seite hin genügende Sicherheit.

Ich selbst dachte nicht an das Entkommen, denn eine Flucht schien mir nicht möglich, aber ich saß am Fenster und starrte in den ziemlich dunklen Nachthimmel, — das Wetter hatte sich nämlich geändert und der Mond war meist mit ziehenden Wolken bedeckt. Unwillkürlich fuhr ich zusammen. Es schlug im Städtchen zehn Uhr und ich hatte nun noch elf Stunden zu leben, da ich am andern Morgen um neun Uhr erschossen werden sollte.

Ist es nicht lächerlich, daß ich jene qualvollen Augenblicke zählte und sie zu verlängern wünschte? Es ist möglich, aber ich bin dennoch überzeugt, daß es Vielen, welche sich in ähnlicher Lage befunden, ebenso wie mir erging. Durch mein erhitztes Gehirn flogen jetzt wieder sieberhafte Gedanken, wie vorher, ehe die Stunde geschlagen hatte, Bilder aus meinem vergangenen Leben, aus meiner Kindheit, die alte Kirche, der Thurm und der Kirchhof. Dann meine Mutter und Else! Die Erstere hatte ich zwei Jahre vorher, ehe ich zum Regimente kam, gesehen, die Letztere nicht mehr seit jener Nacht in der Gruft, obgleich ich Briefe, Liebes- und Treueschwüre mit ihr gewechselt hatte, denn sie war bald nach meiner Entfernung unter fremde Leute in Dienst gekommen, und jetzt standen die Beiden wieder vor meinen geistigen Augen und alles Liebe und Gute, was sie mir je erzeugt, tauchte lebhaft vor mir auf.

Man sagt, daß das Menschen begegnen soll, denen der sichere Tod in nächster Nähe steht, daß nämlich die Kinder- und Jugendzeit vor sie tritt, glänzend, rosiger vielleicht noch, als sie wirklich gewesen, und den Unglücklichen so erst recht den Abschied vom Leben verbittert. Mir wenigstens ging es also, und dann dachte ich, welchen Schmerz die Else und meine Mutter empfinden würden, wenn sie meinen jämmerlichen Tod erführen; ich rang die Hände und wider meinen Willen flossen Thränen aus meinen Augen.

Jetzt aber hörte ich ein leichtes Geräusch außen in der Luft. Ich hatte schon vorher Aehnliches zu bemerken geglaubt, aber nicht weiter darauf geachtet, jetzt aber vernahm ich es deutlich, es war wie fallende Steinchen, welche außen an der Wand des Thurmes sich abbröckelten.

Warum pochte da mein Herz in mächtigen Schlägen, so daß es mir die Brust zu zersprengen drohte?

War es eine Ahnung, eine unklare Hoffnung auf Befreiung? Ich weiß es nicht, aber ich kann mich deutlich erinnern, daß alle jene Jugendbilder, die Mutter und die Else verschwunden waren und ich nur auf den Ton der fallenden Steinchen lauschte.

Ja, das Bild der Else war verschwunden, aber ein Paar Augenblicke später erschien die wirkliche vor mir, denn draußen vor dem Gitter des Fensters tauchte zuerst ihr Kopf empor und dann folgten ihre Arme und die Brust.

Es ist allerdings möglich, daß man ein Phantom für etwas Wirkliches hält, zuverlässig aber viel seltener wird man die Wirklichkeit für ein Phantasiegebilde halten, und in Folge dessen erkannte ich sie augenblicklich, trotzdem, daß ich sie sechs Jahre nicht mehr gesehen hatte und sie groß und stark geworden war.

Auch daß ich nicht etwa ihren Geist vor mir hatte, sah ich augenblicklich, denn ihr Antlitz war heftig geröthet und ihre Brust hob sich keuchend.

Jetzt schob sie ihren einen Arm durch das Gitter und sagte flüsternd, obgleich ich keine Sylbe gesprochen hatte und sie sprachlos anstarrte:

„Still und sprich nicht,“ und nun reichte sie mir eine leichte Schnur und fuhr fort: „Das starke Seil habe ich nicht mit heraufnehmen können, aber ich habe es an der Schnur festgebunden. Ziehe es rasch herauf, ich muß am Seile wieder hinunter, an der Wand kann ich nicht mehr. Ich bin matt bis zum Tode.“

In der That quoll auch aus ihren Fingern das Blut und ich fürchtete, da ich sah, wie ihr Arm zitterte, daß sie jeden Augenblick in die Tiefe stürzen würde. Aber ich sprach ihrem Befehle gemäß keine Sylbe, sondern zog so rasch wie möglich das an der Schnur befestigte Seil aufwärts, und als es oben war und ich es sicher an den Eisenstäben des Gitters befestigt hatte, gab sie mir ein Päckchen und sagte:

„Hier sind Feilen und Stahlsägen, beeile Dich und mache, um Geräusch zu vermeiden, die Feilen naß, wenn Du sie brauchst. Ich bin um den Felsen geklettert, das darfst Du aber nicht. Du darfst nicht in das Städtchen und auch nicht hinein zur Mutter in die Stadt. Schwimme über den Fluß und laufe auf die Försterei. Dort bist Du sicher, sonst nirgends. Gott im Himmel schütze Dich!“

Sie erfaßte jetzt das Seil und verschwand, wie sie gekommen war. Ich selbst hatte kein Wort gesprochen und es ist auch überflüssig zu sagen, was ich empfand, aber ich legte meine heftig zitternde Hand auf das Seil, um an dessen Spannung zu prüfen, bis wenn sie den Boden erreicht haben würde, und als das Seil schlaff

geworden und ich noch einige Augenblicke gelauscht hatte, öffnete ich das Päckchen und begann zu feilen, wie eben ein armer Teufel arbeitet, den man in einigen Stunden zu erschließen gedenkt.

Das Geschäft ging rascher und leichter von statten, als ich mir gedacht hatte, denn die Eisenstäbe des Gitters waren nicht besonders stark, da man ohne Zweifel bei der Höhe des Thurmes das nicht für nöthig erachtet hatte. Auch waren sie rostig und als ich einige der unteren entzwei gefeilt hatte, gelang es mir, einen Theil des Gitters aus den Steinfugen zu heben. Einige Minuten nach der zwölften Stunde hatte ich eine Oeffnung zu Stande gebracht, durch welche ich ziemlich bequem schlüpfen konnte, und daß ich das schleunigst that, brauche ich wol nicht zu erwähnen.

So wie meiner lieben Else kamen auch mir die früheren Thurmstudien trefflich zu statten; aber auch für einen weniger Geübten wäre das Abwärtsklettern mit Hilfe des Seiles eben keine allzu schwere Aufgabe gewesen, zumal bei den obwaltenden Verhältnissen und der Aussicht auf den andern Morgen.

Welche halzbrechende und fast an das Unmögliche grenzende Arbeit, die Else aber beim Aufwärtsklettern vollführt hatte, sah ich freilich jetzt, als ich mich längs der fast senkrecht ansteigenden Wand des Thurmes niederließ. Die treue Seele hatte keine andern Anhaltspuncte, als die schadhafte Stellen der Mauer, die aber wieder doppelt gefährlich waren, da jeder Stein weichen konnte.

Als ich den Fuß des Thurmes erreicht, hatte ich gewonnenes Spiel, denn das Seil reichte noch ein gutes Stück über den Felsen hinab und das Klettern an diesem hatte ohnedies wenig Schwierigkeit. Dann ließ ich mich in das Wasser und schwamm so geräuschlos als möglich hinüber.

„Schwimm über den Fluß,“ hatte die Else gesagt und hatte, wie jedes rechtschaffene Weib, welches liebt, bei dem Geliebten alle mögliche Fertigkeiten und Künste vorausgesetzt; es hätte aber trotzdem übel mit dem Schwimmen ausgesehen, wenn ich es nicht erst in der letzten Zeit beim Regimente gelernt hätte. Das aber kam mir jetzt trefflich zu statten, ich kam wohlbehalten an's andre Ufer und lief kurze Zeit später auf demselben Wege, auf welchem man mich vorgestern eingefangen hatte, so rasch mich meine Füße trugen, weiter. Der Delinquent hatte mehr Glück als der Deserteur, und als der Tag graute, befand ich mich bereits in vollkommen bekannter Gegend; ich zog indessen vor, einzelne im Walde gelegene Ortschaften zu vermeiden, kroch in ein Dickicht, wo ich einige Stunden schlief und endlich, gegen Mittag, auf alten, mir wohlbekannten Waldpfaden die Försterei erreichte.

Freilich war mein alter Förster wie aus den Wolken gefallen, als er da plötzlich seinen verloren gegangenen Gehülfen in nicht sehr propper Uniform Seiner Majestät des Kaisers vor sich sah, aber wenige Worte genügten zur Verständigung und er schwur, daß der Teufel und seine Großmutter mich nicht auffinden sollten, im Falle es ihnen oder den Oesterreichern belieben sollte, nach mir zu suchen.

Sie kamen aber nicht und ich erfuhr nach einigen Tagen, daß man erst mehre Stunden nach meiner Flucht diese bemerkt und zwar die nächste Umgebung nach mir durchsucht, daß aber dann das Regiment abmarschirt sei. Ich glaube, daß alle, selbst halb und halb der Oberst, nicht ganz unzufrieden mit dem Ausgange der Sache waren, denn den guten Willen, den ersten Deserteur zu erschließen, hatte man hinlänglich gezeigt. Sorgfältig ging ich aber dennoch mehre Jahre lang den Truppen Seiner Majestät aus dem Wege, bis endlich das Gras über die Geschichte und über mein Antlig ein Bart gewachsen war, der mich wol ziemlich unkenntlich machte.

Aber schon während meiner Flucht und ebenso in den ersten Tagen, welche ich auf der Försterei zubrachte, zerbrach ich mir den Kopf, welch' guter Genius die treue Else zu rechter Zeit mir zu Hülfe geschickt hatte.

Ich erfuhr es durch meine Stiefmutter, welche bald nach der Försterei kam und nach dem ersten Jubel über mein Wiedererscheinen mir mittheilte, daß die Else schon seit einiger Zeit bei einem Schlosser in jener kleinen Stadt in Diensten stehe, von bei diesem einquartierten Soldaten den Namen des Delinquenten erfahren habe und dann von ihrem Brodherrn mit den nöthigen Hülfsmitteln zu meiner Befreiung ausgerüstet worden sei. Freilich hatte er sie verloren gegeben, da er die Größe ihrer Wagniß hinlänglich kannte, aber Gott schützte das muthige Herz und ich konnte sie bald darauf heimführen als meine liebe Frau, denn ich kam wieder in den Dienst und bald zu einer Försterei, da mir der alte Herr es hoch anschlug, daß ich in alle die Fatalitäten gekommen war, um ihm jene Geldsendung zu überbringen. Das ist meine Geschichte und Sie sehen, daß das Klettern, was wir in jenem alten Kirchturme als Kinder gelernt haben, uns die besten Früchte getragen hat.

„Und wie ist es Ihrer guten Stiefmutter gegangen, welche Sie besser einfach Mutter nennen sollten?“

„Ihre beiden Kinder,“ versetzte er, „kamen nicht zu sonderlichem Glück und nachdem mein Stiefvater gestorben war, zog sie zu uns. Wir strebten nach Kräften, ihr die Liebe und Treue zu vergelten, welche sie uns erzeigt, und sie starb, nahebei achtzig Jahre alt, erst vor kurzer Zeit.“

Der Förster stand nach diesen Worten auf, öffnete

das Fenster und blickte hinaus. Er schloß es aber bald wieder und sagte:

„Es ist morgen und übermorgen, ja vielleicht die ganze Woche hindurch nichts mit dem Jagen. Das Regenwetter hat sich vollständig eingelegt.“

„Das hat Nichts auf sich,“ erwiderte ich, „denn Ihre Geschichte ist mir lieber als ein halbes Dutzend Hasen.“

Das nun mußte ich dem geneigten Leser freilich nicht zu, denn sechs Hasen decoriren eine Speisekammer ausgezeichnet. Lieb wäre es mir aber doch in hohem Grade, wenn ihn meine zwei Stiefkinder nicht allzu sehr gelangweilt hätten.

Zwei Besuche bei Beethoven.

Das Interesse am Großen ist wie das Große selbst unerschöpflich, jeder Tag lehrt uns diese Wahrheit. Die Literatur über unsere Classiker ist daher auch in stetem Wachsen begriffen und mit regstem Antheil verfolgt jeder Gebildete ihre immer weitere Ausdehnung. Ein so unerschöpflicher, immer neuessellender Gegenstand für die kunsthistorische Forschung ist vor Allem Beethoven, denn die Betrachtung keines andern Genius vor und nach ihm fordert uns so wie er auf, in die Tiefen der Menschenseele zu steigen. Und so viel auch schon über ihn geschrieben ist, so wird dennoch das soeben bei Merseburger in Leipzig erschienene Buch von Otto Mühlbrecht „Beethoven und seine Werke. Eine biographisch-bibliographische Skizze“ allen Musikern, Aesthetikern und Kunstfreunden, schon des trefflichen, mit musterhaftem Fleiße zusammengestellten Kataloges wegen, eine höchst willkommene Gabe sein.

Je älter Beethoven wurde, je mehr er sich trotz seiner reichen Menschenliebe, gegen Ruhen abschließend, in seine Ideenwelt versenkte, um desto größeres psychologisches Interesse bietet sein Leben dar. Ein Hauptwunsch seiner letzten Jahre war, nach England reisen zu können; er sollte dem Meister nicht erfüllt werden. So schreibt er am 6. April 1822 an Ries: „Noch immer hege ich den Gedanken, doch noch nach London zu kommen, wenn es nur meine Gesundheit erlaubt, vielleicht nächstes Frühjahr. Sie würden an mir, lieber Ries, den gerechten Schätzer meines lieben Schülers, nunmehrigen großen Meisters, finden; und wer weiß, was noch anders Gutes für die Kunst entstehen würde in Vereinigung mit Ihnen. Ich bin, wie allezeit, ganz meinen Mufen ergeben, und finde nur darin das Glück meines Lebens.“ Und am 3. August desselben Jahres: „Mit Vergnügen nehme ich den Antrag an, eine neue Sinfonie für die philharmonische Gesellschaft zu schreiben. Wenn auch das Honorar von Engländern nicht in Verhältniß mit den übrigen Nationen kann gebracht werden, so würde ich selbst umsonst für die ersten Künstler Europa's schreiben, wäre ich nicht noch immer der arme Beethoven. Wäre ich nur in London, was wollte ich für die philharmonische Gesellschaft Alles schreiben! Denn Beethoven kann schreiben, Gott sei Dank, sonst freilich

nichts in der Welt. Siebt mir nur Gott meine Gesundheit wieder, die sich wenigstens gebessert hat, so kann ich den Anträgen von allen Orten Europa's, ja sogar aus Nordamerica, Genüge leisten, und ich dürfte noch einmal auf einen grünen Zweig kommen.“

Diesen Briefen läßt Mühlbrecht die Schilderung zweier Besuche bei Beethoven, den eines Engländers und den Carl Maria von Weber's folgen, die zur Charakteristik Beethoven's von nicht geringem Interesse ist. Er geht auf diese beiden Besuche also über:

Man sieht, England und die philharmonische Gesellschaft spielen in den letzten Jahren Beethoven's keine kleine Rolle. Beständig kamen neue Aufträge von dort, und Beethoven nahm sie gerade von dieser Seite um so lieber an, als meistens ungewöhnliche Honorare damit verbunden waren. Der Ruf Beethoven's in England war dabei bald ebenso groß, als in Deutschland und mancher britische Tourist nahm besonders seinen Weg über Wien, um den in seinem Inselfande so gefeierten Mann gesehen und gesprochen zu haben. Die Meisten dieser Neugierigen mußten zwar unverrichteter Sache wieder abziehen, und es bedurfte schon eines ganz gewichtigen, von Beethoven speciell geachteten Namens, oder einer sehr warmen Empfehlung von befreundeter Hand, um Zutritt bei dem Meister zu erlangen. Wurde aber Jemandem dies Glück zu Theil, so wurde er auch von Beethoven sofort auf das Freundschaftlichste behandelt, keine Spur von fremder Zurückhaltung oder Etikette, er gab sich offen und heiter, oder, wie er sich selbst scherzweise ausdrückte: „er knöpfte sich auf.“ Von den mancherlei Schilderungen, die damals über ihn veröffentlicht wurden, ist uns eine erhalten geblieben, die wol verdient, in weitem Kreise bekannt zu werden.

„Der 28. September 1823,“ schrieb jener Reisende, „wird mir immer als ein dies faustus unvergeßlich bleiben. Wirklich wußte ich nicht, daß ich je einen glücklichen Tag erlebt hätte. Früh Morgens gingen wir nach dem bei Wien gelegenen Dorfe Baden, wo Beethoven sich aufhielt. Da mich Herr H., einer seiner intimsten Freunde, dorthin begleitete, so konnte es mir nicht schwer fallen, bei Beethoven vorzukommen. Er sah mich erst starr an, gleich darauf aber schüttelte er mir herzlich die Hand, wie einem alten Bekannten; denn er erinnerte sich deutlich meines ersten Besuches im Jahre 1816, obgleich dieser damals nur sehr kurz gewesen war — ein Beweis seines vortrefflichen Gedächtnisses. — Ich fand zu meinem tiefen Bedauern eine große Veränderung in seinem Aeußern, und es fiel mir augenblicklich auf, daß er sehr unglücklich zu sein schien. Seine spätern Klagen gegen H. bestätigten meine Besorgniß. Ich fürchtete, daß er kein Wort von dem, was ich sagte, verstehen würde. Ich irrte mich jedoch, denn er begriff Alles, was ich ihm laut und langsam sagte. Aus seinen Antworten ging hervor, daß nichts von dem, was H. äußerte, verloren ging, wie wol weder er noch ich eine Gehörmaschine gebrauchte, wogegen er viel vom Munde abzulesen schien. Erwähnen muß ich jedoch, daß, wenn er Clavier spielte, er in der Regel so aufschlug, daß zwanzig bis dreißig Saiten es haßen mußten. Es giebt übrigens nichts Geistreicheres, Lebendigeres und, um einen Ausdruck zu

brauchen, der seine eignen Symphonieen so gut bezeichnet, nichts Energischeres, als seine Unterhaltung, wenn man ihn einmal in eine gute Laune versetzt hatte. Aber eine ungeschickte Frage, ein übel angebrachter Rath, z. B. auf die Cur seiner Taubheit, reichen hin, ihn für immer zu entfremden. — Er wünschte für eine Composition, mit der er eben beschäftigt war, den höchst möglichen Umfang der Posaune zu wissen, und fragte deshalb Herrn H., dessen Antwort ihn aber nicht zufrieden stellte. Er sagte mir darauf, daß er in der Regel durch die verschiedenen Künstler selbst über den Bau, Charakter und Umfang der Hauptinstrumente sich unterrichtet habe. Er stellte mir seinen Neffen vor, einen schönen jungen Mann von etwa 18 Jahren, den einzigen Verwandten, mit dem er auf freundschaftlichem Fuße lebte. Dabei sagte er: „Sie können ihm, wenn Sie wollen, ein Räthsel auf Griechisch aufgeben,“ womit er mich mit des jungen Mannes Vertrautheit mit dieser Sprache bekannt machen wollte. Die Geschichte dieses Verwandten setzt die Herzengüte Beethovens in's hellste Licht. Der liebevollste Vater hätte nicht größere Opfer für ihn bringen können, als er es gethan. — Nachdem wir über eine Stunde bei ihm gewesen waren, verabredeten wir, in dem romantischen Helenenthal uns um ein Uhr wieder bei Tische zu treffen. Wir besaßen uns die Bäder und andere Merkwürdigkeiten, gingen gegen Mittag wieder nach Beethovens Hause, wo er schon auf uns wartete, und machten uns dann auf den Weg nach dem Thal. Beethoven ist ein tüchtiger Fußgänger und hat seine Freude an mehrständigen Spaziergängen, besonders durch eine wilde und romantische Gegend; ja, man erzählte mir, daß er ganze Nächte auf solchen Excursionen zubringe und oft mehre Tage von Hause wegbleibe. Auf unserm Wege nach dem Thal blieb er oft plötzlich stehen und zeigte mir die schönen Punkte, oder bemerkte die Mängel der neuen Gebäude. Ein ander Mal schien er wieder ganz in sich versunken und summtte blos auf unverständliche Weise vor sich hin. Ich hörte jedoch, daß dies seine Art zu componiren sei und daß er nie eine Note niederschreibe, als bis er sich einen bestimmten Plan vom ganzen Stücke gemacht habe. — Da der Tag ausnehmend schön war, so speisten wir im Freien, und was Beethoven besonders zu gefallen schien, war, daß wir die einzigen Gäste im Hôtel und den ganzen Tag allein waren. Die für uns bestellte Mahlzeit war so luxuriös, daß Beethoven nicht umhin konnte, Bemerkungen darüber zu machen. „Wozu so viele verschiedene Gerichte?“ rief er. „Der Mensch steht doch wenig über andere Thiere erhaben, wenn sein Hauptvergnügen sich auf die Tafel beschränkt.“ Solcher Betrachtungen machte er noch mehre während der Mahlzeit. Von Speisen liebt er blos Fische und darunter ist die Forelle sein Liebling. Er haßt allen Zwang und ich glaube nicht, daß es noch Jemand in Wien giebt, der von allen, selbst politischen Gegenständen mit so wenig Zurückhaltung spricht, wie Beethoven. Er hört schlecht, aber er spricht außerordentlich gut, und seine Bemerkungen sind so charakteristisch und originell, wie seine Compositionen. Während des ganzen Verlaufs unseres Tischgesprächs war Nichts interessanter, als was er von Händel sagte. Ich saß neben ihm und hörte ihn ganz deutlich auf deutsch sagen: „Händel ist der größte Componist, der je gelebt hat!“ Ich kann es nicht beschreiben,

mit welchem Ausdruck, ich möchte sagen, mit welcher Erhabenheit er über den Messias jenes unsterblichen Genius sprach. Jeder von uns fühlte sich ergriffen, als er sagte: „Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe knien.“ Wiederholt suchte ich das Gespräch auf Mozart zu lenken, aber umsonst. Ich hörte ihn nur sagen: „In einer Monarchie wissen wir, wer der Erste ist“ — was sich auf diesen Gegenstand beziehen mochte, oder auch nicht. Ich hörte später, daß Beethoven bisweilen unerschöpflich im Lobe Mozarts sei. Bemerkenswerth ist, daß er es nicht hören kann, wenn man seine frühern Werke lobt, und ich erfuhr, daß man ihn am sichersten ärgerlich machen könnte, wenn man ihm über sein Septuor und die Trios Complimente machte. Seine letzten Schöpfungen hat er am liebsten, darunter seine zweite Messe, die er für sein bestes Werk hält. Er ist jetzt beschäftigt, eine neue Oper, Namens „Melusine“ zu schreiben, deren Text von dem Dichter Grillparzer ist. — Beethoven ist ein großer Bewunderer der Alten. Den Homer, besonders die Odyssee, und den Plutarch zieht er allen andern vor. Von vaterländischen Dichtern studirte er vorzugsweise Schiller und Goethe. Von der britischen Nation hat er die günstigste Meinung. „Ich liebe die edle Einfachheit der englischen Sitten,“ sagte er und fügte noch anderes Lob hinzu. Es schien mir, als ob er noch einige Hoffnung hegte, mit seinem Neffen England zu besuchen. Ich darf nicht vergessen, daß ich ein Trio von ihm für Pianoforte, Violine und Violoncello gehört habe, da es noch Manuscript war. Es kam mir sehr schön vor und ich höre, es wird bald in London erscheinen. Noch viel könnte ich von diesem außerordentlichen Manne erzählen, der nach dem, was ich gesehen und erfahren habe, mich mit der tiefsten Verehrung erfüllt hat. Die freundliche Weise, womit er mich behandelt und mir Lebewohl gesagt, hat einen Eindruck auf mich gemacht, der für das Leben dauern wird.“

Soweit der Bericht jenes Engländers, der offenbar frisch unter dem ersten Eindrucke des Besuches geschrieben ist und manches hübsche Streiflicht auf Beethoven wirft. In dieses Jahr fällt auch der Besuch Carl Maria von Webers, der damals im Zenith seiner Größe stand; Beethoven hegte viel Sympathie für den Componisten des „Freischütz“, und ein näherer Umgang dieser beiden gleich guten, edlen und anspruchslosen Männer würde jedenfalls eine innige Freundschaft erzeugt haben. Es macht einen schönen Eindruck, wie Weber mit seiner bekannten Bescheidenheit sich der Größe Beethovens unterordnet; er erwähnt in einem Briefe aus jener Zeit dieses Besuches folgendermaßen: „Wir sind verschiedene Male bei ihm gewesen. Er war übler Laune und floh alle menschliche Gesellschaft. Endlich aber gelang es uns, den günstigen Moment zu finden. Man führte uns hinein und wir sahen ihn an seinem Schreibtische sitzen, von dem er aber nicht aufstand, um uns zu bewillkommen. Beethoven hatte mich seit einigen Jahren gekannt, so daß ich mich in ein Gespräch mit ihm einlassen konnte. Plötzlich sprang er auf, stand aufrecht vor mir und seine Hände auf meine Schultern legend, schüttelte er mich mit einer Art von rauher Herzlichkeit, indem er sagte: „Sie sind allezeit ein tüchtiger Kerl gewesen!“ Dabei umarmte er mich äußerst gütig und liebevoll. Von allen Beweisen der Auszeichnung, die mir in

dit
er
in
oft
ft.
er
te,
n:
er
nd
te,
te
er
gt
n,
ift
ie
on
nd
g.
er
er
e:
ir
ch
es
on
es
ag
id
er

ch
nd
es
a:
n:
er
n
n.
e:
t;
es
i.
t.
a.
d:
l:
t,
h
if
n
)-
d
n



Nach einer Photographie

Stich von Ernst Meyer Leipzig

Leipzig, im September 1863

Verlag der Dörffchen-Buchh.

Wien zu Theil wurden, von allem Ruhm und Lob, das ich dort einernete, hat nichts mein Herz so gerührt, als dieser brüderliche Ruf Beethoven's." —

Friedrich Wilhelm

Kronprinz von Preußen.

(Mit Staßlich.)

Es war am 18. October 1831, als der Donner der Kanonen dem Preußenvolke die Geburt des präsumtiven Thronfolgers, des Prinzen Friedrich Wilhelm Nicolaus Carl, des Sohnes des jetzt regierenden Königs Wilhelm und der Königin Augusta, verkündete. Groß war der Jubel, den dieser feierliche Augenblick in allen Provinzen des ausgedehnten Reiches hervorrief, und diesen Jubel hat Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Edelsteiner einer des königlichen Geschlechtes der Hohenzollern, durch sein bisheriges Leben in glänzendster Weise zu rechtfertigen gewußt.

Die von seinen fürstlichen Aeltern unmittelbar überwachte Erziehung des Prinzen war eine musterhafte: Militärisch in ächt altpreussischem Heldegeiste, von Seiten des Vaters, geistvoll von Weimars classischem Hauche durchweht, von Seiten der Mutter. Ausgerüstet mit den tüchtigsten Kenntnissen aller Art, bezog Prinz Friedrich Wilhelm in seinem 17. Lebensjahre die Universität Bonn. Er lebte daselbst nicht in exclusiver Weise, sondern besuchte wie jeder andere Student die öffentlichen Collegia, und gab sich in ungetrübtem Jugendmuth dem frohen akademischen Leben in vollen Zügen hin.

Der wissenschaftlichen Ausbildung auf der Hochschule zu Bonn folgte nunmehr, und zwar von der Pike auf, die militärische; Prinz Friedrich Wilhelm trat, von Bonn zurückgekehrt, als Gemeiner in das erste Garde-Regiment zu Potsdam ein, woselbst er in Jahresfrist etwa zum Compagnieführer aufgerückt war. Als er nun auch den militärischen Cursus durchgemacht, sandten ihn seine Aeltern zum harmonischen Abschluß seiner Bildung auf Reisen. Vorzüglich fesselte Italien den Prinzen, er hielt sich daselbst die meiste Zeit während seinesurlaubes auf.

In die Heimath wieder zurückgekehrt, wurde Prinz Friedrich Wilhelm immer mehr und mehr der Liebling des Volkes und die heissesten Segenswünsche begleiteten ihn über's Meer zu seiner Brautfahrt im Januar 1858. Selten hat wol eine fürstliche Verbindung so völlig sich der allgemeinsten Zustimmung zu erfreuen gehabt, als die des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit Victoria, Princess Royal von Großbritannien und Irland, welche am 25. Januar 1858 in London vollzogen wurde. Der Einzug des prinziplichen Paares in Berlin am 8. Februar und die ihm folgenden Feierlichkeiten waren Feste, die nicht herkömmliche Etikette, sondern die Liebe des Volkes zu preussischen Jubeltagen schuf.

Der Segen des Himmels ruht sichtlich auf der Ehe des Kronprinzen, nach jeder Seite hin ist sie eine glückliche und musterhafte. Die Erziehung der vier kronprinzlichen Kinder, von denen das älteste, Prinz Friedrich Wilhelm Victor Albert,

am 27. Januar 1859 geboren wurde, basirt auf bürgerlicher Einfachheit, die überhaupt das Leben am kronprinzlichen Hofe kennzeichnet.

Dem Feldzuge der Jahre 1863 und 1864 gegen Dänemark für Schleswig-Holstein wohnte der Kronprinz, alle seine harten Strapazen theilend, zwar bei, ohne jedoch zu den Kämpfen selbst commandirt zu sein. Desto größere Activität und Kriegsruhm war ihm aber im preussisch-österreichischen Kriege dieses Jahres beschieden. Sobald derselbe ausgebrochen, wurde er zum General und Commandirenden der 2. Armee, sowie zum Gouverneur von Schlesien ernannt. Als solcher schlug er Anfangs Juni sein Hauptquartier zu Schloß Fürstenstein in Schlesien und später in Reife auf. Hier traf ihn die erschütternde Nachricht von dem am 18. Juni zu Potsdam erfolgten Tode seines dritten, am 15. December 1864 geborenen Sohnes, des Prinzen Sigismund. Er bezwang aber heldenmüthig seinen Schmerz, nahm nicht einmal einen kurzen Urlaub, an die Bahre des Sohnes zu eilen, die trauernde Gattin zu trösten, und gab so das hochherzige Beispiel edelster Vaterlandsliebe, welche das eigene Wohl und Wehe stets dem großen Ganzen unterordnet.

Am 26. Juni marschirte Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner Armee bei Nachod und Liebau in Böhmen ein und blieb in siegreichem staunenswerthen Vorrücken bis zum großen Tage von Königgrätz, wo die Hauptwendung zum Siege sein und seines Heeres plötzliches Erscheinen und sein Angriff auf die Colonnen der Oesterreicher gab.

Auf dem Schlachtfelde zu Königgrätz feierte der Kronprinz mit seinem königlichen Vater ein Wiedersehen, das zu schildern wol keine Feder vermöchte. Dort schmückte die Heldenbrust des Kronprinzen sein oberster Kriegsherr unter Thränen stolzester Freude und Nahrung mit dem Orden pour le merite.

Blicke in die Runde.

Literatur. Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur von Dr. Johann Wilhelm Schaefer. Zehnte Auflage. Bremen, Verlag von A. D. Geisler. 1866. Der Verfasser des vorliegenden, schon seit Jahren in der pädagogischen Literatur rühmlich anerkannten Grundrisses der Geschichte der deutschen Literatur hat sich trotzdem nicht begnügt, die nöthig gewordene neue Auflage nur zu revidiren, sondern er hat sein Buch in wissenschaftlichem Vorwärtstreben neu durchgearbeitet und dadurch wirklich verbessert. Die ersten Perioden unserer vaterländischen Literaturgeschichte sind ganz trefflich behandelt, der reiche Stoff ist übersichtlich geordnet und der Styl zeichnet sich durch Klarheit und Präcision des Ausdrucks aus. Die Bearbeitung der jüngsten Periode dagegen hat uns bei Weitem nicht in gleichem Maße angesprochen; es sind hier und da willkürlich unbedeutendere Namen angeführt, bedeutendere weggelassen, so fehlt Otto Ludwig unter den neuesten Dramatikern; auch falsche Angaben haben sich eingeschlichen, Prinzessin Amalie von Sachsen soll, obgleich dieselbe noch lebt, schon 1863

gestorben sein. Auch gehören ihre isländisch moralischen Dichtungen wol nicht füglich in die Lustspielgattung, der sie der Verfasser beizählt.

Ein neuer Beweis, „wie — um mit Dottain im „Journal des Débats“ zu sprechen — die so bedeutende Bewegung, welche die französischen Gelehrten antreibt, in ihrer Sprache die seit sechszig Jahren von der deutschen Wissenschaft gesammelten kritischen und gelehrten Meisterwerke zu studiren und zu reproduciren, sich mehr und mehr verbreitet,“ ist Marrast's soeben erschienene Uebersetzung des bekannten Werkes von Wilhelm von Humboldt über die baskische Sprache und die Ureinwohner von Spanien. In der Einleitung giebt der Uebersetzer eine Uebersicht über die hauptsächlichsten Meinungen betreffs der hier vorliegenden schwierigen ethnographischen Fragen.

Die schlechte Lehmhütte bei Ayr, in der gleichnamigen westschottischen Grafschaft, wo am 25. Juni 1759 der Dichter Robert Burns als Sohn eines blutarmen Bauern geboren wurde, ist jetzt von der Schuhmacherinnung in Ayr, welcher das kleine Anwesen seit langer Zeit als Eigenthum angehört, zum Kauf ausbezogen und die britische Presse spricht die Hoffnung aus, daß es, wie Shakespeare's Geburtshaus, auf dem Wege der Subscription als Nationaleigenthum erworben werde, was schon vor sieben Jahren bei Gelegenheit des Burns-Jubiläums vorgeschlagen wurde, damals aber nicht zu Stande kam. Sechszig Jahre lang mußte die durch Anbau erweiterte Dichtergeburtstätte als ein ordinäres Bierhaus dienen. Die Eigenthümer der Hütte fordern jetzt, welche ursprünglich kaum 100 Pfd. St. werth war, 3000 Pfd. So viel Geld hat der arme Burns wol nie in seinem Leben beisammengesehen! —

In Braunschweig erscheint seit kurzem ein neues anthropologisches Journal unter dem Titel: „Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte der Menschen.“

Der dänische Dichter H. C. Andersen bereist seit drei Monaten das Königreich Portugal.

Miss Braddon, die beliebte englische Schriftstellerin, hat einen neuen Roman „The Lady's Mile“ veröffentlicht, in welchem sie die Zerstreuungs- und Puffsucht der jungen Damen des Mittelstandes arg geißelt. Auch Willie Collins, ihr Rivale in der Gunst der Lesewelt, schrieb einen neuen Roman unter dem Titel „Armada!“.

Zu Hongkong in China erscheint seit kurzem ein deutsches humoristisches Blatt unter dem Titel „Omnibus“, das alle vierzehn Tage ausgegeben wird.

Eine italienische Monatschrift nach Art der „Revue des deux mondes“ erscheint seit Anfang d. J. in Florenz unter dem Titel „Nuova Antologia di Scienze, Lettere et Arti“. Sie strebt durch gediegene Artikel verschiedenen Inhalts ihr Vorbild zu erreichen.

Theater und Musik. Das Stadttheater zu Frankfurt a. M. feierte den Geburtstag Goethe's durch Aufführung des „Egmont“ bei festlich erleuchtetem Hause. Fr. Brand spielte mit großem Beifalle das Clärchen; die junge Künstlerin, der im Kriegstrouble gekündigt worden war, bleibt Frankfurt erhalten, da sie sich zu einem kleinen Nachlaß ihrer Gage verstanden hat.

Das Stadttheater zu Königsberg i. P. wurde mit den beiden Novitäten: „Bei Rosbach. Vaterländisches Schauspiel von R. Genée“ und „Im ersten Aufgebot“ von Haber eröffnet.

Herr Ascher ist Director des Carltheaters zu Wien geworden. Die erste größere Novität, die unter Ascher's Direction zur Aufführung gelangt, wird Offenbach's neueste Oper: „Pariser Leben“ sein, die demnächst auch in Paris im Varietéstheater zur Darstellung kommen wird.

Nach neuesten archivalischen Forschungen stammt Beethoven's Familie aus den Niederlanden und soll der Stammbaum bis in's 16. Jahrhundert zurückreichen. Eine binnen kurzem erscheinende Broschüre, welche die actenmäßige Nachweisung dieser Forschungen zum Gegenstande hat, wird in Brüssel veröffentlicht werden.

Das Concert zur Unterstützung der durch den deutschen Krieg Geschädigten im Krystallpalast zu Sydenham ist mit großem Erfolge von statten gegangen und hat reichen Ertrag geliefert. Unter andern kamen zur Aufführung: Ein Theil von Bach's Concerto für vier Pianos; ein Marsch von Schubert durch acht Pianisten, ein Arrangement von Weber's „Aufforderung zum Tanz“ für Orchester und acht Piano's; Luther's „Ein veste Burg“ u. s. w.

Eine Anzahl englischer Opernsänger und Sängerinnen, darunter Frau Bishop, machten unlängst eine einträgliche Kunstreise nach Californien. Auf dem Heimwege von San Francisco nach Hongkong (China) aber litten sie auf der „Libelle“ Schiffbruch und wurden nur mit knapper Noth gerettet, nachdem sie dreizehn Tage und Nächte lang in einem offenen Boot auf der See herumgetrieben.

Im k. Hoftheater zu Dresden fand, wie alljährlich, auch in diesem Jahre das Concert zum Besten des Pensionsfonds für den Singschor des königlichen Hoftheaters statt. Es wurden der „Herbst“ und der „Winter“ aus Haydn's Oratorium „Die Jahreszeiten“ und Beethoven's Adur-Symphonie aufgeführt. Frau Jauner-Krall und die Herren Schild (aus Leipzig) und Scaria brachten die Partien der Hanne, des Lukas und des Simon zur vollendetsten Geltung. In diesen Tagen beging auch Frau Bayer ihr fünfundsingzigjähriges Jubiläum als k. sächsische Hofchauspielerin. Es wurde ihr Namens der Mitglieder des k. Hoftheaters von einer Deputation derselben, unter einer sie feiernden Ansprache des Herrn Porth, ein silberner Lorbeerkranz überreicht.

Frau Pittersdorf von Riga begann auf dem leipziger Stadttheater ein Gastspiel auf Engagement mit der „Isabella“ in der „Braut von Messina“ in für sie gewinnender Weise. Das Personal hat durch den bedauerlichen Abgang der Damen Lemde und Huber zwei empfindliche Lücken erhalten. Letzgenannte, welche vierzehn Jahre lang höchst ehrenvoll das Charakter- und Heldenmütterchen vertrat, hat sich zu einem Gastspiel nach Mannheim begeben.

Die bekannte Schriftstellerin und k. sächsische Hofchauspielerin Fr. Anna Löhn beabsichtigt ihre Theatererinnerungen, von Beginn ihrer theatralischen Laufbahn bis auf die neueste Zeit herab, zu schreiben und zu veröffentlichen. Sie werden sicher, wie alle schriftstellerischen Arbeiten von Fr. Löhn, beifällige Aufnahme finden.

Die dreihundertste Aufführung der Zauberflöte an der Berliner Oper steht nahe bevor. Es sind hierzu neue prachtvolle Decorationen gemalt worden. Frau Harriess-Wippert wird die Königin der Nacht, Herr Bey den Papageno singen.

Ein Sohn von Carl Gutzkow ist unter dem Namen Miltus von dem Director Wirsing in Prag für die Rollen eines jugendlichen Liebhabers vom ersten September an engagirt worden.

Bildende Künste. Der Hauptvorstand der deutschen Kunstgenossenschaft zu Weimar hat beschlossen, eine Deputirtenversammlung nach Cassel für den ersten October auszuschreiben.

Der bekannte Landschaftsmaler Max Haushofer, Professor der Landschaftsmalerei an der prager Kunstakademie, ist Ende August zu München gestorben.

Der Bildhauer von Jyeply in Berlin, dem der Hof der neuen Börse den Mercur verdankt, hat so eben eine Penelope vollendet. Dieselbe ist, im antiken Lehnstuhle sitzend, bei der nächtlichen Arbeit an ihrem Gewebe entschlummert. Der Oberkörper ist zurückgefunken, der Kopf ruht auf dem einen, auf die hohe Stuhllehne gelegten Arme, während der andere Arm in der unbewussten Bewegung des Schlafes über das schöne Haupt geworfen ist.

Die auf den Monat September d. J. zu Frankfurt a. M. angeordnete Hauptversammlung der „Verbindung für historische Kunst“ ist unter Berücksichtigung der Zeitverhältnisse auf das nächste Jahr vertagt worden.

Die Eröffnung der Kunstausstellung zu Rouen findet am 21. September statt, geschlossen wird dieselbe am 25. November. Der Gemeinderath der Stadt hat einen Credit von 17,000 Frs. zur Deckung der Kosten bewilligt.

Ein New-Yorker Blatt erzählt zum Beweise für den Fortschritt der bildenden Kunst in America, daß dort jährlich für 400,000 Dollars Gemälde verkauft werden.

Unter den zur dresdner akademischen Ausstellung später hinzugekommenen Gemälden befindet sich eine Scene aus dem Leben König August's III. von Professor v. Der. Als nämlich die in Italien erworbene Sixtinische Madonna in Dresden anlangte, ließ, wie erzählt wird, der König das Bild in den Thronsaal bringen und auspaden. Das günstigste Licht für das Bild bot der Platz, wo der große Thronstuhl stand. Als man aber zögerte, es dort aufzustellen, schob der König den Thronstuhl mit den Worten bei Seite: „Platz für den großen Kasaal!“ Diesen Moment hat der Künstler in seiner Darstellung festgehalten.

Zur Errichtung eines Denksteins für den verstorbenen Pädagogen Adolf Diesterweg hat sich in Berlin ein Comité constituirt, das zur Leistung von Beiträgen auffordert.

Dr. D. 2-1.

Modenbericht.

Die sogenannten Prinzessin-Kleider mit hohen glatten Taillen, langen engen Ärmeln und vorn ganz faltenlosen Röcken kleiden selten gut und es gehört eine ausgesucht schöne, ebenmäßige Gestalt dazu, um dieselben mit Vortheil zu tragen, da die Figur weder

zu voll noch zu mager sein darf. Trotzdem möchten aber doch alle Damen solche Kleider haben, denn es ist eben der modernste Schnitt — alle übrigen Rücksichten müssen hierbei schweigen. Um nun allen den oben erwähnten damit verbundenen Uebelständen abzuwehren, hat man schon verschiedene Arten von Schärpen und Niedern erfunden, da namentlich die letzteren ein vortheilhaftes Auskunftsmitel bieten. Die hübscheste und neueste Art dieser Nieder ist das mit Achselbändern, à la grecque genannt, welches wir so gut als möglich zu beschreiben suchen wollen, da es wirklich empfehlenswerth ist. Wir sahen eines aus blauem Grosgrain, das über einem steingrauen Mohairkleide getragen wurde und dem ganzen Anzuge ein sehr geschmackvolles, elegantes Ansehen gab; vorn bildete es nach oben eine Zacke, ging dann unterhalb der Taille auseinander und lief wieder in zwei lange spitze Zacken aus, die mit Quasten besetzt waren. Hinten zeigte es ebenfalls erst nach oben eine stumpfe Zacke und bildete dann nach unten drei lange spitze Zackenenden, von denen das mittlere länger war als die beiden anderen. Sowol zwischen diesen Schneppen oder Zacken als unten an denselben waren Quasten besetzt, ebenso an den zwei kleinen Zacken, welche die Achselbänder auf den Schultern bildeten. Nieder und Achselbänder waren mit blaueidener, mit schwarzen Schmelzperlen vermischter Schnur eingefast und die Quasten bestanden aus blauer und schwarzer Seide nebst Schmelzperlen.

Unter mehren Brautkleidern, die wir kürzlich sahen, gefiel besonders eines allgemein, da es ebenso elegant als jugendlich und distinguirt war; es bestand aus weißer Tarlatane und der Rock war unten mit mehren Reihen breiteren und schmälern Puffen aus demselben Stoff besetzt, die hohe Taille jedoch mit einem Nieder aus weißem Taffet verziert, welches mit Tarlataneruchen umgeben war. Hinten fielen weiße Taffetbänder von dem Nieder aus auf den Rock, die gleichfalls mit Tarlataneruchen eingefast waren. Die Ärmel hatten die neueste Form, à l'Ange genannt, und hingen so lang und weit herunter, daß sie hinten wieder aufgenommen werden mußten und solchergestalt zwei Theile bildeten. Sie führen den Namen à l'Ange, weil sie gewissermaßen den Schwingen eines Engels ähnlich sehen. Dieser reizende Anzug, welcher sich sehr leicht nachahmen läßt, entzückte weit mehr als andere kostbare Brautkleider aus Atlas und Faille mit Spitzen-tunicas und Besäzen von Krystallperlen u. s. w.

Täglich werden Neuerungen in der Kleidung erfunden und die Phantasie der Modistinnen muß wol außerordentlich fruchtbar sein, da jede Dame gern etwas noch nie Dagewesenes tragen möchte, um das Staunen und den Reiz ihrer Mitschwester zu können. Das neueste Genre der kurzen Kleider über etwas längeren Unterkleidern sind die Sevillanerin-Kleider; die Röcke sind an beiden Seiten bis zur Taille aufgeschlitt und sehen aus wie zwei weite Schürzen, welche man hinten und vorn umgebunden hat; sie sind rings mit breiten Seiden- oder Chenillenfransen von abstechender Farbe umgeben. Man hat beispielsweise einen blaueideneren Rock, mit einer Kuche von demselben Stoff besetzt; darüber einen Sevillanerrock aus blau und weiß gestreiftem Foulard, mit einer breiten blauen Chenillenfranse verziert, und hierzu ein weißes Fignarojäckchen mit einem Auspuß von blauer Franse und blauer Seidenguimpe. Dieselbe Art Toilette läßt

sich auch in anderen, weniger kostspieligen Stoffen herstellen, zum Beispiel in Kaschmir, Alpaca und anderen leichten Wollstoffen.

Modenblatt No. 45. (828.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Promenadetoilette. Frascati-hut aus weißem puffig gezogenem Tüll, der mit blauem Sammet eingefast und hinten, wo er auf den Chignon fällt, mit Spitzen garnirt ist. Eine Guirlande von Rosen und grünen Blättern umrahmt das Gesicht und vereinigt die an den Seiten angebrachten Rosenbouquets; die Bindebänder sind hinten unterhalb des Chignons gebunden.

Der Anzug aus schwerem blauen Lyoner Seidenstoff besteht aus einem Rock nebst einer kurzen, halbanliegenden Casaque, welche unten ebenso wie der Rock rings in abwechselnde Zacken und große muschelförmige Rundungen ausgeschnitten ist. Die Zacken sind mit Verzierungen von schwarzer seidener Schnur umgeben und die Rundungen ebenfalls mit schwarzen Seidenschnüren, Guipure-Einsätzen und weißen Jaffransen garnirt.

2) Gesellschaftstoilette. Griechische Coiffure mit Locken über der Stirn und einem hochaufgesteckten Chignon aus Haarpuffen; die Bindeletten und der Kamm sind aus Gold mit Korallenbesatz.

Der weiße Musselinrock ist unten ringsherum mit drei 15 Centimeter breiten Puffen besetzt; darüber fällt eine schräg geschnittene Tunica aus Chambérygaze mit goldgelben Atlasstreifen, welche an beiden Seiten offen und an dieser Oeffnung mit Spitzenrosetten und Korallenzweigen verziert ist. Die Tunica ist mit goldgelben Taffetstreifen besetzt und endigt unten in einem weißen Taffetvolant.

Die Taille der Tunica ist vorn und hinten viereckig ausgeschnitten und ohne Aermel, so daß man nur die kurzen Puffärmel aus weißem Musselin sieht; die runde Taille ist mit einem gelben Gürtel umgeben, während lange Bänder von derselben Farbe wie der Gürtel von den Schultern ausgehen und, hinten in eine Schleife geschlungen, auf die Tunica fallen.

Modenblatt No. 46. (828 bis.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Soirée-Coiffure, welche bloß aus einer weißen Seidentüllschärpe mit einer Guirlande von Blumen und Blättern besteht.

2) Fanconhäubchen aus gesticktem Tüll, welches rings mit Spitzen garnirt ist, über die vorn schmale lila Bändchen gelegt sind, während hinten eine Reihe lila Bandschleifen angebracht sind, deren mittlere in langen Enden ausläuft. Breite, an den Seiten herabfallende Bindebänder aus Tüll mit Spitzen- und Bindebesatz.

3) Neapolitanische Coiffure aus fünf glatten Tüllpuffen, zwischen welche glatte schmale grüne Bänder gesetzt sind.

Die Coiffure ist mit einer Seidenblonde umgeben, die halb von einer Torsade aus grünen Bandschleifen verdeckt wird, welche in einer Rosette mit fliegenden Enden ausläuft.

4) Lamballehäubchen aus Cluny-Guipure, welches vorn aus zwei Reihen, hinten aus drei Reihen Guipurespitze besteht, die durch ein wellenförmig gefetztes, vorn kleine Schleifen bildendes carmoisinrothes Band getrennt sind. Der Fond ist mit Bindeknöpfchen verziert und die Bindebänder sind hinten mittelst einer Schleife befestigt.

5) Griechische Taille ohne Aermel aus weißem, in schmale Falten gelegten Musselin. Sie ist vorn gerundet und mit einem breiten kirschrothen Taffetstreifen verziert, welcher mit einem Spitzeneinsatz überzogen ist. Eine Franse aus kleinen rothen Olivenquasten umgiebt die zierliche Taille und auf jeder Seite sind rothe Bandrosetten mit Seidenquästchen angebracht. Die Armlöcher sind mit einer breiten Spitze und Band ausgeputzt.

6) Taille mit Revers aus puffig gezogenem Musselin, mit einer breiten, glatt aufgesetzten Spitze verziert. Die Revers sind durch Spitzeneinsatz mit eingezogenem schmalen schwarzen Sammetband simulirt; Halsauschnitt und Armlöcher mit Spitzen umgeben.

7) Jäckchen aus faltigem weißen Musselin, welches vorn abgerundet und hinten mit Schößen versehen ist; ringsherum ist eine Garnitur von glatt aufgesetztem lila Taffetband angebracht, ebenso ist der Schnitt der Schöße wie der Taschen durch Bindebesatz vorgezeichnet. Die Aermel sind lang, unten offen und mit entsprechenden lila Taffet-Verzierungen besetzt; auf den Schultern sind Bandrosetten mit fliegenden Enden festgenäht, während ein Band unter dem Arm hinläuft und den ganzen Aermel umgiebt. Dieses Jäckchen läßt sich ebenso in weißem Kaschmir mit abstechendem Taffetbesatz ausführen.

8) Hoher Kragen, welcher aus einer Nullpuffe mit einer schmalen Spitze besteht, die von einer grünseidenen Schnur nebst Quasten umgeben ist. Die Aufschläge der Manschette laufen spitz zu und sind mit fünf seidenen Knöpfchen und entsprechender grüner Taffet-Garnitur verziert.

9) Kragen und Manschetten aus feiner glatter Leinwand, beides viereckig geschnitten, umgeschlagen und mit zwei gekreuzten rothen Sammetbändern besetzt, die an den Manschetten noch mit Quasten versehen sind.

Feuilleton.

Geistesgegenwart. Ein pariser Journalist hatte während eines Zwischenacts die Bühne des Variétés-Theaters betreten und sich hinter eine der Schauspielerinnen gesetzt, welche bei herabgelassenem Vorhange im Vordergrunde der Scene saß und den Arm auf einen Tisch stützte, in welcher Stellung sie sich beim Beginn des zweiten Actes befinden sollte.

Der Journalist plauderte eifrig mit ihr, indem er sich über die Lehne ihres Sessels bog — vielleicht war er in die hübsche Künstlerin verliebt und flüsterte ihr eben das Geständniß seiner Neigung zu, oder er erzählte ihr auch bloß irgend ein böshafes

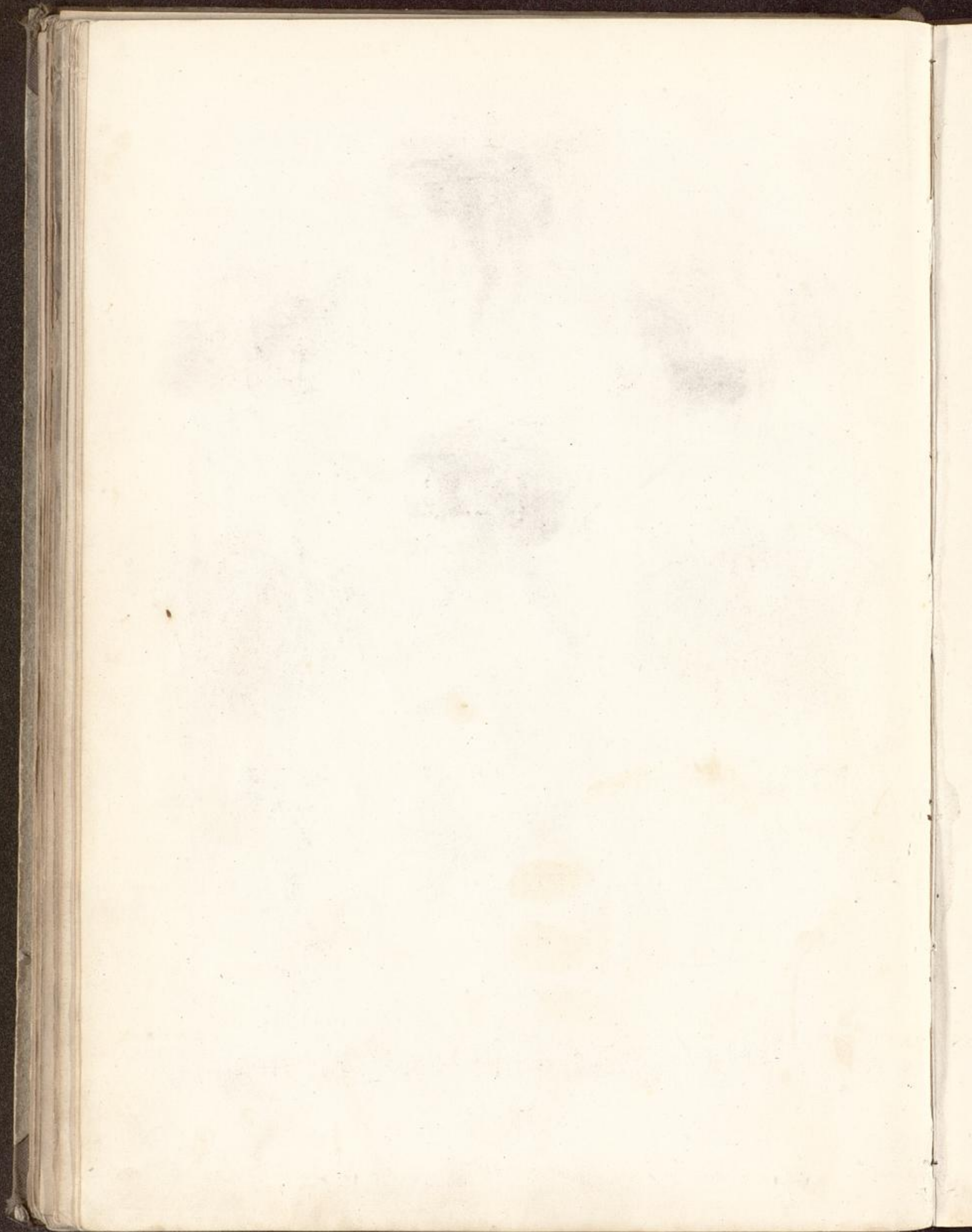


Viola Davis
Lithographée par G. Schickel - M. P. 1841

M. Godeard Ed. à Paris. 828

Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.





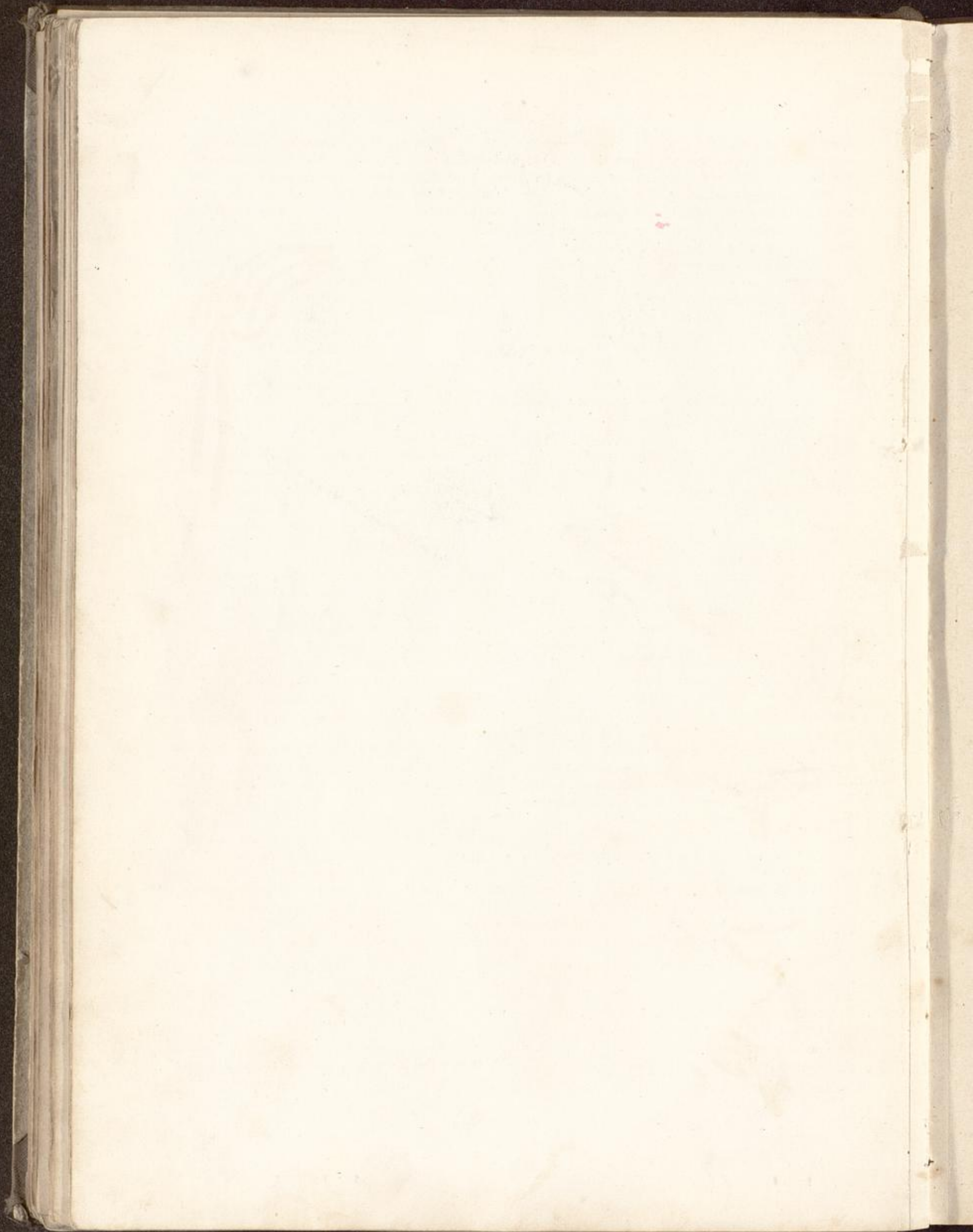
Imp. Leprieux, à Paris

*Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig*

828 bis

Ad. Goussier, Ed. à Paris

Gravure du MONITEUR DE LA MODE publiée à Paris



kleines Gesichtchen über eine Collegin — wie dem nun auch sei, er war so in sein Gespräch vertieft, daß er den Befehl des Regisseurs, den Vorhang wieder aufzuziehen, gänzlich überhörte.

Der Befehl wurde so schnell ausgeführt, daß unser Journalist plötzlich wie geblendet vor dem weiten Zuschauerraume da stand; aber seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht, der kleine Schreck währte nur eine Secunde, dann erholte er sich, verbeugte sich vor der Schauspielerin und sagte mit lauter Stimme und unerschütterlicher Sicherheit:

— Also, gnädige Frau, ich werde nicht eher wiederkehren, als bis Herr von Nérac zurück ist.

Damit schritt er mit äußerster Ruhe auf eine der Thüren zu und verließ die Bühne, während die Künstlerin nur mit Mühe ihren Ernst beizubehalten vermochte.

Keiner der Zuschauer wußte sich jedoch zu erklären, wie es kam, daß dieser Schauspieler im ganzen Stück nicht mehr auftrat und wer der Herr von Nérac sei, von dem weiter gar keine Rede mehr war.

—r.

Weiblicher Puh. Die dem Frauen-Geschlechte angeborne Puhliebe, die sich in allen Ländern und unter allen Zonen zeigt, hat bei wilden Völkern Roden ins Leben gerufen, die nach europäischen Begriffen nicht zur Verschönerung beitragen. Dazu gehört auch der Pelele bei den Frauen im mittlern Africa, über den Dr. Livingstone in seinen Reisen Folgendes berichtet:

„Der merkwürdigste Puh, wenn er so genannt werden kann, ist der Pelele oder der Ring in der Oberlippe der Frauen. Die Mitte der Oberlippe der Mädchen wird dicht unter der Nase durchbohrt und eine kleine Nadel in die Oeffnung gesteckt, um das Zuhellen derselben zu verhindern. Nachdem die Wunde geheilt ist, wird die Nadel herausgenommen und damit wird wochen-, monate- und jahrelang fortgefahren. Das Verfahren, das Loch in der Lippe zu vergrößern, wird fortgesetzt, bis die Oeffnung desselben so groß ist, daß ein Ring von zwei Zoll im Durchmesser mit Leichtigkeit hineingebracht werden kann. Alle Frauen in dem Hochlande tragen den Pelele und er ist auch am obern und untern Shire sehr gemein. Die ärmern Classen machen den Ring von hohlem oder steifem Bambus; aber die Reichern tragen Ringe von Elfenbein oder Zinn. Der Pelele ist oft in der Form eines kleinen Tellers gemacht. Der Elfenbeinring ist einem Serviettenbande ähnlich. Keine Frau erscheint je öffentlich ohne den Pelele, ausgenommen wenn sie für einen Verstorbenen Trauer trägt. Es ist schrecklich häßlich, die Oberlippe zwei Zoll weit über die Nasenspitze hervorragen zu sehen. Wenn eine alte Frau, die einen Ring von hohlem Bambus trägt, lächelt, so werden der Ring und die Lippe um denselben her durch die Action der Muskeln der Wangen zurückgezogen und über die Augenbrauen geworfen. Man sieht die Nase durch die Mitte des Ringes, und die entblößten Zähne zeigen, wie sorgfältig sie gefeilt worden sind, um wie die Zähne einer Katze oder eines Crocodills auszu sehen. Der Pelele einer alten Dame, Chitanda Kadje, die Frau eines Häuptlings, ungefähr zwanzig englische Meilen nördlich von Mozambala, hing bis unter das Kinn herab, natürlich mit dem Theile der Lippe um den Ring herum. Der Lippenbuchstabe kann nicht deutlich ausgesprochen werden, aber der obere Theil der Unterlippe hat das Beste für sie gegen die obern Zähne

und das Zahnfleisch zu thun. Wenn man diesen Frauen sagt, daß der Pelele sie häßlich mache und daß sie wohl thun würden, ihn wegzuworfen, so antworten sie: „Kodi! Wirklich! Es ist Mode!“ Wie diese häßliche Mode entstand, das ist ein Räthsel. Können dicke Lippen und die in Folge des Ringes erzeugte künstliche Vergrößerung jemals schön gewesen sein? Das beständige Berühren des Pelele mit der Zunge bei den jüngern Frauen erweckte die unanständige Idee, er möge erfunden worden sein, um diesem kleinen Gliede eine unschädliche Beschäftigung zu geben. „Weshalb tragen die Frauen diese Dinge?“ fragten wir den alten Häuptling Chibisunse. Augenscheinlich ganz überrascht durch eine so einfältige Frage entgegnete er: „Sicher um der Schönheit willen. Die Männer haben Bärte und Schnurrbärte, die Frauen haben keine; und was für eine Art von Geschöpf würde eine Frau ohne den Pelele sein? Sie würde einen Mund haben wie ein Mann und keinen Bart; ha, ha, ha!“ Später fanden wir an der Kovuma Männer, die den Pelele eben so gut wie die Frauen trugen.“

C.

Man muß Alles zu benutzen wissen. Ein Restaurant im Palais royal, ein pfliffiger Kopf, dessen Grundsatz wir hier oben an gestellt haben, sann schon seit einigen Tagen darüber nach, wie er die Militärmusik, welche zweimal die Woche in den Gärten des Palais royal spielt, gehörig ausbeuten könne.

Eben hatte er sich seinen Plan zurechtgelegt, als ein Engländer mit seiner Familie ein Diner bestellte.

Man bringt ihm die kostbarsten Gemüse und das feinste Obst, die köstlichsten Braten und feurigsten Weine; als das Dessert erscheint, verlangt er die Rechnung.

Der Restaurant denkt, jetzt sei der Moment gekommen, seine Idee zur Ausführung zu bringen, wenn auch nur versuchsweise. Er setzt also folgenden Artikel mit auf die Rechnung:

„Musik für fünf Personen, à 3 Francs, macht 15 Francs.“

Der Engländer bezahlt ohne eine Wort zu sagen, allein beim Fortgehen verlangt er den Wirth zu sprechen und sagt zu ihm:

— Mein Herr, wenn ich in Zukunft wieder hier speisen sollte, bitte ich blos für eine Person Musik zu serviren! —r.

Amerkwürdige Testamente. Nirgends werden so viele sonderbare Testamente gemacht, als in England: Die Einen hinterlassen eine gewisse Summe, um ihre Katzen zu ernähren und zu bedienen; Andere vermachen Etwas, damit die Armen zur Fastenzeit Brod und Seringe bekommen können; noch Andere verordnen, daß man jährlich zu ihrem Andenken Hunde- und Hahnenkämpfe oder Boxereien veranstalte u. s. w. Folgende Testamentsverordnungen zeichnen sich besonders durch Originalität aus:

John Godye vermachte zwanzig Schillinge jährlich einem armen Teufel, dessen Dienst darin bestehen sollte, die Leute während des Gottesdienstes nicht einschlafen zu lassen und die Hunde aus der Kirche zu jagen.

Henry Green aus Melbourne verordnete, daß man jedes Jahr vier mit Seide gefütterte grüne Westen an vier Arme des Kirchspiels schenke.

John Nicholson, Papierfabrikant in London, vermachte sein ganzes Vermögen allen Personen in Großbritannien und Irland, die seinen Namen tragen.

David Martinett aus Calcutta wollte, daß man seinen Leichnam in seinen alten Geldschrank packe, um Kosten zu ersparen. Weiter sagte er: „Meinem lieben Nefen John Smith vermache ich alle meine — Schulden, und meinem Kameraden Westmeath meinen — Segen.“

Ein Edelmann in Lancashire vermachte dem Redacteur des „London Journal und Free Briton“ eine Unze Bescheidenheit.

Ein Anderer gab seinem Freunde zehntausend — (hier mußte das Blatt umgewendet werden) Mal seinen Dank für die vielen Gefälligkeiten, die er ihm erzeugt.

Ein Onkel hinterläßt seinem Nefen elf silberne Löffel mit der Bemerkung, er werde schon wissen, warum er nicht ein volles Duzend gebe. Der Nefen hatte nämlich den zwölften schon einmal eingesteckt und mitgenommen.

Joseph Jekyll schenkte sein Vermögen dem Staate, um die Nationalschuld davon zu bezahlen. Dies veranlaßte Lord Mansfield zu dem Ausrufe: „Das ist gerade so, als wenn Joseph Jekyll den Lauf der Themse mit seiner Schlafmütze aufhalten wollte.“ —r.

Zeitersparniß. Madame B., die sehr fromm ist, besitzt eine kleine allerliebste Tochter, ein ebenso hübsches als schalkhaftes kleines Ding.

Das Kind hat die Gewohnheit, jeden Abend vor dem Zubettgehen ihr Abendgebet zu sprechen, worauf die Mutter mit äußerster Strenge hält.

Kürzlich wollte der Vater die Kleine mit in's Theater nehmen, wo eben „Aschenbrödel“ gegeben wurde, allein die Mama verweigerte entschieden ihre Erlaubniß hierzu.

— Aber warum willst Du denn dem Kinde eine so unschuldige Zerstreuung nicht gestatten? fragte der Gemahl zuletzt ganz ungeduldig.

— Weil die Kleine dann sehr spät aus dem Theater nach Hause kommt und zu müde ist, um ihr Gebet zu sprechen.

— Ach nein, Mama, entgegnete das kleine Ding, ich werde im Zwischenacte beten! —r.

Ein Ballcremen. Die Damen in Genf waren früher weit und breit bekannt wegen ihrer großen Gelehrtheit und ihrer ebenso großen Steifheit und Prüderie; der Verein dieser Eigenschaften machte sie damals namentlich für den Fremden wenig lebenswürdig; jetzt sind sie wol immer noch sehr unterrichtet, häufig auch gelehrt, allein sie tragen ihre Gelehrsamkeit nicht so zu Markte und wissen sie mit mehr Grazie zu bemänteln.

Aus jener früheren pedantischen Periode erfuhren wir jedoch ein nettes Geschichtchen, welches wir den alten Herrn, dem es passirte, selbst erzählen lassen wollen.

„Ich hielt mich damals als ein junger flotter Offizier ein Paar Tage in Genf auf und wurde zu einem Balle eingeladen. Ich ließ mich einem sehr schönen jungen Mädchen vorstellen, welches zum ersten Male in Gesellschaft erschien und deren prächtige Augen und schlanker Wuchs schon von weitem einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatten. Ich forderte sie zum Tanze auf und führte dann meine Schöne ganz triumphirend zu einem beginnenden Contretanz. Das Gespräch begann von meiner Seite äußerst lebhaft, wurde aber ganz gegen meinen Wunsch und ohne daß ich es hindern konnte, auf — Astronomie geleitet.

Varmherziger Himmel! wie sollte ich da bestehen, ich, der nie im Stande war, die Venus vom großen Vären zu unterscheiden! Ich drehte und wendete mich, so gut ich konnte, suchte ihr zu beweisen, daß keine Fixsterne so glänzend sein könnten wie ihre schönen Augen, daß die Milchstraße gegen ihren weißen Teint wie eine Pfütze erscheinen müsse, daß der Schweif eines Kometen... da erlöste mich die eben an uns kommende Tour.

Aber die kleine Hege wollte mich so wohlfeilen Kaufs nicht loslassen. Als die Figur zu Ende war und wir wieder an unseren Platz zurückkehrten, machte ich ihr in meiner Herzensangst, nur um von dem astronomischen Collegium loszukommen, ein Compliment über ein sehr schönes Blumenbouquet, welches an ihrem Busen prangte. Was hatte ich gethan!

— Ah, vous aimez les fleurs! Je suis sur que vous vous occupez de la botanique, rief mein niedlicher Plagegeist, c'est ma passion!

Und nun wurde ich von einer solchen Fluth von Alzoiden, Sarmantaceen, Cappariden, Monocotyledonen, Klotyledonen, Pteroiden, Hydrochariten, Scitamineen, Rujaceen, Irideen und wie die barbarischen Namen alle heißen, welche der Mensch den Pflanzen gegeben hat, überschüttet, daß mir der Angstschweiß auf der Stirn stand und ich Gott dankte, als das „chassez tous les huit“ erschallte und ich meine kleine Gelehrte wieder an ihren Platz zurückführen durfte.

Mit einem ironischen geringschätzenden Lächeln entließ mich die Schöne, und ich sah recht gut, daß ein Mann, der nicht einmal im Stande war, die hundertundfünfzig Familien der Pflanzen nach Candolles Classification zwischen zwei Contretanzfiguren aufzuzählen, sehr tief in ihrer Achtung stand.“ —r.

Erene Liebe. Alfred und Isabella liebten sich wie zwei Turteltauben und hatten sich tausend Mal ewige Treue gelobt, aber ach! die beiderseitigen Aeltern wollten nichts von ihrer Liebe wissen und unterfügten streng das Fortbestehen des Verhältnisses.

— Grausame Tyrannei! rief Isabella verzweiflungsvoll. O, ich werde mich tödten, Alfred, und Du?

— Ich? Ich werde auf Deinem Grabe weinen! —r.

Eine gewandte Antwort ist wol kaum aus dem Munde eines Hofmannes gekommen, als die, welche der Minister Maurepas einst dem Grafen von Ar... gab. Er hatte von Ludwig XVI. den Auftrag erhalten, diesem Grafen wegen eines Vergehens, dessen er sich schuldig gemacht, das Mißfallen des Königs zu bezeigen und ihn zu ermahnen, künftig sich dergleichen nicht wieder zu Schulden kommen zu lassen. — „Was kann mir denn der König thun?“ fragte der Graf, voll Empfindlichkeit über den erhaltenen Verweis. — Maurepas versetzte: „Er kann Ihnen verzeihen.“

Ein vorsichtiger Mann. Ein reicher Gutbesitzer im nördlichen Frankreich, den die Aerzte eines Brustleidens halber nach Nizza schickten, gab bei der Abreise seinem Verwalter, einem schlauen, habgierigen Menschen, Vollmacht, um alle Geschäfte in seinem Namen zu besorgen. Kaum war der Herr fort, so begab sich der Verwalter zu einem Rotar in Beauvais und sagte:

— Herr Rotar, mein Herr hat mir Vollmacht gegeben; kann ich mich derselben bedienen, um in seinem Namen zu handeln?

— Wenn es eine Generalvollmacht ist, gewiß; allein erst muß ich das Papier gesehen haben.

— Hier ist es.
 — Es ist in der That eine Generalvollmacht, meinte der Notar, nachdem er sie durchgelesen, und sie ist ganz in Ordnung; Sie können alle Geschäfte in seinem Namen abschließen und alle Papiere unterzeichnen, die Ihnen vorkommen.

— Alle?
 — Ja wohl.
 — Nun, Herr Notar, so setzen Sie sich hin und schreiben Sie.
 — Sie wollen jetzt gleich die Vollmacht benutzen?
 — Ja, ich will das Testament meines Herrn zu meinen Gunsten machen. —r.

Albumblätter.

Musik ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen.

Seume.

Immer sollst Du aufwärts schauen
 In der Liebe Heimathland!
 Der Dir Leid und Kummer sendet,
 Sieht auch Kraft es zu ertragen.

H. Smidt.

Freude sollte ein Capital der Menschheit sein, und ist leider so oft nur ein Almosen für den Menschen. Wohl dem, der sich einen unabhängigen unbekanntem Sparpfennig davon sammelt.

Benzel: Sternau.

Räthsel und Aufgaben.

Mit dem L ist's ein Gewicht,
 Mit dem N es Eisen bricht,
 Mit dem R siehst Du es prangen
 Auf der holden Mädchen Wangen.

Wenn sich das Leben Dir
 Zur ersten Sylbe macht,
 So hat wol Rath dafür
 Die zweite oft gebracht.

Mit dieser trägt sich's leicht,
 Was unvermeidlich gilt;
 Vor ihrem Bannstrahl weicht
 Des Ganzen Trauerbild.



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 36.

Le — her — herb — Herbst.

Kost — Ost — st!

Sechzig Minuten nach zwölf Uhr.

Ein Tag kann bringen, was ein Jahr nicht bringen kann.

Briefpost.

Hr. E. E. in Regau. Freundlichsten Dank für Ihr zweites Schreiben; wir hoffen recht bald wieder von Ihnen zu hören.

Herrn K. n in Görlitz. Wir bitten nochmals, uns die Auflösung der beiden eingesendeten Aufgaben gefälligst senden zu wollen.

Herrn G. E. & Co. in Plauen. Unsere Zeitung wird regelmäßig jeden Dienstag ausgegeben. Sollten Verspätungen vorkommen, so liegen dieselben nicht an uns, sondern an denen, durch die Sie die Zeitung beziehen.

Hr. E. v. H. f a. G. b. V. Leider ist es uns erst heute möglich, Sie mit dem versprochenen Recept über das Einmachen der Ananas bekannt zu machen. Es lautet also: Man wäscht und bürstet diese Früchte zuerst sauber ab, schält sie, legt sie ganz oder in Scheiben geschnitten in die Büchsen, gießt Zuckersyrup darüber und kocht die Büchsen, nachdem sie zugelöthet sind, je nach ihrer Größe im Wasserbade eine halbe bis eine ganze Stunde. Zu bemerken ist hierbei, daß man den Ananasfakt mit Vortheil zur Bereitung von Gelees verwenden kann. Man darf ihn aber nicht so, wie er aus den Büchsen kommt, dazu gebrauchen, sondern muß ihn zuvor noch etwa 5 Minuten tüchtig kochen lassen. Die scharfe, der Ananas eigenthümliche Säure würde sonst die Gallerte, mit welcher man das Gelee bereitet, zerfressen, und letzteres würde nicht fest werden. Durch das Aufkochen des Ananasfakt wird die Schärfe desselben so geschwächt, daß sie die Gallerte nicht zerstören kann. Ebenso verhält es sich mit dem Saft der in Flaschen eingemachten Himbeeren, der seines Aromas wegen zur Geleebereitung nicht minder trefflich ist.

Hr. E. V. in D. Ihr reges Interesse hat uns sehr erfreut.

Herrn Ent. v. A. in Br. Ihre Aufgabe ist sehr geistvoll, würde aber für unsere Lesefrauen wol unauflösbar sein, da ihre Lösung unbedingt strategische Kenntnisse fordert.

Intelligenzblatt zur Aoden-Beitung.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, deren Ziehungen wie folgt festgesetzt sind:

3. Classe	4. Classe	5. Classe
17. September	8. October	5. — 21. November

hat der Unterzeichnete ein grosses Lotterie-Compagnie-Spiel arrangirt; es werden dazu 1400 Antheilscheine, von No. 1 bis 1400, ausgegeben, wovon ein jeder 3268 Loos-Nummern hat, die 1400 ganze Loose bilden; der Antheilschein kostet 51 Thlr.; hierauf werden blos 25 Thlr. bezahlt, während der Rest von 26 Thlrn. gleich auf Abrechnung geht.

Gegen 25 Thlr. wird ein solcher Antheilschein erworben und er wird bis in die entferntesten Gegenden versandt; zwei Personen, selbst drei, vier, fünf können zusammentreten und einen solchen Antheilschein nehmen.

Einer jeden Renovation wird der Inhaber überhoben; nach erfolgter Inempfangnahme eines solchen Scheines braucht sich der Inhaber nicht früher als nach Schluss der Lotterie darum zu kümmern. Die Original-Loose sind bei den Herren **Kind, Kuntze & Prenner** hier deponirt.

Das Resultat nach jeder Classenziehung und nach erfolgter Ziehung 5. Classe wird in der Brockhaus'schen Zeitung, Leipziger Zeitung, Leipziger Tageblatt etc. bekannt gemacht.

Der 24. Theil der ganzen Lotterie gehört den Nummern nach zu diesem Compagnie-Spiele und es sind viele ganze Loose dabei; ein glücklicher Zufall kann das ganze Geschäft sehr werthvoll machen, so dass schon vor Ziehung 5. Classe Dividenden gewährt werden können. In jedem Falle ist es das grösste Compagnie-Spiel, was jemals dagewesen ist, und dieserhalb hoffe ich auch auf keinen geringen Erfolg mit der Entnahme solcher Scheine.

Gegen gefällige Einsendung oder Baarzahlung von Thlr. 25. werden diese Compagnie-Scheine sofort von mir expedirt und ausgegeben.

Leipzig, im September 1866.

August Kind.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe Thlr. 1555. 25 Ngr. 7 Pf.

in der 2. Classe „ 2061. 24 „ — „

Summa bis jetzt: Thlr. 3617. 19 Ngr. 7 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie

mit den bekannten Hauptgewinnen

hat nunmehr folgende Ziehungstage:

17. September für die 3. Classe

8. October „ = 4. „

5. November „ = 5. „

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25½ Thlr., Viertel à 12¾ Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12½ Sgr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlrn. pro ¼, 10 Thlrn. pro ½, 5 Thlrn. pro ¾, 2½ Thlrn. pro 1 und creditire den Einsatz bis zu einer zu nennenden späteren Frist, wohingegen ich bei Vollenzahlung der Einsatzbeträge **Vollloose**, die für 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tacuber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Neu arrangirte **Knallbambons** mit täglich durch neue Erscheinungen vermehrt werdenden niedlichen Gegenständen, komischen **Kopfbedeckungen** und Bedarfsgegenständen der verschiedensten Art für Damen und Herren, à 2 Thlr. pro Duzend zur **Celarius'schen Sturmcolonnen-Tour Nr. 38**, sowie viele andere **Cotillon-Decor's** offeriren

F. W. Stolze & Comp.
in Erfurt.

Zur gänzlichen Vertreibung der
Sommersprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Köchlitz i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Die Sticker-, Tapissere- und Modewaaren-Manufactur

von

J. A. Sietel in Leipzig,

Arimm. Straße 16, im Mauricianum,

empfiehlt sich einem geehrten Publicum mit einer reichen Auswahl ihrer Erzeugnisse, sowie zu Ausführungen von Aufträgen in Gold-, Silber- und Seiden-Sticker- auf Mäntel, Mantillen, Paletots, Ueberwürfe, Mädchen- und Knabenanzüge nach deutschen, englischen und französischen Modellen etc.

Auswahlfendungen auf franco und sichere Referenzen werden bereitwilligst ausgeführt.

Keine Erfindung auf dem Gebiete der Toilette-Chemie hat wohl jemals so allgemeine Anerkennung und so großartige Ausbreitung über die ganze civilisirte Welt gewonnen, als der **Hauschild'sche Haarbalsam**, sein kosmetisches Präparat so schnell sich unentbehrlich gemacht, wie auf dem Toiletten-tisch der Fürsten, so in jedem Hause, wo man den Besitz eines vollen, schönen Haarmuchses zu schätzen weiß. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht bereit liegende Briefe und Atteste, darunter viele von fürstlichen Personen, berühmten Gelehrten und Staatsmännern, bezeugen die überraschende Wirksamkeit des Balsams, der nicht allein das Ausfallen der Haare sofort beseitigt, sondern auch auf selbst schon länger fehl gewesenen Scheiteln in oft ungläublich kurzer Zeit jungen Nachwuchs erzeugt.

Die große Nachfrage, deren sich **J. A. Hauschild's** vegetabilischer Haarbalsam überall zu erfreuen hat, hat eine Menge Nachahmungen, die unter ähnlichen Namen angekündigt werden, hervorgebracht, ich bitte deshalb darauf zu achten, daß an jedem Orte nur eine einzige Verkaufsstelle für Hauschild's Balsam existirt und derselbe in Leipzig ausschließlich bei mir in Originalpackungen à 1 Thlr., ½ Fl. à 20 Ngr., ¼ Fl. à 10 Ngr. zu haben ist.

Julius Kratze Nachfolger in Leipzig.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen
elegant gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonirt 15 Ngr.
" 1. " " in Halbleinenband mit Deckelprägung u. Goldtitel 17½ Ngr.
" 2. " " in Ganzleinenband mit Deckelprägung u. Goldtitel 22½ Ngr.
" 3. " " in Ganzleinenbd., Dedel reich vergoldet m. Schloß 1 Thlr.



Redaction: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Bösen das Bessere, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Beilichen der Kaiserin.

Von
Elise Polka.

I.

„C'était un bel enfant qui fuyait de la terre,
Son oeil bleu — du malheur portait le signe austère,
Les blonds cheveux flottaient sur ses traits palissants,
Et les vierges du ciel, avec des chants de fête
Aux palmes du Martyre unissaient sur sa tête
La couronne des Innocents.“

Victor Hugo.

Es war im dritten Jahre der Schreckensherrschaft, am 9. März des Jahres 1795. Die Nacht hatte mit ihrem dunkeln Schleier das fiebernde Paris zugebedeckt, die Straßen waren ruhig. In grauen Umrissen erhoben sich, wie ein riesiges Gespenst, die Mauern des Temple. Tiefe Stille lagerte sich um das Gefängniß der Königs- waisen; das ungeheure Gebäude schien ausgestorben. Weit hin schallte der einförmige Schritt der Thorwache, dann und wann unterbrochen von einem leisen Gesang. Der junge Soldat summt bald ein Bruchstück aus der Carmagnole, blutigen Andenkens, vor sich hin, bald ein lustiges Liedchen aus der Heimath. Es war ein Kind der Bretagne, — seine Gedanken trugen ihn weit fort in sonnige Fluren. Wer weiß, welch' hübsches Köpfchen ihm aus der Ferne, wie aus Wolken hindurch zunickte, welch' bekannte Augen ihn anlachten, daß er Alles, was um ihn her vorging, nicht beachtete. Anmuthige Er-

innerungen mußten ihn gefangen nehmen, sonst hätte er wol die beiden Gestalten, die sich dem Seitenpförtchen näherten, längst angerufen. Es war ein Mann und eine Frau in schlichter Kleidung, offenbar gute Bürger von Paris, denn sie redeten laut und ohne Zagen miteinander über die warme Frühlingsnacht und klopfen herzhaft an die kleine Holzthüre. —

„Wer da?“ fragte jetzt erst die aufhorchende Wache.

„Eine brave Bürgerin, die den Creolen Laurent, den Wächter des kleinen Capet sprechen will,“ antwortete der Mann.

„Er versprach mir, um 9 Uhr einmal den Kopf heraus- zustecken,“ setzte eine liebliche Frauenstimme hinzu, „ich bringe ihm etwas aus seinem Garten. Der Bösewicht sehnt sich vielmehr nach seinen Blumen, als nach Weib und Kindern.“

Der Soldat war in Folge seiner Träumereien in besonders guter Stimmung. „Nun so wartet noch ein wenig, Kleine,“ flüsterte er vertraulich, „Euer Geliebter wird sich seinen Kuß schon holen, wenn Ihr so hübsch seid wie Eure Stimme, woran ich gar nicht zweifle. Warum habt Ihr keine Laterne mitgebracht, daß man Euch einmal in die Augen sehen kann?“

Noch ehe er diese Worte ganz vollendet, öffnete sich die Pforte ein wenig. Ein Lichtstreif fiel durch die Spalte und traf ein Frauengesicht von so viel Anmuth und Lieblichkeit, daß der Bretagner ganz erstarrt vor Bewunderung stehen blieb.

„Bist Du endlich da, Laurent?“ rief jetzt die junge

Frau laut und unbefangen. „Ich habe schon eine Weile auf Dich gewartet! Sieh, da bringe ich Dir Beilchen, einen ganzen Topf voll, — es sind noch viele Knospen daran, sie werden lange blühen, denke ich.“

„Wie schön, daß Du Wort gehalten,“ erwiderte er, „welche Freude! Es sind unsere Lieblingsblumen!“

„Unsere!“ wiederholte der junge Soldat mit einem leichten Anflug von Spott. „Er spricht wie das Königskind, der kleine Capet. Es ist eine schlechte Gesellschaft für einen ehrlichen Republikaner, wo man solche Worte lernt!“

„Nun, ich meinte mich und meine Frau,“ sagte Laurent begütigend. „Lebe wohl, ich muß fort!“

„So gebt Euch doch noch einen Kuß! Morgen dürft Ihr das vielleicht nicht mehr, dann hat ein Anderer die Wache.“

Aber die junge Frau hatte schon den Arm ihres Begleiters ergriffen und war in der Dunkelheit verschwunden. Die Pforte schloß sich.

„Laurent kann warten, bis er mich daheim besucht und — ich auch! Gute Nacht, braver Soldat!“ rief die süße Stimme noch scherzend herüber.

Während der Soldat auf- und niederschreitend an das reizende Gesicht dachte, das wie ein Phantom vor ihm aufgetaucht, und den Wächter des kranken Königskindes um sein Glück beneidete, seufzte der Begleiter der Frau eben im Tone höchster Besorgniß: „Madame, Ihr spielt ein gefährliches Spiel, Euer weiches Herz reißt Euch in's Verderben. Ihr seid kaum der Guillotine entronnen und wagt von Neuem sorglos Euren schönen Hals. Denkt an Eure Kinder, Josephine Beauharnais — und — — an Eure Freunde!“

„O schweigt, Barras!“ antwortete sie sanft, „versucht es nicht, mich hier zurück zu halten. Das ist ein einfaches Werk der Barmherzigkeit. Eben weil ich an Hortense und Eugen denke, vermag ich die Leiden der Waisen im Temple nicht zu ertragen, ohne einen schwachen Versuch zu machen, sie zu erleichtern. Laßt mich gewähren und begleitet mich ferner als mein treuer Freund. Wollt Ihr nicht, so muß ich meinen Weg allein gehen und mich auf den Schutz der Engel verlassen. Tag und Nacht gedenke ich der armen Königsinder. Habe ich doch selbst Eure Augen feucht schimmern sehen, als Laurent von den Martern, und den gräßlichen schwarzen Spinnen und den Mäusen — —“

„Still, still, schönste Frau! Wir sind auf der Straße und nicht sicher genug, solch' verrätherische Klagen laut werden zu lassen,“ flüsterte der ci-devant Graf, der jetzige Bürger und Republikaner Barras.

„Nun, wollt Ihr morgen wieder mit mir gehen?“

„Wer könnte Euch widerstehen?! Ich werde zur bestimmten Stunde bei Euch sein!“

Noch an manchem Abend wanderte die junge Witwe jenen gefährlichen Weg zum Temple, einen Blumenstrauß in der Hand, um das Gefängniß des sterbenden königlichen Knaben zu schmücken. Der brave Creole Laurent, der ihren Vater, den königlichen Hafencapitain Tascher de la Pagerie gekannt, hatte eines Tages die Tochter aufgesucht und das Herz der jungen Frau zerrissen durch die Schilderungen des Märtyrerkthums eines unschuldigen Kindes.

In seinen wenigen Freistunden war es, wo er in dem Zimmer Josephinens saß und von dem einsamen Gemarterten erzählte, von seiner Geduld und Sanftmuth, von seiner verzehrenden Sehnsucht nach der Mutter und seiner leidenschaftlichen Liebe zu den Blumen. O sie waren so voll Mitgefühl und Theilnahme, seine Zuhörer! — Wie schön sie war, wenn sie ihm lauschend gegenüber saß, jene junge zarte Frau, die großen Augen auf das ernste Männerantlitz richtend, die Wangen glühend vor Erregung! Ein schlankes, kaum 12jähriges Mädchen lehnte, von ihrem Arm umschlungen, an ihrer Schulter; ein schöner Knabe saß zu ihren Füßen, den Kopf an ihre Kniee gedrückt. Die Hand Josephinens — welch' eine wunderschöne Hand! — lag in dem dunkeln Lockenhaar Eugens. — Wie oft fielen heiße Thrämentropfen auf die Stirn des Knaben, wie oft beugte sich das schöne Mädchen herab, um die nassen Wangen der geliebten Mutter zu küssen! — Und dann erzählte Laurent wol auch von „Madame“ — der jungen Dauphine, die, von ihrem sterbenden Bruder getrennt, ein Leben voll harter Arbeit und Entbehrung in tiefster Einsamkeit zu führen verurtheilt worden war. Und doch erschien sie stolz und ungebeugt, die zarte Königstochter, und nie entfloß eine Bitte oder eine Klage ihren Lippen. — Und wie es in jenem alten todestraurigen Liebe von den Königskindern heißt, die nicht zueinander kommen konnten, weil:

„Das Wasser war viel zu tief,“

so hatte man auch diese Beiden voneinander gerissen, den Bruder und die Schwester, und es war leichter das Meer zu durchschiffen, als jenen kleinen Raum zu durchwandern im Temple, der die Gefängnißzelle Ludwig's XVII. von dem Kerker der Prinzessin trennte. — — — Später erschien auch das liebe Gesicht Josephinens und ihrer Tochter gar oft an den Fenstern der Wohnung des getreuen Dieners Ludwig's XVI., des braven Hue, die in den Garten des Temples hinausgingen. Marie Therese durfte in den letzten Wochen vor ihrer Befreiung dort auf und nieder gehen, und während dieser Zeit warfen schöne

Frauenhände der königlichen Waise Blumen zu, oder süße Stimmen sangen Lieder von Freiheit und Glück. — Und sie kannte sie ja, die Märtern der Gefangenschaft, die Witwe Beauharnais, und das Leben in der Freiheit erschien ihr jetzt doppelt schön. Kein Auge schaute voll tieferen Erbarmens auf die junge Prinzessin, als das Auge Josephinens. —

Zwei Monate waren vergangen seit jener ersten Beilichengabe. Der Sommer mit seinen bunten Schwingen gaukelte über die Erde, die Zeit der Rosen war gekommen und die „blauen Tage“ ließen alle kranken Herzen wieder genesen.

Und es erschien doppelt traurig in all' der Lust da draußen, als sich am 10. Juni Abends 7 Uhr das große Thor des Staatsgefängnisses im Temple öffnete, um einen Leichenzug hinauszulassen. Ein Commando von 8 Mann Linienjägern schritt voraus — dann sah man einen kleinen Sarg, dürftig bedeckt mit einem schwarzen Tuche. Drinnen aber lag, lang gestreckt, von den Händen treuer Wächter und Pfleger in weißes Linnen gehüllt, ohne Rissen für das blonde müde Köpfchen, der Dauphin von Frankreich. Das Kind, dessen Eintritt in's Leben vor kaum 10 Jahren ein ganzes Volk mit Jubel begrüßte, das Kind, dessen zarten Körper zarte Hände hüteten und pflegten, das umhüllt wurde von allem Glanze der Erde, getragen von der zärtlichsten Liebe, schlief ärmer und verlassen, als der ärmste Bettler in seinem letzten Bettchen. Aber ein seliger Friede lag auf dem abgekehrten feinen Leidensgesichte, ein süßes tiefes Ausruhen, und die Glorie des Märtyrertums zog sich wie eine Aureole um die reine Stirn. Jetzt war Alles überwunden, die Qualen des Erdenlebens versanken wie ein banger Traum, die heiligen Engel Gottes trugen den Verklärten in ihren Armen dem seligsten Wiedersehen entgegen.

Der Leichenzug, — dem der Polizeicommissar Duffer mit den Municipalcommissairen und den Wächtern des Prinzen folgte und dessen Schluß ein Corporal mit einigen Soldaten bildete, — bewegte sich langsam durch viele Straßen bis zu dem Kirchhofe von St. Marguerite. — Viele weinende Frauen und Kinder mit Blumen in den Händen gaben ihm von Weitem das Geleite, — das Mitgefühl war stärker als die Furcht. — Männer entblößten ihre Häupter, als der kleine ungeschmückte Sarg des Königskindes vorüberschwankte. — Aus dem Fenster eines Hauses in der rue de la Corderie fiel aber, vom ersten Stockwerke herab, ein Kranz von weißen Rosen auf das schwarze Leichentuch. — Die liebe Frau, die dort oben stand, hielt in ihren Armen zwei Kinder, die sie schluchzend an sich preßte. — Sie lehnte sich nicht zurück,

als die scharfen Augen Duffers zu ihr aufschauten, — muthig bekannte sie sich so als die Spenderin der rührenden Gabe. — Der Kranz blieb auf dem Sarge liegen — es fand sich keine Hand, die dem unschuldigen Todten diesen Schmuck zu entreißen dreist genug war.

Unweit des Eingangs, in einem Winkel neben der Mauer begrub man das Kind von Frankreich, Ludwig XVII. Mit schlichten Nasenplatten bedeckte man eifertig den Hügel. Als aber das Gefolge des Zuges den Kirchhof verlassen hatte, brachte man dem kleinen Todten eine rührende Ovation. Schaaren von Kindern strömten herbei und kleine Hände häuften voll zärtlicher Haft Blumen auf Blumen auf das Grab. — Es war ein Blumenthron, so schön, so duftig, wie aus einem Feenmärchen für den, der die Blumen so sehr geliebt. — Und am späten Abend schlichen noch der Stubenmaler Lasne und der treue Laurent heraus, die letzten Pfleger des Kindes, um einen Topf mit Beilichenblättern sorgsam zu Häupten des Schlafenden einzupflanzen. — Längst waren die blauen Blumen verblüht, aber dieser Beilichenstrauch war die letzte Freude des Kindes gewesen, — Tag und Nacht hatte er neben dem Schmerzenslager gestanden, und die matten kleinen Hände waren noch am letzten Morgen lieblosend über die Blätter geglitten.

„Im Frühling werden sie wieder blühen,“ hatte er leise vor sich hin geflüstert.

„Er würde sich betrüben, wenn wir sie nicht zu ihm brächten,“ sagte Laurent. „Beilichenblätter sollen das kleine Herz zudecken!“

Und sie deckten ihn zu, den Hügel, so daß man kaum noch einen Grassalm sah auf dem Grabe in dem Winkel des Kirchhofs von St. Marguerite. Es war wunderbar, wie sie wucherten, und eine düstende reichgestickte Decke breiteten über das letzte Lager des Königskindes, schöner als von Hermelin und Purpur, die Beilichen der schönen Josephine Beauharnais.

II.

„Comme deux rayons de l'aurore,
Comme deux soupirs confondus,
Nos deux âmes ne forment plus
Qu'une âme — — —“

Lamartine.

Der Dictator der neuen Regierung, der elegante und liebenswürdige Marquis de Barras, dieser vornehmste Cavalier der Revolution gab ein glänzendes Fest im Palais Luxembourg zu Paris. Seine Feste hatten Ruf, man drängte sich zu den Einladungen, man fand in seinen Gesellschaften einen Luxus, der an die Tage der Glanzzeit des Königthums erinnerte, und zugleich den ungewungensten Ton und — vor Allen die schönsten

Frauen. — Es war im Januar des Jahres 1796. Jene glänzend erleuchteten Räume, die bis zur Stunde nur Könige und Fürsten betreten, waren mit einem bunten Gemisch verschiedenartigster Erscheinungen gefüllt. — Manch' allerliebste Füßchen, das einer Herzogin Ehre gemacht haben würde und doch noch nie auf Teppichen und Parquets gewandelt, glitt sorglos über denselben Boden, den die goldgestickten Schleppen der schönen Marie Antoinette und ihrer Frauen gestreift. Man lachte, scherzte, tanzte, als ob nie ein Marat und Robespierre ihre blutigen Decrete unterzeichnet, vergessen schien das grauenvolle Gespenst der Guillotine. — Weithin strahlte das warme Licht der hellen Fenster in die kalte dunkle Nacht hinaus.

Eine Fluth bedeutender Männerköpfe, frappanter Erscheinungen, berühmter Namen der Republik wogte auf und ab, und dazwischen die reizendsten Frauengestalten, Blumengesichter, an denen das Auge mit Entzücken hing. Wie viel Jugend und Schönheit hatte doch das Beil des Henkers noch verschont, und fehlten auch die Strahlendsten in diesem Kreise — die bezaubernde Madame St. Amaranthe und die schöne Madame Roland, — so waren doch Andere da, deren Lächeln auch Vergessenheit brachte, deren Blicke auch zu berauschen vermochten. Ueber wie manchem dieser glänzenden Nacken hing noch vor wenigen Wochen das Messer der „petite Louison“, — wer schien noch daran zu denken? —

Zwei Frauen waren es vor Allen, in deren Zauberkreis die Männer jeden Alters und Ranges gebannt schienen: — die Eine erregte die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine wahrhaft strahlende Schönheit und junonische Gestalt, die Andere durch ihre Grazie und Lebhaftigkeit, durch vollendete Anmuth, durch den Ausdruck holdster Weiblichkeit, diesen für ein Männerherz gefährlichsten Reiz einer Frau. Es war etwas Schutzbedürftiges in der Art, wie sie die langen schwarzen Wimpern erhob, etwas lieblich Anselbständiges, wie sie sich auf den Arm der Freundin stützte, etwas mädchenhaft Schüchternes in ihrem Lächeln. Diese beiden Frauen waren Therese Cabarrus, verwitwete de Fontenay, jetzige Madame Tallien, und Josephine Beauharnais. Wie sie eben im Kreise ihrer Bewunderer nebeneinander standen, bildeten sie durch den Contrast ihrer Erscheinungen ein ungemein fesselndes Bild. Therese, die Spanierin, in ihrer reichen Kleidung nach griechischem Muster, das goldene Diadem über der Stirn, das prachtvolle Haar in einem Knoten in dem stolzen Nacken aufgenommen, eine Tracht, die so herrlich stimmte zu der tabellofen Reinheit ihres Profils und den classischen Formen ihrer Gestalt, — und Josephine im einfach weißen Kleide, einen Beilchenkranz in den kurzen krausen Locken, einen Beilchenstrauß am Busen, mit ihrem Kinderlächeln und

jenem Blick, sanft und glühend zugleich, jenen Augen, die Keiner je vergaß, der ihnen einmal begegnet. — Beide Frauen liebten sich zärtlich. Die Blume dieser Freundschaft wurzelte im Boden eines Herkers. Wochenlang erwarteten Therese und Josephine den Tod als Verurtheilte im gemeinsamen Gefängniß der Conciierge. Sie umarmten sich an jedem Abend zum Abschied in der Furcht, daß in der Nacht die Eine der Andern entrisen werden und ihnen keine Zeit zum letzten Kusse bleiben möchte, und an jedem Morgen mit aller Seligkeit eines neu geschenkten Beisammenseins. War es die Erinnerung an jene Tage des Schreckens, die noch zuweilen das süße Gesicht der Creolin plötzlich erbleichen ließ und ihren Augen jenen feuchten Schimmer gab, den man verschleiert nannte und der oft mitten im heitersten Gespräch die strahlenden blauen Sterne verhüllte? Sie schmiegte sich oft erbebend fester an die Freundin, die jene Zeiten der Martern muthiger ertragen hatte. Therese Tallien redete gern von jenen überwundenen Qualen, Josephine nie. Aber seit ihrer Gefangenschaft liebte sie die Beilchen. Die kleine Tochter des Gefangenwärters hatte ihr am Vorabend ihrer Befreiung einen Strauß der duftenden blauen Blumen gebracht. Die Beilchen in den Händen überschritt sie die Schwelle der Conciierge. Glück, Freiheit und Sonnenschein waren für sie fortan gleichbedeutend mit Beilchen. Sie hätte Allen, die sie liebte, und allen Traurigen Beilchen schenken, sie in Beilchen einhüllen mögen, — sie trug vorzugsweise Beilchenblau und stückte Beilchen in den Saum ihrer Kleider. Auch heute erschien sie nur im Beilchenschmuck bei dem glänzenden Feste des Dictators, während alle Andern sich doch auf das Kostbarste geschmückt hatten. — Aber sie erschien trotz dieser duftigen Einfachheit reizender als Alle, eine holdselige frische Frühlingsblume inmitten aller Rosen, Nelken und erotischen Wunderblüthen. Seltsam erregt war sie an jenem Abend. Endlich sollte sie ihn ja von Angesicht zu Angesicht erblicken jenen vielgepriesenen Freund ihres Beschützers, den jungen General Bonaparte, den Helden von Toulon. — Mit welcher leidenschaftlichen Interesse war sie den Schilderungen gefolgt, die ihn zu einer fast antiken Heldengestalt erhoben! Wie wurde sie nie müde zu fragen und zu hören von seiner Tapferkeit und Kühnheit, seinem wunderbaren Feldherrnblick, der stolzen Energie seines Wesens, der sich Alles beugen mußte! Wie Desdemona den Wunderthaten des Othello lauscht und dem Sieger halb unbewußt die Thore ihres Herzens öffnet, so lauschte Josephine Beauharnais dem begeistertsten Lobe, das Barras seinem jugendlichen Lieblinge spendete. Und als er nun vor ihr stand — als sich ihre Augen in einem langen Blicke begegneten, da geschah das alte Wunder, das einzige, an

das zu glauben wir nimmer verlernen, — da flogen zündende, funkelnde Lichter herüber und hinüber von Seele zu Seele. In dem Herzen des Mannes schoß die Purpurblüthe der Leidenschaft empor bei der ersten Begegnung mit dieser Frau, die ihm Barras als die Lieblichste ihres Geschlechts geschildert. Er, der an den stolzeften Schönheiten kalt vorübergegangen, wurde beim ersten Anblicke der Gefangene dieses zarten Geschöpfes mit dem Kinderlächeln. Das zierliche Köpfchen auf dem schlanken Halse, die zarte Fülle und bezaubernde Anmuth der Gestalt, die creolische Lebhaftigkeit, wechselnd mit einer grazios schmachttenden Langsamkeit der Bewegungen, das Feuer des Blickes, die Klarheit des Teints, das schöne Haar, der verführerische Mund, das reizende Kinn mit seinem Grübchen, die wunderschönen Hände und Füße bildeten ein entzückendes Ganze. Und der ernste junge Mann, dessen Seele bis zur Stunde nur Träume von Ruhm und Ehre erfüllten, gab sich ohne Widerstreben einer neuen mächtigeren Empfindung hin — er streckte bebend die Hand aus — nicht nach dem kühlen, duftlosen Lorbeer, nein, nach der Rosenkrone der Liebe.

Und Josephine fühlte mit einer süßen Bewegung den Blick der leidenschaftlichen Bewunderung, der jetzt an ihr hing. Und doch war sie so an Bewunderung gewöhnt, die schöne Frau, — warum heute diese überwallende Erregung?

Immer und immer wieder folgten ihre Augen verstoßen den regelmäßigen Linien dieses wunderbaren Kopfes und ruhten auf der stolzeften Stirn und dem feinen vornehmen Munde. Der junge General war fast fremd in der Gesellschaft, Josephine Beauharnais war es, die ihm manche auffallende Persönlichkeit nannte, manchen berühmten Namen, und manche Beziehung erklärte. — Hatte er doch, in finsternem Groll über die Undankbarkeit der Volksrepräsentanten, die ihn nach der Katastrophe vom 9. Thermidor als einen Anhänger der gefallenen Machthaber verfolgten, ihm das Artilleriecommando entzogen und statt dessen eine Infanteriebrigade in der Vendée anzubieten wagten, — sich in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen. Mit nur wenig treuen Freunden lebte er in Paris in bitterem Entbehren — arm, verborgen und — fast vergessen. — Welche kühne Entwürfe gährten in dieser stillen Zeit in seinem Riesengeiste! Ueber den ganzen Erdball hin flogen die Gedanken, nach den Sternen griff die ruhmdürstende Seele.

An jenem Abend jedoch, im Palais Luxembour waren sie versunken jene ehrgeizigen brennenden Wünsche, untergetaucht, begraben in — Veilchenduft.

Allmählig wich auch in seiner Nähe jene süße Befangenheit, die der erste Blick des jungen Helden über die junge Frau gebracht: Josephine Beauharnais plauderte

und lächelte bald, ihm gegenüber, mit der hinreißenden Grazie eines Kindes, das sich neben einem schützenden Freunde wohl geborgen fühlt. Bonaparte blieb den ganzen Abend an ihrer Seite und mit Entzücken gewährte Barras die schnelle Annäherung seiner beiden Lieblinge.

Als am Schlusse des glänzenden Festes der junge General die reizende Frau zu ihrem Wagen geleitete, fiel der Veilchenstrauch von ihrer Brust zu seinen Füßen nieder.

Zwei Monate später nur, am 9. März 1796, wurde Josephine verwitwete Beauharnais mit dem General Napoleon Bonaparte auf dem Rathhause zu Paris ehelich verbunden.

Eine holdseligere glückstrahlendere Braut hatte vielleicht nie die Schwelle des alten Saales überschritten. Ihr Lächeln, wenn sie zu dem Manne ihrer glühendsten Liebe aufblickte, mahnte an den Frühling. Ihr einfaches Kleid war mit Veilchen gestickt, in der kleinen Hand trug sie einen Veilchenstrauch, dessen Duft Träume brachte von einem Glück ohne Ende. — Und Er? — Seine Augen hingen an ihr voll Stolz und leidenschaftlicher Zärtlichkeit — wie liebte er sie! — Konnte solche Liebe jemals enden?! Eine Ewigkeit dünkte ihm zu kurz für den Besitz Josephinens. — Aller Ruhm, alle Ehre, die seine große Seele zu erwerben sich sehnte, waren nur des Erwerbens werth um ihretwillen — eine Krone niederzulegen zu diesen Kinderfüßen erschien ihm noch eine arme Gabe.

Und mitten in diesen Gedanken und Empfindungen fühlte er die Hand seines jungen Weibes auf seinem Arme und hörte ihre süße Stimme sagen: „Laß mich fortan an diesem Tage immer Veilchen sehen — sie werden mir Glück bringen!“ —

Ob sie wol daran dachte, daß sie heute vor einem Jahre mit einem Veilchengruß den letzten Sonnenstrahl des Glücks in den Kerker des sterbenden Königskindes sandte? —

Napoleon Bonaparte vergaß diese Bitte nicht. Wo er auch weilen mochte — Josephine fand an ihrem Hochzeitstage einen frischen Veilchenstrauch an ihrem Betpulte. — Und das junge Weib des Generals empfing diesen Liebesgruß mit keinem größeren Entzücken, mit keiner leidenschaftlicheren Dankbarkeit, als später die Frau des ersten Consuls sie empfing und endlich — die Kaiserin. Die Veilchen waren und blieben es, die Josephinens glänzende Augen am Morgen des Festtages zuerst suchten, und kein Geschenk, so reich es auch sein mochte, fand Beachtung, ehe sie, mit den blauen Blumen in den Händen, für den gebetet, der ihres Lebens Sonne geworden war.

(Schluß folgt.)

Schreckenstage im Schneesturm der Andes.

Eine noch erhöhte todbringende Nacht der entfesselten Elemente, wie wir sie auf den Pässen unserer europäischen Hochalpen finden, herrscht auf den viel weniger cultivirten Uebergängen der Cordilleren. Eine ergreifend tragische Begebenheit, die sich auf jenem Terrain zwischen Mendoza und Uspallata zutrug, wollen wir hier dem neuen Chilereisenden Kahl in gekürzter Fassung nach erzählen. Sie wurde ihm als verbürgtes persönliches Erlebnis mitgetheilt von einem Tropero, d. h. chilenischen Maulthiertreiber und Beförderer von Waarentransporten, die mit Hilfe von andern Untergebenen, die Peones heißen, über diese furchtbaren Berge geschafft werden. Der unglückliche Mann hatte einen Theil der Seinigen bei dem betreffenden Zuge eingebüßt:

„Es sind jetzt fünf Jahre,“ erzählte er, „als ich mit meinem schon betagten Vater, meinem Bruder und von zwei Peones begleitet, mich in Mendoza zur Reise über die Cordilleren anschickte. Wir hatten uns verpflichtet, eine Partie Yerba Mate trotz der späten Jahreszeit hinüber zu bringen. Mit unseren schwerbeladenen Maulthiere reisten wir am dritten April von Mendoza ab. Wir kamen nur langsam vorwärts, da wir die Kräfte der Maulthiere für die Bergwege aufsparen wollten. Erst nach drei Tagen kamen wir in Uspallata, einem kleinen argentinischen Grenzorte an. Das Wetter war bei unserer Ankunft in diesem Orte wie immer mild und ohne Anzeichen irgend eines Wechsels und blieb auch so bis zum achten desselben Monats, dem Tage unserer Abreise. Am zehnten erreichten wir schon „los Baños“, die nur wenig Meilen von dem höchsten Pässe der Andes entfernt sind. Wir beeilten uns jetzt etwas mehr, als wir dies bisher gethan und unseren schwerbeladenen Thieren zuträglich war, denn in der letzten Nacht hatten wir ein dumpfes Getöse wahrgenommen, welches uns fürchten machte, daß sich Lawinen gelöst hatten. Die Geier verschwanden vom Horizont und dicke Nebel wälzten sich an den Abgründen entlang. Alles waren Zeichen, daß ein Orkan im Anzuge war. Von Minute zu Minute vermehrten sich die Nebel, der Wind wurde immer schärfer, es mußte uns jetzt Alles daran liegen, so rasch wie möglich die nächste „Casucha“ (Schutzhütte) zu erreichen. Es fehlte uns noch eine halbe Legua, als wir plötzlich das dumpfe Donnern der Talca's hörten, welches aus dem Innern der Berge zu kommen schien. Immer lauter wurde dieser Donner. Wir bekreuzten uns und trieben unsere Maulthiere zu raschem Trabe an. Glücklicherweise erkannten wir schon die Casucha, hatten auch noch Zeit, unsere Maulthiere abzuladen, doch kaum damit zu Ende, brach das Unwetter los. Ein dichtes Schneegestöber hüllte uns ein und ließ uns keine Hand vor den Augen erkennen. Wir dankten unserm Schöpfer, hier geborgen zu sein! Der, welchen dieser tödtliche Nebel, der aus nichts als aus dem feinsten, dichtesten Schneegestöber besteht, in den Bergeinöden ohne Schutz trifft, ist rettungslos verloren. Sinkt er hin, so hüllt ihn bald der Schnee in ein dickes, undurchdringliches Leidentuch.

Trotz der Tageszeit umgab uns dichte Finsterniß. Zuweilen reinigten die furchtbaren Windstöße die Atmosphäre auf Augen-

blicke und ließen uns durch das enge Fenster die Gegenstände draußen erkennen; nichts aber sahen wir als eine weiße unebene Fläche; der Schnee lag ellenhoch, von unseren Maulthiere konnten wir nichts gewahren. Gegen Abend wurde das Wetter stiller, das Schneegestöber und der Wind hörten allmählig auf, der jetzt aber eintretende Frost war ein um so schlimmerer Feind. — Wir versuchten die Hütte zu verlassen, um uns nach der nächsten, den menschlichen Wohnungen näher belegenen zu begeben, aber unsere Anstrengungen in dieser Richtung wurden vereitelt. Der um die Casucha aufgethürmte Schnee war zu weich, um ein Auftreten zu erlauben; schon bei unseren Versuchen versanken wir nach wenigen Schritten und nur durch gegenseitige und angestrenzte Hilfe konnten wir die Hütte wieder gewinnen.

Die Nacht mit ihrer furchtbaren Kälte trat jetzt ein, wir nahmen mehre Schluck Brantwein — er gab uns nur wenig Wärme; trotzdem uns unsere Lage allen Appetit genommen, aßen wir von unseren geringen Vorräthen, und unsere Seele Gott empfehlend, versuchten wir zu schlafen. — Aber die Kälte war übergroß, trotz der harten Arbeit am Tage hielt sie uns wach; wir versuchten ein Feuer anzumachen, allein das wenige Stroh war rasch verbrannt und qualmte, daß uns Erstickung drohte; wir mußten den Versuch wieder aufgeben. Diese Mühe ermüdete und brachte uns endlich den gesuchten Schlaf. — Es mochte wol Mitternacht vorüber sein, als uns ein donnerndes Krachen weckte. Sollte uns die Lawine begraben haben? Schon glaubte ich, daß das Schlimmste geschehen sei, als plötzlich ein frisch hereinstömender Luftzug uns anzeigte, daß wir dieser Gefahr entronnen waren. Sich vom „lebendig begraben sein“ errettet zu wissen, gab auch dem Schwächsten, dem Verzagtesten unter uns neuen Muth. Vertrauensvoller blickten wir auf die nahe Zukunft, so verzweiflungsvoll auch immer unsere Lage blieb und dadurch die sich vermehrende Kälte von Minute zu Minute noch verschlimmert wurde. Wir waren zu aufgeregt, um wieder einschlafen zu können, sehnsuchtsvoll sahen wir dem Tage entgegen, der aber, als er kam, uns wenig Vortheil brachte. Die Thür der Hütte öffnend, sahen wir vor uns nichts, als die weite Schneedecke, — die niederen Abgründe waren verschwunden, — sie breitete sich über Höhen und Tiefen, nur die steileren Felsen waren unbedeckt.

Unser Versuch, den Schnee zu betreten, schlug wieder fehl. Wieder verging der Tag, ohne daß wir es wagen konnten, die Hütte zu verlassen; mit der immer zunehmenden Kälte kämpfend, versuchten wir noch mehre Male mit verschiedenen Gegenständen Feuer zu machen, aber immer vergebens. — In der Nacht begann wiederum der Schneesturm und dauerte den ganzen nächsten Tag, den dritten, den wir in dieser Leidenshütte zubrachten. Was wir in dieser Zeit gelitten, wer vermag es zu verstehen, der nicht ähnliche Qualen erduldet! Mein armer, schwächlicher Vater wurde jetzt von Minute zu Minute schwächer, und trotzdem wir ihn durch Reibung seines Körpers zu erwärmen suchten und alle uns zu Gebote stehenden Mittel aufwandten, um ihn zu stärken, blieben leider unsere Bemühungen vergebens. Wir konnten ihm seine Kraft nicht wiedergeben. — Auch unsere Lebensmittel gingen schon zu Ende. — Wohin wir sahen,

sahen wir nur Tod und Verderben, Hunger, Kälte und die Lawinen.

Immer unerträglicher wurde die Kälte. In dumpfer Betäubung zu einem dichten Knäuel um den Gletscher zusammengedrängt, um diesen und uns gegenseitig zu erwärmen, sahen wir in der Hütte, — hoffnungslos! Der vierte Morgen brach an. Des Gletschers bleiches Angesicht, seine gläsernen Augen, die sich krampfhaft öffneten und schlossen, machten uns unruhig. Wir vergaßen auf Augenblicke unsere eigene Lage, um unserm Vater zu helfen. Aber es war vergebens! Die körperlichen und geistigen Strapazen hatten ihn aufgerieben; um fünf Uhr Morgens gab er seinen Geist auf. — Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich unserer, in den matten Blicken, dem schrecklichen Aussehen der Anderen las jeder Einzelne sein eigenes Schicksal. Alle fühlten die Nähe des Todes. — Wir legten den Leichnam jetzt außerhalb der Hütte auf den Schnee; rasch hatte das dicke Schneegestöber eine Leichendecke über ihn ausgebreitet; — das erste der Opfer war gefallen.

Der Sturm wüthete jetzt mit abwechselnder Heftigkeit. O der zahllosen Qualen, die wir während der nächsten vier Tage erlitten!

Auch mein Bruder und der eine der Peonen starben schon in der sechsten Nacht und folgten dem Vater in das eisige Grab; es waren Beide junge Männer von 16 bis 18 Jahren. Fast beneidete ich sie, wie sie endlich ausgelitten hatten und zur ewigen Ruhe eingegangen waren. Eine schaurige Nacht war es, tiefe Finsterniß umgab uns in der engen Casucha, draußen donnerten die Lawinen und heulte der Sturm mit immer erneuter Heftigkeit. Aber noch mehr als vor diesen graufigen Stimmen der Natur bebte mein Herz vor den leisen, kaum vernehmbaren Klagen meines sterbenden Bruders. Eng hielten wir uns umschlungen, sein Haupt ruhte an meiner Brust. Endlich noch ein tiefer Seufzer, — ein leichter Krampf, und ich hielt eine Leiche in meinen Armen. — Welche schreckliche Stunde! Auch der andere Peon, fast noch ein Knabe, hauchte in derselben Stunde seine letzten Seufzer aus. Auch sie deckte bald die weiße Schneedecke.

Meine starke Constitution, sowie die meines übrig gebliebenen Gefährten trogten noch immer den Einwirkungen der furchtbaren Kälte und des Hungers. Wir Beide waren starke Männer und standen in dem kräftigsten Alter, wir mochten uns in den mittleren 30 Jahren befinden. — Es war der neunte Tag unseres Aufenthaltes in den Cordilleren. — Die Schrednisse, die uns umgaben, ließen uns wol hundert Mal den Tod wünschen, dennoch, als sich unsere Schwäche zusehends vermehrte, erfüllte uns ein tiefer Schrecken, und mit aller Zähigkeit der Verzweiflung stemmten wir uns gegen das Verderben.

Schon lange hatten wir keine Nahrungsmittel mehr; wir nährten uns von dem halbverbrannten Lederzeug der Aparejos und unsern Durst stillte der Schnee. Endlich, am neunten Morgen hörte der Sturm auf. Der starke Frost hatte jetzt die Schneedecke fest genug gemacht, um unsern Körper zu tragen. Doch war er nur schwach, denn wie konnten wir hoffen, Uspallata zu erreichen!

Trotzdem verließen wir mit einer nicht zu beschreibenden

Freude die Hütte. Schon nach wenigen Schritten mußten wir uns wechselseitig stützen, um unserer Schwäche soweit Herr zu werden, daß wir gehen konnten. Die hohen Schneemassen und Abgründe, die umgangen werden mußten, boten uns viele Schwierigkeiten, aber der Tod, der uns aus hundert Gefahren entgegenstarrte, gab uns den Muth der Verzweiflung.

Am Mittag erreichten wir die nächste Casucha, aber nur kurze Rast gönnten wir uns, setzten unsern Weg fort und am Abend erreichten wir wiederum die nächste Hütte, zum Tod ermattet.

Aber rasch verschwand unsere Müdigkeit. Wer beschreibt unsere Freude, als wir die Ueberreste eines Feuers und einige Holzkohlen fanden; einige auf dem Boden liegende und wahrscheinlich als schlecht weggeworfene Schwären brachten uns vollends außer uns. Wer würde in einer solchen Lage die Güte des Allmächtigen verkennen? Mit Thränen dankten wir ihm und wärmten uns und aßen.

Trotz dem Fieber, welches in meinen Adern tobte, verließen wir noch vor Tagesanbruch die Hütte. Kaum dämmerte es, als wir Spuren von Fußtapsen mehrerer Leute sahen, die sich auf unserem Wege hinzogen. Es mußten diese den Leuten angehören, deren Feuer in der Casucha uns so wohlthätig geworden war. Schon nicht mehr mit dem Muth der Verzweiflung, sondern dem der Hoffnung verfolgten wir unsern Weg, die Fußtapsen gingen auf demselben entlang; — schon nach ein paar Stunden erreichten wir die nächste Casucha in der Nähe der Punta de las Vacas. Nur noch wenige Quadras entfernt, lag sie vor uns. Sollten wir unsern Augen trauen? Rauch stieg aus derselben auf! Die Freude machte mich sprachlos. Noch zwanzig Leguas voll Schnee und Eis zwischen den nächsten menschlichen Wohnungen und uns, ohne Lebensmittel, ohne Feuerung, wie durften wir hoffen, sie zu erreichen? Aber Gott hatte Erbarmen. —

Die Freude hatte uns schwach wie Kinder gemacht; kriechend näherten wir uns der Casucha, — wir wollten rufen, aber kein Laut entfloß unsern Lippen. So nahe der Rettung schwand unsere überspannte Kraft. — Ein Nebel umfing meine Augen und ohne Besinnung fiel ich auf den Schnee nieder. —

Wieder zum Bewußtsein gekommen, befand ich mich in der Casucha, mehre Leute waren beschäftigt, mir mit Branntwein die Schläfe zu reiben, ebenso meinem Gefährten, der mir zur Seite auf dem Boden lag. Wir erholten uns bald unter den vereinten Bemühungen unserer Retter. Es waren Peones aus Uspallata, die einige Thiere aussuchten, welche sich bei dem letzten Sturm in den Bergen verirrt hatten. Mit einem guten Vorrath von Holzkohlen und von Kopf bis zu Füßen in Schaffelle gehüllt, hatten sie dieses Wagniß unternommen.

Mein Gefährte befand sich scheinbar wohl und schien zur Weiterreise bereit, doch mein Zustand hatte sich verschlimmert. Ein heftiges Fieber kam zum Ausbruch und wir mußten daher suchen, so schnell wie möglich nach Uspallata zu kommen. Man hüllte mich in Schaffelle, die unsere Retter ihrem eigenen Körper entzogen, — und da meine Füße mir den Dienst versagten, schleppten sie mich abwechselnd oder schleiften mich auf ebenen Stellen auf einer harten Ochsenhaut.

Erst nach zwei Tagen erreichten wir Uspallata, wo die Pflege der Einwohner mich bald wieder herstellte. Mein Gefährte kam nicht so gut davon: anfänglich stärker, unterlag sein eiserner Körper doch den übermäßigen Anstrengungen. Eine langwierige Krankheit war die Folge, von der er nur als blinder Mann genas. Seine schwächeren Augen hatten den langen Anblick des Schnee's nicht ertragen können."

Er schwieg; eine Thräne, dem Andenken seines unglücklichen Vaters und Bruders geweiht, bezeugte, daß jene Wunde nicht verschmerzt sei. —

Der Wirth des Reisenden erzählte demselben später, daß jener Unglückliche, der sein Augenlicht bei der traurigen Begebenheit verloren hatte, noch von dem alten Arriero ernährt werde. —

β.

Wilhelm I.

König von Preußen.

(Mit Stahlstich.)

Die preußische Geschichte fällt seit den Tagen des großen Kurfürsten die stolzesten Blätter in den deutschen Annalen aus; von kleinen Anfängen ausgehend, wuchs Preußen durch die kernhafte Tüchtigkeit seiner Fürsten und seines Volkes zu der achtunggebietenden, ja dominirenden Stellung einer europäischen Großmacht empor. Wilhelm I. war es vorbehalten, noch am späten Abend seines Lebens, am Tage von Königgrätz der Welt zu zeigen, daß er der große Sohn großer Ahnen ist und daß der altpreußische Geist von Fehrbellin und Jorndorf noch heute in ungeschwächter Kraft in den siegreichen Colonnen des preußischen Heeres sich ewig neu verjüngend fortlebt.

Am 22. März 1807 war es, wo Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig an seinem Geburtstage, das erste Lebensjahr antretend, seine militärische Laufbahn als Fähndrich des ersten Garderegiments begann. Seine ersten Sporen verdiente er sich in den Befreiungskriegen, in denen er als junger Offizier, bis zum Major avancirend, seltene Unerfrockenheit zeigte. Er bethätigte sich bei jeder Gelegenheit als so tüchtiger Soldat, daß ihn sein königlicher Vater Friedrich Wilhelm III. bereits im Jahre 1825 zum Generalleutnant erhob und ihm die Führung eines ganzen Armeecorps anvertraute. Der 11. Juni 1829, an dem er sich mit Prinzessin Marie Luise Augusta (geb. 30. September 1811) von Sachsen-Weimar vermählte, begründete sein häusliches Glück.

Nach dem am 7. Juni 1840 erfolgten Ableben des Königs, seines Vaters, erhielt Prinz Wilhelm, als der dem Throne Nächste, den Titel Prinz von Preußen, und den militärischen Rang eines Generals der Infanterie. Die Stürme der Revolutionsjahre 1848 und 1849 übten auch auf den Prinzen von Preußen ihren bestimmenden Einfluß. Von einer unheilvollen Partei verleumdet, verließ er 1848 einige Zeit, in England weilend, das Vaterland, und 1849 fiel ihm die Rolle zu, die Empörung in Baden zu bekämpfen. Unter seinem Befehl überschritten die preußischen Truppen am 20. Juni den Rhein bei Germersheim und schlugen die Aufständischen am 21. bei Waghäusel, am 23. bei Ubstadt und am 24. bei Neustadt und Bruchsal. Nach der Erstürmung

von Durlach am 25. hielt der Prinz von Preußen seinen Einzug in Karlsruhe, und stellte so in Baden gesetzliche Ordnung und Ruhe wieder her.

In den nächsten Jahren beschränkte sich der Prinz, zum Generalobersten der Infanterie avancirt, streng auf seinen militärischen Wirkungskreis, doch schon im October 1857, wo sein Bruder König Friedrich Wilhelm IV. schwer erkrankte, rief ihn Gottes Fügung zur obersten Leitung der Staatsgeschäfte, die er einstweilen nur in Stellvertretung, am 7. October 1858 aber als Regent übernahm. Als solcher bildete er ein neues Ministerium und sammelte einen großen Theil der deutschen Fürsten vom 14—16. Juni in Baden-Baden um sich, und empfing daselbst auch den Besuch des Kaisers Napoleon III. — Der 2. Januar 1861 erlöste endlich Friedrich Wilhelm IV. von seinen langjährigen Leiden, und der Prinz-Regent bestieg als König Wilhelm I. von Preußen den Thron seiner Väter.

Wie viel Wichtiges und Großes drängt sich in der kurzen Zeit von Januar 1861 bis zum August 1866 für Preußens Geschichte unter König Wilhelm I. zusammen! Der siegreiche Feldzug im Bunde mit Oesterreich gegen Dänemark, der Schleswig-Holstein endlich deutsch machte, die innern Verfassungskämpfe und der für Preußen so glorreich beendete Krieg gegen Oesterreich und den deutschen Bund, der Preußen durch die Besignahme von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. um nahezu an 1300 Quadrat-Meilen vergrößerte.

Der 29. Juni, wo König Wilhelm, umjubelt von seinem Volk in Waffen, auf dem böhmischen Kriegsschauplatz anlangte; der 3. Juli, wo der Heldenkönig bei Königgrätz an der Spitze seiner Armee siegte; der 26. Juli, wo die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Nicolsburg stattfand, sind Tage in dem Leben König Wilhelms I., welche die Geschichte mit flammender Schrift auf ihre ewigen Tafeln getragen, das Herz des Königs und seines Volkes aber in unvergänglicher Liebe und Treue für immer vereinten! —

Blicke in die Runde.

Literatur. Toiletten-Chemie. Von Dr. Heinrich Hirzel, Professor an der Universität Leipzig. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 85 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1866. Wol auf wenigen Gebieten machen sich Charlatanerie und Marktschreierei, und noch dazu meist in äußerst schädlicher Weise, so geltend, als auf denen, welche die Pflege unseres Körpers im Auge haben. Die Mittel und Recepte, welche legionenweise zu Tage befördert werden, sind im günstigsten Falle unschädlich — aber auch wirkungslos. Es war daher doppelt dankenswerth, daß sich ein Mann der Wissenschaft, wie Professor Dr. Heinrich Hirzel, entschloß, in seiner „Toiletten-Chemie“ ein vollständiges Lehrbuch der Parfumerie zu schreiben. Hatte schon die erste Auflage sich schnell des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen, so wird sich denselben die vor Kurzem veröffentlichte zweite, in welcher manche Abschnitte vollständig

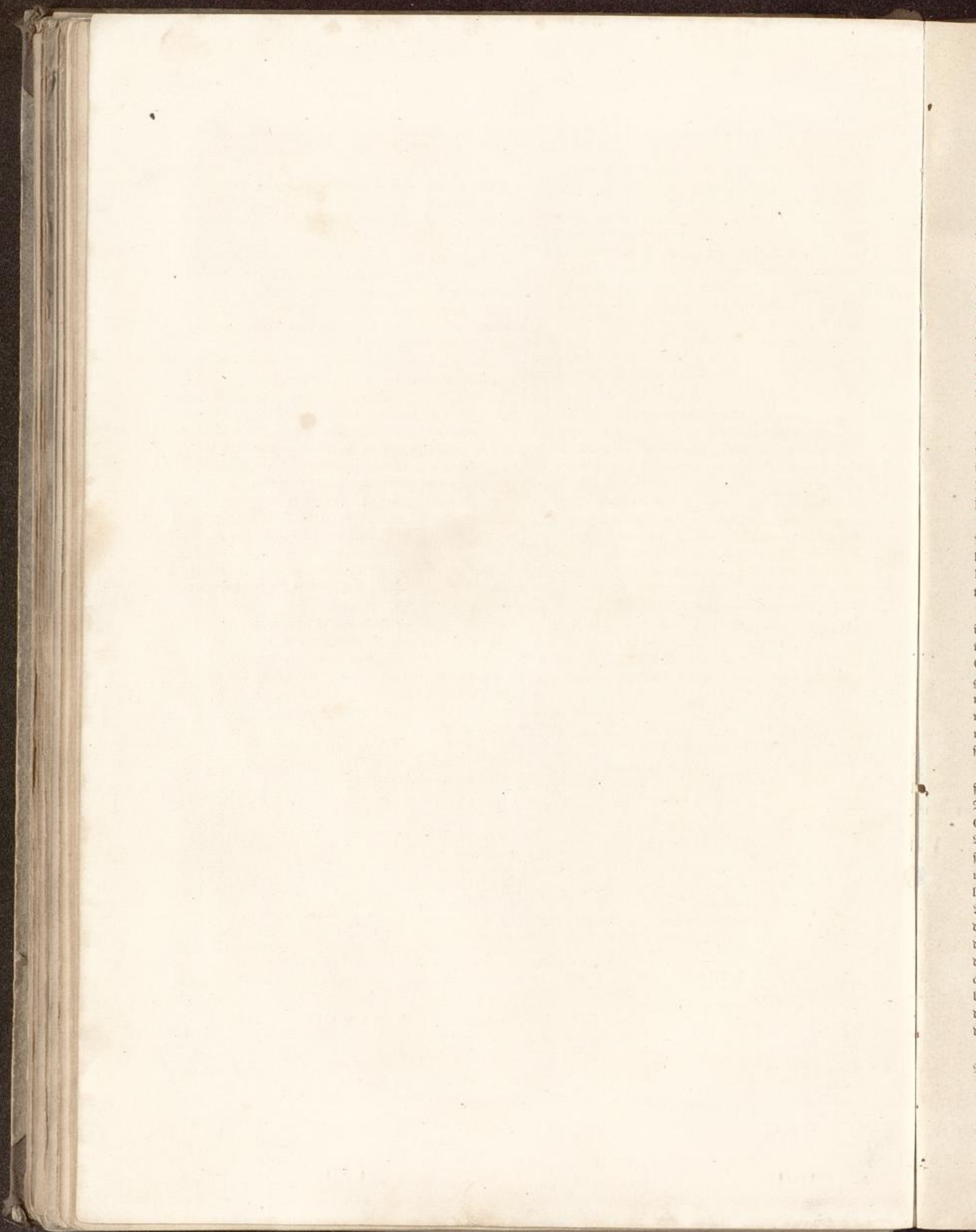


Mehreiner Photographie

Stich v. Dreuß & Weger Leipzig

Prignitz

Verlag der Dorotheen Buchh.



umgearbeitet sind, in noch weit höherem Grade erringen, je mehr das Werk Girzel's durchaus nicht ein bloßes Receptbuch ist, sondern die Parfumerie zugleich in ihren Beziehungen zur Wissenschaft und Kunst behandelt. Die Frauenwelt vorzüglich wird es dem Herrn Verfasser Dank wissen, daß er ihr einen so unentbehrlichen Rathgeber für ihren Toilettentisch geschaffen. Nach einer trefflichen geschichtlichen Einleitung über die Parfumerie, der Darlegung der Riechstoffe in den Pflanzen, der Methoden zur Abscheidung der Riechstoffe und der Extraction der Wohlgerüche aus den Blüthen, geht er zu den wichtigsten Riechstoffen aus dem Pflanzenreiche und den animalischen Riechstoffen über. Der diesen Abschnitten folgende Reichthum von Parfumerie-Recepten ist erstaunlich; ihm reihen sich die Herstellung der Seifen, Hautpomaden, Kalten Crèmes, Haaröle, Haarfärbemittel, Toilettenpulver, Schminken, Zahnpulver, Zahntincturen und Haarwaschwässer in umfassendster Weise an.

Magister Timotheus. Novelle von Wilhelm Jensen. Schleswig, Schulbuchhandlung. 1866. Diese neueste literarische Gabe von Wilhelm Jensen umfaßt zwar nur 66 Seiten, ist aber von so poetischem Gehalt und in so lebendig frischem Tone geschrieben, daß sie trotz der Einfachheit ihrer Fabel jedem ihrer Leser einen bleibenden Eindruck zurücklassen wird.

Der Gemeinderath von Wien hat die Gründung eines Pädagogiums beschlossen. Dasselbe soll tüchtige Lehrer für höhere Bürgerschulen heranbilden, und im Gegensatz zu der Universität Wien durchaus keinen confessionellen Charakter tragen.

Trübners „American und Oriental Literary Record“ enthält in seiner letzten Monatsnummer, außer besonderen Rubriken über peruanische, mexikanische und yucatinische, auch eine über Eskimo-Literatur, d. h. über in Grönland in der Eskimo-Sprache geschriebene und gedruckte Bücher. Es sind Missionsunternehmungen, zumeist biblische Uebersetzungen, aber auch ein gemeinnütziges Journal mit Holzschnitten, von Eskimos gezeichnet und ausgeführt. Die Sprache besteht, den Buchtiteln nach zu schließen, aus sehr langen Wörtern.

Eine der größten bibliographischen Merkwürdigkeiten befindet sich in der Sammlung des Fürsten de Ligne in Frankreich. Das Buch führt den Titel: Liber Passionis Nostri Jesu Christi cum characteribus nulla materia compositis. Das Buch ist weder geschrieben noch gedruckt, vielmehr sind alle Buchstaben in demselben aus dem feinsten Pergament ausgeschnitten und auf blauem Papier aufgeklebt, und der Text liest sich so leicht, wie der beste Druck. Die Geduld bei Ausführung dieser Arbeit muß außerordentlich gewesen sein, besonders wenn man die Präcision und Kleinheit der Buchstaben in Betracht zieht, deren vollendete Schönheit wahrhaft bewundernswürdig ist. Der deutsche Kaiser Rudolph II. bot im Jahre 1640 11,000 Ducaten, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Als besonders merkwürdig für dieses Unicum wird hervorgehoben, daß es das englische Wappen trägt, obwohl nie bekannt geworden, daß es von England stammt oder auch nur dort war.

Der Comité der „Alliance Israélite“ in Paris, deren Präsident Crémieux ist, hat einen jährlichen Preis von 200

Franken für die beste Leitung auf dem Gebiete der hebräischen Literatur ausgesetzt. Der erste, der den Preis erhalten, ist Dr. Latteris in Wien.

Lady Harriett Sinclair, Tochter des Grafen von Roslyn, hat ein Kochbuch: „Dainty Dishes“ (Schmackhafte Gerichte) geschrieben, welches nach dem Urtheil der „Ball-Mall-Gazette“ ein in jeder Hinsicht treffliches sein soll.

Theater und Musik. Auf dem k. Hoftheater zu Dresden erwarb sich das neue, einactige Lustspiel „Platen in Venedig“ von Auguste Cornelius wohlverdienten Beifall. Fr. Ulrich und die Herren Dettmer, v. Strang und Jauner spielten ganz vorzüglich. In der Oper zeichnete sich Frau Blume als „Elisabeth“ im „Tanhäuser“ aus.

In London macht gegenwärtig, wie wir schon neulich kurz mittheilten, ein blindes musikalisches Wunderkind, der Regentknaube Tom, außerordentliches Aufsehen. Englische Blätter theilen über diese allerdings merkwürdige Erscheinung folgende Einzelheiten mit: Der Knabe besitzt das specielle Gedächtniß für Töne, und dazu noch ein ganz phänomenales. Der blinde Tom ist blödsinnig, ganz unempfänglich für jeden anderen Eindruck, als den der Tonschwingung; aber diesen Eindruck bekundet er auf eine unerklärliche Weise, die zugleich beweist, daß er un-musikalisch ist. Er spielt mit der rechten Hand eine Melodie, mit der linken die Begleitung einer anderen Melodie und zur selben Zeit singt er eine dritte Melodie, und zwar in einer dritten Tonart; es ist ohrzerreißend, aber es ist unglaublich, auf's Höchste wunderbar. Auch hat man ihm das Alphabet beigebracht, indem man die einzelnen Töne damit verband — zuerst die zusammentreffenden Benennungen a, b, c, d, e, f, g, h u. s. w., dann die anderen durch Wiederholungen der Töne, z. B. drei ggg=k. Ebenso Erstaunliches leistet der arme Blinde, wenn er eine Melodie vorspielt, die er zum ersten Male spielt. Seine ganze Physiognomie verändert sich, doch zeigt sie nichts Bergeistertes, sondern nur besondere nervöse Erregung bei den stärker klingenden Tönen. Der beklagenswerthe Knabe wird leider von einem Menschen ausgebeutet, der wie ein Bärenführer ihn umherschleppt und den Tausenden zeigt, die sich an diesem traurigen Lustspiele ergötzen.

Von A. Wolff, dem Regisseur des Hoftheaters zu Mannheim, ist die Festrede in Druck erschienen, welche er bei der Enthüllung des Dalberg-Monumentes gehalten hat. Sie entrollt in würdiger Weise ein Bild der theatralischen Wirksamkeit Dalberg's und charakterisirt zugleich ganz trefflich die damaligen Mitglieder des manheimer Theaters.

Der Mozarteum-Capellmeister Hans Schläger zu Salzburg hat eine neue Oper „Heinrich und Ise“ geschrieben, von der neulich einige Acte in Salzburg concertmäßig aufgeführt wurden. Gräfin Gatterburg sang die Partie der Ise.

Frau Lucca trat in der k. Oper zu Berlin nach ihrem Urlaube, von dem überfüllten Hause stürmisch begrüßt, zum ersten Male als „Selica“ wieder auf. Für die erkrankte Frau Harriers-Wippern sang Fr. Börner die „Ines“. Niemand ist engagirt worden, und so besitzt die k. Oper die beiden ersten deutschen Tenöre: Niemann und Wachtel. Fr. Orgeni ist aus der Zahl

der I. Sängern geschieden; die junge Künstlerin ist für einen größern Gastrollen-Cyclus an der k. k. Oper zu Wien engagirt worden.

Frl. Helene Weinberger, früher längere Zeit am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin, hat einen Ruf an das kaiserliche Hofburgtheater zu Wien erhalten.

Friedrich Bedmann, einer der besten deutschen Schauspieler (geb. zu Breslau 1803), die jahrelange Stierde des wiener Hofburgtheaters, ist nach langen Leiden gestorben.

Leon Galévy in Paris hat Werners Schauspiel „Martin Luther“ in's Französische übersetzt; da jedoch keine pariser Bühne es aufführen wollte, erscheint es im Buchhandel.

Frau Marie Kierschner hat sich mit Herrn Theodor Liebtke vermählt.

Baron Rothschild in Paris hat ein Lustspiel „Baron und Financier“ geschrieben und es auf seinem Schlosse zu Ferrières aufführen lassen.

In Kopenhagen ist ein Conservatorium für Musik unter Leitung von Niels Gade gegründet worden.

Bildende Künste. Die Versteigerung der gräflich von Schönbornschen Galerie zu München wird im nächsten Frühjahr stattfinden; der französische und deutsche Katalog wird schon in nächster Zeit ausgegeben werden.

Während der jüngsten Zeit, als Wien von feindlicher Invasion bedroht war, wurden dem österreichischen Vereine von Privaten Kunstschätze im Werthe von über 200,000 Gulden zur Aufbewahrung anvertraut. Ein Theil dieser Kunstwerke soll zur öffentlichen Ausstellung gebracht werden.

Der österreichische Kunstverein hat während der 16 Jahre seines Bestehens 15,223 Kunstwerke ausgestellt und im Ganzen, bis zum Schlusse seines 16. Ausstellungsjahres productiven Künstlern die Summe von 672,763 Gulden zugewendet.

Die Restaurations-Arbeiten an dem herzoglichen Schlosse zu Braunschweig sind bereits soweit vorgerückt, daß der rechte Flügel im Neupern schon in den nächsten Wochen wieder vollendet sein wird. Auch die Arbeiten an der neu herzustellenden Quadriga schreiten in erfreulicher Weise vor. In zwei Jahren schon wird Professor Hovaldt das schöne Kunstwerk wieder vollendet haben. ☞

Die Gruppe „Hermann und Dorothea“, von Professor Steinhäuser in weißem Marmor meisterhaft ausgeführt, ist im großherzoglichen Schloßgarten zu Karlsruhe auf einem Luffsteinberge in der Nähe der Orangerie aufgestellt worden.

Ein Standbild des französischen Volksdichters Béranger soll zu Paris in dem alten Wohnhause des Sängers, in der Béranger-Straße (im Navais) gelegen, zur Aufstellung kommen. Das Gebäude hat auch sonst noch interessante Erinnerungen; es war einst die Wohnung der schönen Gabriele d'Estrees.

Professor Emanuel Leuze in Neu-York hat ein neues Bild vollendet, das „Maria Stuart, nach ihrer Rückkehr nach Schottland die erste Messe hörend“, darstellt und das letzte große Gemälde des Meisters, „Die Einnahme der Alhambra“, in jeder Beziehung übertreffen soll.

Die reiche Sammlung von Radirungen und Kupferstichen aus dem Nachlasse des französischen Legationsrathes E. Rouz wird von Herrn N. Weigel in Leipzig am 1. October und den folgenden Tagen daselbst zur Versteigerung gebracht werden.

Dr. D. L.—I.

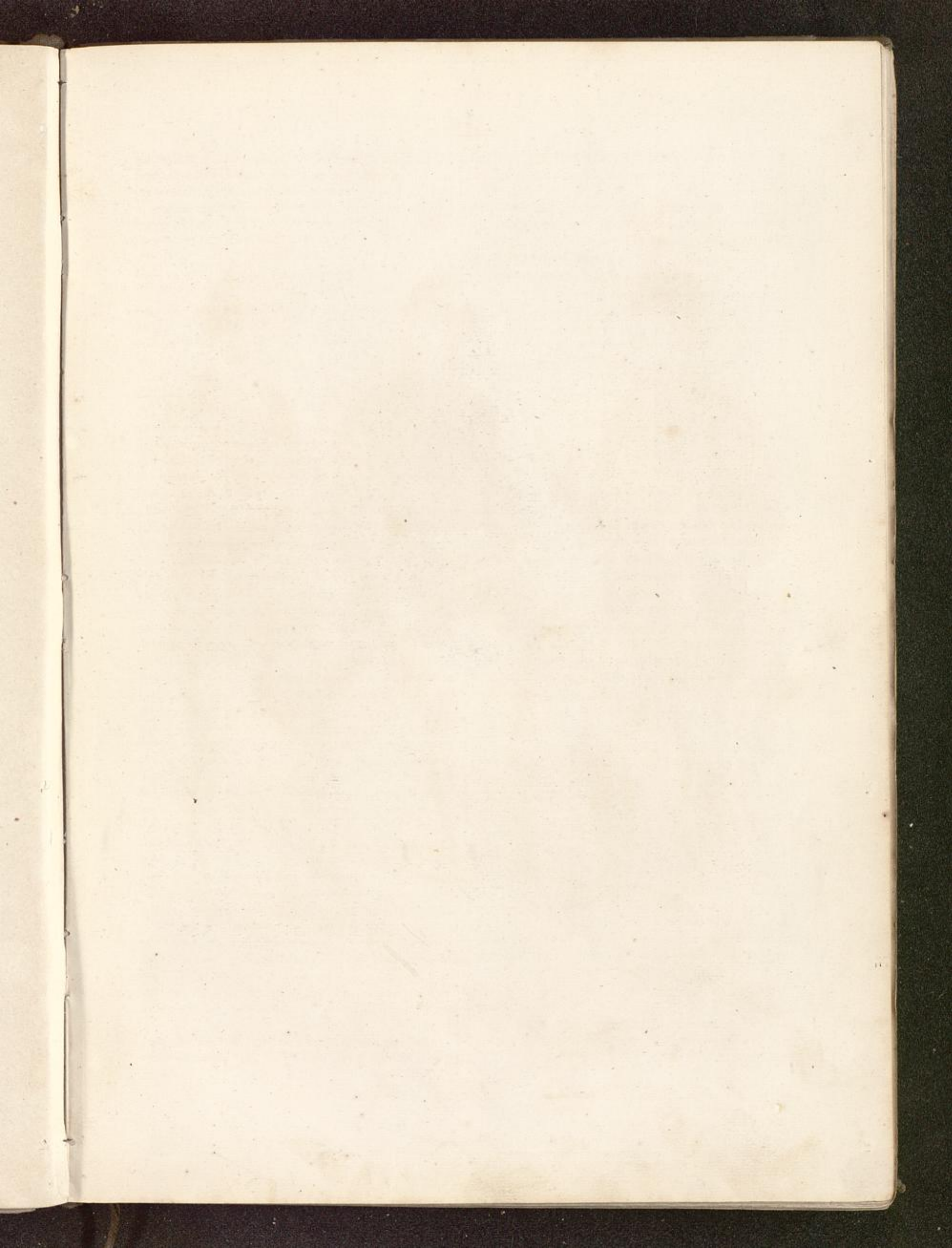
Modenbericht.

— Die angenehmsten und von der Mode am meisten begünstigten Stoffe sind neben den Seidenstoffen der Mohair, Alpaca und Poil de Chèvre, unter denen die grauen Nuancen wiederum die bevorzugtesten sind, welche stets fein und elegant sowie zugleich auch practisch bleiben. Für die gegenwärtige Saison sieht man sehr viele solche graue Kleider, die zu allen möglichen Gelegenheiten getragen werden können, namentlich wenn sie zierlich und der Mode entsprechend arrangirt sind, wozu auch hauptsächlich ein eleganter, harmonisch absteckender Unterrock gehört. Wir sahen ein staubgraues Poil de Chèvre-Kleid über einem violettseidenen Unterrock, welcher blos mit fünf Reihen eines schmalen weißen Seidengalons mit schwarzen Atlaspuncten besetzt war. Das Kleid war lang geschnitten und zum Heraufziehen eingerichtet; der Rock desselben zu beiden Seiten des Vorderblattes mit drei Reihen zackenförmig aufgenähter violetter Taffelstreifen verziert, in deren Mitte jedesmal der schwarz und weiße Galon angebracht war. Der anschließende Paletot war mit eben solchen violetten Zaden und die Schultern mit violetten, spitz zulaufenden Epauletten versehen, an denen natürlich der schwarz-weiße Galon nicht fehlen durfte. Die Taille wurde von einer violetten Empire-Schärpe umgeben, deren Enden hinten auf den Rock herabsielen.

Für junge Mädchen hat man viel lichtgraue Alpaccakleider mit kirchrothen oder blauen Puncten, deren Röcke und Paletots blos mit einer schmalen Borte und einer daran gesetzten kleinen Franse benäht sind, welche spitze, runde oder viereckige Zaden beschreiben; hierbei ist es Styl, daß Borte und Franse von verschiedener Farbe sein müssen, so daß zum Beispiel eine schwarze Borte mit weißer oder rother Franse, oder eine blaue Borte mit schwarzer Franse besetzt ist.

Die Ballkleider aus weißem Organzi-Musselin pußt man jetzt in ganz neuer Art einzig und allein mit sehr schmalen weißen Tüllruchen aus, was einen unnachahmlich reizenden, leichten Anblick gewährt. Man wählt dazu durchaus nicht den feinsten Tüll, da man sehr viel davon bedarf — etwa 200 Ellen zu einem Kleide — aber je schmaler die Ruchen sind, desto frischer und schöner sieht der Auspuß aus. Die Taillen sind viereckig ausgeschnitten und mit einer Art Berten versehen, die über und über mit solchen Tüllruchen bedeckt sind; der Rock wird mit mehreren Reihen großer Zaden aus solchen Ruchen benäht, und die Schärpe aus weißem Grosgrain mit Rosenbouquets oder Guirlanden aus wilden Blumen verziert, die natürlich dem Kopfpuße der Dame entsprechen müssen. Diese Art der Toilette ist zugleich das Anspruchsloseste, Einfachste und Geschmackvollste, was man sehen kann.

Unseren jugendlichen Leserinnen wollen wir auch mittheilen, daß man für den Herbst und Winter ganz allerliebste Toilette





Allgemeine Moden-Zeitung
Leipzig.

Hütchen oder Toquets aus schwarzem, lichtgrauem und weißem Filz vorbereitet, die rings mit einem schmalen Kranz von kleinen gekräuselten Federn eingefast sind; um dieser etwas männlichen Kopfbedeckung ein zarteres Aussehen zu verleihen, fügt man noch eine halboffene Rose, eine Aster, ein Stiefmütterchenbouquet oder ein Büschel rothe Beeren hinzu, welche man an der linken Seite befestigt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir zugleich erwähnen, daß die Asten, Chrysanthemen und Tausendschöns für den Augenblick die modernsten Blumen zur Zierde der Hüte bilden.

Noch eine Neuigkeit zur Vervollständigung der eleganten Herbsttoiletten sind die weiten Paletots aus weißem oder schwarzem Kaschmir, welche mit einem Besatz von indischer Kaschmirborte verziert und mit Seide gefüttert sind, deren Farbe gewöhnlich der Hauptfarbe der Kaschmirborte entspricht. Die ähnlich garnirten Ärmel sind ziemlich eng, und diese Art von Paletot ist um so angenehmer, da er bei aller Eleganz doch zu jedem Anzuge paßt.

Modenblatt No. 47.

(Herren-Moden No. 4.)

1) Reitanzug. Jockeymütze aus schwarzem Sammet mit rundem Kopf und sehr schmalen Schild. Halbanschießende Dorjay-Jaquette aus dichtem Herbststoff mit kurzem Shawlkragen; das Jaquette ist aus dem Ganzen geschnitten und die Schöße gehen vorn auseinander und sind abgerundet. Es schließt mit vier Knöpfen, ist an beiden Seiten mit großen Brusttaschen und außerdem unten vorn am Schoß mit Seitentaschen versehen. Die Weste mit kleinem Shawlkragen sowie die enganschließenden Beinkleider bestehen aus feingestreiftem Stoff. Die Stiefeln sind aus lackirtem Leder und reichen bis ziemlich an die Knie. Das breitfaltige Oberhemd hat einen aufrechtstehenden Kragen, um den sich eine schmale Cravatte schlingt.

2) Jagdanzug. Runder Filzhut mit schmaler Krempe. Dichtanschließendes Jaquette mit ziemlich breitem, eckigen Kragen aus demselben Stoff. Es ist bloß mit einer kleinen Brusttasche versehen und bis dicht an den Hals zugeknöpft, so daß man nur wenig von der Shawlcravatte und dem aufrechtstehenden Hemdkragen bemerkt. Die Taille umgibt ein Ledergürtel, an der vorn die Tasche zum Schießbedarf befestigt ist. Die weiten Beinkleider aus gemustertem Stoff sind bloß bis über das Knie sichtbar, wo sich die enganliegenden Tuchgamaschen daran schließen.

3) Jagdanzug. Runder genähter Tuchhut. Sack-Jaquette mit Shawlkragen, Brust- und Seitentaschen. Hohe Weste ohne Kragen und halbweite Beinkleider aus geflammtem Stoff, die vom Knie ab durch die hohen Stiefeln bedeckt werden. Oberhemd mit hohem Kragen und Shawlcravatte.

Fenilleton.

Eine Schauer Geschichte. Folgende wahre Geschichte verdiente wol einen Platz in den Geheimnissen von Paris, wenn das Ende nicht wäre, das sie uns wieder um so lieber macht.

Der Vicar an der Kirche Saint-Sulpice in Paris war einer der ehrwürdigsten Geistlichen, die man sehen kann; er war gut-herzig bis zur Schwäche, vertrauensvoll bis zur Naivetät, dazu aufopfernd und wohlthätig wie der weise Myriel Bienvenu, den Victor Hugo in seinen „Armen und Elenden“ schildert. Er fragte nichts nach allen Gütern dieser Welt, ausgenommen eine alte Taschenuhr, ein Familienerbstück, eine sehr große, schwere und unbequeme goldne Uhr, die jedoch alle Bréguet'schen Chronometer durch ihre Regelmäßigkeit beschämte. Die Genauigkeit dieser Uhr war im ganzen Stadtviertel sprichwörtlich geworden, alle Welt kannte sie und es hieß überall: „Pünktlich wie die Uhr des Herrn Vicars.“

Diese Uhr und die Vorliebe dafür war wol die einzige Leidenschaft, die einzige Schwäche des guten Vicars; er hätte Alles für seine Mitmenschen hingegeben, nur seine Uhr nicht, an der er nicht bloß mit der Liebe des Greises für ein theures Andenken, sondern auch mit der Freude des Kindes an einem Spielzeuge hing.

Eines Abends, es war eine finstre, eiskalte, neblige Winter- nacht, erschien ein ärmlich gekleideter Mann in dem Pfarrhause und fragte nach dem Herrn Vicar S.

— Es handelt sich darum, die Beichte einer Sterbenden zu empfangen, sagte er.

— Ich folge Ihnen, erwiderte der fromme Priester ohne Zögern.

Der Mann schritt voraus; er hatte ein unheimliches Gesicht, mit den scharf ausgeprägten Zügen des Südländers, kleine durchbohrende Augen, einen schwarzen, wirren Bart und in der Hand hielt er einen dicken, mit Eisen beschlagenen Stoß. Hinter ihm drein ging der Geistliche schweigend, ruhig und ohne jeglichen Argwohn. So durchschritten sie die Rue de Vaugirard, die Rue de Rennes, sowie noch mehre Straßen und gelangten endlich in das Labyrinth schlecht erleuchteter und übel berückter Gassen, die sich in der Nachbarschaft des Kirchhofes Montparnasse befinden.

Dreiviertel Stunden waren beide Männer schweigend vorwärts gegangen, aber nun machte der Priester ganz verwundert seinem Führer bemerklich, daß sie längst die Grenzen seiner Pfarochie überschritten hätten.

— Was schadet das? antwortet der Mann rauh.

Der Vicar schwieg wieder und man ging weiter. Endlich gelangt man an einen weiten öden Platz und der Geistliche fragt nochmals: — Aber wohin gehen wir denn eigentlich?

— Gleich werden wir an Ort und Stelle sein!

Da liegen fünf bis sechs elende, baufällige Hütten vor ihnen, so fern von jeder anderen menschlichen Wohnung, daß kein Hilferuf vernommen werden könnte, selbst wenn der Nordwind weniger heulte.

Sie stehen vor einem dieser Gebäude still, der Fremde stößt mit dem Fuße eine Thüre auf und sagt: — Hier ist es, gehen Sie voraus!

Der Priester zögert, folgt aber dann doch einer befehlenden Handbewegung seines Führers.

— Halten Sie sich an das Geländer an!

Das Geländer ist ein halbverfallener Strick.

— Jetzt fühlen Sie sich an der Mauer weiter!

So kam man oben an, denn das Haus hatte bloß eine Etage; man trat in ein finsternes Gemach, wo die Luft durch die vermischten Gerüche nach versauften Stroh, schmutziger Wäsche, ranzigem Del und dergleichen verpestet war.

— Wo ist die Kranke? fragte der Priester.

— Warten Sie nur einen Augenblick, wir brauchen Licht.

Damit suchte der Mann eine Talgkerze anzuzünden, aber die feuchten Zündhölzchen wollten nicht brennen.

Dem armen Vicar wurde es immer ängstlicher zu Muth. —

Ich habe Eile! sagte er mit vor Aufregung halb erstickter Stimme.

— So, jetzt brennt es endlich. Treten Sie näher!

Das Licht warf einen trüben, flackernden Schein über das schmutzige wüste Zimmer.

Der Geistliche tritt zu einem Bette mit grünen Sergevorhängen, wo ein gelbes, ganz vertrocknetes altes Weib lag und ihn mit ihren triefenden Augen anstierte. Der Vicar wollte beginnen, ihr Tröstungen zuzusprechen, wie er es bei Sterbenden gewohnt war, aber die scheußliche Alte unterbrach ihn, indem sie mit hämischen Grinsen sagte:

— Ihre Uhr!

Der arme Priester gehorchte zitternd — man wollte ihn also seiner theuren Uhr berauben!

— Wie viel Uhr ist es?

— In vier Minuten zwölf Uhr!

— Du hörst also! sprach der Mann, an des Vicars Uhr ist es in vier Minuten Mitternacht!

— Und an unserer Guckuhhr? Dort im Winkel hängt sie.

— Ebenfalls in vier Minuten zwölf Uhr, bestätigte der Vicar.

— Was sagst Du nun? frug der Mann.

— Schon gut, schon gut! Ich habe meine Flasche Brantwein verloren und werde sie Dir schon bezahlen.

Mit diesen Worten warf sich die gräßliche Alte auf die andere Seite.

— Sie haben's gehört, Herr Vicar, sie hat ihre Wette und ihre Flasche Brantwein verloren. Ich sagte ihr immer, die Guckuhhr ginge ganz wie Ihre Uhr, aber sie mußte Beweise haben. Ich danke Ihnen bestens und will Sie nun wieder nach Hause führen. O, über die hartnäckigen Weiber! —r.

Königin Victoria in Balmoral. Bekanntlich hat die Königin Victoria auch diesen Sommer wieder ihre Residenz in Schloß Balmoral im schottischen Hochlande aufgeschlagen, welches ihr nicht nur um seiner herrlichen Lage und Umgegend, sondern mehr noch durch die theuren Erinnerungen werth ist, die sich daran knüpfen.

Sie macht Tag für Tag eine Spazierfahrt in einem leichten, offenen Wagen, und als sie so vor einigen Wochen auch einmal auf der Heimkehr nach dem Schlosse begriffen war, bemerkte sie unterwegs einen armen alten Mann, der mühsam mit einer großen Last Holz neben dem Wagen herleuchte. Sofort gab die Königin Befehl, anzuhaltten und sprach den alten Mann an:

— Woher kommt Ihr, mein Freund, und wo wollt Ihr hin?

— Ich komme aus Cromarty und will nach Dundee den Weg über Capel, um eher hinzukommen.

— Ihr seid müde, Alter, ich sehe es, und Eure Last ist viel

zu schwer für Euch. Legt sie hinten auf den Wagentritt und steigt hinauf zum Kutscher, der auch ein Hochländer ist.

So machte der arme Teufel einen großen Theil seines Weges im Wagen der Königin; als er abstieg, reichete er derselben seine grobe braune Hand ohne Umstände hin, die sie lächelnd drückte.

— Sehen Sie, Ma'am, sagte er im Fortgehen, es giebt viele gepuzte Damen, die sich nicht um einen armen alten Mann, wie ich bin, gekümmert hätten. Aber dafür gehöre ich auch jetzt Ihnen mit Tod und Leben. Wenn ich Ihnen jemals einen Dienst erweisen kann, so geniren Sie sich nicht, John Maclean ist als ein braver Mann bekannt. Gott zum Gruß, Freund, sprach er dann noch zum Kutscher, der sich ganz entsetzt hochmüthig auf seinem Sitze emporrichtete. —r.

Gewissenhafter Gehorsam. Der bekannte französische Schriftsteller Théophile Gautier hat einen wirklichen ächten Chinesen als Factotum und Diener, der mit seinem gelben Teint, den schiefgeschlitten kleinen funkelnden Augen, dem langen Zopf und dem dünnen langen Schnurrbart ganz so aussieht, als ob er eben aus dem Schaufenster eines Theegeschäfts weggenommen worden wäre.

Neulich gab Gautier diesem merkwürdigen Bedienten den Auftrag, einen eiligen Brief an den Director eines politischen Journals zu besorgen, empfahl ihm jedoch dabei dringend, sich bei Abgabe des Briefes genau zu erkundigen, ob der Adressat auch wirklich da wohne oder vielleicht die Wohnung gewechselt habe.

Der Chineser verläßt das Landhaus seines Herrn in Neuilly und langt endlich auf dem Redaktionsbureau an.

— Wohnt hier Herr B.?

— Ja.

— Wirklich, ganz gewiß?

— Freilich. Was wünschen Sie denn von ihm?

— Ich haben eine Brief für ihn.

— Geben Sie mir ihn, ich werde ihn sogleich abgeben.

— Gut, gut, ich seien zufrieden, daß ich haben gefunden das Haus. Jetzt ich gehen wieder nach Neuilly holen den Brief und dann gleich herbringen. —r.

Eine Geschichte aus Lamartine's Leben. Eines Tages im Jahre 1847, als eben die „Girondisten“ in ihrer ganzen Berühmtheit waren, kam Herr Buloz, der Herausgeber der „Revue“ zu Lamartine, indem er ihn bat, etwas für die „Revue“ zu schreiben.

Lamartine sagte auch zu, bat jedoch, ihm einige Wochen Zeit zu lassen, da er sehr beschäftigt sei; nach Verlauf dieser Wochen sprach Buloz wieder vor, Lamartine hatte aber nichts geschrieben.

— Ich habe zu viel zu thun, mein lieber Herr Buloz, die Politik nimmt mich ganz in Anspruch. Haben Sie die Güte, sich wieder herzubemühen.

Buloz, der eine neue Abweisung fürchtete, beeilte sich, einen Vorschuß anzubieten, um den Dichter daran festhalten zu können. Lamartine bedurfte eben einer Summe von viertausend Francs, die er von Buloz erhielt.

Drei Monate später kam Buloz wieder. Man war am Ende des Jahres 1847, der Kampf im Palais Bourbon wurde mit aller

Leidenschaft geführt und Lamartine brachte seine Zeit fast ununterbrochen auf der Tribune zu.

— Ich habe nichts geschrieben, mein lieber Buloz, ich bin ganz erschöpft und gebrochen, die Politik raubt mir die Zeit zu allen Anderen. Wollen Sie vielleicht indessen einige neue Verse von mir, die dort liegen? Später sollen Sie auch Prosa erhalten.

Buloz nahm mit Enthusiasmus vier bis fünf Blätter Manuscript, die ihm der Dichter reichte. Die Verse erschienen, es waren reizende Sachen darunter, die unendlichen Beifall fanden.

Im Jahre 1848 kommt Herr Buloz wieder zu Lamartine, dem Minister des Aeußeren.

— Der Augenblick ist nicht günstig, mich zu drängen, lieber Buloz!

Dieser zitterte jedoch für seine viertausend Francs und stammelte: — Ja, Bürger Minister, Sie erinnern sich aber wol noch . . . an den Vorschuß . . . und die Revue . . . ihre Interessen. . .

— Ganz recht! Wieviel schulde ich Ihnen?

— Viertausend Francs.

Lamartine öffnet eine Schublade, nimmt vier Tausend Franc-Banknoten heraus und wirft sie auf den Tisch. — Hier ist das Geld!

Herr Buloz wagte nicht, das ersehnte Papier zu berühren, sondern blieb ganz verlegen stehen.

— Nun, was giebt's noch? Sie sind doch bezahlt!

— Ja, Bürger Minister, wir schulden Ihnen aber auch noch etwas für eine Kleinigkeit . . . für einige Verse, die übrigens ganz allerliebste waren.

— Davon wollen wir weiter nicht sprechen. Ich schenke sie Ihnen.

— Erlauben Sie, entgegnete Buloz würdevoll, die Revue nimmt von Niemandem Geschenke an. Wie viel bekommen Sie?

— Noch einmal, lieber Herr. . . .

— Noch einmal, ich bin verpflichtet, Ihre Arbeit und Mühe zu bezahlen.

— Nun gut! meinte Lamartine trocken, indem er die viertausend Francs wieder in die Schublade warf, so sind wir quitt!

—r.

In arge Verlegenheit gerieth eine Schauspielerin, die kürzlich in Hamburg ankam, um mit ihrer Mutter nach America zu gehen. Dieselbe war bisher an einem vorstädtischen Theater einer großen Residenzstadt engagirt, und erhielt von einem Verehrer vor etwa drei Monaten einen kostbaren Schmuck als Geschenk. In Hamburg angekommen, blieben ihr nicht Mittel genug, um Fahrbillets erster Cajüte für sich und ihre Mutter zu lösen, und sie entschloß sich demnach, das Geschmeide zu verpfänden. Der durch einen Lohndiener zum Pfandleiher gesandte Schmuck wird auf Grund eingegangener polizeilicher Laufzettel dort als „gestohlen“ angehalten, und die Schauspielerin kann nur dadurch der Verhaftung entgehen, daß sie den Brief producirt, der jenes Geschenk begleitete und den Geber nennt. Weitere Recherchen ergaben, daß jener erwähnte Verehrer den Schmuck von einem jungen Manne kaufte, der ihn seiner Tante entwendet hatte, um aus dem Erlös seine Spielschulden zu decken. Die bestohlene Tante war großmüthig genug, der armen Schauspielerin, die ihr früher

einmal empfohlen war, den Betrag zu übersenden, den ihr Verehrer für den Schmuck gezahlt, und fügte noch ein Extrageschenk von 6 Louisd'or bei.

Ein gebesselter Dieb. Eines Tages sprang in Bau auf den Fidji-Inseln ein Mann über die Palissaden, welche das Missionshaus umgaben, eilte in die Veranda und stahl dort einen Teppich. Eine Engländerin, welche zu Besuch bei dem Missionäre war, hatte die ganze Sache mit angesehen, trat auf den Spitzbuben zu und wollte ihn fragen, was er hier zu thun habe?

Sich so entdeckt sehend, warf der Mensch seine Beute von sich und entfernte sich eilends auf demselben Wege, den er gekommen war. Zum Unglück für ihn erkannte ihn ein Vorübergehender und nannte dem Missionäre seinen Namen, welcher nun bei dem Häuptlinge Pojo Klage gegen den Dieb führte.

Der Häuptling sagte sehr erzürnt, er werde den Dieb tödten; dies wollte der Missionär natürlich nicht und sah sich genöthigt, um das Leben des Menschen zu bitten, worauf der Häuptling sagte:

— Verständigen wir uns wohl; Ihr seid also böse, daß Ihr bestohlen worden seid, aber Ihr wollt nicht, daß der Dieb sterben soll. Nun gut, ich werde ihn bloß mit dem Tode bedrohen, aber laßt mich ruhig reden, ich will dem Manne tüchtig Furcht einjagen.

Hierauf ließ er den Vater, die Mutter und den Oheim des jungen Mannes kommen und erzählte ihnen die Geschichte von dem Diebstahle.

— Ich beklage mich nicht über den Diebstahl selbst, sagte er; das ist bei uns etwas sehr Gewöhnliches, aber was mich auf Euren Sohn erbittert, ist die Nachlässigkeit, die dumme Unvorsichtigkeit, mit der er sich ertappen ließ. Er hat uns Alle durch seine Ungeschicklichkeit entehrt, er muß sterben! Vater, Mutter und Onkel gaben ihre Zustimmung zu diesem Urtheile; zu dem jungen Manne selbst sprach dann der Häuptling: Du bist ein Dieb, und noch dazu ein ertappter Dieb! Ich stehle selbst, mein Vater stahl, ebenso mein Großvater, aber keiner hat sich je erwischt lassen. Durch Deine Dummheit hast Du dem Missionäre verrathen, daß wir ihn bestehlen, und verdienst dafür den Tod — Deine Verwandten sind auch dieser Meinung. Da aber der Missionär für Dich gebeten hat, so will ich Dir das Leben lassen, jedoch nur unter folgenden Bedingungen: entweder Du hastst sechs Klastern Holz für meine Frau oder Du bringst mir sechs Schweine — wo nicht, wirst Du erdroffelt. Jetzt wähle!

— Nach kurzem Bedenken entgegnete der junge Mensch: — Häuptling, die sechs Klastern Holz zu spalten ist mir zu schwierig und mühsam und sechs Schweine kann ich Dir nicht schaffen, denn ich besitze bloß eins — also ist das Sterben das Leichteste und Einfachste. Laß mich erdroffeln!

— Gut, sagte der Häuptling, bereite Dich vor!

In der That wurde nun der Schulbige gewaschen, geölt und geschmückt, wie es die Umstände erheischten; er umarmte seine Angehörigen und man legte ihm den Strick um den Hals, so daß man denselben bloß noch zuziehen durfte. Der Häuptling bot dem jungen Manne nochmals das Leben an, aber dieser erwiderte verdrießlich:

— Mach' ein Ende, ich werde doch nicht aufhören zu stehlen, als bis ich todt bin. Ich habe Lust zu sterben.

— So? rief Poso zornig. Nun sollst Du gerade nicht sterben, Du wirst nicht erdroffelt, aber zur Strafe darfst Du nicht mehr stehlen, oder Du sollst sehen, wie Dir's ergeht, wenn Du Dich wieder einmal so dumm erweisen läßt.

Damit hatte es sein Bewenden und der Dieb — stahl weiter.
—r.

Geschicklichkeit. Ein junger Mann kommt mit einem Empfehlungsbriefe versehen in ein Bankiergeschäft und fragt den Chef, ob er ihm nicht eine Stellung in seinem Geschäfte anweisen könne.

— Mein Herr, entgegnet der Bankier achselzuckend, ich würde Ihnen sehr gern einen Platz in meinem Comptoir geben, allein die Geschäfte gehen schlecht, wir haben nicht viel Arbeit.

— O, entgegnete der junge Mann, es bedarf ja so wenig, um mich zu beschäftigen!
—r.

Die Glücksschärpe oder der Khata. Ein Product, welches aus den Manufacturen in Thibet hervorgeht und welches bei den Thibetanern und Chinesen sehr verbreitet ist und in großer Achtung steht, ist der Khata oder die Glücksschärpe. Diese Schärpe ist von einer fast ebenso feinen Seide wie die Gaze; sie endigt sich in Fransen, ist von einer bläulichweißen Farbe und ungefähr dreimal so lang wie breit. Um jedem Vermögen zu genügen, werden Glücksschärpen von einer sehr ungleichen Größe, Eleganz und zu einem sehr verschiedenen Preise fabricirt; denn die dürftigsten Thibetaner und Chinesen machen davon einen ebenso häufigen Gebrauch wie die Reichen.

Die Glücksschärpe ist ein Geschenk, das man an Diejenigen richtet, von denen man einen Dienst zu erlangen wünscht. Man sendet die Glücksschärpe auch jeder Person zu, welcher man einen Dank abstatten oder bei der man bloß einen Besuch der Etikette machen will. Zwei Freunde, die lange voneinander getrennt waren, bieten einander, wenn sie sich wieder treffen, den Khata an. Das ist eine stumme Sprache, um sich, ehe sie zum Worte schreiten, zu sagen, wie sehr sie erfreut sind, sich wiederzusehen. Die Briefe, welche man absendet, wenn man an eine geliebte oder geachtete Person schreibt, werden in eine Glücksschärpe eingewickelt.

Mehre Chinesen, welche kürzlich nach Frankreich gekommen sind, haben als Zeichen der Dankbarkeit diese Glücksschärpen den Beamten überreicht, von denen sie herzlich aufgenommen worden waren.
E.

Zwei würdige Freunde. Im Verlaufe der letzten Zeit kam Baron X., der berühmte Baron X., ein alter Lebemann, der sich vor zwei Jahren in die Einsamkeit zurückzog, weil seine Geldquellen versiegt waren, der lebenswürdige, heitere, geistreiche Baron X. durch die Schwankungen der Börse plötzlich zu einem beträchtlichen Vermögen. Er rieb sich vergnügt die Hände und erzählte diesen Glücksfall seinem alten Freunde, dem ewig am Podogra leidenden Grafen B., welchem er eben begegnet war.

— Ach, mein Theuerster, sagte er, das war mit eine erfreuliche Ueberraschung! Ein so hübsches Vermögen!

— Was gedenkst Du damit anzufangen? fragte Herr v. B.

— Nun, ich werde es natürlich durchbringen!

Der Graf betrachtete den Freund voll Bewunderung, aber nicht ohne Neid und meinte:

— Ach, Du hast ein schönes Alter!

Da er jedoch in den Tagen des Unglücks dem Barone Geld geliehen hatte, so schien es ihm ganz angebracht, so bald als möglich denselben daran zu erinnern und er sagte:

— Ich hoffe, daß Du Deine Schulden jetzt bezahlen wirst!

— Bah! entgegnete der Baron böshafterweise, denn er durchschaute seinen Freund und wollte ihm etwas Angst einjagen.

— Wie, pah? erwiderte Graf B., aber zum Teufel, ich dünkte doch, die erste Pflicht eines ehrlichen Mannes übrigens hast Du das bloß mit Dir allein auszumachen, ich schweige, denn Du könntest sonst glauben, meine eigenen Interessen bewögen mich, so zu sprechen!

— Ach nein, nicht die Interessen, sondern das Capital! antwortete lachend der Baron.
—r.

Eine neue Eurydice. Ein talentvoller junger Advocat, Paul B., der sich erst seit kurzem in London niedergelassen hatte, kam bei einer Geschäftsreise in eine der nördlichen englischen Grafschaften und lernte durch einen glücklichen Zufall ein hübsches, lebhaftes, lebenswürdiges und bei alledem auch noch vermögendes Mädchen kennen. Er verliebte sich ernstlich in sie, und da er nicht wußte, ob es ihm sobald wieder möglich sein würde, in jene Gegend zurückzukehren, suchte er sich vor allen Dingen den gefundenen Schatz zu sichern und fragte die Geliebte trotz der Bekanntschaft von nur wenigen Tagen ohne Umstände, ob sie die Seinige werden wolle.

— Wenn meine Eltern Ja sagen, werde ich nicht Nein sagen, entgegnete das junge Mädchen ohne alle Ziererei.

Noch am selbigen Tage wurde die Verlobung gefeiert und die Hochzeit auf vier Wochen später festgesetzt. Jetzt galt es jedoch, noch allen nöthigen Formalitäten gerecht zu werden, die erforderlichen Papiere herbeizuschaffen und dergleichen.

Nun war die Braut seit fast zwanzig Jahren von ihrem ziemlich weit entlegenen Geburtsorte abwesend, sie war als ganz kleines Kind von dort weggekommen. Der Bräutigam reiste in seiner Ungebuld selbst dahin, um den Tauffchein u. s. w. für seine Zukünftige zu holen, da er fürchtete, mit dem Hin- und Herschreiben würde zu viel Zeit hingebraucht.

Von mehren Zeugen begleitet, die er sich dort verschafft hatte, ging er zu dem Geistlichen der kleinen Gemeinde, welcher auf sein Verlangen im Kirchenbuche nachschlug.

— Alice L.! Alice L.! sagte er nachdenklich; warten Sie einmal, jetzt wird es kommen.

Ja, hier ist wol die Geburt und Taufe des Kindes eingetragen, aber

Hier wurde der würdige Mann plötzlich ganz blaß.

— Aber was denn? frug der Bräutigam.

— Aber, mein Herr, nach dem Tauffcheine dieser Person folgt unmittelbar

— Was denn, in Gottes Namen? Spannen Sie mich doch nicht so auf die Folter!

— Ihr Todtenschein in der allerbesten Form.

— Sie scherzen wol? meinte der junge Advocat.

— Ein Geistlicher scherzt nicht mit solchen Dingen. Ich kann also Fräulein Alice L. nicht geben, was sie verlangt.

— Warum denn nicht?

— Nun, Sie sehen ja, weil sie todt ist.

— Ja, aber bloß auf dem Papiere, sie lebt jedoch in Wirklichkeit und wir müssen ihre Auferstehung bewerkstelligen.

Das leuchtete dem alten Herrn aber nicht so schnell ein; Paul mußte daher seine Ungebild zügeln und erlangte erst nach vielen Umständen und nachdem sich der Geistliche durch die Briefe der Aeltern und anderer Respectspersonen von Alicens Authenticität überzeugt hatte, das gewünschte Papier, worauf die Hochzeit sehr fröhlich gefeiert wurde.

Thercausfuhr. Der Thee ist uns ein so lieber Hausfreund geworden, daß unseren Leserinnen folgende statistische Notiz nicht ohne Interesse sein wird. Die Gesamtausfuhr von japanischem Thee in der eben beendeten Saison (1865/66) betrug 8,200,000 Pfund, in der Saison 1864/65 dagegen nur 3,870,000 Pfund. Aus China betrug die Gesamtausfuhr von schwarzem Thee 124,884,000 Pfund, von grünem Thee 23,719,000 Pfund.

Albumblätter.

Die Einsamkeit ist das Element großer Geister.

Christine, Königin von Schweden.

Was geboren ward, muß sterben;
Was da stirbt, wird neu geboren.
Mensch, Du weißt nicht, was Du warest;
Was Du jetzt bist, lerne kennen,
Und erwarte, was Du sein wirst.

Herder.

Viel und gut sprechen, ist Talent eines wichtigen Kopfes;
wenig und gut, der Charakter des Denkers; viel und schlecht, die
Wuth des Dünklings; wenig und schlecht, das Unglück des Tropfes.

Hufeland.

Räthsel und Aufgaben.

Um meine erste Sylbe giebt
Der Jüngling, der das Mädchen liebt,
Der Mühe sich gewaltig viel.
Die zweite war im Alterthume
Ein Gott von allbekanntem Ruhme,
Doch oft auch frechen Spottes Ziel.
Mein Ganzes ist ein Land, das schon durch manches Jahr
Verzweifelt unwirthbar
Für den Besucher war.

Es findet sich in allen Reichen,
Wo Christen sind; wenn auch nur klein,
Und ladet Euch zur Andacht ein;
Doch laßt der Zeichen erstes weichen,
Und setzt am Ende noch ein Zeichen,
So wird's ein großer Maler sein.

Ein Componist und seine Composition.

Zogno, — Rom, — Ekbatana, — Joux, — Nakel, — Barsac,
— Memel, — Calais, — Sassari, — Crefeld, — Lakhno, —
Jarnac, — Hersbruck, — Uttewald.

Die Anfangsbuchstaben dieser vierzehn Städte und Detschaften geben, richtig geordnet, die Anfangsbuchstaben der fünf Taufnamen und den Familiennamen eines bekannten Componisten, die Endbuchstaben den Namen einer seiner Opern und die Zahl des Jahres, in welchem er geboren ist.



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 37.

Loth — Roth — Roth.

Schwermuth.

Kleine Kinder kleines Kreuz, große Kinder großes Kreuz.

Briefpost.

Herrn M. S. in L. Wir sind außer Stande, von Ihrem uns gütigst eingesandten Beitrage Gebrauch zu machen, da er die Grenze unseres Gebietes überschreitet und arg verlegt, die strenge inne zu halten jedem Familienjournalisten oberste Pflicht ist.

Herrn Emil Junker in Dresden. Freundlichen Dank für Ihr Schreiben; die Auflösung ist richtig.

Hr. E. M. in Goslar. Chauvinismus, chauvinistisch nennt man eine krankhafte politische Richtung in Frankreich, welche die Eroberungen und den kriegerischen Ruhm des ersten Kaiserreichs um jeden Preis in unsern Tagen wiederherstellen möchte. Die Bezeichnung stammt aus einem Lustspiele Scribe's „Le Soldat laboureur“, in welchem ein alter Soldat, Namens Chauvin, der unter Napoleon I. gedient hat und sich durch eine lächerliche und maßlose Bewunderung der Kriegsthaten des Kaisers hervor-
thut, die Hauptrolle spielt. Diese Figur ist zum Typus und der charakteristische Name für den kenntnißlosen französischen Politiker geworden, dem die „Olive“ sein tägliches Brod ist.

Hr. A. v. S. in Strelitz. Ihr Herr Landsmann hat uns die betreffende Mittheilung nicht gemacht, daher unser Schweigen.

Hr. Hofr. J. v. E. in M. Eine geringe Quantität concentrirter Pottasche (Soda) in Fluß- oder Regenwasser aufgelöst, frisst die lila Farbe wieder auf.

Herrn K. H. in Berlin. Wie sehr uns auch Ihr Lob der Kunstfertigkeit Leipzigs erfreut hat, so müssen wir es dennoch hinsichtlich unserer Modenbilder zurückweisen, da dieselben nicht in Leipzig, sondern in Paris ausgeführt werden.

Hr. L. B. in Nürnberg. Wir sind ja erst im September; im Januar soll Ihr Wunsch mit Vergnügen erfüllt werden.

Herrn Stud. A. S. . . . in Bonn. Besten Dank für Räthsel und Aufgaben.

Zwei Leserinnen der Modenzeitung in O. Die gleiche Function erfordert auch gleiche Toilette; am passendsten und dabei elegantesten ist ein weißes Kleid mit ausgeschnittener Blusentaille, rosa Gürtel mit langer Schärpe, rosa Achselbänder mit flatternden Enden und ein Rosenkranz im griechisch geschittelten Haar. Möge Ihnen der festliche Tag recht frohe Stunden bringen!

Hr. Bar. v. H. in P. Kam leider zu spät in unsere Hände.

Intelligenzblatt zur Aoden-Beitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Tblr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Tblr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, deren Ziehungen wie folgt festgesetzt sind:

3. Classe	4. Classe	5. Classe
17. September	8. October	5. — 21. November

hat der Unterzeichnete ein grosses Lotterie-Compagnie-Spiel arrangirt; es werden dazu 1400 Antheilscheine, von No. 1 bis 1400, ausgegeben, wovon ein jeder 3268 Loos-Nummern hat, die 1400 ganze Loose bilden; der Antheilschein kostet 51 Thlr.; hierauf werden blos 25 Thlr. bezahlt, während der Rest von 26 Thlrn. gleich auf Abrechnung geht.

Gegen 25 Thlr. wird ein solcher Antheilschein erworben und er wird bis in die entferntesten Gegenden versandt; zwei Personen, selbst drei, vier, fünf können zusammentreten und einen solchen Antheilschein nehmen.

Einer jeden Renovation wird der Inhaber überhoben; nach erfolgter Inempfangnahme eines solchen Scheines braucht sich der Inhaber nicht früher als nach Schluss der Lotterie darum zu kümmern. Die Original-Loose sind bei den Herren **Kind, Kuntze & Prenner** hier deponirt.

Das Resultat nach jeder Classenziehung und nach erfolgter Ziehung 5. Classe wird in der Brockhaus'schen Zeitung, Leipziger Zeitung, Leipziger Tageblatt etc. bekannt gemacht.

Der 24. Theil der ganzen Lotterie gehört den Nummern nach zu diesem Compagnie-Spiele und es sind viele ganze Loose dabei; ein glücklicher Zufall kann das ganze Geschäft sehr werthvoll machen, so dass schon vor Ziehung 5. Classe Dividenden gewährt werden können. In jedem Falle ist es das grösste Compagnie-Spiel, was jemals dagewesen ist, und dieserhalb hoffe ich auch auf keinen geringen Erfolg mit der Entnahme solcher Scheine.

Gegen gefällige Einsendung oder Baarzahlung von Thlr. 25. werden diese Compagnie-Scheine sofort von mir expedirt und ausgegeben.

Leipzig, im September 1866.

August Kind.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe Thlr. 1555. 25 Ngr. 7 Pf.
in der 2. Classe „ 2061. 24 „ — „
Summa bis jetzt: Thlr. 3617. 19 Ngr. 7 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie

mit den bekannten Hauptgewinnen

hat nunmehr folgende Ziehungstage:

17. September für die 3. Classe
8. October = = 4. =
5. November = = 5. =

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25 1/2 Thlr., Viertel à 12 3/4 Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12 1/2 Sgr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlrn. pro 1/4, 10 Thlrn. pro 1/2, 5 Thlrn. pro 1/4, 2 1/2 Thlrn. pro 1/8 und creditire den Einzahlrest bis zu einer zu nennenden späteren Frist, wohingegen ich bei Vollauezahlung der Einzahlbeträge **Vollloose**, die für 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tacuber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gefestlich garantirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Sangerhausen**.

Zur gänzlichen Vertreibung der

Sommerprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochth. i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Beilichen der Kaiserin.

Von
Elise Polko.

(Schluß.)

III.

— Le monde entier doit la connaître
Et trois mots expliquent son être:
Amour, poésie et beauté. —

Le Comte de Rosseguire.

— Die Jahre rollten dahin — die Höhen des irdischen Glückes waren erstiegen — der Weg führte wieder abwärts in's Thal. — Der Weltoberer, der allen Völkern Gesetze vorschrieb, stand auf dem Gipfel seiner Macht. — Der Friede von Tilsit war unterzeichnet, — das Haus Braganza hatte „aufgehört zu regieren“, Sardinien war mit Frankreich vereinigt, der ganze Rhein als französisches Eigenthum erklärt, die Usurpation Spaniens beschlossen. Mit mehr Angst und Zagen als Freude und Triumph folgten die Augen Josephinens den glänzenden Bahnen ihres Gatten. Es war, als ob ihre zarte Stirn heiterer erschien unter einem Blumenkranze, als unter dem kaiserlichen Diadem, wenn auch die reizende Frau bei allen öffentlichen Gelegenheiten mit der Würde und Pracht einer ächten Kaiserin auftrat. Noch immer hielten die Rosenketten der hingebendsten Weiblichkeit den Helden in Banden, noch immer feierte man die schöne Kaiserin, die mildthätige warm-

herzige Frau, die großmüthige Fürsprecherin, aber schon hingen die dunkeln Wolken über ihrem Haupte, schon zuckte das Wetterleuchten in der Ferne, ein Vorbote des Blitzstrahles, der ihr Glück in Trümmer schlagen sollte. — Sie ahnete das Unheil, sie zitterte jedem neuen Tage entgegen. Wußte sie doch, daß man die Kinderlosigkeit ihrer Ehe ihr als ein Verbrechen gegen die Nation anrechnete, — daß man den Kaiser bestürmte, diese Ehe zu trennen, daß man sogar ihr gegenüber Andeutungen wagte, die dahin zielten, sie zu einer freiwilligen Scheidung zu bestimmen, — daß man die versagte Gottesgnade als ein Strafgericht des Himmels bezeichnete. Aber sie wollte das Schreckliche nicht hören, das Entsetzliche nicht glauben, — mit allem Aufwand ihrer Kräfte mühte sie sich, heiter und sorglos zu erscheinen. — Er liebte ja die strahlenden Augen, das glückliche Lächeln, — sie durfte nicht weinen, — hatte er sie doch geliebt um ihrer frohen Augen, um ihres Lächelns willen, als er sie zuerst sah. — Und so schmückte sie sich fort und fort für ihn, so legte sie Noth auf die blassen Wangen, so drängte sie die brennenden Thränen zu dem schmerzsuchenden Herzen zurück, so lächelte sie. — — Liebte sie ihn doch, jenen wunderbaren Mann, wie die Blume das Licht, und ein Dasein ohne ihn war eine Nacht ohne Sterne, ein Grab ohne Auferstehungshoffnung.

Und wieder war der 9. März gekommen, man schrieb das Jahr 1808. Aber den Beilichenstrauß hatte man noch nicht in die Gemächer der Kaiserin getragen; der

kaiserliche Gärtner war am Tage zuvor plötzlich gestorben und Napoleon hatte verboten, aus den Gärten einen Strauß zu bringen, dessen Hüter eine Leiche. — Boten auf Boten hatte man nun nach Veilchen ausgesandt, — vergebens — die blaue Veilchenfluth schien plötzlich in Paris versiegt zu sein. — Näher und näher kam die Stunde, wo die Kaiserin die Begrüßung ihres Gemahls zu empfangen pflegte, — noch immer erschien kein Veilchenstrauß. — Napoleon wurde unruhig. — Er kannte die leicht erregbare Natur Josephinens, ihren Glauben an böse Zeichen und schlimme Vorbedeutungen, — sie würde erschrecken und weinen, wenn dieser bedeutungsvollste Tag ihres Lebens ihr keinen Veilchenduft bringen sollte. Allerlei quälende Gedanken besaßen ihn. Es duldete ihn nicht mehr im Zimmer. Nur von seinem Adjutanten begleitet verließ er das Schloß und schlug den Weg nach dem Louvre ein. Es war an dem ersten Eingangsthore, wo der Kaiser plötzlich stehen blieb. In einen Winkel gedrückt saß dort eine arme alte Frau und vor ihr stand ein Korb voll der schönsten Veilchen. Mit einem ungläubigen Lächeln starrte das Weib auf die reiche Gabe, für die man ihre schlichten Blumen so hastig eintauschte. Der Kaiser selbst trug sie in's Schloß und mit heiterem Lächeln seiner Gemahlin den Strauß entgegenstreckend, erzählte er ihr, welche Mühe es gekostet, die geliebten Frühlingskinder zur rechten Zeit in ihre Hände zu legen. Sie drückte, mit dem zärtlichsten Dankesblick auf den Geber, ihr holdseliges Antlitz tief aufathmend in die Blumen. Da plötzlich überzog Leichenblässe ihre Wangen, die glänzenden Augen schlossen sich und einer Ohnmacht nahe lehnte Josephine ihre Stirn an die Schulter des Kaisers. — „Fort, fort!“ stammelte sie schluchzend, „die Blumen bringen den Tod — sie blühen auf einem Grabe.“ — —

Von Stund' an war die Kaiserin gebrochen. Sie zerfloß in Thränen und gab sich widerstandslos den entsetzlichsten Befürchtungen hin. — Man forschte und suchte, um ihr Beruhigung zu verschaffen, drei Tage lang, bis man die Alte wieder fand, die an jenem Morgen dem Kaiser die Blumen verkauft. — Sie gestand weinend und zitternd, daß sie die Veilchen in einem Winkel des Kirchhofs St. Marguerite gepflückt. — —

Die grausame Trennung war geschehen, — die österreichische Kaiserin hatte den Platz der treuesten Gattin eingenommen, — das verwundete Reh flüchtete sich in die tiefste Einsamkeit, um dort zu sterben. — Josephine bewohnte das reizende Malmaison und beweinte dort ihr verlorenes Paradies. — Es liegt ein unverwischbarer Schimmer von frühlingsfrischer Poesie auf

diesem Asyl trauernder Liebe und seiner Bewohnerin, es weht etwas wie Veilchenduft herüber beim Gedanken an diese einsame holde Frauenerscheinung. Die geschiedene Kaiserin umgab sich dort mit Blumen aller Art, — Grün und Blüthen bilden den unverrückbaren Hintergrund der Trauergestalt in Malmaison. — Nur eine Blume wurde dort nicht gezogen: — — Josephine wollte keine Veilchen mehr sehen. Verschwunden waren die eingestickten Blumen an den Säumen ihrer Gewänder, — nie trug die Verbannte wieder Veilchen, nie durfte man von diesen ihren Lieblingen ihr reden. — Von dem Verluste ihres Glanzes konnte sie lächelnd sagen: „Es schmerzt nicht!“ Der Verlust des angebeteten Mannes brach ihr das Herz. Nicht ihm vermochte sie zu zürnen — sie nahm ihr Geschick als eine Prüfung aus höherer Hand mit Ergebung hin. — Nur äußerlich betrachtete sie sich von dem Gatten geschieden, ihre Seele konnte keine irdische und himmlische Macht von seiner Seele lösen. Wie manches rührende Briefblatt flog aus der Klosterzelle von Malmaison in das Zelt des Helden, das der Nachwelt aufbewahrt geblieben ist als schönstes Denkmal der unvergänglichen Treue und Liebe eines edlen Frauenherzens. —

Die Schlacht von Brienne war geschlagen — und der Kaiser hatte seiner unvergeßlichen Gefährtin geschrieben: „Ich habe den Tod im Gefechte gesucht — — er würde mein Wohlthäter sein — — aber Dich möchte ich noch einmal sehen!“ — — Josephine hatte zahllose Thränen vergossen — — so war der 9. März des Jahres 1814 herangekommen. — Es war ein zauberischer Frühlingsstag. Einsam, tief versenkt in schmerzlich süße Erinnerungen wandelte die Kaiserin im Garten auf und nieder. — Ach, es war nicht mehr jener leichte elastische Schritt früherer Jahre, — — sie war so unendlich müde geworden, die zarte Frau! — Reizvoll erschien sie noch immer, jene anmuthige Gestalt, hinreißend war es noch bis zur Stunde, dies blasse feine Gesicht mit dem rührenden Leidenszug um die Lippen. — Man hatte sie allein gelassen, die Trauernde, — — sie wollte heute allein bleiben. Die Briefe ihrer Kinder, der Herzogin von St. Leu und des Herzogs von Leuchtenberg, trug sie noch uneröffnet in ihren Händen. — Sie vermochte Nichts zu denken, Nichts zu empfinden, als sein Unglück. — Eine heiße, unermessliche Sehnsucht überfluthete ihr ganzes Wesen, — — o, nur zu seinen Füßen knien, nur zu ihm anschauen — nur ihn trösten dürfen, — — Entbehrung, Gefahr, Verbannung mit ihm zu theilen — das war der unablässig brennende Wunsch ihrer Seele. Gebete stiegen auf aus ihrem gequälten Herzen für seinen Frieden und für — — sein Kind. —

Da — an einer Biegung des Weges, der zurück in das Schloß führte, lief plötzlich ein kleiner Knabe lebhaft auf sie zu. — Es war ein kaum dreijähriges schönes Kind, in schwarzen Sammet gekleidet, — unter dem kleinen Barett fielen hellblonde Locken auf die zarten Schultern herab. Die kleinen Hände hielten einen großen Veilchenstrauß fest umfaßt, die blauen Augen schauten hell und fragend zu ihr auf. — „Bist Du die Kaiserin?“ fragte eine süße Stimme, „dann sollst Du die Blumen haben, und der Papa läßt Dich grüßen und er ist hier und ich soll Dich fragen — — —“

Ein Schrei der Seligkeit und Qual entfloß den Lippen Josephinens. Sie fragte nicht: „Wer bist Du?“ — Sie wußte Alles. Das Kind, — sein Kind lag an ihrem Herzen, bedeckt von ihren Küssen und Thränen. —

Nach dem ersten Sturme der Zärtlichkeit richtete sie sich halb besinnungslos auf: „Wo ist er — — wir wollen zu ihm gehen — schnell, schnell!“ — — Aber ach — die Füße versagen ihr den Dienst, — das wild gehende Herz raubt ihr den Athem und ohnmächtig — das geliebte Kind in den Armen — sinkt sie — — an die Brust des Kaisers, der in diesem Augenblicke vor ihr steht. — —

Kaum zwei Monate nach jenem erschütternden Wiedersehen stand in dem Gartenjaale von Malmaison ein Sarg. — Umgeben von Blumen, mit Blumen zuge deckt, ruhte auf weißseidenem, mit Veilchen gesticktem Kissen die Frühlingsblume aus dem Leben des großen Kaisers. — Die Verbannung des Geliebten nach Elba, die zu theilen man ihr verweigerte, hatte ihr Leben gebrochen. — Sie hatte es ertragen, fern von ihm zu athmen, als das Glück noch bei ihm stand, — sie starb, weil man ihr nicht gestattete, in seinem Unglücke ihm Gefährtin und Trösterin zu sein. — —

Nach dem Tode des Gefangenen von St. Helena fand man in einer goldenen Kapsel, die der Kaiser nie von sich ließ, einige vertrocknete Veilchen und eine blonde Haarlocke. Es waren Erinnerungszeichen an jene beiden Wesen, die der Kaiser bis zum letzten Augenblicke in seinem Herzen getragen: — an seinen Morgenstern: — die Geliebte seiner Jugend, und an seinen Abendstern: — sein Kind. —

Man hat in der Kirche von Auel, unweit von Malmaison, eine Marmorstatue der Kaiserin Josephine aufgestellt, eine holde knieende Gestalt, Nichts konnte bezeichnender für sie sein. — Ihr ganzes Leben war ja Demuth, — jene veilchenhafte Demuth der ächten opferwilligen Liebe. —

Ein Befehrter.

Novelle

von

E. v. Rohden.

Etwa eine Stunde von der kleinen Stadt B. lag die Besitzung des Herrn von Unger. Als er vor einigen Jahren dieses Grundstück kaufte, ein Haus darauf baute und die wilde urwüchsige Gegend zu einem herrlichen Park umschaffen ließ, da gab es gradezu einen Aufruhr in der kleinen Nachbarstadt. Man begriff nicht, wie Jemand sich in dieser Wildniß anbauen könne, wo man nichts weiter sähe als hohe Berge, nichts weiter höre als das Plätschern der vom Berge herunterrieselnden Quellen. Müßige Köpfe erfanden die verschiedenartigsten Gerüchte und geschäftige Zungen trugen sie blitzschnell weiter. So war denn mit der Zeit ein ganz artiger Roman daraus entstanden. Herr von Unger habe, so sagte man, als er noch als Offizier in der Residenz gewesen, eine hohe Dame geliebt. Geheimnißvoll setzte man auch wol hinzu, daß es die schöne Prinzessin Sophie gewesen, dieselbe habe ihm Gegenliebe geschenkt, der prinzliche Gemahl sei dahinter gekommen, eine entsetzliche Scene wäre erfolgt und zum Schlusse habe Herr von Unger den Abschied nehmen müssen.

Wenn man nun bei ähnlichen kleinen Historien, die man auf eben diese Weise erfährt, zu sagen pflegt: „Es muß doch etwas Wahres daran sein,“ so irrt man in Bezug auf Herrn von Unger gänzlich. Nicht ein Titelchen Wahres lag darin. Nicht einmal annähernd hatte er je im Leben ein derartiges Verhältniß gehabt, denn, daß die Prinzessin bei einem Hofballe, wo er das Glück hatte, ihr vorgestellt zu werden, ihn fragte, ob seine Aeltern noch lebten, — das konnte man doch unmöglich mit einem Verhältniß in Verbindung bringen.

Er hatte im Gegentheil immer ein sehr eingezogenes Leben geführt. Seine Kameraden nannten ihn einen Menschenfeind und doch war er nichts weniger als das. Einen Sonderling konnte man ihn eher nennen. Mitten in dem Strudel des Residenzlebens, unter all' den lebenslustigen Kameraden, war er gern still und für sich geblieben, seine in sich gekehrte Natur konnte keinen Geschmack an ihren rauschenden Vergnügungen finden.

Hinausgehen in den Wald, dort stundenlang träumend im Graße zu liegen, oder mit einem Buche in der Hand unter einem schattigen Baume zu sitzen, das waren seine Lieblingsneigungen.

Die Natur und die Einsamkeit, sie liebte er über Alles. Auch „der Narr“ wurde er von seinen Came-

raden genannt. Wie Jemand mit seinem Gelde so still und eingezogen leben konnte, das begriffen sie nicht. „Er hat keine Idee, mit Anstand sein schönes Geld todt zu machen,“ sagten sie. Ihn kümmerten solche Aeußerungen wenig, aber sein Gang zur Einsamkeit nahm zu und zuletzt ekelte ihn der Militärstand an. Die Unterhaltung der übrigen Offiziere, welche selten über Tänzerinnen, Pferde und Hunde hinauskam, war ihm zuwider, so nahm er denn nach einem kurzen Entschlusse seinen Abschied.

Um ganz die früheren Eindrücke von sich abzuschütteln, unternahm er, sobald er die Residenz verlassen, eine Reise. Zurückgekehrt von derselben, besuchte er seine einzige noch lebende Verwandte, eine Schwester seines Vaters, die Präsidentin Palm in B. Hier gefiel es ihm gut. Ja die Umgegend dieser kleinen Stadt fesselte ihn so, daß er sofort beschloß, sich hier anzusiedeln. Fünf Jahre waren seit dieser Zeit verflossen. Das Geschwäg hatte sich zur Ruhe begeben, man hatte sich endlich daran gewöhnt, Herrn von Unger als einen Einsiedler zu betrachten.

Anfangs hatte die Präsidentin versucht, ihn in die Gesellschaft einzuführen — doch vergebens. Sie bat, sie machte ernstliche Vorstellungen, — sie scheiterte mit allen Mitteln, die sie anwandte. Zuerst hatte sie ihm ein ganzes Register von Personen aufgezählt, bei denen er nothwendig einen Antrittsbesuch machen müsse.

„Das ist nothwendig, lieber Ludwig,“ hatte sie hinzugefügt, „Du darfst Niemand ausschließen. Du lebst jetzt in einer kleinen Stadt, das vergiß nicht! Ohnehin hast Du etwas lange mit Deinen Besuchen gezögert. Es sind sechs Wochen, daß Du hier wohnst und noch hast Du keine Bekanntschaft angeknüpft.“

Lächelnd hatte Herr von Unger darauf geantwortet, daß er gar nicht daran denke, die liebenswürdigen Bewohner B.'s kennen zu lernen.

Das hatte die Präsidentin anfangs für Scherz genommen, bald aber mußte sie einsehen, daß es sein bitterer Ernst war. Nichts konnte seinen Vorsatz ändern, er wollte allein sein und er blieb es.

So lebte er denn in stiller Ruhe dahin. Die einzigen Leute, mit denen er täglich verkehrte, waren sein Diener, der Gärtner und dessen Frau. In die Stadt fuhr er dann und wann, um die Präsidentin zu besuchen. Zu ihr hatte er eine große Zuneigung gefaßt. Ihre kernige, etwas derbe Art und Weise erheischten ihn. Im Sommer kam sie zu ihm heraus, oft wochenlang, gewöhnlich aber wurde ihr zuletzt die Einsamkeit zu drückend — dann war sie im Stande, urplötzlich anspannen zu lassen und davon zu fahren. „Sie müsse

wieder Menschen sehen,“ sagte sie zu ihrer Entschuldigung.

Herr von Unger saß in seinem Zimmer und las einen Brief, den ihm soeben ein Bote überbracht hatte. Derselbe war von der Präsidentin und enthielt die wenigen Worte:

„Morgen ist mein Geburtstag. Du wirst Deine Einsiedelei verlassen, lieber Nefte, und diesen Tag, den ich zum siebenzigsten Mal erlebe, mit Deiner alten Tante feiern. Kein «Wenn» und «Aber» — Du kommst!“ —

Der Brief versetzte ihn in keine geringe Aufregung. Nicht, daß er den im Winter sehr beschwerlichen Weg gescheut hätte, so etwas konnte einen früheren Soldaten nicht anfechten, es waren andere Befürchtungen, die ihm die Entscheidung „ob oder nicht“ sehr schwer machten.

Die Tante war gesellig, beliebt bei Alt und Jung — sie war die Seele der Gesellschaft — natürlich konnte es da nicht fehlen, daß die ganze hochlöbliche Einwohnerschaft ihre Glückwünsche bringen und bei ihr versammelt sein werde.

Wenn sie nur ausführlicher geschrieben hätte! Aber der Brief war so lakonisch verfaßt, er konnte nichts daraus schließen.

Er stand vom Sopha auf und ging im Zimmer auf und nieder — prüfend und erwägend, wie er wol am besten, ohne die Tante zu beleidigen, sich dieser Einladung entledigen könne.

Es wäre ihm leicht gewesen, sich morgen krank melden zu lassen und einige Tage später seinen Glückwunsch zu bringen, aber bei seiner Wahrheitsliebe, die selbst die kleinste Rothlüge scheute, verwarf er sofort diesen Gedanken.

„Es wird nichts helfen,“ sagte er still und resignirt für sich, „Du mußt diesmal in das Feuer hinein.“ — Aber er beschloß wenigstens ganz früh am Morgen anspannen zu lassen, die Präsidentin beim Kaffee zu überraschen und zur Zeit, wo die große Cour begänne, wieder heimzufahren.

Daß es ihm Mühe machen würde, fortzukommen, verhehlte er sich keinen Augenblick, denn die alte Dame hatte eine wunderbare Macht, anderen Willen dem ihrigen unterzuordnen, diesmal aber mußte sie ihm nachgeben. Sie kannte seine Abneigung gegen den geselligen Verkehr, die leider mit den Jahren und in dieser gänzlichen Abgeschlossenheit noch zugenommen hatte. —

Dicht an sein Arbeitszimmer grenzte das Gewächshaus. Es war eine herrliche Idee von ihm gewesen, dasselbe so nahe an das Wohnhaus anbauen zu lassen. Er brauchte nur die Flügelthüren zu öffnen, und der

lieblichste Duft strömte in sein Zimmer. Mochte es draußen stürmen und schneien, mochten die Bäume mit dichtem Reif überzogen sein, bei ihm war es Frühling, ihm blühten die Blumen das ganze Jahr.

Er öffnete die Thüre und trat hinaus. Der Gärtner war eben beschäftigt, den Strahl des Springbrunnens über die Pflanzen zu leiten. Das Wasser tropfte langsam von den Blättern herab, oder lag als zitternde Perlen in den Blütenkelchen.

Einen Augenblick blieb Herr von Unger stehen und übersah seine Lieblinge mit Wohlgefallen. Er war stolz auf seine Pflanzen, ja, man kann sagen, alle Liebe, die andere Menschen für lebende Wesen zu haben pflegen, hatte er auf seine Blumen übertragen. Die Präsidentin neckte ihn mit dieser Passion und nannte sie „eine Jungesellengrille“.

„Haben Sie schon gesehen, gnädiger Herr,“ rief ihm der Gärtner ganz erfreut entgegen, „daß unsere Rose sich geöffnet hat? O, es ist eine wahre Pracht! Aber ich habe es immer gesagt, wenn der gnädige Herr zweifelten, wir werden noch Freude an diesem Stocke erleben. Nun schauen Sie hin, unter all' den übrigen Rosen haben wir keine so gefärbt wie diese.“

„Es ist wahr,“ sagte Herr von Unger, indem er die Blume genau betrachtete, „das ist ein seltenes Exemplar. Das matte Gelb, umrahmt von weißen Blättern, wundervoll, in der That! Und wie sie duftet! Da fällt mir ein, Konrad, morgen ist der Präsidentin Geburtstag, sie liebt die Rosen sehr, ich will ihr ein Geschenk mit dieser machen. Schneide sie ab und lege sie behutsam in eine Schachtel und etwas feuchtes Moos darum, dann wird sie sich frisch erhalten.“

Sehr gut war es, daß Herr von Unger dem Gärtner schon wieder den Rücken wandte, er würde sonst in ein höchst verblüfftes, ja ärgerliches Gesicht gesehen haben.

„Also dafür haben wir sie gehegt und gepflegt!“ stieß er ärgerlich heraus, als ihn sein Herr nicht mehr hören konnte, „dafür! Nun wollen wir sie fortgeben an eine alte Tante! Zum Kukuk! Das hätt' ich wissen sollen! Versteckt hätte ich sie, und nach dem Geburtstage wäre ich erst mit ihr zum Vorscheine gekommen! Die Rose abschneiden! Eine Andern mag es thun, ich kann es nicht!“

Aber was half's — zuletzt mußte er es doch thun. Gegen des Herrn Willen war nichts zu machen.

Als er Abends bei seiner Frau saß, erzählte er ihr, als er das Messer an die Blume gesetzt, habe es ihm gradezu einen Stich gegeben, es sei ihm gewesen, als ob er ein lebendiges Wesen getödtet.

„Dummes Zeug!“ dachte seine weniger empfindsame Frau. „Mit mir macht er weniger Umstände!“ Aber

sie hütete sich wol, solche Gedanken laut werden zu lassen, ihr Mann verstand keinen Spaß.

Das Haus der Präsidentin Palm stand am Markte. Es war ein altes ehrwürdiges Gebäude mit allerhand kunstvollen Steinverzierungen. Besonders waren die hervorspringenden Erker mit der herrlichsten Steinmetzarbeit geschmückt. An der Thüre von schwerem Eichenholze befanden sich ebenfalls die wunderbarsten Schnitzereien, und selbst der in Form eines Löwenkopfes angebrachte Klopfer machte einen ernsten und würdigen Eindruck.

Das Innere des Hauses, das ganz allein von der Präsidentin bewohnt wurde, entsprach vollkommen dem gediegenen Eindrucke, den seine Außenseite machte. Nirgends zuviel, aber auch nirgends ein Mangel. Im unteren Stocke befanden sich die Gesellschaftsräume — eine Treppe höher die Wohnzimmer der Präsidentin.

Es war noch früh am Morgen. In ihrem behaglichen Wohnzimmer saß die alte Dame am Kaffeetische. Eine schöne alte Frau war sie noch, trotz der siebenzig Jahre. Stolz und grade wie in den Tagen der Jugend hielt sie sich, und das silberweiße Haar umrahmte ein Gesicht, das trotz der vielen feinen Falten immer noch Spuren von großer Schönheit trug. Frisch und lebendig blickten die Augen, sie waren nicht älter geworden, ja, man behauptete, sie hätten den alten Glanz der Jugend sich erhalten. Es lag eine eigene Macht in ihnen. Auf wen sie durchdringend und klar den Blick richtete, der konnte nicht anders als wahr und aufrichtig sein.

Eben nahm sie das Zeitungsblatt, um, wie sie immer that, beim Kaffeetrinken zu lesen, da horchte sie plötzlich auf. Sie hörte einen Wagen herannahen und an dem dumpfen Rollen der Räder hatte sie sofort das Fuhrwerk ihres Neffen erkannt. Erfreut trat sie an das Fenster. Wirklich! Sie hatte nicht geirrt, — er war's! Soeben stieg er, in einen dichten Pelz gehüllt, aus dem Wagen.

„Der kommt früh!“ sagte sie halblaut, „fast zu früh; merkt er den Trubel heute Morgen, so läuft er mir davon!“

Athemlos kam die Wirthschafterin jetzt in das Zimmer gestürzt.

„Haben Sie gesehen, Frau Präsidentin? Der Herr Hauptmann kommt! Was fangen wir nun an? Warum kommt er auch heute gerade so früh? Daran haben wir gar nicht gedacht! Wenn er die Wirthschaft unten im Saale sieht — Alles steht und liegt durcheinander — die Handwerksleute pochen und hämmern noch bis Mittag — dann soll noch eine Probe zu den Bildern sein — wie sollen wir das Alles geheim halten!“ —

Die Präsidentin mußte über die Redseligkeit ihrer alten Wirthschafterin lächeln. In ihrer Aufregung hatte sie die ganze Ueberraschung, welche die junge Welt als tiefstes Geheimniß betrachtet hatte, herausgepoltert.

„Mach' Dir keine Sorge darum, Ursula, wir wollen ihn schon festhalten heute. Bringe nur das Gastzimmer in Ordnung, mein Nefse wird die Nacht hier bleiben.“

„Die Nacht?“ fuhr Ursula heraus, „der Herr Hauptmann sollte die Nacht bleiben?“

Die Fortsetzung ihrer erstaunten Antwort wurde indeß abgeschnitten, denn der Hauptmann trat soeben herein.

„Willkommen, mein Junge!“ rief ihm die Präsidentin zu, indem sie ihm entgegen trat und beide Hände reichte. „Hab' Dank, daß Du gekommen bist, und Schnee und Kälte nicht gescheut hast, Deiner alten Tante eine Freude zu machen. Weißt Du, daß ich nicht daran geglaubt habe, Dich heute bei mir zu sehen? — Aber nun mache Dir's gemüthlich, mein lieber Einsiedler. Nach der kalten Fahrt thut die Wärme gut. — Da setz' Dich nieder — nicht weit vom Ofen — und nun eine Tasse heißen Kaffee, der erwärmt durch und durch.“

Herr von Unger lächelte über die Sorglosigkeit seiner Tante und warf scherzend ein, daß einen Soldaten nicht Wind und Wetter ansprechen dürfe. Uebrigens sei er so früh gekommen, weil er vor Mittag schon wieder daheim sein müsse.

„Aha!“ hatte die Räthin geantwortet, indem sie ihren Nefsen prüfend ansah, „da hinaus wollen wir! Aber daraus wird nichts, Du wirst bleiben und mir den Tag nicht verbittern. — Doch — sprechen wir nicht weiter davon,“ fuhr sie fort, als Ludwig Einwendungen machen wollte, „ich weiß, was Du mir sagen willst. Es wird Niemand uns den Tag über stören, keine Gratulanten“ — fügte sie betonend hinzu. „Also Du bleibst!“

Ludwig schwieg. Sie hatte ihn so gut durchschaut, was sollte er da antworten?

Als er der Präsidentin die Rose gereicht, hatte sie eine große Freude gezeigt. Ja, als sie die Blume in die Hand nahm, als sie den süßen Duft derselben einathmete, hatte sie eine leise Bewegung nicht unterdrücken können.

„Woran mich die Blume Alles mahnt!“ sprach sie halb wie für sich. „Längst vergangene Zeiten zaubert sie in mir hervor. — Mir ist, als ob ich wieder jung sei. — Weißt Du,“ wandte sie sich dann plötzlich zu Ludwig, „eine ähnliche Rose hat einst mein Schicksal bestimmt.“

Ludwig blickte seine Tante, deren Augen so bewegt glänzten, fragend an.

„Das wundert Dich,“ fuhr sie fort, „Du begreiffst

nicht, wie eine kleine Blume das ganze Schicksal eines Menschen entscheiden kann. Höre mich nur an. Es ist eine einfache, kleine Geschichte, ein Stück aus meiner Jugendzeit, die ich Dir mittheilen will. Doch,“ unterbrach sie sich, „was interessirt das Dich? Du wirst über die wunderliche Tante lachen, die Dich mit Liebesgeschichten tractirt. — Was verstehst Du von Liebe! Du Weiberfeind! dessen Herz kalt und unempfindlich gegen diesen göttlichen Funken geblieben ist.“ —

Er ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Du verkennt mich, liebe Tante. Nie werde ich gleichgiltig und unempfindlich gegen Deine Erlebnisse sein. Was kann ich dafür, wenn ich hieb- und stichfest gegen eigne Herzensangelegenheiten bin! Nicht wahr, Du erzählst?“ fuhr er bittend fort, als sie noch schwieg, „Du machst mir Freude damit.“

Vielleicht hätte sie doch noch allerhand Einwendungen gemacht, vielleicht auch wäre sie auf ihr beliebtes Thema, womit sie ihren Nefsen gern unterhielt, „das Heirathscapitel“, übergegangen, wenn nicht von den unteren Räumen mächtig das Hämmern der Handwerksleute geklungen wäre. Sie saß wie auf Kohlen. Sie wagte nicht ihren Nefsen anzusehen. Jeden Augenblick erwartete sie, werde er fragen, was der Höllenspectakel zu bedeuten habe. Ein scheinbarer Seitenblick auf ihn belehrte sie jedoch, daß er ganz ahnungslos sei. „Gott segne Deine Unbefangenheit,“ dachte die Präsidentin athmend, und um ihn so viel als möglich zu fesseln, begann sie Folgendes zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest der weißen Rose.

Noch wenige Wochen und es sind sechs Jahre, daß Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland, die Tochter von Luise, Preußens großer Königin, von jahrelangen Leiden erlöst, einging zum ewigen Frieden. Es war ein inhaltvolles Frauenleben, welches am 20. October 1860 in St. Petersburg seinen Abschluß fand. Reich an höchstem Jubel des Glückes, aber auch ebenso erfüllt von erschütternden Schlägen dunklen Geschiedes. Ein meisterlich gezeichnetes Bild dieses irdischen Wechsels in der Sonnenhöhe der Gesellschaft hat A. Th. von Grimm in seinem soeben in zweiter Auflage bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen Buche „Alexandra Feodorowna Kaiserin von Rußland“ entworfen. Mit seltner Kunst hat er verstanden das Interesse des Lesers die beiden Bände hindurch in fortwährender Steigerung zu erhalten, indem er die Zeitbewegungen und die Landesverhältnisse mit dem Lebenslaufe der hohen Frau, dieses Musters weiblicher Würde, in gewandter Weise zu verflechten wußte.

Besonders anziehend und mit glänzendem Colorit hat Grimm die Feste, die der Kaiserin zu Ehren allüberall gegeben

wurden, beschrieben. Die Schilderung eines dieser Feste, welches der Kaiserin ihr erlauchter Vater, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zu Potsdam veranstaltete, als sie ihn im Sommer 1829 besuchte, bildet den Inhalt des Folgenden.

Den König erwarteten in diesem Sommer die höchsten Familienfreuden, auf die ein Vater hoffen kann; er sollte seine älteste Tochter jetzt als Kaiserin von Rußland begrüßen, nachdem er dieselbe fünf Jahre nicht gesehen, und eine neue, die dritte Schwiegertochter umarmen, die Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar. Die Erstere kam freilich mit einer Kaiserkrone, aber auch nicht ohne sichtliche und bleibende Spuren, die der Schreckenstag, der 14. December*), in ihr hinterlassen hatte. Es war nicht die Sehnsucht allein, die sie dem Vaterherzen entgegenführte, es war auch Kränklichkeit, die sie in die deutschen Bäder rief. Damit dem Familienkranke des greisen Vaters nicht Ein Blatt fehlte, waren auch Prinz und Prinzessin der Niederlande und Erbgroßherzog und Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin schon im Mai in Berlin eingetroffen. Aber des Königs schwankende Gesundheit verbot ihm, seiner Tochter nach Schlesien entgegenzureisen, und so entschloß sich die Kaiserin, nach Berlin zu kommen. Ihre Brüder, die Prinzen, gingen ihr bis Frankfurt an der Oder entgegen, der König und die Prinzessinnen bis Friedrichsfelde. Bei einem solchen Wiedersehen verschwinden alle Kronen und schweigen alle äußerlichen Rücksichten; der Mensch fühlt, daß sein größter Werth, sein größtes Glück in seinem Herzen ruht; es waren nicht König und Kaiserin, die einander begegneten, es waren Vater und Tochter, durch die ewigen Bande des Herzens aneinander gefesselt, die sich umarmten und sprachlos sich mehr erzählten, als es die beredteste Zunge vermocht hätte. In solchen Augenblicken wecht jeder Schlag in unserer Brust ganze Jahre unseres Lebens wieder auf.

Viele Augen und Herzen waren in jenem Jahrzehnt mehr dem ritterlichen Glanze des Mittelalters zugewendet, und in diesem Sinne wurde in Potsdam zu Ehren der hohen Frau ein Fest angeordnet, das näher gefannt zu werden verdient. Es ist nicht allein in den Annalen des berliner Hoflebens, sondern der europäischen Höfe überhaupt das glänzendste und letzte dieser Art; denn es war ein Jahr vor der Julirevolution, die andere Fahnen als die des Mittelalters aufpflanzte, und wol Niemand bemerkte, daß es fast mit der Oper „die Stumme von Portici“ zusammenfiel. Der Herzog Karl von Mecklenburg und der Graf Redern waren mit der Anordnung des Festes beauftragt.

Die Kaiserin feierte am 13. Juli ihren einunddreißigsten Geburtstag, die zweite Hälfte ihres reichen Lebens begann, ohne daß sie es ahnte, und der Schluß dieser Jugendperiode und der Anfang der neuen bildeten einen der schönsten Tage ihres Lebens. Reicher mit Glück und Unglück, mit Glanz und Ehre, mit Schrecken und Trauer war wol Niemand je bedacht worden. Sie wußte, wie ein Verlassener weint, sie hatte in Stunden der Noth beten gelernt, aber sie hatte auch allen Rosendust des

menschlischen Glückes eingeathmet. Sie ruhte jetzt in Sanssouci am Herzen ihres Vaters und der Geschwister, umgeben von Liebe und Verehrung Aller, die sie kannten oder nur sahen, und die Huldigungen erschöpften sich erfinderisch in Festen; so entstand das schönste von allen: Der Zauber der weißen Rose. Es war die Blume, der sie vor allen den Vorzug gönnte. Umgeben von aller Pracht der Welt, geschmückt mit dem kostbarsten aller Edelsteine, zwei Kronen auf dem Haupte, blieb sie unter allen Umständen eine Freundin der Blumen und freute sich, wenn sie Gästen in ihrem Cabinet Winters und Sommers Blüthen zeigen konnte, die unter ihren Augen aufgewachsen waren. Aber von den Rosen galt ihr von Jugend an die weiße als das schönste Sinnbild, und in dem vertraulichen Kreise der Ihrigen trug sie von jeher den Namen Blanchefleur.

Das neue Palais in Potsdam war zur Feier bestimmt und der erste Theil desselben dem Publicum zugänglich, so daß ein großer Theil der berliner Einwohner sich in Potsdam einfand. Der Vorhof des neuen Palastes war zum Schauplatz eines Turnieres eingerichtet; der Bahnplatz von der Tribüne der Zuschauer durch Balustraden getrennt, die mit carmoisinrothen, goldverzierten Dedern behangen waren, und hundert hohe Flaggenstangen, an denen Wimpfel aller Farben, verziert mit weißen Rosen, in die Lüfte wehten, theilten die Plätze der Tribüne ab. In der Mitte, unter einem grünen Baldachin, erhob sich der Platz für die Königin des Festes. Die Tribüne zählte Tausende von geladenen Zuschauern, aber außerhalb der Schranken hatten sich ganze Schaaren Berliner aufgestellt, obgleich der ganze Tag Regen drohte. Endlich gegen sechs Uhr klärte sich der Himmel auf und die Kaiserin erschien an der Hand ihres Vaters, begleitet von den anderen Prinzessinnen. Weiß wie die gefeierte Rose, strahlend wie Licht, war das mit Perlen und Diamanten gestickte Gewand, das sie trug, dem Schnitte eines anderen Jahrhunderts entsprechend; alle Damen trugen Kränze von weißen Rosen. Nachdem sie Platz genommen, reitet ein Wappenkönig mit zwei Herolden in die Bahn bis zur mittleren Tribüne und bittet bei der Kaiserin um Einlaß für eine Anzahl Ritter, die sie durch Waffenspiele verherrlichen wollen. Sie erteilt die Erlaubniß, und der Zug der Ritter naht von der Colonnade des Schlosses her dem inneren Hofraum, ihnen voran ein Corps Trompeter in Grün und Orange gekleidet. Der Zug bestand aus zehn Quadrillen, jede derselben aus einem Bannerträger, zwei Pagen, die Schild und Lanze trugen, vier Rittern und den folgenden Knappen, jeder ein fürstlicher Führer voran. Diese waren sechs königliche Prinzen, Prinz Friedrich der Niederlande, Herzog Karl von Mecklenburg, Herzog Wilhelm von Braunschweig-Dels und der Erbgroßherzog von Mecklenburg. Der Anblick der verschiedenen Banner und Farben, der Waffen, der glänzende Reichthum der Costüme aus einer längst verschwundenen Zeit gab dem Zuge das Ansehen, als wäre er aus dem todten Jahrhundert in die Gegenwart herein beschworen, als wollte die Vergangenheit die Gegenwart verdrängen. Der Zug bewegte sich zuerst zweimal um den ganzen Platz, dann stellte er sich vor der Tribüne auf und der Herzog Karl von Mecklenburg hielt folgende Ansprache an die Kaiserin:

*) Der 14. December 1825, an welchem Tage der Militäraufstand in St. Petersburg ausbrach.

„Heil Dir, Höchste der herrschenden Frauen,
Blüthe der Anmuth, Sonne des Glückes!

Ein Wunder führt diese Ritterschaar in den Kreis Deines Blickes. Jedem ist ein Zeichen erschienen, das ihn mit magischer Kraft beherrscht, eine Rose, weiß wie der Urquell alles Lichtes. Wer sie gesehen, den treibt's vorwärts in die Weite; er fühlt eher keine Ruhe, als bis er das Haus erreicht, wo der Rose Geheimniß am Tage liegt. Hier liegt das Schloß, und jener Zauber, der dem Spiegel beschieden, ist ja Dein eigenes Auge.

Auge voll Liebe, voll Hoheit und Milde,
Du bist der Spiegel, der Zauber Dein Blick.
Such' ich die Rose im lebenden Bilde,
Blick' ich auf Dich nur, die Holbe, zurück.

Die Ritterschaar erbietet sich zur Fehde für die weiße Rose, wenn es dem Schicksale gefiele; aber ihr Blick weist jede Fehde zurück. Darum bittet er, daß ihr Fest, Aller Glück, nur in ritterlichen Spielen gefeiert wird.“ — Die Kaiserin gewährt die Bitte und wählt zwei Kampfrichter, den Herzog Karl von Mecklenburg und den Prinzen Friedrich der Niederlande, die vor der Tribüne bleiben, während die Bahn eingerichtet wird. Dasselbst werden Säulen mit Ringen, Scheiben und Köpfen aufgestellt, alle mit weißen Rosen umwunden, und jede getroffene Scheibe wirft eine weiße Rose aus. Die vier Söhne des Königs eröffneten das Kampfspiel. Zuerst wurde mit der Lanze nach den aus weißen Rosen gebildeten Ringen gestochen, dann nach den Mohrenköpfen, hierauf mit dem Spieße nach der Scheibe geworfen, zuletzt mit dem Schwerte nach den zweiten Ringen; dann folgten der Reihe nach die anderen Prinzen, und die vierzig Ritter machten den Schluß dieser Spiele.

Nach Beendigung derselben zog die ganze Schaar zweimal, wie beim Anfange, wieder durch den Schloßhof, Alle verneigten sich bei der Tribüne vor der Kaiserin, stiegen von ihren Pferden, um die Königin des Festes in das Schloß zu begleiten, wohin sodann ein ferner Chorgesang Alle rief. Für das Publicum war damit das Fest vorüber; der zweite Theil folgte im Inneren des Palastes; obgleich ebenso, wie der erste, für das Auge berechnet, duldet er doch keine weiten Entfernungen. Er stellte sich verwandelnde Bilder im Zauberspiegel vor. Der ganze Saal empfing sein mattes Licht von einer transparenten Rosenguirlande, welche längs der Brüstung der oberen Galerie angebracht war. Die ganze theatralische Scene nahm der Zauberspiegel ein; er war dunkel und nur sein Rahmen leuchtete und zeigte in reichen Arabesken weiße Rosen und schwebende Geniengestalten. Der dunkle Spiegel erhält nur Licht und Leben, wenn die Kaiserin hineinschaut und ihm den Zauber ihres eigenen Auges verleiht, dann erwachen Bilder schöner und ernster Erinnerung. Die Darstellung hatte man den Mitgliedern der königlichen Hofbühne überlassen und die Bilder so eingerichtet, daß, wie in einem Traume, eines in das andere überging. Das erste Bild war Berlin, die Geburtsstätte der hohen Frau, mit allen süßen Erinnerungen der Kindheit und Jugend; es folgten Bilder aus Schlessien, wo sie die ersten Schritte in das ernstere Leben gethan hatte, dann Moskau,

dessen Brand in der Geschichte Rußlands unauslöschlich bleiben wird, für die Kaiserin aber die süßesten Erlebnisse in die Erinnerung zurückrufen mußte, die Geburt des Thronfolgers, das erste Wiedersehen des königlichen Vaters seit ihrer Verheirathung, und vor Allem die kaiserliche Krönung. Die Kaiserin wurde nicht allein gerührt, sondern geradezu erschüttert, um so mehr, als ihre Gesundheit an jenem Tage sie treulos im Stiche ließ. Da alle Augen auf den Spiegel gerichtet waren, so bemerkte Niemand, daß das kaiserliche feucht wurde und daß ihr schwacher Körper so viel Glück nicht ertragen konnte. Die Stimmung der Wehmuth wurde durch die Bilder der Bellona, des allesverschlingenden Kronos noch gesteigert, und dem dritten Theile konnte sie zwar ihre Gegenwart nicht entziehen, aber ihr Herz blieb fast ganz unberührt. Man begab sich in den Grottenaal, wo ein Orchester hinter Lauben von weißen Rosen versteckt spielte und zwanzig Paare der Gesellschaft in der Tracht des Mittelalters tanzten. So schloß das Fest, das schönste und geistreichste dieses Jahrhunderts, der letzte Blick, den das Mittelalter mit seinen romantischen Erscheinungen in die von Wolken undüfterte Gegenwart hinein warf. Glücklicher als an jenem Tage hat man den königlichen Vater nie gesehen; während des Turniers schritt er hinter den Sihen seiner hohen Gäste auf und nieder, knüpfte hier und dort ein heiteres scherzendes Gespräch an, und zeigte unverhohlen seine väterliche Freude, mitten unter allen den Seinigen zu sein. Die Kaiserin verließ schon am dritten Tage nach dem Feste Potsdam, um nach Rußland zurückzureisen; je herzlicher das Beisammensein gewesen, um so schmerzlicher war der Abschied.

Vogel von Falkenstein.

K. preussischer General der Infanterie.

(Mit Staatslich.)

In dem großen Doppelkriege Preußens gegen Oesterreich und den Rest des deutschen Bundes war dem General Vogel von Falkenstein eine der schwierigsten Aufgaben von seinem königlichen Kriegsherrn zuertheilt worden, die, mit nur einem, dem siebenten Armeecorps, einen der Zahl nach weit überlegenen Feind, die bayerische, die hannoversche und die Reichs-Armee, in Schach zu halten und nach Süd-Deutschland zurückzudrängen. Nur ein so höchst weiser, erfahrener und als Taktiker bewährter General, wie Vogel von Falkenstein, vermochte diese Aufgabe so ruhmvoll zu lösen.

Vogel von Falkenstein wurde in demselben Jahre, wie sein König und Herr, 1797 in Schlessien geboren. Das glorreiche Jahr 1813 rief ihn zu dem Banner der freiwilligen Jäger, in das damalige westpreussische Grenadierbataillon. Fast hätte man den schwächlichen Jüngling mit dem noch Knabenhaften Aussehen zurückgewiesen, hätte sein Wesen nicht schon damals die Energie des Mannes gezeigt. Gleich im ersten Gefechte bei Bischofswerda, nach dem Uebergange über die Kaybach avancirte er für seine Bravour zum Fähndrich, und im December zum Leutnant. Als er bei Caub am Rhein einmal im Winter jenes

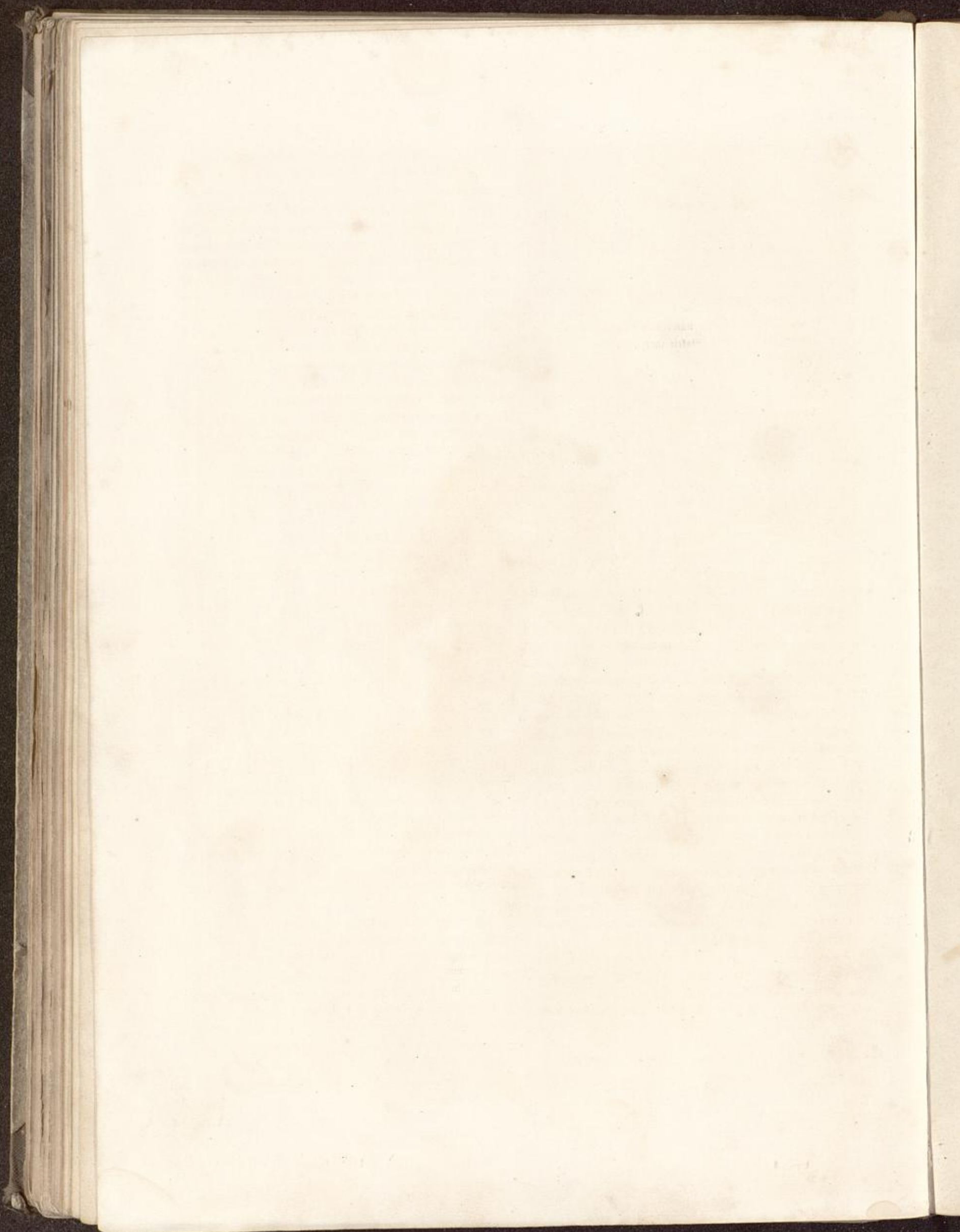


Nach einer Photographie

Eliseo Drucker Weger, Leipzig

Vogel von Falckenstein,
K. Preuss. General der Inf.

Verlag der Dürschken Buchh.



Jahres Wache hielt und diese Blücher inspicierte, sagte derselbe zu ihm: „Du thust mir auch leid, armer Junge!“ — „Junge,““ antwortete Vogel von Falkenstein. „„Ich bin preussischer Offizier, General, und den Jungen müssen Sie zurüdnehmen.““ Und das that der alte Blücher denn auch mit Freude über dieses acht preussische Soldatenblut. Bei Montmirail führte Vogel von Falkenstein sein Bataillon aus dem Kampfe, da alle andern Offiziere desselben kampfunfähig geworden waren. Als Premierleutnant und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, lehrte er aus den Befreiungskriegen in sein Vaterland zurück.

Das Jahr 1818 brachte Vogel von Falkenstein die hohe Auszeichnung, das Bataillon des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments zu commandiren, welches einen Theil der Ehrenwache der zum Congreß in Aachen versammelten Monarchen bildete. Die lange Zeit des Friedens benutzte er gewissenhaft und so erfolgreich zu seiner kriegswissenschaftlichen Ausbildung, daß er mehr als einmal im Generalstabsdienste verwendet wurde. Trotzdem, daß er am 18. März 1848 beim Straßenkampfe in Berlin verwundet worden war, konnte er dennoch an dem Feldzuge in Schleswig theilnehmen. Nachdem im Herbst der Waffenstillstand eingetreten war, erhielt er das Commando über das Garde-Schützenbataillon, das er jedoch schon im nächsten Jahre mit einer ehrenvollen Stellung im Generalstabe Wrangel's vertauschte, von wo aus er dann später in das Kriegsministerium commandirt wurde. Dann erhielt er die Division in Frankfurt a. d. O. und im Jahre 1864 wurde er Chef des Generalstabes von Wrangel. Nachdem er in Jütland mit dem unter seinem Commando stehenden Truppentheile den Limfjord überschritten hatte, trat er als Commandirender von Jütland den widerspenstigen Dänen als ächter deutscher Mann und Kriegsheld entgegen.

Als der Friede geschlossen, wurde er Commandirender des 7. Armee-corps, mit dem er beim Ausbruche des diesjährigen Krieges zuerst mit dem Vormarsche in Hannover und dessen Occupirung begann, während eine Division seines Corps unter Generalmajor von Beyer auch Kurhessen in Besitz nahm. Nachdem am 28. Juni die hannoverschen Truppen bei Langensalza capitulirt hatten, trat Vogel von Falkenstein mit seiner Armee den Vormarsch nach Fulda an, bestand mehre blutige Gefechte gegen die Bayern bei Wiesenthal und Belle am 4. Juli und verhinderte dadurch deren Vereinigung mit der Reichsarmee. Er überstieg darauf das Rhöngebirge und lieferte am 10. Juli die vier siegreichen Gefechte bei Hammelburg, Rissingen, Hausen und Waldaschach. Am 13. schlug die Division Goeben das 8. Bundesarmee-corps bei Laufach, am 14. bei Aschaffenburg und am 16. rückte Vogel von Falkenstein in der Bundesstadt Frankfurt als Sieger ein. Nachdem derselbe so seine schwierige Aufgabe gelöst, rief ihn sein König am 19. Juli zu einer zweiten, nicht minder bedeutungsvollen Stellung. Er wurde zum General-Gouverneur von Böhmen beordert, als welcher er zugleich die Kriegsoperationen von Prag aus gegen Bayern zu leiten hatte.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen von Dr. E. Beyer in Coburg. Drei Bücher. Coburg, Verlag von G. Sendelbach. 1866. Nicht nur dem Litarhistoriker speciell, sondern auch jedem Gebildeten überhaupt wird das vorliegende Buch eine höchst willkommene Gabe sein. Es zeigt den letzten Classiker unserer Tage als guten Menschen, liebenswürdigen Dichter und großen Gelehrten in umfassender und doch dabei prägnanter Weise, und wird durch seine anziehende Form zu einem im besten Sinne fesselnden Unterhaltungsbuch. „Es ist,“ wie der Herr Verfasser am Schlusse seiner Einleitung sagt, „ein Handbuch für des Dichters Verehrer und für Alle, die keine Vorurtheile philosophischer oder poetischer Schulen mitbringen, sondern einen Dichter, wie er eben ist, in der eigenthümlichen Art seiner Größe und Höhe zu genießen, Lust und Geistesruhe besitzen! Es ist endlich auch ein Lesebuch für Solche, welche die Rückert'schen Werke selbst nicht lesen können. Die Lectüre desselben wird die großen Geisteszüge des Dichters vortreiben und aus seinen Erzeugnissen vom Besten das Beste bringen, natürlich blos in knapper Weise und ohne nur eine Blumenlese zu sein, da jedes der mitgetheilten Gedichte seinen eigenthümlichen Zweck und Platz im Zusammenhange hat. An dem Meisten, was wir hier nur im Vorüberflug mit den Flügeln bestreifen konnten, werden aber auch die, welche Rückert's Werke selbst weiter verfolgen, beim Anschauen und bei tieferem Versenken noch größere Freude und Befriedigung finden: und das ist ja der Zweck alles Schönen! Damit ist unser Standpunct und die Absicht der vorliegenden Schrift gezeichnet.“

In Edinburg ist Ch. Maclaren, der älteste englische Publicist, 84 Jahre alt, gestorben. Er war viele Jahre Herausgeber des „Scotsman“, eine Zeitlang mit J. R. McCulloch. Außerdem ist er bekannt als Verfasser einer guten archäologischen Schrift über die Ebene von Troja, die er bereits im Jahre 1822 verfaßte, und von welcher 1863 eine neue illustrierte Ausgabe erschien.

In der Schweiggerschen Hofbuchhandlung zu Berlin sind soeben zwei poetische Gaben „Der Krieg 1866. Ein Gedicht von Heinrich Pröhle“, und „Preussische Hoch-Sommer-Zeit. Neue Kriegslieder von George Hejkel“ erschienen, welche hoffentlich recht weite Verbreitung finden werden, die erstgenannte ihrer geistvollen Laune wegen, die zweite, weil sie im achten Volkstone gedichtet ist.

Ungarn hat durch den Tod von Georg Czuczor den Verlust eines seiner besten Dichter und Sprachforscher zu betrauern. Der Benedictinerorden, die ungarische Akademie der Wissenschaften verloren an ihm ein tüchtiges Mitglied. Sein vorzügliches Werk, das große ungarische Lexikon, ist im Manuscripte fertig und dürfte demnächst als würdiges Denkmal des Verbliebenen von der Akademie herausgegeben werden.

Der britische Naturforscherverein hat seine diesjährige Versammlung in Nottingham beendet; es waren im Ganzen 2221 Theilnehmer anwesend, darunter 711 Damen, aber nur

11 Ausländer. Für wissenschaftliche Zwecke wurden bedeutende Summen ausgesetzt und 2469 Pfd. St. zur Vereinskasse gesteuert.

Aus der kaiserlichen Druckerei in Paris sind die ersten Bände eines großartigen Unternehmens hervorgegangen, das die allgemeine Geschichte der Stadt Paris behandelt. Der Seinepräfect Baron Hauffmann leitet die Herausgabe. Erschienen sind bis jetzt zwei Bände und verschiedene Pläne. Der erste Band bringt eine „Introduction à l'histoire générale de Paris“. Der zweite Band enthält eine „Topographie historique du Vieux Paris“ von Adolph Berty und bespricht besonders die Gegend des Louvre und der Tuileries.

Theater und Musik. Frau Harriers-Wippern ist nach den Ferien im k. Opernhause zu Berlin zum ersten Male wieder als „Susanna“ in „Figaro's Hochzeit“ unter größtem Beifall aufgetreten. Neben ihr excellirte Frau Lucca als „Cherubim“ und auch Frä. Behr schloß sich als „Gräfin“ den beiden gefeierten Sängern würdig an.

Frä. Amalie Schramm, das langjährige Mitglied des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters zu Berlin, hat in einer Benefiz-Vorstellung — „Fortunio's Lied“, „Flotte Burche“ und die Novität „Ein Veilchenstrauch“ — Abschied von dieser Bühne genommen. Die scheidende Künstlerin wurde mit reichen Blumen-spenden und lebhaften Zeichen der Theilnahme von dem Publicum entlassen.

König Ludwig II. von Bayern hat Richard Wagner kürzlich einen Stock geschenkt, dessen Kopf einen in Gold getriebenen, mit Brillanten besetzten Schwan darstellt. Kunstkenner schätzen den Werth dieser königlichen Auszeichnung auf einige Tausend Gulden.

Der bekannte Lustspielsdichter Julius Rosen (Duffel), welcher seine Stellung als Polizeibeamter in Prag aufgegeben hat, ist von der Direction des Carltheaters in Wien als Dramaturg engagirt worden.

Herr Fallentach hat die k. Hofbühne zu Dresden verlassen. Seine Abschiedsrolle war der „Leontes“ in Shakespeare's „Wintermärchen“; unter den übrigen Darstellenden zeichneten sich die Damen Bayer und Berg als „Hermione“ und „Paulina“ aus.

Auf dem k. k. Burgtheater zu Wien sind die beiden Neuigkeiten „Revanche“, Lustspiel in zwei Acten von Charlotte Birch-Pfeiffer und „Wenn man allein ausgeht“, Lustspiel in drei Acten nach dem Französischen, aufgeführt worden.

Julius Rosen hat ein neues Lustspiel: „Moderne Heiden“ vollendet und bereits an die deutschen Bühnen versendet.

Herr Theodor Wachtel jun. machte auf dem Stadttheater zu Leipzig seinen ersten theatralischen Versuch als „Alessandro Stradella“ in Flotow's gleichnamiger Oper und fand bei dem vollen Hause eine sehr wohlwollende Aufnahme. Der Tenor des jungen Sängers hält zwar in keiner Weise einen Vergleich mit dem seines berühmten Vaters aus, doch birgt er ein Ton-Material, das ihm bei sorgfamer Pflege eine gute Zukunft verspricht. Frau Dumont sang und spielte die „Leonore“ sehr anmuthig und die Herren Groß und Herpich errangen sich als

Vanditenpaar stürmischen Beifall. Frau Pflittersdorf von Riga ist an die Stelle von Frä. Lemde für das Fach der Heldenmütter und Anstandsdamen engagirt worden.

Der bisherige dramaturgische Leiter der Hofbühne zu Wiesbaden, Hermann v. Bequignolles, ist als commissarischer Intendant zur Leitung der hannoverschen Hofbühne berufen worden, welche auf Kosten der preussischen Regierung fortgeführt werden wird. Herr v. Bequignolles ist ein Schlesier, Sohn des preussischen Generalleutnants v. Bequignolles, auch als Dichter und Kritiker bekannt.

Eine bisher noch ungedruckte Composition Mozart's ist in den Besitz der Musikalienhandlung von Schlesinger und Spino in Posen gekommen. Das Werk, eine Andantino für Violine, Cembalo und Violoncello (G-dur $\frac{3}{4}$ Tact) umfaßt sechs enggeschriebene Quer-Foliosseiten zu 12 Linien und fand sich unvollendet in Mozart's Nachlasse vor. Der Schluß, vom Ende der vierten Seite ab, ist von fremder Hand und zwar, wie sich aus der Handschrift mit großer Wahrscheinlichkeit ergiebt, von dem Abbé Radler hinzugearbeitet worden. Die Besitzer wollen das Tonwerk durch den Druck veröffentlichen.

Die jüngere Schwester von Frä. Hedwig Raabe, bis jetzt Mitglied des Kroll'schen Theaters zu Berlin, ist von der kaiserl. Intendantz für das deutsche Theater zu St. Petersburg unter sehr vortheilhaften Bedingungen engagirt worden.

Von H. Stiehl wird eine einactige Operette „Jery und Bätely“ (Text von Goethe) bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen, welche, wie es heißt, zuerst in Wien gegeben wird. Derselbe Verlag wird auch Albert's Oper „Astorga“ herausgeben.

Frä. Huber vom leipziger Stadttheater hat bei ihrem Gastspiel an dem Hoftheater zu Mannheim außerordentlich gefallen; der meiste Beifall wurde ihr als „Isabella“ in der „Braut von Messina“. In Folge des Gastspieles wurde Frä. Huber unter sehr vortheilhaften Bedingungen in Mannheim engagirt.

Bildende Künste. Der Herzog von Sachsen-Altenburg hat den münchener Maler Karl Mosdorf, Schüler von Moriz von Schwind, für den er schon die Wartburg-Fresken mit ausgeführt und ebenso jetzt an den wiener Theater-Fresken mit thätig ist, beauftragt, den neuen Saalbau im Schlosse zu Altenburg, vom Oberbauinspector Enger gebaut, mit Freskendarstellungen aus dem Leben der Psyche auszumalen.

Die beiden Thürme des Domes zu Regensburg sind nunmehr bis zu den Helmen vollendet. Am Ludwigstage fanden in festlicher Weise die üblichen Hammerschläge auf die ersten Steine des lustigen Helmes vom südlichen Thurme statt, und das ganze Werk dürfte, wenn die Gaben reichlich genug fließen, wol im Jahre 1868 bis zu den Kreuzblumen gediehen sein. Der Bischof von Regensburg hielt auf den Gerüsten eine kurze Ansprache, welcher sich ein Hoch auf König Ludwig I. von Bayern anreichte, dessen Munificenz größtentheils die Ausführung des Thurmbaues zu danken ist.

Der londoner Bildhauer Thomas Woolner hat die für die Universität Cambridge bestimmte Statue Macaulay's vollendet. Die Kritik spricht sich über das Kunstwerk sehr günstig aus und lobt namentlich die charakteristische Auffassung in der Stellung.

Lord Macaulay ist nämlich sitzend dargestellt im akademischen Prunkgewande, dessen Falten reich niederfallen. Die linke Hand hält ein Buch, während die rechte das Gelenk der andern Hand fest umspannt und ein Fuß über den andern geschlagen ist. Es ist dies genau die Stellung, welche der berühmte Historiker anzunehmen pflegte, wenn sein Geist von einer ihn ganz beherrschenden Idee erfasst war. Das gedankenvolle Gesicht stimmt mit der übrigen Haltung überein.

Eine Commission für die Pflege der schönen Künste in Venedig ist zu Pavia gegründet worden. Dieselbe steht unter dem italienischen Unterrichtsministerium und umfaßt die drei Sectionen: Malerei, Bildhauerei und Archäologie.

Dem dänischen Dichter Stensens Blicher (geb. 1782) ist in seiner Vaterstadt Viborg in Jütland ein Denkmal gesetzt worden.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Damit uns keine zärtliche Mutter den Vorwurf machen könne, als vergäßen wir in unserer Sorge um die Erwachsenen das kleine Bößchen ihrer Lieblinge, die doch auch von der Mode berücksichtigt sein wollen, beginnen wir heute einmal mit der Aufzählung verschiedener Details in Bezug auf Kinderanzüge, denn wir kennen vollkommen die angenehme Genugthuung eines Mutterherzens, wenn sie die Wohlgestalt ihres Kindes noch durch einen vortheilhaften kleidsamen Anzug gehoben sieht. Hierbei möchten wir jedoch zugleich Gelegenheit nehmen, an die unseren deutschen Damen angeborene Vernunft zu appelliren, indem wir ihnen den Rath geben, nicht die excentrischen Costüms und Bekleidungen für die Kinder, namentlich was die Knaben anbelangt, bald als Hochschotten, bald als Ungarn, Spanier, Polen, bretagnische Fischer oder Matrosen anzuziehen, denn durch all' diese thörichten Maskeraden werden die kleinen Menschen weiblich, eitel und läppisch gemacht — wie viel hübscher und passender sind dagegen die gewöhnlichen, modernen Anzüge, welche das Kind elegant erscheinen lassen, ohne es irgendwie lächerlich zu machen. Auch in Bezug auf die kleinen Mädchen halten wir es für rathamer, deren Anzüge nicht mit Verzierungen zu überladen, nicht zu genau nach dem Muster der erwachsenen Damen zu copiren, um die Eitelkeit dieser kleinen Evasstöchter nicht allzu frühzeitig zu erwecken — kommt sie doch allzu sicher schon von selbst! An Zierlichkeit und Sauberkeit müssen sie freilich gewöhnt werden, denn ein nachlässig und plump gekleidetes Kind ist nie ein angenehmer Anblick; aber es giebt hierbei ja eine hübsche Mittelstraße, die sich leicht innehalten läßt.

Für Knaben bestehen jetzt die modernsten Anzüge aus entweder halblangen Beinkleidern oder weiten Beinkleidern, die bis an's Knie reichen, dort mit einem elastischen Bande unterhalb desselben festgehalten werden und sich dann an Tuchcamaschen von derselben Farbe anschließen, was namentlich im Winter äußerst practisch ist. Die Jäckchen sind nicht mehr so kurz und grade geschnitten wie bisher: die neueste Façon ist etwas länger, ganz anschließend und um die Taille mit einem Gürtel zusammengehalten, der

meist mit einer Schnalle versehen ist. Diese anliegenden Jacken besetzt man vornherunter mit sogenannten Brandebourgs aus schwarzer oder brauner Borte, die man ebenso unten auf den Ärmeln in horizontalen Streifen von abgestufter Länge und unten auf den Beinkleidern in ähnlichen, querlaufenden Streifen anbringt. Als Herbst- und Winterüberwurf empfehlen wir für kleinere Knaben die Paletotform, für größere den neuen, japanesischen Mantel, der lang, rund geschnitten und bloß an den Schultern mit einer Naht versehen ist; die Ärmel sind aus der Weite des Mantels selbst gebildet und nicht extra eingenäht; oben ist ein kleiner Kragen angefügt.

Für Mädchen giebt es eine bedeutend größere Auswahl an Kleider Schnitten, die man in reizender Weise variiren kann, indem man ein spanisches Jäckchen, eine kleine weiße Taille mit einer niederartigen Kleidertaille darüber oder, falls das Mädchen schon etwas größer ist, mit einer anliegenden Casaque nebst Gürtel hinzufügt. Eine sehr hübsche und passende Verzierung für Kinderkleider sind unstreitig die jetzt so sehr beliebten Jacken; so sahen wir ein allerliebtestes Kleid aus stahlgrauem Mohair mit doppeltem Jackenbesatz um den Rock und den kleinen dazu gehörigen Paletot. Einmal war der Stoff selbst zackig ausgeschnitten und mit schwarzer Borte eingefast; unter dieser ersten Jackenreihe war ein handbreites Stück rother Kaschmir angebracht, welches ebenfalls ausgezackt und schwarz eingefast war. Dieselbe Garnirung machte sich auch mit Blau anstatt des Roth sehr gut.

Wir haben uns so verplaudert mit den Kinderanzügen, daß wir nur noch schnell Einiges für die große Damenwelt hinzufügen müssen. Erzählen wir also von einem sehr hübschen, neuen Auspuß an Kleidern, welcher quasi eine Basquine darauf abzeichnet und die Idee, als ob man wirklich eine solche an habe, fast täuschend hervorbringt. Besonders gut nimmt sich diese Verzierung aus, wenn man einen etwas schweren Besatz, wie dicke Seiden- und Chenillenfranse oder eine ausgeschlagene Taffetruche hierzu wählt; dies läßt sich aber natürlich nur auf den glatten faltenlosen Röcken herstellen, die dadurch zugleich bedeutend kleidsamer werden. Auch Sammetjacken lassen sich ausgezeichnet hierzu verwenden, und man kann ebensowol bloße Schöße damit darstellen, was die Taille des Kleides dann in irgend eine Art von Jäckchen verwandelt.

Modenblatt No. 48. (829.)

(Originalbilder des *Monteur de la Mode*.)

1) Reise-Anzug. Maria-Stuart-Hut aus kastanienbraunem Sammet mit blauem Taffetfutter, mit Weinblättern und Trauben aus hellbräunlichem Sammet verziert; die Bindebänder aus blauem Taffet sind hinten geschlungen.

Anzug aus fahlbraunem Halbtuch mit Besatz von schwarzem Sammet, schwarzer Seidenborte und schwarzen Sammetknöpfen. Der Paletot ist unten ausgezackt und der Vorder- wie der Rückentheil desselben kreuzt sich an den Seiten. Die Theile, welche zu oberst kommen, sind einige Centimeter vom Rande entfernt aufgesteppt und der Kragen ist bloß mittelst der Garnitur scheinbar dargestellt. Die Verzierungen am Rocke sind platt aufgesetzt und

unten ist derselbe ausgezackt und mit einem ausgeschnittenen Voluten versehen, der mit schmalen schwarzen Sammet eingefasst ist.

2) Besuchstoilette. Sultanin-Hut aus dunkelrothem Sammet mit einer Garnirung von großen weißen Perlen; eine Taillenschärpe mit schmalen dunkelrothen Einfass umgiebt das Gesicht und ist auf einer Seite durch eine Federaitrette zusammengehalten, während das Ende auf der linken Seite nach hinten zu fällt.

Kleid aus mittelgrünem Taffet mit glatt aufgenähten Verzierungen aus dunkelgrünem Sammet, deren eine in der Mitte der Taille, zwei vorn am Rocke und eine an jeder schrägen Seitennaht des Rockes herunterläuft. Die Knöpfe bestehen ebenfalls aus dunkelgrünem Sammet, der Kragen und die Manschetten aus Guipurespitzen.

Feuilleton.

Ein guter Mitarbeiter. Vor einer Reihe von Jahren sah Scribe eines Morgens in seinem Arbeitszimmer und war mit der Ausarbeitung eines seiner reizenden Lustspiele beschäftigt, als ihm gemeldet wurde, eine Dame wüßte ihm eine dringende Mittheilung zu machen und erwarte ihn im Salon.

Augenblicklich legte er die Feder weg und befand sich gleich darauf einer Dame von etwa fünfundsünfzig Jahren gegenüber, deren tief schwarze Kleidung das Siegel der Dürftigkeit an sich trug; sie hielt eine Papierrolle in der Hand.

Nachdem Scribe sehr artig nach den Wünschen der Besucherin gefragt, begann dieselbe mit zitternder Stimme: — Mein Herr, Sie werden meine Kühnheit entschuldigen, wenn ich Ihnen mittheile, daß der Tod meines Mannes und der Verlust meines Vermögens mich in die äußerste Dürftigkeit gestürzt haben.

Der geübte Menschenkenner überzeugte sich nach einem raschen Blick, daß er es weder mit einer Betrügerin noch mit einer gewöhnlichen Bettlerin zu thun habe und entgegnete dann freundlich:

— Wie viel bedürfen Sie? Ich bin gern bereit, meine Börse zu Ihrer Disposition zu stellen.

— Sie haben mich falsch verstanden, antwortete die Dame, deren welke Hüfte von einer plötzlichen Röthe gefärbt wurden; ich erbitte nicht ein Almosen von Ihrer Barmherzigkeit, sondern eine Hülfe, einen Beistand, den mir Ihr gutes Herz nicht versagen wird.

— Erklären Sie sich näher, Madame, und seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen diesen Beistand nicht versagen werde.

— Sie sollen hören, um was es sich handelt; ich habe nämlich ein einactiges Lustspiel geschrieben, welches bereits drei Theaterdirectoren zurückgewiesen haben, obwol ich davon überzeugt bin, daß es gewiß ebensoviel werth ist, als eine Menge ähnlicher Stücke, die mit Erfolg gegeben werden und ihren Verfassern viel Geld einbringen. Man sagte mir, daß mein Stück vielleicht günstiger aufgenommen werden würde, wenn es mit Couplets versehen wäre, aber ich verstehe mich unglücklicherweise gar nicht auf Couplets. Natürlich dachte ich nun an Sie, der in diesem Genre ein wahrer Meister ist. Hier ist mein Manuscript, seien Sie so gütig, es durchzulesen und wenn Sie es, wie ich hoffe,

dieser Ehre nicht unwerth finden, so werden Sie mein Mitarbeiter. Ihr Name neben dem meinigen wird mir alle Pforten öffnen, und so wird mir meine Arbeit wieder das tägliche Brod sichern, das mir jetzt beinahe völlig fehlt, obwol eine arme alte Frau wie ich sehr wenig zum Leben bedarf. Mit zwölfhundert Francs jährlich wäre ich glücklich wie eine Königin, und nicht wahr, man braucht in Paris nicht viel Stücke aufführen zu lassen, um monatlich hundert Francs zu verdienen?

— Vertrauen Sie mir Ihr Manuscript an, Madame, ich werde es sofort lesen und Sie sollen bald von mir hören.

Zwei Stunden darauf hatte Scribe das Stück der Dame gelesen und bald eingesehen, daß die Theaterdirectoren nicht Unrecht hatten, dieses formlose Werk zurückzuweisen. Trotzdem übersandte er noch an demselben Abend der Verfasserin einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Geehrte Frau!

Ich habe Ihr reizendes Lustspiel durchgelesen und beehre mich, Ihnen anzuzeigen, daß ich auf Ihren Vorschlag eingehe.

Da mein Antheil der Mitarbeiterschaft bloß in einer Anzahl Couplets und Chören besteht, so kann ich natürlich keinen so großen Honorarantheil wie Sie beanspruchen und werde vollständig befriedigt sein, wenn Sie mir ein Viertel des Verfasserantheils überlassen wollen. Die drei anderen Viertel gebühren Ihnen.

Ich zweifle nicht, daß unser Stück baldigst zur Aufführung gelangen wird und noch weniger zweifle ich an dessen Erfolg. Da ich demnach die Gewißheit habe, daß Sie sehr bald im Stande sein werden, mich wiederzubezahlen, so bitte ich Sie, die beifolgende Summe von fünfhundert Francs gegen Quittung als einen Vorschuß auf unsere zukünftige Einnahme annehmen zu wollen.“

So waren mehre Monate vergangen und der treffliche Mann dachte gar nicht mehr an seine alte Mitarbeiterin, als er einst bei der Rückkehr von einem Ausfluge in die Pyrenäen folgenden Brief erhielt:

„Sie vergessen meiner, geehrter Herr, und der kleine Schatz, den Sie mir so großmüthig zur Verfügung gestellt hatten, ist leider fast erschöpft. Ich betrachte vergeblich jeden Tag die Anschlagzettel aller pariser Theater, aber nie erblicke ich darauf etwas von unserem Stücke.“

Ich flehe Sie an, lieber Herr Scribe, diese Sache zu betreiben, die zwar für Sie gänzlich unbedeutend ist, für mich jedoch eine Lebensfrage bildet. Bedenken Sie, daß ich keinen weiteren Vorschuß annehmen kann, so lange unser Stück nicht gegeben worden ist, mag ich ihn auch noch so dringend bedürfen und Ihre Art, einer armen Frau zu Hülfe zu kommen, die ihre ganze Hoffnung auf Sie setzt, noch so zart und ersunderisch sein.“

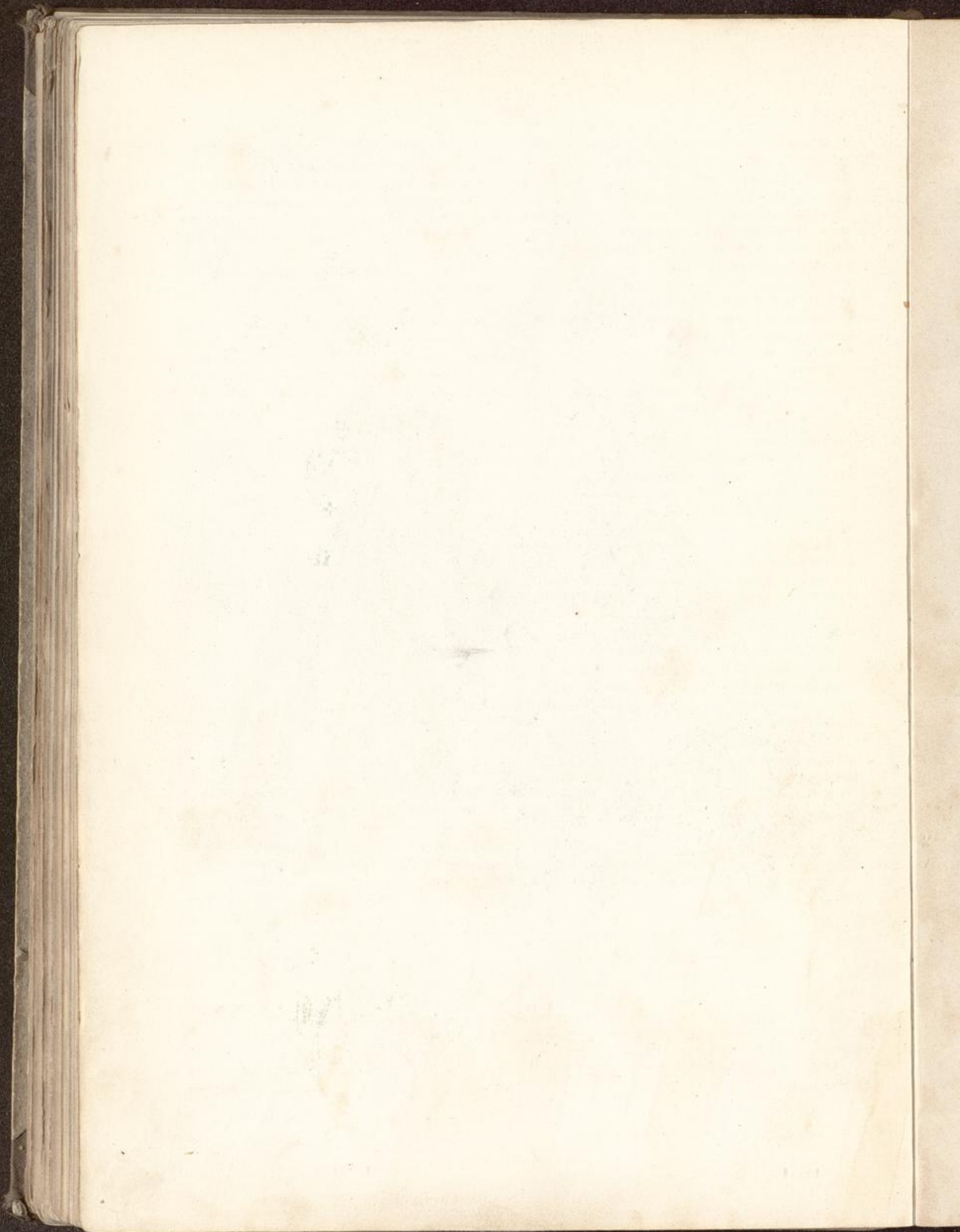
Augenblicklich griff Scribe wieder zur Feder und schrieb:

„Ich muß Sie tausendmal um Entschuldigung bitten, da mich nur eine Reise verhinderte, Ihnen das Ergebniß meiner gethanen Schritte mitzutheilen. Gegen alles Erwarten war es nicht möglich, unser kleines Werkchen auf einer pariser Bühne anzubringen. Sie gehören nicht zum Vereine der dramatischen Schriftsteller und so verschließen Ihnen die strengen Gesetze unseres Vereins alle Thüren.“



Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.



Dagegen sind Ihnen jedoch die Provinzialtheater geöffnet und es giebt wohl keine Departements-Hauptstadt, wo unser Baudeville nicht mit Beifall aufgenommen worden wäre. Man giebt es wieder und wieder mit immer neuem Erfolge.

Haben Sie die Güte, sich am 10. jedes Monats zu Hrn. Guyot, unserem gemeinschaftlichen Theateragenten zu bemühen, wo Sie den Betrag des Honorars für die bereits stattgefundenen Vorstellungen einzulassen können."

Herr Guyot, welcher genaue Instruktionen von Scribe erhalten hatte, eröffnete der alten Dame einen jährlichen Credit von achtzehnhundert Francs. Sie starb vor acht Jahren, ohne enttäuscht worden zu sein und nachdem sie sieben Jahre hindurch mit der größten Regelmäßigkeit ihre monatliche Rente von 150 Francs abgeholt hatte.

— Wie schade, sagte sie oft zu dem Agenten, wie unendlich schade, daß Herr Scribe nicht wieder mit mir zusammen arbeiten wollte, es war uns doch so glücklich! —r.

Erfolge Gründe. Ein eifriger Missionär hatte es dahin gebracht, einem Negerhäuptling die Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums beizubringen; es blieb kein anderes Hinderniß mehr für seine völlige Bekehrung, als seine zahlreichen Weiber. Auch hierbei gelang es dem Missionäre, den Häuptling zu überreden; er willigte ein, seinen großen Hausstand aufzugeben und sich mit einer einzigen Frau zu begnügen — die jüngste wollte er behalten. Dieses Opfer fand der Missionär aber nicht verdienstlich genug und bestand darauf, daß der Häuptling nur seine zuerst genommene Frau, die, welche auch den ersten Rang bekleidete, beibehielte. Auch dies ging der Schwarze endlich ein, aber nur unter der Bedingung, daß diese Ober-Gemahlin ebenfalls in das neue Arrangement einwillige.

Der Missionär beauftragte nun seine Gattin, darüber mit der schwarzen Dame zu verhandeln, da er meinte, sie werde sich noch besser als er darauf verstehen, alle Saiten in deren Herzen zu berühren und zu bewegen.

Die Häuptlingsfrau hörte Alles ruhig mit an, was ihr die Fremde von dem Glücke sagte, wenn sie ihren Gemahl dann allein für sich haben werde, dann entgegnete sie:

— Du sprichst gut, aber wenn alle Weiber meines Mannes fort sollen, würde ich allein in der Hütte bleiben und mich langweilen. Was habe ich davon, die alleinige Herrin zu sein, wenn ich nichts zu befehlen habe? Sind mehre Frauen da, so holt eine das Holz, die andere das Wasser, eine dritte den Maniot und die vierte zündet das Feuer an — so hat jede ihre Beschäftigung. Die erste Frau braucht nichts zu thun, sie ordnet bloß Alles an, ich müßte von nun an aber Alles allein machen. Nein, wenn mein Mann seine Weiber fortschickt, gehe ich auch mit fort.

Ein anderer schwarzer Häuptling in einem Theile Africa's wußte sich schneller zu helfen. Auch ihm war von dem Missionäre gepredigt worden, wenn er das Christenthum annehmen wolle, dürfe er bloß eine Frau behalten.

So kam er denn auch einige Zeit darauf bloß mit einer Frau wieder und verlangte, getauft zu werden.

— Wo sind denn Deine anderen Weiber hingekommen? fragte der Missionär.

— Die haben wir gegessen, da ich doch nur eine behalten sollte, entgegnete der Neubekehrte ganz unbefangen. —r.

Ein vornehmer Kutscher. Kürzlich lehrte die Baronin B. eben von einer Spazierfahrt nach Hause zurück, als ihr die Kammerfrau ein kleines Packet überreichte, welches im selben Augenblicke von dem Commis eines der größten Luxuspapiergeschäfte in Paris abgegeben worden war.

— Aber ich habe ja gar nichts bei Herrn K. bestellt, entgegnete die Baronin erstaunt. Rufen Sie mir doch einmal den jungen Mann.

Währenddem öffnete die Baronin das Päckchen und fand darin hundert Stück Visitenkarten aus dem feinsten Glacépapier mit dem Namen: „M. Henri“ und einer Freiherrnkronen darüber. In diesem Augenblicke trat der Commis in den Salon, wo die Baronin verweilte, worauf diese die Karten wieder einwickelte und zu ihm sagte: — Hier muß ein Irrthum vorwalten, mein Herr; ich habe nichts bei Ihnen bestellt und übrigens enthalten die Karten weder meines Mannes noch meines Sohnes Namen. Ich bitte also dieselben wieder mitzunehmen.

— Aber Sie sind doch gewiß die Frau Baronin v. B.? meinte der Commis und auf ein bejahendes Zeichen der Baronin fuhr er fort, indem er sich zum Gehen anschickte: — Demnach sind diese Karten auch gewiß für Jemanden hier aus Ihrem Hause und ich lasse sie hier zurück, wie es bei mir bestellt wurde. Damit empfahl er sich.

Die Baronin wollte ihn eben zurückrufen und ihm doch das Packet mitgeben, als die Kammerfrau, welche sich bisher stumm verhalten, etwas pikirt sagte:

— Diese Karten sind, glaube ich, für Herrn Henri, den Kutscher der gnädigen Frau; man kann sie also wol behalten, sie werden bezahlt werden.

— Für Henri, meinen Kutscher! rief die Baronin erstaunt.

— Nun ja, gnädige Frau, dürfen sich Diener vielleicht keine Karten schicken? erwiderte die Kammerfrau mit noch saurerer Miene.

— Ihr schickt Euch jetzt einander Karten? sagte lachend die Baronin. Ich habe nichts dagegen, wenn es Euch Spaß macht, aber mit welchem Rechte setzt Herr Henri eine Freiherrnkronen über seinen Namen?

— So gut wie die gnädige Frau dieselbe auf seine Livree anbringen läßt, kann er sie wol auch über seinen Namen setzen, scheint mir! entgegnete die Cameriera so ereifert, daß ihr die Dame in's Gesicht lachen mußte. —r.

Einträgliche Reliquien. In dem Schlosse Jersey, dem Wohnsitz Voltaires's, hat man noch Alles in demselben Zustande erhalten wie zu der Zeit, als der Philosoph noch dort lebte; da ist der Garten mit seinen fleißbeschnittenen Hecken, die öden Zimmer mit einigen schlechten Oelgemälden und Kupferstichen an den Wänden und im Schlafzimmer eine alte Bettstelle mit verschoffenen seidnen Vorhängen, in dem Voltaire geschlafen haben soll. Aus den Bettvorhängen zieht der Castellan des Schlosses eine sehr schöne Revenue; wir trafen einst mit zwei Engländern zusammen, welche beide zu verschiedenen Zeiten in Jersey gewesen waren. Das Gespräch kam auf Voltaires's Zimmer und Bett und einer der Engländer machte sich über die Leichtgläubigkeit seiner Landsleute

lustig, welche meinen, daß die in Voltaire's Zimmer befindlichen Vorhänge wirklich diejenigen seien, unter welchen der große Philosoph geschlafen habe.

— Ja wol, erwiderte der Andere, es ist gar zu lächerlich. Voltaire's Vorhänge sind auf Befehl des jetzigen Besitzers von Ferney schon vor vielen Jahren heruntergenommen worden und werden vom Castellane wohlverwahrt. Ich habe sie gesehen und bin sogar so glücklich gewesen, ein Stück davon zu bekommen, das mir freilich erst nach langem Bitten gewährt wurde, und das ich mit Gold mehr als aufwiegen mußte.

— Gerade so ging es mir auch, nahm der Erste wieder das Wort; ich habe für ein ganz kleines Stück dieses rothen Damastes zwei Napoleons'dors gegeben; aber ich weiß doch jetzt, daß ich einen Theil der ächten Bettvorhänge Voltaire's besitze.

— Ich bitte um Verzeihung, die ächten Vorhänge sind nicht roth, sondern blau, ich kann Ihnen das Stück zeigen.

— Sie sind roth.

— Nein, sie sind blau!

Die beiden Insulaner wären sich wahrscheinlich noch deswegen in die Haare gerathen, wenn es uns nicht unter vielem Lachen gelungen wäre, sie zu überzeugen, daß sie alle Beide vom Castellane angeführt worden seien.

—r.

Angerechter Vorwurf. Eine elegante Dame, welche in einem sehr besuchten Badeorte die Kur brauchte, begnügte sich stets damit, von ihrer Wohnung aus auf die Brunnenpromenade und von der Brunnenpromenade aus wieder in ihre Wohnung zu gehen, nachdem sie einige Becher getrunken und durch mehrmaliges Auf- und Abwandeln die anwesenden Kurgäste genügend durch ihre Toiletten geblendet, sowie einige kleine Unterhaltungen mit Bekannten geführt hatte.

Eines Tages begegnet sie ihrem Arzt, welcher sie schon öfter beobachtet hatte und jetzt zu ihr sagte: — Meine reizende Patientin, ich muß Sie schelten, Sie machen sich nicht genug Bewegung.

— Nicht genug Bewegung! Sie scherzen wol, Doctor? Bedenken Sie doch meine fünf Toiletten täglich!

—r.

Ein Egoist. Dr. Francis in London ist zwar als ein sehr geschickter Arzt, allein ebenso auch als Spaßvogel bekannt, vor dem man sich in Acht nehmen muß. Eines Tages speiste er bei einem seiner vornehmen Patienten, es war etwa im Februar, und die ganze anwesende Gesellschaft war angenehm überrascht, als eine Schüssel mit jungem Schotengemüse erschien. Sowie diese Schüssel dem Doctor präsentiert wurde, zog er seine Tabatsdose aus der Tasche und schüttete deren Inhalt über das kostbare Gemüse aus.

— Aber Francis, Francis! riefen die Anderen, was Teufel machen Sie denn?

— Ich liebe die Schoten so, entgegnete dieser ruhig.

Natürlich wollte Niemand mehr davon haben und er konnte Alles allein essen. Eine seiner Nachbarinnen verlangte Pfeffer und er präsentirte ihr sofort seine Dose, die sie jedoch mit Widerwillen zurückstieß.

— Aber Mylady, fürchten Sie sich nicht, sagte Francis lachend, in der Dose ist gar kein Tabak, sondern nur ausgezeichneter schwarzer Pfeffer.

—r.

Ein rücksichtsvoller Redacteur. Der Chefredacteur eines größeren französischen Journals hatte seine ganz eigenthümlichen Ansichten in Betreff des Feuilletons und wachte mit äußerster Sorgfalt über die Nerven seiner Abonnenten. Er sieht es nicht ungern, wenn in den Feuilletonromanen Galeerensträflinge vorkommen, welche entspringen und allerhand haarsträubende Verbrechen begehen, worauf Sie dann ergriffen und säuberlich hingerichtet werden; aber nichts ist ihm unangenehmer, als wenn sich junge Mädchen aus Liebe das Leben nehmen.

— Das giebt ein schlechtes Beispiel in den Familien! sagte er.

So hatte er auch vor einiger Zeit einen Roman eines berühmten Verfassers zu veröffentlichen, worin ein junges Mädchen vorkam, die sich voll edler Resignation tödtete, damit der Mann ihres Herzens der Gatte ihrer in denselben verliebten jüngeren Schwester werde. Die sämtlichen dies motivirenden Capitel hatte der scrupulöse Redacteur gestrichen und durch einige Zeilen ersetzt, worin er kurzweg die leidenschaftliche entsagende Heldin einen Notar in einer kleinen Stadt heirathen ließ.

Der eben von Paris abwesende Verfasser bekam die Correctionen seines Romans nicht zu Gesicht und die Geschichte nahm nach der großen Umänderung ihren ungestörten weiteren Verlauf; aber welche Verwirrung in den Köpfen seiner Leser hatte der zartfühlende Redacteur angerichtet! Die Abonnenten sandten tausenderlei Reclamationen ein, welche den Verfasser des Romans zur Rede stellten, und einer dieser Briefe kam denn auch in die Hände des Schriftstellers, als er von seiner Reise heimgekehrt war. Sofort eilte er auf das Redactionsbureau und tobte dort seinen gerechten Zorn aus.

— Aber warum machen Sie denn so viel Lärm um diese Kleinigkeit? meinte der Redacteur ganz ruhig. Eleonore brachte sich in Ihrem Manuscript um's Leben und ich habe sie mit einem Notar verheirathet. Ist das nicht im Grunde für ein sentimentales junges Mädchen ganz dasselbe? Und außerdem ist es doch unendlich viel tröstlicher für die zartbesaiteten Nerven unserer Abonnenten.

—r.

Der Gastmahl-Lurus der Alten. Ueber den Aufwand der Alten bei Gastmählern und Gelagen giebt folgende Zusammenstellung einige Beispiele:

König Salomo, der weise Salomo, der göttliche Prophet, welcher gesagt: „Alles Irdische ist eitel,“ hatte zwölf Speise-Intendanten, von welchen jeder je einen Monat im Jahre die königliche Tafel versehen mußte. Diese war nicht klein, da nach den Ueberlieferungen der heiligen Schrift ohne die Höflinge und Parasiten allein dreihundert Frauen und sechshundert Sclavinnen daran Theil nahmen. Elf Monate im Jahre mußte jeder Intendant reisen, um die seltensten Gemüse und Lederbissen ausfindig zu machen, welche er im zwölften Monate dann auf der königlichen Tafel serviren mußte.

In ähnlicher Weise, wie heutzutage Akademien wissenschaftliche Preisaufgaben stellen, setzten 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung Perser und Griechen einen Preis auf ein neues Gericht. Darius soupirt täglich mit 15,000 Personen, so daß jede solche Mahlzeit 400 Talente oder nach unserem Gelde 500,000 Thaler kostete. Wenn Xerxes auf Reisen in einer Stadt zwei Mahlzeiten hielt,

war dieselbe auf ein ganzes Jahr ausgehungert. Ein gewisser Pithius war indessen so reich, daß er 780,000 Mann von den Truppen des Xerxes auf seine eigenen Kosten bewirthete und diesem Monarchen einmal anbot, seine sämmtlichen Truppen fünf Monate lang zu ernähren. Die Geschichte sagt zwar nicht, ob er es gratis oder auf Credit thun wollte. Wieviel Vermögen gehört indessen dazu, um mehr als eine Million Menschen fünf Monate lang zu erhalten? Alexander der Große kümmerte sich um gute Getränke, die er täglich im Uebermaß zu sich nahm, ebenso sehr, als um Ehre und Ruhm. Bei besonderen Gelegenheiten wurden große Gelage gehalten, bei welchen um die Wette getrunken wurde und die Haupttrinker Preise erhielten. In der Regel blieben bei solchem Wetttrinken 30 bis 40 Trinker todt. —r.

Ein gekränkter Diener. Graf B., der eine hervorragende Stellung am französischen Hofe bekleidet, hat einen Diener Namens Léon, der seinen Herrn seit einiger Zeit immer schlechter bedient.

Eines Abends kam der Graf von einem Diner nach Hause, rief den Diener und zeigte ihm einige Schmutzflecke auf seinen Beinkleidern, die er erst in der Gesellschaft bemerkt hatte.

Höre, Léon, sagte er, Du hast meine Kleider sehr schlecht gebürstet, Du bedienst mich jetzt überhaupt wie ein Esel.

— Herr Graf, entgegnete der Bediente, Sie erlauben sich seit einiger Zeit ein Benehmen gegen mich, welches mir durchaus nicht zusagt.

— Was soll das heißen, Du Schuft?

— Schuft! Wieder ein Ausdruck, den ich weder dulden kann noch mag. Von diesem Augenblicke an betrachte ich mich nicht mehr im Dienste des Herrn Grafen stehend. Uebrigens werden Sie morgen früh den Besuch von zweien meiner Freunde erhalten, die für die eben ausgesprochenen Worte Rechenschaft von Ihnen fordern sollen.

Damit zog Léon sich zurück, aber es kostete viele Mühe, ihm klar zu machen, daß der Graf ihm nicht die gewünschte Genugthuung geben könne. —r.

Albumblätter.

In der Einsamkeit fehlt uns der Priester nie.

Gutzkow.

Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei.

Goethe.

Es ist ächte Trostlosigkeit, Trost zu wünschen und anzunehmen; warum will man denn nicht einmal den Schmerz rein durchdauern ohne alle Arznei?

Jean Paul.

Räthsel und Aufgaben.

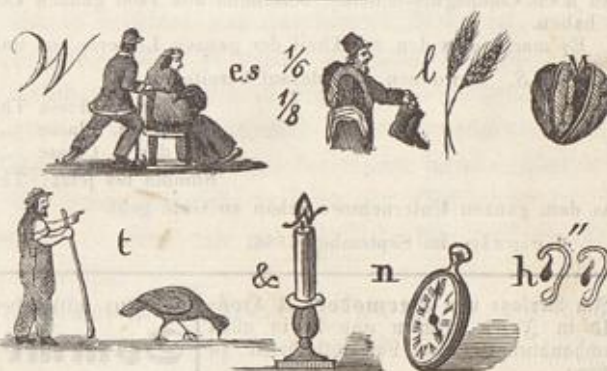
Triffst Du mich recht, so hast Du falsch gerathen,
Und räthst Du falsch, so triffst Du mich auf's Haar;
Du wirst mich selten an Ducaten,
An Silbermünzen oft gewahr;

Ich habe nur fünf kleine Zeichen,
Jetzt weist Du, Leser, was ich bin.
Du findest, ohne eins zu streichen,
Noch zwei verschied'ne Dinge drin:
Es trägt in mancherlei Geweben
Mich jeder Mensch und jeder Stand;
Ich stehle Dir die Hälfte von dem Leben,
Und mit dem Tode bin ich nah' verwandt.

Der Schiffer sehnt sich oft nach mir;
Versehet, folgt der Krieger mir.

Wortwechsel.

Durch Veränderung eines Buchstaben wird:
Aus einem Vogel ein Kleid.
Aus einem gelehrten Manne eine Farbe.
Aus einem Schiffstheil ein Herbstgetränk.
Aus einem Baume ein Gefäß von bestimmtem Rauminhalte.
Aus Gras Blumen.
Aus einem Theile eines Wagens ein Zugthier.
Aus Wildpret ein Kleidungsstück.
Aus einem africanischen Volksstamm ein Transportmittel.
Wie heißen diese 16 Worte?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 38.

Japan.

Kapelle — Apelles.

Ein Componist und seine Composition.

(Maria Ludwig Carl Zenobius Salvator Cherubini.)
M. I. C. Z. S. Cherubini.
M e m e L
L a k h n O
C r e f e l D
Z o g n O
S a s s a r I
C a l a i S
H e r s b r u c k K
E k b a t a n A
R o M
U t t e w a l D
B a r s a C
J a r n a C
N a k e L
J o u X

LODOISKA.

MDCCLX.

Wer alle Welt zu fressen trachtet, muß ein groß Maul sich anschaffen.

Briefpost.

Hr. v. P. in Berlin. Ihre Räthsel und Aufgaben werden schon in nächster Zeit dankbare Aufnahme finden.

Hr. M. L. in Dresden. Die Worte sind nicht von Schiller, sondern von Klopstock und lauten also:

„Am meisten ist und wahrsten der mein Freund,
Der warm, nicht heiß, das Gute, das ich habe,
Und streng nicht, doch genau den Fehl auch sieht.“

Hr. H. S. . . . in G. Mit leichter Mühe könnten wir Ihnen eine Menge von sogenannten Hausmitteln empfehlen, der vorliegende Fall scheint uns jedoch, wenn auch nicht lebensgefährlich, doch so schwer und bedenklich zu sein, daß wir Ihnen unbedingt rathen, sich einem Arzt anzuvertrauen.

Herrn Dr. J. G. in Karlsruhe. Leider hatten sich unsere Briefe gekreuzt. Geben Sie uns bald Nachricht, ob die heilte Gefangene wieder

frei ist. Das Manuscript ist sofort an seinen Bestimmungsort abgeschickt worden.

Hr. R. C. in Potschappel. Die Lösungen waren sämmtlich richtig; besten Dank.

Hr. Da M. in W. b. D. Wenn Sie es wirklich riskiren wollen, in jeßiger Zeit den Ihnen gerühmten Pflaumen-Kuchen mit saurer Sahne zubereiten zu lassen, so freut es uns, zufällig im Stande zu sein, Ihnen das gewünschte Recept mittheilen zu können. Man nimmt nach Belieben einen mürben oder Hefeteich, rollt ihn messerrügend aus, macht einen Rand herum, nimmt ein Maas gute saure Sahne, schlägt 5 bis 6 Eidotter hinein, giebt ein paar Löffel voll Zucker und etwas Zwiebackkrumen hinzu, rührt Alles untereinander und giebt es fingerhoch auf den Kuchen. Die Pflaumen werden getheilt, der Kern herausgenommen und die Pflaumenhälften auf den Kuchen gelegt. Dann streut man feingewogene Citronenschale, Zucker und Zimmt darüber und läßt ihn backen.

Intelligenzblatt zur Aoden-Beitung.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, deren Ziehungen wie folgt festgesetzt sind:

4. Classe	5. Classe
8. October	5. — 21. November

sind noch Compagnie-Scheine, bestehend aus 1400 ganzen Loosen mit 3268 Nummern, zu dem Preise von 25 Thlr. pro Schein zu haben.

Es macht dies den 24. Theil der ganzen Lotterie aus und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe Thlr. 1555. 25 Ngr. 7 Pf.
in der 2. Classe „ 2061. 24 „ — „
in der 3. Classe „ 2207. 16 „ 9 „

Summa bis jetzt: Thlr. 5825. 6 Ngr. 6 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Leipzig, im September 1866.

August Kind.

Im Verlage von **Hermisdorf & Hof-**
feld in Jena erschien und ist in allen
Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu
haben:

Der stürker Friede.

Roman

von

Louise Otto (-Peters).

2 Thle. 8. broch. 1 Thlr.

Die durch ihre schriftstellerische Thätigkeit bereits als tüchtig bekannte Verfasserin bietet dem Publikum in vorstehendem Romane eine höchst interessante Lectüre.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Zur gänzlichen Vertreibung der Sommerprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochlich 1/3 Sächsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Heirathsge such.

Ein gebildeter Kaufmann, 33 Jahre alt, Besitzer eines rentablen Geschäfts in der Nähe Berlins, wünscht sich mit einer evangelischen Dame von gutem, freundlichem Wesen und häuslichem Sinn, die über ein Vermögen von 10—15 Mille Thalern jetzt oder später disponirt, zu verheirathen. Dies Gesuch ist ein durchaus reelles, und werden selbst Damen, welche derartige Anzeigen gewöhnlich nicht beachten, ersucht, ihre Mittheilungen nebst Photographie vertrauensvoll unter N. M. L. No. 30. poste rest. Berlin bis zum 3. October zu senden.

Strenge Discretion liegt in beiderseitigem Interesse. Rückgabe der Zuschrift erfolgt auf Verlangen sofort.

Die im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung erscheinende

Novellen-Zeitung.

Eine Wochenchronik für Literatur, Kunst, schöne Wissenschaften und Gesellschaft gehört zu den gediegensten belletristischen Blättern der Gegenwart. — Sie zählt zu ihren regelmäßigen Mitarbeitern:

Otto Banch, E. Freiherrn v. Bibra, Alfred Waldau, Louise Otto, Bernd von Juseck, St. Grafen Grabowski, Marie v. Koskowska, Ewald August König, f. Cosmann, A. Görting, Carl Freiherrn von Kessel, E. Heusinger, D. von Wiscke, Dr. P. Wigand u. v. A.

Die Novellen-Zeitung bringt Romane, Novellen, Genrebilder und Skizzen, interessante Schilderungen aus der Natur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Politik und Gesellschaft, sowie namentlich Otto Banch's Berichte über Kunst und Literatur, so daß sie an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von keinem andern Blatte übertroffen werden dürfte.

Dieselbe erscheint wöchentlich ein Mal in 2 Bogen hoch 4. und beträgt der Preis pro Quartal 1 Thlr. 10 Ngr.

Probennummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.



Redacteur: Dr. A. Diekmann in Leipzig.

Motto: Von dem Guten das Beste, Von dem Bösen das Beste.

Verlag der Dietrich'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein Befehrer.

Novelle
von

E. v. Rohden.

(Fortsetzung.)

„Wenn man jung ist, lieber Ludwig, sieht man das Leben durch einen Rosenschimmer an, nicht daran denkend, daß je trübe Wolken ihn verdunkeln können. Auch mir ging es so. Frisch und übermüthig lebte ich in den Tag hinein, weder Worte noch Handlungen abwägend, und wo ich konnte, neckte und spottete ich nach Herzenslust. Meine witzigen Einfälle wurden belacht, meine Spöttereien geistreich genannt. Das verdarb mich, und ich wäre vielleicht sehr boshaft mit der Zeit geworden, wenn nicht zur rechten Zeit eine feste Hand mich auf die rechte Bahn geleitet hätte.“

Mein seliger Mann ging damals viel bei uns ein und aus. Er hatte mich gern, das wußte ich, aber es regte sich in mir ein Gefühl, als ob ich ihn darum doppelt quälen müsse; ja, ich ging so weit, ihn stets als Zielscheibe meines Witzes zu machen. Weil er oftmals einen ganzen Abend mit gekreuzten Armen stumm darsitzen konnte, hatte ich ihm den Spitznamen „Toggenburg“ gegeben.

Mein Vater ärgerte sich sehr über mein Benehmen. Er machte mir Vorwürfe, daß ich den Herrn Rath, der

ein so beliebter und angesehenener Mann sei, so schände behandle. Aber er richtete nichts bei mir aus. Schmeichelnd nahm ich ihn in den Arm und betheuerte fest und gewiß, ich könne einmal diesen schmachthenden „Mitter Toggenburg“, der keine drei Worte spräche, nicht leiden. Am besten wäre es, er käme gar nicht wieder. . . . So blieb es denn wie es war. Er kam wieder und ich neckte ihn.

Eines Abends indessen — wir hatten unser wöchentliches Kränzchen — blieb er aus.

„Warum kommt denn der Rath heute nicht, Papa?“ fragte ich gleichgiltig.

„O!“ sagte der, „den bist Du nun wirklich los, Du hast es ja oftmals gewünscht. Er ist verfehlt. Morgen oder übermorgen geht er nach B.“

Ich glaube, ich wurde blaß bei dieser unerwarteten Nachricht, doch bezwang ich mich. Ganz ruhig antwortete ich: „Gottlob!“

Doch wie ein Stein lag es mir auf dem Herzen und als ich allein war, brach ich in Thränen aus.

Natürlich schrieb ich diese plötzliche Erregung dem Mitleide zu, an Liebe dachte ich nicht. Heftige Vorwürfe machte ich mir. Wie hatte ich den Rath gequält, wie oft ihn tief verwundet, wie oft ihn kalt zurückgewiesen! Nun ging er fort! Ich konnte nicht wieder gut machen, womit ich ihm wehgethan! Das machte mir viel Kummer und ich brachte die ganze Nacht schlaflos hin. Vorwürfe und Selbstanklagen preßten mir das Herz zusammen, — noch nie hatte ich mich so unglücklich gefühlt.

Das wundert Dich, Ludwig, Du kannst nicht begreifen, wie schnell ein Mädchenherz in Flammen steht. Ja, ja, mein Junge, Du hast so ein wunderlich Ding noch nicht kennen gelernt. Widerspruch und Hingebung wechseln darin ab, wie Licht und Schatten.

Am andern Morgen, ich befand mich allein im Wohnzimmer und hatte den Kopf gedankenvoll in die Hand gestützt, trat plötzlich unerwartet und unangemeldet der Rath in das Zimmer. Ich erschrak, als ich ihn plötzlich vor mir stehen sah, den seit gestern meine Gedanken nicht verlassen hatten. Als er mir die Hand reichte, ward ich über und über roth.

Sein Auge ruhte forschend auf mir, denn ihm war der jähe Farbenwechsel nicht entgangen.

„Ich will Abschied nehmen, Fräulein,“ sagte er bewegt.

Ich antwortete ihm nicht. Zum Fenster hinaus wandte ich mein Gesicht, damit er meine Nührung nicht bemerken möge.

„Werden Sie wol manchmal meiner gedenken,“ fuhr er fort, „werden Sie den Ritter Toggenburg,“ setzte er wehmüthig scherzend hinzu, „nicht gar zu bald vergessen?“

Die Erinnerung an seinen Spottnamen in diesem Augenblicke ergriff mich mächtig. „Jetzt,“ sagte ich mir, „ist die Zeit gekommen, wo Du wieder gut machen kannst, womit Du ihm wehgethan!“

„Balm,“ sagte ich, indem ich mich zu ihm wandte und ihm meine beiden Hände darreichte, „vergeben Sie mir! Ich bin recht, recht böse gegen Sie gewesen! Scheiden Sie nicht mit Groll von mir, — ich ertrüge es nicht!“

Gewaltsam brachen jetzt die Thränen hervor und ich versuchte nicht mehr, sie zurückzuhalten.

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Noch konnte er nicht begreifen, was so plötzlich über mich gekommen war. Er nahm meine Hände und drückte sie innig. Aber plötzlich kehrten ihm die alten Zweifel wieder. Mit einer heftigen Bewegung ließ er meine Hände frei, wandte sich von mir und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor mir stehen.

„Bald werde ich fern von Ihnen sein, Meta,“ sagte er. „Einsam — allein! Sie werden nicht mehr an mich denken. Das Mitleid, das Sie in diesem Augenblicke bewegt, wird geschwunden und ich werde vergessen sein.“

Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah düster vor sich hin. Ich trat zu ihm und legte die Hand auf seinen Arm.

„Sie werden nicht vergessen sein! Zum Zeichen, daß ich immer an Sie denken werde, gebe ich Ihnen diese Rose!“

Woher ich den Muth bekam, so zu sprechen und zu

handeln, ich weiß es heute noch nicht. Der Augenblick gab es mir ein. Ehe ich zur Ueberlegung kam, hatte ich eine Rose, welche ich am Kleide trug, gelöst und sie ihm gegeben.

Wenn er noch gezweifelt hätte, jetzt ward es ihm klar; nur die Liebe allein konnte das thun.

„Meta, Meta!“ rief er erstaunt und freudig zugleich, dann schlang er die Arme um mich und drückte mich fest, fest an sein Herz! — —

Viele Jahre sind seitdem entschwunden, und doch steht diese Stunde meines Lebens noch frisch und lebendig vor mir.“ — —

Die alte Dame schwieg. Die Erinnerung an längst vergangene Zeiten trug sie hinfort aus der Gegenwart, ließ sie wieder jung und glücklich sein.

Das ist das Glück des Alters, daß ihm die Erinnerung geliebt ist. Es träumt nicht, wie die Jugend, vor-, sondern rückwärts. Die Erinnerung an glücklich verlebte Jugendjahre, das sind die späten Rosen, die dem Alter noch blühen, — wachsen sie gleich auch unter dem Schnee, sie duften dennoch. —

Eine Weile ließ Ludwig die Präsidentin ungestört. Endlich erhob er sich. Er wurde unruhig. Der Mittag rückte immer näher, jeden Augenblick konnten sich Besuche einstellen. Sie folgte ihm mit den Augen, sie errieth den Grund seiner Unruhe.

„Nun,“ fragte sie, „was hast Du? Warum siehst Du so oft nach der Uhr? Bleibe ruhig sitzen, mein Junge. Ich sagte Dir ja, den Tag über wird uns Niemand heute stören. Oder willst Du mich den Mittag allein speisen lassen?“

„Allein?“ fragte er. „Werden sich denn die ehrenwerthen Herrschaften an dem heutigen wichtigen Tage nicht alle bei Dir einfinden? Das wäre doch das erste Mal!“

„Aengstige Dich nicht, es wird uns Niemand stören.“

„Wie geht denn das zu?“ fragte er noch immer zweifelnd.

„Es wird sich schon aufklären,“ wick sie ihm aus. „Nun setze Dich wieder zu mir und laß uns plaudern, Du weißt ja, alte Leute schwagen gern.“

Der Morgen und Mittag vergingen ungestört. Lange schon hatten die Handwerksleute das Haus verlassen. Alles war ruhig und still. Von den Anordnungen, welche Wirthschafterin und Mägde in den unteren Räumen vornahmen, hörte man nichts. Als es dämmerte, beurlaubte sich die Tante von ihm. Sie schlug ihm vor, in der Zeit in das kleine Bibliothekzimmer, das dicht an ihr Wohnzimmer grenzte, zu gehen. Er that es.

In aller Eile nahm die Präsidentin noch eine kurze Rücksprache mit Ursula, auf die sie sich in jeder Be-

ziehung verlassen konnte. Dann machte sie Toilette. Da sie nur schwarz mit schwarz vertauschte, so merkte Ludwig keinen Wechsel. Uebrigens selbst im anderen Falle würde er nichts gesehen haben, da er kein Auge für Damentoilette hatte. Gewiß, ein großer Fehler in den Augen eleganter Frauen!

Es war so behaglich bei der alten Dame, sie wußte ihn so fesselnd zu unterhalten, daß ihm die Zeit wie im Fluge entchwand und er gar nicht an den Heimweg dachte. — Endlich erhob er sich.

„Nun aber wird es Zeit, Tante, daß ich fortkomme, sonst wird es Mitternacht, ehe ich nach Hause komme. Du kannst Dich nicht über mich beklagen, ich war Dein gehorsamer Neffe heute. Von früh bis Abend war ich bei Dir.“

„Ich habe noch nicht genug daran, mein lieber Ludwig,“ erwiderte die Präsidentin, die nun nicht länger mehr mit ihrem Wunsche zurückhalten konnte. „Komm, setze Dich einmal zu mir. — So. — Nun gib mir Deine Hand. Sag, willst Du einmal zeigen, daß Du mich recht lieb hast?“

„Du fragst so feierlich, Tante, als gälte es eine Lebensfrage.“

„Weiche mir nicht aus. Antworte mir gerade und bestimmt auf meine Frage.“

„Gewiß! wenn es in meiner Macht steht.“

„Es steht in Deiner Macht, ja es liegt einzig und allein in Deinem Willen! Es gilt nur ein lächerliches Vorurtheil zu besiegen. Sieh, dieses Vorurtheil hat einen freien Mann zu seinem Sklaven gemacht! Ludwig,“ fuhr sie dringend fort, „sei wieder ein freier Mann! Wirf die lästigen Ketten ab, die Dich zum Einsiedler machten! — Du stehst in der Vollkraft des Lebens jetzt und lebst wie ein Greis. Kehre zurück in die Gesellschaft. Früh oder spät wirst Du Dich selbst dahin zurücksehnen, denn die traurigen Stunden der Einsamkeit, in denen das Herz sich öde und verlassen fühlt, sie bleiben Dir nicht aus.“

Ludwig horchte auf. Oft schon hatte sie dies Capitel mit ihm durchgenommen, doch niemals mit diesem feierlichen Ernste. — Eine Ahnung, daß noch etwas Bedeutenderes dahinter stecke, stieg in ihm auf.

„Ich weiß nicht, was Du meinst,“ sagte er zweifelnd. „Ich begreife nicht, wodurch ich Dir eigentlich meine Liebe beweisen soll.“

„Du sollst es gleich erfahren, mein Junge. Aber versprich mir Eins. Ueberlege erst, bevor Du einen Entschluß fassst. Willst Du?“

„Ja, ich will!“ antwortete er etwas ungeduldig. „Nun aber thue mir den Gefallen und spanne mich

nicht länger auf die Folter. Sage mir kurz und bündig, welchen Feldzugsplan Du mit mir vorhast.“

„Nichts weiter, als daß Du heute Abend hier bleibst und erst morgen früh zurückfährst.“

Erleichtert athmete er auf. „Wenn Du weiter nichts wünschst — von Herzen gern. Die Erfüllung dieses Wunsches hättest Du weit einfacher haben können.“

„Sachte, sachte, mein Freund! Ich bin noch nicht zu Ende. So leichten Kaufes kommst Du mir nicht davon. Es knüpft sich noch eine Bedingung an meine Bitte. Ich habe heute Abend Gäste. Die junge Welt hat mir eine Ueberraschung zugebracht. Ich weiß, sie haben sich viel Mühe mit mir alten Frau gemacht, — und ich möchte gern, daß Du auch an meiner Freude Theil nimmest.“ —

Herr von Unger sprang auf. Er war empört. Die Tante, auf deren Aufrichtigkeit er Häuser gebaut, hatte ihn hintergangen und er war arglos in ihr Netz gegangen. Heftig aufgereggt, schritt er im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor der Präsidentin stehen.

„Tante,“ sagte er, indem er sich zusammennahm, um ruhig zu sprechen — „Du hast mich behandelt wie einen Schulknaben, — aber Du hast nicht daran gedacht, daß ich kein solcher bin. Du wolltest mit List mich zu fangen suchen, — beinahe wäre es Dir gelungen, — denn Deinen Worten habe ich stets blindlings geglaubt und nie hätte ich Dir zugetraut, daß Du mich hintergehen könntest! — Gott sei Dank, noch ist es nicht zu spät zum Rückzuge! Sogleich fahre ich fort. Gleichviel, ob ich in sinkender Nacht nach Hause komme! Lieber den Hals brechen, als hierbleiben!“

Die Präsidentin hatte sich auf einen Sturm gefaßt gemacht, sie blieb ganz ruhig. — Heftige Gemüther beruhigen sich am leichtesten, sobald ihnen Sanftmuth entgegengesetzt wird. — „Auf Sturm folgt Sonnenschein,“ — tröstete sich die alte Dame und darauf baute sie.

„Ludwig,“ sagte sie und ihre Stimme klang weich und innig, „wenn es Dich kränkt, daß ich mit meinem Wunsche so spät erst komme, so bitte ich alte siebenzigjährige Frau Dich um Verzeihung. Böse habe ich das nicht gemeint. Wenn Du wieder ruhig bist, wirst Du einsehen, daß nur meine innige Liebe zu Dir mich zu solcher Hinterlist, wie Du es nennst, verleiten konnte. — So fahre denn fort, ich halte Dich nicht, aber Du nimmst all' meine Freude mit Dir.“

Zimmer noch ging er mit verschränkten Armen auf und ab, aber die Aufregung hatte sich etwas gelegt. Die Worte der Präsidentin hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, — er fing an milder über ihr Betragen zu denken. Fort wollte er dennoch, das stand fest. Er wollte aber nicht in Unfrieden scheiden. Sie war ja

seine einzige Verwandte auf der Welt und sie, die kinderlose alte Frau, liebte ihn wie ihren Sohn.

Während er noch unschlüssig mit sich zu Rathe ging, auf welche Weise er am besten sich verabschieden könne, ohne die Tante zu beleidigen, war es in den unteren Räumen lebendig geworden.

Es war beschlossen, sobald die ganze Gesellschaft beisammen sei, die sich so geräuschlos wie möglich versammeln sollte, daß der Steuerrath Frank, ein alter Jugendfreund von ihr, sie in den Saal herabholen solle.

Der Augenblick war jetzt gekommen. Der Steuerrath überfah mit einem prüfenden Blicke noch einmal die festlichen Anordnungen, nickte dann beifällig mit dem Kopfe und schickte sich darauf an, die Präsidentin herab zu holen. Als er die Treppe hinauf stieg, hörte er plötzlich einen leichten Schritt hinter sich und ehe er den Kopf noch wandte, hing eine liebliche Mädchengestalt an seinem Arme.

„Papa, ich gehe mit Dir!“ flüsterte sie gedämpft. „So inmitten der vielen Menschen kann ich meinen Glückwunsch nicht anbringen, ich muß die Tante erst einen Augenblick allein gesehen haben.“

„Das ist gegen die Verabredung, Käthe! Was soll denn überhaupt werden, wenn Du Deine Pflicht versäumst! Du mußt doch singen, he?“

„Sorge Dich nicht, Papachen, ich versäume nichts. Laß uns nur eilen.“

Dabei zog sie ihren Vater mit sich fort, willenlos ließ er es geschehen.

Ohne anzupochen öffnete er die Thüre zu der Präsidentin Zimmer. Gerade stand Herr von Unger, den Hut in der Hand, vor derselben und wollte sich verabschieden.

Als er den Kopf wandte und den Eintretenden mit Frack und weißer Weste sah, da erschrak er geradezu, und einen Augenblick hatte er sogar die Idee, sich aus dem Staube zu machen. Die Präsidentin mochte wol seine Absicht errathen, sie ergriff schnell seine Hand und stellte ihn dem alten Herrn vor.

„Das ist mein Nefte, Steuerrath!“ sagte sie, „Sie waren einst ein Freund seines Vaters, was meinen Sie, sieht er ihm ähnlich?“

Der Steuerrath ergriff beide Hände des Herrn von Unger und schüttelte sie herzlich. Dabei blickte er ihn eine Weile prüfend an.

„Wie die Zeit hingeht!“ sagte er dann, „ich hätte Sie wahrhaftig nicht wiedererkannt. Freilich ist es auch lange her, als ich Sie zuletzt sah. Damals waren Sie ein kleiner Knabe — wild und unbändig! Ich sehe Sie noch vor dem Hause stehen und mich erwarten. Kam ich dann endlich angeritten, konnten Sie vor Ungebuld

die Zeit nicht erwarten, bis ich Sie auf das Pferd setzte und Ihnen die Zügel in die Hand gab. Das ist lange, lange her! Sie werden sich dessen nicht mehr erinnern.“

Währenddem der Vater noch manche alte Erinnerungen, welche die Vergangenheit längst in Staub verwehte, heraufbeschwor, hatte sich die Präsidentin mit dem jungen Mädchen beschäftigt. Sobald diese nämlich gesehen, daß ein Herr bei der alten Dame war, in dem sie sofort den vielbesprochenen und verrufenen Nefen erkannte, wollte sie schnell sich stillschweigend zurückschleichen. Die Präsidentin indeß holte sie im Nebenzimmer ein und nahm sie wieder mit zurück.

„Bleib nur, Kleine!“ sagte sie, „auch Dich soll er kennen lernen, vielleicht gelingt es Deinen Bitten eher, ihn festzuhalten, als den meinigen.“

Ludwig wandte den Kopf bei diesen ziemlich laut gesprochenen Worten und erst jetzt erblickte er das junge Mädchen. Auch sie sah halb sehen, halb neugierig zu ihm auf, und unwillkürlich erröthete sie. Wie anders war das Bild, daß sie sich von dem geheimnißvollen Einsiedler geschaffen. Nur flüchtig hatte sie ihn schnell vorbeireiten sehen einige Male und jetzt sah sie ihn zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht. Sie verglich im Stillen das Ideal mit der Wirklichkeit und mußte lächeln. Dieser Mann mit dem gebräunten Gesichte, dessen Bart bereits mit weiß gemischt, wahrlich, er entsprach nicht dem ritterlichen Bilde, das sie von ihm geträumt! Nur die dunkeln Augen übten einen wunderbaren Zauber. Sie mußte den Blick senken, als er sie ansah.

„Nun, Käthchen, versuche Du Dein Heil mit ihm, vielleicht hast Du mehr Glück dabei, als ich,“ sprach die Präsidentin scherzend.

Sie sah mit den großen Kinderaugen zu ihm auf, um ihren Mund zuckte ein leises Lächeln, das ihrem Gesichte einen reizend schelmischen Ausdruck verlieh.

„Das kann Ihr Ernst nicht sein, Herr von Unger,“ sprach sie, „Sie werden heute gewiß nicht fortwollen. Der Tante würde ja die ganze Freude genommen sein. Sie bleiben, nicht wahr? — An diesem wichtigen Tage,“ fügte sie hinzu, als er noch immer schwieg, „kann Ihnen kein Opfer zu hoch sein.“

Herr von Unger stand da mit verschränkten Armen. In ihm kämpften die verschiedenartigsten Gedanken. Jahrelang hatte er die Gesellschaft gemieden und jetzt sollte ihn mit einem Male das Wort eines jungen Mädchens seinen Grundsätzen untreu machen. Nimmermehr! Das sollte nicht geschehen! Und doch wieder hatte er nicht den Muth, abschlägig zu antworten. Dieses junge Mädchen, das mit seinen siebenzehn Jahren halb noch in den Kinderschuhen stand, hatte in einer so be-

stimmten Art und Weise zu ihm gesprochen, daß er in Verlegenheit gerieth. So spöttisch hatte sie ihn dabei angeblickt, als wenn sie sich im Herzen über ihn belustigte. Fürwahr, er fühlte sich lächerlich ihr gegenüber und wußte doch nicht recht warum.

Doch, was ging ihn im Grunde dieses junge Mädchen an! Er sah sie heute zum ersten und sicherlich auch zum letzten Male. Also, „nein! es geht nicht,“ wollte er kurz und bündig antworten. Da sah er auf, wieder traf ihn ihr schelmischer Blick, da sank ihm der Muth zu antworten. Er schwieg.

„Herr von Unger wird bleiben,“ nahm jetzt der Steuerrath das Wort, „wir lassen ihn nicht fort. Du aber, kleine Heye,“ wandte er sich zu seiner Tochter, „geh jetzt hinunter, sie werden Dich längst erwarten.“

Sie nickte mit dem Kopfe und lief davon. Es war ihr lieb, daß sie von diesem seltsamen Menschen, der, wie der steinerne Gast, stumm und grübelnd ihr gegenüber stand, und für ihre freundlichen Bitten keine Antwort hatte, loskam. So unfreundlich hatte noch nie ein Mann ihr gegenüber gestanden.

Kaum war sie fort, so ertönte vom Saale herauf eine Klingel, es war das verabredete Zeichen, daß Alles zum Beginne fertig sei.

Der Steuerrath ergriff den Arm der Präsidentin, um sie hinab zu führen.

„Nun folgen Sie uns, lieber Freund,“ wandte er sich zu Herrn von Unger. „Jetzt werden Sie sehen, daß auch wir Kleinstädter den Großstädtern nicht nachstehen.“

Diese letzten, mit großem Selbstbewußtsein gesprochenen Worte sollten ein kleiner Seitenhieb für Herrn von Unger sein, doch derselbe prallte gänzlich ab. Er stand da, ohne sich vom Plage zu rühren, und als der Steuerrath ihn wiederholt aufforderte, daß er ihnen folgen möge, machte er nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ludwig,“ wandte sich noch einmal die Präsidentin zu ihm, indem sie ihm die Hand reichte und herzlich drückte. „Besinne Dich! Und wenn Du dennoch fort willst, so gehe nicht in Groll von mir.“

„Er ist ein Sonderling, lieber Frant,“ sagte sie im Herabgehen, „aber wer kann dafür! Von früh auf lag dieser Gang zur Einsamkeit in ihm,“ fügte sie entschuldigend hinzu, „und jetzt ist es schwer, ihn davon zu heilen.“

Wir übergehen den Empfang der Gäste, als die Präsidentin in den feenhaft geschmückten Saal eintrat. Es ist auch nicht unsere Absicht, alle Einzelheiten der Feierlichkeit aufzuzählen, nur das sei gesagt, daß man sich große Mühe gegeben hatte, den Geburtstag so würdig als möglich zu begehen. Gesang, Musik und lebende

Bilder gaben ein buntes wechselvolles Bild und die Hauptsache war — es ging Alles vortrefflich und ohne Störung von statten.

Kehren wir indeß zu dem verlassenem Einsiedler zurück. Derselbe befand sich in der peinlichsten Stimmung. Er verwünschte, daß er überhaupt gekommen, verwünschte seine Arglosigkeit, die ihm solchen Streich gespielt, und verwünschte endlich sich und die ganze Welt. Was sollte er nun machen? Fortfahren konnte er nicht, denn als er an das Fenster trat und den dichten Schneefall draußen gewahrte, mußte er sich selbst gestehen, daß es Wahnsinn sei, sich bei diesem Wetter auf den ungebahnten Weg zu machen. Und dableiben! sich in das Fegefeuer so vieler neugieriger Blicke zu begeben, das erschien ihm fast noch fürchterlicher. Trotzdem hätte er gern der Tante den Wunsch erfüllt. Ihr schien so viel daran zu liegen, sie hatte ihn so innig darum gebeten, — aber in die Gesellschaft konnte er sich unmöglich mischen, die jahrelange Einsamkeit hatte ihn ganz auf sein inneres Leben beschränkt, so daß er fast scheu jeder Berührung mit den Menschen auswich. Er war ihnen entfremdet, und wenn er jetzt plötzlich unter sie träte, würden sie ihn nicht ansehen wie ein wildes Thier? Wenn er nur einen Ausweg wüßte! Er sann und sann; endlich fiel ihm etwas ein.

Dicht an den Saal stieß ein kleines Cabinet. Dorthin konnte er von außen gelangen. Niemand würde ihn in diesem dunklen Alkoven bemerken, die Glasscheiben der Thüre waren außerdem noch mit dichten Vorhängen bezogen. Hier war er sicher vor jedem fremden Blicke. Sobald die Vorstellung sich ihrem Ende nahte, wollte er sich still und unbemerkt, wie er gekommen, wieder in die oberen Gemächer zurückziehen. Auf diese Weise hatte er dann der Tante den Willen gethan und auch den seinen. Er hatte der Festlichkeit mit beigewohnt und war doch von Niemand gesehen worden.

Vorsichtig spähend begab er sich die Treppe hinab. Zur Sicherheit indeß trat er zuvor erst in die Küche, um die Wirthschafterin zu befragen, ob auch die Thüre des Cabinets wirklich verschlossen sei. Er fand Niemand dort. Köchin und Wirthschafterin standen laufend an der etwas offenstehenden Saalthüre. Das war ihm höchst ärgerlich, aber er konnte es nicht ändern. So begab er sich denn auf's Geradewohl in den Alkoven. Geräuschlos öffnete er die Thüre. Fast wäre er wieder zurückgeprallt. Es war Alles anders, wie er gehofft. Weit auf standen die Flügelthüren, von oben herab leuchtete eine Ampel ihr mattes Licht. Grüne und hohe Topfgewächse hatten den Raum in eine wundervoll heimliche Grotte umgewandelt.

Niemand hatte seinen Eintritt bemerkt, noch konnte er umkehren. Aber er that es nicht. Eine jugendliche

frische Mädchenstimme tönte ihm entgegen. Sie sang ein einfaches Lied. Wie gebannt blieb er einen Augenblick lauschend stehen, dann schlich er leise vorwärts. Hinter einer Gruppe Oleander war ein Ruheplatz angebracht, dort ließ er sich nieder. Es war ein lauschiges Plätzchen. Von hier konnte er mit Leichtigkeit den ganzen Saal überschauen, während man ihn nicht bemerken konnte. Ueberhaupt hatte er das jetzt nicht zu fürchten. Die kleine Bühne war am entgegengesetzten Ende des Saales aufgestellt, so drehten ihm alle Gäste den Rücken.

Schon einmal war ihm das junge Mädchen, das jetzt am Flügel stand, entgegengetreten heute Abend, aber sie war ihm weniger anmuthig erschienen, als in diesem Augenblicke. Kein spöttischer Zug entstellte jetzt den Mund, statt dessen perlten leicht und kunstlos die lieblichsten Töne von ihren Lippen. Wie er sich geirrt hatte! Mehr Klugheit, als Herzensgüte hatte er diesem Mädchen zugetraut, und jetzt sang sie so weich, so innig, so recht aus tiefem Herzensgrunde. Nur ein seelenvolles Wesen konnte in so schmeichelnden Tönen sprechen.

Das Lied war zu Ende. Reicher Beifall wurde der Sängerin zu Theil. Herr von Unger rührte sich nicht, er saß wie verzaubert da. Er sah, wie der junge Mann, der ihr zum Gesange begleitete, sich erhob und dem Mädchen herzlich, ja fast vertraut die Hand drückte. Er sah auch, daß sie ihn freundlich anlächelte, aber es war ihm, als träume er, als ob er weit, weit der Wirklichkeit entrückt wäre. Wunderbar war ihm zu Muth. Das Summen und Schwirren vieler Stimmen durcheinander, die verschiedensten Wohlgerüche, die die Luft erfüllten und zu ihm drangen, wirkten wie betäubend auf ihn. Dabei zogen all' die verschiedenen Eindrücke, die er heute gehabt, im bunten Chaos an seiner Seele vorüber. Wieder erschien ihm ein junges Mädchen im weißen Kleide, im Haar ein schmucklos blaues Band; sie lächelte ihn spöttisch an, dann reichte sie ihm eine Rose mit den Worten: „Diese Blume wird einst Dein Schicksal bestimmen;“ als er zugreifen wollte, war es die Präsidentin, die zu ihm sprach. — Dann hörte er wie aus weiter Ferne Musik erklingen. Sanft legten ihre Töne sich an sein Herz und führten ihn aus der Wirklichkeit in das Traumleben über.

Wie lange er geschlafen, er wußte es nicht. Aber als er verwundert über seine Schwäche erwachte, war der Saal leer. Die Gäste mochten in das Speisezimmer gegangen sein. Ein Glück, daß sie ihn nicht gefunden hatten! Auch er wollte sich jetzt von seinem Sitze erheben, aber in demselben Augenblicke hörte er nebenan Jemand eintreten und zu gleicher Zeit zwei jugendliche Stimmen miteinander plaudern.

„Es ist doch eine Wohlthat, einmal frei aufathmen

zu können,“ sagte die Eine, „selbst die angenehmste Unterhaltung kann zu viel werden. Geht es Dir nicht so, Marianne?“

Diese drohte scherzend mit dem Finger und sagte lachend: „Räthe, Räthe, wenn das Dein Tischnachbar, der Baumeister, wüßte, er würde sich gerade nicht freuen, Dich so sprechen zu hören.“

„Und wenn er's hörte,“ warf die Erste gleichgiltig hin, „ihn gerade meine ich damit. Du glaubst nicht, wie er mich mit seinen Liebesversicherungen quälen kann.“

„Quälen?“ wiederholte Marianne. „Hörst Du sie denn nicht gern?“

„Ich weiß es nicht, doch“ — brach sie plötzlich diese Unterhaltung ab, „komm dort in jene Grotte, da können wir schwärmen von Mondenschein und Nachtigallensang; liebst Du es nicht mehr?“

Unbefangen näherten sie sich dem Aufenthalte des Herrn von Unger. Dieser befand sich in der peinlichsten Lage. Es unterlag keinem Zweifel, jeden Augenblick mußten die beiden Mädchen ihn entdecken. Wachend wollte er indeß sich ihnen nicht überliefern, so nahm er denn in seiner höchsten Noth zur Verstellung seine Zuflucht. Er schloß die Augen, sie mochten glauben, daß er schlief.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verirrte in den Pampas.

Das unglückliche und fast mit dem Tode endende Geschick eines in den Pampas Verirrten traf den schon erwähnten neuen Chilereisenden Kahl, als er auf seiner Tour nach Bilgo sich zu einer einsamen Jagd und Absonderung von seinen Reisegefährten verleiten ließ. Nur in ganz gedrängter Fassung wollen wir hier das erschütternde Abenteuer nacherzählen.

Die flacheren Gegenden, die der Weg von Salinas nach Bilgo durchzieht, die Einschnitte, die die Pampa in das Gebirgsland macht, sind wahrhaft hübsche Strecken, die eine ächte Pampatur aufweisen. Hühner bedeckte das üppige Gras den Boden, von mancherlei bunt gewirkten, Teppichen ähnlichen Flecken durchmischt.

Diese einsame Gegend wird von zahllosen Thieren belebt. Strauße stehen, neugierig den Reisenden zuschauend, in kurzer Entfernung vom Wege, die Martineta's (Rebhühner) fliegen fast bei jedem Schritte, welchen das Maulthier vorwärts thut, schwerfällig aus dem hohen Grase auf.

Ich konnte der Versuchung zur Jagd nicht widerstehen. Mich mit genügender Munition und einer Feldflasche mit Wein gefüllt versehen, glaubte ich meine Ausrüstung genügend und hieß unsere Truppe weiter reiten, indem ich mein baldiges Nachkommen versicherte; war doch der eigenthümlich geformte Fels, hinter welchem der Ort Bilgo liegen sollte, recht deutlich zu sehen. Mich lodte die schöne grüne Pampa mit ihrer Jagd, wie sie sich keinem Könige besser bieten konnte. Das Glend,

welches darunter lauerte, sah ich nicht früher, als bis ich es fühlte.

Das dicht gewachsene Gras, welches überall den Boden deckte, machte das Gehen beschwerlicher, als ich geglaubt hatte, aber zu Maulthier konnte nicht gejagt werden; ich band das Thier an einen dem Wege nahen Strauch, und mit meiner Augesflinte, dem immer nöthigen Revolver und Messer bewaffnet, drang ich zu Fuß in die Wildnis ein. Auf jenes Rudel Rehe, welches sich plötzlich am Rande eines entfernten buschartigen Terrains zeigte, hatte ich es abgesehen. Ich mußte das Wild umgehen, um ihm den Wind abzugewinnen. Von Baum zu Baum schritt ich leise und zielte auf einen Bock, ein prächtiges großes Thier. Als der Schuß krachte, wankte das Thier, aber nur für einen Moment, im nächsten folgte es schon in verzweifelten Sägen dem wie ein Wirbelwind im Walde verstorbenen Rudel. Dennoch mußte es gut getroffen sein; eine breite Blutspur bezeichnete den Weg, den es genommen, und rasch die Flinte wieder ladend, folgte ich der Spur, ohne der Gefahr des Verirrrens auch nur einen Gedanken zu gönnen. Immer tiefer drang ich in den Wald ein. Trotz meiner Anstrengungen verlor ich bald die Spur des Wildes und mußte die Jagd aufgeben. Der Wein aus meiner Feldflasche erquickte mich und gab mir meine Thatkraft, aber auch Unvorsichtigkeit zurück; ich leerte, von Durst geplagt, über die Hälfte der Feldflasche. Inzwischen folgte ich der Richtung, die mich auf meinen Ausgangspunct in die Pampa zurückführen sollte, mit frohem Muth; aber als endlich die Abenddämmerung hereinbrach und sich noch kein Ausgang aus dem Walde zeigte, wich dieser Muth der unangenehmen Ueberzeugung, daß ich mich in der Richtung geirrt haben müsse. Dieser Gedanke trieb mich zu immer größerer Eile, ich lief mehr, als ich ging, aber nutzlos; als ich endlich nach mehren Stunden erschöpft still stand und mich dunkle Nacht umgab, blieb mir nichts übrig, als mit Resignation mein Nachtlager im Walde zu suchen. In der Ferne die dumpfen Thierstimmen hörend, glaubte ich in jedem Nechzen der unter dem Gewichte des Westwindes sich beugenden Bäume das schreckliche Geräusch der Klapperschlange, oder das Gebrumm eines seine Beute beschleichenden Jaguars zu hören. Mehr als einmal richtete ich meine Kuppelflinte auf eine verdächtige Gestalt, aber immer wies diese sich als ein unschuldiger, im ungewissen Lichte der Nacht phantastisch geformter Baumstamm aus. Aber die fortgesetzte Spannung wurde mir zur Wohlthäterin, sie ermüdete mich mehr wie irgend eine körperliche Bewegung, und wenn auch erst am Morgen, gab sie mir doch den langersehnten Schlaf. Die Sonne stand hoch am Himmel, als ich erwachte; ich fühlte keinen Hunger, wol aber einen brennenden Durst, wagte jedoch nicht, mehr als einen Schluck Wein von meinem geringen Vorrathe zu mir zu nehmen. — Ich schritt jetzt in östlicher Richtung fort, und wer beschreibt meine Freude, als ich schon nach einer halben Stunde die freie Pampa wieder vor mir liegen sah und, am Wege anlangend, dort deutlich die gestrigen Spuren unserer Tropa erkannte. Gewiß noch zwei starke Leguas war ich von der Stelle entfernt, wo mein Maulthier festgebunden sein mußte. Wie, wenn ich das Thier nicht vorfände? Nach drei bis vier Stunden erreichte ich mein Maulthier. Es wieherte, wie es mich nahen sah, und

als ich es losband, wurden seine Bewegungen so lebhaft, daß ich es kaum zu besteigen vermochte. Aber ich war zu ermüdet und aufgerieben, um sofort meine Reise fortzusetzen. Ich nahm ihm die Zügel ab, um es auf dem äppigen Pampagrafe weiden zu lassen; ich selbst ließ mich auf diesem nieder, und an meine volle Sicherheit glaubend, schwelgte ich im Genusse des Restes meiner Weinflasche. Der Hunger begann jetzt heftiger zu werden, aber da ich seiner Stillung in wenig Stunden gewiß zu sein glaubte, gewann die Ermüdung die Oberhand, und den Poncho über's Gesicht ziehend, suchte ich den verlorren Schlaf der gestrigen Nacht wieder nachzuholen.

Nur zu gut ruhte ich; erst beim Einbruche der Dämmerung erwachend, hielt ich es dennoch für eine Unmöglichkeit, da ich den Instinct des Maulthieres in Betracht zog, welcher dasselbe unbedingt unserer Truppe nachführen würde, mich zum zweiten Male verirren zu können. Nicht ohne Mühe schwang ich mich auf den Rücken des unruhigen Thieres, welches sofort im Galopp davonjagte, ohne daß ich ihm ein Hinderniß in den Weg legte oder es in irgend einer bestimmten Richtung zu leiten suchte. Ich glaubte den Instinct der Maulthiere, vorzüglich wenn es dem Auffuchen der leitenden Stute gilt, zu gut zu kennen, um Arg zu hegen, und dennoch wurde mir unheimlich zu Muth. Ich stieg ab und fand, wie ich es fürchtete, keine Spur von einem Wege.

Das heftig sich sträubende Maulthier am Zügel nach mir führend, suchte ich den Weg wieder aufzufinden, aber vergebens; ich suchte wieder und gab es wieder auf, bis ich endlich beschloß, mich dem Instinct meines Maulthieres anzuvertrauen. Möglich war es auch, daß das Thier, durch den Durst gespornt, die nächste Quelle oder eine menschliche Wohnung witterte. Ich stellte diese Betrachtungen an, indem ich wiederum im Sattel saß und das Maulthier, jetzt auch nicht durch den geringsten Druck des Zügels aufgehalten, durch Dick und Dünn mit gespipten Ohren lustig dahintrabte. Es mochte wol nach einer halben Stunde raschen Trabens sein, als ich mich dem Ausgange einer Schlucht näherte. Obwol finstere Nacht sowol außerhalb als innerhalb der Schlucht herrschte, unterschied ich doch, daß es heller wurde und wir uns einer freieren Gegend näherten. Ein freudiges Wiehern meines Maulthieres und ein Wiehern aus kurzer Entfernung als Antwort ließ sich hören. In meiner Ungeduld rief ich, aber keine Antwort erfolgte; die drüben wiehernde Stute schien nur die Sprache meines Gefährten zu verstehen. Alles, was die Nähe einer menschlichen Wohnung verrieth, fehlte. Ich schrie, ich feuerte meinen Revolver ab, aber es blieb Alles dunkel und still. Dicht heran kamen plötzlich mehre wilde Stuten gejagt, aber sobald sie meiner ansichtig wurden, kehrten sie im raschen Galopp um. An den Anstrengungen, die mein Maulthier jetzt machte, um von mir loszukommen und die Stuten zu verfolgen, erkannte ich jetzt, wem sein Instinct gegolten! Hungrig, durstig, körperlich und geistig aufgerieben, band ich das Thier an einen Strauch und warf mich auf den Boden. Der eisige, regenartige Thau ließ mich nicht zum Schlafe kommen; Hunger und Durst machten ihre Ansprüche mit desto größerem Grimme geltend.

Allmählig belebte sich die Nacht. Die grasreiche Ebene ist

reicher an thierischem Leben, wie die nahen Algaroba-Wälder. — Verschiedenartige Stimmen, die erst leise an mein Ohr schlugen, dann aber deutlicher und schrecklicher wurden, weckten mich aus meinem halbdäumenden Zustande und ließen mich auf Vorkehrungen für meine Sicherheit bedacht sein. Wer nie in einer Wildniß, welche wie diese so reiches thierisches Leben enthält, sein Nachtlager aufgeschlagen, wird sich nur eine schwache Vorstellung von dem nächtlichen Lärmen machen können, der die weite Pampa, so still und todt vorher, durchtobt. Der Contrast von dem stillen Tage zur überlauten Nacht vermehrt das Erstaunen des Reisenden. In diesem Concert von hundert und aber hundert Stimmen finden sich alle Tonarten vertreten. Brüllen, Pfeifen, Heulen, Wellen, Zischen, Zwitschern, bald klagend, bald spielend. Die aufgeregte Einbildungskraft machte mich glauben, die Hölle zu hören. Vergebens strengte ich meine Augen an, um die Dunkelheit zu durchbrechen; ich sah nichts, sondern hörte nur.

Das stetige Wellen des hungrigen Fuchses, der leise, heisere Ton des Biscachas, das Heulen der weiblichen Ragen wurde für Augenblicke von dem Brüllen des Jaguar zum Schweigen gebracht, um aber gleich darauf desto lauter wieder zu beginnen. Das Gekreisch der von den Raubthieren aufgejagten Strauße, begleitet von dem im Chor ausgeführten Gegader der Martinetas, nebst hundert anderen Stimmen, die ich nicht zu unterscheiden im Stande war, vervollkommneten das höllische Concert. —

Wiederum konnte ich nur gegen Morgen im Schlafe eine zweifelhafte Erquickung finden. — Das Erwachen nach wenigen Stunden brachte keinen Trost.

Die Sonne erhob sich höher und höher, aber dennoch konnte ich in den Formen der vor mir liegenden Berge keins der besonderen Merkmale entdecken, die ich mir als die Lage Vilgos bezeichnend gemerkt hatte. Wie, wenn ich in voriger Nacht so weit östlich gegangen wäre, daß ich den Weg schon durchschnitten hätte? Ich würde dann im Begriffe sein, nach Osten vorzudringen, wo sich in einer Breite von zweihundert deutschen Meilen, von dem Fuße der Gebirge bis zum Rio Dulce die sogenannte Salzwüste hinzieht, in der sich kein Tropfen Wasser, keine einzige menschliche Wohnung befindet. Ich faßte kaum den Gedanken, als ich auch schon mein Thier um- und wieder zurück gegen Westen lenkte, um dort den Vilgo-Weg aufzusuchen, aber es blieb vergebens. Stunde um Stunde, Meile für Meile trachtete ich weiter, ohne das Gesuchte zu erreichen, ja ohne irgend eine Aehnlichkeit mit der gestern passirten Gegend auffinden zu können. In diesen öden Sand- und Steinhügeln sah ich mich vergebens nach einem Thiere, einem einzigen Grashalme um. Rauber und rauber wurde die Gegend, je weiter ich in westlicher Richtung kam; nur mühsam hielt ich mich noch auf dem gleichfalls ermatteten Maulthiere. — Möglich war es, daß ich den Weg passirt hatte, ohne ihn bemerkt zu haben; diese wenig betretenen Pfade verlieren sich oft im Sande oder dem harten Gestein, ohne sich durch eine Spur zu verrathen.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu; mit ihr sank meine Hoffnung von Minute zu Minute. Die matten Hände faßten kaum die Zügel, ich empfand eine furchtbare Schwäche

und nur die Verzweiflung hielt mich aufrecht. Mein armes Thier, obwol ermattet und bei jedem Schritte stolpernd, schritt unverdrossen fort, es fühlte die Gefahr, aber vergebens schnob es in der Luft, um Wasser ausfindig zu machen. Selbst Cacteen, deren wässeriges Mark wol im Stande ist, den Verschmachtenden Linderung zu verschaffen, waren nicht zu entdecken. Ich versuchte es, Gras zu essen, allein kaum im Munde, verursachte es mir heftiges Erbrechen. — Es wurde finster, als ich noch zum letzten Male mein Thier eine Anhöhe hinaufsentkte, um von dort die Gegend zu überschauen; vielleicht entdeckte ich eine Hütte, einen Bach oder Reisende; es schien mir die letzte Hoffnung, und als ich sie verschwinden sah, als ich oben angelangt, nichts als die starre Einöde unterschied, übermannte mich der Schmerz. Fast weinend warf ich mich auf den harten Boden, der mir vielleicht zum Sterbelager werden sollte; vergebens strengte ich mich an, einen Ruf auszustoßen, die Zunge klebte mir am Gaumen. Schreckhafte Bilder tanzten vor meinen Augen. Wie sollte das enden? Auch das Maulthier hatte sich niedergeworfen, es beleckte mit seiner heißen Zunge den behauten Boden. Armes Geschöpf! Schon spannte ich das Pistol, um ihm den Kopf zu zerschmettern, denn ich mußte trinken und sollte es auch das Blut des Thieres sein, aber noch wagte ich nicht zu feuern; sein Tod brachte mir momentane Erquickung, aber es nahm auch die letzte Möglichkeit einer Rettung. Der Schiffbrüchige, der das letzte Boot in's Meer versinken sieht, kann nicht hilfloser sein, als der in der Pampa Verirrte ohne Pferd.

So mochte ich eine lange, lange Zeit auf dem Boden liegen, ich erinnere mich nicht, ob es Minuten oder Stunden waren. Das seltsame Gefühl, welches dem Todeskampfe vorhergehen soll, überkam mich. Fieberhafte Aufregung führte mir die sonderbarsten Phantasien vor. Mit halbgeschlossenen Lidern betrachtete ich das südliche Kreuz, mein Blick gleitete hinab die lange Reihe der Sterne, tief, am Horizont, stand ein röthlicher Stern. — Es durchzuckte mich wie ein elektrischer Strom. Ist das ein Stern? Nein, rief es in mir, es ist ein Feuer, ein Licht! Die Freude, die Hoffnung verdrängten Angst und Verzweiflung. Mit unsäglicher Mühe zwar und mit schlotternden Knien, zitternden Händen erhob ich mich, brachte das Maulthier zum Stehen und mich in den Sattel. Ich erkannte jetzt, daß es ein auf der Pampa angezündetes Wachtfeuer sein müsse. Aber noch manche Sorge wollte überstanden sein, bis wir es erreichten. Hier, auf der Höhe, zeigte das ferne Licht sich deutlich, aber in der Ebene verdeckte es sich oft, es mußte dann eine andere Höhe erklimmen werden, um es wieder zu sehen. Wer malt die furchtbare Spannung, als ich es zu suchen hatte, — die Freude, als ich es wieder fand! Dieses schreckliche Spiel der Verzweiflung mit der Hoffnung, des Lebens mit dem Tode, wechselte in jener Nacht mehre Male.

Nach mancher bangen Stunde wurde endlich das Feuer erreicht. Als sich plötzlich die Schatten von Menschengestalten in demselben abzeichneten, stieß ich einen Freudenruf aus. Ein Carretensführer hatte sich hier des besseren Futters und eines hier vorhandenen Brunnens wegen, abseits vom Wege gelagert. Er gab mir Trank und Nahrung, ein heftiges Fieber quälte mich die ganze Nacht. Als wir am nächsten Morgen

armes
schritt
schob
acteen,
otenden
ch ver-
achte es
ch zum
on dort
Gütte,
ffnung,
nichts
chmerz.
ir viel-
ich mich
aumen.
lte das
beledte
es Ge-
kopf zu
ich das
n; sein
auch die
ver das
er sein,

liegen,
n. Das
en soll,
sonder-
tete ich
e Reihe
— Es
Stern?
Freude,
Mit un-
tternben
hen und
auf der
manche
oier, auf
r Ebene
erstiegen
rchtbare
ls ich es
mit der
er Nacht

feuer er-
gestalten
us. Ein
nd eines
Bege ge-
s Zieber
Morgen



Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Hugo Lippert

Caroline Pettenberg

Verlag der Zürcher Buchh.

nach dem in fast östlicher Richtung liegenden und nur zwei Le-
guas entfernten Bilgo ritten, sah ich ein, daß ich Bilgo am
letzten Tage meines Umherirrens in Entfernung von nur einer
halben Meile und zwar in nördlicher Richtung passirt war und
also im Bogen um dasselbe herumgeritten sein mußte. β .

Caroline Bettelheim,

k. k. österreichische Hofopernsängerin.

(Mit Stahlstich.)

Zu den Hauptstützen einer Oper, die keine Lücke in ihrem
Repertoire duldet, zählt vor Allem eine tüchtige Vertreterin der
Altpartieen, die zu besitzen allerdings nur wenige deutsche
Bühnen sich rühmen können, woher es kommt, daß an vielen
Theatern eben dieses Mangels wegen so manche Oper gar nicht
gegeben werden kann. Das k. k. Hofoperntheater zu Wien ge-
hört zu diesen glücklichen Ausnahmen, denn es nennt in
Caroline Bettelheim eine Altistin die ihre, welche seit dem
Tode von Leonore de Ahna, die bekanntlich eine der Haupt-
zierden der königl. Oper zu Berlin bildete, unbestritten die erste
deutsche Altistin ist. Die Stimme der Künstlerin ist ebenso voll-
tönig und umfangreich, als geschmeidig und sympathisch, die
Schulung derselben von solidester Basis, und das Spiel von
edler Leidenschaft durchglüht, dabei sich aber doch maßvoll der
Grenzlinie der Schönheit unterordnend.

Es sind wol kaum zwei Jahre, daß Caroline Bettelheim zu
den ersten dramatischen Sängerinnen der Gegenwart gezählt
wird. Ihre Vaterstadt ist Wien, wo sie, aus einer hochgebildeten
kaufmännischen Familie stammend, die sorgfältigste Erziehung
genoss. Da sich ihre außergewöhnliche musikalische Begabung
schon frühzeitig kundgab, so beschloßen ihre Aeltern, sie zur
Pianistin ausbilden zu lassen. Die Fortschritte, welche die
junge Schülerin machte, waren staunenswerth und schnell fand
ihr Talent in kleinern und größern Kreisen der klangreichen
Kaiserstadt die gerechteste Anerkennung. Als das Kind aber
zur Jungfrau herangeblüht war, entfaltete sich bald der Wohl-
laut ihrer selten schönen Stimme, aber dennoch dachte man nicht
daran, ihr irgendwelchen andern Werth beizulegen, als daß sie
damit hin und wieder durch den Vortrag kleiner Lieder eine
willkommene Abwechslung in die musikalischen Familienabende
bringen könne.

Einem solchen Abend wohnte einmal auch Professor Lauffer
bei, und dieser erkannte sofort in der Stimme von Caroline
Bettelheim den seltenen Schatz, der zur Freude der Mitwelt nicht
vergraben werden dürfe, sondern entschieden zu Tage gefördert
werden müsse. Man schenkte seinem spruchfähigen Urtheile Ge-
hör und vertraute die Stimme seiner Ausbildung an. Schon
nach kurzen Studien gestattete er, daß seine Schülerin den ersten
theatralischen Versuch auf dem k. k. Hofoperntheater zu Wien
wage. Derselbe fiel so günstig, ja glänzend aus, daß er ein
Engagement zur Folge hatte. Die junge Sängerin war klug
und bescheiden genug, um einzusehen, daß sie an einer Bühne,
wie das k. k. Hofoperntheater, nicht sogleich die ersten Partieen

singen könne, und sich zu sagen, daß die Schule der Praxis sie
am sichersten ihr großes leuchtendes Ziel werde erreichen lassen.
Und so geschah es auch; nachdem sie ein oder zwei Jahre in
untergeordneter Stellung thätig gewesen, schloß sie einen neuen,
höchst brillanten Contract, mit 12,000 Gulden Gage und drei-
monatlichem Urlaub, auf, wenn wir nicht irren, fünf Jahre mit
der Direction ab.

Das Repertoire von Caroline Bettelheim umfaßt fast sämt-
liche hervorragende Altpartieen der Oper; aber auch Partieen,
die außerhalb dieser Sphäre liegen, wie die „Selika“ in Meyer-
beer's „Africanerin“, vermag ihre umfangreiche Stimme in gleich
ausgezeichneter Weise zu bewältigen.

Ihre Gastspiele dieser und der vorjährigen Saison in London,
wo sie neben einer Tietjens, Lucca und Trebelli die ehrendsten
Triumphe feierte, waren es, die sie in die Reihe der berühmtesten
jezt lebenden Sängerinnen erhoben. Der Beifall, den die ferne
Fremde spendet, hat eben seine eigenthümliche, weihvolle Kraft,
die er auch bei unserer Sängerin wieder bewährte.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Geschichte der nordamericanischen
Literatur. Eine literarhistorische Studie von Dr. A. Brun-
nemann. Leipzig, Friedr. Wilhelm Grunow. 1866.
Der Herr Verfasser hat sich in dem vorliegenden, mit ächtem
deutschen Fleiße geschriebenen Buche eine zwar keineswegs
leichte, aber dennoch sehr dankbare Aufgabe gestellt. Dankbar,
weil für die Meisten, die Literarhistoriker von Fach natürlich
ausgenommen, die Kenntniß der nordamericanischen Literatur
noch eine sehr oberflächliche ist; denn in den deutschen, wie
englischen Geschichten der englischen Literatur, welche die nord-
americanische mit zu behandeln pflegen, werden gewöhnlich nur
die bekanntesten Namen erwähnt und nur mit kurzen und noch
dazu meist falschen Notizen begleitet. Es ist dieses Verfahren
um so unliebfamer, je mehr gerade die nordamericanische Lite-
ratur durch Männer wie Franklin, Cooper, Washington Irving,
Prescott, Bancroft und in neuester Zeit durch Harriet Stowe
dem deutschen Leser lieb geworden ist. Brunnemann's Schrift
hat nun diese Lücke in sehr rühmenswerther Weise ausgefüllt,
sie verdient um so größere Verbreitung, je mehr sie bei aller
wissenschaftlichen Gründlichkeit und Ausführlichkeit doch eine
knappe und gefällige Form gefunden hat, so daß wir sie auch
unsern Leserinnen als sehr anregende Lecture empfehlen können.

Der Tod hat in der letzten Zeit die literarische Welt Frank-
reichs mit rasch aufeinander folgenden Schlägen heimgesucht; den
Dichtern Méry und Roger de Beauvoir ist nun auch leider
Léon Gozlan nachgefolgt. Derselbe war 1803 in Marseille
geboren; im Jahre 1828 erschien er in Paris, nachdem er
vorher in Algier und dem Senegal Handelsgeschäfte gemacht
hatte, mit einem Bändchen „Gedichte“, ihm folgte später
der die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkende Roman
„Le Notaire de Chantilly“, dem sich bald noch mehre

nicht minder bedeutende anschlossen. Gleich begabt zeigte er sich auch als dramatischer Dichter: die meisten seiner Arbeiten bewiesen sich als bühnenfähig und halten sich dauernd auf dem Repertoire. Er eint in allen seinen Dichtungen anmuthige Darstellung mit origineller Erfindung. Auch als Mensch war Léon Gozlan in Paris außerordentlich beliebt; er führte den Ehrenvorsitz im Schriftstellervereine und war der Präsident der Gesellschaft der dramatischen Dichter. Die Trauerfeier führte zur Entdeckung seiner Religion. Nachdem man Vorbereitungen getroffen, ihn, da er für einen Israeliten galt, nach israelitischem Ritus zu bestatten und zwei Rabbiner die ganze Nacht am Sterbebette gebetet hatten, fand man den Tauffchein aus der Domparochie von Marseille, welcher besagte, daß Léon Gozlan am 1. September 1803 geboren sei und am 17. Juli 1805 die christliche Taufe empfangen habe. Demgemäß wurde Alles abgeändert und die Requien fanden in der St. Eugentkirche statt.

Im Verlag von J. Perthes in Gotha erscheint seit Kurzem ein „Geographisches Jahrbuch“. Dasselbe hat zwei Aufgaben. Zunächst soll es die für die Geographie wichtigsten numerischen Daten sammeln und jährlich fortlaufend berichtigen und vervollständigen. Dann sollen auch in dem neuen Unternehmen die Fortschritte der Geographie periodisch verzeichnet werden.

Die gegenwärtige deutsche schönwissenschaftliche Literatur hat durch den in Coburg erfolgten Tod von Arnold Schönbach (geb. 1817 zu Coblenz) einen ihrer ehrenwerthesten Vertreter verloren. Am meisten machte sich Schönbach als Dichter der „Hohenstaufen“, des „Ulrich von Hutten“ und des „Stedinger Freiheitskampfes“ bekannt.

Der Literat Karl Müller in Prag hat einen Aufruf an Oesterreichs Schriftsteller erlassen, worin er sie zu Beiträgen für ein Jahrbuch einladet, das er noch im laufenden Jahre unter dem Titel „Austria“ herausgeben und dessen Reinertrag er den Witwen und Waisen der in den diesjährigen Kämpfen gebliebenen Krieger widmen will.

Theater und Musik. Albert's Oper „Astorga“ ist nunmehr auf der Hofbühne zu Stuttgart schon viermal mit gleich begeistertem Beifalle aufgeführt worden. Der Componist wurde auch bei der letzten Aufführung nach jedem Acte stürmisch gerufen. Unter den Anwesenden bemerkte man bei derselben viele Notabilitäten der pariser Kunstwelt, wie Gasparini, Herrn und Frau Szarvady.

Das Theater lyrique zu Paris bereitet verschiedene größere Novitäten vor, welche es seinem Publicum im Laufe des Winters vorzuführen gedenkt. Zuerst steht „Sardanapal“ von Foncières in Aussicht; dann „Cohens Bluets“, eine neue Oper von Jules Beer und Gounod's „Romeo und Juliette“.

Ein musikalischer Statistiker hat ausgerechnet, daß bis jetzt aus Anlaß des Sieges von Königgrätz bereits 70, denselben verherrlichende Marschcompositionen im Drucke erschienen sind.

Im I. Opernhause zu Berlin wurde am Festtage des Einzugs der Truppen Holtei's „Leonore“ gespielt. Im I. Schauspielhause gab man Lessing's „Minna von Barnhelm“. Beide Bühnen waren mit sinnreichen kriegerischen Tableaux geschmückt. Die

Vorstellungen eröffnete in beiden Häusern ein von einem Veteran der Befreiungskriege gedichteter Prolog, welcher den größten Enthusiasmus hervorrief. Es sprach denselben, in der Gestalt der Borussia, Frau Zachmann. Im Opernhause ging demselben eine von Heinrich Dorn schwungvoll componirte Introduction „Siegeslänge“ voraus. Das Finale des erhebenden Festabends im Opernhause bildete: „Preußens Ehre“, Liedercantate, componirt von W. Taubert, dazu eine Reihe lebender Bilder aus dem preussischen Kriegerleben nach dem Arrangement des Herrn von Hülsen. Den Beschluß der Vorstellung im Schauspielhause machte das bekannte Genrebild aus dem Befreiungskriege: „Der Kurländer und die Pilarde“ von L. Schneider.

Flotow componirt die Musik zu einer Oper, deren Libretto von einem der bekanntesten französischen Schriftsteller verfaßt ist. Das Sujet der Oper bildet die anziehende Gestalt der Luise von La Vallière. Wie man hört, ist die Rolle für Carlotta Patti bestimmt.

Der Schauspieler und Localpossendichter Julius Findeisen in Wien hat bereits ein „Lebensbild“ von Friedrich Beckmann im Druck erscheinen lassen und auch von dem bekannten Lustspielsdichter Friedrich Kaiser steht eine größere, dem Andenken Beckmann's gewidmete Broschüre zu erwarten.

Ida Schusella wird in diesem Jahre nicht wieder nach Paris gehen, sondern ihr Landhaus zu Gainfarn bei Wien, wo sie während der letzten Sommermonate Verwundete pflegte, nunmehr verlassen und im October und November auf mehreren Bühnen gastiren, und zwar in den verschiedensten Fächern, wie z. B. als „Isabella“ (Braut von Messina), „Monica“ (Sonnenwendhof), „Christiane“ (Dienstboten) u. s. w.

Fräulein Theodora Mundt, eine Tochter des verstorbenen Schriftstellers Th. Mundt und seiner Gattin, der bekannten Romanschriftstellerin Luise Nahlbach, hat in Coburg die Bühne betreten und als Pretiosa enthusiastischen Beifall geerntet.

In Prag soll eine Oper des russischen Componisten Glinka, „Jisn ja Thara“ — das Leben des Zaren — betitelt, gegeben werden.

Bildende Künste. Die anatomischen Studien des Leonardo da Vinci, welche in der Bibliothek der Königin von England in Windsor aufbewahrt werden, sollen mit Beginn des nächsten Jahres in facsimilirten Nachbildungen veröffentlicht werden.

Der talentvolle Genremaler Georg Reimer, bekannt durch seine kleinen gediegenen Cabinetstücke im Rococostyl, ist zu Berlin nach längerem Leiden gestorben.

Der Bildhauer Vincenz Pilz in Wien hat soeben das Modell einer Mosesstatue vollendet, welche in Karst-Stein für den Brunnen des neuen wiener akademischen Gymnasiums ausgeführt werden soll.

Der Kunstforscher Geheimrath Waagen in Berlin hat eine dreimonatliche wissenschaftliche Reise nach Spanien angetreten, dem einzigen durch Kunst und Kunstschätze ausgezeichneten Lande, welches er noch nicht durchforscht hat. Das gesammte Material wird Waagen in einem größern Werke niederlegen, das sich gewiß seinen frühern verdienstvollen, der Kunstliteratur angehörenden Werken würdig anreihen wird.

Der bekannte Reisende und Naturforscher Dr. Eduard Rüppell, welcher seine Vaterstadt Frankfurt a. M. verläßt und nach der Schweiz übersiedelt, hat die ihm gehörigen Gemälde und Kunstgegenstände, die er dem Stadel'schen Kunstinstitute testamentarisch vermacht hatte, dieser Anstalt schon jetzt übergeben. Es befinden sich darunter werthvolle Bilder neuerer Meister, z. B. von Calame, Franz Gérard, K. Morgenstern, Schiavone u. a.

In Boulogne wurde in diesen Tagen die neue Kathedrale eingeweiht, welche „Notre Dame“ gewidmet ist. Sie ist im klassischen Kirchenstyle erbaut und beinahe so groß als die londoner St. Paulskirche. Auf demselben Grundstücke befand sich ursprünglich eine im 7. Jahrhundert gestiftete Kirche, die im 12. Jahrhundert zur Kathedrale umgewandelt wurde. Letztere ist in der Zeit der ersten Revolution zerstört worden. An dem neu eingeweihten Neubau hat man seit 40 Jahren gearbeitet; trotzdem steht die gänzliche Vollendung noch in ziemlich weiter Ferne, da hierzu noch gegen 70,000 Thlr. nöthig sind.

In Nürnberg hat Karl Jäger einen neuen Carton zur Schiller-Gallerie vollendet, der in genialer Auffassung und schöner Ausführung die zweite Scene des 4. Actes aus „Wilhelm Tell“ behandelt. Der Künstler hat den Moment herausgegriffen, in welchem der sterbende Attinghausen den sein Lager umstehenden Schweizern die Worte: „Seid einig, einig, einig!“ zuruft. Das in die Kissen zurückgesunkene Haupt erscheint wie verklärt, die Bitterkeit des Todes ist schon der Ahnung ewiger Freiheit gewichen. Stausfacher hält die erlaltende Hand des Freiherrn, ihm gegenüber stehen Melchthal und Walter Fürst in Schmerz versunken, während Tell's Gattin mit ihrem geretteten Knaben vor dem Lager knieet. Im Hintergrunde sind die sich hervordrängenden schweizer Landleute sichtbar.

Dr. D. 2-1.

Modenbericht.

Das Loos über die Form der Wintermäntel ist nun unwider-
russlich geworfen — man wird die sich als höchst practisch und
angenehm erwiesenen Sac-Paletots, und zwar lange Sac-
Paletots aus Tuch, aus Kaschmir, aus Seide und Sammet tragen,
mehr oder weniger verziert, je nach dem Stoffe des Paletots und
nach dem Belieben der Käuferinnen. Freilich werden wir genug
phantastische Variationen davon sehen, aber diese bilden dann
eben nur die Ausnahmen von der Regel; so wollen wir zum
Beispiele von den langen Melpomenemänteln nach antiz-griechische
Schnitte berichten, die man aus Sammet, Tuch und Grosgrain
anfertigt — sie haben hinten und vorn einen malerischen Falten-
wurf, wie man ihn bei den Antigone's und Phädra's auf der
Bühne bemerkt, und die aus Sammet haben seidene Ärmel, die
aus Seide dagegen Sammetärmel und die Tuchmäntel Ärmel
aus andersfarbigem Tuche. Unter den künstlich drapirten peplum-
artigen Falten sind einige Reihen feiner Schmelzpassementerie
in Form einer Kitterkette befestigt und auf jeder Schulter wird
eine reiche Agraffe aus Schmelz, Stahl, Silber, Gold oder

Passementerie angebracht — kurz, das ganze Kleidungsstück wird
wol einen ziemlich theatralischen Effect machen, den zwar manche
Damen lieben, wenn sie dadurch auch nicht gerade ein Zeugniß
ihres feinen Geschmacks abgeben.

Die Damen mögen sich jetzt nur immer darauf vorbereiten,
kurze Röcke und sehr enge Crinolinen zu tragen, denn bevor drei
Monate vergangen sein werden, kann keine elegante Dame mehr
mit einem langen Kleide oder gar einer Schleppe auf der Straße
erscheinen. Alle tonangebenden Kreise haben bereits mit dieser
Aenderung den Anfang gemacht und bei dieser Gelegenheit zugleich
dem bunten Unterrocke den Abschied gegeben, um sich lediglich
eines solchen vom Stoffe des Kleides zu bedienen. Das Arrange-
ment dieses neuen Toilettenstils ist etwa folgender Art: Zuerst
fertigt man aus irgend einem beliebigen Materiale einen bis zum
Knie reichenden Rock, an den man dann einen breiten Rand
desselben Stoffes, aus dem das Kleid besteht, ansetzt, so daß der
Rock nur gerade etwas über den Knöchel reicht; er ist unten gerade
geschnitten und bloß mit irgend einem schmalen Besätze über dem
Saume versehen. Der darüber fallende Kleiderrock, der wenigstens
zwei Hände breit kürzer ist als der Unterrock, wird oben um die
Hüften sehr eng gemacht und unten um den Saum in runde
Bogen, spitzige oder viereckige Zacken ausgeschnitten, die man
entweder mit Sammet, Guimpe oder schmaler seidener Franse
umgiebt. Eine sehr hübsche neue Verzierung für die Unterröcke
sind die Atlasstreifen mit darauf applicirten Palmen, Sternen
oder Blättern aus schwarzem Sammet; dieser Besatz hat das
Angenehme, daß man sich ihn mit nur einiger Geschicklichkeit
sehr gut selbst herstellen kann und so mit geringen Kosten dazu
gelangt, während man ihn verhältnismäßig theuer kaufen muß.

Ein anderer moderner Besatz für Jacken und Kleider sind
die schwarzseidenen Borten mit weißen Seidenperlen, welche eine
Nachahmung der weißen Schmelzperlen vorstellen, dabei aber
hübscher und glänzender aussehen, wohlfeiler sind und sich bei
weitem angenehmer tragen, da sie längst nicht die Schwere des
Schmelzbesatzes haben.

Uebrigens greift die Mode der Anzüge aus zweierlei Stoff
immer mehr um sich; zu den hübscheren Modells in diesem Genre
gehört ein Kleid aus blauem Foulard und braunem Poil de Chèvre,
das wir kürzlich gesehen. Der erste, untere Rock bestand aus
mexikoblauem Foulard mit braunem, wellenförmigem Besätze, der
wiederum mit Blumen, die aus blauem Taffetband geschnitten
und in der Mitte mit einem Perlmutterknopfe versehen sind,
verziert war. Der obere Rock aus braunem Poil de Chèvre war
in große Zacken ausgeschnitten, die einen schwarzen Einsatz hatten.
Die Taille bestand aus blauem Foulard mit ausgezackten Schößen
und hatte eine braune, ausgebogte Pelerine, die mit blauen
Knöpfen besetzt war. Der dazu gehörige Hut von runder Façon
war aus braunem Krepp, rings mit einer blauen Kreppruche
umgeben und mit blauen Blumen geschmückt.

Modenblatt No. 49.

1) Reise-costum. Runder grauer Filzhut mit niedrigem
Kopf und ganz flachem Rand; der Kopf ist nur mit einem schmalen

Sammetband umgeben und an der linken Seite mit einem grünen Gazeschleier versehen.

Kleid aus grünem glatten Seidenstoff; der Rock besteht aus schräggeschnittenen Blättern, ist vorn glatt, hinten faltig, jedoch ohne Schleppe und hat gar keinen Besatz. Die Taille ist rund und hoch, mit einem Gürtel verziert und hat sehr enganschließende Ärmel; der schmale Stehragen wie die Manschetten sind aus weißer feiner Leinwand — ersterer von einer kleinen schwarzen Tassetcravatte umgeben. Der Mantel aus hellbraunem Doppelstoff ist ganz ohne Falten und hat eine große Pelerrine, sowie enge lange Ärmel. Die Pelerrine ist dreimal mit einem breiten schräggeschnittenen Streifen aus schottischem Tasset in lila, grün, schwarz und weiß besetzt, was den Effect einer dreifachen Pelerrine hervorbringt. Ebenso sind die Ärmel eingefast und ein breiterer gleicher Streifen läuft unten rings um den Mantel, welcher von oben bis unten mit großen Cameeknöpfen besetzt ist.

2) Promenadentoilette. Kleines Lamballehütchen aus weißem Tüll und kirchrothem Sammetband; von der oben darauf befindlichen rothen Wahnblume aus laufen die gestickten, spitzen-garnirten Tüllbänder, welche unter dem Kinn durch eine rothe Blume zusammengehalten werden. Das Kleid und die Casaque bestehen aus silbergrauem Tasset mit einem Besatz von kirchrothem Tasset und schwarzen Spitzen. Der Rock ist mit einem breiten rothen Tassetstreifen umgeben, über dem die aufrechtstehende schwarze Spitze angebracht ist. Die glattanliegende Casaque hat an den Schultern, Ärmeln und um die Schöße dieselbe Verzierung, welche an den Schößen und Ärmeln die Aufschläge hervorhebt. Den Hals umgiebt ein schmaler Battistkragen nebst einer rothen Cravatte.

Feuilleton.

Unerwartete Hilfe. Als die schöne Herzogin von Saint-Albans noch eine arme junge Schauspielerin war, welche mit Mühe und Noth kaum einige Schillinge wöchentlich verdiente, begegnete ihr einst ein allerliebstes kleines Abenteuer, das ihr noch oft später Stoff zu großem Amusement gegeben hat.

Sie trat eines Abends in Liverpool in einem kleinen rührenden Drama auf, wo sie die Rolle einer armen, schutz- und freudlosen Waise zu geben hatte, die in das größte Elend gerathen war.

Ein herzloser geiziger Kaufmann verfolgte dieses unglückliche Mädchen wegen der Schulden ihres Vaters und wollte sie in's Gefängniß abführen lassen, wosfern sich nicht irgend ein Freund fände, der Caution für sie erlegte.

— Dann habe ich keine Hoffnung mehr! rief die unglückliche Waise. Ich besitze nicht einen einzigen Freund in der ganzen Welt!

— Wie? entgegnete der harte Gläubiger, Sie glauben nicht, daß Jemand für Sie aufstehen würde?

— Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich Niemanden auf der weiten Welt habe, keinen Verwandten, keinen Freund, ich bin allein, ganz allein! sagte das arme Mädchen, heiße Thränen vergießend.

In diesem Augenblicke schwang sich blitzschnell ein Matrose bis in's Parterre, von da in's Orchester und dann über die Musikanten und die Rampe hinweg auf die Bühne, wo er plötzlich mit einem Satz neben dem weinenden Mädchen stand. Jetzt fiel er mit Faustschlägen über den Schauspieler her, der den unbarmherzigen Gläubiger vorstellte, dann trat er wieder vor die überraschte junge Schauspielerin hin und rief:

— Sie haben doch einen Freund, Miß, und dieser Freund bin ich! Ich werde Caution für Sie erlegen.

Man kann sich denken, welcher Tumult jetzt erfolgte; der Lärm war unbefreiblich, Alles mischte sich untereinander: Lautes Gelächter, Angstgeschrei, das Fluchen des geprügelten Gläubigers, das Beifallsgeschrei und Hurrahrufen der oberen Gallerieen. Aber der Retter, der Beschützer der Waise stand bei alledem unbeweglich da, mit geballten Fäusten und bereit, seinen Schüpling gegen alle Welt zu vertheidigen. Er war gar nicht davon zu überzeugen, daß die ganze Scene nur erdichtet sei und entschloß sich erst, die Bühne wieder zu verlassen, als der Director des Theaters erschien, ein ganzes Bündel Banknoten (freilich nur Theaterbanknoten) unter dem Arme, die er der Schauspielerin mit den Worten überreichte:

— Hier, Miß, haben Sie genug, um Ihre Schulden zu bezahlen. Ich bin der Tochter meines verstorbenen Freundes dies und noch viel mehr schuldig. Sie stehen nicht mehr allein! Dies beruhigte einigermaßen das Gemüth des hitzigen Matrosen und er zog sich zurück.

Ein Leitartikel. Der Redacteur eines politischen Blattes in Neu-York kam eines Tages zu dem bekannten North und ersuchte ihn, einen Leitartikel gegen die Profelytenmacherei der Mäßigkeitsvereine zu schreiben, welche damals große Fortschritte in America machte.

— Schreiben Sie mir einen guten Leitartikel und ich bezahle Ihnen zwanzig Dollars dafür, sagte der Redacteur.

— Wie lang wünschen Sie ihn ungefähr?

— So kurz Sie wollen, aber schlagend.

Augenblicklich setzte sich North an den Schreibtisch und schrieb folgende Worte:

„Wir möchten lieber die ganze Welt mit ihrem freien Willen wie eine Kanone betrunken sehen, als einen einzigen Menschen gezwungen nüchtern.“

— Hier ist Ihr Artikel, sagte er.

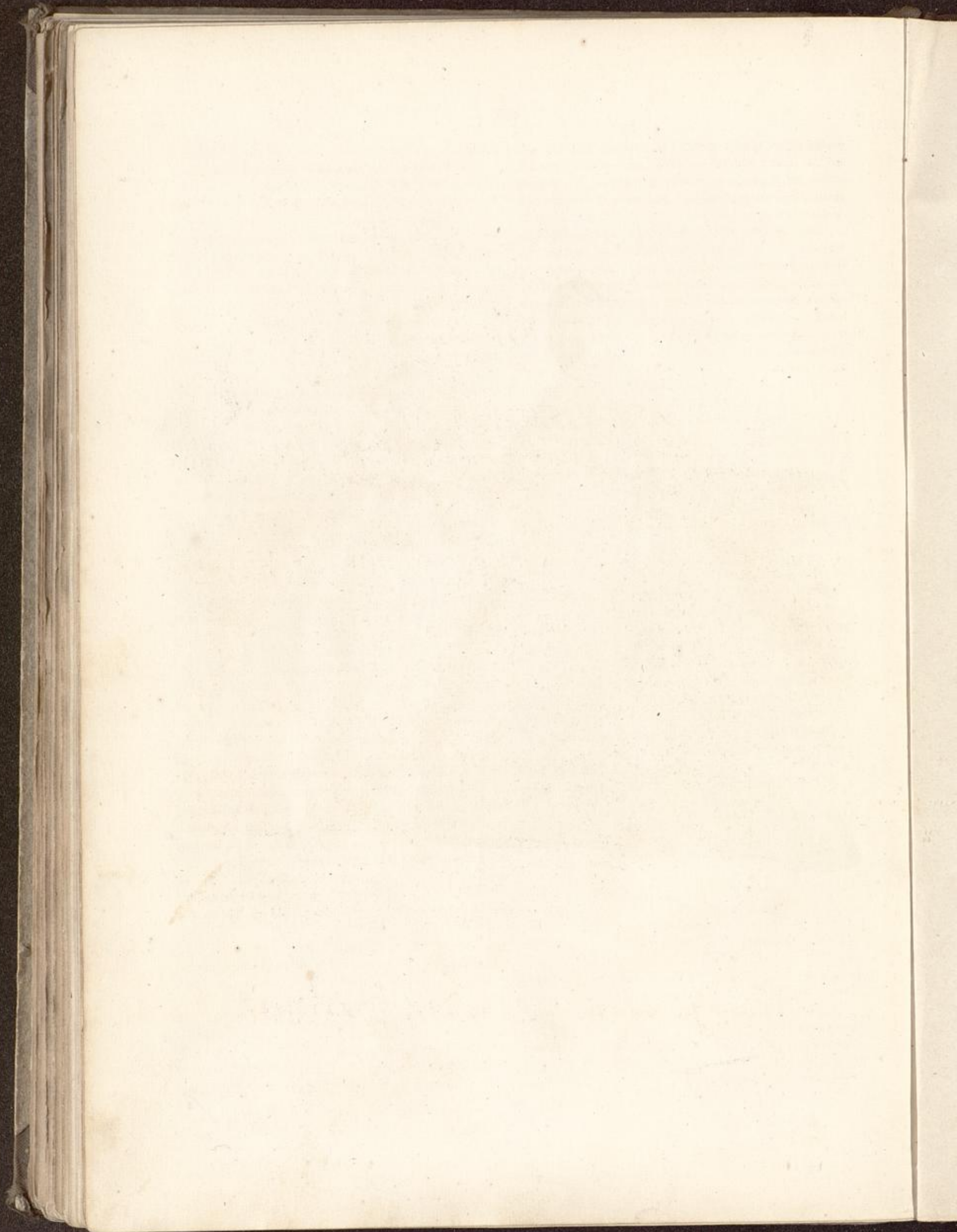
Noch am selben Tage erschien dieser Satz als Leitartikel an der Spitze des Blattes und der Verfasser erhielt seine zwanzig Dollars.

Eine häusliche Scene. Madame X. ist eine elegante junge Frau in Paris und verehrt die Mode als ihren höchsten Götzen; sie trägt stets alles Neue gleich zuerst, wenn sie es auch nicht erfindet — sie mußte die ersten ungarischen Stiefeln, den ersten Dreimaster, das erste kurze aufgeschürzte Kleid haben; das erste winzige Pamelahütchen schmückte ihr blondes Köpfchen, welches Alles in Allem nicht halb so groß ist, als ihr riesiger Chignon. Ihr glücklicher Gatte weiß jedoch nur zu gut, wie viel ihn dies kostet und begnügt sich nicht immer blos mit Seufzen, wenn er die Rechnungen seiner verschwenderischen Ehehälfte bezahlt.

Wenn er einer Modistin die Summe von hundertundvierzig



Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.



Francs für ein Hütlein, kaum so groß wie eine Hand, bezahlen muß, so fragt er dieselbe zuweilen ganz ernsthaft:

— Ich glaube, Sie werden bald bloß noch die Rechnung bringen, denn von den Hütlein wird man allmählig gar nichts mehr zu sehen bekommen!

Kurz, Madame K. hatte kaum von den neuesten Mode-
neheiten, den Zündnadeltoiletten, preussischen Stiefelchen und
Sadowa-Hüten sprechen gehört, so lief sie Hals über Kopf zu
dem großen Wirth, dem Erfinder dieser himmlischen Dinge, dem
obersten Orakel aller Pariserinnen, und bestellte sich eine voll-
ständige „Zündnadel-Toilette“. Dann kam sie ganz freudestrahlend
wieder nach Hause — wenn der Schneider Alles hielt, was er ver-
sprochen hatte, so konnte keine Fürstin über einen entzückenderen
Anzug gebieten.

Unglücklicherweise dachte ihr Gatte jedoch anders in dieser
Angelegenheit und verschwor sich hoch und theuer, daß er diese
thörichte Ausgabe nun und nimmermehr bezahlen werde, da der
Tropfen zuletzt den Eimer zum Ueberfließen brachte u. s. w.
Endlich schloß er mit den drohenden Worten, er sei ohnedies
schon dem Ruin nahe und müsse in seinem Haushalte und zu
allererst bei seiner Frau selbst von jetzt an ein entschiedenes Spar-
samkeits-System zur Anwendung bringen.

Die unglückliche Frau brach nun in reichliche Thränenströme
aus und rief: — Dann muß ich vor Gram sterben, und bedenke,
daß Dich mein Begräbniß jedenfalls theurer zu stehen kommt, als
dieser armselige Zündnadelanzug!

— Das ist wol möglich, entgegnete der gefühllose Tyrann
mit kalter Ruhe, aber es ist eine Ausgabe, die ich bloß einmal
zu machen habe. —r.

Ein Original. Wir kannten einst einen alten Junggesellen,
welcher das merkwürdigste Original von der Welt war; er war
der angenehmste, beste, ruhigste Mensch von der Welt, aber ein
so leidenschaftlicher Spieler, daß Jeder, der ihn näher kannte,
überzeugt war, er habe nie eine andere Dame geliebt, als höchstens
die Pique-Dame. Hätte der Einsatz auch eine Tracht Prügel
betragen, er hätte doch gewünscht, ihn zu gewinnen.

Obgleich er kein großes Vermögen besaß, so hätte er doch
ein sehr gemächliches, leichtes und heiteres Leben führen können,
wenn seine verhängnißvolle Leidenschaft ihn nicht stets an den
Rand des äußersten Elends geführt hätte.

Er spielte jeden Abend und war gewiß der Letzte, welcher
aus einer Spielgesellschaft nach Hause ging. Hatte er gewonnen,
was selten genug vorkam, so setzte er den Hut schief auf's Ohr,
sang oder pfiff irgend eine Operarie und eilte seelensvergünet
mit tänzelnden Schritten nach Hause.

Hatte er aber verloren, so schlug er den Kragen seines
Ueberrocks in die Höhe, drückte den Hut tief in die Augen und
schlich sich ordentlich beschämt im Schatten der Häuser hin, bis
er seine Wohnung erreicht hatte, wo erst die eigentliche Scene
began.

Er stellte sich dann vor den Spiegel und hielt ein förmliches
Zwiegespräch mit sich selbst, wobei er die Fragen mit zorniger,
lauter Stimme, die Antworten mit gepreßtem, niedergeschlagenem
Tone sprach.

— Aha, bist Du endlich da?

— Ja, wie immer.
— Woher kommst Du, Taugenichts? Etwa aus dem Spielclub?

— Ja.
— War der Verlust beträchtlich gewesen, so überhäufte er sich
selbst mit allerhand Injurien.

— Nun, Du Canaille, Du miserabler Dummkopf, hast Du
wieder gespielt?

— Ja.
— Und hast verloren?

— Ja, leider.
— Und Du glaubst, daß ich Dich heute in deinem Bette
schlafen lasse? Du kannst Dich darunter legen, so gehört sich's
für Dich.

— Ja, es ist wahr.
Und damit legte er sich auf die bloße Diele unter das Bett;
am nächsten Tage machte er es jedoch nicht um ein Haar besser.

—r.
Zwischen Hammer und Ambos. Ein Musiker in New-York,
der sich dort ein Haus gekauft, hatte das Unglück, zwischen zwei
Schmieden zu wohnen, und da es ihm unmöglich erschien, das
unaufhörliche Gehämmere der Beiden fortwährend mit anzuhören,
entschloß er sich endlich, lieber ein beträchtliches Geldopfer zu
bringen, um nur von dieser lästigen Nachbarschaft befreit zu
werden. Er unterhandelte also mit den beiden Leuten und
bezahlte Jedem von ihnen eine bestimmte Summe, die man fest-
gesetzt hatte, damit sie sich wo anders niederließen.

Befriedigt legt sich der Künstler des Abends zu Bett, denn
morgen kann er ungestört seinen Inspirationen nachhängen, aber
o Schreck! am nächsten Morgen begann der Schmiedelärm ärger
als je zuvor. Schnell eilt er hinunter und ruft zornig:

— Hattet Ihr nicht eingewilligt, auszugehen und habt Ihr
nicht mein Geld hierzu genommen?

— Ja, wir haben's ja auch gethan, entgegnete Smith.
Jones hat meine Schmiede übernommen und ich seine. —r.

Ein großmüthiger Kunstmäcen. In London starb kürzlich ein
talentvoller, aber wenig vom Glück begünstigter Maler, welcher
eine Frau und zwei kleine Kinder in sehr traurigen Verhältnissen
hinterließ. Man veranstaltete eine Auction seiner nachgelassenen
Kunstwerke, und eben war ein kleines Bildchen zum Angebot ge-
kommen, das ein allerliebstes Landhaus an der Themse darstellte.
Es wurde eine geringe Summe darauf geboten, als sich plötzlich
unter den Anwesenden eine Stimme erhob, welche rief:

— Ich gebe das Original für die Copie!
— Mein Herr, entgegnete der Auctionator, Sie irren sich,
dieses Bild ist keine Copie, es ist mit Datum und Unterschrift
des Künstlers versehen.

— Ihre Bemerkung ist richtig, sagte der Angeredete, ich
habe mich auch bloß falsch ausgedrückt. Ich meine es so: Wenn
die Witwe des Malers mir dieses Bild überlassen will, gebe ich
Ihr dafür das Landhaus, welches es darstellt und dessen Eigen-
thümer ich bin.

Man erkannte in dem Herrn einen sehr reichen Kunstfreund,
der das Loos der armen Hinterlassenen des Malers zu ändern
wünschte und dies auch that, indem er noch an demselben Tage
der Witwe einen Contract überreichte, mittelst dessen er ihr das

Landhaus gebirte, was die unglückliche Familie von allen Befürchtungen des drückendsten Mangels befreite. —r.

Ein rücksichtsvoller Bedienter. Vor Jahren kehrte einst der Herzog von Numale unvermuthet nach einer Jagdpartie in dem Schlosse des Grafen v. N. ein.

Beim Diner ereignete sich ein amusanter Spas.

Der Diener, welcher gewöhnlich die Gäste bei Tische bediente, war krank geworden und man hatte ihn einstweilen durch einen Gärtnerburschen ersetzt, welcher sich durch dieses Amt wie durch seine Livrée außerordentlich genirt fühlte und beides sehr linksch ausfüllte.

Der Herzog hatte einen Fasanenflügel auf seinem Teller liegen lassen und wartete, daß ihm derselbe weggenommen werde, aber der Diener hatte durchaus nicht Acht darauf.

Der Graf bemerkte dagegen sofort, daß sein Gast nicht ordentlich bedient werde und gab dem Bedienten durch Blicke das Zeichen, den Teller wegzunehmen. Der Bursche rührte sich jedoch durchaus nicht. Nun wurde der Graf ungeduldig und ertheilte demselben einen befehlenden Wink, worauf der junge Mensch nur mit einem verneinenden Kopfschütteln antwortete.

Dieses Manöver dauerte mehre Minuten, bis der Gastgeber sich nicht mehr zu halten wußte und rief:

— Nehmen Sie doch den Teller des gnädigen Herrn weg!

— O nein, Herr! entgegnete der Bursche, als wollte er diese Idee weit von sich abwehren.

— Wie, Kerl, Du weigerst Dich?

Alle Blicke wendeten sich auf den Diener, der ganz naiv antwortete:

— Aber, Herr, das würde dem jungen Manne gewiß unangenehm sein, er ist ja noch nicht fertig mit Essen!

Jetzt lachte der Herzog so laut auf, daß Alle mitlachen mußten und jeder Jorn damit ein Ende hatte. —r.

Wie man heutzutage in America reist. Ein americanischer Reisender berichtet über die Fortschritte der Neuzeit in America Folgendes: Wir sind mit der Eisenbahn von Orange, Limon und Alexandria hier in Richmond angekommen und ich rathe Allen, die etwa des Lebens müde sein sollten, sehr, diesen Weg zu nehmen. Man verläßt Washington des Abends und ist gewöhnlich des anderen Morgens früh in Richmond — oder in einer besseren Welt. Jeder Bahnzug führt einen Wundarzt, einen Begräbnis-Unternehmer, einen Amputiririsch und ähnliche Annehmlichkeiten dieser Art gleich mit sich. Auch findet man in einem Waggon eine Niederlage der geschmackvollsten Särge, die ich je gesehen. Ueberall längs der Bahnstrecke sind Hospitäler errichtet und für den Todesfall werden die Leichen der verunglückten Reisenden sofort einbalsamirt. Die Maßregeln sind so ausgezeichnet und die Unglücksfälle so unvermeidlich, daß es vielleicht am klügsten wäre, sich die Glieder gleich zum Voraus amputiren und einbalsamiren zu lassen.

Ein anderer Reisender, der ganz America durchwandert hat, erzählt als Thatsache Folgendes: Im Augenblicke, wo ein Bahnzug im Begriffe steht, über eine der ungeheuren Brücken der Riesenflüsse America's zu fahren, bemerkt man häufig, daß das entgegengesetzte Ende der Brücke in Flammen steht.

Man hält den Zug an, die Alarmglocke wird geläutet

und man fragt die Reisenden, was zu thun sei. Es giebt nur zwei Entschlüsse zu fassen: Entweder muß man warten, bis das Feuer gelöscht und die Brücke wiederhergestellt ist, was einen Zeitverlust von mindestens vierundzwanzig Stunden mit sich bringt, oder man muß in aller Eile über die brennende Brücke fahren. Vielleicht könne man das andere Ende noch ohne Unfall erreichen, aber sicher wäre es freilich nicht.

— Go a head! Vorwärts! rufen die Reisenden.

Und die Kühnheit wird belohnt — der letzte Waggon war eben über die Brücke, als dieselbe zusammenbrach und in den Strom stürzte. —r.

Albumblätter.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Kalt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Schiller.

Schweig', leid', meid' und ertrag'.

Luther.

Räthsel und Aufgaben.

Mein Erstes sind Frauen, im Zweiten zu schauen,
Mein Ganzes sind Mädchen und Witwen und Frauen.

Ein edles Herz, das rein und warm und zart
Der Erstern Flamme treu in sich bewahrt,
Das hingerissen von der Macht des Schönen
Mit Sehnsucht lauscht der Letztern holden Tönen
— Wie wenig ihm des Glückes Gunst bescheert,
Der Wonnen köstlichste sie ihm gewährt!

Beglückte Zeit, da mit des Herrschers Glanz
Und mit des Siegers Lorbeern sich der Kranz
Des Liebliehen und Schönen noch verbunden,
Den einst ruhmvolle Schwaben sich gewunden,
Wenn von den Wassenklängen sich ihr Ohr
Mit Freude neigte zu des Ganzen Chor!



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 39.

Falsch — Flachs — Schlaf.
Hafen — Fahne.

Rabe — Robe.
Rath — Roth.
Raft — Most.
Tanne — Tonne.
Rafen — Rosen.
Achse — Dchse.
Hafen — Hosen.
Kasser — Koffer.

Weise Sprüche, gute Lehren muß man thun und nicht nur hören.

Briefpost.

Herrn J. S. in N. Sie haben Ihren Zweck erreicht, — wir haben auf Kosten der Andern gelacht.

Hr. A. v. B. in Schw. Der Modenbericht dieser Nummer beantwortet eingehend die in Ihrem werthen Schreiben gestellten Fragen.

Herrn Bar. D. a. P. b. Berlin. Ergebensten Dank für die uns gütigst eingesandten Aufgaben und Räthsel; sie werden sehr bald Aufnahme finden.

Hr. G. E. in Meissen. Zwar sind die glatten hohen Taillen an Brautkleidern vorherrschend, aber es steht dennoch dem Geschmacke frei, sie nicht zu wählen. Wir können Ihnen daher zu einer glatten ausgeschnittenen Taille, wie solche auch Ihrem Wunsche entspricht, raten. Der Schleier richtet sich nach der Eleganz der Toilette; ist diese einfach, so empfiehlt sich allein der glatte duftige Seidentüllschleier.

Hr. R. v. F. in Weiningen. Als einen sehr schmackhaften Pudding können wir Ihnen den sogenannten „Kaiser-Pudding“ empfehlen, der also zubereitet wird: Ein halbes Pfund Butter und 16 Eidotter werden gut zu Schaum gerührt, 12 Loth Zucker, ebensoviel abgestoßene und feingebühte Mandeln, 6 Loth fein geschnittener Citronat und etwas gestoßene Vanille, dieses Alles wird in die gerührte Butter gegeben und $\frac{1}{4}$ Stunde abgerührt, zuletzt von 8 Eiern der Schnee darunter gemengt. Dann füllt man ihn in eine Form und läßt ihn $\frac{1}{4}$ Stunde in Dunst kochen. Als dann nimmt man etwas Aprikosen-Gelée, verdünnt sie mit einer Tasse voll Wasser und etwas Wein, giebt ein Stückchen Zucker daran, läßt es aufkochen, stürzt dann den Pudding auf die Schüssel und giebt die Sauce darüber.

Herrn O. A. in Wien. Die Lösungen sämtlich richtig. Für Ihren Brief besten Dank.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, deren Ziehungen wie folgt festgesetzt sind:

4. Classe	5. Classe
8. October	5.—21. November

sind noch Compagnie-Scheine, bestehend aus 1400 ganzen Loosen mit 3268 Nummern, zu dem Preise von 25 Thlr. pro Schein zu haben.

Es macht dies den 24. Theil der ganzen Lotterie aus und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe	Thlr. 1555.	25 Ngr.	7 Pf.
in der 2. Classe	„ 2061.	24 „	— „
in der 3. Classe	„ 2207.	16 „	9 „

Summa bis jetzt: Thlr. 5825. 6 Ngr. 6 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Leipzig, im September 1866.

August Kind.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

PREUSSEN-ALBUM.

Zehn Portraits

in Stahlstich mit biographischem Text.

König Wilhelm I.	.....	Kriegsminister v. Roon.
Kronprinz Friedrich Wilhelm.	.....	General v. Moltke.
Prinz Friedrich Carl.	.....	General Herwarth v. Bittenfeld.
Prinz Adalbert.	.....	General v. Steinmetz.
Graf Bismarck-Schönhausen.	.....	General Vogel v. Falckenstein.

In elegantem Carton. Preis 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.

LEIPZIG.

Dürr'sche Buchhandlung.

Die Stickeri-, Tapissier- und Modewaaren-Manufactur

VON

J. A. Sietel in Leipzig,

Rimm. Straße 16, im Mauricianum,

empfeht sich einem geehrten Publicum mit einer reichen Auswahl ihrer Erzeugnisse, sowie zu Ausführungen von Aufträgen in Gold-, Silber- und Seiden-Stickeri auf Mäntel, Mantillen, Paletots, Ueberwürfe, Mädchen- und Knabenanzüge nach deutschen, englischen und französischen Modellen etc.

Auswahlsendungen auf franco und sichere Referenzen werden bereitwilligst ausgeführt.

Heute erschien:

Hand und Handschuh.

Von

Amelia B. Edwards.

Roman in 2 Bänden. — Aus dem Englischen.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Eleg. broch. Preis 2½ Thlr.

„Auch Blut und Eisen“.

Von

Ferdinand Pflug.Schill in Gollnow. Der Schulmeister von Hagelsberg. An der Gärde.
Zweite Auflage. Eleg. broch. 1½ Thaler.

Aus den Tagen

des großen Königs.

Inhalt: Der Junker von Seidlitz. Ein Manövertag. Die Nacht von Torgau.

Von

Ferdinand Pflug.

Zweite Auflage. Eleg. broch. Preis 1½ Thlr.

Leipzig, den 1. October 1866.

Bernhard Schlicke.Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:**Die Rose von Delhi.**

Historischer Roman

aus der Zeit des Indischen Aufstandes unter Nana Sahib im Jahre 1857

von

Egon Fels,Verfasser von „Zwei Ehen“, „Dorothea“, „Kinder des Kaufmanns“, „Wandlungen“.
8. 4 Bde. broch. Preis 5 Thlr.

Der Herr Verfasser hat sich durch seine früheren Arbeiten bereits einen rühmlichen Namen erworben. Der vorstehende Roman schildert in blühender Sprache Indien mit seiner herrlichen Tropen-Natur, welches den Schauplatz der Begebenheiten bildet. Wir lernen den Indischen Aufstand in seiner ganzen Größe kennen, aber auch das grausame unmenbliche Auftreten der Engländer wird nicht verschwiegen.

Ein Husarenoffizier**Friedrich's des Großen.**Nach den Aufzeichnungen des Hanns Leberecht von Bredow
bearbeitet von**Julius von Wickede.**

8. 3 Bde. Preis 4½ Thlr.

Ein höchst interessantes Memoirenwerk, welches in Wickede's bekannter fesselnder Darstellungsweise die schätzenswertheiten Beiträge aus der Zeit des Großen Friedrich enthält und besonders gern von allen Militärs wird gelesen werden.

Früher erschienen daselbst von **Wickede**:**Der lange Isaac.** Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. 1863. broch. 4½ Thlr.**Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit.** Aus dem Leben eines Verstorbenern, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet. Wohlfeile Volksausgabe. 3 Bde. Classiker-Format. 1864. broch. 2 Thlr.**Herzog Wallenstein in Mecklenburg.** Historischer Roman. 4 Bde. 8. 1865. broch. 4½ Thlr.Verantwortlicher Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** — Verlag der **Dürr'schen** Buchhandlung. — Druck von **A. Edelmann** in Leipzig.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesetzlich garantirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Sangerhausen.****Zur gänzlichen Vertreibung der Sommerprossen**empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochk. i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Neu arrangirte **Knallbonbons** mit täglich durch neue Erscheinungen vermehrt werdenden niedlichen Gegenständen, komischen **Kopfbedeckungen** und Bedarfsgegenständen der verschiedensten Art für Damen und Herren, à 2 Thlr. pro Duzend zur **Cellaris'schen** Sturmcolonnen-Tour Nr. 38, sowie viele andere **Cotillon-Decor's** offeriren**F. W. Stolze & Comp.**
in Erfurt.Im Verlage der **Dürr'schen** Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:**Claudius, Briefmarken-Album.****6. Auflage.**

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.
 „ 1. „ „ in Halbleinband mit Deckelprägung u. Goldtitel 17½ Ngr.
 „ 2. „ „ in Ganzleinband mit Deckelprägung u. Goldtitel 22½ Ngr.
 „ 3. „ „ in Ganzleinband, Deckel reich vergoldet m. Schloß 1 Thlr.

Die Stahlstiche

der

Allgemeinen Modenzeitung

werden separat verkauft und sind durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Preis: in 4^o 3 Ngr., in gr. Folio 7½ Ngr.



Redaction: Dr. A. Diekmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, Von dem Alten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stadtsteuer 6 Thlr.
mit Stadtsteuer 8 Thlr.

Ein Befehrer.

Novelle

von

E. v. Rohden.

(Fortsetzung.)

Sobald die Beiden den Schläfer erblickten, erschrafen sie und Marianne wollte die Freundin zurückziehen.

„Komm, Rätchen,“ sagte sie, „laß ihn schlafen. Wie peinlich müßte es uns sein, wenn er jetzt die Augen aufschlüge. Er müßte denken, wir hätten ihn belauscht.“

Doch Rätche war mutziger, auf den Fußspitzen zu ihm nahe herantretend, sagte sie: „Der wacht nicht auf, hör' nur, wie ruhig er athmet. Jetzt werde ich ihn mir noch einmal ganz genau betrachten, den Einsiedler! Ach, wie man sich täuschen kann! Was sagst Du dazu, Marianne? Wo bleibt der geheimnißvolle Zauber, wenn man diesen Mann anblickt? Ein Ideal hatten wir uns von ihm geschaffen, statt dessen finden wir einen alten Mann mit weißem Haar im Barte, der sich in die Ecke setzt und schläft.“

„Aber Rätchen,“ flüsterte die Andere, indem sie Rätchen am Kleide zurückziehen versuchte, „sprich nicht so rücksichtslos, denk' nur, wenn er uns hörte! Komm fort, bitte, bitte! mir wird es ängstlich hier.“

„Was Du Dir für Sorgen machst, Marianne! Gleich gehe ich mit Dir, nur noch einen Augenblick laß

mich! Ich muß mir einen Scherz mit ihm machen, die Gelegenheit ist zu verlockend.“

Sie nahm eine Rose aus ihrem Haar und legte sie leise auf Herrn von Ungers Schooß.

„Wie wird er sich den Kopf zerschlagen, woher diese Blume kam,“ sagte sie schnell zurücktretend. „Er wird an Zauberei glauben. Nun aber schnell fort von hier, jetzt möchte ich selbst nicht mehr von ihm überrascht sein!“

Leise lachend entfernten sich hastig die Mädchen. Als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, öffnete Herr von Unger die Augen. Er hatte eine wahre Feuerprobe bestanden, ja, mehre Male war er arg in Versuchung gewesen, sich durch ein Lächeln zu verrathen. Die Rose nahm er in die Hand und betrachtete sie. Sein Traum fiel ihm ein und unwillkürlich müßte er an die Worte denken: „Eine Rose wird einst Dein Schicksal bestimmen.“

Früh am andern Morgen fuhr Herr von Unger in seine Waldeinsamkeit zurück. Die Präsidentin hatte sich zufrieden mit ihm gezeigt, sie hatte doch gewissermaßen ihren Willen durchgesetzt. „Freilich, ein unverbesserlicher Sonderling bist und bleibst Du,“ hatte sie gesagt. „Sag' mir nur, was soll aus Dir werden, wenn Du alt bist? Die stete Einsamkeit hat Dich zu einem Menschenfeinde gemacht. Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß Du uns so nahe warst, ich hätte Dir die ganze Gesellschaft über den Hals geschickt.“

Von seinem Abenteuer mit der Blume erzählte er

ihr nichts. Eine gewisse Scheu hielt ihn davon zurück, ein Beweis, daß es einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als er sich eingestehen wollte.

Zurückgekehrt in seine Häuslichkeit, wollte ihm erst gar die alte liebe Behaglichkeit nicht wiedertreten. Immer hatte er ein Gefühl, als fehle etwas. Selbst an seinen Blumen hatte er nicht die rechte Freude mehr, das fiel sogar dem alten Gärtner auf. Oft saß er träumend da. Dann dachte er wol an ein junges Mädchen, muthwillig und neckisch, er hörte wieder ihre Worte, wie sie ihn einen alten Mann mit weißem Haar im Barte nannte. Sonderbar! Der Gedanke, daß er nicht mehr jung sein könne, hatte ihn bis dahin nie gestört, jetzt mußte er oft daran denken. Einmal nahm er sogar das Licht und stellte sich damit vor den Spiegel, um sich einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Ach ja, sie hatte Recht! War auch das Haar noch braun und glänzend, der Bart fing bereits an zu ergrauen und ließ ihn älter erscheinen, als er war. Sechszunddreißig Jahre, ist das ein Alter für den Mann?

Die Rose hatte er aufbewahrt. Es schien ihm selber lächerlich, und er verglich sich mit den jungen Mädchen, die andächtig jede Cottillonschleife aufheben, trotzdem hatte er nicht den Muth, sie wegzuworfen; oft mußte er sie ansehen und der Anblick der kleinen welken Blume konnte die wunderlieblichsten Träume hervorrufen.

Der Frühling war gekommen. Draußen auf der Besingung des Herrn von Unger war es jetzt wunderschön. Inmitten des duftenden Waldes, umgeben von grün umkränzten Höhen, lag die kleine Villa wie eine weiße Rose im grünen Blätter schmuck da. Der Besitzer brauchte nur ein Fenster zu öffnen, so war er mitten im Frühlingsleben darin. Er hörte das Summen der Käfer, athmete den Duft der Veilchen, die zu Tausenden am Abhange des Berges blühten und vernahm den Sang der Waldvögel, die von früh bis spät in den Zweigen lockten und sangen. Wie hatte ihn sonst dieses Frühlingsleben entzückt! Diesmal war es nicht so. Wenn er hinaus sah in die Lenzespracht, so überkam ihn häufig ein Gefühl der Einsamkeit. So lange er denken konnte, hatte er nie eine ähnliche Empfindung kennen gelernt. Gewaltjam wollte er sie zurückdrängen, doch es gelang ihm nicht. Es war, als ob eine Sehnsucht nach etwas nie Geahntem sein Herz beschliche. Er konnte sich von diesem Zustande keine Rechenschaft geben.

An seinem Fenster hatte ein Schwalbenpaar sich an gebaut. Oft sah er hinauf zu ihnen und betrachtete lange Zeit die Thierchen, wie sie emsig ab und zu flogen, wie sie unermüdlich bauten, damit nur ihr kleines Haus erst fertig werde, und wenn es dann fertig war, da zogen sie hinein und lebten glücklich darin, Beide! Und er blieb allein!

Um diesen quälenden Gedanken, die, wie er sich tröstete, nur ein vorübergehender krankhafter Zustand waren, zu entgehen, fuhr oder ritt er oft in die Stadt zur Präsidentin. Was ihn eigentlich dorthin zog, darüber suchte er sich selbst zu täuschen. Die alte Dame wunderte sich darüber. Wenn sie in früheren Jahren ihm Vorwürfe gemacht und sich bei ihm beklagte, daß im Frühjahr er sie ganz vergesse, dann hatte er geantwortet: „Verlange nur nicht, daß ich im Frühjahr mein schönes Waldleben verlassen soll, die Steinmassen erdrücken mich geradezu.“ — nun kam er so häufig. Mehre Male hatte er zufällig die Tochter des Steuerraths getroffen. Das erste Mal war sie tief erröthet, als sie ihn sah. Sie mußte an den Scherz denken, den sie sich mit ihm erlaubt. Nach und nach indeß hatte sie ihre muntere Laune wiederbekommen und bald verlor sie alle Scheu gegen ihn, die sie Anfangs ihm gegenüber gehabt, unbefangen und natürlich gab sie sich ganz ihren Gefühlen hin. Darin aber lag gerade der Zauber, mit dem sie sich so viele Herzen eroberte. Freilich wurde sie auch verkannt darum, besonders von jungen Mädchen, die eigentlich weit schöner waren, als sie. Weil sie sich ihretwegen zurückgesetzt fühlten, nannten sie Käthchen eine Kofette.

„Das ist sie nicht!“ sagte die Präsidentin ganz entschieden, als auch zu ihrem Ohre dies scharfe Urtheil drang, „das ist sie nicht, da irrt Ihr! Die Käthe ist frei von aller Gefallsucht. Weil sie stets ungeschminkt sich giebt, wie sie ist, stets ihrer augenblicklichen Stimmung folgt, darum nennt Ihr sie Kofett. Seht nur hin, wie sie mit Jedermann, sei er alt oder jung, scherzt und lacht, wie ein fröhliches sorgloses Kind. Sie kommt mir vor wie ein frischsprudelnder Waldquell, wie er, belebt und erfrischt auch sie Alles, was in ihre Nähe kommt. Dabei besitzt sie die Haupttugend eines ächten Weibes: die Anmuth. Seht, Ihr Kinder, das ist ein Magnet, der mehr anzieht, als alle Schönheit der Welt.“

Man schwieg hierzu, denn gegen das Wort der Präsidentin, wenn sie so entschieden sprach, wagte man keine Einwendungen zu machen, indessen Gedanken sind zollfrei, ein Glück das! Es ist dies manchmal der einzige Weg, um seinem Herzen Luft zu machen. Die Einwohner einer kleinen Stadt sind gewiß stets doppelt darauf bedacht, streng die äußeren Formen zu beachten. Mit einer gewissen Angst klammern sie sich an hergebrachte Sitten, und wenn sie noch so zopfig sind. Wehe aber demjenigen, der es wagt, dieselben zu übertreten, er ist dem strengsten Richterspruche ausgesetzt.

Einst, als Herr von Unger wieder bei der Präsidentin weilte und auch Käthchen zugegen war, sagte die Präsidentin zu derselben:

„Singe uns etwas, Kleine! Ein Lied in der Dämmerstunde von Dir gesungen, das macht mein altes Herz wieder jung.“

Räthchen öffnete den Flügel und setzte sich daran. Ganz einfach und ungenirt that sie das, dann fragte sie: „Aber was soll ich Dir singen?“

„Was Du willst, liebes Kind, ich höre jedes Lied gern von Dir.“ Ihre Stimme klang etwas unsicher, als sie das Mendelssohn'sche Volkslied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ begann. Es war, als ob ihr Inneres nicht ganz ruhig sei; nach und nach verlor sich jedoch ihre Angstlichkeit und bald klang ihre Stimme glodenhell und rein.

Schon einmal hatte Herr von Unger diesen Gesang gehört, schon einmal hatte er einen zauberhaften Eindruck auf ihn ausgeübt. Heute aber wurde er noch weit tiefer davon ergriffen, als damals. Lag es im Liede selbst, das in seiner einfachen Weise so wunderbar mächtig an das Herz greift, oder lag es an dem seelenvollen Vortrage der Sängerin?

Tief und mächtig schlugen die Töne an sein Herz, sie rüttelten es auf aus langem Winterschlaf. Erwache! rief es in ihm, erwache! Du hast ein verfehltes Leben geführt!

„Und wenn Dir Gott ein Lieb bescheert,
So halte es recht innig werth, die Deine.“

Wie eine Ironie klangen ihm diese Worte entgegen. „Die Deine!“ wiederholte er leise. Er hatte ja nie ein Wesen so genannt, einsam war er seinen Weg gegangen und einsam hatte er bleiben wollen. Getäuscht hatte er sich, betrogen um des Lebens höchstes Glück. Eine unendliche Sehnsucht nach einem Wesen, das er ganz sein Eigenthum nennen könne, das in Lust und Leid treu ihm zur Seite stand, erfüllte plötzlich seine Brust, zu ihr zog es ihn hin mit aller Macht, er hätte sie in seine Arme schließen mögen und fragen: „Räthchen, willst Du mein Lieb sein?“

Tief in die Fensternische hatte er sich zurückgesetzt, mit der Hand hielt er das Gesicht beschattet, ihm war, als könne man dort lesen, wie er bis in das Innerste erschüttert war. Möglich, noch hatte sie nicht zu Ende gesungen, erhob er sich und verließ leise das Zimmer. Allein mußte er sein! Ruhe und Fassung mußte er erst wieder gewinnen, erst wieder Herr seiner aufgeregten Phantasie werden.

Verwundert und kopfschüttelnd hatte die Präsidentin ihm nachgesehen. „Was sagst Du dazu, Räthchen?“ fragte sie, „da läufst er uns ohne Abschied davon. Ich sage es ja, er ist und bleibt ein Bär. Nicht einmal Deine liebe Stimme vermag ihn zu fesseln.“

Das junge Mädchen war zur Präsidentin getreten

und hatte den Kopf an ihre Schulter gelehnt. „Er wird sich gelangweilt haben, Tante,“ sagte sie und fast schien es, als ob ein leises Zittern ihre Stimme bewege. „Ich dachte es mir fast, nicht alle Leute haben die Nachsicht mit mir, als Du.“

„Wie Du so sprechen kannst, Kleine! Alle Welt erfreut Dein Gesang. Es liegt so ein eigenthümlich wehmüthiger Klang in Deiner Stimme; ich dünkte, selbst das verstockteste Herz müßte dabei aufthauen. Freilich,“ setzte sie ärgerlich hinzu, „so ein Einsiedler hat kein Herz, er ist ein Egoist mit jeder Faser seines Lebens.“

Als Räthchen bald darauf die Präsidentin verließ, überdachte sie noch einmal das sonderbare Benehmen des Herrn von Unger heute. Warum mochte er sie so schnell verlassen haben? War es wirklich so, wie die Präsidentin sagte, hatten Gleichgiltigkeit und lange Weile ihn davon getrieben? Es that ihr weh, als sie hieran dachte; warum? wußte sie selbst nicht. Sie fing an, einmal ernstlich über das Wesen dieses Mannes nachzudenken. Als sie ihn zum ersten Male sah, hatte sie ihn für alt gehalten, wo hatte sie nur ihre Augen gehabt? Ihrem kindischen Ideale freilich entsprach er nicht, statt dessen aber hatte sie einen Mann kennen gelernt, der kräftig und wahr, einfach und ohne Schmeichelei ihr gegenüberstand. Sie verglich ihn mit anderen Männern, die sie kannte. Er war anders, als Alle. Eine eigene Macht übte er auf sie aus. Wenn er sein Auge auf ihr ruhen ließ, mußte sie den Blick davor senken, und wenn er mit seinem tiefen klangvollen Organ das Wort an sie richtete, durchzuckte sie ein wunderbar seliges Gefühl. Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als sie hieran dachte, und unwillkürlich schloß sie die Augen, gleichsam als ob ihre Gedanken hier zu Ende sein müßten.

Und er? Einsam saß er noch lange in seiner Heimath am offenen Fenster. Draußen plätscherte die Quelle ihr ewiges Wanderlied, eintönig und doch so melodisch. Sonst hatte ihm ihre Weise so keck und lustig geklungen, heute machte sie ihn traurig und verstimmt. Woher war die Veränderung mit ihm gekommen? Sonderbarer Mann, der sich noch immer sträubte, an die volle Wahrheit zu glauben! Mit aller Macht lehnt er sich dagegen auf, trotzdem er fühlt, daß die Stützen seiner jahrelangen Theorie anfangen zu wanken! Noch suchte er sich zu täuschen, die heutige Aufregung hielt er für ein Spiel der Phantasie, vorübergehend wie alle Träume. Er hatte ja die Liebe nie gekannt, darum glaubte er auch nicht an ihre Macht. Langsam und sicher hatte sie sich in sein Herz geschlichen und darin Besitz genommen, und dieses Herz, dessen Panzer er bis dahin für undurchdringlich gehalten, das er so oft scherzweise eine unbezwingliche Festung genannt, lag jetzt in Fesseln. Klar und ruhig

wollte er nachdenken, und doch konnte er nichts weiter thun, als träumen. Immer sahen ihn ein Paar schelmische Augen an, lachte ihm ein rosiges Mund entgegen, hörte er ein Lied von einer wunderbar süßen Stimme singen, und als er längst zur Ruhe gegangen, gaukelte ihm der Gott des Traumes nur Bilder von Glück und Liebe vor.

Wenige Wochen darauf kam eines Morgens Käthchen aufgeregt zu der Präsidentin in das Zimmer.

„Was hast Du denn, Kleine?“ fragte diese besorgt, „was hast Du denn, Du bist ja ganz außer Dir?“

Statt aller Antwort warf Käthchen sich an die Brust der mütterlichen Freundin und weinte heftig.

Die Präsidentin streichelte sanft den blonden Scheitel des jungen Mädchens. „Nun, nun,“ sagte sie mild, „weine Dich aus, mein Kind, und wenn Du wieder ruhiger geworden bist, sage mir Dein Herzeleid.“ —

„Ach, Tante,“ schluchzte Käthchen, „sie wollen mich verheirathen!“

„Das ist ja ein fürchterliches Unglück!“ sagte lächelnd die Präsidentin. „Aber Käthe! Da ist einmal wieder Deine unbändige Phantasie mit Dir durchgegangen. Kind, Kind! Seit wann leben wir denn unter Barbaren, seit wann sollst Du denn zu dem wichtigsten Schritte Deines Lebens gezwungen werden? Sage nein! wenn Du nicht willst und die ganze Sache ist abgemacht.“ —

„Sie ist nicht damit abgemacht!“ antwortete Käthchen, deren Thränen noch immer reichlich flossen. „Ich sagte nein, aber der Vater will es nicht gelten lassen. Ich solle nur erst reiflich bis morgen die Sache überlegen, sagte er, und nicht vorzeitig einen Entschluß fassen, der nichts weiter als eine Grille von mir wäre und den ich in kurzer Zeit sehr bereuen würde. Es würde mir armen, vermögenslosen Mädchen so leicht kein ähnlicher Antrag geboten werden.“

„Ja, aber Kind, wer ist nur der Bösewicht, der Dich heirathen will?“

„Der Baumeister Blank.“

„So, so, Blank!“ wiederholte die alte Dame gedehnt.

„Ja, Käthe, da muß ich mit Deinem Vater stimmen. Ich weiß auch nicht, Kleine, warum Du durch seinen Antrag so sehr überrascht sein kannst, hast Du nicht selbst ihn früher“ —

„Ja, früher, Tante!“ fiel Käthchen ihr ins Wort, aber gleichsam über sich selbst erschreckend, brach sie schnell ab.

„Früher, sagst Du, warum jetzt nicht mehr? Was ist denn vorgefallen, daß Du so plötzlich anderen Sinnes geworden bist? Der Baumeister ist sich gleich geblieben, das weiß ich, er ist eben so lebenswürdig und geachtet

wie ehemals, und glaube mir, alle Deine Freundinnen würden ihn ohne Bedenken wählen. Was verlangst Du denn mehr?“

„Ja, ja, Du hast Recht, liebe Tante,“ antwortete Käthchen und sah traurig vor sich nieder, „ich sehe das Alles ein, und dennoch kann ich meinen Entschluß nicht ändern. Ich habe den Baumeister recht gern, als Bruder, als Freund, aber lieben und heirathen könnte ich ihn nie!“ Sie hatte diese Worte in sanftem Tone gesagt und doch klangen sie fest und bestimmt. Die Präsidentin sah verwundert zu ihrem Lieblinge auf.

„Höre, Käthchen,“ sagte sie, „ich kann heute nicht aus Dir klug werden. Du sprichst mir da von Liebe und Freundschaft, als ob Du diese Sachen aus Erfahrung kenntest — und doch habe ich die feste Ueberzeugung, daß Du noch keine Ahnung hast, worin eigentlich der Unterschied zwischen diesen Empfindungen besteht. So ein junges Menschenherz täuscht sich gar leicht darüber. Es sucht die Liebe über den Wolken, meint, wie ein Blitz müsse sie treffen und zünden! So ist es nicht, Kind, oder doch sehr selten und dann oft nicht einmal zum Glücke, glaube den Erfahrungen einer alten Frau. Was so schnell kommt, kann eben so schnell verwehen. Wenn aber Freundschaft und Liebe Hand in Hand gehen, da ist auf ein dauerndes Glück zu hoffen. Freundschaft ist die sicherste Grundlage der Liebe.“

Du glaubst mir nicht,“ fuhr sie fort, als sie sah, wie Käthchen schweigend den Kopf schüttelte — „ich glaube, Mädchen, Du hast einen Andern lieb!“ —

Käthchen erröthete tief und es war ein Glück für sie, daß in diesem verhängnißvollen Augenblicke die Klingel heftig gezogen wurde, sonst würde der klare Blick der Präsidentin ihr Geheimniß doch errathen haben, — aber wie gesagt, es klingelte und wenige Augenblicke darauf trat Herr von Unger ein.

Als Käthchen seinen Tritt auf der Treppe erkannte, wollte sie sich eilig entfernen, die Präsidentin hielt sie indeß fest.

„Bleibe nur da, Kind,“ sagte sie beruhigend, „seinetwegen brauchst Du nicht zu fliehen! Der sieht nicht, daß Du geweint hast, und wenn er es sähe, die wahre Ursache würde er doch nimmer errathen, der Sinn für Liebes- oder Heirathssachen fehlt ihm einmal gänzlich.“

Fast wäre sie indeß anderen Sinnes geworden, als sie sah, wie prüfend, ja besorgt ihr Nefse das junge Mädchen betrachtete. Sie, die er sonst nur fröhlich und sorglos sah, deren Auge stets von Glück und Heiterkeit strahlte, stand heute blaß und niedergeschlagen vor ihm. Sie reichte ihm die Hand und als sie seinen forschenden Blick fühlte, wandte sie den Kopf zur Seite; er sollte die frischen Thränen nicht sehen. Einige Secunden hielt

er ihre Hand in der seinen, unwillkürlich drückte er sie sanft. Sie fühlte bei diesem stummen Zeichen unbewußten Mitgeföhls, wie die Thränen von Neuem ihr in die Augen schossen; schnell wandte sie sich ab und sah zum Fenster hinaus. Die Präsidentin bot Alles auf, eine heitere Stimmung in den kleinen Kreis zu bringen, aber es gelang ihr nicht. Käthchen und Ludwig blieben einsylbig. Das junge Mädchen blieb auch nicht lange, sie hielt es nicht aus. Das Herz war ihr voll zum Zerspringen. Ludwig sah ihr verwundert nach, als sie fortging.

„Mit der Kleinen ist heute nichts anzufangen, Ludwig,“ sagte die alte Dame, als er sie fragend ansah, „sonst so vernünftig, spuken heute curiose Sachen in ihrem Kopfe.“

„Wie so?“ fragte er anscheinend gleichgiltig.

„Sie soll sich verheirathen und — doch das langweilt Dich, nicht wahr?“ unterbrach sie sich plötzlich, als sie bemerkte, daß Ludwig aufstand und in das tiefe Erkerfenster trat, um sich an dem Blumentische dort zu schaffen zu machen, „ich dachte im Augenblicke nicht an Deine Abneigung gegen Heirathsgeschichten. Setze Dich nur wieder zu mir, wir wollen von anderen Dingen plaudern.“

„O, erzähle nur!“ warf er hin, ohne indeß seinen Stand zu verändern, „vielleicht interessirt sie mich dennoch.“

„Es ist nicht viel dabei zu erzählen, mein Junge, die Sache ist in wenigen Worten abgethan. Der Baumeister hat um sie angehalten. Anstatt nun erfreut zu sein über diesen, nach allen Seiten hin ehrenhaften Antrag, ist sie außer sich darüber und hätte am liebsten ihm Hals über Kopf abschlägig geantwortet, wenn nicht ihr Vater entschieden erklärt hätte, sie solle sich die Sache bis morgen überlegen. Er wünscht von ganzem Herzen diese Partie. Ich verdanke es ihm nicht, der Baumeister ist ein vortrefflicher Mann und Käthchen hat viele Geschwister und kein Vermögen. Leider ist in dieser materiellen Zeit das Geld eine Hauptfrage. Ich denke, das Kind besinnt sich auch noch, ich habe ihr nach besten Kräften den Kopf zurecht gesetzt und zugeredet.“

Ein beklemmendes Gefühl hatte Ludwig bei dieser einfachen Geschichte das Herz zusammengepreßt, ein Gefühl, als ob ein über Alles geliebtes Wesen vor seinen Augen in einen Abgrund versänke. Er vergaß für eine Secunde ganz seine Ruhe und Selbstbeherrschung.

„Tante!“ fuhr er auf, „das ist sündhaft von Dir, wie kannst Du so ein junges Geschöpf zu einer Vernunftheirath bereden wollen? Wenn sie unglücklich durch diese Wahl werden sollte, so fällt auch Dir ein Theil der Schuld zu!“

Sie sah ihn ganz erstaunt an, sie konnte diese plötzliche leidenschaftliche Aufwallung nicht fassen.

„Nun, nun,“ sagte sie, „woher denn mit einem Male dieses Feuer? Wärfst Du nicht Du, ich würde fragen, bist Du etwa in sie verliebt?“ —

Die Röthe fuhr ihm in's Gesicht bei diesen Worten; er kam sich vor wie ein ertappter Sünder.

„Thorheit! Tante,“ brach er kurz ab, „man braucht nicht verliebt zu sein, um vernünftig zu denken.“

Die Präsidentin glaubte ihren Neffen genau zu kennen und brach deshalb das Gespräch, das ihn zu langweilen schien und verdrießlich machte, ab. Sie erzählte ihm alles Mögliche, fragte nach Diesem und Jenem, aber sie bekam kurze, einsylbige Antworten.

„Du bist heute schlechter Laune, mein Junge!“ sagte sie endlich.

„Ja, ja, Du hast Recht,“ antwortete er, indem er seinen Hut nahm, um fortzugehen, „mir thut der Kopf weh, vielleicht wird es mir wohler draußen im Walde.“ —

Aber auch draußen im Walde fand er die Ruhe nicht. Der tiefe Frieden, der über der ganzen Natur lag, theilte sich seinem Herzen nicht mit, er erschien ihm fast wie eine Ironie zu den bitteren Schmerzen, die in ihm wühlten.

Düster starrte er vor sich hin. Ihm war, als ob er aus hellem Lichte plötzlich in dicke Finsterniß versetzt sei, als ob das ganze Leben wie eine Dede vor ihm läge. Seitdem er das junge Mädchen kannte, hatte er sich daran gewöhnt, keinen Gedanken zu haben, ohne daß ihr Bild sich mit hineingedrängt hätte, und welches Glück er dabei empfunden, wurde ihm erst jetzt klar, als er im Begriffe war, es zu verlieren.

Welch ein Thor war er gewesen! Wie leichtsinnig hatte er sich den Gefahren der Liebe ausgesetzt! Für felsenfest hatte er sich in dieser Beziehung gehalten und nun mußte er doch die gewaltige Macht der Liebe kennen lernen.

Einen Augenblick tauchte der Gedanke in ihm auf: „ob sie Dich wieder liebt!“ — im nächsten jedoch warf er diese Hoffnung wieder. Wie konnte dieses junge Mädchen, fast ein Kind noch, ihn, den gereiften Mann, den sie einst gar „einen alten Mann“ genannt, lieben!

Für all' die kleinen Beweise, die sie ihm in ihrer kindlichen Unbefangenheit gab, daß auch er ihr nicht gleichgiltig sei, hatte er keine Augen. Zu lange hatte er in der Einsamkeit gelebt, um ein Menschenherz, zumal das eines Weibes, in all' seinen verschiedenen Schattierungen kennen zu lernen. Nein! Nie sollte sie erfahren, was er um sie gelitten. Tief in sein Innerstes wollte er seine Liebe verschließen.

Bis es Abend wurde, verblieb Herr von Unger im Walde. Ungestört überließ er sich dort seinem Schmerze, und wenn derselbe an diesem stillen einsamen Orte seinem Mannesauge Thränen entpreßte — wer war Zeuge da-

von! Nur der blaue Himmel bemerkte es, und der lachte so wolkenlos und heiter und blickte so hell durch die Wipfel der Bäume, — wollte er Trost dem armen gequälten Herzen geben, oder spottete er seiner Thränen? —

Als am anderen Morgen der Präsidentin ein Brief von ihrem Nefen gebracht wurde, hatte sie keine Ahnung, was er enthalten könne. Sie erbrach ihn und las:

„Wenn Du diese Zeilen liest, liebe Tante, bin ich viele Meilen von Dir getrennt. Wundere Dich nicht darüber; auch einem Einsiedler kann die Einsamkeit drückend werden, auch ihm kann die Lust wieder kommen, hinaus in die Welt zu gehen.

Auf dem Heimwege gestern überkam mich urplötzlich solch eine Wanderlust, daß ich ihr nicht widerstehen konnte. Schilt nicht, weil ich ohne Abschied von Dir gegangen, — schnell mußte ich meinen Voratz ausführen, vielleicht wäre er mir wieder leid geworden. — Du nennst mich ja immer einen Sonderling, Du hast ganz Recht, jezt sehe ich selbst ein, daß ich ein solcher bin, — aber Du mußt einem solchen auch Vieles zu Gute halten, darfst nicht so streng mit ihm rechten, als mit andern vernünftigen Leuten. Vergieb also und zürne mir nicht. —

Wenn ich wiederkomme, ist noch unbestimmt, aber so bald werde ich nicht heimkehren. Ein Jahr wenigstens mag darüber hingehen. Willst Du mir eine Freude machen, so ziehe hinaus in mein verlassenes Haus. Es ist jezt wundervoll draußen und jammerschade, daß die ganze Frühlingspracht ungenossen bleiben soll.

Grüße Rätchen. — Du schreibst mir doch bald, nicht wahr? Wohin, melde ich Dir in den nächsten Tagen.“

(Schluß folgt.)

Im Foyer des Theaters zu Dijon.

Lucian Herbert, dessen Namen unsere Leser gewiß alle gern begegnen, hat wiederum die Reihenfolge seiner zeitgenössischen Romane, welche Alfred Meißner so bezeichnend „Transcriptionen“ genannt hat, um einen, drei Abtheilungen zu je zwei Bänden umfassenden vermehrt, und die erste Abtheilung desselben vor Kurzem (Leipzig, Verlag von Friedrich Wilhelm Grunow) bereits der Oeffentlichkeit übergeben. Kaiser Nicolaus von Rußland ist die verbindende Persönlichkeit des ganzen Werkes und die Titel der drei Abtheilungen lauten: Kaiser Alexander und Großfürst Constantin. Metternich und Kesselrode. Nicolaus.

Die folgende Episode, die interessante Schlaglichter auf jene buntbewegte Zeit wirft, bildet den Anfang des Werkes, den wir im Auszug hier mitzutheilen uns nicht versagen konnten.

In Dijon herrschte an einem Sommerabend des Jahres 1817 ein ungewöhnlich reges Leben. Kaiser Alexander von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatten sich zu einer gemeinschaftlichen Inspectionsreise nach Frankreich

entschlossen und waren auf ihrem Wege nach Paris bis Dijon gekommen, wo sie einen Rasttag hielten, um sich von den Strapazen einer Reise zu erholen, die damals nicht so bequem von Statten ging, wie heute, wo die Potentaten mit Hilfe der Extrazüge in einem Tage einen halben Welttheil durcheilen können, ohne die geringste Ermüdung zu empfinden. Damals hatte man, mochte man auch sechspännig dahinrollen, am Abend doch nicht mehr als zehn bis zwölf Meilen zurückgelegt; und da jede kleine Stadt, durch die man kam, und jeder Pferdewechsel zeitraubende Empfänge, Aufwartungen, Vorstellungen und Reden im Gefolge hatte, so war den hohen Reisenden nach zwei, drei Reisetagen eine Erholungssoase wol zu gönnen. War doch selbst an einem solchen Ruhetage von einer eigentlichen Erholung keine Rede. Da stedten schon die Garnisonen die grünen Reifigkolarden auf und Paraden, Revuen und Mandvorn folgten Festafeln, Galatheater, Bälle und Illuminationen, daß sich die Gefeierten vielleicht in die Stille und Zurückgezogenheit des Reisewagens zurücksehnten.

Dijon hatte sich natürlich zu Ehren der hohen Gäste festlich geschmückt, Triumphforten von grünem Reifig aufgerichtet, Teppiche zu den Fenstern hinausgehängt und jezt eben wurden in allen Häusern die verfügbaren Leuchter zusammengeführt, um bei der abendlichen Beleuchtung verwendet zu werden, durch welche die Monarchen überrascht werden sollten, wenn sie aus dem Theater, in welchem sie sich eben befanden, nach dem Stadthause fahren würden, wo ihnen der vorsorgliche Gemeinderath einen Eliteball und ein Festsouper zugebacht hatte.

Im Theater hatte man die Loge des Präfecten mit der des Militärcommandanten in Verbindung gesetzt und den so gewonnenen und glänzend decorirten Raum dem Monarchenpaare zur Verfügung gestellt. Schöne und reichgeputzte Frauen nahmen die vorderen Balconreihen ein, während in der gähnenden Tiefe des Partererraumes die glänzenden Uniformen der französischen, russischen, preussischen und österreichischen Offiziere, von dem Lichte dreier Kronleuchter beschienen, bunt durcheinanderschimmerten. Man gab die Roxane, aber das Publicum beschäftigte sich weniger mit dem Stücke und der jungen, talentvollen Schauspielerin, welche die Roxane spielte, als mit der Monarchenloge, auf welche alle Augen, Operngucker, Pinoc-nez und Vornnetten gerichtet waren. Es mußte daher auffallen, als im zweiten Acte ein Adjutant an den russischen Kaiser herantrat, um ihm einige Worte in's Ohr zu flüstern, die ihn sichtbar stutzen machten.

Der Kaiser, in dessen Zügen fortan eine gewisse Unruhe sichtbar war, wartete nur die erstbeste Gelegenheit ab, die ihm bald ein Scenenwechsel bot, um sich von seinem Sitze zu erheben, seinem Nachbar, dem Könige, einige Worte der Entschuldigung zuzurufen und sich aus der Loge zu entfernen.

Auf dem Logengange erwartete ihn ein Mann, der einen einfachen Civilanzug trug und sowol dadurch als durch seine ganze unscheinbare Erscheinung gewaltig von jener Gesellschaft abtath, welche heute das Theater bis auf die Gänge hinaus füllte.

Der Mann im Civilrode verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser, der ihn fragend anblickte.

„Ich habe Eure Majestät eine Mittheilung von außerordentlicher Wichtigkeit zu machen, die keinen Aufschub leidet!“ beantwortete der Fremde den auf ihn gerichteten Blick der Frage.

„Sie haben sich einen sehr unpassenden Zeitpunkt und wo möglich einen noch unpassenderen Ort für eine Unterredung ausgesucht!“ sagte Alexander. „Wo soll ich Sie anhören?“

„Ich habe dafür gesorgt, daß das Foyer freigemacht werde!“ entgegnete der Andere unterwürfig. „Eure Majestät können mich dort ungestört anhören. Niemand wird uns dort überfallen!“

„Wohlan denn, so gehen wir!“ entschied der Kaiser und folgte dem ihm voranschreitenden Manne, der ihn direct in das mit großer Eleganz ausgestattete Foyer führte.

Alexander warf sich in einen der rothsammetenen Fauteuils, und winkte dem Anderen, neben ihm Platz zu nehmen.

Dieser gehorchte, neigte seinen Mund bis dicht an das Ohr des Kaisers und sagte mit leiser Stimme:

„Geruhten Eure Majestät das Mädchen zu bemerken, welches die Korane spielt?“

Der Kaiser nickte mit dem Kopfe.

„Sie ist die Geliebte eines russischen Offiziers, der in Dijon in Garnison liegt. Sie hat sich einen Paß nach Rußland verschafft, um es von einem Ende zum anderen zu durchreisen, wie sie eben Frankreich durchreist hat. Sie wird in allen größeren Städten Rußlands gastiren — ihr Paß führt Provinzen auf, welche wol bisher noch nicht der Fuß einer französischen Actrice betreten hat!“

„Ich errathe, was Sie sagen wollen!“ warf der Kaiser lebhaft ein. „Der Schauspielerin ist es weniger um das Komödientenspiel zu thun, als —“

„Als um das Complotiren!“ fiel der Andere dem Kaiser mit scharfer Betonung des gebrauchten Ausdrucks in die Rede. „Wie Eure Majestät die Korane da sehen, so ist sie die Seele eines ausgebreiteten Complotes, welches seine Verzweigungen in ganz Frankreich hat und bald von der Seine und der Loire nach der Kewa, der Wolga, dem Don und Dnieper hinübergreifen wird.“

„Wo sind die Beweise?“ fragte der Kaiser heftig.

„Hier!“ lautete die kurze Antwort, die von einer Handbewegung begleitet war, welche eine kleine zierliche Briestafche in die Hände des Kaisers brachte.

„Wem gehört die Briestafche?“ forschte der Kaiser.

„Koranen!“

„Wie heißt die Schauspielerin, welche die Korane spielt?“

„Genovefa Bernier!“

„Was enthält die Briestafche?“

„Das ganze Geheimniß!“

Der Kaiser sah den Sprecher forschend an.

„Wenn ich sage, das ganze Geheimniß,“ erläuterte dieser, „so meine ich keine Complotstatuten, keine Details der Verschwörung, die in der russischen Armee ohne Zweifel bereits existirt. So unklug wird wol Niemand sein, daß er Derartiges dem Papier anvertrauen würde. Das erbt sich von Gedächtniß zu Gedächtniß, von Mund zu Mund fort; überspringt aber nie in die Feder!“

„Worin bestehen dann die von Ihnen angerufenen Beweise?“

„In Namen!“

„In Namen?“

„Ja, Majestät! Diese Briestafche enthält das Verzeichniß der sechshundert russischen Offiziere, welche die Mißvergnügten der in Frankreich stehenden russischen Armee für ihre Pläne zu gewinnen hoffen. Bei jedem der sechshundert ist noch ein zweiter Name eingeklammert — bei den meisten sogar mehre.“

„Was bedeuten diese eingeklammerten Namen?“ erkundigte sich der Kaiser gespannt.

„Das sind die Namen der Offiziere, welche Koranen bei den Kameraden in Rußland zum Empfehlungsbrieft dienen sollen.“

„Wenn ich also diese Briestafche öffne,“ murmelte der Kaiser halblaut vor sich hin, „so lerne ich mehre Hundert wirklich Schuldige kennen?“

„Eure Majestät lernen mit einem Schlage den ganzen Umfang der Conspiration kennen und können dieselbe im Keime ersticken!“ rief der Angeber eifrig. „Tausend Schuldige können Sie mit einem Schlage unschädlich machen — ich schmeichle mir, Eure Majestät gut bedient zu haben!“

„Ich muß Sie loben!“ sagte der Kaiser nachdentlich. „Meine geheime Polizei ist nicht umsonst mein Brod. Bleiben Sie wachsam wie bisher — die Briestafche aber — wenn ich die Tausend kennen lerne, so sind sie verloren. Es sind vielleicht brave Leute darunter, die mir noch redlich dienen können — ich will nicht das Mißtrauen gegen sie in mir aufkommen lassen. Gegen das Mißtrauen kämpft man vergeblich an. Die Laufbahn derer, deren Namen ich heute meinem Gedächtnisse unauslöschlich einprägen würde, wäre eine vernichtete — und wer weiß, ob sie so schuldig sind, als Sie sie hinstellen! Auf welche Art kamen Sie zu der Briestafche?“

„Durch einen Einbruch in die Gemächer der Bernier!“ entgegnete der Polizeichef gleichmütig.

Der Kaiser stuzte.

„War ein solcher Einbruch so leicht zu bewerkstelligen?“ fragte er.

„Er wäre es nicht gewesen, wenn ich ihn nicht bereits in dem Augenblicke, wo die Bernier nach Dijon kam, vorgelesen und darnach meine Maßnahmen getroffen hätte. Ich hatte die Möglichkeit längst in's Auge gefaßt, daß mir ein Einblick in die Papiere der Schauspielerin erwünscht sein könnte. Es galt also, ihr in Dijon eine Wohnung zu octroyiren, die den Zutritt auf sonst nicht üblichem Wege leicht machte. Es war daher mein Bemühen, eine solche Wohnung ausfindig zu machen, und als ich sie gefunden hatte, die Bernier bei ihrer Ankunft in Dijon mit Agenten zu umgeben, welche ihr die von mir ausgesuchte Wohnung empfahlen. Diese war so bequem, der Preis derselben, Dank dem Abkommen, das ich insgeheim mit dem Hausbesitzer getroffen, so niedrig, daß die Schauspielerin mit beiden Händen zugriff. Freilich hatte sie keine Ahnung davon, daß die Dächer der umliegenden Häuser flach und so construirt waren, daß sie den Zutritt zu einem Fenster erleichterten, das direct in einen Corridor führte; der bereits zur Wohnung der Schauspielerin gehörte. Einer meiner Agenten wurde der Courtmacher

des Kammermädchens der Vernier, um es in seiner Macht zu haben, das Mädchen im passenden Augenblicke aus der Wohnung ihrer Herrin zu locken. Der Zeitpunkt, wo die weitspurig angelegte Mine aufgehen sollte, war heute eingetreten. Die Vernier hatte kaum ihre Wohnung verlassen, um sich in's Theater zu begeben, als mein Agent das Kammermädchen der Schauspielerin zu einem Ausgange verlockte, während ein anderer Agent die Promenade über die Dächer zu dem einladenden Fenster unternahm. Eine Scheibe desselben wurde durchschnitten, ein Fensterflügel vorsichtig aufgestoßen, der Nachschlüssel öffnete alle Thüren, auch jene in das Boudoir Roganens. Ein anderer Schlüssel erschloß die geheimen Fächer des Schreibtisches, denn ich hatte ganz richtig geschossen, daß die Vernier ein so wichtiges Stück wie die Briestafche nicht mit sich in's Theater nehmen würde, wo es ihren Colleginnen in der Garderobe leicht in die Hände fallen konnte."

Der Kaiser hatte mit Aufmerksamkeit den Bericht angehört und sagte jetzt:

"Die Briestafche soll nun wieder denselben Weg zurück machen?"

"Die Zeit dazu reicht hin, wenn mich Eure Majestät zu entlassen geruhen!"

"Da fällt mir etwas ein!" rief der Kaiser. "Vielleicht paralysiren wir das ganze Complot durch einen einfachen Schachzug. Wenn die Vernier die Briestafche nicht findet — ist's nicht möglich, daß sie und ihr Freund eine geheimnißvolle Macht im Spiele glaubt und daß Beide Angesichts der Gefahr einer Entdeckung von ihrem Beginnen abstehen? Ja, Bollioni — wenn es nichts nützt, so schadet es auch nichts. Geben wir der Vernier und ihrem Liebhaber — wie ist doch sein Name?"

"Paul" —

"Genug!" schnitt der Kaiser dem Polizeichef die angefangene Rede ab, indem er sich plötzlich besann. "Ich will auch diesen Namen nicht wissen! Geben wir den beiden Unbesonnenen einen geheimnißvollen Wink, daß sie nicht mehr die Herren ihres Geheimnisses sind."

Der Kaiser öffnete rasch die Briestafche, riß die beschriebenen Blätter, fünf, sechs an der Zahl, aus derselben heraus und sagte:

"Reichen Sie mir eine Cigarre, Bollioni!"

Der Polizeichef that, wie ihm befohlen worden, entzündete die Cigarre und reichte sie dem Kaiser.

Dieser brachte sie in den Mund, machte einige Züge und braunte dann die Papiere an derselben an, daß die Asche bald auf den Boden fiel.

"Nun nehmen Sie noch das Bild des Offiziers heraus — ich will es nicht sehen!" sagte er zu Bollioni, die leere Briestafche demselben wieder einhändigend.

Bollioni riß das Porträt heraus und der Kaiser griff abermals nach der Briestafche.

"Die Reste behalte ich," sagte er, "ich will sie zu den abgethanen Dingen legen. Das Porträt des Offiziers vernichten Sie, Bollioni — adieu!"

Jules Favre.

(Mit Stahlstich.)

Nach zwei Seiten hin hat sich Jules Favre, der in letzter Zeit wiederum vorzugsweise Vielgenannte, weit über Frankreichs Grenzen hinaus einen bedeutenden Namen gemacht: Als einer der ersten pariser Anwälte und als glänzender Redner der Opposition im Gesetzgebenden Körper.

Gabriel Claude Jules Favre, Sohn eines Kaufmannes, geboren am 21. März 1809 zu Lyon, beendete zu Paris seine juristischen Studien mitten in den Stürmen der Juli-Revolution 1830, die auch den jungen feurigen Patrioten in ihre wilden Wirbel rissen. Am 29. Juli verlangte er in einem im National veröffentlichten Briefe die Abschaffung des Königthums und die Einberufung einer constituirenden Versammlung. Nachdem er hierauf kurze Zeit als Anwalt zu Paris aufgetreten, ließ er sich 1831 als solcher in seiner Vaterstadt nieder, wo ihm seine ausgezeichnete Rednergabe und seine rückhaltlose republicanische Gesinnung bald eine hervorragende Stellung gewannen. Das Jahr 1835 findet Jules Favre wieder in Paris und zwar als einen der Verteidiger der wegen des Aprilaufstandes 1834 Angeklagten. „Ich bin Republicaner,“ begann er seine zündende Verteidigungsrede, die er, obgleich krank, vier Stunden lang fortsetzte. Diese Nichtachtung seines körperlichen Zustandes warf ihn auf ein langes lebensgefährliches Krankenlager. Als er wieder genesen, entschloß er sich, für immer in Paris sich niederzulassen.

Hatte Jules Favre in dem Zeitraume von 1835 bis 1848 in erster Reihe nur als Anwalt gewirkt, so rief ihn die Februar-Revolution, welche das Bürgerkönigthum in die Republik wandelte, desto mehr wieder auf die Bühne der Politik. Er trat als Generalsecretär im Ministerium des Innern ein, und seinem Einflusse schrieb man vorzüglich die radical revolutionäre Richtung Ledru-Rollins zu. In ihm erkannte man auch bald den Verfasser des berühmten Rundschreibens, welches den in die Provinzen geschickten Commissaren unumschränkte Vollmacht gab, alle der republicanischen Staatsform feindliche Beamte und Offiziere abzusetzen und des ebenso verrufenen 16. Bulletin de la République von terroristischem Inhalt. Zum Abgeordneten für das Loire-Departement gewählt, trat Favre von seiner Stellung als Generalsecretär im Ministerium des Innern zurück und nahm thätigen Antheil an den Arbeiten der Constituirenden Versammlung. Er bewies dabei große politische Selbständigkeit, denn er trennte sich in seinen Abstimmungen mehrfach von der äußersten Linken.

Als am 10. und 11. September der Prinz Ludwig Napoleon zum Präsidenten von Frankreich gewählt worden war, erhob Jules Favre gegen ihn eine immer intensiver hervortretende Opposition, und als er vom Rhône-Departement in einer Nachwahl in die Legislative Versammlung abgeordnet worden war, wurde er in derselben einer der Führer der demokratischen Partei und nach Ledru-Rollins Flucht — 13. Juni 1849 — der Hauptredner des Berges. Der Staatsstreich vom 2. December 1851 rief ihn auf mehre Jahre vom Schauplatz seiner politischen Wirksamkeit ab und führte ihn zu ausschließlicher oppo-

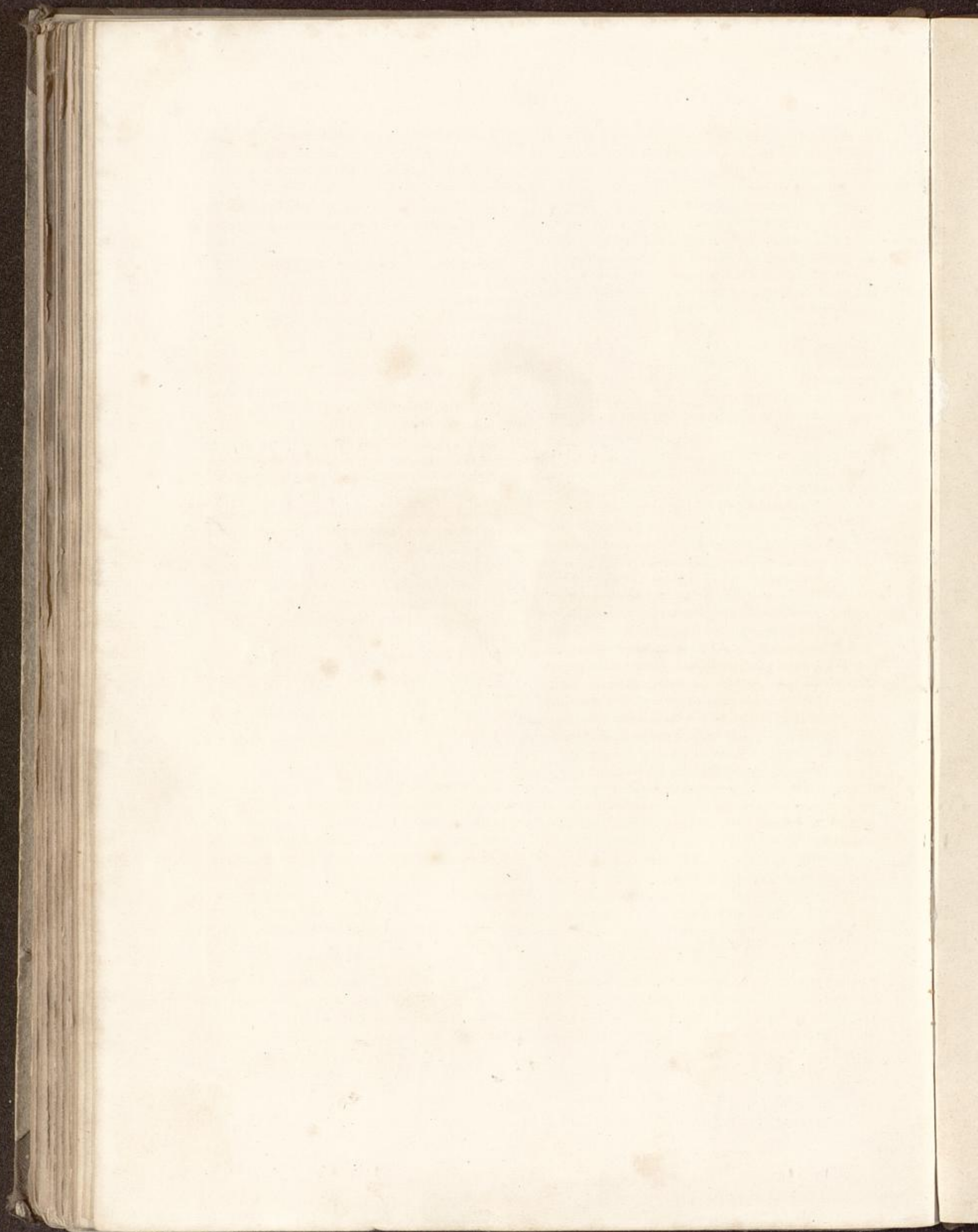


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer Leipzig

Jules Kary

Verlag der Deutschen Buchh.



catorischer Praxis zurück, die ihm in ausgedehnter Weise sein großes Talent in seinen berühmten Bertheidigungsreden glänzen zu lassen volle Gelegenheit bot.

Mit dem Jahre 1858, wo Jules Favre von der Opposition in Lyon in die Gesetzgebende Körperschaft gewählt wurde, beginnt seine erneute politische Thätigkeit; bei allen wichtigen Verhandlungen der äußern wie innern Politik fehlte Jules Favre bis zu unsern Tagen herab nie der Rednerbühne als schonungsloser Kritiker der kaiserlichen Regierung. Besonderes Aufsehen erregte er als Bertheidiger Orsini's. In dem Streite Deutschlands mit Dänemark stand er auf dänischer Seite.

Jules Favre ist ein echter politischer Redner, dem zwar die bestechende urbane Glätte fehlt, dem dafür aber Schärfe der Dialektik, schneidender Sarkasmus, Feuer und Leben und eine außerordentliche Fülle des Ausdrucks zu unumschränktem Gebote stehen. Außerdem zeichnet Jules Favre auch noch eine tief-christliche Religiosität aus, die aber durchaus keine Sympathie für die Ultramontanen hat.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen geschildert von Dr. Hermann Adalbert Daniel. Zweite vielfach verbesserte Auflage. Leipzig, Fues's Verlag. 1867. Die staatlichen Veränderungen sind in unserm deutschen Vaterlande durch die jüngsten preussischen Siege so bedeutende geworden, daß jeder Gebildete für seine Büchersammlung nach einem Lehrbuche der Geographie des neuen Deutschlands suchen wird. Ein solches bietet der berühmte Geograph Daniel in der soeben erscheinenden zweiten Auflage seines weitverbreiteten Handbuchs der Geographie. Dasselbe ist längst als ein Musterbuch anerkannt, denn es eint tiefste Sachkunde mit hohem patriotischen Sinne und sein reicher Inhalt ist in so schöne Sprache gekleidet, daß es sich wie ein fesselndes Unterhaltungsbuch liest. Da das Werk in Lieferungen erscheint, von denen bis jetzt die erste ausgegeben ist, so ist seine Anschaffung auch dem weniger Bemittelten erleichtert. Es wird zehn bis zwölf ziemlich starke Lieferungen umfassen, deren jede nur 12 Sgr. kostet.

Der Graf von der Liegnitz. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Drei Bände. Jena, Hermann Costenoble. 1866. Die historischen Romane haben jetzt, wo unsere Tage so inhaltsschwere geschichtliche Thatfachen vollzogen haben, wiederum das Interesse für sie, was eine Zeitlang dem socialen Romane hatte weichen müssen, in intensivster Weise wachgerufen. Und so wird auch der vorliegende neueste Roman aus der Feder des allgemein beliebten Bernd von Guseck viele Leser finden, deren Zahl eine um so größere sein wird, da er mit beredter Junge ein Stück höfischen Culturlebens aus dem vorigen Jahrhunderte schildert.

In Paris ist soeben in prächtiger Ausstattung der griechische Nationalkalender (*Εθνικὸν Ἡμερολόγιον*) für das Jahr 1867

erschienen. Siebenter Jahrgang; Herausgeber: Marinos Bretou. Er enthält auf 480 Seiten eine Fülle von Poesie und Prosa, nebst zahlreichen Illustrationen, Porträte von Zeitgenossen, griechische Landschaften, öffentliche Bauten u. s. w.

America hat durch den Tod des John Pierpoint (geb. 1785 in Connecticut) einen seiner geachtetsten religiösen Dichter verloren.

Aus der kaiserlichen Druckerei in Paris ist kürzlich eine glänzende Ausgabe eines der ältesten persischen Gedichte hervorgegangen, der „Mantikettär, d. h. Vögelgespräche“ von Ferid-eddin Attar (geb. 1216, die Angaben über das Todesjahr schwanken), dem neben Mowlana Dschelal-eddin berühmtesten mystischen Dichter der Perser. Der Herausgeber, Garcin de Tassy, hat eine französische Uebersetzung und werthvolle Anmerkungen beigefügt.

Die in Neu-York ansässigen Holländer haben unter dem Titel „De Nederlander, weekblad voor algemeen nieuws en litteratuur“, eine eigene Zeitung gegründet.

Von Longfellow wird im Laufe dieses Herbstes eine Dantes Uebersetzung und ein neues Gedicht „The Flower de Luce“ erscheinen.

Die zweite Auflage der „Deutschen Sagen“, von den Brüdern Grimm herausgegeben, liegt gegenwärtig vollendet vor. Die Sammlung enthält 585 Sagen.

Die Goethe-Literatur hat durch das Erscheinen des „Briefwechsels zwischen Goethe und Kaspar Grafen von Sternberg — 1820—1832, herausgegeben von F. Th. Bratranek“ (Verlag von W. Braumüller in Wien) eine neue wesentliche Bereicherung erfahren.

Das vor einigen Jahren in einer berner Handschrift des 10. Jahrhunderts aufgefundenen hexametrischen Gedicht „Orestis Tragoedia“, das aus dem 5. oder 6. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung stammen und einer der letzten Versuche eines Römers im altheidnischen Epos sein dürfte, ist durch Professor Maehly in Basel bei W. G. Teubner in Leipzig herausgegeben worden.

Theater und Musik. Ullmann hat seine französische Rundreise in Boulogne begonnen. Carlotta Patti und Mr. Trebelli bilden die Zugkraft.

Frl. Kleinjung, eine Schülerin der trefflichen Gesangslehrerin Frau Börner-Sandrini in Dresden, hat auf dem Theater zu Würzburg, wo sie als Coloraturfängerin engagirt ist, als ersten Versuch die Königin der Nacht in der „Zauberflöte“ gesungen und reichlichen Beifall gefunden. Ihre nächsten Partien werden die Donna Elvira im „Don Juan“ und die Rosine im „Barbier von Sevilla“ sein.

Das Gewandhausorchester in Leipzig wird nächstens eines seiner tüchtigsten Mitglieder verlieren, indem der vortreffliche Geiger Röntgen einen ehrenvollen Ruf nach St. Petersburg erhalten und angenommen hat.

Der frühere herzoglich sachsen-meiningsche Concertmeister Karl Müller, eins der Mitglieder des berühmten Müllerschen Quartetts, ist zum städtischen Musikdirector in Rostock ernannt

worben, und werden in Folge dessen die Gebrüder Müller ihren Aufenthalt daselbst nehmen.

Therese Lietjens hat eine Opern- und Concertgesellschaft bestehend aus den Damen Sinico, Demeric, Lablache und den Herren Mario, Rovini, Stanley, Cassier, Folli, Bossi und dem Capellmeister Arditi zusammengestellt, mit der sie die größern Städte Englands bereisen wird.

Bei der obersten Leitung des k. k. Hofopertheaters zu Wien soll es zum definitiven Beschluß gekommen sein, in der nächsten Saison keine Balletnovität zur Aufführung zu bringen. Die Frage, wer als Regisseur des k. k. Burgtheaters an Beckmann's Stelle treten soll, ist noch nicht erledigt. Dr. Förster soll die meiste Aussicht haben, das wichtige Amt zu erhalten, um das sich, außer ihm, wie man berichtet, noch die Herren Wagner, Meirner und Herzfeld beworben haben.

Bogumil Davison hat Ende September in Neu-York auf dem deutschen Stadttheater sein Gastspiel begonnen. Für 18 Abende ist ihm die Hälfte der jedesmaligen Einnahme mit wenigstens je 1000 Dollars und für jede sechste Vorstellung die volle Einnahme garantirt, so daß er mindestens 21,000 Dollars, sehr wahrscheinlich aber bedeutend mehr erzielen wird, da der Zudrang des Publicums ein fabelhafter ist. Seine Rollen sind: Narcis, Shylock, Königsleutnant, Carlos (Clavigo), Franz Moor, Richard III., Bonjour &c. Auch Adelaide Ristori ist mit ihrer Gesellschaft in Neu-York eingetroffen und wollte am 24. September dort im französischen Theater ihre Vorstellungen beginnen.

Von den bisherigen Mitgliedern des Hoftheaters zu Hannover sollen außer Herrn Niemann noch Frau Niemann-Seebach und der Tenorist Dr. Gunz ausgeschieden sein.

Die Schwestern Marchisio sind für das königl. Theater zu Madrid engagirt worden.

In Moskau ist das schon seit längerer Zeit vorbereitete Conservatorium für Musik nunmehr eröffnet worden. Director ist Nicolas Rubinstein; als Lehrer sind unter andern thätig: Die Herren Wieniawski, Door, Laube, Cosmann.

Am Woltersdorff-Theater zu Berlin ist ein neues Stück von Dr. Simon Sachs (Schriftstellernamen Max Werder) unter dem Titel: „Goldene Träume oder der Felsenkönig“ angenommen worden. Es behandelt im Märchengewande die verderbliche Macht des Goldes. Dieses Volkschauspiel soll ein glänzendes Ausstattungstück werden und im Laufe des Winters in Scene gehen.

Die frühere prima Ballerina der k. Oper zu Berlin, Marie Taglioni, ist in der Hedwigskirche zu Berlin mit dem k. k. österreichischen Husarenmajor Fürsten Windisch-Grätz in diesen Tagen vermählt worden.

Das Winterabonnement an dem Stadttheater zu Leipzig hat unter günstigen Auspicien mit dem Trauerspiel „Nabob“ von Rudolf Gottschall begonnen. Das von ächter Poesie getragene Stück verfehlte nicht, einen bedeutenden Eindruck auf das Auditorium zu machen, welches den Dichter und die Hauptdarsteller: Frau Plittersdorf, „Lady Somerset“, Fräul. Link „Sita“ und Herrn Deeg „Lord Clive“ mehrmals stürmisch hervorrief.

Während der diesjährigen Michaelismesse gab der k. Musikdirector Bilse aus Liegnitz in Leipzig eine Serie von fünfzehn Musterconcerten, die, trotz der in jeder Hinsicht träben Zeitlage, ungewöhnliche Anziehungskraft ausübten. Bilse bewältigt mit seiner in ihrer Art jetzt einzig dastehenden Kapelle die schwierigsten orchestralen Aufgaben in staunenswerther Disciplin und nicht minder zeichnen sich die Solovorträge aus.

Bildende Künste. In Braunau hat die Einweihung des vom Bildhauer Knoll geschaffenen Palm-Denkmal's in einfacher würdiger Weise stattgefunden. Es möge bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß Palm's Tochter, gegenwärtig eine Frau von 66 Jahren, in tiefem Elende lebt.

In Herculaneum sind die Nachgrabungen wieder aufgenommen worden, welche schwieriger sind, als die von Pompeji, da ein Lavaberg die Ruinen deckt. Man hofft jedoch noch auf eine reichere Ausbeute, als in Pompeji, weil die Herculaneer keine Zeit zur Rettung ihrer Schätze hatten. Die bis jetzt aufgefundenen Statuen berechtigen zu den schönsten Hoffnungen.

Um für die Nationalgalerie in Berlin historische Gemälde zu gewinnen, welche die hohen Waffenthaten der preussischen Armee im letzten Kriege verherrlichen, ist vom preussischen Cultusministerium eine Concurrrenz ausgeschrieben worden, an der sich alle vaterländischen Künstler betheiligen können. Der specielle Gegenstand der Composition bleibt dem Belieben des Künstlers überlassen; Bedingung ist allein die bis 1. April 1867 erfolgende Einsendung einer Skizze, aus der man zu schließen vermag, was man von dem ausgeführten Bilde zu erwarten habe. Aus diesen Skizzen sollen eine gewisse Anzahl zur Ausführung bestimmt werden, die übrigen wird man nach Befinden honoriren.

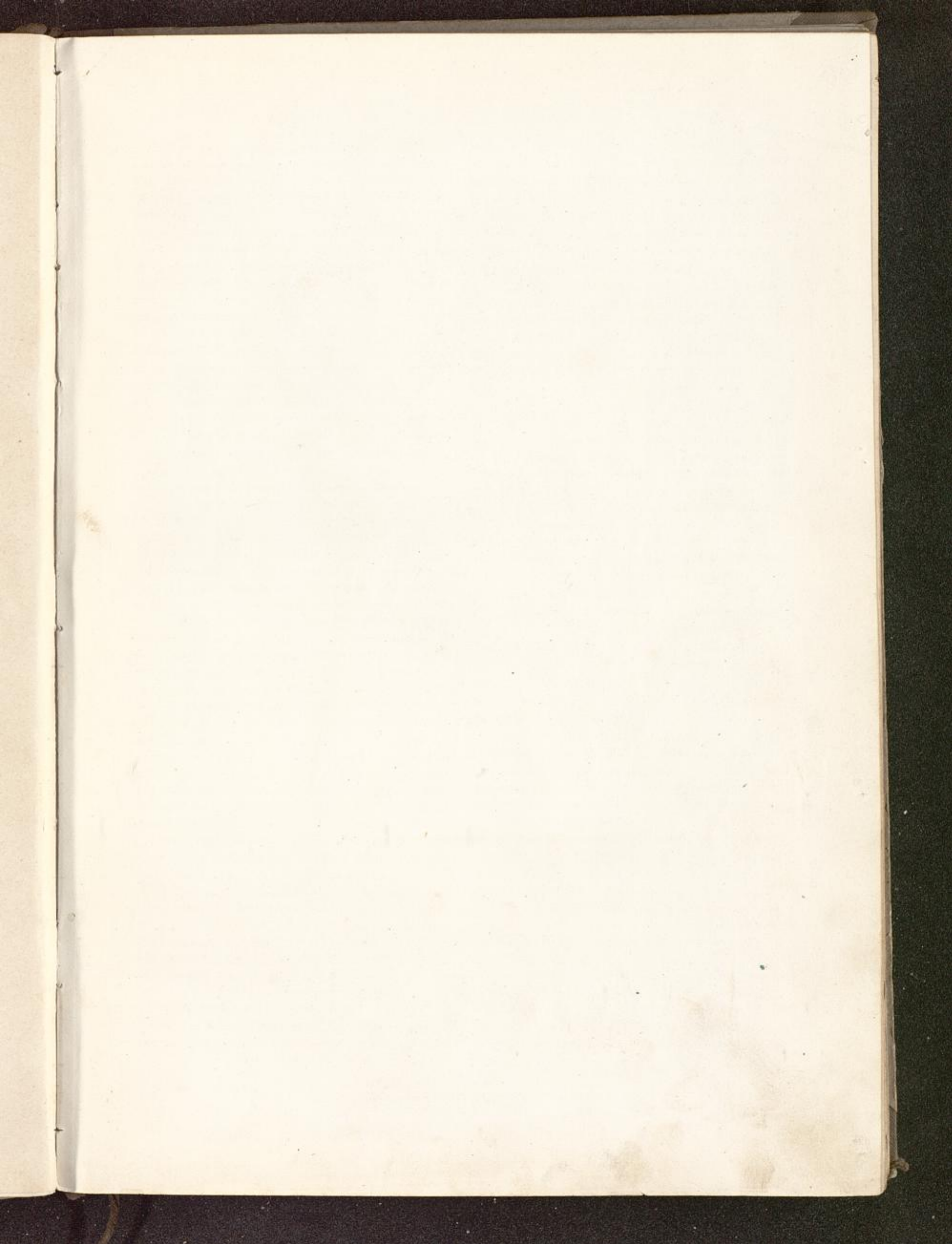
Von den Kunstschätzen Benedigs sollen diejenigen, welche Eigenthum der österreichischen Regierung sind, nach Wien gebracht werden und theilweise im Belvedere, theilweise in der Akademie der bildenden Künste ihren Platz finden. Das Letztere geschieht indeß erst, nachdem diese Schätze im österreichischen Museum zur Ausstellung gebracht sein werden.

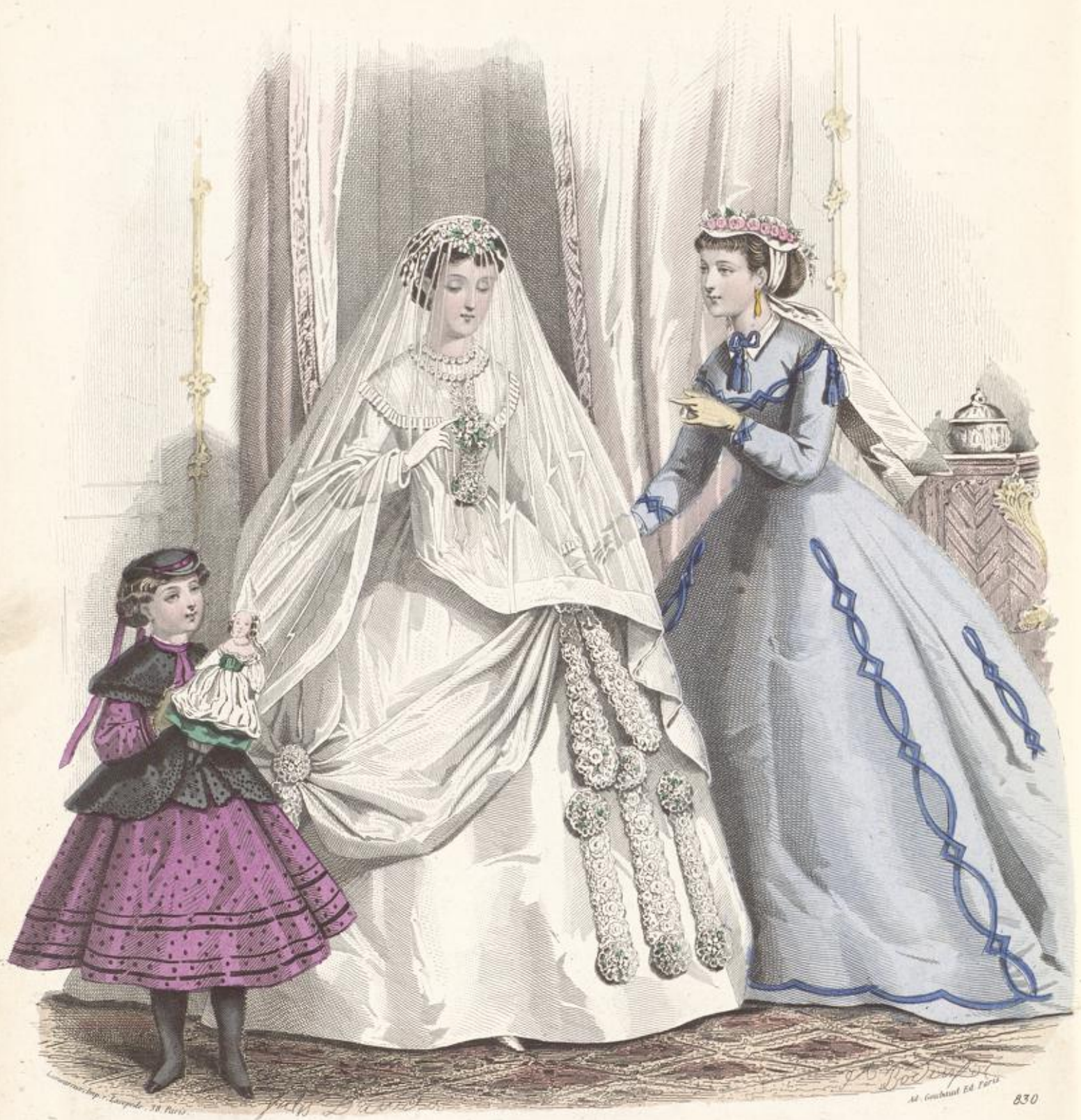
Die Königin Victoria von England hat den talentvollen jungen Landschaftsmaler Peter Graham mit der Anfertigung dreier Gemälde beauftragt, welche pittoreske Partien aus der Umgebung des königl. Schlosses Balmoral in den schottischen Hochlanden darstellen. Graham ist ein geborener Schotte, und eines seiner Bilder aus dem Hochlande, das kürzlich in der Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu London zu sehen war, hat die Aufmerksamkeit der Menge auf den Künstler gelenkt.

Professor Piloty in München arbeitet an zwei Bildern von bedeutendem Umfange. Das eine derselben stellt die Ermordung Cäsars in der Curia Pompeji in Rom dar, das andere schildert eine Scene aus dem dreißigjährigen Kriege.

General Mosquera hat der Republik Columbia, deren Präsident er ist, eine prächtige Statue des Christoph Columbus verehrt, die nach Congressbeschlus auf dem Hauptplatze des Hafensortes Colon aufgestellt werden soll.

In Paris wird gegenwärtig eine Art architektonischen Phänomens ausgeführt — ein neunstöckiges Haus mit Parterre- und Kellerwohnung, so daß dasselbe ohne die Keller elf Stod-





Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravure du MONITEUR DE LA MODE publiée à Paris.

werke haben wird. Dieses Haus, welches in der Faubourg du Roule entsteht, hat keine Treppe, sondern einen Aufzug, der von Minute zu Minute die Bewohner in die Höhe befördert. Das Haus ist ein Experiment; wenn es sich bewährt und Anklang findet, will man mit dem Bau solcher Häuser fortfahren.

Der Schlachtenmaler Friz L'Allemand ist in Wien der Cholera erlegen. Geboren zu Hanau im Jahre 1812, machte er sich zuerst einen größern Namen durch das Gemälde, welches die Jubiläumsfesttafel der Maria Theresia-Ordensritter in Schönbrunn in voller Porträtreue wiedergab. Nicht minder gelang ihm die Wiedergabe der Episoden aus den Gesechten von Oberfeld, Deversee und Veile.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Die verkehrte Welt scheint entschieden an die Tagesordnung zu kommen und die Mode geht hierin mit dem guten Beispiel voran. Was uns vorzüglich zu dieser Annahme berechtigt, ist die sonderbare neue Idee, die Unterröcke über anstatt unter den Kleidern zu tragen — man möge es nun glauben oder nicht, aber dies ist die neueste Mode für die Herbstsaison. Beschreiben wir zur näheren Erläuterung unserer Mittheilung einen solchen neuen Anzug: Man hat ein Prinzessinnenkleid ganz ohne Falten, Taille und Rock aus einem Stück geschnitten und letzterer nicht länger als die Röcke, welche man gewöhnlich über die Crinoline zieht. Dieses Kleid fertigt man aus ganz glattem Stoff — Wollstoff, Foulard oder Taffet — und darüber zieht man einen anderen Rock aus Mohair, Poil de Chèvre oder Kaschmir mit irgend welchem bunten oder dunklen Besatz; dieser zweite Rock ist entweder sehr kurz, so daß er nur bis zum Knie reicht, oder so lang, daß er nur über eine Hand breit kürzer als der Kleiderock ist, oder auch mit Agraßen in die Höhe genommen. Hierzu trägt man einen kurzen Paletot von dem nämlichen Stoffe wie der oberste Rock — beides besteht stets aus wollenem Stoff, denn die Seide wird zum Unterleide verwendet. Das Warum vermögen wir weiter nicht zu erklären, wir wollen auch nicht darüber disputiren, ob diese Stagen-Toiletten besonders nützlich, angenehm oder schön sind — wir bescheiden uns damit, daß sie Mode sind.

Eine andere Neuigkeit für den Herbst und Winter sind die schwarzen, über und über mit Schmelzperlen benährten Kaschmirkleider, welche das Pendant zu den gleichen Paletots bilden sollen, die bereits zu Anfang des Sommers aufkamen, die man dann der Wärme wegen wieder bei Seite ließ und jetzt abermals mit mehr Erfolg wieder in den Vordergrund gebracht hat. Die Paletots dieser Art sind unbestreitbar für die gegenwärtige Saison ebenso practisch als hübsch; wir sahen deren, welche bloß über und über mit geschliffenen Schmelzperlen benährt und rings mit einer Franse solcher Perlen garnirt waren, sowie andere, welche mit schwarzer Goutpurespitze eingefast und mit einem Muster von ungleichen Streifen aus Schmelzpassementerie besetzt waren — beide Arten gleich elegant, wenn auch ganz verschieden im Schnitt, da der erste enganschließende, der zweite weite griechische Kermel

hatte. Mit den Kaschmirpaletots sind wir also gänzlich einverstanden, aber was die derartigen Kleider anbelangt, welche man ebenso mit Perlen besetzt, so fragen wir nur, ob dieselben nicht gar zu schwer sein dürften. Jedenfalls gehört eine ungewöhnliche Kraft dazu, eine solche Last mit Anmuth tragen zu können.

Zu den beliebtesten Verzierungen für Anzüge jeder Art gehören die Grelotknöpfe aus Gold, Silber oder Seide, die gewöhnlich an Taille, Kermel und Schöße oder Gürtel des Kleides angebracht werden, während sie den Paletot auch rings umgeben. Zu Seidenkleidern sehen diese Knöpfe besonders gut aus und es läßt sich nichts Geschmackvolleres denken, als ein blaues Seidenkleid mit Silberfingerringknöpfen oder ein schwarzes Kleid mit ähnlichen hängenden Goldknöpfen, die, klein und zierlich gearbeitet, wie Tropfen auf dem dunklen Stoffe abstechen und unendlich viel gratiöser sind als die kolossal großen Cameenknöpfe, die jedem Kleid sofort ein überladenes Aussehen verleihen.

Um die so außerordentlich modernen schwarzen Kleider etwas zu heben und ihnen eine weniger düstere Miene zu geben, besetzt man dieselben sehr häufig mit schwarzer Spitze oder Guipure, die mit Goldfäden durchzogen sind, welche das Muster in der Spitze umgeben. Bunte Kleider garnirt man mit schwarzen Spitzen, die in ähnlicher Weise mit bunter Seide durchzogen sind, welche jedoch natürlich in der Farbe mit dem Kleide übereinstimmen muß.

Modenblatt No. 50. (830.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Brautanzug. Die Frisur besteht vorn in zurückgefämmten russischen Scheiteln, hinten in einer Reihe von kleinen kreuzweis gesteckten Haarpuffen; vorn auf der Mitte des Scheitels liegt ein breites flaches Bouquet von Orangenblüthen und Blättern, welches sich auf beiden Seiten nach hinten zu in eine schmale Guirlande verläuft. Der Schleier aus weißem Illusiontüll, bloß mit einem breiten Saum rings herum, ist à la Juive über das Gesicht und den Kopf gelegt und so arrangirt, daß er vorn kurz, hinten jedoch sehr lang herabfällt.

Das Kleid mit doppeltem Rock besteht aus weißem Taffet; die Taille ist sehr tief ausgeschnitten und der Ausschnitt mit einem schmalen gefälzten Taffetvolant umgeben; eine Untertaille aus faltig gelegtem Tüll reicht bis herauf an den Hals und ist oben mit einer schmalen Spitze garnirt. Die runde Taille mit Gürtel endet vorn in einer Spitzenrosette. Die Kermel sind glatt und ziemlich enganschließend. An der Brust ist ein kleines Orangenblüthenbouquet befestigt.

Der obere Rock ist an beiden Seiten, links jedoch sehr hoch aufgenommen vermittelt einer Spitzenrosette mit Orangenblüthen in der Mitte; an jeder Rosette sind zwei lange Spitzenenden angebracht.

Der glatte untere Rock ist an der linken Seite oben und unten mit drei Spitzenrosetten verziert, welche durch glatt aufgenährte Spitzen mit einander verbunden werden.

2) Besuchstoilette. Der Hut aus weißem Taffet ist von der neuen Façon, welche man „Lady Flaming“ nennt; er ist rings

mit einem dichten Kranz von Rosen umgeben und die weißen Bindebänder sind hinten geschlungen.

Das Kleid besteht aus hellem graulila Taffet; Taille und Rock sind aus dem Ganzen geschnitten und jedes Blatt des Rockes ist mit einer arabeskenartigen Verzierung aus violetter Sammetband benäht, welches unten in flachen großen Bogen rings herum läuft. Die glatte hohe Taille ist vorn quer über Brust und Rücken mit einer ähnlichen Sammetarabeske besetzt, die an den Schultern in zwei Seidenquasten endigt. Die anschließenden Ärmel haben um das Handgelenk einen gleichen Besatz. Der weiße Battistfragen ist vorn mit einer Schleife aus violetter Seidenschnur nebst Quasten versehen.

3) Anzug für ein kleines Mädchen. Regent-Hütchen aus schwarzem Sammet mit an der Seite in die Höhe geschlagenen Rändern; es ist mit rothem Sammetband garnirt, das hinten in langen Enden herabfällt.

Kurzer Paletot ohne Ärmel aus schwarzem Taffet, mit einem Streumuster von Schmelzperlen benäht. Die Form bildet eine Weste mit Schößen nebst einer doppelten Pelerine darüber; rings herum ist noch ein Besatz von schwarzer Guipure angebracht.

Das Kleidchen ist aus rothem Mohair mit schwarzen Punkten und ist am Rock und den langen anschließenden Ärmeln mit schwarzer Seidenborte benäht.

Feuilleton.

Eine Königsstunde. König Ludwig XV. besuchte eines Abends nach dem Souper seine Tochter Madame Victoire, mit der er sehr gern ein Stündchen zu plaudern pflegte. Plötzlich schien ihm etwas einzufallen, er verlangte Papier und Feder, schrieb einen Brief und übergab denselben einem Bedienten mit den Worten: — Jacques, trage diesen Brief zum Herzog von Choiseul, der ihn sofort dem Bischofe von Orleans zustellen soll.

Jacques eilte nun zu Herrn von Choiseul; dort hört er, daß der Herzog bei Herrn von Penthièvre sei und begiebt sich dorthin, wo er den Brief endlich an seine Adresse befördern kann. Als der Herzog vernimmt, daß er das Schreiben augenblicklich dem Bischofe von Orleans übergeben soll, wird er sehr neugierig und schickt seinen Diener Cadet aus, der sich überall erkundigen soll, wo sich der Bischof eben aufhalten möge, um ihm dann sofort Bescheid hierüber zu bringen. Cadet kehrt nach Verlauf von 1½ Stunden zurück, berichtet, er sei zuerst in der Wohnung des Bischofs gewesen, habe an alle Thüren geklopft, aber Niemand habe sich hören lassen, dann sei er in ganz Versailles herumgelaufen, habe aber weder den Bischof gefunden noch irgendwie erfahren können, wo er sich aufhalte.

Nun machte sich der Herzog von Choiseul in eigener Person auf, den geistlichen Herrn zu suchen; zuerst begab er sich in dessen Wohnung, stieg hundertachtundzwanzig Stufen hinauf und donnerte so rasend an die Thüre, daß es ihm schließlich gelang, zwei Diener zu erwecken, die vor Schrecken zitternd im Hemde herbeieilten und die Thüre öffneten.

— Wo ist der Bischof?

— Er ist unwohl und liegt bereits seit zehn Uhr im Bette. Jetzt ist auch der ehrwürdige Kirchenfürst durch den Lärm aufgewacht und ruft: — Was giebt es denn da?

— Ich bin's, Choiseul! Ich bringe einen Brief vom Könige für Euch.

— Einen Brief des Königs! O, mein Gott, wieviel Uhr ist es denn eigentlich?

— Zwei Uhr.

Mit zitternden Händen nimmt der Bischof den Brief, öffnet ihn und stammelt dann: — Ich kann ohne Brille nicht lesen.

— Wo ist die Brille?

— In meiner Beinkleidertasche.

Man suchte sie herzu und währenddem ergingen sich der Herzog wie der Bischof in tausend Betrachtungen über den möglichen Inhalt des Briefes. — Was mag darin stehen? Sollte etwa der Erzbischof von Paris plötzlich gestorben sein?

Beide waren in großer Unruhe; konnten sie nicht vielleicht in Ungnade gefallen sein? Der Bischof hielt es für das Klügste, erst vor allen Dingen den Brief zu lesen und dann weiter zu grübeln, aber die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, er kam nicht damit zu Stande und reichte das Schreiben dem Minister, welcher folgende Worte las:

„Herr Bischof von Orleans, meine Töchter hätten große Lust, Cotignac zu kosten (Cotignac war ein Quittengelée, wegen dessen Vereitung die Stadt Orleans eine gewisse Berühmtheit besaß); sie möchten jedoch ganz kleine Schachteln haben, die Sie ihnen wohl verschaffen können; haben Sie keine, so bitte ich Sie (an dieser Stelle des Briefes war eine Sänfte gezeichnet und darunter hieß es weiter:), sofort in Ihre Diocese zu schicken, um deren holen zu lassen, die Schachteln sollen aber möglichst klein sein. Im Uebrigen, lieber Bischof von Orleans, möge Gott Sie in seinen heiligen Schutz nehmen. Ludwig.

Postscriptum: Die Sänfte hat nichts zu bedeuten; meine Töchter hatten sie auf dies Blättchen gezeichnet, was mir eben gerade in die Hände fiel.“

Der Herzog und der Bischof standen beide versteinert vor Erstaunen da — alles Andere hätten sie eher erwartet, nur nicht dies! Um einer solchen Kleinigkeit willen sich so aus dem Schlafe aufschrecken lassen zu müssen, es war unerhört!

Nichts desto weniger fertigte der Bischof auf der Stelle einen Courier nach Orleans ab, um eine Anzahl kleiner Schachteln voll Cotignac zu holen. Als dieselben den Tag darauf ankamen, hatten der König und die Prinzessinnen bereits ihren Wunsch vergessen und stellten die Schachteln unbeachtet bei Seite. —

Veränderte Entschlüsse. Der Professor Duncan in Aberdeen in Schottland bewarb sich um die Hand einer Dame, erhielt aber von ihr eine abschlägliche Antwort.

In Folge dessen ließ er den Gegenstand fallen, aber nach einer kurzen Zeit trafen sie sich zufällig einander von Neuem.

— Erinnern Sie sich der Frage, sagte die Dame, die Sie an mich richteten, als wir uns das letzte Mal sahen?

Der Professor antwortete, er erinnere sich derselben sehr wohl.

— Und erinnern Sie sich auch meiner Antwort?

— O, sicher, entgegnete der Professor.

— Gut, Herr Duncan, fuhr die Dame fort, ich bin bestimmt worden, meinen Entschluß zu verändern.

Das ist auch von meiner Seite geschehen, erwiderte der Professor trocken, der bis zu seinem Tode seinem Junggesellenleben treu blieb.

E.

Eid el Campeador. Herder und Corneille haben uns den edlen spanischen Helden Eid oder eigentlich Don Rodrigo Diaz Graf von Bivar in seinen Kriegs- und Liebesabenteuern so großartig ritterlich und erhaben dargestellt, daß wir der historischen Gerechtigkeit halber doch auch einmal berichten wollen, was die Geschichtschreiber von ihm erzählen, die ihn lange nicht so vorthellhaft schildern. Wir geben als Beispiel blos eine kleine Episode aus seinem Leben.

Der heilige Vater hatte den edlen König Ferdinand I. von Castilien um 1050 zu einem Concilium nach Rom berufen, um seinen Huldigungseid zu empfangen. Ferdinand begab sich, vom Eid begleitet, sofort nach Rom und beeilte sich, dem Papste Hand und Fuß zu küssen; auch der Eid und die übrigen Ritter gelangten zu dieser Ehre. Als Don Rodrigo dann die Peterskirche betrat, sah er um den Thron des Papstes die sieben Throne für die sieben christlichen Könige gruppiert; da war zuerst der Thron des „ältesten Sohnes der Kirche, des allchristlichsten Königs“, des Königs von Frankreich, und um eine Stufe tiefer der St. katholischen Majestät, des spanischen Königs. Das ergrimmte den stolzen Eid, er stieß mit einem gewaltigen Fußtritt den Thron des französischen Königs um, und da derselbe aus Elfenbein bestand, brach er in vier Stücke; dann nahm er den Thron seines Königs und setzte ihn an die Stelle zunächst neben dem päpstlichen Stuhle. Der Herzog von Savoyen hatte dieses gewaltthätige Benehmen mit angesehen und sagte: „Rodrigo, Ihr werdet vom Papste verflucht und excommunicirt werden, denn Ihr habt den besten und edelsten König beschimpft!“ Der Eid entgegnete darauf: „Lassen wir die Könige, Herzog! Wenn Ihr Euch beleidigt fühlt, so machen wir die Sache unter uns aus.“ Damit näherte er sich dem Herzoge und versetzte ihm einen mächtigen Faustschlag, aber der Herzog blieb ganz ruhig und sagte nichts darauf.

Als der Papst von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt wurde, wollte er den Eid excommuniciren, aber König Ferdinand bat ihn sehr, dies nicht zu thun und der Eid kniete vor dem Papste nieder und sagte: „Gieb mir die Absolution, heiliger Vater, oder Du wirst es mir theuer bezahlen!“

Hierauf entgegnete der Papst als langmüthiger Vater mit vieler Mäßigung: „— Ich will Dir die Absolution noch einmal geben, Don Rodrigo, ich will sie Dir gern geben wegen der Fürbitte Deines Königs, aber ich hoffe, Du wirst Dich von jetzt an hier an meinem Hofe gesittet und ruhig betragen!“ —r.

Eine treffende Antwort. Eine Person, welche einem alten Herrn mit silbergrauem Haar und einem ganz schwarzen Barte begegnete, fragte ihn, wie es zugehe, daß sein Bart nicht so grau sei, wie sein Kopfhaar und erhielt von demselben die Antwort: „Weil er zwanzig Jahre jünger ist.“ E.

Guter Anfang, schlimmes Ende. In der englischen Stadt Bristol fand vor wenigen Wochen ein ebenso merkwürdiges als glänzendes Fest statt, an dem sich alle Schichten der dortigen

Bevölkerung jedes Alters und Geschlechts mit lebhaftem Interesse betheiligten. Der Scharfrichter James Fitz, ein behäbiger corpulenter Herr, der in keiner Weise an die gewöhnliche Vorstellung von finsterblickenden rothbemäntelten Henkern erinnert, aber trotzdem in großem Ansehen steht und der Schrecken aller Gauner ist, die er stets mit anerkennenswerther Geschicklichkeit in's bessere Jenseits befördert hat, feierte sein fünfundsiebenzigjähriges Amtsjubiläum.

Der hehre Tag wurde in würdiger Weise dadurch eingeleitet, daß der ehrenwerthe Herr James Fitz bei Sonnenaufgang die Mörderin Elam Gagot, die ihren Gatten und ihre Tochter vergiftet hatte, mit dem Stricke vom Leben zum Tod beförderte. Eine zahllose Menschenmenge wohnte diesem schauerlichen Drama bei, in welchem sich der würdige Fitz zum wer weiß wie vielen Male als Meister in seiner Kunst bewährte. Ein donnerndes Hoch der gaffenden Menge lohnte seine Bravour, als er nach gethauer Arbeit im Vollgeföhle erfüllter Pflicht sich unter der üblichen Escorte im scharlachrothen Amtskleide entfernte.

Alles, was Bristol an Berühmtheiten von Geist und Capital besitzt, hatte sich am Abend des solennen Tages in Fitz-Hall, dem reizenden Landhause des greisen Helden vom Stricke versammelt, um diesen zu beglückwünschen. Es wurden lange begeisterte Reden gehalten, aus allen Theilen des meerrumschlungenen Reiches trafen auf telegraphischem Wege Grüße und Anerkennungsadressen ein — kurz, Herr Fitz hatte sich an seinem Ehrentage so vieler Auszeichnungen zu erfreuen, daß er nach Verabschiedung der trefflich bewirtheten Gäste bei einbrechender Nacht mit diesem schönsten Tage seines geplagten Daseins zufrieden sein konnte.

Doch der Mensch soll den Tag nicht eher loben, als bis er vorüber ist. Es war eine trübe regnerische Nacht und Fitz wollte sich, von den Aufregungen des Tages ermüdet, von der ihm zu Theil gewordenen Ehre gleichsam erdrückt, eben zur Ruhe begeben, als er in seinem Schlafzimmer durch ein unheimliches Geräusch erschreckt wurde.

Durch das halbgeöffnete Fenster, dessen Aussicht auf einen baumreichen Garten geht, stiegen mittelst einer angelegten Leiter mehre handfeste stämmige Kerle mit wilden Mienen herein, in denen der geübte Blick des Scharfrichters nur allzu leicht Leute von der Sorte erkannte, mit der er am meisten zu thun hat. Die sechs Eindringlinge hatten ihren Sprecher, der in ächt englischer parlamentarischer Weise folgende Rede an den Jubilar hielt:

„Wir sind zur Begrüßung des erfahrenen und erprobten Scharfrichters lieber bei Nacht gekommen, weil die kostbaren Stunden des Tages von anderen Gästen in Anspruch genommen waren, weil wir zu keiner gesetzlich anerkannten Corporation zählen und weil unsere Widersacher uns vielleicht mit gewohnter Beharrlichkeit an dem Ausdruck unserer aufrichtigen Sympathie und Loyalität verhindern haben würden. Hr. Fitz, Sie haben sich durch Ihr Wirken um die Menschheit hoch verdient gemacht, die Ehre unseres Standes gebietet uns diese Anerkennung; denn wenn Sie auch so manchem unserer guten Freunde den Weg in's Jenseits gebahnt, so ist dies doch stets liebevoll und in ächt humaner Weise geschehen. Erlauben Sie daher, daß ich Ihnen als Zeichen unserer Anerkennung ein kleines Ehrengeschenk, einen aus getriebenem Silber kunstvoll gefertigten Galgen überreiche.“

Herr Fiß, der anfangs durch den unerwarteten Besuch durch's Fenster ganz verduht gewesen war, beantwortete die Ansprache in würdevoller Weise, dankte für den ihm gewordenen Ausdruck der Achtung und Anerkennung und bedauerte, wegen der vorgerückten Nachtstunde seine Gäste nicht entsprechend bewirthen zu können, doch reichte er jedem Einzelnen die Hand, und nach erneuertem Austausch von Complimenten entfernten sich die Gäste auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, trotz aller Einsprache des Herrn Fiß, der sie lieber durch die Thüre gehen sehen wollte.

Kaum war dies geschehen, als die Haushälterin des Scharfrichters, Frau Sarah Klimport, athemlos in's Schlafgemach ihres Herrn stürzte und zitternd vor Angst und Entsetzen folgenden Bericht hervorstammelte: Es seien vor einer Weile etwa zehn Männer in den ebenerdigen Speisesaal gedrungen, hätten den Dienstreuten Sillschweigen geboten, die sich Widersetzenden gefnebelt, und sodann alles Silbergeschirr, das den Gästen bei der Tafel gedient hatte und zum größten Theile nur geliehen war, Becher, Schüsseln, sowie die kostbaren Ehrengeschenke zusammengerafft, sogar die Amtseliquien des Henkers. Das Haus sei förmlich ausgeplündert, der Schade belaufe sich auf mehrere tausend Pfund und es sei nicht abzusehen, wie Herr Fiß die Darleher des Silberzeugs entschädigen solle.

Fiß blickte verzweiflungsvoll auf den silbernen Galgen, das Ehrengeschenk seiner Freunde, stieß dann ein Wuthgeschrei aus und stürzte hinaus, um sich zu überzeugen, in wie weit Frau Klimport die Wahrheit gesprochen.

Sie hatte aber leider nicht zu viel gesagt, der Schweiß einer fünfundzwanzigjährigen mühsamen Arbeit und mehr als dies war auf schlaue Weise in die Hände der Gauner gefallen, und nichts war ihm geblieben, als das Symbol seines Amtes, der silberne Ehrengalgen. Zwar wurden die Strolche nachträglich eingefangen, aber die ganze Habe des Henkers, die entliehenen Werthsachen und die Ehrengeschenke waren unwiederbringlich verloren.

Jeden Tag glücklich. Sydney Smith schnitt die folgende Sentenz aus einer Zeitung und behielt sie für sich:

„Wenn Du des Morgens aufsteht, so fasse den Vorsatz, eins Deiner Mitgeschöpfe glücklich zu machen. Es ist leicht gethan: Ein abgelegtes Kleidungsstück einem Manne, der es nothwendig braucht; ein gütiges Wort für einen Bekümmerten; ein ermutigender Ausdruck für einen Strebenden — Kleinigkeiten an und für sich, leicht wie die Luft — werde es wenigstens auf 24 Stunden thun. Und wenn Du jung bist, so verlaß Dich darauf, es wird zählen, wenn Du alt bist; und bist Du alt, so sei versichert, es wird Dich ruhig und glücklich den Strom der Zeit hinab zur Ewigkeit senden. Nach der einfachsten arithmetischen Berechnung blicke auf das Ergebnis.

Du sendest eine Person, nur eine glücklich durch den Tag; das giebt im Laufe des Jahres 365 Personen. Und angenommen, Du lebst nur noch 40 Jahre, nachdem Du diesen Gang begonnen, so hast Du in dieser Zeit 14,600 Wesen glücklich gemacht, in jedem Falle für einige Zeit.“

Der Astronom und der Bauer. Ein Astronom, welcher den Mond sehr aufmerksam betrachtete, fiel in einen Teich. Glücklicher

Weise war ein Landmann in der Nähe, der ihm heraushalf und zu ihm sagte: „Hätten Sie in den Teich geblickt, so hätten Sie dort den Mond gesehen; da Sie aber nach dem Monde sahen, so konnten Sie natürlich den Teich nicht sehen.“

Albumblätter.

Sich selbst vergeben die Menschen Alles, den Nebenmenschen Nichts.

Schiller.

Es sind
Nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Lessing.

Eine große durchgehende Idee, ein haltbares Interesse, ein bleibender Zweck muß uns befeelen, wenn das Leben nicht in unerträgliche Schalheit versinken soll. Denn es ist ohnedies so sehr ein Stückwerk kleinlicher Thätigkeit, nichts bedeutender Momente: auch die glücklichste Lage kann sich so wenig dem Drucke der Alltäglichkeit entziehen, daß in jedem Falle eine nicht geringe Stärke des Frohsinns dazu gehört, von einem Höhenpunkte poetischer Anregung bis zum andern hinweg die Schwungkraft der eigenthümlichen Fittige zu erhalten.

Gracian.

Räthsel und Aufgaben.

Schlägst schüchtern Du das Auge auf zum Himmel,
Kehrt sinnig es zum Erdenrund herab:
Umsonst suchst Du, umsonst im Weltgetümmel,
Vergebens mich im dunkeln stillen Grab.
Doch wende gläubig Deinen Blick nach Oben,
Senk' ihn hinab, dort in des Orkus Graus,
Da find'st Du mich; selbst in dem wilden Toben
Des Orkans, ja auch da bin ich zu Haus.
Nicht Christ, nicht Jud', nicht Türke kann mich brauchen,
Ein Katholik kann ohne mich nicht sein,
Nicht da bin ich, wo Flammenzeichen rauchen,
Beim stillen Frieden lehr' ich nimmer ein.
Du findest leicht mich im gebieg'nen Golde,
Doch halt' ich mich von jedem Erze fern;
Ich strahle Dir aus jeder Blumendolbe
Und dennoch bin ich nie in einem Stern.
Du findest nimmer mich in Deinem Leben,
Und dennoch blicke auf zum Morgenroth,
Da werd' ich doppelt Dir entgegenschweben
Und Dir entgegen trägt mich noch der Tod.

Auf dem Dach wird's sein;
Wirf ein w hinein,
Wird's im Kopfe sein.

Einen Vornamen von drei Buchstaben bitten wir zu suchen, deren Summe ($a=1$) 14 beträgt. Der zweite Buchstabe ist um 5 kleiner, der dritte um 8 kleiner als der erste. Wie heißt der Vorname?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 40.

Frauenzimmer.

Rinnesänger.

Der Fisch will dreimal schwimmen, in Wasser, Butter, Wein.

Briefpost.

Herrn A. W. in Garburg. Vielleicht können wir später Einiges von Ihrer werthen Sendung brauchen, falls Sie von einem Honorar absehen.

Hr. Marie W. — Die betreffende Notiz war aus der Feder eines unserer Mitarbeiter, der jenes angezogene Werk wahrscheinlich für das beste des gefeierten Dichters hält. Es gehört dies in das Gebiet des individuellen Geschmacks, in dessen Rechte und Freiheiten wir eingzugreifen nicht befügt sind, um so weniger, da wir der festen Ueberzeugung sind, daß der Dichter selbst gewiß nicht darüber in irgend welche Aufregung gerathen wäre.

Hr. A. S. in D. Ist nicht mehr modern.

Hr. J. P. in Str. In so zarter Angelegenheit vermögen wir keinen Rath zu ertheilen.

Herrn Stud. E. v. A..... in B. Zu ernst, um als Scherzbild zu dienen.

Hr. v. S. in B. Sehr gut gerathen. Höflichsten Dank.

Hr. Bar. Ch. in K. Die Fragen unserer geehrten Leserinnen ermüden uns nicht, sondern freuen uns, und zwar doppelt, wenn wir im Stande sind, sie beantworten zu können. Zum bevorstehenden Pösterabend erlauben wir uns Ihnen die sogenannte Braut-Torte vorzuschlagen, welche wie folgt zubereitet wird: Man rühre an einem warmen Orte 1 Pfund guter Schmelzbutter zu Sahne, gebe unter dem Rühren nach und nach 1 Pfund gestohlenen und durchgeseihten Zucker, 1 Pfund geriebene frische Mandeln, die abgeriebene Schale einer Citrone, einen Theelöffel voll Mustarblüthe und zwölf Eidotter hinzu, so daß von allen Theilen jedesmal etwas zugerührt wird, und fahre mit dem Rühren eine halbe Stunde fort. Alsdann wird auch 1 Pfund feines, vorher erwärmtes Mehl und zuletzt das zu Schnee geschlagene Eiweiß durchgerührt. Aus diesem Teige backe man bei sehr schwacher Hitze vier Kuchen dunkelgelb. Unterdeß lassen man Butter bei schwachem Feuer schmelzen, rühre Zucker, Eidotter, Citronenschale und Citronensaft hinein, so daß es dicklich wird, nehme es alsdann vom Feuer und bleibe noch eine Weile am Rühren, bestreibe dann damit drei Kuchen, lege sie aufeinander und den vierten Kuchen unbestrichen oben darauf. Den Rand schneidet man am folgenden Tage glatt und überzieht den ganzen Kuchen noch mit einem Zuckerguß. Als Zierrath lege man Myrthenblättchen oder feine Blumen um den Kuchen.

Intelligenzblatt zur Alogen-Beitung.

Heute erschien:

Hand und Handschuh.

Von

Amelia B. Edwards.

Roman in 2 Bänden. — Aus dem Englischen.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Eleg. brosch. Preis 2½ Thlr.

„Auch Blut und Eisen“.

Von

Ferdinand Pflug.

Schill in Gollnow. Der Schulmeister von Hagelsberg. An der Göhrde.

Zweite Auflage. Eleg. brosch. 1½ Thaler.

Aus den Tagen des großen Königs.

Inhalt: Der Junker von Seidlitz. Ein Manövertag. Die Nacht von Torgau.

Von

Ferdinand Pflug.

Zweite Auflage. Eleg. brosch. Preis 1½ Thlr.

Leipzig, den 1. October 1866.

Bernhard Schlicke.

Die im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung erscheinende

Novellen-Zeitung.

Eine Wochenchronik für Literatur, Kunst, schöne Wissenschaften und Gesellschaft gehört zu den gediegensten belletristischen Blättern der Gegenwart. — Sie zählt zu ihren regelmäßigen Mitarbeitern:

Otto Banck, E. Freiherrn v. Bibra, Alfred Waldau, Louise Otto, Bernd von Huseck, St. Grafen Grabowski, Marie v. Koskowska, Ewald August König, F. Cosmann, A. Göring, Carl Freiherrn von Kessel, E. Heusinger, D. von Wilcke, Dr. P. Wigand u. v. A.

Die Novellen-Zeitung bringt Romane, Novellen, Genrebilder und Skizzen, interessante Schilderungen aus der Natur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Politik und Gesellschaft, sowie namentlich Otto Banck's Berichte über Kunst und Literatur, so daß sie an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von keinem andern Blatte übertroffen werden dürfte.

Dieselbe erscheint wöchentlich ein Mal in 2 Bogen hoch 4. und beträgt der Preis pro Quartal 1 Thlr. 10 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ein edles Frauenherz.

Roman

von Ernst Freiherrn von Vibra.

3 starke Bände. 8. broch. 4½ Thaler.

Ein neuer humoristischer Roman von Vibra wird jedes Mal mit Freuden begrüßt. Dies neue Erzeugniß der Vibra'schen Feder zeichnet sich noch durch besonders drastischen Humor vor den früheren Werken aus.

Der Graf von der Liegnitz.

Historischer Roman

von Bernd von Guseck.

3 starke Bände. 8. 4½ Thlr.

Die Zeit der letzten Piasten in Schlesien ist der historische Grund, auf welchem sich die frei erfundene Handlung des Romans, getragen durch geschichtliche Personen, Thatfachen und Zustände, mit seinen Gestalten der Dichtung entwickelt. Er führt uns in das Kurfürstenschloß zu Berlin, an den Piastenhof zu Brieg, wo die Duldung der geistreichen Regentin von den Jesuiten gemißbraucht wird, auf die Landfeste Schlesiens, von welchem nur noch ein kleiner Theil den Piasten gehörte. Wir sehen den jugendlich schönen Prinzen, auf dessen zwei Augen der ganze Fürstenstamm noch steht, heranreifen, wir folgen seinem Oheim, dem Grafen Liegnitz, den sein eigener Vater von der Erbfolge aus Furcht vor der wachsenden Nachkommenschaft ausgeschlossen hatte, durch alle seine Schicksale und Kämpfe, auch mit dem eigenen Herzen. Im Kriege gegen Deutschlands gefährlichsten Feind, in der Kaiserburg zu Wien, in der Ständeversammlung seiner Heimath, auf dem stillen Pfarrhofs seines Freundes, wie in der eigenen freudlosen Häuslichkeit bewährt er seinen Charakter; nicht jener schöne fürstliche Jüngling, sondern Augustus von der Liegnitz, wenn er auch keinen Fürstenthron bestieg, war der letzte Piast.

Vom Tweed zur Pentlandsföhre.

Reisen in Schottland

von Dr. Richard Andree.

Mitteloctav-Format. Eleg. broch. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Unsere deutsche Literatur ist arm an Werken über Schottland. Der Herr Verfasser hat dem Norden des Landes bis hinauf an die nördlichste Spitze seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt; die ethnographischen Verhältnisse, der Unterschied zwischen der absterbenden keltischen Rasse und dem vorrückenden angelsächsischen Stamm, die archäologischen Beziehungen des Landes, die vorkeltischen Steinbauten, die Druidenzirkel, die prachtvolle romantische Scenerie Hochschottlands, Schilderungen der gälischen Nationalität und ihrer Eigenthümlichkeit in Gesetzgebung und Religion bilden den reichen Inhalt dieses fesselnd geschriebenen Werkes. Für Reisende in Schottland bildet das Werk eine Art Führer.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

PREUSSEN-ALBUM.

Zehn Portraits

in Stahlstich mit biographischem Text.

König Wilhelm I.
Kronprinz Friedrich Wilhelm.
Prinz Friedrich Carl.
Prinz Adalbert.
Graf Bismarck-Schönhausen.

Kriegsminister v. Roon.
General v. Moltke.
General Herwarth v. Bittenfeld.
General v. Steinmütz.
General Vogel v. Falckenstein.

In elegantem Carton. Preis 22½ Ngr.

LEIPZIG.

Dürr'sche Buchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Lotterie-Anzeige.

Die 5. (Haupt-) Classe der 70. K. S. Landes-Lotterie wird vom 5. bis 21. November d. J. in Leipzig gezogen.

Diese Ziehung enthält 28,000 Gewinne, worunter Gewinne zu 150,000 Thlr., 100,000 Thlr., 80,000 Thlr., 50,000 Thlr., 40,000 Thlr., 30,000 Thlr., 20,000 Thlr., 10,000 Thlr. u. s. w.

Loose

dazu gegen Franco-Einsendung von 6½ Thlr. für 1 — 12½ Thlr. für 1 — 25½ Thlr. für 1 — 51 Thlr. für 1 — verwendet bis in die entferntesten Gegenden unter Zusicherung reellster Bedienung und strengster Verschwiegenheit

Carl Teuscher
in Leipzig.

Zur gänzlichen Vertreibung der Sommerprossen

empfehlen Apotheker Bergmann's Arcanum miraculosum, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Kochlth i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Keine Erfindung auf dem Gebiete der Toilette-Chemie hat wohl jemals so allgemeine Anerkennung und so großartige Ausbreitung über die ganze civilisirte Welt gewonnen, als der Hauschild'sche Haarbalsam, sein kosmetisches Präparat so schnell sich unentbehrlich gemacht, wie auf dem Toilettenfeld der Fürsten, so in jedem Hause, wo man den Besitz eines vollen, schönen Haarwuchses zu schätzen weiß. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht bereit liegende Briefe und Atteste, darunter viele von fürstlichen Personen, berühmten Gelehrten und Staatsmännern, bezeugen die überragende Wirksamkeit des Balsams, der nicht allein das Ausfallen der Haare sofort beseitigt, sondern auch auf selbst schon länger fehl gewesenen Scheiteln in oft ungläublich kurzer Zeit jungen Nachwuchses erzeugt.

Die große Nachfrage, deren sich J. A. Hauschild's vegetabilischer Haarbalsam überall zu erfreuen hat, hat eine Menge Nachahmungen, die unter ähnlichen Namen angeündigt werden, hervorgebracht, ich bitte deshalb darauf zu achten, daß an jedem Orte nur eine einzige Verkaufsstelle für Hauschild's Balsam existirt und dieselbe in Leipzig ausschließlich bei mir in Originalflaschen à 1 Thlr., ½ Fl. à 20 Ngr., ¼ Fl. à 10 Ngr. zu haben ist.

Julius Kratze Nachfolger in Leipzig.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste, Von dem Alten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein Befehrter.

Novelle

von

E. v. Rohden.

(Schluß.)

Hätte ihre alte Wirthschafterin plötzlich erklärt, daß sie sich zu verheirathen gedente, die Präsidentin würde nicht erstaunter darüber gewesen sein, als sie es durch diesen Brief war.

„Abgereift!“ sagte sie wiederholt, „abgereift! und gestern kein Wort davon erwähnt. Nicht einmal „Lebewohl“ sagt er! So rücksichtslos davonlaufen, das kann auch nur so ein Sonderling, der an nichts weiter denkt, nichts weiter liebt, als sein liebes Ich. Wie wird sich Käthchen wundern!“

Sofort wurde ein Bote zu ihr geschickt, mit der Meldung, sie möge augenblicklich zur Frau Präsidentin kommen. Es dauerte auch nicht lange, so trat das junge Mädchen bei derselben ein.

Nach kurzer Begrüßung hielt die alte Dame Käthchen den Brief ihres Neffen hin.

„Da lies,“ sagte sie, „was sagst Du dazu?“ Käthchen nahm den Brief und las ihn still zu Ende, dann gab sie ihn ohne ein Wort zurück. Mühsam kämpfte sie mit den Thränen. Nur einen kalten, flüchtigen Gruß hatte er für sie, das war Alles! Er liebte sie nicht — nein,

nein! Wie hätte er sie sonst verlassen können. Wie ein eifriger Reif legte sich dieser Gedanke um ihr Herz, — es war der erste Frost, der ihren jungen Lieblingsfrühling zu vernichten drohte. —

Als sie noch immer schwieg, wiederholte die alte Dame noch einmal ihre Frage. „Ist es nicht unerhört, Käthe, daß er abreist ohne Lebewohl?“ Statt aller Antwort brach das junge Mädchen in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Im höchsten Grade überrascht blickte die Präsidentin ihren Liebling an, aber nur einen Moment war sie in Zweifel, dann hatte sie mit dem ihr eigenen Scharfblick errathen, wie es mit dem Kinde stand. Sie rieb sich die Stirne, was stets ein Zeichen großer Erregung in ihr war, und konnte nicht begreifen, wie sie nach den mancherlei verrätherischen Zeichen, die ihr mit einem Male einfielen, nicht früher dahinter kam. Längst, längst hätte sie ja Käthchens Herzenszustand errathen müssen. —

„Armes Kind!“ sprach sie zärtlich, indem sie sich über das weinende Mädchen bog, „warum mußtest Du auch Dein Herz weggeben an Einen, der, — ja der es nicht werth ist, daß Du ihn liebst! Nicht wahr, so ist es?“ fragte sie, indem sie Käthchens Kopf sanft in die Höhe hob.

Statt aller Antwort fing Käthchen noch heftiger an zu schluchzen.

„Du kannst nichts dafür, mein armes Kind, Du bist jung und unerfahren; aber daß ich so blind sein konnte, daß mir erst heute die alten Augen aufgehen! Alles wäre sonst anders gekommen!“ — Mit den bittersten Vor-

würfen überhäufte sich die alte Dame, ja sie war für den Augenblick ganz außer Fassung. Als sie auch Ludwig anklagen wollte, schüttelte Käthchen entschieden den Kopf.

„Er hat keine Schuld, Tante,“ sagte sie, „und auch Du nicht; was könnt Ihr dafür, wenn mein thörichtes Herz unbesangen sich dem Zauber hingab? Er ist ja anders, als alle Männer! — Ich muß es nun tragen, was ich allein verschuldet, — aber einen Andern heirathen, das kann ich nimmermehr!“

„Das sollst Du auch nicht, Kind!“ fiel ihr die Präsidentin in's Wort, „ach, jetzt erst begreife ich Deine Abneigung gegen den Baumeister. Ich werde mit Deinem Vater reden, sogleich, und Du erwartest mich hier zurück. Einen harten Kampf wird es freilich kosten, ich darf ja den wahren Grund nicht sagen; aber es kann nichts helfen, er muß diese Lieblingsidee fallen lassen.“

Käthchen war gern damit einverstanden; war doch ihr Herz ohne diese Last schon gedrückt und gequält genug.

Einen harten Kampf gab es allerdings mit dem Steuerrathe. Er wollte sich nicht überzeugen lassen, zumal die Präsidentin keine triftigen Gründe aufzuweisen hatte. „Käthchen sei eigensinnig und launenhaft wie alle Frauen,“ sagte er, „er wüßte nicht woher ihr, die sonst einen hellen Verstand habe, mit einem Male so sentimentale Ideen gekommen wären.“

„Aber Steuerrath,“ antwortete ihm die alte Dame, „Liebe läßt sich doch nicht erzwingen!“

„Larifari!“ sagte er ärgerlich, „liebt sie ihn jetzt nicht, so wird sie ihn lieben lernen! Zu meiner Zeit wurden die Kinder gar nicht gefragt, da bestimmten die Aeltern, und es gab doch eine glückliche Ehe.“

„Die Zeiten sind anders geworden, Freund, die Kinder haben jetzt auch einen Willen.“ —

Als er dagegen auffahren wollte, hatte sie ihm die Hand auf den Arm gelegt: „Ruhig, lieber Frank,“ sagte sie fest und bestimmt, „ruhig! Unsere Käthe ist das beste Mädchen von der Welt und Euch stets ein gehorsames Kind gewesen, aber, sie ist die ächte Tochter ihres Vaters! Zwingen läßt sie sich nimmermehr! — Was eilt Ihr so zu dieser Heirath? Ich rathe Euch, treibt nicht dazu, wenigstens jetzt nicht, laßt dem Kinde Zeit. Ein Jahr kann Mancherlei ändern.“

Dem großen Einflusse der Präsidentin hatte es Käthchen zuschreiben, daß ihr Vater endlich nachgab. Freilich nur, weil er einsah, daß es ihm doch nichts helfen würde, ferner noch auf seinem Willen zu bestehen.

„Nun gut,“ polterte er heraus, „mag sie thun, was sie will. Meinethwegen kann sie nun eine alte Jungfer werden. Ich werde von jetzt an mich nicht wieder in ihre Heirathsangelegenheiten mischen.“

Mit diesem Bescheide kehrte die alte Dame zu Käthchen zurück.

„Meine liebe, liebe Tante!“ rief das junge Mädchen aus, indem sie der alten Dame um den Hals fiel, „ich werde Dir nie vergessen, was Du heute für mich gethan!“

„Ich habe Vieles an Dir gut zu machen, Kind, nur einen kleinen Theil meiner Schuld trug ich heute an Dich ab. — Geh' jetzt heim, liebes Herz, sei gut und freundlich gegen Deinen Vater und versuche zu überwinden. Willst Du?“ —

„Ich will mir Mühe geben,“ sprach Käthchen leise und ihre Augen füllten sich mit Thränen, „habe nur Geduld mit mir.“ —

Wol gab sie sich Mühe, doch was konnte sie dafür, daß sie nicht überwinden konnte? Leichter, fröhlicher Sinn — und doch tiefer Ernst, das war eine Eigenthümlichkeit in dem Charakter dieses jungen Mädchens. Als sie unbesangen der Welt in die Augen schaute, als Alles Sonnenschein um sie war, da hatte sie sich ganz ihrer Fröhlichkeit hingegeben; jetzt, da sie liebte, ohne Hoffnung liebte, wurde sie still und in sich gekehrt.

Zu ihrem inneren Kummer kam noch, daß ihr Vater noch immer grollte. Er konnte ihr nicht so schnell vergeben, daß sie aus reiner Weiberlaune ihr Glück verscherzte. Leider fehlte jetzt das liebende Auge einer Mutter. Wie bald würde es den wahren Grund errathen haben, der ihr lebensfrohes Kind in eine gedankenvolle Träumerin verwandelte! Käthchen wurde fast menschenscheu. Es war ihr peinlich, mit Leuten zusammen zu kommen, die sie entweder mit neugierigen Fragen plagten, oder auf deren Angesichtern stumme Fragen geschrieben standen. Niemand begriff sie, Niemand ahnte den wahren Grund, weshalb sie die Hand des Baumeisters ausgeschlagen. Daß sie das Letztere gethan, wußte natürlich die ganze wohlthätige Einwohnerschaft.

Darin besteht der Segen einer kleinen Stadt, daß nichts im Verborgenen dort blühen kann. Alles wird mit dem grellsten Lichte beleuchtet und natürlich bekriffelt und beschwakt nach allen Seiten.

„Die Käthe sei eine Närrin,“ sprachen die Einen, „die nicht wisse, was sie wolle.“ — Andere, weniger mild Gesinnte, äußerten, daß Hochmuth vor dem Falle käme, es würde schon noch die Zeit kommen, in der sie bittere Reue empfinden werde; — und endlich sprachen sich einige lebenswerthe Jungfrauen dahin aus, daß Käthchen die ächte Art und Weise einer Kokette besäße. Zuerst hätte sie mit der größten Freundlichkeit den Baumeister an sich gezogen, und als er arglos in ihr Netz gegangen, da habe sie ihn muthwillig zurück gestoßen. —

„Tante,“ sagte Käthchen eines Tages, als sie, wie täglich, bei ihrer einzigen Vertrauten, der Präsidentin,

sah, „ich halte es nicht mehr aus hier! Die engen Mauern liegen wie ein Alp auf mir, und die Menschen mit ihrem kleinlichen Geschwätz, womit sie mich auf Schritt und Tritt verfolgen, bringen mich zur Verzweiflung! Ich muß fort! Wenn ich nur einen recht einsamen Ort wüßte, einen Ort, wo keine menschliche Seele wäre, wo ich Niemand Rechenschaft von meinen Gedanken zu geben brauchte.“ —

Die Präsidentin sah wenige Minuten nachdenkend ihren Liebling an. Plötzlich schien eine Idee in ihr aufzusteigen.

„Du hast Recht,“ sagte sie, „fort mußt Du für einige Zeit von hier. Du gehst bei diesem Leben körperlich und geistig zu Grunde. Einen recht einsamen Ort wüßte ich auch; ja, ich würde Dich dorthin begleiten, trotzdem Du keine menschliche Seele haben wolltest.“

„So war es nicht gemeint, meine liebe Herzenstante! Du zählst nicht unter die gewöhnlichen Menschen!“ rief das junge Mädchen aus und ihre Wangen färbten sich in freudiger Erregung. Sie war aufgesprungen und umarmte die alte Dame und herzte und küßte sie wie in früheren Zeiten. „Du willst mit mir gehen! Ach, schon bei dem Gedanken daran wird es mir wunderbar leicht um's Herz. Nun sage, wann wollen wir fort und wohin wirst Du mich führen? Du siehst so geheimnißvoll aus, als ob Du etwas ganz Besonderes im Schilde führtest.“

„Nichts da, mein Kind, etwas ganz Einfaches und Natürliches habe ich im Sinne. Willst Du vernünftig sein, willst Du Dich blindlings meiner Führung anvertrauen?“

„Gewiß, gewiß! Ich gehe mit Dir, wohin es auch sei!“ rief Käthchen schnell, doch plötzlich flog ein Schatten über ihr eben noch so glückliches Gesicht und nachdenklich blickte sie zu Boden. Vielleicht errieth sie, welche Absicht die alte Dame mit ihr vorhatte.

„Nun, Kind, was ist Dir? Ist Deine Freude schon verrauscht?“

„Nein, nein, das nicht! Aber Du quälst mich, Tante, warum verschweigst Du noch immer, wohin Du mich führen willst?“

„Du sollst es wissen, das Ziel unserer Reise wird Ludwig's einsames Waldhaus sein. — Du darfst nicht erschrecken bei diesem Gedanken, meine Kleine,“ fuhr sie fort, als Käthchen zusammensuckte bei ihren Worten, „mache Dich vertraut damit. Das Peinliche, das Du augenblicklich empfindest, liegt nur in der Idee, bei ruhigem Nachdenken wirst Du mir Recht geben. Sieh', Ludwig ist ja weit, weit fort. Er kommt auch in langer Zeit nicht zurück, also hast Du in keiner Weise Bedenken zu tragen. Wäre ich jung, dann machte ich eine große

Reise mit Dir, aber in meinen Jahren ist das nichts mehr; Du wirst das einsehen und mir nachgeben.“

„Das kann ich nicht, — nein, nein, das kann ich nicht!“ sprach Käthchen traurig. „Der Aufenthalt da draußen würde süßes Gift für mich sein; elender als ich hinausging, würde ich zurückkehren.“

„Du irrst, mein Kind.“ Der tiefe, heilige Frieden der Natur würde Dich gesund machen, — Du glaubst nicht, wie er das Herz stärkt und erhebt, welche Heilskraft er für ein kummervolles Gemüth besitzt. — Ueberlege Dir in Ruhe meinen Vorschlag und morgen gieb mir Antwort.“ — —

Tiefer Frieden! Welch eine verlockende Macht lag in diesen beiden Worten für Käthchen! Wie gern wäre sie diesem Ruse gefolgt! — Längst schon waren Alle zur Ruhe gegangen, da stand sie noch immer träumend am offenen Fenster. Wol regte sich in ihrem Herzen eine Stimme, die ihr zurief: „Gehe hin, dort kannst Du ungestört nur ihm leben, dort kannst Du ein volles Glück genießen!“ „Nur kurze Zeit!“ rief eine andere Stimme, „das Glück ist nur zum Schein und wenn der Traum vorbei ist, bist Du doppelt elend!“

Ein tiefer Seufzer entstieg bei diesem Gedanken ihrer Brust. Warum konnte sie ihn nicht hassen, oder wenigstens zur Gleichgiltigkeit sich gegen ihn zwingen, anstatt immer und immer mit Sehnsucht an ihn zu denken! — Er dachte nicht an sie; wäre er sonst ohne Abschied abgereist, unbekümmert, ob es sie schmerze oder nicht? — —

„Käthchen,“ sagte am andern Morgen der Steuerath, „auf morgen ist eine große Fahrt in das Holz verabredet. Nichte Dich ein, Du wirst diesmal auch dabei sein. Es wird wahrhaftig Zeit, daß Du wieder vernünftig wirst und unter Menschen gehst. Schüttele den Kopf nicht, Mädchen! Ich sage Dir, diesmal dulde ich keine Widerrede, — Du fährst mit. Punctum, die Sache ist abgemacht!“

„Das geht nicht, Papa!“ warf Käthchen ein. Die Aussicht, sich so vieler beobachtenden Blicke preisgeben zu müssen, ja vielleicht mit dem Baumeister zusammenzutreffen, hatte sie schnell zu einem Entschlusse getrieben, — „das geht nicht! Die Tante bat mich, sie zu begleiten, sie will einige Wochen Herrn von Ungers Landhaus beziehen. Laß mich mit, bitte, bitte, lieber Papa! Wenn ich wiederkomme, verspreche ich Dir —“ Sie mußte plötzlich abbrechen, die Thränen traten ihr in die Augen und ihre Stimme wurde unsicher.

„Nun, was versprichst Du mir?“ fragte der Steuerath, indem er Käthchen, die beide Arme um seinen Hals geschlagen hatte, an sich drückte. „Ich weiß nicht, Mädchen,“ fuhr er in mildem Tone fort, „was Du jetzt für eine Mondscheinprinzessin geworden bist! Gehe

mit, ich erlaube es Dir; aber lasse mir die Grillen dort und sei wieder mein verständiges Mädchen, wenn Du zurückkehrst.“

So hatte denn der Zufall entschieden, was Käthchen noch am Abend vorher für eine Unmöglichkeit gehalten. Die Präsidentin jubelte darüber.

„Nun wollen wir auch morgen früh schon fort,“ sagte sie, „es könnte Dir sonst Dein Entschluß wieder leid werden.“

Aber es blieb dabei. Die alte Dame ließ sofort ihre Ankunft hinaus melden und so fanden sie denn, als sie am Mittag draußen anlangten, Alles bestens zu ihrem Empfange bereit.

Käthchen wurde es doch ängst und beklommen, als sie „sein Haus“ vor sich liegen sah. Schüchtern sah sie zu den Fenstern auf, ihr war, als müsse er jeden Augenblick daraus hervorsehen. Aber nur die leeren Scheiben blickten sie an und ebenso Niemand weiter, als die Gärtnersleute traten jetzt aus der Hausthüre, um die Präsidentin zu empfangen. Sie hatten sogleich viele Fragen nach ihrem Herrn zu thun, „ob er bald wieder käme, — warum er wol so schnell fortgereist sei?“ — Darüber bemerkte Niemand, in welcher Aufregung sich das junge Mädchen befand. Sie stand vor der Thüre und wagte nicht den ersten Schritt über die Schwelle zu thun. Die Hand hielt sie gegen das Herz gepreßt, als wollte sie die heftigen Schläge desselben dämpfen. Was hätte sie darum gegeben, hätte sie sich in diesem Augenblicke weit fortzaubern können!

Die Präsidentin wollte eben das Zimmer betreten, da erst bemerkte sie, daß Käthchen ihr nicht gefolgt war.

„Aber wo bleibst Du denn, Kleine?“ rief sie zurück.

„Ich komme!“ antwortete das junge Mädchen, indem sie erschreckt empor fuhr.

Die Präsidentin errieth, was in ihr vorging; sanft legte sie den Arm um Käthchen und führte sie hinein.

„Ich bin die Wirthin, Du mein Gast,“ sagte sie mit Betonung, „und nun sei tausendmal willkommen, mein theures Kind! Da sieh,“ fuhr sie fort, mit dem jungen Mädchen in die weitgeöffneten Flügelthüren, die nach dem Parke führten, tretend, „kannst Du bei diesem Anblicke noch traurig sein?“

Käthchen stand überwältigt von dem Anblicke, der sich ihr bot. Vor ihr lag der Park, den Natur und Kunst zu einem Paradiese geschaffen und im Hintergrunde ragten die grün umkränzten Bergesspitzen hoch über die Gipfel der Bäume.

Sie athmete hoch auf. Ein süßer Trost zog plötzlich in ihre Brust, ihr war, als ob alles Leid, aller Kummer nun ein Ende haben müsse. Wie eine Träumende stand sie da. Das leise Rauschen in den Bäumen klang wie

aus weiter Ferne an ihr Ohr — es schien ihr zuzurufen: „Hoffe dennoch!“

„Bist Du stumm geworden, kleine Schwärmerin? Hast Du kein Wort für diese Herrlichkeit?“ fragte die Präsidentin.

„O Tante!“ rief Käthchen aus, indem sie sich der alten Dame in die Arme warf, „hier ist es wundervoll! Jetzt begreife ich, wie man zu einem Einsiedler werden kann!“

„Und Du übersehst doch hier erst einen kleinen Theil; die schönste Aussicht, den freien Blick auf die Berge hat man von Ludwig's Zimmer aus. Wie wirst Du staunen, wenn Du dort zum Fenster hinaussiehst! Wollen wir hinübergehen?“

Aber Käthchen hielt sie zurück. „Noch nicht!“ sagte sie, „laß uns hier bleiben!“ Noch hatte sie sich nicht so weit überwunden, um ruhig in sein innerstes Heiligthum eindringen zu können. Es bedurfte überhaupt einiger Zeit, bevor das ängstlich beklommene Gefühl sie verließ. Erst nach und nach wurde sie frei davon, gewöhnte sie sich daran, in seinem Eigenthume zu leben. Und fühlte sie doch einmal die Brust bewegt, dann flüchtete sie sich in den Wald, in seinem tiefen heiligen Frieden fand sie die beste Heilkraft für ihr krankes Herz.

Drei Wochen weilten jetzt die Beiden in dieser tiefen Abgeschiedenheit und dachten nicht an eine Rückkehr. Die Freude, Käthchen von Neuem frisch ausblühen zu sehen, fesselte die alte Dame diesmal länger, als sie es sonst auszuhalten pflegte, und Käthchen mochte gar nicht daran denken, von hier fort zu gehen, wenigstens schob sie den Zeitpunkt so weit als möglich hinaus. Die Waldluft hatte in der That Wunder an ihr verübt, sie sah gar nicht mehr blaß und leidend aus; zwar der alte Muthwille wollte noch immer nicht wiederkehren, er hatte einem sinnigen Ernste Platz gemacht; aber die Präsidentin sagte sich tröstend, daß auch die Heiterkeit nicht für lange Zeit geschwunden sein werde. „Sie ist so jung noch,“ sprach sie für sich, „sie wird es überwinden. In ihren Jahren kann man noch vergessen, die erste Liebe ist keine ewige Liebe. Ludwig, Ludwig! warum hast Du so ein hartes Herz!“ seufzte sie tief auf. „Welches Glück konntest Du geben und empfangen!“

Bei dem Gedanken an ihn fiel ihr plötzlich ein, daß sie ihm noch nicht einmal geschrieben. Zweimal hatte sie Briefe von ihm erhalten, aber unbeantwortet hatte sie dieselben bei Seite gelegt. Sie grollte ihm noch, sie konnte ihm das Unheil nicht vergeben, das er wider seinen Willen angestiftet. Jetzt, da Käthchen's Lebensmuth zurückkehren schien, fing auch wieder in ihrem Herzen eine Stimme an für ihn zu sprechen. „Der arme

Junge," sprach sie, „im Grunde kann er nicht einmal dafür, daß es so gekommen ist. Niemand hat er weiter, als dich in der Welt und du, seine alte Tante, kümmerst dich nicht um ihn!“

Sofort setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb ihrem Neffen lang und ausführlich.

„Ich wohne jetzt in Deiner Villa," schrieb sie unter Anderem, „und freue mich, daß ich Dein liebevolles Anerbieten angenommen habe. Wie herrlich ist es doch im Walde! Drei Wochen weile ich schon hier und noch ist mir die Zeit nicht lang geworden. Das wundert Dich, nicht wahr? Du begreifst nicht, wie ich es allein so lange in Deiner Einsiedelei aushalten kann. Allein! Ha, ha! Du weißt wohl, mein Junge, den Gang zur Einsamkeit hast Du nicht von Deiner Tante geerbt! Die Rätthe ist bei mir, ja, ihretwegen zog ich allein hieher. Nach der Geschichte mit dem Baumeister — sie ist Dir ja noch bekannt, — den sie ausschlug, wurde dies arme Kind blaß und elend. Ein tiefer Gram schien an ihrem Herzen zu nagen, vielleicht eine hoffnungslose Liebe. Doch ich verfolge Dich schon wieder mit Liebesgeschichten, wofür Du nun einmal keinen Sinn hast. Du darfst mir das nicht übel nehmen, die Rätthe liebe ich wie mein eigenes Kind und von seinen Kindern erzählt man stets am liebsten, ihr Kummer hat mir viel Herzeleid gemacht.“ —

Nachdem die Präsidentin noch vielerlei gleichgiltige Dinge berichtet hatte, siegelte sie den Brief und schickte ihn sogleich fort. Rätthe erfuhr gar nichts davon, die alte Dame vermied ängstlich jedes Wort von ihrem Neffen; als ob das junge Mädchen nicht immer an ihn dachte!

Wenige Tage, nachdem der Brief abgeschickt war, befand sich Rätthe allein in dem Zimmer, das sie bei ihrer Ankunft zuerst betreten. Sie saß in der offenen Flügelthüre und blickte gedankenlos in den Park, für dessen wunderbare Schönheit sie heute kein Auge hatte. Weit in die Ferne schweiften ihre Gedanken, bei ihm weilten sie, bei ihm, den sie vergessen sollte und doch nicht vergessen konnte.

Der Tag neigte sich langsam zu Ende.

Die Schatten der Bäume in dem Parke wurden länger und länger, dunkler erschien das dichte Gebüsch. Nur die grünen Bergkuppen, welche man über die Bäume hervorblicken sah, erglänzten noch in dem vollen goldigen Lichte der Abendsonne.

Es war ringsum still. Wie ein heiliger Friede lag es über der ganzen Natur. Von dem fernen Kirchturme ertönte das Läuten der Glocke, welches den Menschen zurief, Feierabend zu machen. Jeder Ton zitterte langsam durch Rätthe's Herz hin. Sie begriff selbst nicht, wes-

halb sie so bewegt war. Ging die Sonne nicht fast jeden Abend in gleicher Stille und Pracht unter? Tönte nicht das Geläute regelmäßig jeden Abend? Es giebt Stimmungen der Seele, in denen manche Eindrücke, die uns sonst kaum zu berühren scheinen, wunderbar in uns anschlagen und wiederklingen.

Es war Rätthe lieb, daß sie allein war. Selbst die Präsidentin würde sie in diesem Augenblicke gestört haben. Es hatte sie eine Weichheit, eine stille Schwermuth erfaßt, welche ihr die Thränen in die Augen drängte und diese Thränen mochte sie Niemand sehen lassen — Niemand! Sie begriff dieselben ja selbst nicht, wie konnten Andere sie begreifen!

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß sie da. Ihr Blick ruhte auf den Bergkuppen, die so hell erglänzten. Es war ihr, als ob auch ihr Leben einst noch von einem so goldenen Lichte übergossen werden müsse — und dann wieder schüttelte sie traurig lächelnd, zweifelnd den Kopf.

Von dem Hofe her tönte das Rollen eines Wagens. Sie hörte es nicht. Was würde es sie gekümmert haben, auch wenn sie es vernommen hätte! Ihre Gedanken eilten weit über die grünen Bergkuppen hinweg.

Plötzlich wurde die Thüre ihres Zimmers hastig aufgerissen. Unwillig über die Störung wandte sie den Kopf zur Seite, und mit einem halb unterdrückten Aufschrei richtete sie sich empor. Vor ihr, wenige Schritte von ihr entfernt, stand Herr von Unger. Sein Gesicht glühte. Seine Augen, sein Lächeln eilten ihr entgegen und dennoch stand er still. Ein Zittern erfaßte seinen ganzen Körper. Er schien sprechen zu wollen und seine Lippen zuckten, ohne daß ein Laut über sie kam. Da hob er die Arme empor, zu ihr streckte er sie aus und mit dem Rufe: „Rätthe! Rätthe!“ stürzte er auf sie zu. Er umschlang sie mit beiden Armen, er preßte sie an sein Herz, küßte sie — und sie ließ es geschehen. Es war ihr, als ob sie berauscht hinausgehoben werde über die Welt, hinein in den Himmel, als ob die ganze Fülle menschlicher und himmlischer Seligkeit mit einem Male in ihr Herz einströme.

Erst als Herr von Unger noch einmal rief: „Rätthe, Rätthe — endlich sehe ich Dich wieder!“ zuckte sie fast erschreckt empor. Sie wollte sich loswinden aus seinen Armen, allein er hielt sie fest und rief: „Nein, ich lasse Dich nicht wieder! Dieser Augenblick muß über mein Leben entscheiden! O — ich kann ja ohne Dich nicht mehr leben! Ich habe es empfunden, als ich fort war. Wie einen Wahnsinnigen hat es mich umhergetrieben! Ich kann ohne Dich nicht mehr leben, Rätthe — werde mein — mein für immer!“

Sie wußte nicht, ob sie nur träumte, ob sie berauscht war. Aber sie fühlte seine Küsse auf ihrer Hand, sie

hörte, wie er noch einmal rief: „Werde mein, Käthe!“ Da blickte sie zu ihm auf, so selig und glücklich, und flüsternd leise erwiderte sie: „Ich gehöre Dir ja längst!“

Laut aufjubelnd, stürmisch umschlang er sie mit beiden Armen. „Mein, mein!“ rief er und erfaßte ihren Kopf, hob ihn empor, um ihr in die Augen zu blicken und zu sehen, ob auch dort sein Glück geschrieben stehe.

Und es stand dort geschrieben, so deutlich und klar, als das Herz nur in ein Mädchenauge schreiben kann.

Die Präsidentin trat in diesem Augenblicke in's Zimmer. Durch den Diener hatte sie die Heimkehr ihres Neffen erfahren und sie suchte ihn. Ueberrascht blieb sie auf der Schwelle stehen. Ludwig erblickte sie.

„Hier — hier, Tante!“ rief er, ihr entgegeneilend und sie an der Hand stürmisch herbeiziehend — „hier!“

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte die Präsidentin, die ihren eigenen Augen mißtraute.

„Der Himmel hat sich zwei Herzen finden lassen!“ rief Ludwig.

„Ludwig — Du — Du —!“ rief die Präsidentin erstaunt aus. Ehe sie indeß die Worte beenden konnte, hatte Käthe sich an ihre Brust geworfen.

„Er ist mein — mein!“ rief sie und das ganze unsagbare Glück ihres Herzens sprach sich in diesen wenigen Worten aus.

„Kinder, Kinder!“ rief die alte Frau mit vor freudiger Aufregung zitternder Stimme, „die Freude zu erleben hat mein altes Herz nicht mehr gehofft!“

Sie schloß Beide in ihre Arme und jedes von den Dreien glaubte am glücklichsten zu sein! —

Draußen wurden die Schatten länger und länger, matter und matter wurde der Abendschein auf den Bergkuppen. Durch die Wipfel der Bäume zog es wie ein leises Flüstern, im Osten stieg das volle Gesicht des Mondes an dem blauen Himmel auf, das blickte so neugierig herab und schaute so lustig lächelnd darein, als habe er allein das Alles zu Stande gebracht. Und wer weiß, was er gethan hat!

Ein frühes Grab.

In den von Ule geschilderten Scenerien und Bildern aus den Alpen läßt sich der Verfasser unter Andern auch von einem gebildeten Schweizerführer ein tragisches Abenteuer mittheilen, welches am Rosenlaugletscher sich zutrug. Es sei erlaubt, die sehr ausführliche Mittheilung jenes Führers in ganz gedrängter Gestalt unsern Lesern wiederzugeben, wobei wir indeß seine eigenen Worte aufrecht erhalten.

„Ich hatte,“ so erzählte dieser Führer, „einst diese Höhe (nämlich die Hüter des Gletschers, einen Bergvorsprung am Rosenlaui) in der Absicht erstiegen, von hier aus in dem Labyrinth übereinander getürmter Eismassen eine Stelle zu erspähen, wo ich sie betreten könnte. Allerdings ist dieser jäh abstürzende Gletscher noch nie in seiner ganzen Höhe erstiegen worden, aber das schreckte mich nicht; ich war es von meiner graubündner Heimath her nicht gewohnt, einen Gletscher für unersteigbar zu halten. So vereinsamt ich sonst dies abgelegene Plätzchen gefunden hatte, so belebt zeigte es sich dieses Mal. Außer zwei fremden Herren, die ganz versunken in den großartigen Anblick des in der Tiefe schimmernden Zadenmeeres schienen, gewahrte ich eine heitere Gruppe oberländer Landleute etwas seitab auf den Felsboden gelagert. Es waren einige Bursche und Mädchen aus dem benachbarten Weiler Schwarzwald, die wahrscheinlich ihre Sonntagsmuße zu einem Ausfluge in diesen reizendsten Winkel ihrer schönen Heimath benutzten. Einige Schritte von dieser scherzenden und lachenden Gruppe auf einem einzelnen, hoch über den Abgrund hinausragenden Vorsprunge saß, furchtlos in die schwindelnde Tiefe schauend, einen Strauß blühender Alpenrosen im Schooß, ein Mädchen, das sofort meine Blicke auf sich zog. Es war soeben aus jener Gruppe eines jener Scherzworte, wie sie unter so einfachen Menschen so unbefangen gegeben wie genommen werden, an sie gerichtet worden, und sie wendete jetzt zur Erwidrung ihr bisher der Tiefe zugewandtes Köpfchen nach vorn. Es entging mir nicht, daß die Aufmerksamkeit des einen Fremden nicht so ganz ungetheilt an dem Gletscher in der Tiefe weilte. Seine verstohlenen Blicke flogen beständig hinüber zu der schönen Erscheinung auf dem Felsvorsprung.“

Au einem meiner Streifzüge hatte ich eines Tages den Rosenlaugletscher überschritten und war auf Pfaden, die freilich nur einem Gensjäger gangbar scheinen mochten, an den Wänden des Wellhorn zur Schwarzalp hinabgestiegen. Eine einsame Sennhütte inmitten der frischesten Matten lud mich zur Einkehr ein. Als ich näher trat, erblickte ich durch die Thüre eine alte Frau und einen kräftigen Burschen am Herde mit Käfen beschäftigt. Außer den beiden gluthbestrahlten Gestalten an der Feuerstelle vermochte ich nichts zu unterscheiden. Erst ein Rascheln im Heu erinnerte mich an die Anwesenheit eines dritten lebenden Wesens. Links neben der Thüre nämlich befand sich, wie gewöhnlich in Sennhütten, in völlige Dunkelheit gehüllt, der Schlafwinkel, der, mit einer niedrigen Einfassung versehen, ungefähr ein Viertel des ganzen Raumes einnimmt. Von hier erhob sich eine große dunkle Gestalt, in der ich, als sie sich dem Lichte näherte, einen alten, überaus kräftig gebauten Mann erkannte. Auf's Freundschaftlichste bewillkommnet, ward ich sofort nach meinem Begehrt gefragt. Sie können sich denken, daß ich damit nicht zurückhielt. Auf dem Tische nun ward meine Mahlzeit, in trefflicher Milch, Weißbrod und Käse bestehend, aufgetragen. Während ich aß, vernahm ich plötzlich ein ferne lustiges Jodeln und noch hatte mein runder eiserner Löffel seine Arbeit nicht beendet, als sich die Hütte mit neuen Ankömmlingen füllte. Es waren drei frische kräftige Buben und zwei Mädchen und Sie werden mein Erstaunen begreifen,

als ich in einer der letzteren jenes schöne Mädchen vom Rosenlaugletscher erkannte.

Mein ursprünglicher Entschluß, noch denselben Abend meinen Weg nach Meiringen fortzusetzen, war erschüttert, und es war mir ganz recht, daß meine erste Andeutung desselben den entschiedensten Widerspruch von Seiten des Sennen fand. Ich blieb, und bald umging uns alle der Schlummer auf dem gemeinsamen Lager.

Als ich mich früh am andern Morgen erhob und nach einem herzlichen Abschiede von den Sennen die Hütte verließ, fand ich die beiden Mädchen schon draußen auf der Alp in voller Beschäftigung. Kenneli, die Ältere, eben die ich auf dem Hübel am Rosenlaugletscher gesehen, gestand mir darum auch unverhohlen, daß sie sich dieses Zusammentreffens erinnere, und daß sie mich am gestrigen Abend sogleich bei ihrem Eintritte erkannt habe. Sie liebe es, sagte sie, in freien Stunden die Berge zu durchstreifen, und an Kühnheit und Gewandtheit im Bergsteigen nehme sie es mit manchem Sennbub auf. Als sie nun hörte, daß ich gestern sogar über den Gletscher herüber zu ihrer Hütte gekommen sei, konnte sie gar nicht genug Worte der Bewunderung finden. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß wir an einander Gefallen fanden und nicht ohne das Versprechen schieden, noch recht oft auf jenem schönen Plätzchen über dem Gletscher einander zu treffen.

Daß dieses Versprechen redlich gehalten wurde, können Sie sich leicht denken. So oft ich in diese Gegend kam, — und es geschah öfter, als gerade mein Geschäft es nöthig machte, wanderte ich nach jenem Hübel hinauf und wenn ich Kenneli dort nicht traf, so war es die Sennhütte auf der Schwarzalp, in der ich sie suchte. Ihre Ältern kamen mir mit einem unverkennbaren Wohlwollen entgegen und mein Entschluß war bald gefaßt. Dieses herumschweifende Leben wollte ich aufgeben. Zunächst wollte ich in die Heimath gehen und sobald ich dort Alles vorbereitet hätte, wollte ich zurückkehren und um die Hand meines Kenneli werben, das ich dann heimführen wollte in eine Stätte des Friedens und des heiligsten Glückes.

Es sollte anders kommen. Noch an demselben Tage, an welchem ich diesen Entschluß meinem Kenneli mittheilen wollte, kam ein Bote aus Meiringen an mich, der mich aufforderte, für eine Gesellschaft von Engländern die Führung von dort über den hohen Paß der Strahled zu übernehmen. Ich ging also auf das Geschäft ein. Um so fester stand nun aber mein Entschluß, noch an diesem Abende Kenneli in meine Pläne einzuweißen.

Als ich zu diesem Zwecke lustig jodelnd den steilen Felspfad zu jenem Hübel am Gletscher emporstieg, auf dem ich einer Verabredung gemäß heute Kenneli sicher erwarten durfte, kam mir unweit des Zieles jener Fremde entgegen, den ich bei jenem bedeutungsvollen Besuche dieses Plätzchens getroffen und der damals einen so ungünstigen Eindruck auf mich gemacht hatte. Viel Zeit zum Ueberlegen blieb mir übrigens nicht, denn von oben her tönte mir bereits der jauchzende Ruf meiner Kenneli entgegen. Ich traf sie in einem Zustande der Aufregung. Schon seit jenem Abende, erzählte sie, wo er sich beim Herabsteigen von diesen Felsen so zubringlich ihrer Gesellschaft an-

geschlossen, verfolge er sie mit den ungestümsten Liebeswerbungen. Sie können sich denken, mit welcher Entrüstung diese Mittheilungen mich erfüllten. Dennoch verbarg ich sie, nur um Kenneli zu beruhigen. Das aber schien schwer. Ihre Aufregung wich zwar allmählig, aber nur, um einem grübelnden Sinnen Plaz zu machen. Plötzlich aber schien sie sich zusammenzuraffen; sie bat mich, sie selbst an jene Stelle zu führen, wo ich den Rosenlaugletscher zu überschreiten pflegte. Anfangs weigerte ich mich; aber theils die schmeichelnden Witten Kenneli's, theils die Ueberlegung, daß für so ein muthiges und kräftiges Mädchen das Unternehmen gefahrlos sei, bewogen mich, nachzugeben.

Der Abend war über diese Wanderung hereingebrochen, die Dämmerung mahnte zur Rückkehr. Als wir nun wieder den Felspfad hinabwandelten, theilte ich ihr meine Pläne mit. Ich sagte ihr, daß ich zum letzten Male in Ausübung meiner Führerpflcht einige Tage abwesend sein werde, nannte ihr meinen Tag der Rückkehr und bat sie, sich dann wieder auf jenem Hübel einzufinden, um noch die letzten Stunden vor meiner beabsichtigten Reise in die Heimath im Vorgefühl unseres süßen Glückes miteinander zu genießen. Ach, mit welcher Innigkeit gab sie mir dies verhängnißvolle Versprechen! Wie nahe träumten wir uns im Scheiden beim friedlichen Hafen unserer Hoffnungen!

Glücklich hatte ich meine Engländer über die Strahled geführt. Aber ich war doch länger aufgehalten worden, als in meinem Plane lag. So trat ich denn am frühen Morgen meine beschwerliche Wanderung an. Ich hätte in der glücklichsten Stimmung von der Welt sein können; denn ich hatte ja, wie ich glaubte, zum letzten Male meiner Führerpflcht genügt, und eilte nun der Entscheidung meines Glückes entgegen. Und doch — war es vielleicht in Folge der gestrigen Erschöpfung, war es in Folge der Spannung meiner Erwartungen — es wollte heute in mir keine recht heitere, freundige Stimmung tagen. Eine unerklärliche Angst, wie ich sie nie auf Bergeshöhen gefühlt, bemächtigte sich meiner. Es war ziemlich spät am Nachmittag, als ich endlich den steilen Pfad hinaufstieg, der zwischen Engelhorn und Stellhorn vom Urbachthal ins Rosenlauhübel führt. Die Sonne hatte sich hinter der dunklen Gewitterwolke am Wellhorn verborgen, die jetzt bereits drohend einige Wolkenstreifen über den Gletscher hinabsentte. Bald stand ich am Fuße des Gletschers. Jetzt eilte ich den wohlbekanntem Pfad zum Hübel hinan. Endlich war das Plätzchen erreicht, — es war leer! Und doch! — Kenneli war hier gewesen; da lag ein Tuch, das ihr gehörte. Also war sie wol erst vor dem nahenden Gewitter gestoben und hatte in der Angst das Tuch vergessen. Dann konnte ich sie wol gar noch einholen.

Schneller als ich herauf gekommen, stürzte ich den Hübel hinab. Noch hatte ich den Fuß nicht erreicht, als mir plötzlich ein Mann entgegentrat. Es war jener verhaßte Fremde, der Verfolger Kenneli's, den ich längst in weiter Ferne glaubte. Mein ganzer Groll erwachte; ich hätte den Menschen niederschlagen können, aber ein Blick in sein Gesicht entwaffnete mich. Es war bleich und eine namenlose Angst sprach aus seinen

Bügen. „Haben Sie das Mädchen nicht gefunden?“ fragte er mich fast tonlos. „Nein,“ erwiderte ich trozig, „es muß längst hier heruntergekommen sein, oder“ — „Es ist noch nicht heruntergekommen,“ unterbrach er mich hastig. „Es floh dort oben vor mir,“ setzte er zögernd hinzu, „in der Richtung, in welcher Sie damals zum Gletscher niederstiegen.“ Schon erhob ich meinen schweren Stock; entsetzt sprang der Fremde zurück. Ich eilte auf den Gletscher. Da ertönte ein furchtbar krachender Donnereschlag, ein prasselnder Regen schlug nieder und in einem Moment umhüllte uns eine nächtliche Finsterniß.

Ich rief mit verzweifelnder Anstrengung den Namen meiner Geliebten; das Krachen des Donners, das Brausen des Gletscherwassers übertäubte jeden menschlichen Laut. Hier gab es keine Rettung. Aber ein letzter Hoffnungsstrahl blitzte in mir auf. Es war ja möglich, das Mädchen hatte noch vor dem Ausbruche des Gewitters das jenseitige Ufer erreicht. Weiter stürmte ich durch Nacht und Nebel fort. Ich eilte zur Schwarzalpe hinan. Das Gewitter war vorüber — ich merkte es nicht. Der finstern Nebelnacht war eine milde Dämmerung gefolgt, ich sah sie nicht. Dort vor mir lag die Sennhütte. Ich sah bestürzte Gestalten sich mir nähern. Der alte Sennhirt stand vor mir; ich hörte nur seine verzweifelnde Frage nach Kenneli — dann brach ich bewußtlos zu seinen Füßen zusammen.

Wochenlang lag ich vom heftigsten Fieber geschüttelt in der einsamen Hütte auf der Schwarzalpe. Endlich erwachte ich zum Bewußtsein, und mit ihm kam die Erinnerung jenes entsetzlichen Tages. Ich erfuhr nun, was mir doch nicht verborgen bleiben konnte. Kenneli war verschwunden. Tagelang hatte man nach ihr Gletscher und Felsen durchsucht. Der Gletscher wälzte seine starren Wogen über ihre Leiche.

Was weiter folgt, können Sie errathen. Der Fremde hatte sich noch in der Nacht nach jenem Ereigniß von Rosenlauri entfernt.“

β.

Louise Harriers-Wippern,

Königlich preussische Hofopernsängerin.

(Mit Stahlstich.)

Einer der Hauptvorzüge der I. Oper zu Berlin besteht schon seit Decennien in ihren ausgezeichneten Solistinnen; die Intendantin hatte in dieser Beziehung von jeher Glück, und so gelang es ihr auch, als die berühmte Leopoldine Herrenburg-Tuczel nach langjährigem Wirken in den Ruhestand trat, in Louise Wippern eine ihr fast in jeder Hinsicht ebenbürtige Nachfolgerin zu finden. Lag der Schwerpunkt der Anziehungskraft bei der Tuczel in schallhafter Anmuth, geistvoller Laune und virtuos ausgebildeter Gesangstechnik, welche Vorzüge unserer Sängerin allerdings nicht in gleich vollendeter Weise zur Seite stehen, so überbietet sie dagegen ihre Vorgängerin durch den süßen Schmeichellaut der Stimme, durch die weiche Schönheit und Innigkeit des vollen, wenn auch nicht markigen Tones ihrer achten Sopranstimme und durch das hold Weibliche, welches jede ihrer Gestaltungen poetisch wirkend durchzieht. Wir haben hierdurch zugleich das Eigenartige von Louise Harriers charakterisirt,

welches sie zu einer der ersten jetzt lebenden Sängerinnen emporhebt.

In der Wiedergabe der eigentlich lyrischen Partien, deren Grundton Lenz und Liebe ist, die nichts von der verzehrenden Flamme der Leidenschaft wissen, dürfte Louise Harriers in der europäischen Oper jetzt nur wenige Rivalinnen haben. Rollen wie Elsa im „Lohengrin“, „Iphigenia in Aulis“, „Pamina“, „Constanze“ im „Wasserträger“, „Agathe“ sind es, in denen der keusche Genius der Sängerin seinen heimischen Boden hat, während er Aufgaben, wie die „Valentine“ in den „Hugenotten“ sie bieten, nicht in ihrer Totalität zu lösen vermag. Der elegische Klangcharakter der Stimme sowol, als auch das geistige Moment des Spieles, fügen sich nur widerstrebend den Anforderungen des Rothbuns.

Der Lebensgang unserer Künstlerin ist kurz folgender.

Louise Wippern wurde in der altehrwürdigen Fürst-Bischöfstadt Hildesheim geboren; ihre sehr musikalischen Aeltern, welche die Hausmusik tüchtig pflegten, entdeckten bald das aufkeimende Talent ihres Kindes, das, wenn es vermisst wurde, stets in der Kirche gesucht und gefunden wurde, wo es, in Gebet versunken, den majestätischen Klängen der Orgel lauschte. Zehn Jahre alt, wurde Louise von ihren Aeltern in die Erziehungs-Anstalt des Klosters der Ursulinerinnen zu Duderstadt gesendet, in welcher sie den Entschluß faßte, Nonne zu werden. Die Einsegnung rief sie jedoch aus den Klostermauern in das Vaterhaus zurück, und die sich immer herrlicher entfaltende Stimme war es, welche ihren Entschluß, Nonne zu werden, wankend machte. Sie sang in Dilettantenvereinen die Solis und wurde bereits in ihrem fünfzehnten Jahre besoldete Solosängerin im Domchor. Im Jahre 1855 ging sie nach Hannover, nahm bei einem dortigen Gesanglehrer dreiviertel Jahre Stunden und begab sich hierauf nach Hamburg, wo sie bei der frühern Sängerin und trefflichen Lehrerin Franziska Cornet ihre ersten Gesangsstudien eigentlich erst begann.

In Hamburg wurde ihr Talent durch Mitwirkung in Concerten, die Frau Cornet veranstaltete, bald bekannt, so daß sie im Februar 1857 ein Engagements-Angebot an das großherzogliche Hoftheater nach Karlsruhe erhielt. Sie schlug dasselbe jedoch aus und stellte sich im März jenes Jahres in Berlin dem General-Intendanten der königl. Schauspiele, Herrn von Hülsen, vor, der sie in Gegenwart von Heinrich Dorn, dem k. Capellmeister, eine Probe ihres Könnens ablegen ließ. Dieselbe fiel so günstig aus, daß ihr ein erster theatralischer Versuch als „Agathe“ im Juni an der I. Oper zugestanden wurde; ihm folgte die „Alice“ in „Robert der Teufel“. Beide Abende legten ein so stichhaltiges Zeugniß von dem großen Talente und den reichen Mitteln der jugendlichen Sängerin ab, daß ihnen ein Engagement an der I. Oper folgte, deren Hauptzierden eine sie von da an bis zu dieser Stunde in stetem harmonischen Vorwärtsschreiten gebildet hat.

Das Repertoire von Louise Harriers-Wippern ist ein sehr umfangreiches; außer den schon genannten Rollen umfaßt es fast das gesammte Coloraturfach und viele der bedeutendsten hochdramatischen Partien, wie „Donna Anna“, „Rezia“ u. v. a. Höchst anmuthige Gestalten sind auch ihre „Berline“ und „Su-

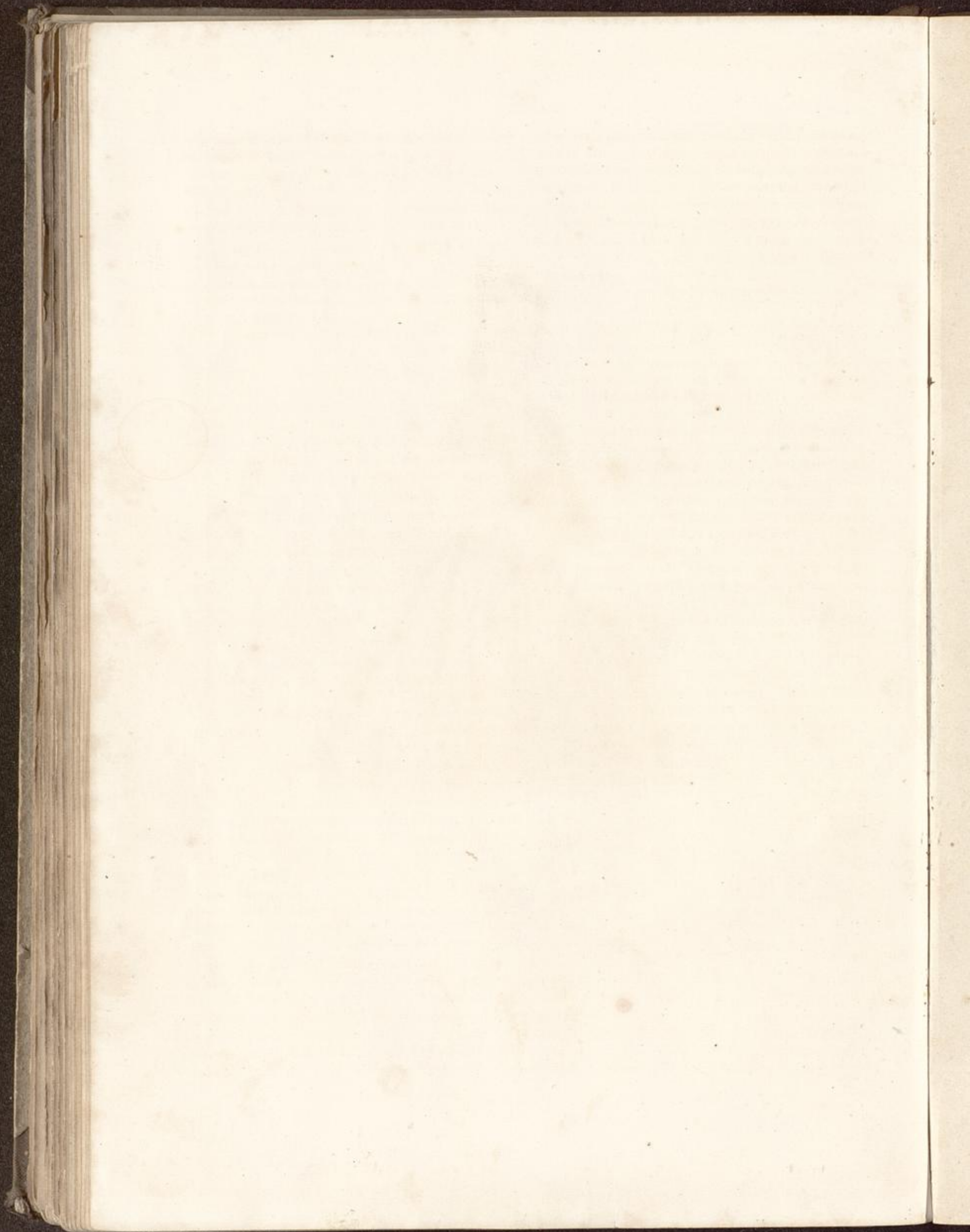


Nach einer Photographie

nach einem Original

Louise Harriesthiers

geb. am 10ten März 1814



fanne" in „Zigaros Hochzeit". Ihren Urlaub benutzte unsere Künstlerin größtentheils zu Gastspielen auf den ersten deutschen Bühnen, bei denen sie ebenso wie in London, wo sie eine der gefeiertsten Erscheinungen bei der italienischen Oper in Her Majesty's Theatre ist, stets bedeutende Triumphe feierte. Im December 1859 vermählte sie sich mit dem Architekten Eduard Harriers.

Blicke in die Runde.

Literatur. Haus-theater. Sammlung kleiner Lustspiele für gefellige Kreise von Roderich Benedix. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1866. Die Abende werden länger und länger und die Geselligkeit fängt wieder an, ihr unveräußerliches Recht geltend zu machen. Es wird auch uns daher jezt zur Pflicht, die Aufmerksamkeit unserer Leser in erster Reihe auf die literarischen Erscheinungen zu lenken, welche die gefellige Freude im Auge haben. Ein solches Werk ist das soeben neu aufgelegte „Haus-theater" des trefflichen Roderich Benedix, welcher in dasselbe diejenigen seiner wirksamsten kleineren Lustspiele aufgenommen hat, die sich zum Aufführen im Familien-Kreise oder geschlossenen Gesellschaften durch ihre nur wenige Requisiten fordernde Scenerie am besten eignen. Das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch enthält 18 Lustspiele, von denen keines verfehlt wird, die Spielenden wie die Zuschauenden in sorglos heitere Laune zu versetzen.

Preußen-Album. Zehn Portraits in Stahlstich mit biographischem Text. Leipzig, 1866. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. Die Blätter des vorliegenden Albums, das sich schon durch seine elegante salonsfähige Außenseite empfiehlt, fällen die Bildnisse und die Biographien der erlauchten und großen Männer Preußens, welche sich in dem Kriege ihres Vaterlandes gegen Oesterreich und den vormaligen deutschen Bund einen bleibenden Ruhm errungen haben. Es eignet sich dasselbe vorzüglich zum Festgeschenk, und wird voraussichtlich, da sein Preis auch ein sehr billiger ist, sich der weitesten Verbreitung zu erfreuen haben.

Die Kinkelfeier zu London hatte den großen Saal des Whittington-Clubs mit mindestens 300 deutschen und englischen Freunden des aus England scheidenden Kinkels angefüllt. Die reiche Erinnerungsgabe bestand in einer prachtvollen Bronzervase, in einem silbernen Tafelservice und in einer schönen Büste des Ehrengastes.

Bisher stritten drei Städte: Paris, Vannes und Rhuis um die Ehre, Lesage, den unsterblichen Verfasser des Gil-Blas, geboren zu haben. In diesen Tagen hat man den Tauffchein des Dichters entdeckt und es geht aus demselben hervor, daß Lesage am 8. November 1668 in Sarreau in der Bretagne geboren wurde.

Binnen Kurzem werden zwei historische Romane erscheinen, welche die jüngsten preussischen Siege poetisch verherrlichen werden: Der eine ist aus der Feder von Stanislaus Grafen

Grabowski und nennt sich: „Unter Preußens Fahnen"; der Autor des andern „Von Berlin nach Königgrätz" ist J. Metklicke.

Der frühere Professor der nordischen Sprachen in Kiel, Professor Molbach, soll zum Professor der italienischen Sprache an der kopenhagener Universität ausersehen sein. Professor Molbach hat eine treffliche Uebersetzung von Dante's „Divina commedia" herausgegeben.

Karl Guplow ist von seiner geistigen Schwermuth vollkommen genesen und mit der Ausarbeitung eines neuen Werkes beschäftigt. Jüngst besuchte er zu diesem Zwecke von Nürnberg aus Zeilzheim in Unterfranken, um dort Forschungen anzustellen über Argula von Grumbach, geb. Frein von Stauffen. Von Zeilzheim aus wechselte dieselbe Briefe mit Luther, starb daselbst 1554 und liegt in der dortigen protestantischen Kirche begraben.

Adolf Stahr geht mit seiner Gattin Fanny Lewald-Stahr nach Italien, um den Winter in Rom zu verleben. Er hofft von schwerer Krankheit dort vollständig zu genesen.

Berthold Auerbach hat für den bevorstehenden Winter sein Domicil in Bonn aufgeschlagen.

Theater und Musik. Ein neues Stück von Sardou „Nos bons Villageois" ist mit glänzendem Erfolge im Gymnase zu Paris aufgeführt worden. Das anziehende Sujet bildet eine Art Verschwörung der Dörfler gegen die Pariser, welche bei ihnen Villegiatur halten.

Frl. Janauschek, die rastlose Gastspielvirtuosin, hat mit der Direction des Carl-Theaters zu Wien einen Vertrag abgeschlossen, der sie zu einem längern Gastspiele im Laufe des Winters nach Wien führen wird.

Auf dem Hoftheater zu Dresden kam das ältere Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer „Die Günstlinge" in neuer Bearbeitung unter dem Titel „Katharina II. und ihr Hof" zur Aufführung und fand eine ziemlich beifällige Aufnahme, die es dem ausgezeichneten Spiele der Damen Berg, Bayer und Langenhau und des Herrn Jassé verdankte.

In Frankfurt a. M. starb, 70 Jahre alt, der in musikalischen Kreisen weithin bekannte Karl Gollmid, bis zu seiner vor wenigen Jahren erfolgten Pensionirung als eines der ältesten Mitglieder des frankfurter Orchesters thätig. Eine Anzahl von Textbearbeitungen der bekanntesten Opern, so z. B. der „Regimentstochter", stammen aus seiner Feder; ebenso eine große Menge musikalischer Abhandlungen, Novellen und Referate in den verschiedensten Zeitungen.

Die Pianistin Frl. Anna Mehlig, welche sich so schnell einen bedeutenden Ruf erworben hat, ist zur Hospianistin der Königin von Württemberg ernannt worden.

Unter den 300 Theaterabenden des Hofburgtheaters zu Wien waren im verflossenen Theaterjahre 78 dem classischen Genre gewidmet.

Das neue vieractige Lustspiel „Und" von Otto Girndt ist in dem k. Schauspielhause zu Berlin aufgeführt worden und hat sich einen Achtungserfolg errungen. Die Aufführung der Novität durch die Herren Döring, Liedtke, Berndal, Hiltl und die Damen

Kesler, Satran, Blumauer, Döllinger, Adami war eine sehr lobenswürdige.

Herr von Normann ist zum Intendanten des Hoftheaters zu Dessau ernannt worden.

Die Theater zu Hannover und Kassel haben das Prädicat „k. preussisches Hoftheater“ erhalten.

Ein englischer Instrumentenmacher hat ein Clavier erfunden, auf dem vermöge einer durch ein Pedal registrierten zweiten Hämmerreihe die Octave oder Doppeloctave eines jeden angeschlagenen Tones hervorgebracht werden kann. Der Erfinder hat sein Instrument „Arabella“ getauft, zu Ehren der trefflichen Pianistin Arabella Goddard-Dawison.

Das Théâtre français in Paris hat ein bis jetzt noch unbekanntes und ungedrucktes Stück von Beaumarchais, welches von Fournier zu London unter alten Manuscripten entdeckt worden ist, an sich gebracht. Man ist aber noch nicht einig darüber, ob das Drama sich zur Aufführung eignen dürfte, da es mitunter sehr starke Dinge enthält und gefährliche Tendenzen vertritt. Der Stoff hat übrigens viel Aehnlichkeit mit Girardins „Supplique d'une femme“. Dieselbe Bühne bereitet ein Lustspiel von August Vaquerin unter dem Titel „Der Sohn“ zur Darstellung vor.

Bildende Künste. In Köln ist der Conservator des dortigen städtischen Museums, Johann Anton Rambour, gestorben. Derselbe ist in der Kunstwelt durch seine reiche Sammlung trefflicher Copien altitalienischer Malereien bekannt.

Bildhauer Hähnel in Dresden hat in diesen Tagen das Schwarzenberg-Monument für Wien im Modell vollendet, welches allgemein als ein Meisterwerk geschildert wird. Der Künstler hat den Fürsten in der Marschallsuniform mit darübergeworfenem Mantel, den Hut auf dem Kopfe, dargestellt, und zwar in dem Momente, wo er nach der Völkerschlacht bei Leipzig den Lauf seines Rosses anhält und das Schwert in die Scheide schiebt. Das Modell wird zu Wien in der kais. Erzgißanstalt Fernlorens gegossen werden.

In Prag sind gegenwärtig die eingegangenen Pläne für das tschechische Nationaltheater öffentlich ausgestellt. Die Kritik spricht sich am günstigsten über den Plan des Professor Zitel aus. Sein Werk ist im Renaissancestyl gedacht und für 2000 Personen berechnet. Der Kostenaufwand ist auf 600,000 bis 700,000 Gulden veranschlagt.

Die Ausführung des Luther-Denkmal's zu Worms durch die dresdner Künstler Rieh und Donndorf ist wieder vorwärts geschritten, indem Donndorf soeben die eine der Städtepersonifikationen, welche die Umfassungsmauern des Denkmal's schmücken bestimmt sind, vollendet hat. Es ist das „trauernde Magdeburg“, eine sitzend dargestellte, mauergekrönte weibliche Gestalt, die das Antlitz im stummen Schmerz neigt und das zerbrochene Schwert in den gerungenen Händen hält. Die beiden andern Städtefiguren sind das „protestirende Speyer“ und das „bekennende Augsburg“.

Die Gesellschaft der bildenden Künstler Wiens hat mit allen gegen nur eine einzige Stimme den Beschluß gefaßt, an der ge-

stigen Gemeinschaft mit Deutschland unter allen Umständen festzuhalten und demgemäß, der an sie ergangenen Einladung Folge leistend, den allgemeinen deutschen Künstlertag in Kassel zu beschicken. Ihr Delegirter wird der Genremaler Friedländer sein.

In der artistischen Anstalt von Breitschwert und Bayer zu München ist ein von W. v. Breitschwert gezeichnetes Blatt erschienen: „Abland und Schwab bei Justinus Kerner“, welches die drei schwäbischen Sänger mit großer Porträtähnlichkeit in sehr ansprechender Gruppierung und Umgebung — Kerner's Garten zu Weinsberg mit der Wohnung des Dichters und „der Weibertreue“ im Hintergrunde — darstellt.

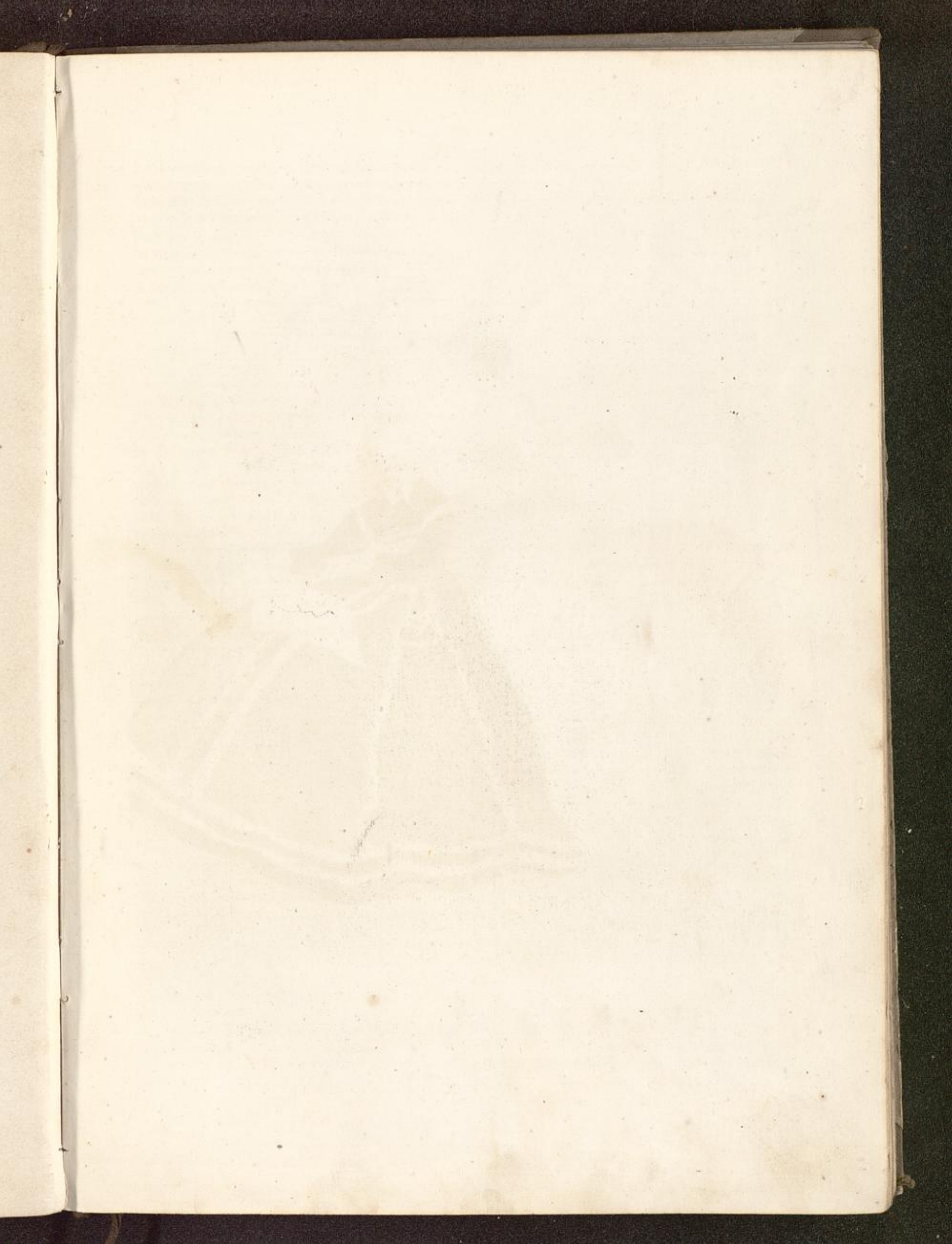
Dr. D. L.—I.

Modenbericht.

Die gegenwärtige Zeit bringt so Vielen Trauer und Betrübniß, daß es leider nur zu gerechtfertigt ist, wenn wir wieder einmal Einiges über Trauer Toiletten mittheilen. Ein sehr geschmackvoller und bei aller Eleganz doch einfacher deartiger Anzug, wenn auch nicht für die allertiefste Trauer berechnet, besteht aus einem schwarzen Kaschmirkleide, welches über einem schönen schwarzseidenen Unterrocke aufgenommen ist. Der Kleiderrock hat gar keinen Besatz, aber der Unterrock ist dagegen mit mehren Reihen kleiner schwarzer Atlasrollen verziert, an die sich eine Grelotfranse aus schwarzer Chenille anschließt. Die Casaque aus schwarzem Kaschmir ist mit Schmelzperlen benäht und mit Perlenfransen besetzt; ist sie abschließend gemacht, so setzt man Kermel aus reichem Seidenstoffe hinein, um dem Unterrocke zu entsprechen. Ein neuer Trauerstoff ist die schwarze Algérienne, eine Art Poil de Chèvre mit glänzender Oberfläche, welche sogar einen noch schönern Glanz als glacirte Seide besißt; diese Algérienne-Kleider werden mit schrägen Streifen aus mattem Seidenstoff und darauf genähten schwarzen Schmelz-Cameenknöpfen besetzt. Der Unterrock besteht entweder aus dem nämlichen Stoffe oder aus schwarzem Kaschmir mit einer breiten Marie-Antoinette-Falbel rings herum.

Alle Schmuckgegenstände, welche man während der Trauerzeit trägt, sind entweder aus schwarzem Schmelz, Jet oder noch moderner aus Silber und schwarzer Emaille gefertigt. So trägt man außerordentlich lange Ohringe, welche aus Weizenähren von Jet oder aus mehren ineinandergehängten silbernen Ringen bestehen. Silberne Hufeisen mit Nägeln aus schwarzer Emaille werden sehr viel als Brochen und Ohrgehänge getragen, doch möchten wir behaupten, daß dies nicht sehr für einen guten Geschmack spricht. Auch Knöpfe aus Ebenholz mit Silber sind eine beliebte Verzierung zu Trauerkleidern und Paletots, die man für den Spätherbst und Winter aus schwarzem Plüsch wählen kann.

Die einfachen Strahentoiletten gestatten jetzt sehr bequeme Variationen, einmal ist der Kleiderrock bedeutend kürzer als der Unterrock, wie wir dies bereits früher beschrieben; dann kann man das Kleid vorn aufnehmen und hinten à la Grecque, das heißt nämlich in einer einzigen Falte zusammennehmen und in die Höhe raffen, oder nach der dritten Manier, welche die beliebteste für Promenadetoiletten ist, werden bloß die beiden Vorderblätter





Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

des Kleides durch Rosetten aufgerafft und hinten läßt man das Kleid lang, ohne es geradezu nachzuschleppen. Meistens trägt man den ganzen Anzug von einer Farbe, doch ist es ebenso modern, wenn der einfarbige Kaschmir-Unterrock in der Farbe vom Kleide absteht.

Man hat beispielsweise einen Rock aus blauem Kaschmir, mit schwarzen, weiß getüpfelten Seidengalons besetzt, und darüber ein Kleid aus ungebleichter Popeline, vorn durch zwei blaue Rosetten aufgenommen. Dazu einen kleinen Paletot aus blauem Kaschmir, mit den nämlichen Galons besetzt, wie sie sich auf dem blauen Rock befinden. Eine ziemlich allgemeine Regel ist die, daß man zu den ganz kurzen Kleidern am liebsten Unterröcke von demselben Stoffe wählt, während es bei den langen, bloß vorn aufgerafften Kleidern gebräuchlicher ist, einen andersfarbigen Rock anzuziehen.

Ein seltsames Mittel Ding zwischen runden und geschlossenen Hüten scheint sich für den Winter unter den beliebtesten Hutfaçons einbürgern zu wollen; der Kopf desselben ist sehr breit, aber nicht höher als etwa einen Zoll und ein schmaler Rand läuft rings herum, der sich hinten zu einem spitzigen Hutbart verlängert. Man verziert dieses Zwitterding mit breiten Bindebändern, Schmelzgehängen, Federn, Blumen, Schleiern — kurz allem Möglichen neben- und untereinander.

Modenblatt No. 51.

1) Besuchstoilette. Das Kleid aus perlgrauer Grosgrainseide ist unten um den Rock mit einem breiten, glatt aufgesetzten Volant aus antiker Guipurespitze und darüber mit drei perlgrauen Atlasstreifen besetzt. Die hohe Taille ist mit einer Art Stola aus antiker Goutpure bedeckt, welche in drei breiten, sich abrundenden Enden auf den Rock fällt; das mittlere Ende ist breiter und etwas länger als die beiden anderen, welche die Seitentheile des Rockes verzieren. Die halbweiten Ärmel bestehen ganz aus Guipure und sind oben an den Schultern wie unten zwischen Ellenbogen und Handgelenk mit drei perlgrauen Atlasrollen besetzt, worauf sie vorn in weiten Manschetten auf die Hand fallen; sie sind übrigens ganz ungefüllt.

2) Elegante Haustoilette. Das Haar ist vorn in kurzen Puffschaiteln arrangirt und fällt hinten in einer dichten Reihe halblanger Locken auf den Hals.

Das Kleid aus lichtgrünem Taffet ist so zugeschnitten, daß Taille und Rock ein Ganzes bilden; auf der Taille ist vorn und hinten ein leiterförmiger Auspuß aus weißem Guipure-Einsatz angebracht. Die ziemlich enganschließenden Ärmel sind um das Armloch und um die Hand mit Guipure verziert. Der Rock ist unten rings herum mit zwei Reihen Guipure-Einsatz umgeben; ebenso laufen vorn in der Mitte zwei Reihen und an jeder Naht eine von oben bis herunter; an der rechten Seite ist eine Numonière aus Taffet mit Guipurebesatz hergestellt. Der Rüscheleutragen besteht auch aus feiner Guipurespitze.

Fenilleton.

Eine Geschichte aus Beckmanns Leben. Ueber den berühmten, kürzlich verstorbenen wiener Komiker existiren so viele amüsante Anekdoten, daß wir wenigstens eine derselben wiedergeben wollen.

Es mögen ungefähr 16 Jahre her sein und der Egzdmarkt hatte so viel Fremde nach Graz gelockt, daß alle Hôtels überfüllt waren; auch im „Elephanten“ waren Abends so viele Gäste versammelt, daß sich eine kleine Herrengesellschaft in ein Nebencabinet flüchtete, wo sich nur ein Tisch für etwa 10 Personen befand. Die Gesellschaft schien sich sehr gut zu unterhalten, am gemüthlichsten war aber der wiener Seidenfabricant Herr Stolzer, der das große Wort führte.

Plötzlich hielt er mitten in einer Ansprache inne, denn der Eintritt eines neuen Gastes hatte ihn aus dem Concept gebracht.

— Guten Abend, meine Herren, sagte der Eintretende, Sie erlauben wol, daß ich mich hier beplagen darf? Damit setzte er sich ruhig an den Tisch und bestellte ein Abendbrod.

Der Gast schien dem Fabricanten, welcher sich mit seinen neuen Freunden ungenirt unterhalten wollte, nicht ganz angenehm zu sein, doch machte er gute Miene zum bösen Spiele und winkte ihm freundlich zu, wobei er sagte:

— Wissen's, wir sind hier eine g'schlossene Gesellschaft, aber Sie haben ein so gutmüthig's G'sicht, daß ich glaub', wir werden bei näherer Bekanntschaft gute Freunde werden.

— Ich lebe wenigstens gern mit der ganzen Welt in Friede und Freundschaft.

— Sie sind schon mein Mann, ein Theil Ihres Wunsches kann heute noch in Erfüllung gehen, denn Sie können sich hier mit halb Oesterreich befreunden — ich bin ein Wiener, der lange magere Herr ist ein Schlesier, der mit dem langen Schnurrebart ein Ungar, der mit der rothen Nase ein Prager, der Kleine hier ein Brünner und der Riese da ein Sachse. Und Sie — Sie sind nach Ihrem Anzuge zu urtheilen ein hiesiges Landeskind, ein Steirer.

— Da irren Sie sich.

— Also aus Wien sind Sie und fahren wahrscheinlich auf eine Gensensjagd nach Steiermark.

— Ich hoffe, hier etwas zu erjagen.

— Sie sind gewiß ein ausgezeichnete Schütze?

— Ja, als Schütze bin ich ziemlich berühmt, denn ich habe das Renommée, auf jeder Jagd einige Vögel zu schießen.

— Sehen's, ich hab's errathen, in dem Punkte bin ich ein practischer Mann, wenn ich einen Menschen anschau', weiß ich gleich, wer er ist — Sie z. B. habe ich auf den ersten Blick erkannt.

— Wahrscheinlich kennen's mich vom Theater aus?

— Ich komm's ganze Jahr in kein Theater — 's Kaffeehaus und ein Glas Lager ist mir lieber als alle Theater. Aber morgen mach' ich eine Ausnahme, ich hab' g'lesen, daß der Bedmann morgen hier gastirt, den muß ich mir anschau'n, das soll ein gar g'späßiger Kämpel sein.

— Müßen wir schauen, ihn in unsre Gesellschaft zu kriegen, meinte der Ungar; ebbata! hab' ich gern so ein' Spaßvogel.

— Man hat mir gesagt, im gewöhnlichen Leben sei er ein Menschenfeind, behauptete der Prager.

— Da hat man Sie belogen, verlegte der Fremde; so viel mir bekannt, ist er bei jedem Jux dabei.

— Was, Sie kennen ihn? fragte erfreut der Wiener.

— Ein wenig, lachte der Gefragte, wir sind täglich beisammen.

— Das ist g'scheidt — Sie müssen ihn morgen herbringen, wir wollen dann einen rechten Spaß haben.

— Hören Sie, das ist gefährlich; wenn er glaubt, man lade ihn ein, um einen Spaß zu haben, so versteht er miß und spielt den Leuten einen Schabernack.

— Thut nichts, wenn wir nur über den Schabernack lachen müssen!

— Wenn er Sie, baratom, zum Besten hat, zahl' ich zwei Bouteillen Champagner.

— Wenn er nun aber Jeden von Ihnen zum Besten hält? fragte der Fremde.

— Dann zahl' Jeder eine Flasche Köderer! Bringen's ihn nur her und bewegen Sie ihn dazu, daß er uns ein bißerl foppt.

— Ich will's versuchen, lachte der Andere; aber erst nach dem Theater.

— Wenn er aber nicht kommt?

— Dann zahl' ich den Wein!

Eine Stunde später trennte sich die Gesellschaft sehr vergnügt im Vorgefühl des nächsten Abends und der Fremde begleitete die Herren noch bis an ihre Zimmerthüren im ersten und zweiten Stock.

Des anderen Morgens um 7 Uhr klopfte Jemand an die Zimmerthüre des Fabricanten. — Wer ist da?

— Der Hausbarbier fragt ergebenst an, ob Euer Gnaden sich rasiren lassen wollen?

— Ja ja, lieber Freund, gleich, gleich! und er eilte die Thüre aufzuschließen. Eine höchst drollige Figur trat herein; dick und mager zugleich; aus den kurzen Ärmeln eines grünen abgesehabten Fracks ragten die mageren Hände hervor, aus den kaum bis zu den Knöcheln reichenden Rantinghosen zwei Spindelbeine, während ein kleiner Schmeerbauch sich trotz aller ihm angethanen Gewalt nicht in das enge Beinleid pressen ließ. Ausgetretene Schuhe und ein schmutziggrauer Filzhut ergänzten den armseligen Anzug. Sein Gesicht hatte einen verschmißt lächelnden Ausdruck, die Nase war hochroth und ein kleiner Schnurrbart, der sich von den Lippen bis zu den Nasenlöchern erhob, vollendete das possirliche Aussehen.

Herr Stolzer betrachtete behaglich die seltsame Gestalt und fragte endlich lächelnd: Sie sind der Barbier?

— Aufzuwarten! entgegnete der Gefragte und fuhr mit großer Zungengeläufigkeit fort: Ich bin die bekannteste Persönlichkeit und, ohne Ruhm zu melden, eine Merkwürdigkeit unserer Stadt und namentlich dieses Hotels; wer hier einlogirt, ist mir verfallen, er muß mir in die Hände kommen. Ich habe regierende Herren, Fürsten, Grafen, Barone, gnädige und ungnädige, durch meine Kunst befriedigt und kann mit Stolz behaupten, ich habe mich des allgemeinen Beifalls erfreut! Ich hoffe auch Ihre Zufriedenheit zu erringen; ich barbiere Sie, ohne daß Sie ein Messer spüren!

Damit setzte er einen Stuhl zurecht, band dem Fabricanten eine Serviette um und seifte sein Gesicht so stark ein, daß nur die Nasenspitze und die Augen aus dem Schaume hervorleuchteten. Jetzt zog er den Streichriemen heraus, aber, o Mißgeschick! er hatte kein Rasirmesser bei sich.

— Bitte hundertmal um Entschuldigung, rief er verzweiflungsvoll, ich habe meine Messer im zweiten Stock vergessen; gleich bin ich wieder da, indes bitte die neueste Nummer unserer Zeitung einer Durchsicht zu würdigen, und ein Zeitungsblatt ihm in die Hand schiebend, verschwand er aus dem Zimmer. Herr Stolzer blieb ruhig sitzen und las die Zeitung.

— Ebatta! Wer ist da? fragte der Ungar, als es an seine Thüre klopfte — nur herein!

Der Hausbarbier schlich in devoter Stellung durch die halb geöffnete Thüre und bot stotternd seine Dienste an.

— Kommen grad' recht, machen's nur schnell, hab' kan' Zeit!

Der Barbier machte sich an die Arbeit und eilte so mit dem Einseifen, daß ganze Flocken im Zimmer herumflogen. Jetzt suchte er in allen Taschen, schlug sich vor den Kopf und stotterte:

— Ich — habe — o — oben den Streich — rie — riemen vergessen, das Messer sch — sch — schneidt nicht, ohne Ab — abzie — hen — kom — kom — me gleich!

Mit einem Satz war er aus der Thüre, mit vier Sprüngen im zweiten Stockwerke und ehe zwölf Minuten verfloßen, saßen auch die übrigen Bier der gestrigen Tischgesellschaft eingeseift in ihren Zimmern, jeder ein Zeitungsblatt in der Hand, und erwarteten den Barbier.

Herr Stolzer, der das ganze Blatt bis auf die Inserate durchgesehen hatte, verlor endlich die Geduld und läutete dem Zimmerkellner.

— Was hab's denn da für einen Barbier? polterte er. Der Kerl hat mich schon vor einer halben Stunde eingeseift und ist fortgelaufen, sein Messer zu holen. Am Ende hat er gar mich vergessen.

— Will gleich nachsehen, Euer Gnaden!

Kaum trat der Kellner aus der Thüre, so rief ihn die Glode in ein anderes Zimmer, wo er den Ungar fluchend und die Zeitung in Stücke zerreißen fand.

— Wo ist der Barbier? schrie er ihm entgegen. Bringen Sie mir ihn, oder —

Der Kellner war verschwunden. Er eilte über den Gang, da tönte es vom zweiten Stock herab wie Sturmkläuten; der Gequälte flog hinauf; in Nr. 21 fragte ein eingeseifter Herr zornig nach dem Barbier. Nun stürmten drei Gloden auf einmal, der Kellner öffnete Nr. 22, 23, 24 — in jedem Zimmer ein eingeseifter mit der Zeitung in der Hand und nach dem Barbier verlangend. Der Kellner stand wie vom Donner gerührt.

— Zum Teufel! Wo ist denn dieser Barbier? schrie eine starke Stimme auf dem Gange des ersten Stockwerks. Dem Fabricanten kam die Stimme bekannt vor und er streckte das befeifte Gesicht aus der Thüre. Vor ihm stand der gestrige fremde Gast in einem eleganten Schlafrock, bis an den Hals eingeknöpft, das Gesicht über und über mit Seifenschäum bedeckt.

— Garçon, schaff' mir den Barbier zur Stelle! rief er dem Kellner entgegen, der am ganzen Leibe zitternd vom zweiten Stockwerke herab stolperte.

— Was? Sie sind auch eingeseift? fragte Herr Stolzer.

Der im Schlafrock machte ein ärgerliches Gesicht und sagte:

— Foppen Sie mich auch noch, ich bin gefoppt genug von dem Satansknecht, dem Barbier.

— Machen Sie sich nichts daraus, lachte der gutmüthige Wiener; Sie sehen, ich bin auch der Angeschmierte.

— Ebatta! Wo ist der Barbier? Der verdammte Kerl! fluchte der Ungar, aus seinem Zimmer tretend.

— Ach, da ist noch Einer! rief der Fremde verwundert.

— Barbier! Barbier! schrien vier verschiedene Stimmen im zweiten Stock.

Der Lärm lockte alle Gäste aus ihren Zimmern heraus, die Dienerschaft des Hôtels stürzte von allen Seiten herbei, die vier Eingeseiften kamen von oben herunter. Da standen nun alle sieben Eingeseiften, jeder mit einer vorgebundenen Serviette, die meisten ihr Zeitungsblatt noch in der Hand — die Nichtbetheiligten brachen in ein lautes Gelächter aus, als sie diese weißen kläglichen Gesichter erblickten.

Der Einzige, der ernst geblieben, war der Wirth, er schien untröstlich über den Affront, den sein Hausbarbier herbeigeführt hatte.

— Ach, seien Sie ruhig, Herr Hôtelier, besänftigte ihn der Herr im Schlafrock; der Mann hat wahrscheinlich zu tief in's Glas geguckt und schläft nun seinen Schrip's aus — schicken Sie lieber in eine Nasirstube und lassen Sie ein paar Gehülfen holen.

Der Rath wurde befolgt und eine Viertelstunde später lachten Alle über ihr gehabtes Mißgeschick.

Bedmann's Gastspiel mußte wegen plötzlicher Unpäßlichkeit eines Mitgliedes für den nächsten Abend verschoben werden. Doch besuchte die gestrige Gesellschaft das Theater, wo eine Mozartsche Oper gegeben wurde.

In einer Loge saß der Fremde und unterhielt sich mit einem Manne, der hinter ihm stand.

— Der Bedmann ist dort in der Loge, sagte ein Zuschauer zu einem anderen und deutete auf den Platz, wo der Fremde saß. Herr Stolzer hörte diese Worte und machte seine Freunde auf die Loge aufmerksam.

— Der famose Jäger hat uns doch nicht angelogen, sagte er, als er versicherte, er kenne den berühmten Komiker — sehen Sie dort, er sitzt hinter unserem neuen Spezi, jetzt glaub' ich's auch, daß er ihn heut' Abend mitbringt.

— Na, ich freu' mich auf den versprochenen Schabernack, meinte der Ungar.

— Der kostet Sie einen Champagner.

— Thut nichts, ich zahl' ihn gern!

So viel sich die Herren auch anstrebten, den vermeinten Bedmann näher zu sehen, ihre Mühe war umsonst, denn jetzt erhob sich der Fremde und verdeckte ganz die Aussicht.

Das Theater war zu Ende, die Gesellschaft in dem kleinen Cabinet hatte bereits ihr Souper eingenommen, und noch immer kam nicht der neue Freund.

— Mir scheint, brummte der Wiener, unser Spezi läßt uns heute sitzen, weder er, noch weniger Bedmann wird kommen.

— Dann muß er den Champagner zahlen! meinte der Prager.

— Ja, das muß er! riefen Alle.

In diesem Augenblicke traten zwei Kellner ein und brachten sieben Flaschen Champagner.

— Wer hat denn diesen Wein bestellt? fragte Herr Stolzer.

— Der Passagier Nr. 5, der eingeseifte Herr im Schlafrock.

— Also er kommt?

— Das weiß ich nicht; er sagte: „Die Herren sollen's sich schmecken lassen, es ist die bewußte Wette.“

— Aha! er giebt die Wette verloren! Schab', ich hätt' mich gern zehnmal für einmal von dem Bedmann zum Narren halten lassen, könnt' ich nur in Wien erzählen, daß ich ihn persönlich kenne und mit ihm Champes getrunken habe.

In diesem Momente öffnete sich die Thüre und Alle blickten verblüfft auf, denn der Barbier, der sie heute genarrt hatte, taumelte herein, machte der Gesellschaft ein wankendes Compliment und nahm ganz ungenirt Platz. Dieses leger Betragen brachte selbst den gutmüthigen Wiener aus der Fassung.

— Was wollen Sie hier? fuhr er den Barbier an.

— Soupiren! entgegnete dieser und fuhr schnellredend fort: Soupiren, so gut wie Sie, meine Herren, und ich hoffe, Sie werden nichts dawider haben. Hier ist ein Hôtel und da ist ein Gast wie der andere, vorausgesetzt, daß er Moneten hat.

Bei diesen Worten kimperte er mit einigen Thalern, die er aus der Tasche zog.

— Ich denke, polterte der Ungar, ein Mensch, der die Gäste bedienen soll, kann essen in der Schenke, und nicht wo ist geschlossene Gesellschaft.

— Ich ha — ha — habe im Sa — Salon keinen Pla — Pla — Platz ge — ge — gefunden, und da ich die He — He — Herren ke — ke — kenne . . .

— Kruzinefer! schrie der Fabricant, was ist denn das? Erst plappert er wie eine Klappermühle und nun ist er plötzlich ein Stotterer geworden, das geht nicht mit rechten Dingen zu! Jetzt geht mir ein Licht auf — Sie sind — kein Barbier!

— Doch, mein Herr! zuweilen bin ich Schelle, der in ganz Deutschland bekannte Barbier Schelle — wenigstens habe ich in dieser Rolle heute vor Ihnen gastirt, und ich hoffe Sie überzeugt zu haben, daß ich nicht der Menschenfeind bin, als welchen man mich dem Herrn da geschildert hat.

— Sie sind also?

— Ich bin Bedmann, der sich glücklich fühlt, wenn es ihm gelingt, dem Publicum ein Vergnügen zu machen — und indem ich den Barbier abwerfe, präsentire ich mich Ihnen als Ihr gestriger Gesellschafter.

Er nahm den Bart ab und wuschte die Schminke vom Gesicht.

— Bedmann? jubelte der Wiener — Sie der Barbier, der uns Alle eingeseift? Jetzt laßt den Champagner knallen und stoßt an: Der Bedmann soll leben, Bivat hoch! — r.

Höflichkeitsregeln. In einem alten Complimentirbuche finden wir eine Anzahl der amüsantesten Anstandsregeln, welche zwar sehr ernstlich gemeint sind, die Leser aber doch sehr zum Lachen reizen. Wir geben einige Beispiele daraus:

„Bist Du in Gesellschaft und siehst, daß die Dame von Hause niest, so darfst Du nur unter der Bedingung „Gott hilf!“ zu ihr sagen, wenn Du in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu ihr und ihrer Familie siehst.“

Du mußt dich stets ganz genau über die Stellung der anderen Gäste zu unterrichten suchen, damit es Dir nicht etwa passiert, einen oder den anderen durch Anwendung irgend eines Sprichwortes, wie z. B. „alle Advocaten sind Spitzbuben“ oder „die Leute sterben bloß durch die Schuld ihrer Aerzte“ u. dergl. zu beleidigen.

Sitzest Du unter Fremden bei Tische und man ist eng placirt, so daß Du nicht umhin kannst, mit den Knien an Deinen Nachbar oder Deine Nachbarin anzustoßen, so mußt Du Dich sofort deswegen entschuldigen, damit es Dir nicht übel ausgelegt werde; wirst Du jedoch von Deinem Nachbar oder Deiner Nachbarin gestoßen, so mußt Du darüber schweigen.

Nichtet Deine Nachbarin bei Tische das Wort an Dich, so wische erst, bevor Du ihr antwortest, sorgfältig die Sauce von Deinen Lippen ab.

Nimm Dich in Acht, daß Du nicht bei den anderen Gästen einen schlechten Wit anbringst, wie zum Beispiel, indem Du einem den Stuhl wegziehst, wenn er sich niedersetzen will, so daß er auf die Erde fällt. Solche Späße machen gewöhnlich nur Solche, die nicht Geist genug besitzen, um eine lebhaftere Unterhaltung führen zu können.

Sei vorsichtig, daß Du Deiner Nachbarin nicht Sauce und Wein auf das Kleid giehest; passiert Dir dies aber doch, so verliere nicht die Fassung, sondern bitte mit Anstand um Verzeihung.“

Wie man Propheten Lügen straft. Johann Seleazzo, Herzog von Mailand, begegnete eines Tages einem der berühmtesten Astrologen von Italien.

Der Sterndeuter sieht dem Herzog starr in's Gesicht und sagt:

— Herzog, ordnet Eure Angelegenheiten, denn Ihr habt nicht mehr lange zu leben!

— Woher weißt Du das? erwiderte der Herzog.

— Durch meine tiefe Kenntniß der Gestirne.

— Ah so! sagte der Herzog von Mailand. Und Du, wie lange wirst Du noch leben?

— Mir, o Fürst, verheißten die Planeten noch einen langen Lebenslauf.

— Wirklich? meinte der Herzog; nun, mein Lieber, damit Du Deinen Planeten nicht zu blindlings vertrauest, wirst Du auf der Stelle sterben.

Und er ließ den Sterndeuter sofort an den nächsten Baum hängen.

Eine mehr als fürstliche Freigebigkeit. Der colossal reiche Americaner Peubody, welcher vor einigen Jahren der Stadt London zu Gunsten der Armen 150,000 Pfd. St. schenkte, um für dieselben bessere Wohnungen zu errichten, und dieser Gabe im vorigen Jahre vor seiner Rückkehr nach America weitere 100,000 Pfd. St. hinzufügte, setzt seine Freigebigkeit in America fort. Der Stadt Boston schenkte er eine Million Dollars, um davon Arbeiterwohnungen zu bauen, und den drei Collegien in Harvard, Amherst und Williams im Staate Massachusetts machte er ein Geschenk von je 50,000 Dollars. Ebenso erhielt jeder seiner vier Neffen von ihm 50,000 Dollars. Der Eine derselben ist Stenograph einer Zeitung in Zanesville im Staate Ohio.

Abenteurer eines Botanikers. Dem Director des botanischen Gartens von San Pierre auf Martinique, einem gebornen Medlen-

burger Namens Hahn, begegnete kürzlich beim Botanisiren ein mißliebiger Abenteuer — er sollte zum Steinklopfer degradirt werden.

Die dortige Polizei hatte Befehl erhalten, „alles beschäftigungslose Gesindel aufzugreifen und zum Straßenbau zu verwenden.“ Der friedliche Naturforscher hatte das Unglück, von der heiligen Gemandad als Beschäftigungsloser angesehen zu werden. Er ging nämlich botanisiren, als er plötzlich von einem herkulischen Polizeidiener angehalten wurde.

— Wie heißen Sie?

— Hahn.

— Was treiben Sie hier?

— Ich sammle Pflanzen.

— Hahn ist kein Name und Pflanzensammeln kein Geschäft, marsch fort zum Steinklopfen!

Mit Mühe und Noth brachte es Herr Hahn dahin, daß ihn der Häfcher zu einem Alcalde begleitete, der ihn natürlich sogleich entließ.

Aus dem Leben Voltair's. Die Kaiserin von Rußland schickte einst Voltaire ein von ihrer eignen Hand auf der Drechselbank gefertigtes Kästchen von Elfenbein, und dieses Geschenk gab dem berühmten Schriftsteller die Idee eines Scherzes.

Nachdem er bei seiner Nichte einige Lectionen im Stricken genommen hatte, sandte er der Kaiserin als Gegengabe für ihr Geschenk den Anfang eines Paares weißseidener Strümpfe, die von seiner Hand gestrickt waren und die er mit einem reizenden Briefe in galanten Versen begleitete, worin er der mächtigen Monarchin schrieb, da er von ihr die von einer Dame gefertigte Arbeit eines Mannes erhalten habe, so bitte er Ihre kaiserliche Majestät, ein aus den Händen eines Mannes hervorgegangenes Frauenwerk anzunehmen.

Theater- und Concert-Preise. Der verstorbene Herzog von Gramont-Caderousse, geistreichen und phantastischen Andenkens, machte im Jahre 1863 eine kleine Reise in Frankreich und kam bei dieser Gelegenheit in ein Dorf in der Nähe von Neaug, wo wandernde Schauspieler in einer Scheuer Komödie spielten.

Man konnte seinen Eintritt mit Geld oder mit Käse bezahlen. Der Preis im erstern war zu sechs Sous festgesetzt. Um sein Billet zu bezahlen, reichte der Herzog ein Zwanzigfrankenstück hin, worauf man ihm 19 Franken und 14 Sous zurückzahlte und zwar die 14 Sous in Kupfermünze und die Franken in 19 Stück Käsen von Brie, das Stück zu einem Franken gerechnet.

Die Zeit zum Heirathen. Dr. Johnson sagt in seinem Werke „Economy of Health“, von Seiten der Dame sollte die Ehe nicht vor dem 21. Jahre, von Seiten des Herrn nicht vor dem 28. Jahre geschlossen werden. Der Doctor sagt, ein Unterschied von einigen Jahren müsse zwischen Mann und Frau stattfinden, in welchem Lebensalter auch die Verheirathung erfolgen möge. Der Unterschied von sieben Jahren bestehe nicht in der wirklichen Lebensdauer der beiden Geschlechter, aber in den ursprünglichen Bestandtheilen des Körpers, der Symmetrie der Form und den Lineamenten des Gesichts. In Rücksicht der frühen Verheirathung von Seiten des schwächeren Geschlechts lasse sich annehmen, daß die Frau für jedes Jahr, das sie vor dem 21. Jahre in der Ehe verlebt, im Durchschnitt drei Jahre ihres Lebens verliere oder um so viel Zeit früher altere.

Albumblätter.

Wo alle Menschenhände zu kurz sind, da ist Gottes Hand noch lang genug. Und sie langt schon hervor aus der Wolke — es fehlt nur noch die Glaubenshand, die sie anfaßt.

Sailer.

Helden können einen Thron erobern, aber das ist ein himmlisches Geschlecht, welches ihn mit Anstand verlassen kann.

Young.

Räthsel und Aufgaben.

Tief versunken in die ersten Beiden,
Hatt' ich ruhelos die Nacht durchwacht,
Aber ach! Zu Schmerz und Leiden
Hatte mir die Dritt' das Ganze überbracht.

Wenn Regen rauscht und Wind und Wetter weht,
Mag man sich gern zur ersten Sylbe retten.
Nur die erschreckt kein Sturm, auf deren Ruhebetten
Die zweite steht.

Zählt Mancher auch zu den vom Glück erhalt'nen Gaben
Als Eigenthum die erste nicht,
So kann doch wol der arme Wicht
An seiner Frau das Ganze haben.

Eine Stadt in Holland,
Ein deutscher Strom,
Eine Insel im Eismeer,
Ein Hafen in Spanien,
Eine Insel im Mittelmeer,
Ein Fluß in Süddeutschland,
Ein Land im hohen Norden.

Die Anfangsbuchstaben bilden von oben nach unten eine deutsche Handelsstadt, die Endbuchstaben von unten nach oben eine deutsche Residenzstadt. Wie heißen diese beiden Städte?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 41.

Der Buchstabe D.
Schindel — Schwindel.
Jda.

Den Kopf halt' kühl, die Füße warm,
Das macht den besten Doctor arm.

Briefpost.

Herrn A. W. in Garburg. Auch Ihre zweite Sendung hat uns angenehm überrascht; das eine der Bilderräthsel ist sehr gut erfunden und zugleich dem Zeichner von uns übergeben worden, aber einen Honorarsatz haben wir für derartige gefällige Beiträge nicht.

Herrn J. G. S. in Allersdorf bei Zittau. Die geschmackvollsten Jockey-Mützen finden Sie bei F. Wigleben, Leipzig, Markt No. 10. part.

Herrn Fr. O'A... in Eisenach. Freundlichen Dank für die richtigen Lösungen. Von hier aus würde eine Beschäftigung schwer zu erlangen sein, da auf den betreffenden Gebieten hier die Concurrenz eine übergroße und fast täglich wachsende ist. An Ort und Stelle, so weit wir urtheilen können, würden Sie sicher Ihren Zweck besser erreichen.

Frau Bar. Ch. in K. Daß die „Braut-Torte“ so gut geglückt ist und den Beifall aller ihrer Verehrer gefunden, hat uns hoch erfreut und gern theilen wir Ihnen heute das Recept zur Kapuziner-Torte mit: Man giebt $\frac{1}{2}$ Pfund Butter und $\frac{1}{4}$ Pfund Mehl auf ein Backbrett, arbeitet es mit dem Nollholze gut durcheinander; dann werden $\frac{1}{2}$ Pfund abgerührte und gestohene Mandeln, eben so viel Zucker und das Saft einer Citrone fein gewiegt, $\frac{1}{2}$ Loth gestoßener Zimmt und einige Gewürznelken, Alles dieses wird gut untereinander vermischt; dann giebt man den Saft einer Citrone und zwei Eier dazu, macht den Teig damit an, rollt ihn fingerdick aus und giebt ihn auf ein Tortenblatt, füllt sie mit Quitten-gelée, macht von dem übrigen abgefallenen Teig ein Gitter darauf, bestreicht es mit Eierklar, streut geröthlich zerstoßenen Zucker darüber und bäckt sie bei gelinder Hitze.

Intelligenzblatt zur Mioden-Zeitung.

H. ENGLER'S ANNONCENBUREAU

in LEIPZIG Ritterstrasse 45

empfiehlt sich zur Vermittlung von Inseraten jeder Art in

alle Zeitungen aller Länder.

Hauptvortheile bei den durch mich vermittelten Inseraten sind: Ersparung an Kosten und Correspondenz, da ich nur die Originalinsertionspreise ohne Portoberechnung ansetze, tägliche Erledigung der einlaufenden Inseraten-Aufträge durch directe Postversendung, sowie Zusammenstellung der Beträge auf einer einzigen Nota unter Einhändigung sämtlicher Belege. Ausserdem bin ich bei grösseren Aufträgen, namentlich bei öfterer Wiederholung in den Stand gesetzt, einen angemessenen Rabatt zu gewähren.

Uebersetzungen in allen Sprachen werden correct ausgeführt. Allen mir ertheilten Aufträgen wird grösste Sorgfalt, Pünktlichkeit und Discretion zugewendet.

Mein neuester und vollständigster Zeitungskatalog mit Insertionspreisen, sowie Angabe der Auflagen, steht auf franco Verlangen gratis und franco zu Diensten.

Reelles Heirathsgejuch.

Ein nicht unbedeutender wohlhabender Fabrikant in den vierziger Jahren, gesunden Aussehens, sucht auf diesem so mehrfach benutzten Wege eine Lebensgefährtin in den dreißiger Jahren, sei es eine kinderlose Wittwe oder Jungfrau, so würde angenehmes Aeußere, gemüthlicher Charakter und corpulente Figur Berücksichtigung finden. Vermögen wird hypothetarisch sicher gestellt, und bitte ich geehrte Bewerberinnen unter Zusage der strengsten Discretion ihre Offerten gefälligst unter Chiffre G. L. H. # 21321. poste rest. Leipzig franco niederzulegen, wobei Photographie, wenn es irgend möglich sein kann, sehr erwünscht wäre.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, 5. Classe, Ziehung:

5. bis 21. November 1866

sind noch Compagnie-Scheine, bestehend aus 1400 ganzen Loosen mit 3268 Nummern, zu dem Preise von 25 Thlr. pro Schein zu haben.

Es macht dies den 24. Theil der ganzen Lotterie aus und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe	Thlr. 1555.	25	Ngr. 7	Pf.
in der 2. Classe	„ 2061.	24	„	„
in der 3. Classe	„ 2207.	16	„ 9	„
in der 4. Classe	„ 2980.	6	„ 3	„

Summa bis jetzt: Thlr. 8805. 12 Ngr. 9 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Wer jetzt noch einen Schein nimmt, hat an den 8805 Thlr. 12 Ngr. 9 Pf., welche schon gewonnen sind, so gut Antheil, als wenn er ihn von 1. Classe an hätte, und das hat einen grossen Werth, da es nicht wie bei Kaufloosen ist, wo einem die früheren Gewinne verloren gehen.

Leipzig, im October 1866.

August Kind.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Der große Kurfürst und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Drei Abtheilungen.

Erste Abtheilung: Der junge Kurfürst. 3 starke Bände.

Zweite Abtheilung: Der große Kurfürst und sein Volk. 4 Bände.

Dritte Abtheilung: Der Kurfürst und seine Kinder. 4 Bände.

Elegant broschirt. Preis jeder Abtheilung 5 Thlr.

Nach Preußens großartigen Erfolgen in diesem Jahre empfiehlt die Verlagshandlung zur Lectüre vortrefflichen Roman, der den Begründer von Preußens Größe und Machtstellung mit Begeisterung schildert. Die erste Abtheilung umfaßt die Jugendgeschichte des großen Kurfürsten, und schildert in lebensvollen und pitanten Bildern das Beginnen der neuen Zeit, der Held und Begründer der Kurfürst Friedrich Wilhelm war. Der erste Theil schildert sein Leben als Kurprinz. In der zweiten besteigt der Kurprinz den ererbigten Thron seines Vaters, und mit kräftiger Hand sehen wir ihn die Zügel der Regierung erfassen, sehen ihn stolz entschlossen, zu gleicher Zeit sein Land zu befreien von der lastenden Hand Oesterreichs und Polens, dem Kaiser von Deutschland die angemessene Gewalt über die Mark Brandenburg, dem König von Polen die berechtigte Oberherrschaft über Preußen zu entwenden. Der dritte zeigt uns den Kurfürsten im Kampfe mit seinen aufrührerischen Städten, im Kampfe mit dem Könige von Schweden um den Besitz Pommerns, im Kampfe endlich gegen den Herzog von Holstein. Aber gegen diesen düstern Hintergrund contrastiren die lieblichen idyllischen Scenen im häuslichen Leben des Kurfürsten, seine Liebe und Ehe mit der edlen Louise Henriette von Oranien giebt den Stoff zu den anmuthigsten und heitersten Scenen, über die aber der Tod der Kurfürstin bald einen düstern Trauerschleier wirft.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesetzlich garantiert. Adresse: A. Z. 70, poste restante Sangerhausen.

Neu arrangirte Knallbonbons mit täglich durch neue Erscheinungen vermehrt werdenden niedlichen Gegenständen, komischen Kopfbedeckungen und Bedarfsgegenständen der verschiedensten Art für Damen und Herren, à 2 Thlr. pro Duzend zur Cellarius'schen Sturmcolonnen-Tour Nr. 38, sowie viele andere Cotillons-Decor's offeriren

F. W. Stolze & Comp.
in Erfurt.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen
elegant gebundenen Ausgaben.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig:

Schill und seine Gefährten.

Historische Novelle

von

Karl Freiherrn von Kessel.

Preis brosch. 24 Ngr.

Von Nah und Fern,

zwei historische Novellen:

Binnen vierundzwanzig Stunden und Ueber den Delaware

von

Ferdinand Pfug.

Preis brosch. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste, Von dem Alten das Beste.

Verlag der Dürsch'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Gehheilte Wunden.

Novelle

von

J. Grimm.

Draußen in dem großen freundlichen Garten vor dem Thore der Stadt blühten die Rosen so schön, wie sich's Keiner von den verschiedenen Bewohnern der angrenzenden Häuser, die dort Zutritt hatten, von vielen Jahren her erinnern konnte. Es war eine Lust, durch die breite Lindenallee in der Mitte zu wandern und rechts und links in die kleinen Privatgärten hineinzublicken, aus deren dunkeln Grün es überall hervorblühte und leuchtete, in weißem, gelbem und rothem Farbensmelz. Nie hatte aber noch die Sonne freundlicher und milder geschienen, als diesmal, seit der letzten Woche des April bis gegen Ende des Mai, in der man sich eben befand. Der Himmel war wolkenlos und heiter, nur manchmal über Nacht fiel ein erquickender Frühlingsregen, dessen Spuren des Morgens nur in den tausend hellen Tropfen zu erkennen waren, die funkelnd in allen Blumen standen. Am schönsten war es am Abend im Garten, da war die Luft so lau und voller Wohlgeruch, da klangen fröhliche Menschenstimmen überall, und der Himmel wurde roth und röther von der Abendsonne, die flammend hinter die Bäume sank und ihren verklärenden Schein über dem Garten ruhen ließ, so warm und innig, daß

es Einem bis an die Seele hinein hell und heiter wurde.

An einem solchen Abende lustwandelten durch den Lindengang zwei junge Mädchen in traulichem Gespräche. Sie gingen Arm in Arm der untergehenden Sonne zu, deren Strahl ihnen in's Gesicht fiel und die jugendlichen Züge mit Purpur übergoss. Beide Mädchen sahen aber mehr wehmüthig-ernst, als fröhlich aus, und um den Mund der Kleineren mit dem hellbraunen Haar zuckte es oft gar schmerzlich. Die Größere mit den dunkeln Augen aber sprach lebhaft auf sie hinein und sah viel zuversichtlicher und ruhiger aus, als die Gefährtin.

„Habe nur Muth, Gabriele,“ sagte sie mit sanfter sicherer Stimme, „Dein Schicksal wird sich gewiß freundlicher gestalten, als Du jetzt denkst. Die Leute auf dem Gute sollen edle einfache Menschen sein, Du wirst Dich in ihrem Kreise bald heimisch und wohl fühlen, vielleicht so wohl, daß Du gar nicht mehr an Deine alten Freunde hier denken magst! Ich könnte Dich fast darum beneiden, so jung einen schönen und ernsten Beruf ausfüllen zu dürfen: Erzieherin von zwei kleinen Mädchen zu sein! Ich versichere Dich, wenn ich mit Dir tauschen könnte, ich ginge von Herzen gern fort aus der geräuschvollen Stadt, aus dem bewegten, zersplitterten, nutzlosen Leben, was ich hier nun einmal führen muß! Der Gedanke, auf dem Lande zu leben, Kinder zu unterrichten, mit ihnen zu spielen und durch Wald und Wiesen zu schweifen, erscheint mir so beglückend! Und das ist Dein Loos, Gabriele, wenn Du Dich entschließt, morgen eine

zusagende Antwort nach Schloß Warthau zu schreiben. Ach! wie schwer wird es mir werden, allein hier zurückzubleiben! . . . Denn ohne Dich bin ich allein, Du meine einzige geliebte Freundin!"

So sprach das junge Mädchen und ihre Begleiterin sah sie dankbar an und drückte ihr die Hand, die sie in der ihren hielt.

Beide waren jetzt an einen Platz gekommen, wo die Allee sich erweiterte und wo sich ein großes Bassin befand, aus dem ein schlanker Wasserstrahl bis in die Zweige der Bäume emporstieg. Sie standen still und blickten um sich: Himmel, Bäume, Wasser, Alles war zauberhaft von der Abendröthe beleuchtet. Die Fenster der Häuserreihe, die den Garten begrenzte, blinkten und funkelten in hellem Glanze zwischen dem grünen Laube hindurch. Gabriele sah mit träumerischen Blicken nach diesen blitzenden Fenstern hinüber, als plötzlich von jener Seite her eine schlanke Männergestalt sichtbar wurde, die mit raschem Schritte die Nebenallee heraufkam.

„Komm, laß uns gehen, Charlotte,“ sagte das junge Mädchen zu ihrer Freundin. Sie war plötzlich bleich geworden und zitterte. Die Angeredete wendete den Kopf nach ihr.

„Nein, bleib noch einen Augenblick!“ bat sie, „wer weiß, wann uns ein solcher Abend wieder beschieden ist.“ Sie hatte die Veränderung in den Zügen ihrer Freundin nicht bemerkt und schaute, wieder über das Geländer gelehnt, mit freudetrunknem Blicke auf die Ringe des Wassers im Bassin nieder, die in hellem Purpur schimmerten.

Unterdessen hatte sich der junge Mann dem Platze genähert, wo die Freundinnen standen; er ging an ihnen vorüber ohne zu grüßen, sie kannten sich ja nicht . . . aber sein Auge richtete sich mit einem eigenthümlichen Blicke auf Gabriele, die ihm mit einem Ausdruck von Verwirrung einen Augenblick in's Gesicht sah, dann aber schnell den Blick zu Boden senkte. Der junge Mann entfernte sich rasch und war bald in einen der kleinen Gärten verschwunden. Die Freundin hatte kaum sein Kommen und Gehen wahrgenommen. Gabriele war noch bleicher geworden, als vorher, sie hatte die Hände auf das Geländer des Bassins gelegt und blickte still vor sich hin, sie sah nicht mehr die Welt um sich her, nicht das erbleichende Roth, das auf dem Wasser tanzte, nicht den flammenden Abendhimmel. . . . Das Alles schien sie vergessen zu haben über dem einen Blicke in des fremden Mannes Auge. Da sie so gar still und lautlos blieb, wandte sich endlich Charlotte zu ihr: „Du bist allzu schwermüthig heute,“ sagte sie; „komm, laß uns heimgehen, Gabriele, vielleicht gelingt es meiner Mutter besser, als mir, die trüben Geister zu bannen.“

Sie gingen heim. Am Theetische, wo mehre Freunde des Hauses sich eingefunden hatten, wurde Gabrielen zu der Stelle gratulirt, die ihr als Erzieherin in dem Hause eines sehr geachteten Gutsbesizers angeboten worden. Es zweifelte Niemand, daß sie dieselbe annehmen würde. Das junge Mädchen war sehr still und ernst, doch antwortete sie freundlich auf Alles, was zu ihr gesagt wurde. Als die Gäste fort waren, warf sie sich weinend in die Arme der Mutter ihrer Freundin, in deren Hause sie lebte, seit die Vorbereitungsjahre für ihren Beruf vorüber waren.

„Du bist aufgeregt, mein liebes Kind,“ sagte die mütterliche Freundin, sie faust an sich drückend, „gehe zu Bett und ruhe Dich aus, morgen wird Dir der Gedanke an alles Neue, was Dir bevorsteht, viel vertrauter und natürlicher sein, so daß Du mit Zuversicht Dein Jawort nach Schloß Warthau schreiben kannst. Uebrigens,“ fügte sie lächelnd hinzu, „es ist ja keine Heirath, die Du eingehst, und fühlst Du Dich in den fremden Verhältnissen nicht wohl, so kannst Du sie jederzeit wieder lösen, Du weißt, daß Dir dann stets unser Haus offen steht und daß Du hier tausendmal willkommen bist.“

Am anderen Morgen war Gabriele die Letzte im Frühstückszimmer, sie sah sehr angegriffen aus, aber sie lächelte und reichte den beiden Freundinnen die Hand. Die alte Dienerin brachte wie gewöhnlich die Journale herein, die beim Frühstück gelesen wurden. Gabriele blätterte gleichgiltig darin; auf einmal bebte sie. Sie hatte zwei Namen gelesen — eine Verlobungsanzeige. Der Name des Bräutigams war derselbe, den der junge Mann drüben im Garten führte: Ludwig Dankmar . . . sie hatte ihn ja vom Gärtner oft nennen hören! . . . Der Name des Mädchens war ihr fremd. Sie las die Anzeige wieder und wieder: „Ob er es wirklich ist? oder giebt es einen Anderen, der diesen Namen trägt?“ Diese Fragen drängten sich stürmisch in ihren Gedanken. Sie legte das Blatt weg und stützte den Kopf in die Hand . . . es schwindelte ihr.

„Charlotte,“ sagte die Mutter der Freundin zu dieser, „Du weißt, daß wir für heute Abend Billets zu »Hamlet« haben; das Stück ist doch nicht abgeändert?“

„Nein, Mama, da steht's: »Hamlet, Prinz von Dänemark« und der Name des berühmten Gastes, der darin auftreten soll, darunter. Ich freue mich, daß wir Gabriele noch einmal in's Theater führen, ehe sie in ihre romantische Wildniß geht, besonders heute, wo sie ihr Verbannungsurtheil selbst unterzeichnen soll.“

Gabriele lächelte traurig: „Ja,“ sagte sie aufstehend, „und damit es mir nicht am Ende noch leid wird, will ich sogleich schreiben.“ Sie ging aus dem Zimmer

und eilte nach dem ihrigen, wo sie sich einschloß. Lange stand sie bewegungslos, die Hände vor das Gesicht gedeckt, als wollte sie sich sammeln . . . als sie wieder aufschaute, war ihr Gesicht von Thränen überströmt; sie ging an ihren Schreibtisch, nahm ein Blatt und schrieb, zwar mit zitternder Hand, aber rasch und sicher den Brief an den Gutsherrn von Warthau, dem sie ankündigte, daß sie sein Anerbieten annähme und, wie es die Familie gewünscht hatte, nach Ablauf von 14 Tagen dort eintreffen werde. — Eine halbe Stunde später war der Brief abgeschickt.

Der Tag verging unter tausenderlei Beschäftigungen; die Stunde, sich nach dem Theater zu begeben, war gekommen. Gabriele fühlte eine unbeschreibliche Unruhe, sie wußte sich nicht eigentlich zu erklären warum, vielleicht wollte sie sich's auch nicht erklären. Sie wäre gern zu Hause geblieben, aber sie hätte die Freunde vielleicht gekränkt, die ihr ein Vergnügen bereiten wollten, so ging sie denn mit ihnen.

Das Theater war des gefeierten Gastes wegen gedrängt voll; Gabriele ließ einen scheuen Blick über die versammelte Menge gleiten, die sie umgab . . . da sieh! nur wenige Plätze von ihr entfernt, in der Reihe vor ihr . . . das ist er! . . . das ist der Bräutigam von heute . . . und das blonde Mädchen neben ihm . . . das ist seine Braut! . . . Gabriele fühlte all' ihr Blut sich zum Herzen drängen, sie fühlte den Schwindel von heute Morgen wiederkehren; sie hielt sich an der Lehne der Sitze vor ihr fest . . . „Also ist es wahr!“ sagte sie vor sich hin. Der junge Mann wendete sich in diesem Augenblicke nach ihrer Seite, . . . sein Blick begegnete ihrem, . . . sein Gesicht nahm wieder den seltsamen Ausdruck von gestern an. Gabriele wendete sich rasch ab.

Niemals hatte Shakespeare's gewaltige Tragödie ihre Aufmerksamkeit so wenig gefesselt, als heute, und niemals waren doch zugleich einzelne Worte und Stellen tiefer in ihr Inneres gedrungen, als diesmal. Ihr Herz pochte abwechselnd heftig, als wollte es brechen, oder schwer und langsam, als wollte es aufhören zu schlagen; . . . das junge Brautpaar vor ihr war aufmerksam, nur selten tauschte es ein Wort oder einen Blick. Im 4. Acte, als Ophelia im Wahnsinn auftrat, mit Blumen geschmückt, wandte sich der Bräutigam noch einmal rasch zurück und blickte nach Gabriele hin . . . sie sah nicht auf, aber sie fühlte den Blick. Sie hätte in diesem Augenblicke Alles gegeben, wenn sie hätte in ihrem Zimmer sein können, ungesehen . . . sie konnte ja die Thränen nicht mehr zurückhalten.

Das Stück war endlich zu Ende. Unter lautem Beifallsrufen der Menge fiel der Vorhang; man drängte

nach dem Ausgange; das Brautpaar ging dicht an Gabriele vorüber und streifte sie . . . sie sah nicht hin.

In einem Zustande von Betäubung kam sie nach Hause. Sie kleidete sich aus und legte sich zu Bette; schon halb im Traume, fiel ihr Hamlet's Monolog ein: „Sterben — Schlafen!“ war's ihr, als rufe eine Stimme: „Und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet . . . 's ist ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen!“

Als sie am anderen Morgen erwachte, mußte sie sich lange besinnen, was sie eigentlich Tags zuvor erlebt hatte; sie setzte sich in die Höhe und faltete die Hände: „Es war Sünde! . . . Mein Gott, vergieb mir!“ betete sie, „und das ist nun die Strafe!“ Sie ging jetzt zurück in ihrer Erinnerung bis in die ersten Tage, wo sie den Fremden gesehen: wie er an einem Fenster jener Häuserreihe gesessen, in seine Arbeiten versenkt; wie er da oft den Kopf erhoben und nach ihr gesehen, wenn sie vorüberging; und dann später, wie sie ihm oft im Garten begegnet, wie sie seine Gestalt schon von Weitem erkannt und wie da ihr Herz angefangen so stürmisch zu schlagen, so selig! Wol manchmal hatte sie sich Vorwürfe gemacht, daß sie so oft hatte an ihn denken müssen, wie Alles, was sie sah, was sie hörte, sie immer wieder an ihn erinnerte, wie ein schönes Bild, ein Gedicht, eine Musik vor Allem, wie mit Zauber Gewalt sein Bild vor ihre Seele brachte! Sie hatte dieser wunderbaren dämonischen Macht keinen Widerstand entgegenzusetzen gewußt, sie hatte sich ihrem Zauber willenlos hingeeben, sie hatte ihre Phantasie spielen lassen, ohne ihr Einhalt zu gebieten und nun stand sie am Abgrunde auf einmal und blickte in eine öde Tiefe hinab. Sie war so einsam in der Welt! niemals war sie sich noch so verwaist erschienen. . . . Ach, und sie durfte ja Niemandem ihren Kummer sagen, auch ihrer Freundin nicht . . . denn ihr Kummer war unberechtigt! Wie durfte sie gestehen, daß die Verlobung dieses fremden Mannes sie schmerzte, sagen, daß er ihr theuer war? Ach! sie bekannte sich selbst nur mit bitterm Vorwürfen, daß es so war: Scham und Reue kämpften in ihr gegen das ungelige Gefühl, in dem sie bisher doch so ganz gelebt hatte. Aber es war ja nun vorbei, sie wollte ihre Buße still tragen, sie wollte streng gegen sich sein, sich dem neuen Berufe ganz hingeben, für Andere leben, sich selbst vergessen . . . sie wollte „die Hand an den Pflug legen und nicht zurückbleiben“ . . . Das nahm sie sich fest vor, und dieser Gedanke beruhigte sie allmählig; sie stand auf und fühlte sich freier, als sie es zu hoffen gewagt. Zu ihrem Glücke hatte sie diesen Tag, sowie die folgenden, Mancherlei zu thun, um sich zu ihrer bevorstehenden Abreise vorzubereiten, so

daß sie nicht Zeit hatte, weder ihren Gedanken, noch ihren Gefühlen nachzuhängen. Das Bewußtsein des gefaßten Entschlusses begleitete sie dabei und gab ihr eine gehobene Stimmung, die sie mit Dankbarkeit wie eine Art Reinigung empfand. Es war außerdem Regenwetter eingetreten, so daß man nicht in den Garten gehen konnte; so war Gabrielen eine gar zu schmerzliche Erinnerung an das verlorene Traumglück erspart; nur einmal, als sie mit der Freundin ausgegangen war, Besorgungen zu machen, sah sie plötzlich das Brautpaar, dem sie so sehr zu begegnen scheute, nahe an sich vorüberkommen. Es regnete; Beide gingen unter einem Schirme; das Mädchen hatte sich vertraulich an ihres Verlobten Arm gehalten und blickte voll heiterer Sicherheit zu ihm auf. Gabrielen traten Thränen in die Augen, sie ging rasch vorüber.

Die vierzehn Tage, die noch in der Stadt zu erleben waren, vergingen wie im Fluge, der Tag der Abreise war endlich gekommen; Gabriele hatte ihm in der letzten Zeit mit Sehnsucht entgegengesehen und als sie nun im Coupé saß, als sie das Pfeifen der Locomotive hörte und fühlte, wie sich der Zug in Bewegung setzte, war es ihr, als werde eine Centnerlast von ihrem Herzen genommen; selbst die Trennung von Charlotte war ihr jetzt nur Erleichterung: sie fühlte es wie einen steten Vorwurf, daß sie der Freundin ihr Herz nicht öffnete und dennoch konnte sie sich unmöglich dazu entschließen, sich ihr anzuvertrauen.

Als sie jetzt die letzten Häuser und Gärten der Stadt an sich vorüberfliegen sah, als sich auch die Thürme nach und nach in den blauen Nebel der Ferne hüllten, da war's ihr wol, als müßte ihr Herz brechen vor Weh, und unaufhaltjam flossen ihr die Thränen über das Gesicht; aber es kam ihr doch vor, als müßte nun der Friede wieder in ihr Herz zurückkehren, als müßte sich auch um die Vergangenheit ein duftiger Nebel hüllen, als reichte die Zukunft heilend und segnend in ihr Leben herein.

In dieser beruhigten Stimmung kam Gabriele an der Station an, wo der Wagen von Schloß Warthau sie erwarten sollte. Sie fand ihn bald unter den verschiedenen dort haltenden Fahrzeugen heraus und gab sich dem Kutscher zu erkennen, der auch seinerseits schon nach ihr ausgeschaut hatte. Er überreichte ihr ein Billet der Guts herrin, worin mit zitternder Hand geschrieben stand: „Verzeihen Sie, liebes Fräulein, daß Niemand von uns Sie abholt, wir haben eine schwere Kranke im Hause.“ Diese Botschaft berührte Gabriele sehr peinlich. Es ist so schwer, in ein fremdes Haus eintreten zu müssen, wenn Sorge oder Kummer darin

herrscht; man erscheint sich wie ein unberufener Eindringling, man ist so unwillkommen, so überflüssig!

Je näher man dem Herrenhause kam, das jetzt mit seiner einfachen Fagade und seinem hohen Dache durch die Bäume zum Vorschein kam und von einer mäßigen Höhe herab das Thal beherrschte, desto mehr steigerte sich das Unbehagen des jungen Mädchens, desto mehr fühlte sie sich unruhig und erwartungsvoll. — Endlich bog der Wagen durch das steinerne Thor in den großen Hof ein und hielt vor dem stattlichen Wohnhause. Gabriele stieg aus und wurde von der Schaffnerin begrüßt, die sie im Flur empfing.

„Fräulein dürfen sich nicht wundern, daß Niemand von der Herrschaft zum Empfange da ist,“ sagte die ältliche Frau, die mit rothgeweinten Augen Gabrielen entgegentrat, „sie sind Alle oben im Thurmzimmer, wo das gnädige Fräulein liegt.“

Gabriele fragte besorgt, ob es eine der Töchter des Hauses wäre, die dort krank liege.

„Nein, die Nichte der Herrschaft, Fräulein Eva,“ erwiderte die Haushälterin, deren Thränen wieder zu fließen begannen. Sie geleitete nun Gabrielen in ihr Zimmer, das im ersten Stock lag; es war hell und freundlich, sehr geschmackvoll, aber einfach eingerichtet und hatte eine herrliche Aussicht auf das walddige Thal, was man freilich des trüben, nebligen Wetters wegen nicht völlig übersehen konnte.

Gabriele verabschiedete die Schaffnerin, die ihr freundlich ihre Dienste angeboten, deren Gegenwart aber in diesem Augenblicke wol bei der Herrschaft nöthiger war. Das junge Mädchen begab sich nun allein daran, ihre Koffer zu öffnen und ihre Sachen zu ordnen. Sie war in weniger als einer Stunde fertig und stand nun mit beklommenem Herzen am Fenster, unschlüssig, was sie thun sollte: hier warten, bis man nach ihr fragen werde, oder ihr Zimmer verlassen, um irgend eine menschliche Seele aufzusuchen, die ihr das bange Gefühl verschende, hier in dem fremden Hause ganz verlassen und vergessen zu sein. In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und die Herrin des Hauses, eine kleine, zart aussehende Dame trat ein, aufgereggt und verstört, ganz in Thränen, aber dennoch mit einem Ausdrucke des Wohlwollens auf dem bleichen Gesichte: „Verzeihen Sie, daß wir Sie in dieser ersten Stunde Ihrer Anwesenheit in unserem Hause so allein gelassen,“ sagte sie, indem sie der Fremden beide Hände reichte. „Sie sind uns darum nicht minder willkommen, nur ist Ihr Eintritt gerade in eine sehr ernste, entscheidungsvolle Stunde für unser Haus gefallen, wir haben eben einen sehr schmerzlichen Verlust. . .“ Sie konnte vor Thränen nicht weiter sprechen. Gabriele beruhigte sie mit einigen theilnehmen-

den Worten; sie sagte, wie weh es ihr thue, in einem solchen Moment als Fremde dieses Haus zu betreten; dann fragte sie nach den Kindern.

„Sie sind noch oben bei ihr; sie werden gleich kommen“ . . . war die leise gesprochene Antwort. Fast unmittelbar darauf ging merklich die Thüre wieder auf und zwei liebe Mädchen von 7 und 8 Jahren traten ein. Sie kamen auf Gabriele zu und reichten ihr die kleinen Hände. Gabriele drückte Beide an sich und küßte sie; sie hatte Thränen in den Augen und war sehr bewegt. Die Mutter erhob sich bald darauf und verließ das Zimmer; sie ließ aber die Kinder zurück, nachdem sie ihnen noch leise einige Worte gesagt hatte.

Die Kleinen wurden bald zutraulich und fingen an von ihrer Cousine Eva zu erzählen, die eben in den Himmel gegangen wäre. Sie sei so schön und gut gewesen, sagten sie, und alle Menschen hätten sie so lieb gehabt; besonders aber Gotthardt, der große Bruder; der wäre ihr Bräutigam gewesen, und wäre nun jetzt so traurig und weinte so sehr, daß er gewiß auch krank werden und sterben müßte und zu ihr in den Himmel gehen. Die Cousine Eva hätte aber noch zuletzt mit ganz leiser Stimme zu ihm gesprochen und hätte zu ihm gesagt, er sollte nicht weinen, und sie würden sich wiedersehen in einer Welt, wo man sich nicht mehr trennen müßte; ihr letztes Wort aber sei gewesen: „Habe nur Geduld!“ Dann habe sie die Augen geschlossen und sei todt gewesen.

Gabriele hörte mit gefalteten Händen den Erzählungen der Kinder zu; dann drückte sie sie wieder an sich und sagte ihnen, daß sie die Cousine Eva auch möchte gekannt haben, und sie wäre sehr traurig, daß sie nicht schon früher gekommen, als sie noch am Leben und gesund gewesen wäre. — Eva war aber schon lange krank gewesen, erzählten die Kinder weiter, wol schon ein halbes Jahr, und als es immer schlimmer geworden, da wäre Gotthardt aus Italien gekommen, wo er lange Zeit geblieben, um zu malen, denn Gotthardt sei ein Maler und habe schon viele wunderschöne Bilder gemacht. Seit er aber wieder da wäre, male er gar nicht mehr, sondern er gehe nur tief in Gedanken umher und sei so betrübt, daß es Einem das Herz zerbrechen könnte. Das Alles berichteten die Kinder; Gabriele ließ sie ihr Herz ausschütten und freute sich mitten in der Traurigkeit, mit der sie alle diese Erzählungen erfüllten, daß die kleinen Mädchen sich ihr so zutraulich naheten und daß sie, die Fremde, schon fast eine Freundin und Vertraute für sie geworden war. Sie bat sie auch, sie „Gabriele“ und „Du“ zu nennen, worüber sich Beide sehr freuten.

Es war Abend geworden und fast ganz dunkel im

Zimmer, da trat die Haushälterin mit Licht herein und bat, zum Abendbrod herunter zu kommen. Gabriele stand auf, die Kinder nahmen jedes eine ihrer Hände, und so folgten sie der voranleuchtenden Schaffnerin. Als die hohe Thüre aufging und Gabriele die trauernde Familie versammelt erblickte, schlug ihr das Herz heftig: sie hatte die Hände der Kinder losgelassen und ging mit unsicherm Schritte auf die Anwesenden zu. Die Dame vom Hause lächelte ihr ermutigend zu, nahm sie freundlich bei der Hand und stellte sie als die neue Hausgenossin zuerst ihrem Gemahl, Herrn von Warthau, einem sehr großen Herrn mit weißem Bart und Haar vor, der sie höflich begrüßte, dessen strenger düsterer Blick sie aber verlegend berührte. Dann kam die Reihe an die Schwester des Hausherrn, eine sanfte ältliche Dame, die bleich und sehr traurig aussah und sich nur stumm gegen die junge Erzieherin verneigte, gleichsam als wäre es ihr unmöglich, in diesen schmerzlichen Augenblicken ein Wort für die Fremde zu finden. Zuletzt wurde der Sohn des Hauses vorgestellt. Er grüßte flüchtig und zerstreut, sein Blick war starr und erloschen, sein Gesicht trug den Ausdruck tiefen Leidens. Gabriele fühlte sich sehr bewegt bei seinem Anblicke, sie vermochte nicht ein Wort hervorzubringen und neigte sich schweigend, mit niedergeschlagenen Augen vor dem Trauernden. Die Mahlzeit wurde still eingenommen, ein Gespräch ist in solchen Momenten nicht möglich. Die Kinder wurden nach dem Essen zu Bett geschickt; auch Gabriele zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie fiel bald vor Ermüdung in einen tiefen Schlaf. Im Traume sah sie sich in einer Kirche, unter einer bunten, geschmückten Hochzeitsgesellschaft: das junge Paar stand vor dem Altar . . . es war ein nur zu wohl bekanntes Paar! Der Bräutigam sollte eben das „Ja“ aussprechen, da wandte er sich zufällig nach der Seite, wo Gabriele stand . . . er stieß einen lauten Wehruf aus und stürzte zu Boden. Gabriele eilte auf ihn zu und kniete neben ihm nieder; als sie ihm aber nun genau in's Gesicht sah, da waren seine Züge verändert: da war es der Sohn der Familie von Warthau, der blaß und leblos vor ihr lag und über den sie sich mit stummer Angst hinbeugte. In einer der Seitencapellen der Kirche aber erblickte sie plötzlich einen schwarzen Katafalk, mit vielen großen brennenden Kerzen umgeben; dort lag die bleiche todtte Braut, Eva, unter Blumen und Kränzen begraben. Die bunte Hochzeitsgesellschaft war verschwunden, die Menge von stillen Menschen, die sich lautlos in den Gängen der Kirche hin- und herdrängten, war in Trauerkleider gehüllt, man hörte nur schluchzen und weinen. Aber eine leise schöne Musik tönte vom Chore hernieder, und als Gabriele den Blick nach dem Domgewölbe erhob, sah sie die Engel, die

darauf gemalt waren, auf- und niederschweben und einer mit der Palme in der Hand kam herab zu ihr und sprach: „Friede sei mit Dir.“

Als Gabriele am Morgen erwachte, fühlte sie sich erquickt und ruhig; noch einige Augenblicke versuchte sie das letzte Bild ihres Traumes festzuhalten, aber bald traten die Erlebnisse des vergangenen Tages wieder lebhaft vor ihre Seele. Es war ihr zu Muthe, als müßte es schon viel länger her sein, daß sie Schloß Warthau betreten hatte. Die Verhältnisse und die Menschen, die sie umgaben, schienen ihr schon fast nicht mehr fremd, wengleich sie diese nur seit wenigen Stunden kannte und kaum mit ihnen gesprochen hatte.

Die Kinder überließen ihre junge Erzieherin nicht lange ihren Betrachtungen. Die Anwesenheit der Fremden schien ihnen ein Fest mitten in der allgemeinen Trauer. Sie hatten ihr so viel mitzutheilen, zu erzählen, zu zeigen, und wenn auch sie die schmerzliche Stimmung mit empfanden, die auf den übrigen Bewohnern des Schlosses lag, war ihnen doch die Zerstreuung willkommen, die ihnen die neue Bekanntschaft gewährte. Frau von Warthau schien es als eine große Erleichterung zu empfinden, daß die Kinder so beschäftigt und abgezogen waren, sie sprach es auch gegen das junge Mädchen aus und ihr Ton und ganzes Wesen waren so herzlich und wohlwollend, daß sich Gabriele dankbar und glücklich fühlte. Die übrigen Glieder der Familie sah sie erst bei Tische wieder, wo sie Alle noch niedergeschlagener erschienen, als am vorhergehenden Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erlebnissen eines Arztes.

Mehr als jeder andere wissenschaftliche Beruf ist es der des Arztes, welcher in die innerste Werkstätte der Menschenseele seine tieforschenden Blicke wirft, und es ist aufrichtig zu bedauern, daß nicht noch öfter, als es geschieht, die Aerzte ihre Erfahrungen im Gebiete der Psychologie veröffentlichen. Sehr dankenswerth ist daher die Bereicherung, welche dieses Feld unserer Literatur soeben durch Dr. C. D. Mund in seinem bei Grunow in Leipzig verlegten Buche „Erlebnisse eines Arztes“ erfahren hat. Dasselbe enthält Erzählungen in novellistischer Form nach den Dictaten eines bejahrten, in Schönberg practicirenden Arztes, durch deren Herausgabe sich Dr. Mund den Dank der Leserschaft erworben hat. Es sei uns gestattet, eine dieser Erzählungen „Die Badekur“ im Auszuge hier mitzutheilen.

Seit mehren Tagen war die gute Stadt Schönberg in Aufregung, weil in zwei Reisewagen eine russische gräfliche oder fürstliche Familie angekommen war und die ganze Beletage des Gasthofes auf etliche Wochen gemiethet hatte. Die allerneuesten Nachrichten hatte Herr Schneller, der Gehülfe des Apothekers, —

und um seiner Mittheilungslust aus dem Wege zu gehen, hatte ich seit einigen Tagen das Betreten der Apotheke vermieden. Als ich endlich die Officin doch besuchen mußte, sprang mir der Provisor, ordentlich erleichtert, mit dem Rufe entgegen: „Denken Sie nur, werthester Herr Doctor, denken Sie nur! Der fürstliche Geheimsecretär daneben hat sich entpuppt. — In dem steckt ein Colleague von Ihnen. — Er hat nach Ihrer Wohnung und Sprechstunde gefragt.“ — „So! hat er?“ entgegnete ich ziemlich kühl und ging nach Beendigung meines Geschäftes weiter.

Dahheim fand ich wirklich eine Karte des Collegen, mit der Bitte, ihn heute gegen Abend zu bestimmter Stunde zu erwarten. Demgemäß war ich in der Dämmerung zu Hause und saß am Schreibtische, als der erwartete Besucher eintrat. Nach der ersten Begrüßung gab er sich als einen jungen russischen Arzt zu erkennen, der den Grafen Reiten aus Kurland als Leibarzt auf einer größeren Reise begleitete; die Hauptperson der Familie sei eigentlich der Schwesterjohn des Grafen, der junge Fürst Alexis, welcher krank sei, und zunächst lasse mich der Graf bitten, seinen Neffen zu besuchen.

Als ich mich am nächsten Vormittage pünktlich einstellte, theilte mir Graf Reiten das Wesentliche über die Erkrankung seines Neffen mit und führte mich darauf in ein entfernteres Zimmer, in welchem Fürst Alexis, mit einer seidnen Decke umhüllt, auf einem Ruhebette lag.

Ein Blick auf die feine zierliche Gestalt, die hochrothen Wangen und sieberhaft glänzenden Augen, sowie die Berührung der brennendheißen Hände genügte, um die Vermuthung eines vorhandenen Fiebers zu erregen, welche durch wenige Fragen vollständig bestätigt wurde. Nach wiederholter Prüfung ging mein entschiedenes Urtheil dahin, daß der angebliche Kranke an keiner Art von nachweisbarer körperlicher Krankheit leide und sprach diese meine Ansicht mit völliger Bestimmtheit dem jungen Fürsten aus. Als ich eines Nachmittags dieselbe wiederholte, richtete er sich halb auf und lästerte mit trübem Lächeln:

„Ich glaube selber, Doctor, daß Sie völlig Recht haben und klüger sind, als alle die weisen Herren in der Heimath — aber — ich bin dennoch krank! — Ich fühle mich so matt — so —“ Alexis stocste; — glühende Röthe überflog die bleichen Züge. Verwundert wollte ich nach dem Grunde so plötzlicher Erregung fragen, als das leise Rauschen eines seidnen Gewandes mein Ohr traf und die Augen des Fürsten sich mit schwärmerischem Ausdrucke auf einen hinter meinem Rücken befindlichen Gegenstand richteten. Ich wendete den Kopf und sprang auf, denn mit halbausgestrecktem Arme stand wenige Schritte hinter mir die Gemahlin des Grafen. Fürst Alexis sagte auf mich deutend: „Mein Freund, der Doctor Fichtner — meine Tante, die Gräfin Sophie! — Guten Abend, theure Tante —“

Die Gräfin begrüßte mich durch anmuthige Neigung des vollendet schönen Hauptes, und richtete an ihren Neffen eine theilnehmende Frage nach seinem Befinden.

„Erlauben denn die Herrschaften, daß ich mich empfehle? Der Herr Graf erwartet mich.“

„Gut, Herr Doctor! — Ich werde Sie begleiten. —“

Gute Nacht, mein lieber Freund! Gute Nacht, Alexis — schlafe wohl!“

Auf dem kurzen Wege nach dem Zimmer des Grafen stand ich mir, daß die grazids neben mir hinschwebende Dame ohne Frage die schönste mir noch vorgekommene Frau sei. — Ihr Gemahl stand am Fenster, in tiefes Sinnen versenkt, unseren Eintritt überhörend. Bei der halblauten Anrede der Gräfin: „Hier bringe ich den Herrn Doctor, der mich soeben versichert, daß Alexis ganz außer Gefahr sei!“ schrak der Sinnende zusammen und gab der Dame einen fast befehlenden Wink, uns zu verlassen. Mit zum Seiten einladender Handbewegung richtete er dann an mich die Frage, ob ich seinen Neffen genau untersucht und bereit sei, ihm die volle Wahrheit zu sagen?

„Das momentane kleine Unwohlsein des Fürsten, die Folge von Erkältung,“ begann ich, meine Worte wohl abwägend, „ist vollständig überwunden — und nach genauer Untersuchung des jungen Herrn und reiflicher Erwägung jeden Umstandes, halte ich mich zu dem Ausspruche berechtigt, daß er körperlich ganz und gar nicht krank ist und daß Alles davon abhängen wird, ob sich der Grund des unzweifelhaft bestehenden Seelenleidens erkennen und — beseitigen läßt, sonst dürfte es sehr wahrscheinlich sein, daß — daß Fürst Alexis rettungslos hinsiecht und ein Opfer der Schwindsucht wird.“

„Und der Grund dieses Seelenleidens?“

Ausweichend entgegnete ich, daß ich nicht die Ehre hätte, den Herrn Fürsten näher zu kennen, und daß ich mir gar nicht anmaße, ergründen zu können, was sich selbst der Wahrnehmung so genauer Bekannten und liebevoller Verwandten entzöge, die den Patienten ja seit seiner Jugend kennen.

„Gut gesprochen, Doctor! Was würden Sie denn aber nun rathen?“

„Was die Hauptsache ist, habe ich schon ausgesprochen. Ein Sommeraufenthalt in Salzbrunn in Schlesien, eine Brunnenkur daselbst können als Unterstützungsmittel nur vorzüglich sein — der Erfolg aber liegt in Gottes Hand! —“

„Doctor,“ sagte der Russe weich, indem er mir die Hand drückte, „Sie sind ein glücklicher Mensch — und ein braver! — Gute Nacht!“

So früh, als es mir schicklich schien, machte ich bei dem Grafen wiederum einen Besuch. Ich näherte mich der Thüre von des Grafen Zimmer, um anzuklopfen, da vernahm ich laute rauhe Worte in russischer Sprache, und dazwischen ein leises Weinen und die begütigenden Töne einer Frauenstimme. Ich klopfte an. Das Herein! des Grafen klang mir wie unwillig über die Störung; doch öffnete ich, und in demselben Augenblicke rief der Graf in vorwurfsvollem Tone: „Sophie!“ — Da trat ich ein und übersah mit einem Blicke die ganze Scene — der Graf, mit finster gerunzelten Brauen, lehnte an seinem Schreibtische und vor dem Sopha kniete die Gräfin auf der Erde, das Haupt in die Kissen gedrückt. „Sophie!“ ermahnte der Graf noch einmal — da erhob sich diese, wendete mir einen Augenblick das bleiche Antlitz, mit den seelenvollen, in Thränen schwimmenden Augen zu und schwankte aus dem Gemache. Der Graf aber strich sich mit der flachen Hand über Gesicht und

Bart und reichte mir die Hand entgegen, mich mit gewohnter Freundlichkeit anredend:

„Seien Sie mir herzlich willkommen, lieber Doctor. Ich wollte, Sie wären eine Viertelstunde früher gekommen, da wäre mir's erspart worden, der Gräfin Ihr Urtheil über unseren Alexis zu wiederholen — Sie hätten ihr Alles schonender und besser sagen können. — Morgen früh reisen wir ab. Sophie geht nach Berlin und wird dort im Hause unseres Gesandten bleiben. Ich, Alexis und der Doctor reisen nach Salzbrunn — und im Herbst, will's Gott, nach Italien. Jetzt aber, verzeihen Sie, muß ich einige Briefe schreiben. — Alexis weiß schon, daß wir reisen — Sie gehen wol zu ihm? —“

Den Fürsten fand ich in harmlosem Geplauder mit dem Collegen. — Bald klopfte es leise — und Kathinka, die eine Jose, trat ein mit der Frage, ob ihre Herrin wol nicht störe, wenn sie auf einen Augenblick zu den Herren komme? — Der Fürst äußerte ganz unbefangen, die Frau Gräfin sei stets willkommen. — Kathinka ging — und ich eilte, der Gräfin die Thüre zu öffnen, als sie schon hereinschwebte. —

„Ich komme, lieber Alexis, um Dich zu fragen, was ich etwa nach Petersburg bestellen soll. — Aber — mein Gott, was hast Du, Alexis? — Herr Doctor! — Was ist das?“

Was diese Frage veranlaßte, war seltsam genug. Alexis war beim Eintritt der Tante aufgesprungen und hatte, bald erröthend, bald wieder erbleichend, vor ihr gestanden. Jetzt fing er an zu zittern, schwankte und wäre zu Boden gesunken, hätte ich ihn nicht aufgefangen, um ihn sanft auf's Sopha gleiten zu lassen. — Er hatte die Augen geschlossen und große Tropfen drangen durch die Lider.

„Ist er ohnmächtig?“ hauchte die Gräfin, die Hand nach ihm ausstreckend.

„Nein, nein! Es ist vorüber, Tante! — Ein Schwindel, weiter nichts!“ antwortete Alexis statt meiner.

Die Unterhaltung floß bald in ruhigem Geleise fort. Nach einer Viertelstunde erhob ich mich, da mich die Pflicht abrief. Ich mußte über Land und kam am andern Tage erst nach der Abreise der gräflichen Herrschaften zurück.

Nach kurzer Zeit traf ein Brief des Doctors ein, in welchem er die Reise und ihre Ankunft in Salzbrunn schilderte. Sie waren Alle sehr zufrieden — vermisteten nur schmerzlich die Gegenwart der lebenswürdigen jungen Gräfin. — Wunderbarerweise schiene Fürst Alexis sie am wenigsten zu vermisten, und nur zeitenweise bemächtigte sich seiner eine ganz besondere Schwermuth. — Er rede aber oft und ohne jegliche Befangenheit von der Tante, und bedauere und nede den Dinkel wegen der Trennung.

Wie eigen war es, daß Alexis die Trennung von der Tante so leicht ertrug, während sich doch eigentlich ein ganz anderer Erfolg hätte vermuthen lassen! — Dieses neue Räthsel beschäftigte mich ungemein, doch vergingen lange Wochen, ohne mir neue Nachricht von dem Ergehen der Familie und der weiteren Entwidlung zu bringen.

Die schönen Sommertage begannen schon ein wenig abzunehmen, als ich eines Abends über den Marktplay fuhr und plötzlich der Wagen anhielt. An den Schlag desselben trat ein

junger Mann, in dem ich mit freudigem Erstaunen den jungen russischen Arzt erkannte.

„Sie hier?“ rief ich überrascht. — „Was macht denn die Gräfin? Was Alexis und der Graf?“

„Das sollen Sie Alles hören, lieber Doctor Fichtner, oder vielmehr sehen — Sie sind Alle hier — und warten drüben an dem Theetisch Ihrer. — Kommen Sie nur geschwind, Sie werden mit Verlangen erwartet!“

Im elegantesten Salon des Gasthofes fanden wir wirklich die gräfliche Familie am behaglich servirten Theetische. — Der Graf saß in einer Ecke des Sophas und blickte schalkhaft lächelnd auf den Fürsten Alexis, der mit strahlendem Gesichte die Hand der liebreizenden Tante inbrünstig küßte. — Bei unserem Eintritte wendeten sich die Gesichter uns zu, und auf den ersten Blick bemerkte ich die vortheilhafte Veränderung im Aeußern des Fürsten. — Glüd und Heiterkeit thronten auf der edlen Stirn und sprühten aus den glädelig leuchtenden Augen, deren Ausdruck sonst so krankhaft schmachtend gewesen war. Die Veränderung war so enorm und überraschend, daß ich kaum näher zu treten wagte, als fürchte ich, ein schönes Traumbild zu verschweuchen.

Ich war ganz verwirrt über den Anblick und die abenteuerlichsten Gedanken schossen mir durch den Sinn.

Da befreite die Gräfin, hold erröthend, ihre Hand und sagte zu mir gewendet:

„Von Anfang an haben Sie, verehrter Herr Doctor, ganz recht gesehen und unseres theueren Alexis räthselhaften Zustand vollkommen richtig beurtheilt. Seit Jahren liebt Alexis, wie es scheint, mit feltner Glut, und sein Hinsiechen war entstanden, weil er thörichte Weise seine Liebe unerwidert glaubte und die einer Vereinigung entgegenstehenden Hindernisse für unüberwindlich hielt.“

„Seit acht Tagen ist nämlich,“ erklärte der Graf, „unser theuerer Alexis der erklärte Bräutigam seiner Liebe, der lieblichen Schwester meiner Sophie, welche ihr auch sprechend ähnlich sieht, obwohl sie ein paar Jahre jünger ist.“

„O ja!“ versicherte der Fürst, „und trotzdem gleichen sich die Tante und meine süße Elisabeth so unbeschreiblich, daß ich jedesmal beim Anblicke der lieben Tante in die größte Aufregung gerieth, als ob Elise selbst mir nahe käme.“

„Uebrigens,“ sagte die Gräfin, „war es doch ein seltsames Zusammentreffen, daß ich den Brief mit Alexis' Geständniß seiner heißen Liebe zu Elisen gerade einige Tage nach einem anderen von ihr erhielt, in welchem sie erklärte, lieber auf ihr sämmtliches Vermögen verzichten und ins Kloster gehen zu wollen, ehe sie dem Better Vladimir ihre Hand gäbe. Unser seliger Vater hatte nämlich in seinem Testamente bestimmt, daß Elisabeth ihre Hand seinem Lieblingsneffen Vladimir reichen solle, oder wenn sie es vorziehe, etwa in ein Kloster zu gehen, sie durch Ueberlassung ihres ganzen Vermögens sich von Vladimir loskaufen müsse.“

„Und da Elisabeth,“ fiel der Graf ein, „unseren Alexis auch im Stillen geliebt hat, so hat sie es vorgezogen, auf ihr Vermögen zu verzichten. — Die Verständigung der beiden Liebenden war natürlich bald erreicht. — Aber, theuerste Sophie —

nun lasse eine Bowle Punsch bringen, um das Brautpaar leben zu lassen und auf die Gesundheit des braven Doctors anzustoßen, dessen Diagnose den ersten Grund gab, daß Alexis sein Schweigen brach.“

Mit ziemlich unbefangener Miene nahm ich die verschiedenen Lobsprüche und den Dank Aller in Empfang, — und erst auf dem Nachhausewege gestand ich mir, daß ich zwar das Vorhandensein einer leidenschaftlichen Liebe bei Alexis erkannt — in deren Gegenstände mich aber doch gar sehr geirrt hatte.

Friedrich,

Großherzog von Baden.

(Mit Stahlstich.)

Einer der in jeder Hinsicht gesegnetsten Länderstriche unseres großen Vaterlandes ist das Großherzogthum Baden, welches, ein blühender fruchtbarer Garten, die südwestliche Grenze deutscher Erde bildet. Zu diesen Segnungen des Bodens gesellt sich für Baden auch noch das Glüd, daß es in Großherzog Friedrich einen Fürsten besitzt, der in wahrhaft landesväterlicher Weise und staatsmännischer Klugheit die Geschide seines Volkes, das in Süd-Deutschland in geistiger Hinsicht eine so dominirende Stellung einnimmt, lenkt und leitet. Mit weiser und kluger Steuerkraft weiß er die schroffen confessionellen Gegensätze, so viel es nur immer eine relative Machtvollkommenheit vermag, zu glätten und zu runden, und gleich segensreich war sein Streben, in seinem Lande die zähe Tüchtigkeit norddeutscher Eigenart mit der elastischen Empfänglichkeit des Südens in wohlthuenden Einklang zu bringen.

Großherzog Friedrich Wilhelm Ludwig, geboren am 9. September 1826 zu Karlsruhe, ist der dritte Sohn des Großherzogs Leopold (geb. 29. August 1790, † am 24. April 1852) und der Großherzogin Sophie, des † Königs Gustav IV. Adolf von Schweden Tochter (geb. 21. Mai 1801, † 7. Juli 1865). Sein ältester Bruder hatte nur wenige Wochen gelebt, und die Thronfolge schien seinem zweitältesten Bruder, dem Prinzen Ludwig (geb. am 15. August 1824, † 22. Januar 1858) bestimmt. Beide Prinzen, mit den ausgezeichnetsten Naturgaben ausgerüstet, erhielten die sorgfältigste Erziehung unter unmittelbarer Oberaufsicht und Leitung ihrer erlauchten Aeltern, so daß sie in harmonischer Durchbildung des Geistes und Herzens in froher Jugendlust 1843 die schöne Universität Heidelberg bezogen. Sie verweilten daselbst, sich hauptsächlich staatswissenschaftlichen und historischen Studien widmend, bis 1845, nahmen dann längere Zeit einen auf diplomatische Fortbildung berechneten Aufenthalt in Wien und machten dann noch gemeinschaftlich größere Reisen.

Von diesen zurückgekehrt, besuchte Prinz Friedrich, obschon bereits in practischen Militärdienst getreten, doch noch 1847 zur Vollendung seiner Ausbildung die Universität Bonn, wo ihn namentlich Dahlmanns geistvolle Vorträge fesselten und auf seinen regen empfänglichen Geist ihren bestimmenden Einfluß übten. Die unheilvollen Jahre 1848 und 1849, die ja gerade

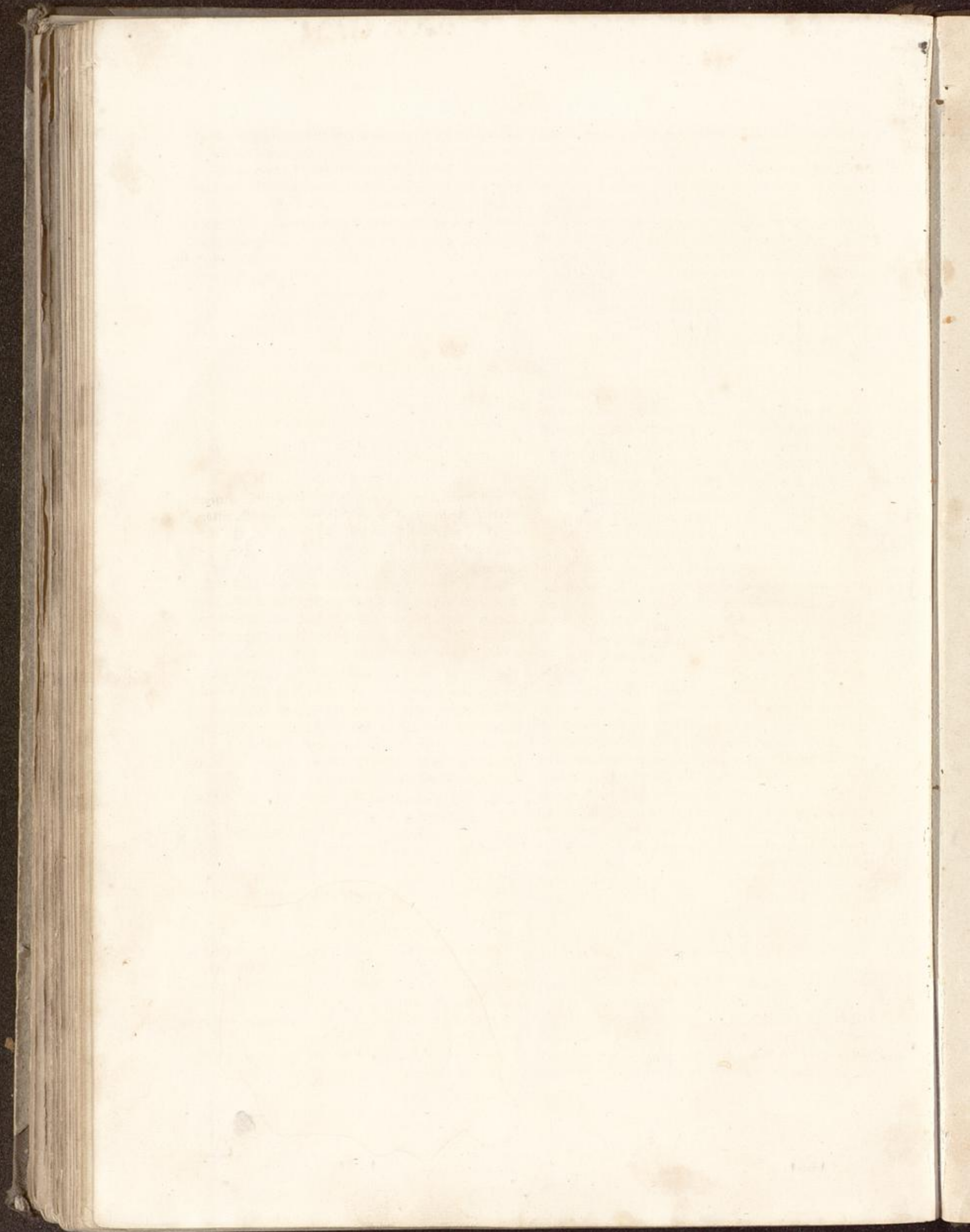


Nach einer Photographie

Nach dem Druck v. Meyer, Leipzig

Friedrich
Großherzog von Baden

Verlag der Neuen Bachh.



Baden hart an den Rand des Abgrunds führten, wurden Prinz Friedrich die bitterste, aber zugleich auch lehrreichste Vorbereitungsschule für die hohe Stellung des Fürsten des Landes, zu dem ihn Gottes unerforschliche Wege, da Prinz Ludwig in eine, sich zum Trübsinn steigende Gemüthskrankheit verfiel, am 24. April 1852 beriefen. Prinz Ludwig nahm zwar an diesem Tage, wo Großherzog Leopold's Ableben erfolgte, die großherzoglichen Titel an, aber nur nominell, denn Prinz Friedrich war durch das Patent seines Vaters vom 21. Februar 1852 die Stellvertretung in der Regierung als Prinz-Regent übertragen worden, die er dann seit dem 5. September 1856 als Großherzog mit voller Souveränität fortführte, als die Aerzte den Zustand des Großherzogs Ludwig für unheilbar erklärt hatten.

Die Regierung des Großherzogs Friedrich kennzeichnet bis zu dieser Stunde herab edelste deutsche Gesinnung und das Durchdrungensein von der Schwere seiner Pflichten. Seine erste Handlung als Regent war, daß er nach Aufhebung des Kriegszustandes die Stände berief und die Verfassung wieder in ihre volle Wirksamkeit treten ließ. 1856 gab er sich bei seinem Aufenthalte in England und Belgien in eingehendster Weise dem Studium der freisinnigen constitutionellen Regierungsform hin. In Anerkennung dieses Strebens verlieh ihm am 4. Juni 1856 die Universität Oxford in feierlicher Sitzung die Doctorwürde. Im März 1860, als das Concordat mit Rom große Mißstimmung hervorgerufen, bildete Großherzog Friedrich aus den Mitgliedern der liberalen Opposition ein neues Ministerium, welches eine gänzliche innere Umgestaltung des badischen Staates auf Grundlage der Verfassung anbahnte. Wie aber die Verehrung für Badens Großherzog weit die Grenzen Badens überragt, bewies der Fürstentag zu Frankfurt a. M. im Jahre 1863, wo er eine der gefeiertsten Fürstlichkeiten war. Eine äußerst schwierige Stellung brachte ihm der deutsche Krieg dieses Jahres, aber auch während seiner Dauer wußte er höchst tactvoll das Wohl und die Stimmung seiner Untertanen mit seinen vorurtheillosen Intentionen zu verschmelzen und von ihm hoffen in erster Reihe die süddeutschen Patrioten, denen enger Particularismus nicht den Blick unfrei machte, eine baldige staatliche Consolidirung.

Großherzog Friedrich vermählte sich am 20. September 1856 mit Prinzessin Luise Marie Elisabeth, Tochter des Königs Wilhelm und der Königin Augusta von Preußen. Aus dieser Ehe gingen hervor: Der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August, geb. 9. Juli 1857, die Prinzessin Sophie Marie Victoria, geb. 7. August 1862, und der Prinz Ludwig Wilhelm Carl Friedrich Berthold, geb. 12. Juni 1865.

Blicke in die Runde.

Literatur. Ein edles Frauenherz. Ein Roman von Ernst Freiherrn von Vibra. Drei Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble. 1866. Der vorliegende Roman ist wiederum mit jener geistvollen Eigenthümlichkeit ge-

schrieben, die alle belletristischen Werke Vibra's kennzeichnet und ihm eine ziemlich scharf begrenzte Gemeinde von Lesern geschaffen hat. Die Detailmalerei ist auch diesmal dem Herrn Verfasser meisterlich gelungen und das psychologische Moment mit gewohnter Feinheit behandelt.

Die Collection of British Authors Tauchnitz Edition hat kürzlich wieder durch „The Speeches and Addresses of His Royal Highness the Prince Consort“ eine sehr nennenswerthe Bereicherung erfahren, auf die wir unsere Leser aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollten.

Unter den Papieren aus dem Nachlasse Heinrich Heine's, die zu Wien im Besitze seines Bruders Gustav Heine sind, fanden sich bei einer kürzlichen Durchsicht auch höchst interessante Aufzeichnungen seiner Schwester aus den Jugendjahren des Dichters vor. Dieselben sollen nächstens gesichtet und veröffentlicht werden.

Eine illustrierte Wochenschrift für das Gesamtinteresse des Judenthums, die demnächst in's Leben treten soll, betitelt sich „Die Laubhütte“. Der Herausgeber ist Alfred Schönwald in Hamburg.

Nicht Sarzeau, wie wir neulich mittheilten, sondern Sarzeau auf der Halbinsel Rhuy's in der Bretagne, ist der Geburtsort von Lesage, welcher, wie sich jetzt erwiesen hat, nicht, wie man bisher ziemlich allgemein annahm, den 8. Mai, sondern den 8. November 1668 geboren wurde.

Karl Müller in Prag hat einen Aufruf an Oesterreichs Schriftsteller erlassen, worin er sie zu Beiträgen für das Jahrbuch „Austria“ einladet. Der Reinertrag des Unternehmens wird an die Witwen und Waisen der in den Kämpfen gebliebenen Krieger vertheilt werden.

Thecla von Gumpert, die bekannte Jugendschriftstellerin, hat unter dem Titel „Der alte Stelzfuß“ eine kleine Erzählung drucken lassen, welche zum Besten sächsischer Invaliden und Soldatenfamilien erschienen und für 2½ Sgr. zu haben ist. Nicht bloß des edlen Zweckes wegen, sondern auch um des wirklich gediegenen Inhaltes willen, sei die freundliche Gabe hiermit recht angelegentlich empfohlen.

Ein neues Prachtwerk geht aus den Officinen der Hachette'schen Buchhandlung in Paris hervor, nämlich eine mit mehr als dreihundert Zeichnungen von Gustav Doré geschmückte Ausgabe der Fabeln von La Fontaine.

In Wien erscheint eine neue officiöse Zeitung unter dem Titel „Wiener Journal“ anstatt des eingegangenen „Wiener Tageblattes“. Die Hauptkräfte des neuen Organs werden Hofrath Warrens und J. Tuvora sein.

Theater und Musik. Am Stadttheater zu Chemnitz machte Fräulein Anna Ulrich, eine Schwester der gefeierten Pauline Ulrich, in der Rolle der „Anna Liese“ ihren ersten theatralischen Versuch. Das bedeutende Talent der Kunstjüngerin wird durch eine vortheilhafte Bühnenercheinung, wie durch ein schönes klangvolles Organ wesentlich unterstützt, und das zahlreich besuchte Haus zeichnete ihre vom ernstesten Studium zeugende Leistung auf jede Weise aus.

Von Betty Paoli ist bei Sommer in Wien ein Lebens- und Charakterbild von Julie Rettich erschienen. In Paris sieht man mit Spannung der Veröffentlichung des „Tagebuches Talma's“ entgegen. Dasselbe wird viele interessante Einzelheiten in kurz und einfach gehaltenen Notizen bringen.

Der König von Württemberg hat dem Componisten Wilhelm Speidel zu Stuttgart die große Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Aus Neu-York schreibt man über das erste Auftreten Davison's: „Das Stadttheater hatte für den ersten Davison-Abend (Shylok) ein Festgewand angelegt, Alles in Gala, die Zuschauerräume, die Bühne und selbst die Logenschließer. Mit der zweiten Scene des ersten Actes begann eine Ovation, wie solche hier zu Lande noch keinem Künstler dargebracht wurde“ u. s. w.

Nach einem Schlummer von 36 Jahren ging auf der k. Hofbühne zu Dresden „Das öffentliche Geheimniß“, Lustspiel in fünf Acten, nach Calderon und Gozzi in der Uebersetzung von Lembert, neu einstudirt in Scene. Unter den Darstellenden errangen die Damen Ulrich und Langenhausen den Preis.

Im k. Schauspielhause zu Berlin wurde mit theilweise neuer Besetzung Goethe's „Egmont“ gegeben. Herr Karlowa spielte die Titeltrolle zum ersten Male und fand reichsten Beifall. Nicht minder excellirten die Damen Erhardt und Zachmann als „Clärchen“ und „Regentin“.

Niemann hat seine Thätigkeit an der k. Oper zu Berlin mit dem „Tannhäuser“ begonnen. Frä. Grün sang die „Elisabeth“ sehr ansprechend. Pauline Lucca ist von schwerer Krankheit wieder genesen und als „Berline“ in „Fra Diavolo“ unter dem Jubel des ausverkauften Hauses aufgetreten.

Richard Wagner soll den Text zu einer neuen Oper „Toll“ vollendet und mit dessen Composition begonnen haben.

Von Peter Lohmann, diesem tüchtigen und rüstigen Kämpfer der musikalischen äußersten Linken, ist vor Kurzem der dritte Theil seiner dramatischen Schriften (Leipzig, Verlag von Matthes) erschienen, welcher sechs „Musikdramen“ enthält. Dieselben sind poetisch erfunden und durchgeführt und verdienen gute Componisten zu finden. Auf ein Honorar, dem Tonseker gegenüber, verzichtet Lohmann, wie er in der Vorrede erklärt.

Der Titel der neuesten Oper des greisen Auber, die er für die pariser komische Oper schreibt, ist nunmehr bekannt geworden und lautet: „Der erste Glückstag“. Der Text ist von Dumas.

Im k. k. wiener Hofopertheater hat ein Fräulein Adrienne Dits Probe gesungen und durch ihren umfangreichen prachtvollen Alt einen glänzenden Erfolg erzielt.

Von Paul Heyse erhielt die k. Generalintendantin zu Berlin ein neues Schauspiel zugesandt: „Die Göttin der Vernunft“.

In Paris und dessen Umgebung werden demnächst fünf neue Theater eingeweiht und eröffnet: Das „Théâtre des Menus-Plaisirs“ auf dem Boulevard de Strasbourg, ein zweites in der Rue Lafayette, ein drittes in der Rue St. Honoré, ein viertes in Passy und ein fünftes in St. Germain.

Das Theater zu Meiningen bleibt Hoftheater und ist Herr

Grabowsky aufs Neue als dessen artistischer Leiter vom Herzog Georg angestellt worden.

Der Schauspieler Haase ist unter den glänzendsten Bedingungen und weitgreifendsten Zugeständnissen zum herzoglich coburgischen Hoftheaterintendanten ernannt worden.

Auf dem Stadttheater zu Leipzig wurde das Lustspiel von Roderich Benedix „Ein Lustspiel“ nach langer Pause mit neuer Besetzung wieder aufgeführt und fand wie früher ungetheilten Beifall. Herr Hanisch „Vergheim“ sowie die Damen Link, Guinand und Göb, „Franziska“, „Ernestine“ und „Agnes“, spielten ganz vorzüglich.

Bildende Künste. Der großherzogliche Schloßgarten zu Karlsruhe hat durch die Aufstellung der Marmorgruppe Steinhäufers, Hermann und Dorothea, einen neuen herrlichen Schmuck erhalten. Der Künstler stellt das jugendliche Paar in dem Augenblicke dar, in welchem Hermann die Geliebte durch die reichen Kornfelder dem väterlichen Hause zuführt: „Also gingen die Beiden entgegen der sinkenden Sonne“. Dieser Vers, auf dem Sockel eingegraben, bezeichnet die Handlung. Die Gruppe ist in Marmor aus dem tiroler Steinbruch von Gölflan bei Schlanders ausgeführt, ein Stein, welcher dem Marmor von Carrara an Schönheit gleich, ihn an Härte so sehr übertrifft, daß er auch rauherem Klima widerstehen und daher im Freien aufgestellt zu werden geeignet ist.

Aus Anlaß der diesjährigen Gemälde-Ausstellung zu Brüssel sind folgende Auszeichnungen vertheilt worden: Der Maler Ingres zu Paris erhielt das Comthurkreuz des belgischen Nationalordens; das Officierkreuz zwei Belgier und zwei Franzosen: Robert (Brüssel), Verlat (Antwerpen), Josef Stevens und M. Thomas (Paris); von den vierzehn Ritterkreuzen kommen fünf auf belgische Künstler, ebensoviel auf Franzosen, zwei auf die englischen Maler Frith und Stanfield, eins auf den genfer Maler Van Muyden und eins auf den berliner Bildhauer Begas. Die goldene Medaille ist zehn Künstlern (acht Belgiern und zwei Parisern) zuerkannt worden.

Der frühere Dombauplan soll in Berlin vom Könige wieder aufgenommen worden sein. Einige Künstler sind beauftragt, neue Entwürfe auszuarbeiten, wobei nach ausdrücklicher Anweisung des Königs der Dom zu Regensburg als Muster genommen werden soll.

Die Ausführung der vom nordamerikanischen Congress votirten Statue des ermordeten Abraham Lincoln ist einer Dame, einer Miss Minnie Rearn, anvertraut worden.

Die anatomischen Studien des Leonardo da Vinci, welche in der Bibliothek der Königin von England zu Windsor aufbewahrt werden, sollen mit Beginn des nächsten Jahres in facsimilirten Nachbildungen herausgegeben werden.

Die Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin wird am 9. November geschlossen werden.

Dr. D. L-I.

Modenbericht.

Die Kleider werden von Tag zu Tage mehr der eigentlichen Empireform angepaßt, das heißt die Taillen werden immer kürzer und die Röcke immer schräger zugeschnitten; der obere Theil derselben liegt ganz dicht am Körper an und der untere Theil erweitert sich zu einem beträchtlichen Umfange, indem der Stoff da nicht allein in seiner vollen Breite verwendet, sondern sogar noch durch die oben weggefallenen keilförmigen Stücke erweitert wird. Diese sogenannten Fourreaurocke haben natürlich etwas Kahles, Monotonies, da ihnen der frühere graziose Faltenwurf fehlt; dies sucht man nun durch die Hinzufügung von Schößen, breiten dreitheiligen Schärpen und am häufigsten durch Anbringen der Peplumschöße wieder gut zu machen. Zu allen eleganteren Kleidern wählt man vorzugsweise einfarbige glatte Seidenstoffe, wie Atlas, Grosgrain, Noire, Poulx de Soie oder starken Taffet, da sich alle gemusterten oder gestreiften Stoffe weniger gut zu dem herrschenden Genre der Façon eignen würden. Im Bereiche der Phantasiestoffe aus Wolle, Seide und Wolle oder Wolle und Baumwolle hat man bloß die über und über gestreuten Knickerbrockermuster, Streifen und Punkte. Alle Nähte dieser Kleider verziert man gern mit absteichendem Passepoil, bei dem man ziemlich starke Schnur unterlegt, um die Streifen mehr hervortreten zu lassen.

Wir hatten in den letzten Tagen Gelegenheit, die ersten neuen Winterhüte zu sehen, deren kleine Form bis auf Weiteres noch beibehalten worden ist; es giebt deren übrigens für jeden Geschmac und jedes Alter passende, und es kommt nur auf die Damen selbst an, sich eine für ihr Gesicht, ihre Art des Haarputzes und ihre Jahre geeignete Form zu wählen. Da war erstens ein Empirehut aus schwarzem Sammet mit einem Kopf aus schwarzen Spizen, der mit ponceaurothen Glockenblumen verziert war; das Bandeau inwendig war aus ponceaurothem Atlas und die von außen auslaufenden Bindebänder aus schwarzem Sammet. Ein anderer schwarzer Sammethut war mit weißer Guipure aufgeputzt, welche überhaupt eine der beliebtesten Verzierungen bildet; die Bindebänder aus schwarzem Sammet waren ebenfalls mit schmaler Guipure besetzt und über dem linken Bindeband außen am Schirm prangte ein sehr großes Pensée aus violetter und weißem Sammet mit kristallinen Staubfäden, während inwendig an der rechten Seite eine ähnliche, etwas kleinere Blume angebracht war.

Ein Fanchonhütchen bestand aus weißem Atlas und war auf hinten zu mit einer viereckigen Catalane aus weißer perlenverzierter Guipure bedeckt, die nach oben wie nach unten ausgehugt und mit Perlenghängen versehen war. Von der Mitte des Schirms aus ging ein gerolltes und mit Perlen benährtes Atlasband, welches in blauen Bindebändern endigte; inwendig befand sich eine blaue Krepprose inmitten von Blondenrosetten.

Ein sogenannter Graziosahut hatte einen Kopf aus perlgrauem Sammet, während der Schirm aus weißem Tüll und grauen Maraboutfedern zusammengesetzt war. Inwendig hatte man blaue Weintrauben mit bereistem Laube angebracht und die Bindebänder bestanden aus weißem Atlas.

Einer jener neumodischen runden Hüte mit sehr niedrigem

platten Kopfe war aus schwarzem Sammet; der Kopf war mit einem Reze aus schwarzem Tüll, schwarzen und weißen Perlen bedeckt und mit einer auf den Rand fallenden Perlenfranse umgeben, während vorn ein Bouquet kleiner, gekräuselter weißer Federn angebracht ist. Inwendig läuft um den Rand eine mit Schmelz vermischte Tüllruche; der Hut wird mit weißen Atlasbändern unter dem Kinn gebunden, doch fallen noch außerdem an beiden Seiten schwarze breite Sammetbänder herab.

Anderer runde Hütchen aus grauem Filz oder Sammet sind mit rothem Sammet eingefasst und mit einer Guirlande von wildem Wein und rothen Beeren umgeben, die weit über den Rand bis auf den Rücken herabhängt.

Zum Schlusse wollen wir noch einer recht eleganten, zierlichen Neuigkeit zur Wintertoilette erwähnen; dieselbe besteht in Kragen und Manschetten aus schwarzem Sammet, mit schwarz und weißen Federn oder mit Pfaufedern besetzt; die Form des Kragens ist die Shakespearesform mit großen Zacken und man trägt sie zur Promenadetoilette.

Modenblatt No. 52. (832.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

Wegen verspäteten Eintreffens dieses Bildes aus Paris war es uns unmöglich, die Beschreibung desselben rechtzeitig zu liefern und geben wir dieselbe in Nr. 44.

Fenilleton.

Trane, schone, wem? In Frankreich ereignete sich kürzlich folgende Thatsache: Es war an einem der wärmsten Junitage; der Himmel war von dem reinsten Blau; die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen erhitzten die Schienen der von Bourdeaux nach Paris führenden Eisenbahn und der sich nach der Hauptstadt bewegende Schnellzug hielt in Ruffec, dem classischen Lande der Gänseleberpasteten und dem Gutsitze des berühmten de Saint-Simon an. Hier öffnete der Oberconductor des Zuges rasch die Thüre des Damenwaggon und bat die Inhaberinnen desselben, einem Reisegefährten männlichen Geschlechts die Aufnahme in ihr Gynäceum zu bewilligen, der nirgends Platz finden könne, da alle Waggon vollständig besetzt seien. Das schöne Geschlecht ist mitleidig und die vier Inhaberinnen des Waggon — zwei Damen und deren zwei Kammerjungfern — bewilligten, ohne sich lange bitten zu lassen, die Ermächtigung, um die man sie gebeten hatte.

Der in dieses Frauen-Quartett zugelassene Herr beeilte sich sofort, in den Waggon einzusteigen und den Damen, die ihn aufzunehmen eingewilligt hatten, in den gewähltesten Worten seinen Dank auszusprechen. Es war ein großer Mann mit glänzend schwarzen Haaren, feurigen Augen und granatrothen Lippen. In seinen Blicken, in seinen Manieren, in der Art sich auszudrücken bemerkte man jenes reizende Sichgehenlassen, jene herzliche Offenheit, deren Monopol die Landsleute des Ritters

d'Artaguan bewahrt zu haben scheinen. Als man in Poitiers ankam, hatte er schon die Gelegenheit gefunden, den beiden Damen zu erzählen, daß er einer der reichsten Familien des südlichen Frankreichs angehöre und daß er sich nach Havre begeben, um dort sehr große finanzielle Operationen zu beendigen. Zu derselben Zeit zeigte er sich gegen diese Damen als der aufmerksamste Reisegesellschafter; er schloß das Fenster, wenn der Wind zu stark blies und schloß die Vorhänge, sobald die Sonne zu heiß schien. Fuhr ein Zug in entgegengesetzter Richtung vorüber, der durch sein Geräusch die Damen erschreckte, so bemühte er sich, sie zu beruhigen und ihnen aus einer Bonbonniere von vergoldeter Schokolade Pastillen von Pfeffermünze und Schokolade anzubieten.

In Châtellerauld sagte die ältere Dame der jüngern, die ihre Verwandte war, Lebewohl und stieg mit ihrer Kammerjungfer aus, um sich mit derselben in ein in der Umgegend gelegenes Landhaus zu begeben. Somit blieb der Herr mit der jungen Dame und ihrer Kammerjungfer allein. Mit einer zarten Rückhaltung, welche eine ausgeprägtere Schattirung nicht ausschloß, wußte er durch seine Unterhaltung die schöne Witwe zu bezaubern, denn eine solche war es.

Der Rest der Reise war für ihn eine Reihe von gleichzeitig sentimentalen und beachtenswerthen Halteplätzen; in Tours bot er der Dame die Hand bei dem Heraussteigen und in Orleans den Arm beim Einsteigen; in Stampes bat er um die Erlaubniß, bei seiner Rückkehr von Havre bei der Witwe einen Besuch machen zu dürfen und in Choisy-le-Roi erhielt er diese Erlaubniß. Acht Tage nachher schellte er an der Thüre seiner Braut und wurde sofort in ihr Zimmer geführt. Er kam am folgenden Tage wieder, ebenso übermorgen und die folgenden Tage.

Welches Geheimniß theilte er seiner Braut während ihrer vielfachen Unterredungen mit? Unter andern das folgende. Vermittelt Spörsenspeculationen sei im jetzigen Augenblicke leicht ein großes Vermögen zu gewinnen. Er, Alfred P., sei schon mehr als zur Hälfte in einem Geschäfte der Art verwickelt und wenn er sicher gewesen sei, einen Theilnehmer zu finden, welcher baares Geld eingeschossen hätte, um die Kosten seiner Lage zu theilen, so hätte er ihm im voraus mehre Millionen reinen Gewinn verbürgt. . . . Aber wo sollte er diesen Theilnehmer finden?

Kaum hatte er diese Frage ausgesprochen, als die Witwe an einen eleganten Schreibschrank ging und aus einem Fache ein Portefeuille herausnahm, welches vierzig Stück Tausendfranken-Banknoten enthielt, die sie ihrem Bräutigam ohne irgend einen Empfangschein übergab. Acht Tage später machte er ihr einen neuen Besuch, stellte eine neue Bitte an sie und als ein neues Zeichen ihres Vertrauens übergab sie ihrem zukünftigen Gatten die Summe von 25,000 Fr., die sie sich durch den Verkauf österreicher und spanischer Eisenbahnactien verschafft hatte.

Der verliebte Speculant dankte, steckte das Geld ein und entfernte sich mit dem Versprechen, am nächsten Tage wiederzukommen. Eitles Versprechen! Seit einem Monate hat die Witwe ihren Bräutigam nicht wieder gesehen und diese auffallende Abwesenheit, verbunden mit dem Verschwinden der 65,000 Franken, hat die Dame bestimmt, die Sache bei den Gerichten anhängig zu machen.

Wird es den Anstrengungen der Polizei gelingen, diesen

Industrieritter ausfindig zu machen? Wir halten das nicht für unmöglich, bezweifeln aber sehr, daß die guten Banknoten sich noch bei ihm finden und daß die schöne Witwe je wieder in den Besitz jener 65,000 Fr. kommen wird. C.

Grünliche Erwartung. Laurent, einer der beliebtesten pariser Komiker, das personifizierte Lachen, ergriff wie so viele Andere gegen den Willen seiner Familie die theatralische Laufbahn. Besonders war es sein Vater, der sich diesem Berufe feindlich gezeigt hatte; er verzieh dem Sohne erst, als er durch das Gerücht und alle Journale vernommen, daß sein Erstgeborener eine Berühmtheit, ein Liebling des pariser Publicums geworden sei. Da entschloß er sich auch einmal, seinen väterlichen Beifall mit dem allgemeinen Applaus zu vereinigen und seinen Sohn spielen zu sehen.

Als er das Theater betrat, war er ohne Zweifel der Meinung, er werde den „tollen Jungen“ wenigstens als Don Juan, als großen Herrn in reichverzierter Kleidung erblicken, wie er das Gold mit vollen Händen ausstreue.

Aber anstatt dessen gab Laurent eben eine Bedientenrolle, irgend einen albernen Tölpel, und sein Vater war außer sich vor Grimm und Schmerz, als er nach der Vorstellung nach Hause kam.

— Nun, Alter, was hast Du denn? fragte seine Frau ganz erschrocken.

— Ach, sei mir still, Alte, sprich mir gar nicht mehr von dem Jungen. Es ist schändlich, schmachvoll! Stell' Dir vor, er kann nicht ein einziges Wort sagen, ohne von aller Welt ausgelacht zu werden. Da erzieht man nun seine Kinder, damit sie von den Leuten verspottet und verlacht werden! — r.

Der elektrische Telegraph. In Bezug auf die ersten Versuche des elektrischen Telegraphen erzählt man sich folgende rührende Anekdote. Die Scene ereignete sich in dem Salon eines Hôtels in Washington.

— Wahrhaftig, mein Herr, sagte ein Mann in dem kräftigsten Lebensalter zu dem Besitzer des Hôtels, haben Sie die Güte, mir meine Note machen zu lassen, damit ich die Hauptstadt möglichst schnell verlassen kann.

— Was, schon jetzt?

— Sicher. Wenn ich einen Tag länger in Washington bliebe, so würde ich nicht die Mittel haben, meine bescheidenen Ausgaben zu bezahlen. Ich bin buchstäblich mit meinen Hilfsquellen am Ende.

— Sie brauchen indessen in Bezug auf die Bewilligung der 30,000 Dollars, die Sie erwarten, noch nicht zu verzweifeln. Hat das Repräsentantenhaus sie nicht votirt?

— Ich weiß es, aber dieses Votum muß von dem Senate genehmigt werden. Nun dauert aber die Session nur noch zwei Tage, und da die hohe Versammlung noch 143 Bills zu prüfen hat, ehe sie an die kommt, die mich betrifft, so glaube ich meine Sachen einpacken zu können.

— Es wird für das nächste Jahr sein.

— Das nächste Jahr werde ich meinen elektrischen Telegraphen nach Europa gebracht haben, wenn man ihn dort will.

Und der berühmte Professor Morse — er war es — erhob seine Arme gen Himmel und rief wie der verbannte Scipio: „Ingrata patria!“

Diese Unterhaltung war von einer jungen Dame, die eben durch den Salon ging, vernommen worden, und sie sagte zu dem Gelehrten:

— Muth, mein Herr, ich werde Sie beschützen!

— Sie, mein Kind!

— Ja, ich; ich bin Miß Ellsworth, die Tochter des Directors des Patentbureaus.

— In der That, ich kenne Ihren Herrn Vater.

— Wenn Sie ihn kennen, so müssen Sie auch wissen, daß wir in unserem Hause viele Senatoren empfangen.

— Nun wohl!

— Nun wohl, ich werde diese Herren sehen und ihnen sagen: „Sihen Sie, wenn es sein muß, Tag und Nacht, aber trennen Sie sich nicht, bevor sie dem Professor Morse die 30,000 Dollars bewilligt haben, die er bedarf, um sein Vaterland mit einer Entdeckung zu bereichern, welche das Gegenstück zu der Fulton's machen wird.“

— Dank, mein Fräulein; aber ich befürchte sehr, daß alle Ihre Anstrengungen sich als nutzlos herausstellen werden.

— Entmuthigen Sie mich nicht und versprechen Sie mir Washington nicht vor übermorgen Morgens zu verlassen. Sie wissen, daß das, was eine Frau will — die Senatoren auch wollen müssen.

— Gut, ich werde bleiben.

— Sie schwören es?

— Ich schwöre es.

Zwei Tage nachher schlug Miß Ellsworth am frühen Morgen den Weg nach dem Hotel ein, wo wir sie bereits gesehen haben, begab sich muthig in das Zimmer des Erfinders, der sich noch im Bette befand, und mit der freien Zwanglosigkeit einer Yankee von Race und Erziehung, vor Freude kaum Athem holen könnend, ließ sie sich fast eher auf den Stuhl am Kopsende des Bettes fallen, als daß sie sich niederlegte, und indem sie fröhlich ihre Hände zusammenschlug, sagte sie zu ihrem Schüllinge:

— Wie ich es Ihnen sagte!

— Was? fragte der ganz bestürzte Gelehrte.

— Das Votum Ihrer Bill ist diese Nacht um 4 Uhr, einige Secunden vor dem Schluß der Sitzung genehmigt worden. Unsere weisen Väter schliefen allerdings ein wenig, aber ich war auf einer Tribune zugegen und erinnerte sie mit einem solchen Blicke an das mir ertheilte Versprechen, daß Keiner von ihnen zu schlafen wagte, ehe es erfüllt war. Uebrigens ist hier der Globe officiell von diesem Morgen. Lesen Sie!

Der Professor Morse ergriff die Hand des jungen Mädchens und während er einen achtungsvollen Kuß darauf drückte, fühlte sie eine brennende Thräne, die längs ihrer hübschen rothigen Finger herabließ.

Sechs Monate nachher functionirte der neue Telegraph zwischen Baltimore und Washington und die von den Flügeln der Electricität abgefertigte erste Depesche war an Miß Ellsworth gerichtet. Sie enthielt nur ein Wort, einen Ruf der Erkenntlichkeit: „Dank!“

C.

Wohin die Eifersucht führt. Ein seit kurzem verheiratheter junger Diplomat, der am französischen Hofe accreditirt ist, empfing vor einiger Zeit folgendes Briefchen:

„Mein Herr!

Ihre Gattin, Frau v. K., hat morgen früh ein Rendezvous im vincenner Wäldchen, um 10 Uhr fährt sie hin, folgen Sie ihr.“

Am nächsten Morgen saß der Gemahl richtig, ganz außer sich, schon lange vor 10 Uhr in einem Fiacre, den er seiner Wohnung gegenüber halten ließ; um 10 Uhr kommt wirklich seine junge Frau zur Thüre heraus, geht durch etwa zwei Straßen und besteigt dann einen geschlossenen Wagen. Der eifersüchtige Gatte ließ ihr nachfahren und als sie in den Zweispänner gestiegen war, rief er seinem Kutscher zu: — Kutscher, zwei Louisd'or, wenn Sie diesem Wagen folgen!

Der Kutscher fährt zu, daß die Funken sprühen; kurz vor dem Boulevard du Prince Eugène kommt ihnen ein Karren in den Weg, so daß sie nicht gut ausweichen konnten.

Der Diplomat ruft aber: — Vorwärts, Kutscher, vorwärts!

Der Fiacre fährt sich fest und bricht eine Axt. Der Diplomat springt heraus und setzt seinen Weg athemlos zu Fuß fort. Nach einer Weile trifft er den Wagen einer Wäscherin, springt hinauf, reißt ihr den Zügel weg und schreit die entsetzte Frau an:

— Sie erhalten hundert Francs, ich habe Eile. Vorwärts!

Endlich holt er das Coupé seiner Gattin wieder einigermaßen ein, das etwas langsamer fuhr; aber der arme Gaul der Wäscherin, der an solche Parforce-Touren nicht gewöhnt war, stürzte nun und riß den Wagen mit um. Herr K. fällt in den Staub, mitten unter die schmutzige Wäsche, verlegt sich die Hand, wirft der heulenden Frau einige Goldstücke zu und kommt beschmüzt, schweißtriefend, athemlos und rasend vor Schmerz und Zorn in dem Augenblicke an dem Bestimmungsorte an, als seine Gattin aus dem Wagen steigt. Ganz toll stürzte er auf sie zu und rief:

— Madame, weshalb sind Sie hier?

— Um Sie nach Hause zu führen, lieber Freund.

— So, und dies Billet? Lesen Sie!

— Man hatte mir gesagt, daß Sie eifersüchtig seien, jetzt bin ich dessen gewiß!

Beschämt stieg der Diplomat mit seiner Gattin in den Wagen und fuhr nach Hause.

—r.

Strenges Subordinationsgefühl. In einer kleinen mitteldeutschen Stadt, in der für gewöhnlich eine ziemlich bedeutende Garnison lag, gab jüngst die Frau Oberstin eine splendide Kaffeegesellschaft, in der man fast nur Klagelieder hörte, daß die Eheherren noch immer in fremdem Lande weilen müßten. Die Frau Hauptmännin, eine junge muntere Dame, wollte dem eintönig werdenden Gespräche eine andere Wendung geben und sagte deshalb zu einer neben ihr sitzenden Frau Leutnantin, welche, auf dem Lande erzogen und nicht lange verheirathet, noch sehr schüchtern und einsylbig war:

— Liebe Frau v. S. Ich habe diese Nacht von Ihnen geträumt.

Frau Ltnt. v. S. zupfte verlegen an ihrem Taschentuche und erwiderte erröthend:

— Ach, Frau Hauptmännin, verzeihen Sie, das wäre eigentlich meine Schuldigkeit gewesen.

Eine millidige Secte. Eine alte Dame trieb ihre Zuneigung für Thiere aller Art bis zur Manie; ihr Haus war das Eldorado der Hunde und Katzen, das Paradies der Vögel. Nur Eines beun-

ruhigte die Katzen — daß sie gestraft und geschlagen wurden, wenn sie Mäuse fingen und fressen wollten.

Diese Dame wurde eines Tages durch eine abscheuliche große Brumm- und Stechfliege auf die unangenehmste Weise in ihrem Mittagschläschen gestört und unaufhörlich von der rastlos sie umsummenden Quälerin beunruhigt. Da verlor sie die Geduld und klingelte ihrem Bedienten.

Jean, sagte sie zu ihm, fange mir vorsichtig diese Fliege, thu' ihr aber ja nichts zu Leide und setze sie so sachte als möglich vor das Fenster.

Nach einiger Zeit war es Jean geglückt, die Fliege zu fangen; er hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger fest und ging leise hinaus.

Zwei Minuten darauf kam er jedoch mit seiner Fliege wieder in das Zimmer.

— Nun, Jean, hast Du das arme Thier draußen fliegen lassen?

— Ach nein, gnädige Frau, ich wagte es nicht, es regnete! So bringe ich denn das Thierchen lieber wieder herein. —r.

Eine Wiedererkennungsscene. Eine Dame aus den americanischen Südstaaten kam kürzlich nach Neu-York und besuchte dort eines Sonntags die Kirche, wo eben ein sehr beliebter Prediger eine zahlreiche elegante Zuhörererschaft um sich versammelt hatte. Bald darauf trat eine sehr fein gekleidete, offenbar den vornehmen Ständen angehörige Dame auch ein und ließ sich neben der südstaatlichen Fremden nieder. Nach beendigtem Gottesdienste ersuchte die Fremde die Neu-Yorker Dame auf das Höflichste, einen Augenblick mit in die Sacristei zu treten, da sie ihr eine Mittheilung zu machen habe.

Ganz neugierig folgte die Angeredete dieser Aufforderung und trat mit in die Sacristei, wo die Südländerin in Gegenwart des Geistlichen folgende Worte an sie richtete:

— Madame, ich möchte Sie um keinen Preis beleidigen, aber ich muß Ihnen sagen, der Shawl, den Sie tragen, gehört mir.

Der fragliche Shawl war ein prachtvoller Kaschmirshawl, und die Neu-Yorkerin protestirte gegen die Worte der Fremden, indem sie meinte, hier müsse ein Mißverständnis vorwalten. Jene aber entgegnete: — Wenn Sie die Ecken des Shawls untersuchen wollen, so werden Sie in einer derselben die Anfangsbuchstaben meines Namens eingestickt finden.

Nach wenig Augenblicken fanden sich denn auch die bezeichneten Buchstaben.

Hierauf bemerkte die Südländerin: — Der Ring, den Sie an der linken Hand tragen, ist ebenfalls mein und wenn Sie sich die Mühe nehmen, die inwendige Seite desselben zu betrachten, werden Sie daselbst die nämlichen Anfangsbuchstaben eingravirt finden.

Ganz bestürzt zog die Dame den Ring ab und sah auch richtig wieder die Namenschiffre der Fremden.

Aber diese wandte sich nochmals zu ihr und fuhr fort: — Verzeihen Sie, Madame, aber auch dieses Armband ist mein Eigenthum und wenn Sie an die auf der Innenseite befindliche Feder drücken, wird es aufspringen und Ihnen mein Porträt zeigen.

Die arme Neu-Yorkerin drückte mechanisch auf die angegebene Feder und betrachtete kaum das wohlgetroffene Miniaturporträt

der Fremden, sondern legte Ring und Armband eilig in deren Hände, indem sie ängstlich sagte: — Ich sehe, dies ist Ihr Eigenthum und ich erstatte es Ihnen gern zurück, aber ich bitte Sie dringend, mir zu erlauben, mit Ihnen nach Hause gehen zu dürfen, da ich den Shawl in der Kirche getragen habe — Sie sollen ihn jedoch heute noch zugesandt erhalten.

Die südstaatliche Dame willigte natürlich ein und die Beiden tauschten ihre Karten und verschiedene entschuldigende Phrasen aus; die erstere erhielt noch im Laufe des Tages ihren Shawl wieder, den die Neu-Yorkerin nebst den Schmucksachen als Kriegsbeute aus der Hand ihres Mannes oder Bräutigams bekommen hatte. —r.

Sparfamek. Herr B., ein talentvoller, aber sehr geiziger Advocat, hatte seine Ferien in der Provinz bei einem Batonnier oder Stabträger des Advocatenstandes verlebt, der ihn mit Aufmerksamkeit und Höflichkeiten überschüttet hatte.

Nach Paris zurückgekehrt, empfing er einen Besuch von diesem Freunde, den eine Geschäftsangelegenheit ganz unvermuthet in die Hauptstadt geführt hatte.

Der unglückliche B. begriff, daß er nicht umhin könne, ihn zum Diner einzuladen.

Er that es und bevor er sich in den Justizpalast begab, setzte er seine Köchin davon in Kenntniß.

— Was habe ich mehr anzurichten, mein Herr? fragte diese ihn.

— Ei! Haben wir nicht Suppe, Rindfleisch und ein Entrée?

— Ohne Zweifel, mein Herr, aber. . .

— Aber, entgegnete der Advocat, Sie haben das Rindfleisch rings herum nur mit ein wenig Petersilie zu belegen. C.

Wie man einen Lebendhüter vertreibt. Fräulein N. war die beste Partie von ganz Wien, denn sie war nicht bloß die reichste Erbin, sondern auch mit den einflußreichsten Familien verwandt. Man kann sich leicht denken, welches Heer von Freiern die Dame belagerte und umschwärmte. Man hatte endlich herausgebracht, worin die schwache Seite der Vielersehnten bestehe — sie hatte eine ganz besondere Vorliebe für tabellos elegante Kleidung bei den Herren, wobei natürlich eine elegante Figur auch nicht fehlen durfte.

Von ihrer Familie zu einer endlichen Entscheidung gedrängt, hatte Fräulein N. sich zuletzt entschlossen, zwischen zwei von ihren Freiern die Wahl zu treffen, nachdem sie den anderen Allen den Abschied gegeben hatte. Diese beiden Auserwählten waren der Graf v. B., einer der bekanntesten Löwen von Wien, und ein junger Engländer, welcher zwar wenig bemittelt, aber dafür klug und gewandt war. Beide junge Männer waren von den Aeltern der Erbin zu einem längeren Aufenthalte auf ihrem schönen Landgute eingeladen worden, damit die Dame genügend Zeit habe, ihre Wahl zu treffen. Der Graf erklärte laut und öffentlich, er habe seine Maßregeln danach getroffen, daß der Engländer sehr bald mit langer Nase abziehen solle. Dieser verhielt sich sehr ruhig, erkundigte sich jedoch auf das Genaueste, wo der Herr Graf seine Kleider machen lasse, und erfuhr, daß ein bekannter englischer Schneider der Lieferant derselben sei. Zu diesem begab sich unser schlauer Engländer, stellte sich ihm als Landsmann und Kunde vor und wußte so gut zu manövriren, daß ihm der Schneider mittheilte, der Herr Graf

habe sich für den Aufenthalt in dem Schlosse der jungen Erbin eine ganze Reihe der neuesten fashionabelsten Anzüge anfertigen lassen, die er ihm voll Begeisterung haarklein schilberte. Da schoß dem jungen Manne eine plötzliche Idee durch den Kopf: er hatte einen trefflich geschulten Diener, welcher ungefähr ganz die Größe und Gestalt des Grafen besaß, und für diesen ließ er bei dem englischen Schneider genau die nämlichen Anzüge machen, wie sein Nebenbuhler erhalten hatte.

Am ersten Tage, den beide Freier in dem Schlosse ihrer Angebeteten zubrachten, erschien der Graf triumphirend beim Diner in einer unwiderstehlichen Toilette; doch wer beschreibt sein Staunen und seinen Zorn, als er den Diener des Engländers in ganz demselben Anzuge hinter dem Stuhle seines Herrn kerzengrade stehen sah! Er wurde so verstimmt durch diese Wahrnehmung, daß er über Tisch fast kein Wort sprach, während der Engländer all' seinen Geist und seine Galanterie aufbot, um sich angenehm zu machen. Am zweiten Tage hatte der Graf einen ganz anderen Anzug an, hatte auch sonst seine ganze Tournüre verändert, aber o Schrecken! der Diener des Engländers zeigte trotzdem wieder eine treue Copie von ihm. Das war zum Rasendwerden! Auch den dritten und vierten Tag spielte die nämliche Scene und der Graf sah ergrimmt ein, daß er der Ueberlistete war und sich durch einen längeren Aufenthalt nur lächerlich mache. So reiste er denn klüglich ab und überließ seinem glücklichen Nebenbuhler das Feld, der denn auch seine Zeit so gut zu benutzen verstand, daß er vier Wochen darauf der vielbenedete Gatte der Erbin war. —r.

Albumblätter.

Was der Mensch treibt, ist ihm mehr als vergängliche Arbeit des Tages, und Alles, was er gethan, wirkt als ein Lebendiges in ihm fort. Gustav Freytag.

Der Mann allein ist würdig großer Ahnen,
Der wagt, auf ihre Schulter sich zu heben,
Kühn auszuschreiten kühn gebroch'ne Bahnen.

Dingelstedt.

Die Leiden sind wie Gewitterwolken, in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau. Jean Paul.

Räthsel und Aufgaben.

Wer bin ich?

Zung bin ich wohlfeil, alt erst theuer,
Ein schwacher Jüngling, starker Greis,
Wie Wasser fließend, bin ich Feuer;
Doch machst Du mich so kalt wie Eis,
Dann glüh' ich erst recht innig.

Wer bin ich?

Mein Ganzes zählt nur drei Staben,
Und vor- und rückwärts ist es gleich.
Es kann mit Weh und Lust begaben,
Ist Hölle bald, bald Himmelreich.
Du findest es in allen Zonen,
In Süd und Nord, in Ost und West;
In Bauernhütten und auf Thronen
Beginnt's mit einem Freudenfest.
Du sinnst? — Vernimm das Wörtchen, ehe
Dein reger Scharfsinn es entdeckt;
Doch rätthst Du's nun nicht, so gestehe:
„Das Räthsel hat mich recht geneckt.“

Ein Vater fragte seinen zwölfjährigen Sohn, der ein geübter Rechner war: „In wie viel Jahren bin ich dreimal so alt als Du? Heute bin ich gerade 45 Jahre alt.“



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 42.

Trauerpost.

Hauskreuz.

Räthsel	L	eyde	R	Dresden.
	E	16	E	
	I	slan	D	
	P	alo	S	
	I	ant	E	
	I	sa	R	
	Grönland			

Ich bin ein freier Mann und singe,
Mein ganzes Reichthum ist mein Lied.

Briefpost.

Hrl. M. J. in D. Elegant ist ein solcher Guipure-Kragen wol, aber weniger modern.

Herrn L. F. I in Leipzig. Es hat uns sehr gefreut, auch Sie in die Reihe unserer Scharfschützen eintreten zu sehen, — aber warum haben Sie mit „Schwindel“ angefangen?

Hrl. M. S. in Münster. Möglich, aber nicht wahrscheinlich.

Herrn Stud. v. H. in Göttingen. Fragen Sie gefälligst Herrn von Friesen, den alten Mann und Ritter selbst.

Hr. v. H. a. B. h. D. Zum bevorstehenden Kirmesfest erlauben wir uns Ihnen die sogenannte „Bauern-Torte“ vorzuschlagen, welche, wie folgt, zubereitet wird: $\frac{1}{2}$ Pfd. Mandeln wäscht man mit einem Tuche rein ab und stößt sie fein, giebt $\frac{1}{2}$ Pfd. feingestohlenen Zucker in ein messingnes Geschirr dazu, setzt es über Kohlenfeuer und rührt die Mandeln hinein und rührt so lange, bis sich daraus ein Klump bildet. Dann reibt man mit 4 Citronen die Schale auf dem Reibeisen fein ab, giebt sie nebst dem Saft derselben durch ein Sieb gepreßt, verrührt Alles gut untereinander, bestreicht ein Bergtortenblatt mit Butter, giebt zwei Theile von dem Teig darauf und von dem übrigen Teig sticht man mit der Form verschiedene Figuren aus, verzieren die Torte damit, bestreicht sie mit abgeschlagenem Ei, besäet sie mit Zucker und bäckt sie.

Intelligenzblatt zur Aöden-Beitung.

Literarisch, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zustellungen erwarten wir frankirt.

Dürer'sche Buchhandlung in Leipzig.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, 5. Classe, Ziehung:

5. bis 21. November 1866

sind noch Compagnie-Scheine, bestehend aus 1400 ganzen Loosen mit 3268 Nummern, zu dem Preise von 25 Thlr. pro Schein zu haben.

Es macht dies den 24. Theil der ganzen Lotterie aus und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe	Thlr. 1555.	25 Ngr. 7 Pf.
in der 2. Classe	" 2061.	24 " — "
in der 3. Classe	" 2207.	16 " 9 "
in der 4. Classe	" 2980.	6 " 3 "
Summa bis jetzt:	Thlr. 8805.	12 Ngr. 9 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Wer jetzt noch einen Schein nimmt, hat an den 8805 Thlr. 12 Ngr. 9 Pf., welche schon gewonnen sind, so gut Antheil, als wenn er ihn von 1. Classe an hätte, und das hat einen grossen Werth, da es nicht wie bei Kaufloosen ist, wo einem die früheren Gewinne verloren gehen.

Leipzig, im October 1866.

August Kind.

Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie. 80000 Loose 40000 Gewinne.

Ziehung fünfter und Hauptklasse vom 5. bis 21. November 1866.

Gewinne:		Gewinne:	
1 à	150,000 Thlr.	2 à	10,000 Thlr.
1 à	100,000 "	15 à	5,000 "
1 à	80,000 "	30 à	2,000 "
1 à	50,000 "	300 à	1,000 "
1 à	40,000 "	400 à	400 "
1 à	30,000 "	500 à	200 "
1 à	20,000 "		etc. etc.

Ich empfehle hierzu meine Collecte zur Entnahme von ganzen Loosen für 51 Thlr., Halben für 25 1/2 Thlr., Viertel für 12 1/4 Thlr., Achtel für 6 1/2 Thlr. Nach Schluss der Ziehungen folgt eine Liste.

Ottomar Rödl in Leipzig.
Hainstrasse Nr. 1.

NB. Die erste Classe 71. Lotterie wird am 14. Januar 1867 gezogen.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie,

Letzte Classe, Ziehung vom 5. bis 21. November.

Hauptgewinne: 150,000 Thlr., 100,000 Thlr., 80,000 Thlr., 50,000 Thlr., 40,000 Thlr., 30,000 Thlr., 20,000 Thlr., 2 × 10,000 Thlr., 15 × 5000 Thlr., 30 × 2000 Thlr., 300 × 1000 Thlr.

Loose und zwar Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25 1/2 Thlr., Viertel à 12 1/4 Thlr., Achtel à 6 1/2 Thlr. gegen frankirte Einsendung des Betrages zu beziehen von

C. Louis Tauber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Lotterie-Anzeige.

Die 5. (Haupt-) Classe der 70. R. S. Landes-Lotterie wird vom 5. bis 21. November d. J. in Leipzig gezogen.

Diese Ziehung enthält 28,000 Gewinne, worunter Gewinne zu 150,000 Thlr., 100,000 Thlr., 80,000 Thlr., 50,000 Thlr., 40,000 Thlr., 30,000 Thlr., 20,000 Thlr., 10,000 Thlr. u. s. w.

Loose

dazu gegen Franco-Einsendung von 6 1/2 Thlr. für 1/4 — 12 1/4 Thlr. für 1/2 — 25 1/2 Thlr. für 1/2 — 51 Thlr. für 1 — versendet bis in die entferntesten Gegenden unter Zusicherung reellster Bedienung und strengster Verschwiegenheit

Carl Teuscher

Buchhändler u. Lotterie-Collecteur in Leipzig.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürer'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfische 6 Thlr.
mit Stahlfischen 8 Thlr.

Geheilte Wunden.

Novelle

von

J. Grimm.

(Fortsetzung.)

Der Anblick des jungen Mannes besonders ergriff Gabriele tief. Sein Ausdruck war so voll Gram, so trostlos und verstört, der Klang seiner Stimme bei den einzelnen Worten, die er sprach, so tonlos und matt, daß es sie in die Seele schnitt. Der Blick des Hausherrn ruhte sorgenvoll auf dem Sohne, auch Gabrielen streifte er von Zeit zu Zeit, was ihr ein Gefühl von Unbehagen hervorrief, sie wußte eigentlich nicht, warum. Die Tante ließ sich heute übrigens in ein Gespräch mit ihr ein. Sie fragte sie freundlich und theilnehmend nach ihrer gestrigen Reise und ließ sich Mancherlei von ihrem bisherigen Leben erzählen. Sie hielt sie sogar noch eine Weile im Speisezimmer fest, nachdem man vom Tische aufgestanden war und sprach über verschiedene Dinge mit ihr, zuletzt auch über die Verstorbene. „Eva war der gute Engel dieses Hauses,“ sagte sie; „ihr Verlust ist für uns Alle unerseßlich. Mit ihrem sanften Wesen wußte sie alles Störende auszugleichen und stets die schönste Harmonie wieder herzustellen, wenn diese irgend getrübt war. Ueber meinen Bruder hatte sie eine fast unumschränkte Gewalt; sie besänftigte ihn mit einem

Worte, mit einem Blicke; sein sonst auffahrendes heftiges Wesen war in ihrer Nähe wie von einem Zauber gebannt. Seit ihrem fünften Jahre schon war Eva hier im Hause; sie hatte damals Vater und Mutter rasch hinter einander verloren; mein Bruder war ihr zum Vormund ernannt und es verstand sich von selbst, daß sie hier aufgenommen wurde, um so mehr, als mein Bruder, dessen erste Frau noch lebte, damals noch keine Kinder hatte. Der verwaiste Sohn meines Jugendfreundes, den mein Bruder zu sich genommen und adoptirt hatte, Gotthardt, wurde nun Eva's Gefährte. Zwischen den beiden Kindern war bald die zärtlichste Freundschaft entstanden, die sich später zur Jugendliebe steigerte. — Nach dem Tode meiner Schwägerin kam ich in's Haus und vertrat nun bei den doppelt verwaisten Kindern Mutterstelle. Wie leicht und schön mir durch Eva diese Stellung gemacht wurde, kann ich gar nicht genug sagen. Sie war schon damals der gute Geist in der Familie und hauptsächlich auch in Bezug auf ihren Pflegebruder, der ihr Alles zu danken hat. Eines Malers Kind, fühlte er Talent und Beruf zur Kunst; mein Bruder wollte nichts davon hören und hatte ihn zum Landwirthe bestimmt, da er ihn zum Erben des Gutes einsetzen wollte. Es gab zwischen Vater und Sohn harte Kämpfe und oft heftige Scenen; wer weiß, ob nicht das ganze Verhältniß gebrochen wäre ohne Eva, die stets beschwichtigend zwischen den Aufgeregten stand und deren sanftem Einflusse es endlich gelang, den Vater zum Nachgeben zu bewegen. Mein Bruder hatte keinen lebhafteren Wunsch, als die

Verbindung seiner beiden Schützlinge; besonders als er sich später wieder verheirathete und seine beiden Töchter geboren wurden, wünschte er für Gotthardt, den er früher zu seinem alleinigen Erben bestimmt hatte, eine reiche Heirath. Eva besaß ein großes Vermögen, nichts konnte also seinen Absichten mehr entgegen kommen, als die Liebe der beiden jungen Leute, zu der er seinen vollen Segen gab.

„Es ist wol kaum ein Glück reiner und ungetrübter genossen worden, als die erste Zeit der Brautenschaft des jungen Paares; da sie aber beide noch sehr jung waren und Gotthardt, dem Studium seiner Kunst zu Liebe, schon längst einen Aufenthalt in Italien beabsichtigt hatte, so wurde die Hochzeit mehre Jahre hinausgeschoben. Gotthardt lebte nun während des Winters in Italien und blieb nur den Sommer über bei uns. Seit seinem letzten Abschiede im vorigen Herbst war Eva nicht mehr wie sonst: sie fing an hinzusiechen, unaufhaltsam . . . es konnte noch so viel für ihre Gesundheit geschehen; . . . sie hatte wol noch immer dasselbe liebevolle freundliche Wesen, sie war die Freude und der Sonnenschein des Hauses, meinem Bruder und mir eine zärtliche Tochter, meiner Schwägerin eine treue Freundin und anmuthige Gehülfin bei der Erziehung der Kinder, den Bewohnern des Dorfes eine angebetete Wohlthäterin . . . aber Gott wollte sie abrufen: ihre Wangen bleichten von Monat zu Monat, von Woche zu Woche; Gotthardt wurde endlich zurückgerufen, weil wir fürchteten, sie würde seine Wiederkehr nicht mehr erleben. Das Wiedersehen zwischen Beiden war herzbrechend und doch war Eva so ergeben, so ruhig: ihre letzten Tage waren wie ein verklärter Sonnenuntergang, es waren erhebende, heilige Tage! . . . Sie sind gerade am letzten gekommen, liebes Fräulein, und dürfen sich nicht wundern, daß Sie nun Alles in Nacht und Finsterniß finden, nachdem das schönste Licht dieses Hauses erloschen ist. Sie werden wenigstens theilweise die Stelle unserer Eva ausfüllen, wie ich hoffe. Sie werden die Gefährtin der Kinder sein, die bisher fast ausschließlich unter Eva's Leitung standen; Gott gebe Ihnen seinen Segen zu Ihrem Berufe!“ Tief bewegt küßte die freundliche Dame bei diesen Worten des jungen Mädchens Stirn und drückte sie an sich: „Und nun kommen Sie,“ sagte sie dann, „ich will Ihnen die irdische Hülle des lieben Kindes zeigen, sie schläft so friedlich und schön!“

Sie nahm Gabrielens Arm und führte sie durch mehre Zimmer nach einem Saale, durch dessen halbgeöffnete Jalousieen ein Dämmerlicht herein fiel. Dort stand der Sarg, in dem die Entschlafene ruhte.

Kaum waren die Beiden eingetreten, als sie wie gebannt stehen blieben bei dem Anblicke, der sich ihnen

bot, denn an dem Sarge sahen sie auf die Leid-gebeugt Gotthardt, das Haupt seiner toten Braut mit der Hand stützend, sein Blick hing an dem bleichen Angesicht, als könnte er nimmer davon lassen, seine Lippen bewegten sich leise, er sprach wie halb im Traume einzelne Worte, von denen man nur immer wieder das eine: „Todt, todt!“ verstand. Durch die Spalte einer Jalousie drang ein einziger Sonnenstrahl, der gerade auf das Gesicht der Todten fiel, es war ein liebliches ernstes Gesicht . . . die Stirn war bräutlich mit Myrthen geschmückt, der Bräutigam neigte sich darüber und küßte diese kalte weiße Stirn. Gabriele legte die Hand auf ihr Herz: „So geliebt werden und dann sterben!“ dachte sie und schwere Thränen rollten über ihr Gesicht.

Es war nicht Mitleid mit dem trauernden, tief gebeugten Manne, den sie vor sich sah, was diese Thränen hervorrief: nein, es war der Gedanke an ihren eigenen Schmerz, an die Wunde in ihrem Herzen, an die unerwiderte verschmähte Liebe! . . . Aber nur einen Augenblick gab sie sich dieser Empfindung hin; sie fühlte sogleich eine tiefe Scham darüber; das Schriftwort: „Die Liebe suchet nicht das Ihre“ fiel ihr ein, und daß dort eine ganz andere Liebe gemeint sei, als die sie in ihrem Herzen hegte für einen fremden Mann, den sie nicht einmal gekannt hatte. Sie fühlte sich unwürdig in diesem Augenblicke vor dem stillen Brautpaare dort im Saale, daß sie unwillkürlich scheu zurücktrat. Sie ging leise hinaus, die Tante im Saale zurücklassend, und eilte auf ihr Zimmer, wo sie sich auf einen Stuhl warf, die Hände gegen das heftig pochende Herz gedrückt. Nach einer Weile stand sie auf, sie wollte mit Gewalt ihrem Denken eine andere Richtung geben. Ein Brief an Charlotte lag angefangen auf ihrem Schreibtische, sie setzte sich davor nieder, um ihn zu vollenden, aber es war ihr jetzt unmöglich; die Empfindungen der Vergangenheit, die Bilder und Eindrücke der Gegenwart bewegten ihr Gemüth zu heftig . . . Sie saß da, sinnend und träumend, und fast unbewußt nahm sie ein weißes Blatt, das auf ihrer Mappe lag und schrieb darauf, halb mit dem Gedanken an das eigene, halb an das fremde Weh, folgende Verse nieder:

Dein holder Mund ist kalt und stumm,
Er spricht kein Wörtlein mehr!
Dein sanftes liches Augenpaar
Schaut nimmer zu mir her!
Ich lausch' auf Deines Herzens Schlag . . .
Bergebens . . . ach!
Du bist ja todt, mein Lieb!

Zu meine Arme nehm' ich Dich
Und leg' Dich an mein Herz,
Ob Deine Todteskälte nicht
Erwärmt an meinem Schmerz?

Ich küsse Dir so manche Stund'
Den kalten Mund,
Doch Du bleibst todt, mein Lieb!

Mein Lieb, so muß ich legen Dich
In's kühle Grab hinein?
So muß auf Nimmerwiedersehn
Denn wol geschieden sein?
Die Nacht, sie fordert mit Gewalt
Die Lichtgestalt! . . .
Du bist ja todt, mein Lieb!

Mit hellen Blumen schmüd' ich noch
Dein stilles Todtenbett;
Dann falt' ich Deine Hände Dir,
Als wär' es zum Gebet:
Dein liebes bleiches Angesicht,
Es regt sich nicht . . .
Du bist ja todt, mein Lieb!

Auf Deine regungslose Brust
Leg' ich mein müdes Haupt:
An dieser Stelle auszuruh'n
Hatt' ich so süß geglaubt!
Die Träume sind nun all' dahin . . .
Die Ruh' dahin . . .
Denn Du bist todt, mein Lieb!

Du siehst mich nicht, Du hörst mich nicht,
Dich rühret nicht mein Weh!
Dich wecken meine Klagen nicht,
Wie heiß ich immer seh' . . .
Ach, Deine Seele ist entflohn . . .
Fern weilt sie schon.
Du bist ja todt, mein Lieb!

So will ich Dich versenken tief
Hinab in's dunkle Grab!
Ruh' aus, mein stiller Engel Du,
Den ich verloren hab'!
Du siehst wol auf im ew'gen Licht . . .
Mein Herz mir bricht . . .
Auch ich bin todt, mein Lieb!

Der Begräbnistag war vorüber. Drüben auf dem kleinen Friedhofe, der am Ende der Thalschlucht auf einer stillen Höhe lag, hatte man die bleiche Braut zur Ruhe gebracht. Ein blühender Lindenbaum breitete seine Aeste über den Hügel, worauf die welkenden Blumen lagen, diese letzte Gabe, die man der Geliebten widmen gekonnt.

Oft, wenn die Morgensonne das helle Laub der Linde vergoldete, lehnte dort Gotthardt mit verschränkten Armen, den Blick starr auf das Grab gesenkt, unbeweglich wie eine Bildsäule. Stundenlang verweilte er dort. Wenn er von seiner einsamen Wanderung zurückkehrte, war er wie vorher, schweigsam und in sich versunken; niemals sprach er von seinem Verluste; er sprach überhaupt nur sehr wenig und dann immer mit einer Art von Anstrengung, die wol kund gab, in welchen Kämpfen des Leidens seine Seele noch ringen mochte. Gabrielen's Gegenwart beachtete er nicht und schien sie kaum zu be-

merken. Er grüßte kalt und fremd, wie am ersten Tage; seine Blicke gingen zerstreut über das junge Mädchen weg, und wenn sie sprach, blickte er schmerzlich vor sich hin, es war, als suche er in der Erinnerung sich den Ton einer anderen geliebteren Stimme hervorzurufen. Gabriele betrachtete ihn oft voll tiefen Mitleids; sie hätte so gern etwas für ihn gethan, ihm wenigstens hin und wieder ein Wort des Trostes gesagt, aber sie wagte nicht ihn anzureden, sie, die Fremde, fühlte sich nicht berechtigt und berufen, in seinen tiefen Schmerz einzudringen, um so weniger, als sie noch immer unwillkürlich beim Anblick seines Weh's an eine Vergleichung mit dem ihren gemahnt wurde, und immer wieder die Frage in ihrer Seele aufstieg: „Ist es nicht tausendfach bitterer, ungeliebt sein, als durch den Tod verlieren, was man besessen und durch die Liebe ewig besitzt?“ Sie beneidete den trauernden Gotthardt um seinen Schmerz; wie erschien ihr daneben der ihre so unheilig und sündig! Sie konnte es nicht fassen und begreifen, wie er dennoch immer noch so viel Gewalt über sie haben konnte, wie sie nicht längst von jenem leidenschaftlichen Gefühle aus vergangener Zeit geheilt sein mußte. Es war an einem hellen, glänzenden Sommermorgen, als das junge Mädchen, von ähnlichen Gedanken bewegt, durch die noch thaufrischen Gänge des herrschaftlichen Gartens schritt. Sie hatte die erste Morgenstunde benutzen wollen, um in der stillen Laube recht ungestört an die Freundin zu schreiben, als sie Gotthardt erblickte, der durch die Gartenpforte hinaus nach dem Thale zu ging. Sie wußte, daß er nach dem Friedhof wollte, wie er an jedem schönen Morgen that. Sie stand auf und schaute ihm nach: „Wie hat er sie geliebt!“ rief es in ihrem Herzen. „Ach, so geliebt werden und dann sterben!“ Wieder kam dieser Gedanke ihren Frieden zu stören, wieder machte sie sich Vorwürfe über die Selbstsucht, die in dieser Empfindung lag. Die Unruhe, in der sie war, trieb sie aus der Laube, sie ließ ihre Mappe offen liegen und ging, von tausend Gefühlen bewegt, in den Gängen des Gartens auf und nieder. Sie sah noch, wie der Wind ein Blatt von dem Tische in der Laube entführte, und als plötzlich die Frühstücksglocke läutete, eilte sie, ihre Schreiberei schnell zusammen zu raffen und ging, ohne sich umzusehen, nach dem Herrenhause zurück.

Sie hatte nur eben den Garten verlassen, als Gotthardt durch die kleine Pforte wieder eintrat; er schritt langsam dem Schlosse zu, da führte der Wind das flatternde weiße Blatt herzu und legte es zu seinen Füßen nieder. Er hob es auf und warf einen Blick darauf: es waren die Verse, die Gabriele an jenem Abende geschrieben, als sie ihn am Sarge seiner Braut gesehen. Ueber sein Gesicht zuckte eine heftige Bewegung; er

las bis zu Ende, dann blickte er auf, als erwache er aus einem Traume, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sah sich um, als suche er Jemanden in der Nähe. Als er Niemand sah, ging auch er nach dem Hause, nachdem er Gabrielens Blatt zu sich gesteckt hatte.

Lebhafter als gewöhnlich trat er in das Frühstückszimmer, wo die Familie versammelt war; sein sonst sehr bleiches Gesicht war geröthet. Er warf einen raschen Blick auf Gabrielen, die neben der Tante saß, mit der sie sich unterhielt. Die jüngere der beiden Kleinen stand hinter ihr und hatte den Arm um ihren Nacken gelegt. Das Gesicht des jungen Mannes verdüsterte sich bei diesem Anblicke: „Ist Eva schon vergessen?“ dachte er und wendete sich ab.

Er rückte sich einen Stuhl neben den der Frau vom Hause und wechselte einige Worte mit ihr, bald aber versank er wieder in sein gewohntes Stillschweigen, wobei er tief niedergeschlagen ausah.

Als man bald nachher aufstand, näherte er sich nach einigem Zögern Gabrielen.

„Fräulein,“ sagte er, sich an sie wendend, indem er das Blatt hervorsuchte: „Sie müssen dies im Garten verloren haben, der Wind führte es mir zu . . . Sie werden verzeihen, daß ich es las.“

Seine Stimme klang diesmal belebter als sonst, obgleich er nicht laut sprach; sein Blick, der gewöhnlich zu Boden geschlagen war, richtete sich jetzt auf das junge Mädchen. Gabrielens erster Gedanke war, er möchte glauben, sie habe das Blatt absichtlich liegen lassen; eine tiefe Röthe bedeckte ihre Wangen und die Stirn. „Es thut mir leid,“ sagte sie, „ich hatte nicht gewollt . . .“ Sie unterbrach sich und sah befangen zu ihm auf.

„Was nicht gewollt?“ fragte er gespannt.

„Ihnen wehe thun,“ erwiderte sie mit unsicherer Stimme.

„Sie haben mir nicht weh gethan, im Gegentheil, ich bin dem Zufalle dankbar, der mir gezeigt hat, wie zart und freundlich Sie theilzunehmen wissen an fremden Leiden.“ Er sprach leise und schnell, dann wendete er sich ab und verließ rasch das Zimmer.

Seit diesem Augenblicke aber schien der junge Mann nicht mehr so absichtlich den Verkehr mit seiner Umgebung zu meiden. Es geschah öfter, daß er an einem Gespräche Theil nahm; vorzüglich wendete er sich dann wol an den Hausherrn, der ihn am meisten dazu veranlaßte und überhaupt seine schwermüthige Stimmung mit einiger Ungeduld zu ertragen schien; aber es kam auch vor, daß er mit den Damen sprach und daß er das Wort direct an Gabriele richtete. Das junge Mädchen fühlte sich stets eigenthümlich bewegt, wenn er mit

ihr sprach. Es war weniger in seinen Worten, als in dem Gesamtausdruck seines Wesens etwas Bedeutendes, was auf sie Eindruck machte. Sie mußte unwillkürlich seine einfache, fast schlichte Erscheinung mit dem Bilde des schönen Fremden daheim im Garten vergleichen und sich gestehen, daß, wenn dort Gestalt und Angesicht einen nur allzu fesselnden Zauber auf sie geübt, sie hier eine edle Persönlichkeit vor sich hatte, der höhere Mittel zu Gebote standen, um für sich einzunehmen.

Von Gotthardt's Gemälden hatte sie nur eins gesehen, es war vollendet schön und von ergreifender Wirkung: „Die Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese.“ Das Angesicht des Engels leuchtete von göttlicher Schönheit und hohem Ernste. Die sündigen Menschen gingen gesenkten Hauptes, Hand in Hand; sie wagten nicht aufzuschauen, noch einen Blick rückwärts nach dem verlorenen Eden zu thun. Gabriele stand oft vor dem Bilde, das auch landschaftlich mit Meisterhand gemacht war. Sie versenkte sich in die Poesie dieses Gemäldes und in die heilige einfache Wahrheit seines Gegenstandes. Ach, auch sie fühlte sich ja vertrieben und verstoßen aus dem Paradiese des Friedens, . . . auch sie war als Büsserin hinausgewiesen in die fremde Welt! . . .

Eines Tages trat Gotthardt in das Zimmer, wo sie eben in Betrachtung des Bildes versunken stand. Er blieb einen Augenblick neben ihr stehen und sah zerstreut auf das Gemälde, dann wendete er sich zu ihr.

„Fräulein Gabriele,“ redete er sie an, „ich möchte Sie um etwas bitten.“

Das junge Mädchen sah ihn überrascht an; er ließ sie nicht antworten, sondern fuhr fort:

„Ich sehe Sie dieses Bild so andächtig betrachten, daß ich glaube, Sie finden Gefallen daran. Wenn es Ihnen recht wäre, einen Augenblick in mein Atelier zu kommen, so hätte ich Ihnen dort ein anderes zu zeigen, über das ich gern Ihr Urtheil hören möchte.“

Gabriele war gern bereit; sie folgte dem Voraneilenden nach dem oberen Stock, wo seine Zimmer lagen. Sie traten in das Atelier, durch dessen breites Malerfenster das volle Tageslicht auf die Staffelei fiel, auf der das eben vollendete Bild stand. Es stellte Dante und seine Geliebte dar. In den verklärten Zügen der Jungfrau erkannte Gabriele Eva wieder, die ihr aus jener ernsten Stunde, wo sie dieselbe im Sarge gesehen, unvergeßlich in der Erinnerung geblieben war. Aber diese Züge strahlten hier von Leben und Geist; der Blick war auf den Dichter gerichtet, der aus den Händen der Braut den Lorbeerkranz empfing.

„Wie schön!“ sagte das junge Mädchen ergriffen.

„Ja, schön war sie und gut!“ sagte er schmerzlich,

„und sie liebte mich . . . Aber jetzt ist sie todt!“ Er legte die Hand über die Augen und schwieg.

Gabriele sah ihn voll Mitleid an: „Sagen Sie das nicht,“ sprach sie, „wie kann sie todt sein, die so geliebt wird? Kann ein Gefühl ewig sein und das Wesen, das es einflößt, wäre es nicht?“

„Aber wie wissen Sie, daß die Liebe ewig ist?“ fragte er.

Sie sah ihn betroffen an; hatte er das Geheimniß ihres Herzens errathen, daß er ihr diese Frage that?

„Sie wissen keine Antwort,“ sagte er ernst, als sie schwieg, „nun sehen Sie, ich auch nicht; aber das Eine weiß ich, wenn mir gesagt würde: »Du sollst von Deinen Schmerzen um die Verlorene geheilt werden, aber auch Deine Liebe soll aufhören!« Wenn ich mir das denke, o dann tausendmal lieber will ich den Schmerz ewig tragen!“

Gabriele sah eine Weile zu Boden, als überlege sie, ob sie antworten solle, dann blickte sie ruhig auf: „Der Schmerz vergeht, aber die Liebe bleibt,“ sagte sie zuversichtlich.

„Und wie wollen Sie das beweisen?“ erwiderte er lebhaft. „Das müßte man erfahren haben, um es zu behaupten . . . Mir ist es nicht denkbar.“

„Man muß Geduld haben,“ sagte Gabriele, ohne daran zu denken, daß sie das Wort der sterbenden Eva wiederholte.

Er fuhr zusammen: „Geduld!“ sagte er erschüttert, „das war ihr letztes Wort. Sie müssen ihr ähnlich sein, Fräulein Gabriele, daß Sie dies auch sagen! . . . Aber,“ fuhr er fort, „gibt es zwei verschiedenere Dinge, als Liebe und Geduld? Das Wesen der Liebe ist das Gegenheil von Geduld: sie verlangt und begehrt . . . sie kann nicht ohne Hoffnung sein!“

„Ohne Hoffnung!“ wiederholte Gabriele traurig, „nein! Aber Geduld ist auch nicht Hoffnungslosigkeit, wer Geduld hat, der hofft noch!“

„Und auf was soll ich hoffen?“ rief Gotthardt heftig, „auf jenes unbestimmte Wiedersehen, wovon man spricht und wovon keiner doch je Kunde geben können?“

„Aber,“ sagte das junge Mädchen bewegt, „ist nicht dieses Wiedersehen Denen Gewißheit, die in einem Sinne gelebt und gewirkt, die gemeinschaftlich das Heilige und Göttliche gefühlt und geschaut haben? . . . Sollte es Ihnen nicht Gewißheit sein?“ Gabrielen's Stimme bebte, als sie diese Worte sprach: was sie dem jungen Manne zum Troste sagte, war ja das Todesurtheil ihrer eigenen Liebe. Denn, hatte sie je mit dem Auserwählten ihres Herzens Gedanken und Empfindungen über die höchsten Dinge ausgetauscht? Wußte sie nur, wie er darüber dachte und fühlte? . . . Und doch war

es ihr jetzt wie eine Offenbarung gekommen, daß nur das gleiche Streben, nur die gemeinschaftliche höchste Bestimmung Denen, die sich lieben, die Gewißheit der Ewigkeit ihrer Liebe geben kann. Sie sprach gegen ihr eigenes Herz, aber sie sprach wie getrieben von einer höheren Macht und so voll Ueberzeugung, daß sie auch überzeugte.

Gotthardt sah ihr voll Verwunderung in die thränen-glänzenden Augen. „Ich will Ihnen Alles glauben, Fräulein Gabriele!“ sagte er weich, „ja, ich will es glauben, daß die Liebe ewig ist . . . Ich will auch an ein Wiederfinden glauben und Sie sollen mich an diese Stunde erinnern, wenn ich je verzagt und kleinmüthig bin.“ . . .

Er wollte weiter reden, als starke Mannerschritte auf dem Corridor nahten. Die Thüre wurde rasch geöffnet: Herr von Warthau trat ein. Er warf einen langen verwunderten Blick auf die Beiden.

„Ich wußte nicht, daß Sie hier zu finden wären, Fräulein,“ sagte er nach einer kurzen Pause. „Meine Frau fragte soeben nach Ihnen.“ — Gabriele verließ verwirrt das Zimmer.

„Ich habe Fräulein Gabriele gebeten, heraufzukommen, mein Vater, ich wollte ihr mein Bild zeigen,“ sagte Gotthardt ruhig.

„Du hast sie gebeten? So . . . Das hättest Du unterlassen können. Nun übrigens zur Sache. Ich kam, Dir eine Mittheilung zu machen.“

„Ich bin bereit zu hören,“ sagte der Sohn.

„Hier, diesen Brief habe ich soeben von meinem Freunde, dem Rathsherrn, erhalten,“ erwiderte der Vater, ein Blatt entfaltend; „er enthält einen Vorschlag für Dich. Der Alte hat vor einiger Zeit Entwürfe zu Fresken von Dir gesehen — zu Balladen deutscher Dichter —; er träumt seit jener Zeit von nichts Anderem, als von dem Plane, Du möchtest sie in dem großen Saale seines eben im Bau begriffenen neuen Hauses ausführen. Da lies und überlege Dir den Vorschlag.“

Die Züge des Malers belebten und erhellten sich, während er las. „Ich will nach der Stadt,“ sagte er, als er den Brief wieder zusammenfaltete, „es ist sehr möglich, daß ich darauf eingehe; wir müssen das mündlich weiter besprechen.“

Am folgenden Morgen schon reiste Gotthardt ab. Er ging auf einige Tage nach jener Stadt, aus der Gabriele kurz vorher geschieden war, um in ihrem erwählten Berufe ein neues Leben zu beginnen. Jetzt eilte er dorthin, befeelt von dem Gedanken, in seiner Kunst zu wirken und zu schaffen, auch gleichsam in einem

neuen geistigen Leben, da das Glück des vergangenen von ihm gewichen war.

Während der Wagen in den Thalweg einlenkte, schaute der junge Mann noch einmal nach dem Herrenhause zurück. Als sein Blick zufällig Gabrielens Fenster streifte, fuhr er plötzlich betroffen zurück; es war ihm, als würde von dort mit einem weißen Tuche geweht. Es war halb Freude, halb Unwille, was er empfand; war es nur möglich, daß dieses junge Mädchen so weit ging? Er mußte noch einmal schauen, ob er sich nicht getäuscht habe; noch einmal bog er sich zum Schlage heraus, nach dem Fenster zu sehen und nun bemerkte er, daß es nur eine weiße Gardine war, die der Wind herausflattern ließ. Er lehnte sich wieder zurück und holte tief Athem. „Wie gut, daß es Täuschung war!“ sagte er laut vor sich hin, und doch fühlte er sich innerlich fast traurig, er wußte selbst nicht recht, warum.

In der Stadt ging Alles nach Wunsch. Es wurde ausgemacht, daß Gotthardt die Fresken im Sommer des folgenden Jahres malen sollte, bis dahin wäre das Haus des Rathsherrn vollendet. Den Winter über beschloß er noch einmal nach Italien zu gehen, um sich dort für sein Werk vorzubereiten.

Voll von Entwürfen für dieses neue Werk kehrte der junge Mann nach Verlauf einer Woche nach dem Schlosse zurück. Er war jetzt ein ganz Anderer, als vorher: sein Auge, das so träumerisch und schwermüthig geblickt, war jetzt leuchtend und belebt; seine edle Stirn trug den Stempel des Denkens und Sinnens; seine Haltung war straffer, sein Gang rascher als sonst; er sprach noch immer nicht viel, aber was er sprach, zeugte von innerer Freudigkeit und neuem Muth.

(Fortsetzung folgt.)

Ein vollendeter Tartuffe.

Wird auch mit gegründetem Rechte vom Standpunkte der Aesthetik aus, die Criminalnovelle als in ihr nicht heimathsberechtigt aus dem Reiche des Schönen verwiesen, so läßt sich doch andrerseits nicht verkennen und leugnen, daß sie durch ihre sich steigernde Spannung der Seele, auf jeden Leser eine außerordentliche Anziehungskraft ausübt, und so zur berebten und überzeugenden Lehrerin der Sittengeschichte der Völker wird. Dieses lebhaftere Interesse beansprucht auch unbedingt das in diesem Jahre bei Oswald Seehagen in Berlin erschienene Buch von Schmidt-Weißensfels: „Hinter Schloß und Riegel“, denn es erzählt mit brennendem Colorit französische Gefängnißgeschichten bekannter Persönlichkeiten (Cartouche, Mirabeau, Cagliostro, Johanna Faurie, Mme. Lavalette, Béranger u. v. a.) der letzten anderthalb hundert Jahre und wirft so die grellsten Schlaglichter auf das Verderbniß der damaligen Zustände. Eine der fesselndsten dieser Geschichten ist die folgende.

Am 30. April 1777 verurtheilte das Châtelet den Krämer François Desrues zum gewöhnlichen Tode des Räderns und Scheiterhausens wegen Giftmordes. Der Prozeß gehört zu den interessantesten der Criminalgeschichte des vorigen Jahrhunderts durch die vollendete Heuchelei, welche Desrues bis zu seinem entsetzlichen Tode an den Tag legte. Er war Tartuffe in der Vollendung; eine Natur, in welcher Ehrgeiz und Eitelkeit, und im Zusammenhang damit, Gier nach Reichthum alle anderen Leidenschaften regelten, beherrschten und in Abhängigkeit erhielten. Ehrgeiz und Geldgier gaben dieser schwächlichen, halb weiblichen Natur eine Kraft und Ausdauer, welche Athleten beneidet haben könnten; sie trieben ihn zu einer ameisenartigen Mühseligkeit, zu einem erstaunlichen Fleiß; sie machten ihn für alle seine Nachbarn und Freunde zu einem braven Mann, zu einem gottesfürchtigen und frommen Bürger, und zu gleicher Zeit zu einem der herzlofesten und raffiniertesten Verbrecher. Ehrgeiz hielt ihn selbst dann noch aufrecht, als das Gericht seine Verbrechen an den Tag gelegt hatte; er war so groß, daß er Desrues' Sinne und Wille und alle Leidenschaften und Empfindungen der Seele in ein System der frommen Heuchelei brachte, um die Rolle eines unschuldig Verfolgten und Verurtheilten, eines wahren Märtyrers, bis zu Ende zu spielen. Es geschah mit einer Vollendung und Standhaftigkeit, welche die Macht der menschlichen Willenskraft bewundern läßt; die Unschuld hätte in keinem anderen Bilde erscheinen können, als er, und es gehörte alle Kraft und Untrüglichkeit der Beweise von seinen Verbrechen dazu, um begreifen zu können, daß Desrues ein Heuchler ohne Gleichen war. Wie gesagt, die durch den Ehrgeiz niedriger Art geschaffene und erhaltene Willenskraft macht es psychologisch erklärlich, daß Desrues die Rolle eines braven Mannes im Leben, die eines Märtyrers während seines Prozesses spielen konnte; aber zu übersehen ist auch nicht, daß ihm ein Umstand als Stütze dabei diente, nämlich die Thatsache mehrfach vorgekommener Justizmorde. Gerade um jene Zeit hatten Voltaire's Schriften über Jean Calas, Vally-Tolendal, Sirvens, lauter Opfer von Justizmorden, diese Verbrechen der französischen Justiz in der öffentlichen Meinung gerichtet. Das Volk war mißtrauisch gegen die Gerichte geworden; es haßte sie als Attribute der königlichen Macht, gegen welche bereits der revolutionäre Geist feindselig arbeitete. Einem so raffinierten Geiste wie Desrues entging der Vortheil nicht, den ihm die Rolle eines Unschuldigen verlieh. Konnte gegenüber seinen Bethuerungen, seiner Haltung, das Gericht, eingedenk der mehrfachen und so unheilvollen Nachwirkungen veranlaßten Justizmorde, nicht stutzig werden, nachdem diese schwächliche Natur Desrues' selbst die schwere Tortur mit der Ergebenheit und dem Muth eines Märtyrers ertragen? War es nicht möglich, daß die öffentliche Meinung sich durch diesen äußeren Schein so bestechen ließ, um das Gericht einzuschüchtern? Und nachdem alle diese Hoffnungen vernichtet waren, mußte es Desrues' Charakter immer noch entsprechen, seine Rolle bis zu Ende zu spielen, um entweder Zweifel über seine Schuld aufzurufen oder die Bewunderung der Menschen für seine Haltung zu gewinnen. Er hatte den Ehrgeiz auch dazu und die Religion war jedenfalls das bequemste und bestechende Mittel, um von ihm zu seiner geistigen

Energie gebraucht zu werden. Wohl konnte man ihm gegenüber sich fragen, ob der Stoicismus des Verbrechens denn so ähnlich dem der Tugend sein kann und ob die Hinrichtung eines Mörders dem ruhmvollen Ende eines Märtyrers zu entsprechen vermag?

Desrues wurde als junger Mensch Commis in einem Gewürzladen zu Paris, welcher einer Witwe gehörte. Sein Ehrgeiz begann sogleich zu arbeiten; er legte einen so liebenswürdigen Charakter und einen so regen Eifer an den Tag, daß die ganze Nachbarschaft über seinen Werth einig war, das ganze Viertel in seinem Lobe übereinstimmte und die Witwe sich förmlich in ihn verliebte. Man nannte ihn seines zarten Aussehens und seiner Plauderkunst wegen scherzhaft „unserer Gewatterin Desrues“, und alle Welt sah voraus, daß dieses Muster eines Krämers es noch weit in seinem Leben bringen werde. Man wunderte sich daher auch gar nicht, als man hörte, Desrues habe der Witwe das Geschäft abgekauft. Er setzte ihr als Kaufpreis eine jährliche Rente auf Lebenszeit aus. Schon einen Monat darnach starb die Witwe und damit hörte auch alle Verpflichtung Desrues' gegen sie auf. Er war Herr des Geschäfts, nachdem er einen Monatstheil der Pension bezahlt. Man wunderte sich freilich im Viertel über den so plötzlichen Tod der Witwe, der nach einer Tasse Thee erfolgt war. Aber wie konnte man einen so braven Mann wie Desrues in Verdacht haben — es war unmöglich! Man schwätzte eine Zeit lang über das Unglück der Witwe und über das Glück ihres Nachfolgers und dachte dann nicht mehr daran; denn Desrues war ein gar guter Christ in jener gottlosen Zeit; er besuchte jede Messe und hatte zwei Beichtväter.

Bald nachher wurde der sechsundzwanzigjährige Desrues unter die Kaufmannschaft aufgenommen. Der Zufall fügte es, daß er als braver und geachteter Mann einen gutmüthigen Menschen aus der Provinz kennen lernte, der sich mit ihm associiren wollte. Desrues gestattete ihm das Glück unter der Bedingung, 16000 Frs. einzuschließen. Der junge Associé beeilte sich, diese Summe zu geben. Zum Glück für Desrues geschah es wieder einen Tag früher, ehe der Aermste starb. Er starb, wie die Witwe, nachdem er Abends bei Desrues eine Tasse Thee getrunken hatte. Dieser Umstand fiel von Neuem auf; man sprach Allerlei, man murmelte, raunte sich in die Ohren — aber man beruhigte sich bald. Gewiß, es war ein menschliches Unglück geschehen — man stirbt ja bald — und schließlich, Desrues war doch ein braver, rechtlicher Mann, der alle Sonntage zum Abendmahl ging und sich der größten Achtung bei dem Alerus erfreute.

Wieder vergingen ein paar Jahre — Desrues war ein großer Kaufmann, der im Geruche eines hübschen Vermögens und der höchsten Achtung stand. Man hörte, er werde sich ein Schloß und ein Gut in der Provinz kaufen. Und in der That, Desrues war ernstlich damit beschäftigt. Er hatte einem Ehepaare de la Motte 130,000 Francs für das Gut Buiffon-Souefve geboten und sich als ein so coulanter, liebenswürdiger Mann gezeigt, daß ihm Herr und Frau de la Motte die günstigsten Zahlungsbedingungen in Raten stellten. Sie wunderten sich freilich, als der Termin für die erste Zahlung von einem so

wohlhabenden Manne, wie Desrues, nicht eingehalten ward, und begannen unruhig zu werden, als der Wechsel, den er ihnen gegeben, ohne Zahlung am Verfalltage blieb. In Folge dessen reiste Frau de la Motte mit ihrem Sohne nach Paris, um Desrues zu mahnen und seine Verhältnisse zu untersuchen. Ihren Sohn schickte sie während des pariser Aufenthalts in eine Pension; sie selbst nahm bereitwillig das liebenswürdige Anerbieten Desrues' an, in seiner Wohnung zu logiren. Kaum war sie acht Tage dort, so starb sie, oder richtiger, sie verschwand spurlos.

Diesmal erregte dieses Verschwinden große Sensation im Quartier Desrues', um so mehr, als auch der junge de la Motte bei einem Spaziergange nach Versailles, den Desrues mit ihm aus der Pension unternommen, verschwunden war. Die Behörde selbst ward darauf aufmerksam und verhaftete den ehrenwerthen, frommen Krämer. Aber er betheuerte seine Unschuld und man konnte ihm nichts beweisen. Frau de la Motte war und blieb spurlos verschwunden und Desrues behauptete, er habe ihr den Kaufpreis für das Gut bezahlt und darauf habe sie sich aus seiner Wohnung entfernt. Das notarielle Actenstück darüber existirte factisch und trug die Unterschrift von Frau de la Motte.

Unter solchen Umständen wollte das Gericht den unschuldigen, frommen Desrues schon wieder frei lassen, als ein Brief an dasselbe kam, in welchem mitgetheilt wurde, daß man vermuthete, Desrues sei derselbe, der unter dem Namen Decoudray einen Keller gemiethet habe, um dort Weinflaschen aufzubewahren.

Sofort wurde zur Untersuchung dieses Kellers geschritten und da fand man denn unter Flaschen in der Erde vergraben einen schlechten Sarg, in welchem eine Leiche lag, die man als die der Frau de la Motte erkannte. Man erfuhr zugleich, daß der junge de la Motte in Versailles nach dem Genuß einer Tasse Chocolate gestorben war.

Desrues leugnete trotzdem alle Schuld an einem Verbrechen. Er gestand nur, daß Frau de la Motte in seiner Wohnung gestorben, aber auf natürliche Weise, nachdem sie Medicin genossen; er habe darauf die Leiche in seinem Keller vergraben, aus Furcht, in Verdacht zu kommen. Bezüglich des Knabens, so war derselbe seiner Aussage nach ebenfalls an einer Krankheit gestorben.

„Ich liebte,“ sagte er, „dieses Kind wie meinen Sohn; ich habe wenigstens den Trost, daß er unter dem Beistand und im Namen der Religion gestorben ist.“

Wiewohl die Thatfachen, daß er unter fremdem Namen den Keller gemiethet und in demselben die Frau de la Motte begraben lag, schlagend waren, so leugnete Desrues doch jedes Verbrechen, jede Vergiftung. Er stellte sich über diesen, bis zur Ueberzeugung gereiften Verdacht höchst entrüstet und sagte, daß er nach seiner Freilassung Herrn de la Motte wegen Ehrenbeleidigung belangen werde, um ihn fühlen zu lassen, was es heiße, einen rechtschaffenen Mann zu beschimpfen. Er vertheidigte sich selbst sehr geschickt vor dem Gerichte, sprach von den Irrungen der Justiz, die sie zu allen Zeiten und in allen Ländern begangen; er verwies auf Calas als ein Opfer der Un-

wissenheit und des Vorurtheils, und sogar auf Jesus Christus, indem er ausrief:

„Ich werde denn so leiden wie er.“

Als er die Tortur erhielt, blieb er standhaft und rief nur bei jeder Marter aus:

„Gott sieh mich!“ — „Gott, gieb mir die Kraft, die Wahrheit aufrecht zu erhalten!“ — „Ja, mein Gott, du weißt es wohl, daß ich Niemand vergiftet habe. Sie ist von selbst gestorben; der Sohn wollte nicht, daß ein Arzt gerufen würde.“

Dann betete er lange und inbrünstig und bat Gott um ein Wunder, welches Aller Augen öffnen möchte, er wolle gern sein Leben als Opfer darbringen, wosfern nur sein Andenken von den ihm vorgeworfenen Verbrechen gereinigt würde. Während der Fahrt zum Schaffot betheuerte er unter Gebeten, daß die Dame eines natürlichen Todes gestorben und sein einziges Unrecht nur darin bestanden habe, die Leiche haben verbergen zu wollen. Er grüßte vom Schaffot noch nach der Menge herunter und erlitt dann den fürchtbaren Tod mit dem Muthe eines Unschuldigen.

Isabella

Gräfin von Paris.

(Mit Stahlstich.)

Wie es meist Sitte in fürstlichen Häusern ist, Ehen unter Verwandten einzugehen, so reichete auch der Enkel König Ludwig Philipp's, der älteste Sohn des Herzogs von Orleans, Ludwig Philipp Graf von Paris (geb. 24. August 1838), zu Kingston am 30. Mai 1864 seiner erlauchten Cousine, der Prinzessin Maria Isabella Franziska de Assisi (geb. zu Sevilla am 21. Sept. 1848), Tochter des Herzogs von Montpensier, seine Hand. Der feierliche Vermählungsact war der schwergeprüften Familie des Hauses Orleans eine frohe Stunde, aber auch selbst sie war, besonders für den Grafen von Paris, nicht frei von schmerzlicher Empfindung, denn es war ihm nicht beschieden, daß seine fürstliche Mutter, die Gott schon am 18. Mai 1858 aus diesem Leben abgerufen hatte, seine Ehe segne. Dieses Fehlen des Mutterauges mußte ihm um so schmerzlicher sein, je treuer dasselbe die Zeit seiner Kindheit während des langjährigen Aufenthaltes im waldumsäumten Eisenach überwachte, jemehr die edle verklärte Fürstin ihm in den spätern Jahren in England Freundin und Katherin im edelsten Sinne des Wortes in allen wichtigen Angelegenheiten gewesen war.

Aber fehlte auch Herzogin Helene jenem feierlichen Augenblicke, so ruht doch die Weihe ihres Geistes auf der Ehe ihres ältesten Sohnes, denn Prinzessin Isabella sucht in jeder Weise das hohe leuchtende Vorbild, welches ihr das Leben der Verewigten gab, zu erreichen, und ihrem Gemahle die vorzüglichste Gattin, ihrer am 28. September 1865 zu Twickenham geborenen Tochter die treusorgendste Mutter zu sein.

Blicke in die Runde.

Literatur. Deutsche Opfer. Von Karl Wartenburg. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1866. Unsere Leserinnen mögen sich von dem schwer und düster klingenden Titel nicht abhalten lassen, sich mit dieser neuesten Gabe Karl Wartenburg's bekannt zu machen. Dieselbe enthält zwei recht gut erfundene und durchgeführte Novellen, die, trotzdem daß ihre Basis das Staatsleben mit seinen Wirren bildet, dennoch gefällige Unterhaltung gewähren.

Deutscher Volkskalender auf das Jahr 1867. Herausgegeben von Gustav Rierig. Leipzig, Georg Wigand's Verlag. Dieser mit Recht so weit verbreitete Kalender wird sich auch durch den vorliegenden siebzehnten Jahrgang seiner neuen Folge die alte Gunst sichern, denn sein Inhalt zeugt wiederum von der sorglichen Leitung seines verdienten Herausgebers, dessen Bildniß diesmal den Kalender schmückt.

An Stelle des „Mitteldeutschen Tageblattes“ erscheint jetzt in Coburg ein neues Preßorgan unter dem Titel „Coburger Warte“. Herausgeber ist K. Genée.

Von Byrons „Don Juan“ ist soeben in Paris die erste französische Uebersetzung erschienen. Der Uebersetzer hat sich nicht genannt.

Auf die Zeit der Weltausstellung soll ein Guide de Paris von monumentalem literarischen Werthe vollendet werden. Mitarbeiter sind die bedeutendsten literarischen Größen Frankreichs: Victor Hugo, Lamartine, Théophile Gautier u. A. Victor Hugo hat bereits die Vorrede vollendet; Théophile Gautier wird die Wunder des Louvre beschreiben. Das Werk soll auch ein Meisterstück der Buchdruckerei werden.

Guizot ist auf seinem Landstige beschäftigt, den letzten Band seiner „Denkwürdigkeiten zur Geschichte meiner Zeit“ zu schreiben, die bis zur Revolution des Jahres 1848 gehen. Dieser Band soll mit einem Capitel über des Verfassers persönliche Beziehungen zu Ludwig Philipp beginnen, in welches Auszüge aus Briefen des Königs aufgenommen sind.

Der berühmte Redner P. A. Berryer soll mit der Herausgabe seiner Memoiren beschäftigt sein.

In London ist die Biographie des berühmten Töpfers Wedgwood (gest. 1756) von Miß Eliza Meteyard erschienen. Das zweibändige Werk wird von der englischen Kritik sehr günstig beurtheilt.

Zur Abfassung einer authentischen Geschichte der Feldzüge des Jahres 1866 ist in Berlin im Großen Generalstabe eine Commission niedergesetzt worden.

G. von Karajan, Präsident der wiener Akademie der Wissenschaften, hat eine Lebensbeschreibung des bekannten Predigers Abraham a Santa Clara vollendet.

Heinrich Laube hat das Ehrenbürgerrecht seiner Vaterstadt Sprottau erhalten.

Von Louis Veillot erscheint demnächst ein neues Buch unter dem Titel „Les odeurs de Paris“, das ein Gegenstück zu seiner Broschüre „Les parfums de Rom“ zu bilden bestimmt ist.

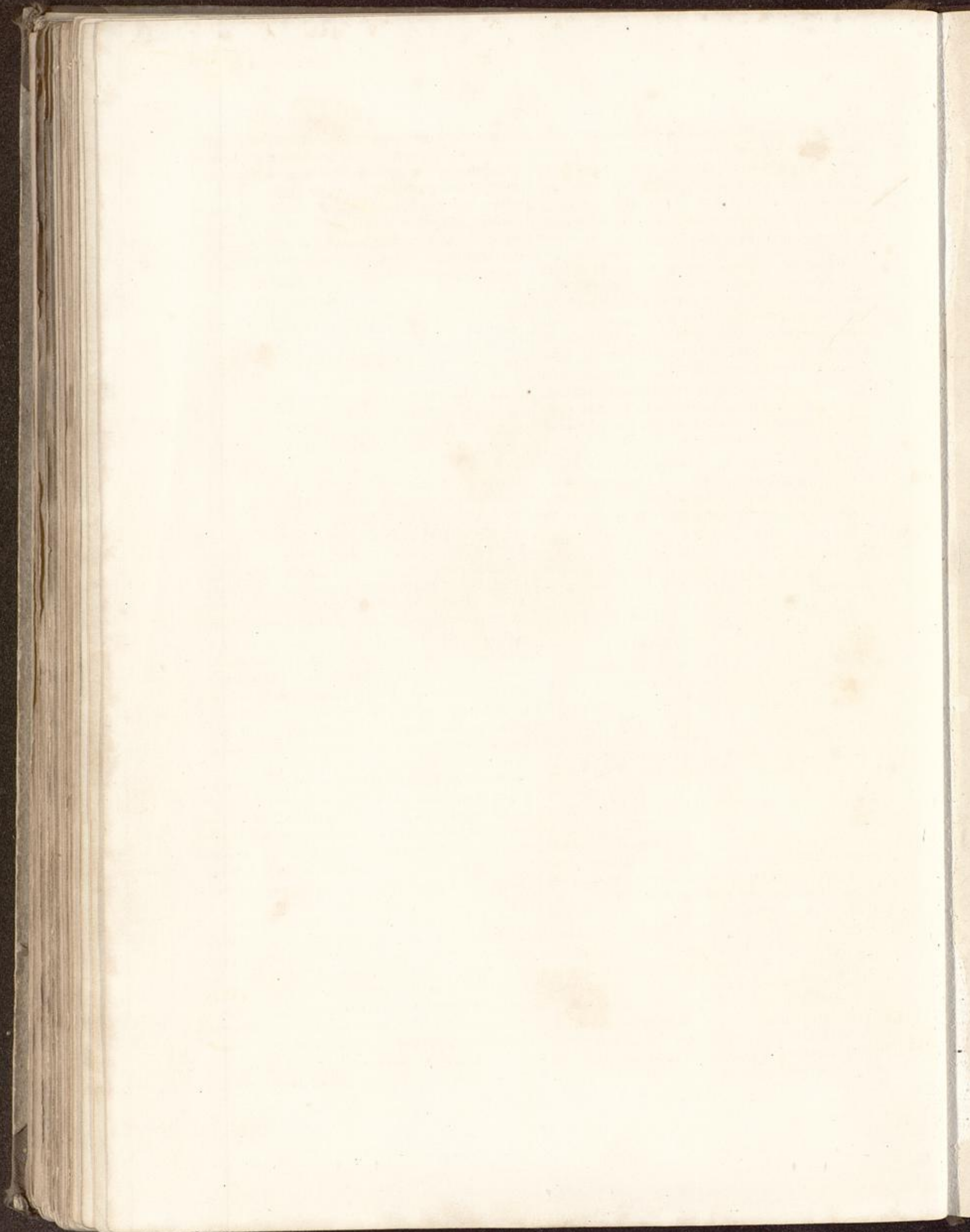


Reichs-Photographie

Carl v. Siedl & Wigand

*Isabellas
Gräfin von Paris*

Verlag des Veronesen Buchh.



Die Nichte Oliver Goldsmith's, eine Witwe Homson, ist in Neu-Jersey, 81 Jahre alt, gestorben.

Von der „Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland“ von Gervinus ist der erste Band einer griechischen Uebersetzung von Professor P. Perwanoglu in Athen erschienen. Die griechische Kritik rühmt einstimmig die Genauigkeit und Ausführlichkeit des deutschen Gelehrten.

Theater und Musik. Zu Kopenhagen soll noch in diesem Jahre ein neues „Conservatorium für Musik“ eröffnet werden, das von dem verstorbenen Juwelier und Goldarbeiter P. W. Moldenheuer gegründet wurde, indem dieser patriotische Mäcen einen Theil seines Vermögens diesem Zwecke testamentarisch bestimmte. Directoren der Anstalt sind: Niels W. Gade, J. P. C. Hartmann und Hofkapellmeister Pauli.

Die Sorge für die Instandhaltung der Ruhestätte Ifflands auf dem großen Friedhofe zu Berlin, welcher sich früher in ächt künstlerischer Pietät Frau Crelinger unterzog, hat nunmehr die Generalintendantur der I. Schauspiele übernommen.

Dem hervorragenden ungarischen Mimen Gabriel Egressy, welcher kürzlich zu Pesth starb, soll ein Denkmal gesetzt werden. Die Anregung zu dem Unternehmen geht von mehreren Mitgliedern des ungarischen Nationaltheaters aus.

Auf der Hofbühne zu München debutirte Frä. Mollinger aus Agram als „Norma“ mit vielem Glüd. Die Sängerin besitzt eine prächtige, sehr umfangreiche Stimme und sichern Vortrag.

Das alte Lustspiel von Kopebue „Don Ranudo de Colibrados“ ist von dem Kapellmeister der deutschen Oper in Prag, Richard Genée, zu einer komischen Oper benutzt worden.

Herold's „Zampa“, eine Oper, die im k. k. Hofoperntheater zu Wien seit etwa zwanzig Jahren nicht mehr gegeben worden, kam daselbst vor einem zahlreichen Publicum mit vielem Beifall wieder zur Aufführung. Herr von Bignio excellirte in der Titelrolle, neben ihm zeichneten sich die Damen Bettelheim und Krauß aus. Frä. Orgeni hat als „Margarete“ in Gounod's gleichnamiger Oper nur theilweise gefallen. — Es soll nunmehr Thatsache sein, daß die Subvention der kaiserlichen Oper künftig nicht mehr aus dem Hofbudget, sondern aus den Landesfinanzen fließen wird.

Das neuerbaute Theater in Schaffhausen, das schönste in der Schweiz, welches mit Ende dieses Jahres eröffnet wird, heißt „Zimthurneum“ nach dem Namen des Schaffhauser Zimthurn, der dasselbe auf seine Kosten für eine halbe Million Franken erbauen ließ. Das Haus faßt über siebenhundert bequeme Sitzplätze; die Decorationen kamen aus Berlin. Zum Director ist Dr. Ferdinand Stolte erwählt worden.

Die Journale zu Madrid sind einstimmig über die Vorzüge der jungen Violinspielerin Catarina Lebouys; sie rühmen ebenso sehr ihre Technik, wie das Geistvolle ihres Vortrages.

Die Sagen der großen Oper in Paris steigern sich immer mehr und mehr. Der Tenorist Naudin bezieht jährlich 110,000 Fr., der Baritonist Faure 90,000 Fr., die drei ersten Sängerinnen Saß, Gueymard und Battu haben je 60,000 Fr.

Das San Carlo Theater zu Neapel ist mit „Lucia“ eröffnet worden. Die Hauptdarsteller waren Frau Volpini und die Herren Mongini und Squarcia. Die Volpini namentlich hatte einen großen Erfolg.

Auf der Hofbühne zu Mannheim wurde Shakespeare's „Cimbeline“ zum ersten Male in Deutschland nach der Lindner'schen Bearbeitung aufgeführt, welche so verständige Weglassungen und practische Anordnungen enthält, daß sie die Dichtung dem Repertoire sichert. Fräul. Franz war ausgezeichnet als „Imogen“.

Zum Benefiz des Herrn Kapellmeisters Gustav Schmidt wurde auf dem leipziger Stadttheater Marschner's „Templer und Jüdin“ neu einstudirt gegeben. Die Durchführung blieb hinter der anderer Opern zurück, nur Frä. Blagzel bewährte sich auf's Neue in der Partie der „Rebecca“ als eine ausgezeichnete Sängerin.

Bei C. Merseburger in Leipzig ist von F. L. Schubert eine höchst beachtenswerthe Schrift „Die Blechinstrumente der Musik“ erschienen, welche mit tüchtiger Sachkenntniß in gedrängter Form die Geschichte, Natur und Verwendung der Blechinstrumente in der Instrumental- und Gesangsmusik sehr lehrreich behandelt.

Friedrich Halm ist nach langem Schweigen wieder mit der dramatischen Dichtung „Wildfeuer“ vor das Publicum des k. k. Hofburgtheaters zu Wien getreten. Der Stoff des Stückes ist ein sehr bedenklicher. Seine Heldin ist ein Mädchen, das in voller Unkenntniß seines Geschlechtes erzogen worden ist, und dem erst der Mund der Liebe das Lösungswort des Räthfels bringt. Die letzten Acte sind weniger spannend als die ersten. Frä. Rödel und Herr Sonnenthal, die Träger der Hauptrollen, waren vortrefflich.

Bildende Künste. Die großherzoglich sächsische Hofmalerin Fräul. Luise Seidler ist zu Weimar im Alter von nahezu 80 Jahren nach langen Leiden, zu denen sich seit einigen Jahren die Entbehrung des Augenlichts gefellt hatte, gestorben. Die Ausbildung ihres schönen Talents verdankte sie der Munificenz Karl August's, wie der Förderung Goethe's und Heinrich Meyer's.

Ein Standbild der Königin Victoria ist in Gegenwart des Prinzen von Wales in der schottischen Universität Aberdeen eingeweiht worden. Die 8½ Fuß hohe Statue der Monarchin ist von dem schottischen Künstler Alexander Brodin aus sicilischem Marmor gemeißelt; die eine Hand hält den Scepter, die andere faßt die Falten des Tartan-Plaids zusammen. Das Denkmal hat seinen Standort auf einem der schönsten Plätze der Stadt erhalten.

Zu dem Nationaldenkmal für weiland König Max von Bayern waren auf das Concurrenzausschreiben des Comités zu München elf Modelle eingesandt worden von den Bildhauern Rues, Zumbusch, Professor Widmann, Langenmantel und Brugger in München, Schilling und Professor Hähnel in Dresden, Director Kreling in Nürnberg, Arnold in Rissingen und noch zwei Künstlern, welche ungenannt bleiben wollen. Zur Ausführung ist das Modell von Zumbusch gewählt.

Dem düsseldorfer Maler Mengelberg, dessen Delbild „Christus mit den Jüngern zu Emmaus“ auf der diesjährigen Kunst-

ausstellung zu Dresden bedeutendes Aufsehen erregte, ist von dem Comité der dortigen Liedge-Stiftung eine Ehrengabe von 300 Thalern zuerkannt worden. Auch stellte das Comité in Anerkennung der Verdienste des Großherzogs von Sachsen-Weimar um die große Nationallotterie zur Ausführung zweier Bilder auf der Wartburg eine Summe von 6000 Thalern zur Verfügung. Einer hochbetagten Kupferstecherin in Berlin und einem verdienten Kupferstecher in Weimar sind gleichfalls aus dem Liedge-Fonds in Dresden ansehnliche Geschenke zugeflossen.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Eine Revolution haben wir heute zu verkündigen, eine wirkliche Revolution! Der Sturz eines Tyrannen ist gewisse, unumstößliche Wahrheit, aber es braucht sich deswegen Niemand zu fürchten, die Course werden nicht fallen und es wird kein Blut vergossen werden, denn der gestürzte Tyrann ist nur die Schleppe und die Revolution besteht darin, daß — kurze Ballkleider aufgenommen sind, welche den munteren Füßchen unserer tanzlustigen Jugend doch wieder wirklich zu tanzen gestatten, anstatt daß sie bisher durch die lästigen Schleppen in jeder Weise gehemmt wurden. Wir sahen mehre sehr hübsche kurze Ballkleider, welche für höchst elegante tonangebende Damen bestimmt waren. Das eine bestand aus weißem Atlas, mit einer breiten Tüllruche rund um den Saum des Rockes; über dem weißen Atlasrock war ein weißer Tüllrock angebracht, welcher à la Pompadour rings herum durch große Rosen aufgenommen wurde. Die Taille war mit Tüllpuffen verziert und der weiße Atlasgürtel bildete hinten drei spitze Schöße; an der linken Schulter und im Haar waren ebenfalls voll aufgeblühte Rosen befestigt. Noch schöner nahm sich ein anderes kurzes Ballkleid aus, dessen unterer Rock ganz aus Tüllpuffen bestand, während ein zweiter glatter Tüllrock darüber fiel, welcher unten rings herum mit lauter runden Kränzen aus Epheublättern und rothen Beeren garnirt war, durch welche die Falten des weißen Tüllrockes in malerischer Weise gezogen waren. Auch ein blaues Kreppkleid über einem Unterkleide von blaßblauem Atlas nahm sich sehr schön aus; der Atlasrock war mit silbernen Knöpfen verziert und der Krepprock hatte einen Einsatz von Atlas, war an den Seiten offen und mit Silberschnur und silbernen Quasten verschnürt.

Natürlich sind diese Kleider nicht gar zu kurz, sondern gehen immerhin etwas über die Knöchel herab; die Schleppekleider sind nur noch bei Staatsvisiten, Concerten, Dinern und dergleichen Gelegenheiten gestattet, wo sie Niemandem im Wege sind. Daß sie auf der Straße nicht mehr getragen werden, haben wir bereits früher mitgetheilt.

Die hohen Kleidertailen werden jetzt vorzugsweise gern mit einem leiterförmigen Auspuß von schräggeschnittenen Atlas, Tasset- oder Sammetstreifen verziert, die jedoch nicht bis oben herauf, sondern nur etwa bis an die Brust gesetzt und meist an beiden Seiten mit zierlichen Grelotknöpfen befestigt werden. Die Seitentheile der Taille werden wiederum mit Achselbändern ver-

sehen, deren Breite auf die Schultern hin zunimmt; sie laufen rückwärts nicht wieder bis zur Taille hinab, sondern bilden hinten mitten auf dem Rücken eine zackige Schnebbe, welche mit mehren sehr schmalen Sammet- oder Atlasstreifen umgeben ist. Die Ärmel und häufig auch der Rock des Kleides werden ähnlich ausgepußt, indessen zieht man jetzt vernünftigerweise meistens vor, den Rock ganz und gar nicht zu besetzen.

Die modernste Haarfrisur ist die jetzt neu erfundene à la Louis XV.; sie besteht aus vier übereinander gelegten schmalen, gerollten Scheiteln, welche die Ohren vollständig frei lassen; um diese Scheitel von einander zu trennen, bedient man sich einer dünnen Goldschnur oder eines schmalen Sammetbandes. Der Chignon besteht aus einer Reihe dicker, an den Enden festgesteckter Locken, die man in Paris „marteaux“ nennt; sie werden mit einem sehr leichten Netz von Gold-, Silber- oder Haarseide überzogen und oben darüber bringt man eine Sammetstreife mit langen Enden oder eine Goldschnur mit Quasten an, je nachdem man zwischen die Scheitel Goldschnur oder Sammetband gelegt hat.

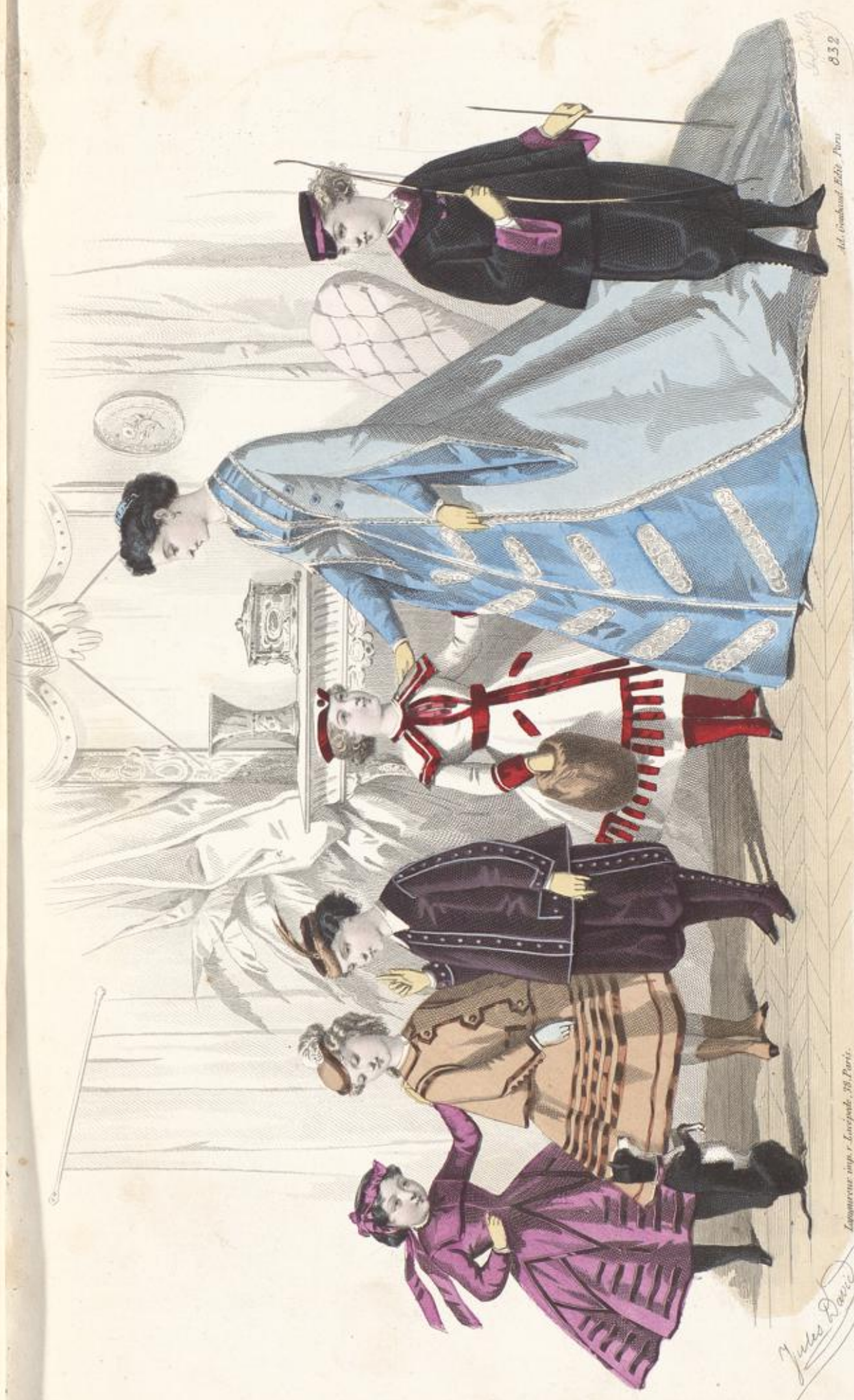
Modenblatt No. 52.

(Das Blatt lag der vorigen Nummer bei.)

1) Anzug für ein Mädchen von 5—7 Jahren. Schwarzes Sammethütchen mit einem Einsatz von rothem Tassetband, welches vorn und an beiden Seiten in Schleifen gelegt und dann als Bindeband hinten im Nacken geknüpft ist. Kleid aus anilinrothem Kaschmir, dessen Rock in regelmäßigen Zwischenräumen mit einem leiterförmigen Besatz von schwarzem Sammetband verziert wird, während die Taille aus einer anliegenden Basquine mit sehr tief ausgezackten Schößen besteht, die mit schwarzem Sammet eingefast und unten mit schwarzseidenen Quasten besetzt ist. Die Taille hat noch einen Besatz, der eine viereckige Pelierine bildet. Die Ärmel sind ganz enganliegend. Schwarze Kamaschen und ebensolche Stiefelchen.

2) Anzug für ein Mädchen von 7—9 Jahren. Rundes Hütchen aus hellbraunem Filz mit braunem Sammeteinsatz und einer weißen Feder an der linken Seite. Kleid und Paletot aus hell-leberbraunem Mohair mit etwas dunkler braunem Sammetbesatz. Der Rock ist einmal um den Saum mit diesem Sammet eingefast, einen Zoll höher ist wieder ein schmaler Streifen gesetzt und weitere zwei Zoll darüber laufen fünf Sammetstreifen von abgestufter Breite. Der kurze weite Paletot ist rings herum, um Kragen, Ärmelöcher, Taschen und Ärmel mit braunem Sammetband und Sammetknöpfen verziert; vorn schließt er mit drei Knöpfen, die in ebenso viel abgestumpfte Zacken gesetzt sind. Sehr hoch heraufreichende Stiefeln von der Farbe des Kleides.

3) Anzug für einen Knaben von 7—8 Jahren. Maulbeerfarbige Sammetmütze mit braunem Pelzbesatz und einer Feder-aigrette. Der ganze Anzug besteht aus ebensolchen maulbeerfarbigem (braunviolettem) Sammet mit weißem Tasset-Passepoil und silbernen Knöpfen. Der kurze Sackpaletot, auf den ein breiter Colinkragen fällt, ist vorn herunter, an den Ärmeln und Taschen mit doppelten Reihen des weißen Passepoils besetzt, in deren



Jules David

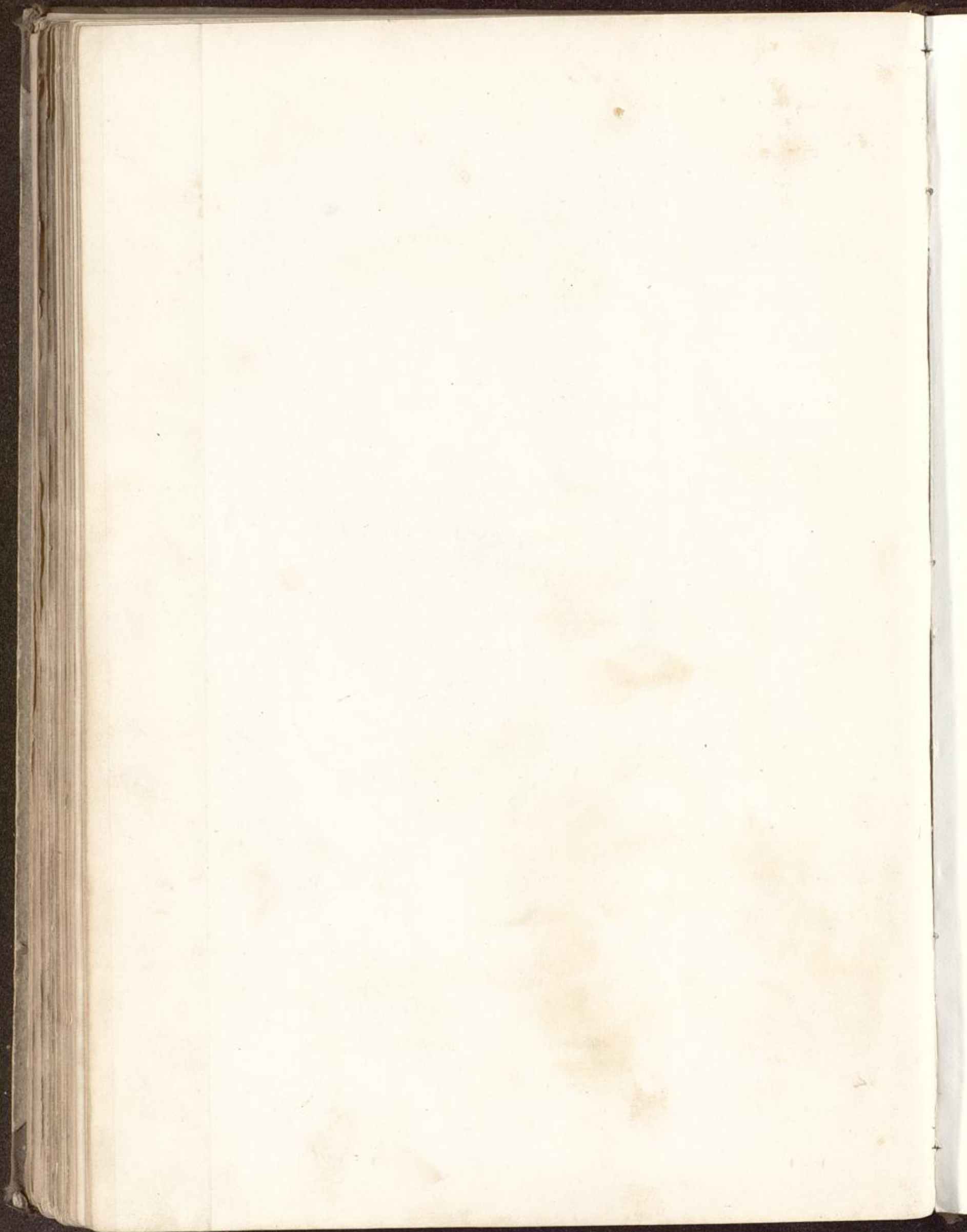
L'éditeur en chef, rue de la Harpe, 38, Paris.

M. Goussier, Editeur, Paris.

839

Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Parade du MONITEUR DE LA MODE
publiée à Paris.







Tonal

L'Esprit

Balmes

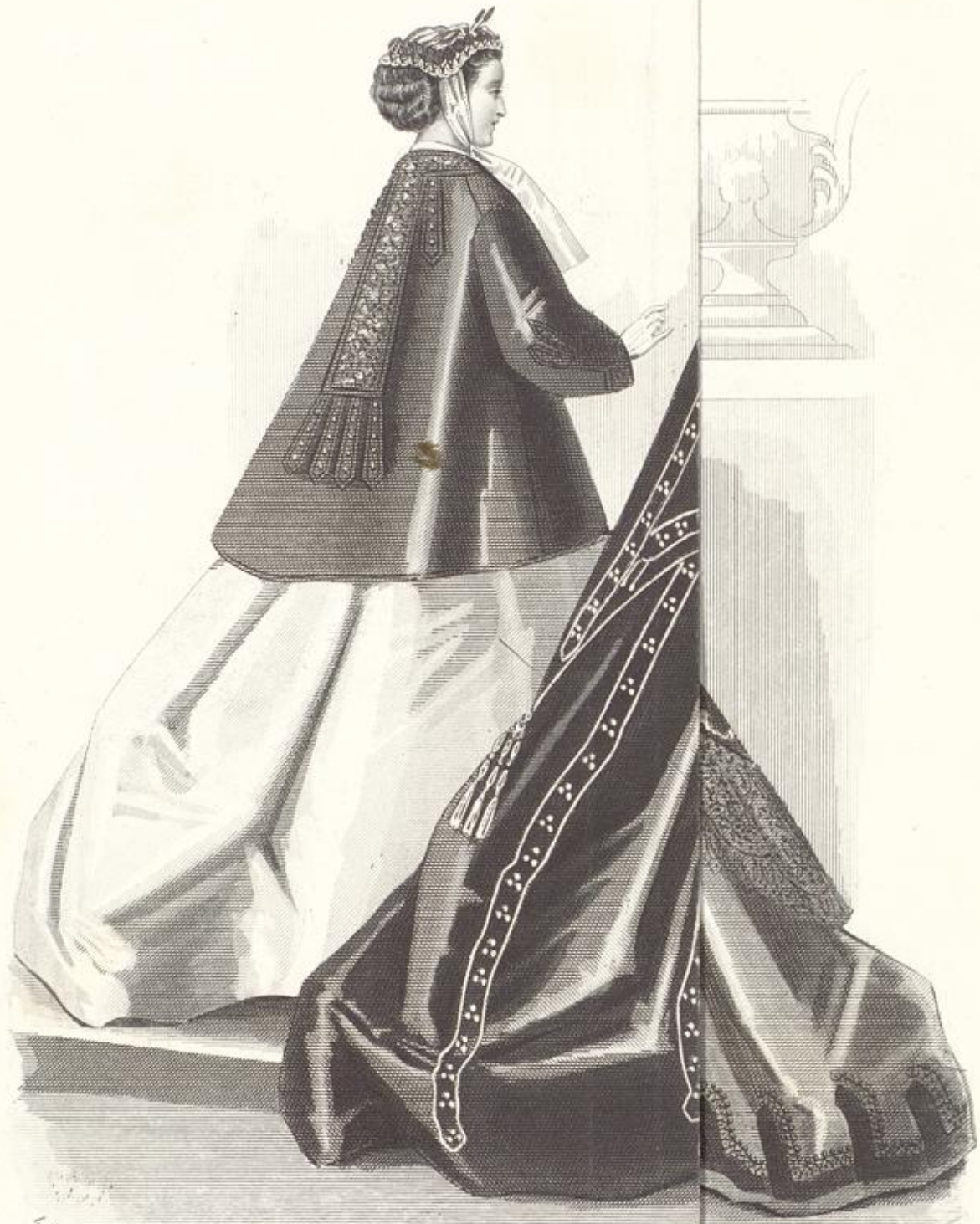
Galtes

L'Esprit

Illustration de la Mode

Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Correspondant du MONITEUR DE LA MODE *publié à Paris.*



Lamoureux aux Frères Lacroix, 38, Paris

Truand

M. Goubaud, Edite. à Paris

831

Mitte die Knöpfe angebracht sind; ebenso sind die weiten Kniehosen und die Kamaschen besetzt.

4) Anzug für ein Mädchen von 6—7 Jahren. Toquet-hütchen aus weißem Filz mit ponceaurothem Sammeteinsatz. Kleid aus weißem Kaschmir mit ponceaurothem Sammetausputz. Taille und Rock des Kleides sind völlig ohne Falten und in Form einer redingote gemacht; der Rock ist vorn herunter und rings herum mit Sammet verziert, ebenso sind an beiden Seiten die Taschen sowie die Taille, Ärmel und die viereckige Pelerine damit ausgeputzt, die Taille umgibt ein Sammetgürtel und die Ärmel sind mit breiten Sammetausschlägen versehen. Kleiner Bisam-Muff und ponceaurothe Kamaschen.

5) Gesellschafts-Toilette. Das Haar ist vorn gelockt und in russischen Scheitel zurückgekämmt, hinten zu einem hohen Chignon aufgenommen, den ein blaues Sammetband durchzieht. Das chinesisch blaue Taffetkleid in Prinzessiniform ist vorn herunter am Rock mit einer schmalen weißen Guipure benäht, zu deren beiden Seiten breite, schräggesezte Guipurestreifen in die Höhe gehen. Die Taille, welche oben herzförmig über einem Spitzenhemdette offen ist, hat ebenfalls Guipureverzierung; die Ärmel sind eng und glattanliegend. Von den Schultern an sieht man eine auf das blaue Kleid gesezte hellgraue Tunica mit langen offenen Ärmeln und sehr langer Schleppe. Auf die Seitentheile der Tunica-Taille sind drei blaue, mit Guipure umgebene Taffetknöpfe genäht, die Ärmel haben breite blaue Aufschläge, die ebenfalls mit Guipurespitze garnirt sind, und die ganze Tunica ist rings mit einem Guipurebesatz eingefasst.

6) Anzug für einen Knaben von 9—10 Jahren. Schwarze Tuchmütze mit einem rothen Taffeteinsatz und kleinem Lederschirm. Kurzer Sackpaletot aus feinem schwarzem Tuch mit breitem Kragen und breitem Ärmelausschlag von rother Seide um die weiten Ärmel; lange, weite Bluderkhosen und Kamaschen aus schwarzem Tuch.

Modenblatt No. 53. (831.)

(Originalbilder des Moniteur de la Mode.)

1) Truand, Sack-Paletot aus geripptem schwarzem Tuch mit Shawl-Kragen und langem Besatz am Rücken herunter von schwarzem Astrachan mit kleinen Klappen aus Passementierarbeit. Vorn läuft der Astrachantragen in zwei lange spitze Ecken aus und ist ebenso wie der Pelzbesatz an den Ärmeln mit ähnlichen Passementierklappen wie die auf dem Rücken angebrachten versehen. Hierzu ein Tallien-Hut aus ponceaurothem Sammet, der mit Hahnfedern und Schmelz besetzt ist.

2) L'Exquis, Paletot aus schwarzem Sammet, der in vier tiefe, mit breiter Perlenborte besetzte Zaden ausgeschweift ist. Dieselben sind sehr spitz zulaufend, und zwar an jeder Seite zwei, unten sämmtlich mit langen Gehängen von Seide und Schmelz versehen; die beiden Perलगalons, welche den Rücken herauf gehen, vereinigen sich oben am Halsauschnitte, ebenso die beiden vorderen; zwischen diesen senkrecht laufenden Galons sind unten mit Perlen benährte Palmen angebracht. Die Ärmel sind weit

und bilden hinten eine spitze Zade; das Kleid ist mit denselben Galons wie der Paletot verziert. Der Alexandrine-Hut ist aus lila, in Puffen gezogenem Sammet mit Perlenbesatz und einer weißen Feder an der Seite.

3) Balmoral-Casaque aus violettem Sammet mit Ärmeln und Brustlag aus violettem Atlas. Diese ganz anschließende Casaque kreuzt sich über der Brust, schließt an der Taille, wo sie mit einem Gürtel umgeben ist und steht vorn auf dem Rocke wieder auseinander; die Schöße bilden große stumpfe Zaden, die mit kleinen violetten Seidenquasten verziert sind. Der Atlaslag, die Ärmel und die ganze Casaque sind mit dünner violetter Seidenschnur vielfach besetzt. Der Bilda-Hut aus weißem Sammet ist mit Schmelzblumen und einem Schleier geschmückt. — Derselbe Paletot wird zu einfacherer Toilette aus feinem Tuche mit Ärmeln und Lag von demselben Tuch gefertigt.

4) Castan-Mantel, welcher hinten eine Rotonde, vorn einen Paletot bildet; der die Rotonde vorstellende Rückentheil ist längs des Ärmels angelegt und so mit dem Vorderstücke verbunden. Der Besatz, welcher hinten und an den Seiten Arabesten bildet und an allen Nähten hinläuft, besteht aus dünnem Passementiergeflecht und dazwischen angebrachten Kugelnöpfen aus schwarzem Schmelz. Unter der Rotonde befindet sich ein kleiner Paletot-Rückentheil aus Seide, an welchen die Vordertheile und Ärmel befestigt sind; das Ganze besteht aus blauem Tuch. Der Africanerin-Hut aus schwarzem Sammet ist mit Schmelz gestickt und garnirt.

5) L'Éclair, halbanliegende Casaque aus schwarzem Sammet mit kurzen Seitentheilen, spitz zulaufendem Bordertheile und sehr langem, verrundetem und hinten eine Spitze bildendem Rückentheil. Die Casaque ist vorn mit schmaler, an den Seiten und hinten sehr breiter Guipurespitze garnirt, die an beiden Seiten durch eine Passementierplatte mit langen Gehängen aufgenommen wird. Vorn herunter laufen Brandebourgs; ebenso sind die Ärmel und die Casaque ringsherum mit einer von weißer Guipure eingefassten Schmelzborte umgeben; vorn und hinten sind Schmelz-Aiguilletten angebracht. Dora d'Isiria-Hut aus rosenrothem Sammet, rings mit einer Sammetpuffe besetzt, die durch ein schmales Reß aus schwarzem Schmelz halb verdeckt ist. An der Seite befindet sich eine rosenrothe Sammetblume mit schmelzübergangenen Blättern; die Bindebänder bestehen aus rosa Atlas.

Modenblatt No. 54. (831 bis.)

(Originalbilder des Moniteur de la Mode.)

1) Neapolitanischer oder Fornarina-Hut aus ungeriffenem dunkelrothem Sammet. Der Schirm besteht aus einem über dem Kopfe des Hutes gekreuzten Bande, dessen Enden nach hinten genommen und unter dem Chignon in eine Schleife geschlungen werden; vorn ist eine schöne gekräuselte weiße Feder angebracht.

2) Gesellschafts-Coiffure, deren Fond aus einem Vierecke von Cluny-Guipure besteht, welches mit einer schmalen grünen Bandruche umgeben ist, die in noch schmalerem Maßstabe auf

den Guipure-Bändern als Einsatz dient; vorn ist nach der rechten Seite zu ein leichter weißer Fliederzweig befestigt.

3) Morgenhaube aus weißem Musselin mit gestickten Punkten; der Schirm und die Bänder der Haube sind aus einem Stücke geschnitten und mit einem schmalen gestickten Musselinstreifen garnirt, welcher vorn sehr faltig gelegt und mit violetten Bandschleifen verziert ist. Der lose Kopf des Häubchens bedeckt nebartig den Chignon, ist durch eine schmale Mullruche in zwei Hälften getheilt und oben darauf mit einer violetten Bandschleife mit lang herabhängenden Enden versehen.

4) Toquet-Hütchen aus meergrünem Sammet, das vorn mit einer weißen Feder geschmückt ist, während hinten herum ein grünes Taffetband gelegt ist, dessen Enden als Bindebänder dienen; dieses Band ist oben an beiden Seiten durch eine grüne Sammetblume festgehalten. Hinten flattert ein weißer Seidentüllschleier auf den Rücken herab.

5) Weiße Musselintaille, deren Vorder- und Rückentheile in schmale Falten gelegt ist, während eine blaue Bandruche, eine Borte imitirend, herzförmig darauf gesetzt ist, eine zweite Ruche läuft in runden Bogen von verschiedener Größe um diese Borte und jeder Bogen ist mit einem blauen Taffetknopfe verziert. Der Halsauschnitt dieser Taille ist mit einem Spitzeneinsatz geschmückt, der durch zwei platt aufgesetzte blaue Bänder eingerahmt wird; vorn ist ein Kleeblatt von blauer Taffetruche gebildet. An den Schultern befinden sich blaue Bandschleifen, deren Enden unten mit Niquilletten versehen sind; die glatten Ellbogenärmel sind gleichfalls mit Bandruchen und Taffetknöpfen ausgeputzt und an dem breiten blauen Gürtel ist rechts eine Rosette mit langen Enden angebracht.

6) Zaßig ausgeschnittene Pelérine, welche aus breitem gestickten Einsätze und glatten Musselinstreifen besteht, ist rings mit einer rothen Taffetruche umgeben und in gleichmäßigen Zwischenräumen mit rothen Bandschleifen verziert.

7) Weißes Musselinschü, welches aus schrägen Musselinpußen und dazwischen gesetzten rothen Bändern zusammengesetzt ist. Es ist rings mit einem breiten, auf einen rothen Taffetstreifen gesetzten Spitzeneinsatz eingefast.

8) Krage und Ärmel aus feiner Leinwand, mit kleinen Perlmutterknöpfen besetzt.

9) Krage und Ärmel aus Battist, mit Plumetisfiderei verziert.

Feuilleton.

Niemand kann seinem Schicksale entgehen. Zu einem berühmten Wahrsager in Paris Namens Edmond kam eines Morgens ein junger Elegant, um ihn über seine Zukunft zu befragen.

— Verheirathen Sie sich, sagte Edmond, Sie können gar nichts Besseres thun.

— Warum?

— Weil Sie von großen Gefahren bedroht sind, falls Sie sich nicht verheirathen.

— Was könnten das für Gefahren sein?

— Sie werden um Ihr Vermögen kommen und ruinirt werden.

— Aber durch wen denn?

— Durch eine blonde Dame, die einen dreißigjährigen Namen hat, welcher mit M beginnt und mit K aufhört.

— Und wenn ich mich nun verheirathe, werde ich glücklich sein?

— Ja, wenn Sie ein junges Mädchen heirathen, die in diesem Augenblicke bei der Rue de la Chaussée d'Antin über den Boulevard geht.

— Wo könnte ich sie sehen?

— Wenn Sie jetzt gleich von hier fortgehen, wählen Sie Ihren Weg durch die Rue blanche und die Rue Saint-Lazare, von wo aus Sie die Rue de la Chaussée d'Antin betreten. Bei dem Hause Nr. 74 werden Sie einem jungen Mädchen von etwa zwanzig Jahren begegnen — diese ist es, welche Sie heirathen müssen.

— Woran werde ich sie erkennen?

— Sie hat ein blaues Kleid an und hält einen weißen Sonnenschirm in der rechten Hand; überdies ist sie von einer älteren Dame begleitet.

Der junge Mann verließ die Wohnung des Wahrsagers, indem er darüber nachgrübelte, ob er den angegebenen Weg einschlagen sollte. Natürlich that er es, während er sich über seine eigene Leichtgläubigkeit verspottete; als er in die Rue de la Chaussée d'Antin eingebogen war, blieb er plötzlich ganz erstaunt und aufgeregt stehen, denn da kam richtig, kaum noch einige Schritte von ihm entfernt, ein junges Mädchen auf ihn zu, die neben einer alten Dame herschritt und deren Anzug vollständig mit den Angaben Edmonds übereinstimmte. Jetzt erhob er den Kopf und sah nach der Nummer des Hauses, vor welchem er stehen geblieben war: in großen goldenen Ziffern glänzte eine 74 entgegen.

Während er so, fast zur Salzsäule erstarrt, auf dem Trottoir stehen blieb, schritten die beiden Damen ruhig an ihm vorüber und die ältere sagte:

— Beeilen wir uns etwas, meine Tochter, es ist schon spät.

Je suis certaine que tu arriveras encore la dernière à l'atelier de Couture. (Wir übersetzen diese Worte nicht, da sich der in ihnen enthaltene Doppelsinn im Deutschen nicht wiedergeben läßt.)

— Also eine kleine Nähterin! dachte der Gentleman, indem er sich mit großen Schritten entfernte. Und dieser alberne Edmond bildet sich ein, daß ich so dumm sein werde, sie zu heirathen. So verstrichen zwei Monate und unser Held wohnte eines Tages in der Madeleinekirche mit vielen anderen jungen Leuten der kirchlichen Trauung eines seiner Schulfreunde bei. Als nach gebräuchlicher Weise die eingeladenen Gäste in die Sacristei geführt wurden, um den Neuvermählten ihre Glückwünsche darzubringen, stieß unser Gentleman einen Schrei der Ueberraschung aus, der glücklicherweise in dem allgemeinen Tumulte unbemerkt blieb. Er hatte in der jungen Braut, der nunmehrigen Gattin seines Freundes, die Nähterin von der Chaussée d'Antin erkannt. Nach einer raschen Verbeugung stieg er die winklige kleine Treppe hinab, ging auf einen seiner eben vorüberschreitenden Bekannten zu, ergriff dessen Arm und sagte mit geheimnißvollem Tone zu diesem: — Was für einer merkwürdigen Hochzeit haben wir beigewohnt, mein Lieber?



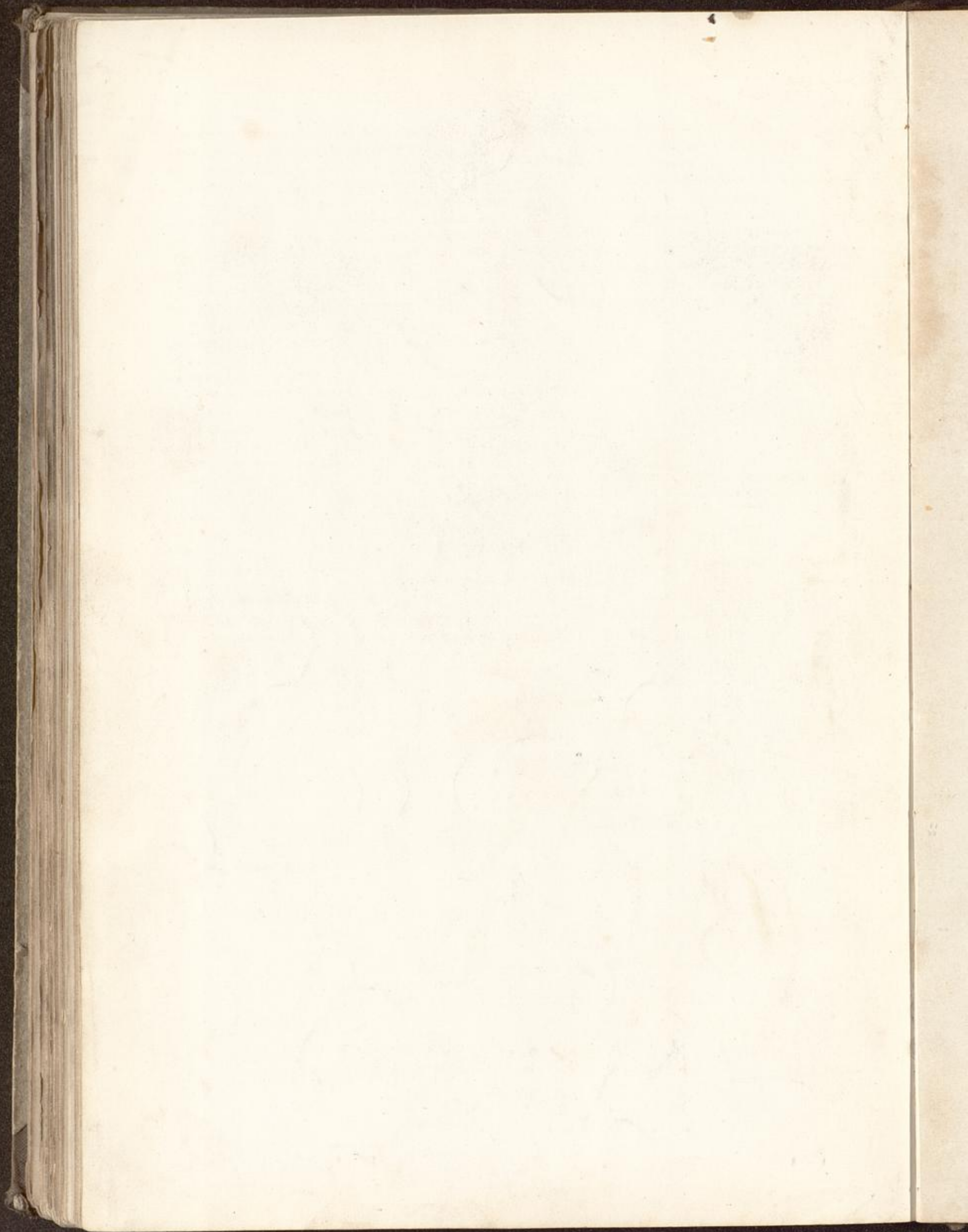
Imp. Legastolle, à Paris.

837 60

Ad. Goussard, Éd. à Paris.

*Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig*

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris



— Zum Teufel, Du bist aber schwer zu befriedigen; ich dachte, die Braut wäre ein ganz reizendes Mädchen.

— Ja ja, ein ganz ockerliebste Mädchen, dagegen habe ich gar nichts einzuwenden, aber eine Nähterin!

— Was schwafest Du da?

— Ich schwafte nicht, ich rede ernsthaft.

— Und ich muß Dir sagen, daß Du wol nicht bei Sinnen bist, lieber Gaston. Fräulein Leonie d'Alton eine Nähterin! Und hat baare dreimalhunderttausend Francs, sowie noch einmal soviel zu erwarten! Dabei so gut erzogen, so musikalisch, so geschickt als Malerin, daß ihr Lehrer, Professor Couture, seinen größten Stolz in sie setzt!

— Was sagst Du? rief Gaston.

— Nun ja, Fräulein Leonie d'Alton ist die ausgezeichnetste Schülerin des Professors Couture.

— Couture! Das atelier de Couture! Jetzt versteh' ich Alles!

— Aber ich verstehe kein Wort davon.

Gaston erzählte nun seinem Freunde Georges den Besuch bei Edmond dem Wahrsager, dessen seltsame Prophezeiung, die Begegnung vor dem Hause Nr. 74 der Rue de la Chaussée d'Antin und das fatale Quiproquo, das ihn verleitet hatte zu glauben, Fräulein d'Alton sei eine Nähterin.

— Weißt Du, entgegnete sein Freund hierauf, an Deiner Stelle würde ich nun sehr befürchten, daß auch der Rest der Prophezeiung eintreffen könnte. Denn vergiß nicht, da Du Fräulein Leonie nicht geheirathet hast, so riskirst Du jetzt stark, durch die bewußte Blondine ruinirt zu werden.

— Von dieser Seite befürchte ich durchaus nichts, ich werde mich wol in Acht nehmen, erwiderte Gaston mit vieler Sicherheit.

Aber ist es nun Zufall oder Zauberei? Hört, was nicht lange nachher geschah: In Baden-Baden machte Gaston die Bekanntschaft von Fräulein Mimosa. Mimosa! Drei Sylben, ein M zu Anfang, ein A zu Ende des Namens, und die Thatsache, daß der thörichte junge Mann dieser herzlosen Coquette fast sein ganzes Vermögen geopfert hat.

—r.

Eine liebevolle Nichte. Eine wohlhabende pariser Kaufmannsfrau ging vor wenig Tagen eben durch die Rue du Faubourg Saint Antoine, als ein etwa dreizehnjähriges wohlgekleidetes Mädchen ihr plötzlich freudestrahlend an den Hals sprang und ausrief: — O, Tante, liebste Tante, wie froh bin ich, Dich zu treffen!

Die Dame machte sich aus der Umarmung los und entgegnete: — Nein, Kind, Du irrst Dich, ich bin nicht Deine Tante!

— Ach, meinte das Kind in betrübtem Tone, während es die Dame aufmerksam betrachtete, jetzt sehe ich wol, daß ich mich getäuscht habe; Sie sehen aber meiner Tante so sehr ähnlich. Verzeihen Sie!

Damit ging die Kleine rasch fort, wie um ihre Bewirung zu verbergen.

Die Dame trat gleich darauf in einen Laden, kaufte etwas, aber als sie ihr Portemonnaie suchte, um zu bezahlen, war es aus ihrer Tasche verschwunden; nun kam ihr mit einem Male die Idee, daß sie wol von dem Kinde bestohlen worden sei; sie kehrte zurück und suchte in Begleitung eines Polizeibeamten die

schlaue kleine Diebin wiederzufinden. Dies glückte ihr denn auch sie sah in einem Weinladen das Kind nebst Vater und Mutter im Begriff, sich von dem gestohlenen Gelde gültlich zu thun. Bei der Verhaftung der sauberen Familie fand man in der Tasche der Mutter das Portemonnaie.

—r.

Das Trinken in Persien. Der Trunk ist eines der gewöhnlichsten Laster in Mittelasien; nichts hilft dagegen und die Bergehen, welche Mahomet durch seine Gebote verhindern wollte, kommen täglich, jeden Augenblick bei aller Welt vor. Die Priester wie die Fürsten verbringen ihre Nächte mit Trinken, die Damen aus der königlichen Familie wie die Mädchen im Bazar liegen täglich schwerbetrunken auf ihrem Teppich, und der kalte Thee, wie man anstandshalber den Krat, ja den gewöhnlichsten Branntwein nennt, fließt fortwährend stromweise aus den Theekannen. Dies geschieht aber nicht etwa wegen des Vergnügens, in heiterer Gesellschaft zu bankettiren oder um alle Grade der Aufregung und Lust durchzulosten und noch weniger, weil ihnen der Geschmack des Weines und der Spirituosen angenehm ist. Wenn sie trinken, bewaffnen sie sich gewöhnlich mit einem Taschentuche, schneiden beim Hinunterschlucken des Getränks abscheuliche Gesichtser, geberden sich wie ein Kranker, der eine bittere Medicin einnehmen soll und wischen sich dann mit allen Zeichen des Abscheues den Mund aus.

Wenn die vornehmen Perser um schweres Geld europäische Weine kaufen, so geschieht dies nur aus Großthuererei und damit die Gäste ihre Freigebigkeit bewundern — in der Wirklichkeit unterscheiden sie aber die Getränke nicht nach ihrem Wohlgeschmacke oder ihrer Kostbarkeit, sondern danach, ob sie langsamer oder schneller den Nausch herbeiführen. Seit einigen Jahren beginnen sie den englischen Porter sehr zu schätzen, weil sie ihn in die Kategorie der schnell berausenden Getränke classificiren.

Es giebt tiefgelehrte Perser, bewundernswerthe Forscher, klare Denker und gründliche Philosophen, die den Genuß nicht entbehren können, Abend für Abend total betrunken zu sein; was uns am meisten dabei verwundert hat, ist die Leichtigkeit, mit der sie dies vertragen, ohne irgend eine Unbequemlichkeit daran zu verspüren.

—r.

Ein triftiger Grund. Auf einem der belebtesten Boulevard von Paris blieb plötzlich ein wohlgenährter Herr stehen und redete einen eilig schreitenden jungen Kaufmann laut und barsch an:

— Mein Herr, Sie haben mich bestohlen! Ich kaufte bei Ihnen, Ihren marktshreierischen Annoncen Glauben schenkend, eine Büchse Pommade, meinen Haarwuchs zu befördern — ich strich mit ihr mein Haupt, und sehen Sie nun — er entblöhte es bei diesen Worten — wie es durch Sie zu einer kahlen, ladirten Fläche geworden ist — — Sie, Sie — —

— Mein Herr, erwiderte der Kaufmann, ohne sich zu besinnen, Sie haben Unrecht, mich zu beleidigen. Es giebt viele Länder, die trotz alles guten Samens doch zu keiner Ernte kommen, weil ihr Boden nichts taugt.

Frauen-Industrie-Ausstellung. Vor kurzem wurde durch die Frau Kronprinzessin von Preußen eine Ausstellung weiblicher Handarbeiten eröffnet, welche die Redaction der „Modenwelt“ zu Berlin im Ausstellungslocal „Victoria-Bazar“ des vom Präsidenten Dr. Lette gegründeten „Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ veranstaltet hat. Die Ausstellung

ist das Ergebniß einer von der genannten Zeitung im Anfange dieses Jahres ausgeschriebenen Preisconcurrentz. Aus ganz Deutschland nicht nur, sondern auch aus dem Auslande haben sich Frauen aller Stände beeilt, an dem Wettkampfe theilzunehmen, und eine überraschend große Menge der künstlichsten Frauenarbeiten bietet sich den Augen des Besuchers der Ausstellung dar. Die drei Ehrenpreise von 100, 50 und 25 Thalern gingen nach Marburg in Kurhessen, Potsdam und Königsberg. Die zwanzig ehrenvollen Erwähnungen vertheilten sich auf Damen in allen Theilen Deutschlands.

Eine kluge Antwort. Die kleine Tochter der Madame Desbordes-Balmore hatte eines Tages, wo ihre Mutter eine Gesellschaft zum Diner eingeladen hatte, heimlich eine Affiette mit Confituren halb geleert.

Als das Dessert aufgetragen wurde, bemerkte Madame Balmore sofort die Lücke, aber da sie vor ihren Gästen sich nicht erzürnen wollte, richtete sie an das schuldige Kind die Frage:

— Mademoiselle; wenn Du eine Tochter hättest, die das gethan hätte, was würdest Du ihr dann sagen?

— Ich würde sagen, antwortete die beschämte Kleine, ich würde sagen: „Ich den Rest vollends, aber laß Dir diesen Fehler nicht ein zweites Mal zu Schulden kommen.“

Ländlich sittlich. Ganz kürzlich hielt der bekannte Reisende Du Chailu in Huddersfield in England einen Vortrag über die Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche der Bevölkerungen in Africa nördlich des Aequators. Die Frauen betrachten es dort als eine Schönheit, im Gesichte mehre Schmarren zu haben, und wenn ihnen vier Vorderzähne fehlen. Sie tragen Chignon von einer außerordentlichen Größe und das Haar muß zwölf bis funfzehn Jahre wachsen, ehe der Chignon zur größten Vollendung gelangt.

Lincoln und Lord Lyons. Lord Lyons, der damalige englische Gesandte in Washington, wurde von dem Präsidenten Lincoln in einer Audienz empfangen, um ihm die Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Alexandra anzuzeigen. Die einzige Antwort, welche der Präsident dem Lord gab, der unverheirathet war, lautete: „Gut, gehen Sie und ahmen Sie dieses Beispiel nach!“

Paris zählt gegenwärtig 46,987 Hunde, von denen 35,000 Luxus Hunde, 11,987 Wachhunde sind. Es kommt daher fast auf jeden vierzigsten Pariser ein Hund.

Albumblätter.

Reichthum ist nur dann ein Fehler, wenn man ihn nicht zu verwenden weiß.

Felig Mendelssohn-Bartholdy's Vater.

Die Armuth ist der große Tod.

Arabisches Sprüchwort.

Eines recht wissen, giebt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen.

Goethe.

Räthsel und Aufgaben.

Nich tragen Frauen und Mädchen umher,
Ich fange und tödte — ohne Gewehr,
Ich fahre hoch — ohne Pferd und Wagen,
Und mache gar oft Beschwerd' und Plagen,
Doch wenn die Geliebte mich Liebenden giebt —
Dann drück' ich am meisten, dann mach' ich betrübt.

Ein ewig Schweigen schließt der Borden Mund,
Laut redend thun sich Dir die Lezten kund,
Doch wenn das Ganze von Dir spricht,
Auch noch so laut, Du hörst es nicht.

In welcher Stadt ist fortwährend Streit?
In welchem Flusse fließt stromaufwärts Rum?
Die Gebirge bilden Kämme, Thore, Sättel, Zweige, Sägen
u. s. w.; aber welches Gebirge bildet eine Feile?
Welcher griechische Buchstabe drückt Tadel aus?
Was läßt sich aus einer Trense bilden?
In welcher griechischen Stadt hält sich ein Satrap versteckt?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 43.

Wein.

Ehe.

Der Vater war in $4\frac{1}{2}$ Jahren dreimal so alt als sein Sohn,
denn $45 + 4\frac{1}{2} = 49\frac{1}{2}$
 $12 + 4\frac{1}{2} = 16\frac{1}{2} \times 3 = 49\frac{1}{2}$.

Besser ein gesunder Bauer denn ein kranker Kaiser.

Briefpost.

Herrn L. F. in L. Besten Dank für die richtigen Lösungen.
Hr. Dr. A. G. in Teplitz. Die ursprüngliche Farbe wird das Kleid schwerlich wieder erhalten können, wir rathen Ihnen indessen, dasselbe einer Kunstfärberei übergeben zu wollen und es pensée, braun oder schwarz färben zu lassen.

Herrn A. Sch... in Berlin. Wo denken Sie hin, Verehrtester, was würden unsere Leserinnen zu einer solchen wilden Phantasie sagen?

Hr. Adle M. in P. Wir können den Lehren der Großmama nur beipflichten. Der Brief wurde uns aber nicht durch den in ihm erwähnten Herrn zugestellt, sondern unfrankirt durch die Stadtpost.

Hr. M. v. H. in G. Es freut uns aufrichtig, daß Sie bei uns eine Art Kochstunde par distanceo nehmen wollen. Der Rostbraten wird allerdings jenseits des grünen Rheines anders zubereitet, als bei uns und es lautet das Recept zum französischen Rostbraten, wie folgt: Von dem Fleische schneidet man das Fett und die Knochen weg, klopft und salzt es gut, giebt kleingewiegte Sardellen, Kapern, kleine Zwiebeln, Petersilie und Zitronenschale dazu, läßt dann Butter in einem Topfe warm werden, giebt das Gewürz sammt Salz und gestoßenem Pfeffer hinein, läßt es ein wenig schweben, füllt dann damit den Braten, wickelt ihn zusammen und giebt ihn in ein Kasserol, bringt ihn in die recht heiße Bratröhre und läßt ihn so lange dinsten, bis er sich bräunt, giebt alsdann $\frac{1}{4}$ Maß saure Sahne zu und läßt ihn noch eine halbe Stunde dinsten.

Herrn D—t in L. Freundlichen Dank für Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitrag.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, 5. Classe, Ziehung:

5. bis 21. November 1866

sind noch Compagnie-Scheine, bestehend aus 1400 ganzen Loosen mit 3268 Nummern, zu dem Preise von 25 Thlr. pro Schein zu haben.

Es macht dies den 24. Theil der ganzen Lotterie aus und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe	Thlr. 1555.	25	Ngr. 7	Pf.
in der 2. Classe	"	2061.	24	" — "
in der 3. Classe	"	2207.	16	" 9 "
in der 4. Classe	"	2980.	6	" 3 "

Summa bis jetzt: Thlr. 8805. 12 Ngr. 9 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Wer jetzt noch einen Schein nimmt, hat an den 8805 Thlr. 12 Ngr. 9 Pf., welche schon gewonnen sind, so gut Antheil, als wenn er ihn von 1. Classe an hätte, und das hat einen grossen Werth, da es nicht wie bei Kaufloosen ist, wo einem die früheren Gewinne verloren gehen.

Leipzig, im October 1866.

August Kind.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie.

Letzte Classe, Ziehung vom 5. bis 21. November.

Hauptgewinne: 150,000 Thlr., 100,000 Thlr., 80,000 Thlr., 50,000 Thlr., 40,000 Thlr., 30,000 Thlr., 20,000 Thlr., 2 × 10,000 Thlr., 15 × 5000 Thlr., 30 × 2000 Thlr., 300 × 1000 Thlr.

Loose und zwar Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25½ Thlr., Viertel à 12¾ Thlr., Achtel à 6¼ Thlr. gegen frankirte Einsendung des Betrages zu beziehen von

C. Louis Tauber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Eine Mutter.

Roman

im Anschluß an die „Colonie“

von **Friedrich Gerstäcker.**

3 Bände. broch. Octav-Format. 4½ Thlr.

Der Roman „Eine Mutter“, obgleich ein vollständig abgeschlossenes Buch für sich selber, bildet insofern eine Fortsetzung der brasilianischen Erzählung: „Die Colonie“, als er die Schicksale dreier in dieser aufgetretenen Personen — die im Laufe der Jahre nach Deutschland zurückgekehrt sind — hier weiter verfolgt. Es ist das Graf Rottet mit seiner Gemahlin Helene und jenes frühere brasilianische Factotum: Jeremias.

Ein weiblicher Arzt

von Arthur Stahl.

Zweite Auflage.

2 Bände. broch. 2 Thlr.

Die weibliche Krankenpflege, welche in vorstehendem Buche angeregt ist, beschäftigt jetzt alle Gemüther und darum glaubt die Verlagshandlung mit einer neuen Auflage desselben den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben.

„Ueber Land und Meer“ fällt über die erste Auflage folgenden günstigen Urtheil: Kein voluminöser, aber gleichwol inhaltreicher Roman, lebendig, schön erzählt, die Charaktere naturwahr dargestellt, die Composition nach weiser Oekonomie aufgebaut, eine tüchtige Schöpfung, die uns im besten Sinne des Wortes unterhält und geistig beschäftigt.

Die Sticker-, Tapissier- und Modewaaren-Manufactur

von

J. A. Sietel in Leipzig,

Grimm. Straße 16, im Mauricianum,

empfiehlt sich einem geehrten Publicum mit einer reichen Auswahl ihrer Erzeugnisse, sowie zu Ausführungen von Aufträgen in Gold-, Silber- und Seiden-Stickerie auf Mäntel, Mantillen, Paleots, Ueberwürfe, Mädchen- und Knabenanzüge nach deutschen, englischen und französischen Modellen etc.

Auswahlfendungen auf franco und sichere Referenzen werden bereitwilligst ausgeführt

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen

elegant gebundenen Ausgaben.

Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.

" 1. " " in Halbleinenband mit Deckelprägung u. Goldtitel 17½ Ngr.

" 2. " " in Ganzleinenband mit Deckelprägung u. Goldtitel 22½ Ngr.

" 3. " " in Ganzleinenbd., Deckel reich vergoldet m. Schloß 1 Thlr.

Das **vierte Quartal** der
Signale
für die musikalische Welt
1866

wird, um mehrfach ausgesprochenen Wünschen entgegen zu kommen,
apart (zu 20 Ngr.) abgegeben.

Probe-Nummern gratis!
Verlag von **Bartholt Senff** in Leipzig.

Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie.
80000 Loose 40000 Gewinne.

Ziehung fünfter und Hauptklasse vom 5. bis 21. November 1866.

Gewinne:		Gewinne:	
1 à	150.000 Thlr.	2 à	10.000 Thlr.
1 à	100.000 "	15 à	5.000 "
1 à	80.000 "	30 à	2.000 "
1 à	50.000 "	300 à	1.000 "
1 à	40.000 "	400 à	400 "
1 à	30.000 "	500 à	200 "
1 à	20.000 "		etc. etc.

Ich empfehle hierzu meine Collecte zur Entnahme von ganzen Loosen für
51 Thlr., Halben für 25 1/2 Thlr., Viertel für 12 3/4 Thlr., Achtel für 6 3/12 Thlr.
Nach Schluss der Ziehungen folgt eine Liste.

Ottomar Rödl in Leipzig,
Hainstrasse Nr. 1.

NB. Die erste Classe 71. Lotterie wird am 14. Januar 1867 gezogen.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buch-
handlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Deutschland in Sturm und Drang.

Historischer Roman

von **Louise Mühlbach.**

Erste Abtheilung:

4 Bände. 8. broch. 5 1/2 Thlr.

Die rühmlichst bekannte Verfasserin entrollt uns in diesem neuen Werke ein groß-
artiges und umfassendes Bild der letzten Hälfte des achtzehnten und der ersten Anfänge
des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Verfasserin beweist uns an der Hand der deutschen Geschichte,
daß, wenn es noch so trostlos im Vaterlande ausschaue, dennoch end-
lich ein Morgenroth, ein Erwachen, ein Aufersichgehen aus trüber Nacht
eintritt! Daß dieses Erwachen des echten und rechten deutschen Volks-
geistes von 1813 bald eintrete, dazu will die Verfasserin, was an
ihrem Theil ist, durch dieses Werk mitwirken.

Alle die geistigen Kämpfe und Blüthen des letzten Viertels des vorigen Jahrhun-
derts, das Wogen und Sähen der Gemüther ist in diesem Werke in frappanten und
anziehenden Schilderungen zur Anschauung gebracht.

Friedrich der Große bildet den Mittelpunkt der ersten Abtheilung und um ihn
reihen sich als weitere Hauptpersonen sein Kronprinz Friedrich Wilhelm, dessen Geliebte,
Wilhelmine Enke, der Dichter Moritz, Leuchsenwang u. A. m. Bedeutungsvoll tritt
auch schon Goethe vor uns hin, und interessant ist sein erstes Begegnen mit Schiller.
Den Mittelpunkt der zweiten und dritten Abtheilung, welche den Titel: Fürsten und
Dichter führen, bilden zunächst Goethe und Schiller, und hier hat die Verfasserin
aus den reichen ihr zu Gebote stehenden Quellen den interessantesten und pikantesten
Stoff gewählt zu anziehenden Scenen und Schilderungen.

Die vierte Abtheilung, welche den Specialtitel führt: Deutschlands Erhebung,
oder: Von Jena bis zur Wartburg, zeigt nun, wie Deutschland aus seinen Sturm-
und Drangtagen sich aufschwingt zu siegreichem Vorwärts, sich aufschwingt zu neuem
Gestalten und Schaffen. Wir sehen, wie Deutschland aus Sturm und Drang erlöst
wird, aber auch wieder die Elemente zu neuem Sturm und Drang in sich aufammelt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dür'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Neue Tänze für Piano
von **Carl Faust**, **H. Herrmann** und
Albert Parlow.

Im Verlage von Julius Hainauer in Breslau er-
schienen sieben und vorrätzig in allen Buch-
und Musikalienhandlungen oder durch dieselben in
kürzester Zeit zu beziehen:

Carl Faust's

Op. 137.	Fein Liebchen. Polka	7 1/2 Sgr.
" 138.	Mia cara. Polka-Mazurka	7 1/2 "
" 139.	Leichter Sinn. Polka	7 1/2 "
" 140.	Wirrwarr-Galopp	7 1/2 "
" 141.	Mit Sang und Klang. Polka	7 1/2 "
" 142.	AusdemReihe der Töne. Walzer.	
	I. zu zwei Händen	15 "
	II. zu vier Händen	20 "
	III. für Piano und Violine	20 "
" 143.	La Modesta. Polka Mazurka	7 1/2 "
" 144.	Soldaten-Polka	7 1/2 "
" 145.	Friedensklänge. Marsch	7 1/2 "

Carl Faust's
Tänze für Piano zu vier Händen.
Nr. 1-25 (die Polka's, Galoppn à 7 1/2 Sgr., die
Quadrillen à 17 1/2 Sgr., die Walzer à 20 Sgr.)

Carl Faust's
Tänze für Piano und Violine.
Nr. 1-13 à 10, 12 1/2 und 20 Sgr.

Carl Faust's
Tänze in leichtem Arrangement
unter dem Titel „Für's Haus“ Heft 1-8 (Jedes
Heft 4 Tänze) à 15 Sgr.

H. Herrmann's
Op. 14. Sängers Lust. Marsch 5 Sgr.
" 19. Jugendfeuer. Galopp 7 1/2 "
" 20. Mariannen-Polka-Mazurka 7 1/2 "
" 21. In rosiger Laune. Polka 7 1/2 "

Albert Parlow's
" 105. Jockey-Polka 7 1/2 "
" 106. Iffzehelmer Wettrennen-Galopp. 7 1/2 "
" 107. Ahna's Hochzeitstänze. Walzer. 15 "
" 108. Acuzena-Quadrille 10 "

Sämmtliche Tänze sind für Orchester
erschienen.

Keine Erfindung auf dem Gebiete der Toilette-
Chemie hat wohl jemals so allgemeine Anerken-
nung und so großartige Ausbreitung über die ganze
civilisirte Welt gewonnen, als der **Hauschild'sche**
Haarballsam, sein kosmetisches Präparat so schnell
sich unentbehrlich gemacht, wie auf dem Toiletten-
tisch der Fürsten, so in jedem Hause, wo man den
Besitz eines vollen, schönen Haarwuchses zu schätzen
weiß. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns
Einsicht bereit liegende Briefe und Ateste, da-
runter viele von fürstlichen Personen, berühmten
Gelehrten und Staatsmännern, bestätigen die
überraschende Wirksamkeit des Balsams, der nicht
allein das Ausfallen der Haare sofort beseitigt,
sondern auch auf selbst schon länger kahl ge-
wesenen Scheiteln in oft unglücklich kurzer Zeit
jungen Nachwuchses erzeugt.

Die große Nachfrage, deren sich J. A. Hauschild's
vegetabilischer Haarballsam überall zu erfreuen hat,
hat eine Menge Nachahmungen, die unter ähnli-
chen Namen angekündigt werden, hervorgebracht,
ich bitte deshalb darauf zu achten, daß an jedem
Orte nur eine einzige Verkaufsstelle für Haus-
child's Balsam existirt und dieselbe in Leipzig
ausschließlich bei mir in Originalflaschen à
1 Thlr., 1/2 Fl. à 20 Ngr., 1/4 Fl. à 10 Ngr. zu
haben ist.

Julius Kratze Nachfolger in Leipzig.

Concessionirte
Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer
reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt
gelegen) werden Damen aufgenommen, die
ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei
nobler und liebevoller Behandlung wird die
strengste Verschwiegenheit gefestlich garan-
tirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante
Sangerhausen.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste, Von dem Guten das Best.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Geheilte Wunden.

Novelle

von

J. Grimm.

(Fortsetzung.)

Gabriele fühlte sich glücklich über Gotthardt's Veränderung; ihr Blick ruhte oft mit einem Ausdruck von inniger Zufriedenheit und Theilnahme auf dem jungen Künstler. Auch sie war verändert; eine Ruhe und Stille war in ihr Gemüth gekommen, die sie seit lange nicht gekannt; sie gab sich ihrem Berufe, die Kinder zu erziehen, ganz hin und es wurde ihr dabei Alles so leicht, wie sie es nimmer gedacht. Nur selten noch tauchten die Bilder der Vergangenheit vor ihrer Seele auf und dann waren sie mehr lieblich als schmerzlich und trugen dazu bei, das Gefühl tiefer Dankbarkeit gegen Gott, der die Geschehnisse lenkt, zu erhöhen, das sie jetzt besaß. Ihre sanfte heitere Stimmung theilte sich allmählig den übrigen Hausgenossen mit; Jeder schaffte das Seine in aller Stille und in schönem Einverständnis mit dem Andern.

Gotthardt war viel in Gabrielen's Gesellschaft; er setzte sich oft zu ihr, wenn sie im Garten mit den Kindern beschäftigt war; er plauderte dann selbst mit diesen und belehrte sie in tausend Dingen. Wenn sie zeichneten, ertheilte er ihnen zuweilen seinen Rath, worauf sie immer sehr stolz waren. Oft brachte er auch ein Buch mit und

las vor; daran knüpften sich Gespräche, die nicht selten ernst wurden, so daß die Kinder nur noch Zuhörer waren und auch nicht immer Alles davon verstanden. Vorzüglich liebte es Gotthardt, sich den Spaziergängen anzuschließen, die das junge Mädchen mit ihren Zöglingen machte. Da war die Natur ihnen eine unererschöpfliche Quelle der Freude und der Unterhaltung: die Gottheit, die sich in ihren Wundern offenbarte, war ihnen nahe; sie fühlten sich, wenn sie heimkehrten, erhaben und glücklich, als kämen sie aus dem Gotteshause. — So verging der Sommer; der bunte Farbenschmuck der Bäume kündete, daß der Herbst gekommen war, ehe es die Bewohner von Warthau gedacht.

Der Einzige im Hause, dem sich der Friede dieses stillverlebten Sommers nicht mittheilen wollte, war Herr von Warthau, der Schlossherr selbst. Hypochondrisch und mißmuthig ging er umher, mit finsternen Mienen und Blicken. Besonders Gabriele schien es zu sein, deren Gegenwart seine trübe Laune hervorrief.

Eines Tages trat er verstimmter als gewöhnlich in das Zimmer seiner Frau, wo er diese allein traf. Er ging einige Male auf und ab, ohne zu sprechen, dann blieb er plötzlich stehen. „Ich kann es nicht länger mit ansehen,“ sagte er heftig, „dieses Mädchen muß aus dem Hause.“

„Welches Mädchen, lieber Mann?“ fragte Frau von Warthau, erschrocken zu ihm hinüberblickend.

„Diese Gabriele, die Ihr Alle nicht genug erheben könnt. Seid Ihr denn nur blind, daß Ihr nicht seht,

wie sie dem Jungen vollständig den Kopf verdreht hat? Seht Ihr nicht, wie er nur noch für sie da zu sein scheint, wie er nur noch auf sie hört und sieht, wie sein Blick sich erheitert, wenn sie nur eintritt, und verdüstert, wenn sie geht? Und das soll ich dulden? Nein! gewiß nicht! Es muß Etwas geschehen, ehe es zu spät ist!“ Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort. „Eben komme ich zufällig in Gotthardt's Zimmer; er ist nicht darin; ich bleibe vor seinen Zeichnungen stehen, von denen ich manche neuentstandene noch nicht kannte. Da komme ich an eine, die mit besonderer Sorgfalt ausgeführt ist. Es war ein Entwurf für die neuen Fresken — das Mädchen aus der Fremde — und wen meinst Du, wer der Hauptfigur als Urbild gedient hatte? . . . Niemand anderes, als Fräulein Gabriele! . . . Aber herrlich in einer Weise, die wol zeigt, in welchem Lichte Gotthardt dieses Mädchen sehen mag! — Das war nicht Alles: ein beschriebenes Blatt, das am Boden liegt, fällt mir in die Augen, ich hebe es auf, es ist ein Vers von Gotthardt's Hand; hier lies und sage dann, ob das kein Beweis ist für das, was ich sage. Er ging wieder auf und ab, während seine Frau mit zitternder Hand das Blatt nahm, das er ihr hinreichte. Sie las:

„Schau' ich rückwärts,
Dann seh' ich die Liebe!
Weinende Liebe,
Wie bist du so schön!
Blick' ich vorwärts,
Auch seh' ich die Liebe:
Lächelnde Liebe,
Wie bist du so schön!“

Sie blickte gedankenvoll vor sich nieder, endlich sagte sie:

„Das Alles scheint allerdings dahin zu deuten, daß Gotthardt Neigung für dieses Mädchen hat; aber meinst Du wirklich, mein bester Mann, daß es ein so großes Unglück wäre, wenn . . .“

Er ließ sie nicht ausreden. „Eine arme Waise ist keine Partie für den künftigen Besitzer von Warthau!“ sagte er heftig.

„Warum nicht?“ fragte sie sanft. „War er nicht auch ein armes Waisenkind, als Du ihn aufnahmst, und kannst Du nicht an den Beiden thun, was Du an dem Einen schon gethan hast?“

„Das werde ich nimmermehr!“ rief er, „das wäre Raub an unseren eigenen Kindern. Uebrigens soll Gotthardt eine Verbindung eingehen, die ihm Vortheil bringt. Er soll bei der Wahl seiner Frau nicht einer sentimentalen Laune folgen, sondern einem reifen, vernünftigen Urtheile.“

„Aber Gotthardt wird nie der Vernunft allein gestatten, bei der Wahl einer Gattin die Stimme zu führen,“ entgegnete sie; „er ist Künstler.“

„Daß Du mich daran erinnerst!“ sagte der Schloßherr mit gerunzelter Stirn. „Das war meine erste Schwäche gegen ihn, seitdem strebt er nach Unabhängigkeit und entzieht sich meiner Gewalt; aber diesmal gebe ich nicht nach, das soll er sehen! Es giebt keine Eva mehr, die mir meine Einwilligung abschmeichelt; sein guter Engel — wie er sie nannte — steht ihm nicht mehr zur Seite, das wird er fühlen müssen! — Und jetzt sage ich Dir noch einmal: Dieses Mädchen kommt aus dem Hause. Du wirst eine gute Art aussinnen, sie zu entfernen; ich überlasse Dir die Mittel — nur Sorge, daß es geschieht, und bald, sonst möchte ich mich selbst noch einmischen. Hast Du mich verstanden?“ Er warf noch einen strengen, gebieterischen Blick auf sie und verließ dann das Zimmer.

Sie saß eine Weile mit gesenktem Haupte, ihre verworrenen Gedanken sammelnd; da nahten leichte, elastische Mannerschritte, Gotthardt trat ein. Der Ausdruck seines Gesichts war verklärt und freudestrahlend. „Mutter!“ sagte er mit einer Stimme, die von innerer Bewegung bebte. Sie sah auf und ihm in's Gesicht.

„Du siehst glücklich aus, mein lieber Gotthardt,“ sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte.

„Ich bin es, liebe Mutter — ich bin unbeschreiblich, unverdient glücklich — ich hätte nie zu träumen gewagt, daß ich es jemals wieder so ganz werden könnte! . . .“ Er setzte sich neben sie und schwieg eine Weile, während er ihre Hand in der seinen hielt. „Mutter, ich glaube sie liebt mich!“ sagte er dann glücklich ausblickend.

„Sie liebt Dich! Wer?“ fragte sie erschrocken. „Um Gotteswillen übereile Dich nicht, mein Sohn, es könnte ein Unglück für Dich selbst sein und für . . .“

„Für sie, Mutter? Für Gabriele? . . . Ein Unglück! Und warum? Was fürchtest Du?“

„Also wirklich Gabriele!“ sagte sie; „armes Kind!“

„Aber liebe Mutter, ich verstehe Dich nicht! Wen bedauerst Du? Gabriele? Und weil ich sie liebe?“ — Er lächelte. „Aber wenn sie mich nun eben auch liebt? Wenn sie mich liebt!“ . . . Er ließ die Hand der Mutter los und stand auf. „Ich traf sie eben im Garten mit den Kleinen . . . Sie standen alle Drei am Wasser und fütterten die Schwäne . . . gerade wie es sonst Eva oft um diese Stunde that. Sie sah so glücklich und froh aus, als wäre sie selbst noch ein Kind . . . Die Kinder lachten und scherzten mit ihr . . . Ich konnte nicht verstehen, was sie zu ihr sagten . . . Aber sie lachte mit, ich hörte ihre Stimme hell und heiter herüberklingen. Ich stand lange und hielt die Hand über die Augen, das liebliche Bild anzusehen; da bemerkte mich eines der Kinder — Elschen war's —; sie kam auf mich zu gelaufen, nahm mich bei der Hand und zog mich mit sich fort.“

„Gotthardt,“ sagte sie, „Du mußt helfen, die Rose, die Du vorhin Gabrielen geschenkt hast, ist in's Wasser gefallen; der Schwan hat sie schon im Schnabel! Gabriele hat dem einen Kuß versprochen, der sie dem Hans wiedernimmt!“ Ich lachte und sah auf Gabriele . . . Sie versuchte auch zu lachen, aber sie war roth geworden und ich sah, daß sie die Thränen niederkämpfte, die ihr plötzlich in die Augen getreten waren. — Warum diese Thränen, Mutter? Und warum machen sie mich so glücklich? O, weil sie mir ja Alles verrathen haben; beste Mutter, weil . . .“

„Gotthardt, ich bitte Dich, beruhige Dich,“ sagte die Mutter nun auch aufstehend und auf ihn zugehend. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und fuhr fort: „Du giebst Dich Deinem Gefühle zu sehr hin, lieber Sohn, ehe Du weißt, ob Du es auch darfst, ob sich nicht unübersteigliche Hindernisse zwischen Dich und dieses junge Mädchen stellen.“

„Hindernisse? Aber welche, Mutter? Ich wüßte keine. Wenn sie mich liebt, was braucht es weiter? Was soll zwischen uns treten?“

„Deines Vaters Wille, mein lieber Sohn,“ erwiderte sie sanft.

„O nein, Mutter, sage das nicht!“ rief er lebhaft. „Mein Vater ist so gut, er kann unmöglich gegen sie sein . . . Wer müßte sie nicht lieb haben?“

„Und doch ist er gegen sie, Gotthardt, und noch heute hat er mir gesagt, er werde nie seine Einwilligung geben, wenn Du etwa daran dächtest, sie Dir zur Gattin zu wählen.“

Er wurde blaß. „Das hat mein Vater gesagt?“ rief er. „Aber wie konnte er wissen . . . daß ich sie liebe?“

Die Mutter lächelte. „Das war nicht schwer,“ erwiderte sie, „Dein ganzes Wesen verrieth es. Uebrigens wenn poetische Versuche, wie dieser, am Fußboden Deines Zimmers gefunden werden,“ — sie reichte ihm das Blatt, das Herr von Warthau liegen gelassen, — „wenn außerdem,“ fuhr sie fort, als er träumerisch vor sich niedersah, „wenn außerdem die Hauptfigur im neuesten Bilde Gestalt und Züge eines Mädchens trägt, das man täglich von dem Maler suchen und auszeichnen sieht. Wenn . . .“

„O Mutter, kein Wenn mehr, bitte!“ unterbrach er sie lächelnd. „Ich bekenne, daß ich unvorsichtig oder wenigstens sehr arglos gewesen bin. Nun das ist ja kein Unglück; so ist der Vater vorbereitet, so wird er nicht überrascht sein von meiner Bitte . . .“

„Ueberrascht? Nein! Aber er wird sie Dir rund abschlagen. Ich habe nur zu deutlich auf seinem Gesichte gelesen, daß er unerbittlich sein wird, Du wirst es sehen.“

Gotthardt sah betroffen vor sich nieder. „O Eva, wer so viel über ihn vermöchte, als Du!“ sagte er leise.

„Ja, von Eva sprach er auch,“ entgegnete die Mutter. „Er nannte sie Deinen guten Engel, der Dir nun nicht mehr zur Seite wäre, Dir beizustehen und hülfreich zu sein.“

„Hat er das gesagt? Mutter, so sei Du meine Fürsprecherin! Ich selbst werde so leicht heftig; ich kann so schlecht bitten. Und dann der Gedanke an Eva, sie nennen zu hören in Augenblicken der Aufregung, sie, den Engel des Friedens!“

„Ich werde nichts ausrichten können, Gotthardt,“ erwiderte sie, „Du weißt, ich bin gewöhnt, mich ihm unbedingt zu unterwerfen.“

„So will ich denn gleich selbst zu ihm!“ rief er und eilte hinaus.

Als der Abend kam und die Tischglocke die Bewohner des Schlosses nach dem Speisezimmer rief, waren die Damen längst versammelt, als endlich Herr von Warthau mit hastigem Schritte und aufgeregtem Gesichte eintrat. Gotthardt fehlte noch. Man setzte sich ohne ihn zu Tische. „Er will nicht kommen,“ war die kurze Antwort des Schloßherrn, als die Tante endlich nach dem jungen Manne fragte.

„Mein Gott, es ist ihm doch nichts zugestoßen?“ fuhr die gute Dame besorgt fort. Herr von Warthau fuhr in die Höhe und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß er dröhnte. Ohne ein Wort zu sagen, schob er dann seinen Stuhl zurück, stand auf und ging aus dem Zimmer.

Gabriele war bleich geworden und zitterte; Elschen fing an zu weinen; die Tante erhob sich entsezt und versicherte, sie begreife nichts von dem Allen. Die Hausfrau bog sich zu ihr: „Ich habe es kommen sehen,“ sagte sie leise.

„Aber was ist es, um Gotteswillen?“ fragte die Tante.

„Nicht hier,“ flüsterte ihr Frau von Warthau zu; „komm in mein Zimmer!“

Gabriele nahm die Kinder mit sich und beruhigte sie, so gut sie konnte, ohne doch selbst zu wissen, was vorging. Eine unbeschreibliche Angst war über sie gekommen; sie hätte um Alles in der Welt wissen mögen, was mit Gotthardt geschehen war, und doch konnte sie Niemanden nach ihm fragen. Sie gab sich keine Rechenschaft über ihr Gefühl für ihn in diesen Augenblicken, aber sie dachte nur an ihn und mit unbeschreiblicher Sorge.

Als die Kinder zu Bett waren, ging sie wieder hinunter in den Gartensaal; sie hoffte die Tante oder Frau von Warthau zu finden. Es war Alles leer und dunkel. Sie trat auf die Terrasse hinaus, ihr heißes Gesicht zu

kühlen . . . Der Halbmond stand zwischen dunkeln Wolken und warf seinen matten Schein über den herbstlichen Garten; die Luft war weich und still; die, vom Regen feuchten, herabgefallenen Blätter, die in den Gängen lagen, dufteten stark. Gabriele starrte hinaus in die Herbstnacht . . . da erblickte sie eine Männergestalt im Garten. „Gotthardt!“ rief sie fast laut, ohne sich Rechenschaft zu geben, was sie that.

„Gabriele!“ antwortete seine Stimme sogleich und in einem Nu hatte er die Stufen erstiegen und stand bei ihr auf der Terrasse. Erschrocken wollte sie zurückweichen, aber er hatte sie schon mit den Armen umschlungen und drückte sie leidenschaftlich an sich. „Du bist mein, Gabriele! Sage, daß Du mein bist und keine Macht der Erde soll uns trennen!“

„Herr von Warthau,“ erwiderte Gabriele mit Kraft, obgleich sie über und über bebte, „Sie wissen nicht, was Sie thun.“

Er ließ sie sogleich los, aber er sah ihr mit einem so starren, gespannten Blicke in's Gesicht, daß sie sich ganz erschüttert fühlte. Sie fand kein Wort ihm zu sagen.

„Gabriele, Du liebst mich,“ sagte er plötzlich mit einer Stimme, die ihr bis in's tiefste Herz klang, so weich und liebevoll war sie. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schwieg noch immer.

„Ich weiß es, Du liebst mich,“ fuhr er leidenschaftlich fort, „und ich will, daß Du mein wirst, es koste, was es wolle! Wenn mein Vater mich von sich stößt — gut — so bin ich das Waisenkind von ehemals und Du bist auch ein Waisenkind — und so sind wir für einander bestimmt und gehören zusammen — auf ewig!“

„Nein, Herr von Warthau, das wird nicht sein,“ sagte Gabriele jetzt plötzlich sich aufrichtend, mit fast ruhiger Stimme. „Sie sind kein Waisenkind, Sie danken Ihrem Pflugevater Alles, was sie sind; er hat Alles für Sie gethan; Sie sind sein Sohn im vollsten Sinne und müssen sich ihm unterwerfen, wenn es sein Wille ist.“

„Ihm unterwerfen!“ fuhr er auf. „So bin ich sein Eclave, weil er mich zu Danke verpflichtet hat? Nein, Gabriele, das kann nicht sein, er hat kein Recht, die heiligsten Gefühle in meiner Brust mit Füßen zu treten. Wenn ihm das, was er an mir gethan hat, ein solches Recht giebt, so wandelt sich die Wohlthat in Fluch; das ist nicht und darf nimmermehr sein. Er darf uns nicht trennen; er darf uns nicht unglücklich machen aus einer Laune! Wenn ich es allein wäre — ja — dann hätte er vielleicht ein Recht dazu — aber Dich? Nein, Dich darf er nicht unglücklich machen, denn unglücklich bist Du doch, wenn er uns trennt. Wagst Du nein zu sagen?“

„Herr von Warthau — Gotthardt, ich bitte Sie um Alles, reden Sie nicht so weiter! Werden sie ruhiger — gehen Sie — oder nein, lassen Sie mich gehen! Morgen wird Ihnen Alles anders erscheinen: Ihre Pflicht, meine Pflicht! Denken Sie an Eva; haben Sie Geduld. Gute Nacht!“

„Gabriele!“ rief er außer sich, als sie sich zum Gehen wendete, Du willst mich verlassen? Du sagst mir weiter nichts?“ Er eilte ihr nach und ergriff ihre Hand, die er heftig an seine Lippen drückte. „O, sage nur das Eine, dann verspreche ich Dir Alles, auch daß ich Geduld haben will — aber sage, ob Du mich liebst.“

Sie neigte leise den Kopf, er wußte kaum, ob sie das Wort gesprochen, er sah nur wieder Thränen in ihren Augen, aber sie eilte rasch davon durch die leeren Räume, wo er ihren leichten Schritt schnell verhallen hörte.

Gabrielens Herz pochte heftig, als sie ihr Zimmer erreichte und dennoch war es kein Sturm verworrener, wilder Empfindungen, der sie bewegte; beseligend und klar stand der eine Gedanke vor ihrer Seele: sie liebte und war geliebt.

Aus dem, was Gotthardt zu ihr gesagt, ging hervor, daß er mit seinem Vater gesprochen, daß er diesen durch sein Geständniß erzürnt habe. Das durfte nicht sein. Gotthardt mußte sich dem Willen seines Vaters fügen. Gabriele hatte den Geliebten schon Leiden tragen sehen; sie wußte, daß er es konnte, ohne zu unterliegen. Auch er glaubte ja jetzt an die Ewigkeit der Liebe und dieser Glaube gab ihm Trost und Muth in allen Schmerzen. Er hatte Gabrielen noch vor Kurzem an das Wort erinnert, was sie einst zu ihm gesprochen, als er meinte, in seinem Leide um die verlorene Braut unterzugehen. Als man das Gemälde „Dante und Beatrice“, vor welchem sie jenes Gespräch hatten, neulich im Gartensaale aufgehängt, war er zu ihr getreten und hatte gesagt: „Sie haben Recht, Gabriele, der Schmerz vergeht, aber die Liebe bleibt ewig; ich weiß es jetzt.“ Gabriele dachte an all' diese Dinge mit einer solchen Ruhe, es war ihr, als wenn über ihr Leben ein erlösendes, heiliges Wort ausgesprochen wäre, das sie versöhnte mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst. Ein Gebet voll Frieden stieg aus ihrem Herzen auf. Sie schlief bald ein und ihr Schlummer war so ruhig und süß, wie der eines Kindes, das unter dem Lächeln der Mutter eingeschlafen.

Gotthardt schlief nicht in dieser Nacht. Voll Aufregung schritt er lange vor Gabrielens Fenstern auf und nieder, bis oben das Licht verlöschte. Dann verließ er den Garten und eilte nach dem Friedhofe. Es war ihm, als müßte er bei Eva, bei der stillen todtten Braut Beruhigung finden. Er warf sich auf den Grabhügel und preßte seine Stirn auf den kalten Marmor,

wo ihr Name stand. Die dürrn Blätter der Linde rauschten über ihm; es war, als flüsterten sie viel unverständliche Worte. In Gotthardt's Brust wogte und stürmte die Leidenschaft; es war ihm jetzt, als liebte er Gabrielen viel süßer, als Eva, die sanfte Gefährtin seiner Kindheit, mit der er aufgewachsen war, wie mit einer Schwester, die er geliebt hatte, ohne daß irgend ein Hemmiß sich zwischen sie und ihn gestellt. Die Klarheit und Ruhe, die seiner ersten Liebe den schönsten Reiz gegeben, war jetzt verschwunden, er rang vergebens darnach. Der Gedanke, daß man ihm wehrte, die Geliebte sein zu nennen, erfüllte ihn mit Schmerzen und mit Bitterkeit, wie er sie bisher noch nicht gekannt, und doch hatte Gabriele ja Recht: er mußte sich fügen; er durfte sich nicht gegen den empören, dem er Alles verdankte; er durfte nicht so viele Wohlthaten, die er empfangen, mit Undank lohnen; er mußte den Willen seines Pflegevaters höher achten, als wenn er sein leiblicher Sohn gewesen wäre. O, daß dieser Wille so unbeugsam und streng war, jetzt, wo es sich um das ganze Lebensglück handelte. Der junge Mann fühlte sein Herz sich zuschließen bei diesem Gedanken; es war ihm beinahe, als hätte er den Mann, der ihn einst als hilfloses Kind aufgenommen und erzogen hatte; er haßte sich selber für diese Empfindung und fühlte sich unaussprechlich unglücklich; er war im qualvollsten Kampfe mit sich selbst und der Friede, auf den er wie auf ein Wunder gehofft, nahte ihm nicht am Grabe seiner Eva. Stunden vergingen so, ohne daß er es wahrnahm. Erst als ein kalter Regen in dichten Tropfen auf ihn niederfiel, raffte er sich auf und ging nach Hause.

Am andern Morgen trat er bleich und ernsthaft in seines Vaters Zimmer. Kein Wort der Bitte kam heute über seine Lippen, er sagte nur kurz und kalt, er könne unter diesen Verhältnissen nicht länger in Warthau bleiben und er wolle noch heute fort, um seine Reise nach Rom anzutreten.

Der Vater hatte nichts zu entgegnen. „Thue was Dich gut dünkt, mein Sohn,“ sagte er in demselben kalten Tone, „nur gieb mir Dein Wort, daß Du in keinen Briefwechsel mit dem Mädchen treten willst.“

„Ich gebe mein Wort,“ sagte Gotthardt nach einem Augenblicke des Stillschweigens.

Herr von Warthau war überrascht von der plötzlichen Resignation seines Sohnes, er ergriff seine Hand und sagte weicher als vorher: „Habe Muth, Gotthardt, es ist eine Prüfung, die Du bestehen mußt; Du wirst mir vielleicht später dankbar sein, daß ich sie Dir auferlegte.“

Das Blut stieg in das blasse Gesicht des jungen Mannes; er wollte erwidern, aber er bezwang sich und ging.

Er traf nun sogleich alle Anstalten zur Abreise; seine Koffer wurden gepackt, mehre Briefe geschrieben und verschiedene Bestellungen gemacht. So verging der Vormittag. Als die Glocke zum Mittagessen läutete, war er der Erste im Speisezimmer. Gabriele trat nach ihm ein. Sie erschrak über sein Aussehen.

„Sie sind unwohl, Herr von Warthau,“ sagte sie besorgt.

„Nein, Gabriele; ich habe nur gethan, was Sie meine Pflicht nannten. Sie können zufrieden sein, der Wille meines Vaters wird erfüllt.“ Er sagte diese Worte mit einer so tiefen Traurigkeit, daß sie davon erschüttert war.

„Was haben Sie gethan?“

„Ich habe erklärt, daß ich sogleich abreise und habe versprochen, daß ich nicht an Sie schreiben will.“

Sie reichte ihm die Hand und schwieg.

„Ich will geduldig sein, Gabriele,“ fuhr er fort, „aber Geduld kann nicht ohne Hoffnung sein — Du hast es mir einst gesagt — und welche Hoffnung bleibt mir?“

„Gotthardt,“ sagte sie, ihre Augen zu ihm erhebend, „Sie wissen, daß die Liebe ewig ist.“

Sein Gesicht verklärte sich plötzlich bei diesen Worten; er wollte antworten, aber die Thüre ging auf: die Kinder kamen herein und die übrigen Glieder der Familie folgten. Herr von Warthau warf einen strengen, prüfenden Blick auf das bleiche Paar. Die Stimmung bei Tische war gespannt und beinahe feierlich. Man sprach wenig und beobachtete sich gegenseitig. Gotthardt allein sprach gefaßt und ruhig mit Frau von Warthau und mit der Tante von der bevorstehenden Reise.

Gabriele sah oft zu ihm hinüber; ihr Auge strahlte von einem ungewöhnlichen Glanze; der Frieden ihrer Seele ruhte auf ihrem Gesichte.

Gegen Abend reiste Gotthardt ab. Er hatte die Geliebte nicht mehr allein sprechen können.

Herr von Warthau hatte seine Frau nochmals aufgefordert, das junge Mädchen so bald als möglich zu entlassen. Trotz aller Bitten und Vorstellungen war er unerschütterlich bei seinem Vorsatze geblieben, so daß sie sich endlich mit schwerem Herzen entschließen mußte, mit Gabrielen zu sprechen. Diese war nicht überrascht, obgleich ihr das Verfahren des Schloßherrn sehr wehe that. Sie ergab sich still in das Unvermeidliche. Am schwersten wurde ihr die Trennung von den Kindern; der Verkehr mit ihnen, ihr schöner Beruf, war ihr so lieb geworden. Sie schrieb nun an Charlotte und ihre Mutter, sie sei genöthigt, Schloß Warthau zu verlassen und bitte, ihr die alte Gastfreundschaft wieder zu gewähren. So schied auch sie kurze Zeit nach Gotthardt traurig und still von

der Stätte, wo ihr das Glück erschienen war, zum ersten Male in ihrem bisherigen Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Oheim und Nefse.

Luisa Mühlbach, eine unserer schlagfertigsten und gelesensten Schriftstellerinnen, hat soeben in dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena ihre historischen Memoirenromane, diese Koryphäen aller Lesebibliotheken, durch einen neuen, der sehr bündereich zu werden verspricht, vermehrt. Derselbe betitelt sich „Deutschland in Sturm und Drang“; bis jetzt sind die ersten vier Bände seiner ersten Abtheilung „Der alte Fritz und die neue Zeit“ erschienen. Sie werden, ganz abgesehen von ihrer geschickten Behandlungsweise, schon durch ihren anziehenden, den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen entnommenen Stoff, wiederum eine reiche Lesermenge finden. Die hier folgende, dem Roman entlehnte Episode führt uns in das Arbeitscabinet des greisen Helden, und zeigt in liebenswürdigster, jovialer Weise seine väterliche Neigung zu seinem kleinen Nefsen, dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm III.

„Majestät, darf ich eintreten?“ fragte eine zarte, fröhliche Kinderstimme.

Der König wandte sich hastig um und schaute nach der Thüre hin, welche sich eben leise und behutsam geöffnet hatte. In derselben stand ein allerliebster kleiner Knabe in der Uniform eines Jähndrichs, mit dem Szabo auf dem Haupte und einem zierlichen kleinen Degen an der Seite.

Der König nickte ihm freundlich zu. „Ja, mein Herr Jähndrich,“ sagte er, „Du darfst eintreten, um so mehr, da ich Dich hieher beschieden habe.“

Der kleine Jähndrich hüpfte mit anmuthiger Lebhaftigkeit herein, sprang mit fröhlichen Säßen durch das Zimmer zu dem Könige hin, nahm ohne Umstände seine Hand und drückte sie zärtlich an seine Lippen.

„Majestät!“ rief er, „Sie sagen, Sie hätten mich herbestellt, aber ich muß Ihnen sagen, ich wäre doch von selbst gekommen und hätte so lange vor Ihrer Thüre gebettelt, bis Sie mich eingelassen hätten.“

„Und wenn ich Dich nun doch nicht eingelassen hätte?“ fragte der König lächelnd.

Der kleine Jähndrich dachte einen Augenblick nach, dann sagte er mit trotziger Miene: „Majestät, dann hätte ich die Thüre mit Gewalt aufgerissen, wäre hereingesprungen, hätte mich Eurer Majestät zu Füßen geworfen, hätte Ihre Hände geküßt und gesagt: Majestät, mein König und mein lieber Großoheim, ich komme bloß, um mich viel tausend Mal zu bedanken für das Jähndrichspatent und für die wunderschöne Uniform! Ich habe mich ja so sehr gefreut zu dem Patent, welches mir Eure Majestät gnädigst geschickt haben, und dann die prachtvolle Uniform! Sagen Eure Majestät selbst, sehe ich nicht allerliebste in der Uniform aus?“

„Na ja,“ erwiderte Friedrich lächelnd, „Du siehst ganz niedlich aus. Aber, mon prince, es ist nicht genug, daß man

gut aussieht, man muß auch gut sein und handeln. Von einem Jähndrich meiner Armee verlange ich ganz andere Dinge, als von einem andern, gewöhnlichen Menschenkinde, und wer meine Uniform trägt, muß auch beweisen, daß er dieser Ehre würdig ist.“

„Majestät,“ rief der Prinz hastig, „ich versichere, parole d'honneur, daß ich gar keine dummen Streiche mache, wenn ich die Uniform trage. Eure Majestät können meinen Herrn Hofmeister Behnisch fragen. Er ist mit mir gekommen, und wartet draußen im Vorzimmer, ob Eure Majestät ihn sprechen wollen. Sie sollen 'mal sehen, Majestät, ich bekomme ein gutes Zeugniß.“

„Na, wir wollen ihn nachher bereinrufen,“ sagte Friedrich lächelnd, „jetzt können wir noch ein bißchen mit einander plaudern. Sage mir doch, Friedrich, wie steht es mit Dir, bist Du recht fleißig und hast Du tüchtig gelernt?“

„Majestät, ich muß wol tüchtig lernen, selbst wenn ich gar keine Lust dazu hätte! Der Herr Behnisch läßt mir gar keine Ruhe, und aus dem Spielen wird so viel wie gar nichts. Immer muß ich lernen, arbeiten, lesen, schreiben und rechnen. Na, und die Geographie und die Weltgeschichte! Majestät, ich wollte, es wäre gar keine Geographie und keine Geschichte in der Welt, dann brauchte ich nicht so grausam viel zu lernen und könnte mehr spielen und vergnügt sein. Meine Frau Mutter hat mir vorige Woche einen neuen Federball geschenkt. Aber glauben Eure Majestät wol, daß ich dazu komme, ordentlich mit ihm zu spielen? Kaum habe ich angefangen, so ruft mich der Herr Behnisch schon wieder zum Lernen und zum Studiren. Aber ich bin schlau gewesen, o, ich bin schlau gewesen! Als wir hierher gingen, da habe ich ganz heimlich meinen Federball dem Herrn Hofmeister in die große Tasche hinten in seinen Rod gesteckt, und so hat er ihn mir, ohne daß er es weiß, hierher tragen müssen.“

„Aber weiß Er wol, Mosje, daß das sehr unartig ist?“ fragte der König streng.

„Majestät, ich bitte um Vergebung,“ sagte der Prinz eröthend und besangen, „aber ich konnte meinen Federball nicht anders hierher bekommen. Die Uniform ist so knapp und dann, — dann dachte ich auch, es schickte sich nicht, einen Federball in die Patronentasche zu stecken, es hieße die Uniform entehren.“

„Monsieur, das ist ein guter und richtiger Gedanke,“ rief Friedrich lebhaft, „und um deswillen will ich Dir die Unart mit dem Hofmeister verzeihen. Aber warum hat denn der Hofmeister den Ball hierher bringen müssen, und was willst Du mit ihm?“

„Majestät, ich will ihn Eurer Majestät zeigen, weil er gar zu schön ist, und dann wollte ich Sie um die Gnade bitten, daß ich ein bißchen hier bei Ihnen bleiben und mit meinem Federballe spielen darf.“

„Na, wir wollen sehen, Fritz,“ erwiderte der König lächelnd. „Es soll Deine Belohnung sein, wenn ich erst weiß, ob Du eine verdient hast. Besinne Dich also und sage mir genau die Wahrheit. Ist Dein Herr Hofmeister mit Dir zufrieden?“

„Wenn Herr Behnisch nicht schilt,“ erwiderte der Prinz, „so ist das eigentlich ein Zeichen, daß ich mich sehr anständig betragen habe. Und Herr Behnisch hat nicht gescholten.“

„Na, ich will Dir glauben, Fritz, und Du sollst die Be-

lohnung haben, welche Du Dir wünschest, Du sollst ein bischen bei mir bleiben und hier Federball spielen. Geh' mal und rufe den Herrn Hofmeister herein, ich hab' noch ein paar Worte mit ihm zu sprechen."

Der kleine Prinz sprang nach der Thüre hin, aber bevor er dieselbe erreichte, blieb er plötzlich stehen und sein Gesicht nahm einen ängstlichen, verlegenen Ausdruck an.

„Was giebt's?“ fragte der König. „Warum rufft Du den Hofmeister nicht?“

„Majestät,“ erwiderte der Prinz, indem er langsam wieder zu dem Könige heranschlich, „ich hab' Angst. Herr Behnisch wird furchtbar böse werden, wenn Sie ihm die Geschichte mit dem Federball sagen. Ich bitte recht sehr, verrathen Sie mich nicht, Majestät.“

„Ja, wenn Du aber hier spielen willst, so mußt Du doch den Federball haben, den der Hofmeister in der Tasche trägt.“

„Majestät, dann will ich lieber nicht spielen,“ rief der Prinz.

„Im Gegentheil,“ sagte der König. „Deine Strafe soll sein, daß Du den Federball eben so geschickt wieder aus der Tasche heraus escamotirst, wie Du ihn hinein gebracht hast. Machst Du die Sache so behutsam, daß der Herr nichts merkt, na, dann wollen wir gar nicht davon reden; machst Du es ungeschickt, und Herr Behnisch ertappt Dich, dann mußt Du es Dir gefallen lassen, daß das Ungewitter losbricht. Also, es liegt in Deiner Hand! Während ich mit dem Hofmeister spreche, mußt Du Dein Heil versuchen. Jetzt rufe den Herrn herein!“

Der Prinz folgte jetzt mit nachdenklichem Gesichte dem erhaltenen Befehle und der Hofmeister Behnisch trat ein. Neben der Thüre blieb er stehen, und nachdem er seine dreimalige vorschriftsmäßige Verbeugung gemacht hatte, wartete er mit unterwürfiger Miene der weiteren Befehle.

„Komm' Er näher,“ sagte Friedrich. Der Hofmeister that einige Schritte vorwärts und blieb dann stehen. Prinz Friedrich Wilhelm schlich leise hinter ihm drein, und seine Augen richteten sich jetzt auf die von silbernen Treppen eingefassten Taschen an den beiden herabhängenden Flügeln des fleischfarbenen Atlasfrades, mit welchem der Hofmeister sich zu dieser außerordentlichen Gelegenheit geschmückt hatte. Ein Lächeln flog über des Prinzen Angesicht hin, denn die eine dieser Taschen war ein wenig geöffnet, vielleicht weil sie überfüllt war, und aus der Oeffnung schaute ganz coquet der kleine Federbüschel des Balles hervor.

Leise, leise streckte der Prinz die Hand aus und spitzte die Finger, um nach dem Valle zu greifen.

„Komm' Er noch näher,“ sagte in diesem Moment Friedrich, der den kleinen Prinzen beobachtet hatte und den es ergöhte, ihn noch ein wenig in Erwartung zu erhalten.

Herr Behnisch machte noch ein paar Schritte vorwärts, und der Prinz blieb erschrocken und mit aufgehobener Hand hinter ihm stehen. Aber seine glänzenden blauen Augen richteten sich mit einem stehenden Ausdruck auf den König hin. Friedrich fing seinen Blick auf, lächelte dem Knaben freundlich zu und wandte sich dann an den Hofmeister.

„Ich wollte Ihm auch noch persönlich meine Meinung sagen

über Sein Bittgesuch, welches Er für den Prinzen an mich gerichtet hat,“ fuhr der König fort, und sein scharfes Auge beobachtete dabei den kleinen Prinzen, der jetzt dicht hinter seinem Lehrer stand und abermals die gespitzten Finger ausstreckte.

„Er hat zum zweiten Male an mich geschrieben und um ein Taschengeld für den Prinzen gebeten, damit dieser lerne, von dem Gelde Gebrauch zu machen. Das ist gut, sehr gut!“

Und der König nickte dem Prinzen zu, der hinter dem Rücken des Hofmeisters eben triumphirend den Federball in die Höhe hielt, welchen er ihm mit einem schnellen Griff aus der Tasche hervorgezogen. Aber das Schwierigste blieb noch zu thun übrig. Der Ball war da, doch die Ballkelle steckte noch in dem Abgrunde der Tasche, und nur eine kleine Spitze des Griffes schaute verstoßen hervor.

„Majestät,“ rief Behnisch, welcher den letzten zustimmenden Auf des Königs auf sich bezogen hatte, „Majestät, ich bin sehr glücklich, daß Sie die Gnade haben, mein Gesuch um Taschengeld zu billigen!“

Eben fuhr die Hand des Prinzen in die Tasche des gestrengen Hofmeisters, und es mochte wol etwas unsanft geschehen sein, denn Behnisch empfand die Berührung, und er war im Begriff, sich umzusehen; aber Friedrich verhinderte ihn daran.

„Höre Er,“ rief er hastig, „es wird jetzt Zeit sein, daß für den Prinzen ein geregelter Unterricht beginne, denn mit dem achten Jahre muß die Erziehung eines königlichen Prinzen rascher vorwärts gehen und nach bestimmten Principien regulirt werden. Ich will Ihm also meine Instruction geben. Er soll sie schriftlich erhalten, und ich rechne darauf, daß Er sich dieselbe so fest einprägt, daß Er sie immer vor Augen und im Herzen hat.“

„Es wird mein stetes Bestreben sein, den Befehlen Eurer Majestät pünctlich zu folgen,“ betheuerte der Hofmeister, und er sah nicht, daß hinter ihm der Prinz stand mit strahlendem Angesicht und die glücklich erbeutete Ballkelle hoch empor schwingend.

„Ich glaube Ihm, denn ich halte Ihn für einen ehrlichen Mann,“ sagte der König. „Er wird stets eingedenk bleiben der ungeheuern Verantwortung, welche auf Ihm ruht, indem Er einen Prinzen zu erziehen hat, welcher einst ein Königreich regieren soll, und von dem das Wohl und Wehe von vielen Millionen Menschen abhängig ist. Wenn diese Millionen Menschen dereinst den König, welchen Er erzogen hat, segnen, so fällt ein Theil dieses Segens auf Ihn; wenn sie aber diesem Könige fluchen, so fällt dieser Fluch auf Sein schuldiges Haupt, und Er wird die Schwere desselben fühlen, wenn Er auch schon im Grabe liegt. Dessen bleibe Er eingedenk, und danach handle Er. Und jetzt möge Er gehen, denn ich will sogleich die Instruction aufschreiben, damit Er sie noch heute erhalte! Gehe Er mit Gott!“

Herr Behnisch verbeugte sich und zog sich dann, langsam rückwärts gehend, nach der Thür zurück.

„Noch Eins,“ rief der König, indem er mit dem Krückstoc den Hofmeister wieder zu sich heranwinkte. „Damit Er sich meiner immer erinnere und unsere heutige Unterredung im Gedächtniß behalte, will ich Ihm ein kleines Souvenir geben.“

Er öffnete die Schatulle des Schreibtisches, neben welchem er saß, und nahm eine goldene Tabatière hervor, auf welcher der Namenszug des Königs in Brillanten funkelte.

„Nehme Er diese Tabatière,“ sagte der König freundlich nickend. „Er wird wol zuweilen eine prise de contenance nöthig haben.“

Er reichte dem entzückten und gerührten Hofmeister die Tabatière dar und winkte, um ihn jeder Dankfagung zu überheben, hastig nach der Thüre hin.

„Majestät,“ stammelte Herr Behnisch mit Thränen in den Augen, „Majestät, ich“ —

„Er ist ein rechtlicher Mann, und so lange Er das bleibt, kann Er meines Wohlwollens gewiß sein. Adieu!“

„Na,“ sagte der König dann, als die Thüre sich hinter dem Hofmeister geschlossen hatte, „na, Fritz, Du hast also Deinen Federball attrapirt?“

„Hier ist er, Majestät,“ jubelte der Prinz, indem er Ball und Kelle triumphirend in die Höhe hob.

„Du hast Dir Deine Belohnung verdient, und sollst sie haben,“ nickte der König. „Du bleibst bei mir im Zimmer und kannst mit Deinem Valle spielen. Nur nimm Dich in Acht und mache mir nicht zu viel Lärm und Wirthschaft, denn ich will schreiben.“

Karl I.

Hospodar von Rumänien.

(Mit Stahlstich.)

Als am 20. April 1839 im schönen Schwabenlande den Bewohnern von Hohenzollern-Sigmaringen verkündet wurde, daß ihrem Fürsten Anton von der allverehrten Fürstin Josephine (Tochter des Großherzogs Karl von Baden und der geistvollen napoleonischen Prinzessin Stephanie) ein Prinz geboren sei, hätte es einer ganz besondern Sehrgabe bedurft, zu prophezeien, daß dieser Knabe in fürstlicher Wiege von den wunderbaren Wegen Gottes dazu bestimmt sei, dereinst im Osten Europas einen Thron zu besteigen, dessen Gesche und Geschichte so viele buntverworrene Fäden bilden, die aber durch Karl von Hohenzollern sich zu einer glückverheißenden Zukunft verweben zu wollen scheinen.

Prinz Karl und seine fünf Geschwister, von denen zwei, Erbprinz Leopold und Prinzessin Stephanie († als Königin von Portugal) älter, — drei, die Prinzen Anton († heldenmüthig kämpfend im deutschen Kriege dieses Jahres) und Friedrich und Prinzessin Maria jünger als er, verlebten, mustergiltig erzogen, eine durch gegenseitige Liebe verbundene glückliche Kindheit, welche jedoch die Stürme der unheilvollen Jahre 1848 und 1849 nur allzubald mit dem rauhen Ernste des Lebens berühren sollte. Fürst Karl Anton, der bekanntlich in den Jahren 1858 bis 1862 k. preussischer Ministerpräsident war, entsagte in edlem selbstlosen Patriotismus seiner Regierung am 7. December 1849 zu Gunsten des Königs von Preußen, und die fürstlichen Kinder schieden tiefbetrübt aus ihren heimatlichen traulichen Thälern und vertauschten dieselben mit Düsseldorf, der nunmehrigen Residenz ihrer Aeltern.

Je mehr sich die seltenen Geistesgaben des Prinzen Karl, in dem das ächte Blut der Hohenzollern pulst, entwickelten, um

desto mehr drängte es ihn aus dem eintönigen Garnisonleben — er war, nachdem seine Erziehung im älterlichen Hause vollendet, in die Armee eingetreten und Premier-Lieutenant à la suite des k. preussischen Garde- Dragoner-Regiments Nr. 2 geworden — aus den inhaltleeren Freuden glänzender Geselligkeit zu einem thatkräftigen frischen Leben, und so kam es, daß er mit Freude und Begeisterung die auf ihn im April dieses Jahres gefallene Wahl der gesetzgebenden Versammlung der Rumänen, die ihn zum Hospodar erhob, annahm. Die der Türkei tributären beiden Fürstenthümer Walachei und Moldau vereinigten sich bekanntlich unter der Flagge: Blau, gelb, roth, und unter dem Namen Rumänien im Jahre 1861, die Proclamation ihrer Union erfolgte in Bucharest und Jassy am 23. December 1861. Fürst Alexander Johann I. (vormals Oberst Cuza, dann Fürst der Moldau und Walachei) war der erste Hospodar der Rumänen. Seine Herrschaft war aber nicht von langer Dauer, er mußte, des Thrones entsetzt, im Anfange dieses Jahres aus Bucharest fliehen. Zu seinem Nachfolger wurde am 23. Februar Philipp Graf von Flandern, Bruder des jetzt regierenden Königs der Belgier gewählt, welcher jedoch die Wahl ablehnte.

Am 13. Mai wurde Karl von Hohenzollern als Karl I. proclamirt und am 22. Mai erfolgte sein feierlicher Einzug in Bucharest. Sein Muth und seine Energie, die er mit anspruchsloser Einfachheit, ritterlichem Auftreten und feinen eleganten Manieren zu einen weiß, haben ihm im Fluge die Zuneigung der Rumänen erobert, und jetzt, indem wir diese Zeilen schreiben, weist er, der Sohne Einer des schönen Schwabenlandes, ein mit allen Ehren empfangener Gast am Hofe des Sultans zu Konstantinopel, seines Lehnsherrn, dessen Anerkennung nicht wenig dazu beitrug, seine schwierige Stellung zu befestigen.

Blicke in die Runde.

Literatur. Die Geologie der Gegenwart. Dargestellt und beleuchtet von Bernhard von Cotta. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1866. Das vorliegende Buch, wol eines der trefflichsten, womit in diesem Jahre deutscher Fleiß die Wissenschaft bereichert hat, will kein Lehrbuch, sondern eine Kritik der Geologie sein, in welcher die Gegenwart, diese ideale Zeitgrenze, nur wenig nach rückwärts und vorwärts überschritten wird. Die Veranlassung zu dem Erscheinen des Werkes gab dem Herrn Verfasser das hundertjährige Jubiläum der altberühmten Bergakademie zu Freiberg, an welcher er bekanntlich als akademischer Lehrer wirkt und in deren Hörsälen zuerst öffentliche Lehrvorträge über Geognosie gehalten worden sind. Wir würden hier das Werk nicht erwähnt haben, da die strenge Wissenschaft jenseits unserer Grenzen liegt, wäre dasselbe in seiner Fassung, die überall nicht allein den Geologen von Fach, sondern vielmehr den bloßen Freund der Wissenschaft im Auge hat, nicht ganz zum Vorlesen im Familientreife geeignet. Giebt es doch kaum im weiten Reiche der Naturwissenschaft ein fesselnderes Gebiet als das der Geologie, denn was könnte uns

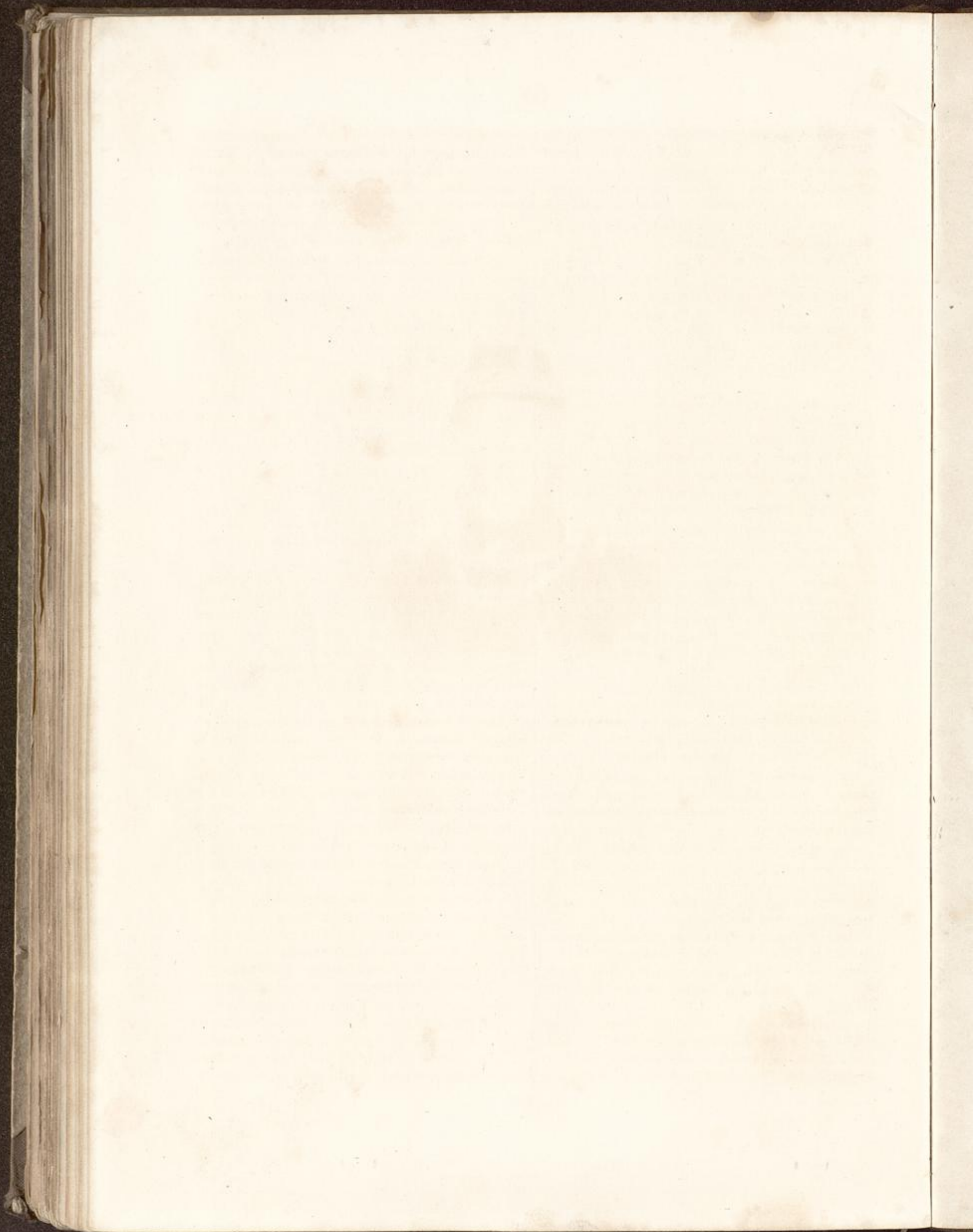


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. W. G. L. Leipzig

Carl
Fürst von Rumänien

Witzig der Deutschen Sprache



Erdbewohnern von näher liegenderem Interesse sein, als das Studium des Erdbaues und seiner Entstehung? Ganz besonders machen wir unsere Leser auf die fesselnd geschriebenen Abschnitte: „Geologie und Geschichte“, „Geologie und Astronomie“, „Geologie und Poesie“ und „Geologie und Philosophie“ aufmerksam.

Von der bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden, von Pecht und Ramberg gezeichneten trefflichen „Schiller-Galerie“ liegen uns in der Octav-Ausgabe nunmehr die zweite bis fünfte Lieferung vor. Am Gelungensten finden wir in demselben die Gestalten des „Demetrius“, der „Elisabeth von Valois“, der „Lady Milford“ und vor Allem charakteristisch die der „Gustel von Blasewitz“. Auch sei der Text von Friedrich Pecht der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen.

Von Brachvogel ist ein neuer dreibändiger Roman „Hogarth“ erschienen.

Die Universität Jena hat durch den Tod des Prof. Dr. Karl Scheidler, der kürzlich daselbst im 71. Lebensjahre starb, einen herben Verlust erlitten. Bekannt sind seine Schriften über akademische Propädeutik, über Studentenverbindungen und über das Turnwesen. Scheidler war Mitbegründer der Burschenschaft von 1815 und nahm am Wartburgfeste von 1817 Theil, so daß er der Mittelpunkt der Jubelfeier im Jahre 1865 war.

Die in Paris soeben ausgegebene neue Wochenschrift „La Libre Pensée“ begleitet ihre erste Nummer mit folgendem Glaubensbekenntniß: „Unser Zweck ist: Den menschlichen Geist von Hypothesen und Aberglauben zu befreien; unser Gesetz: Nur solche Schlüsse zuzulassen, die auf Beobachtung und Erfahrung gegründet sind. Wir nehmen auf die Autorität keiner Seele, keiner Schule, keines noch so berühmten Menschen hin eine den beobachtenden Thatsachen widersprechende Behauptung an. Wir kennen keine andere Regel, als jene der Erfahrungsmethode.“ — Ferner erscheint zu Paris noch eine neue, der eben genannten sehr entgegengesetzte Monatschrift zu dem geringen Preis von 5 Franken. Sie führt den vielversprechenden Titel: „Les Couliasses Parisiennes“. Als Redacteur derselben wird Michel Mortié vom „Rain Jaune“ genannt.

Miß Cummins, die Verfasserin des „Lamplichter“ und anderer Erzählungen, die bei unsern Leserinnen gewiß in gutem Andenken stehen, ist in der amerikanischen Stadt Dorchester nach langer Krankheit gestorben.

Eine kürzlich in Paris veröffentlichte Flugschrift, die sich „Proudhon expliqué par lui même“ betitelt, enthält zwei bisher noch ungedruckte Briefe des originellen Denkers, in welchen der paradoxe Satz „Das Eigenthum ist Diebstahl“ mit neuen Argumenten verfochten wird.

Eine „Geschichte der Erlebnisse der Familie Bonaparte in America“ ist dem Vernehmen nach in Vorbereitung. Die noch lebende Gattin des König Jérôme's, Frau Patterson, soll dem Autor bereits sehr pikantes Material zur Verfügung gestellt haben.

Theater und Musik. Der Musikverein Euterpe zu Leipzig eröffnete unter glückverheißendem Anfang den Cyklus seiner diesjährigen Abonnementsconcerte mit der Aufführung des Gluck'schen „Orpheus“. Die musikalische Leitung der Concerte ist

wiederum Herrn Capellmeister von Bernuth anvertraut; Frau Blume vom Hoftheater zu Dresden sang die Partien der „Euridice“ und des „Amor“ in stylvoller Vollendung, ihr schöner Sopran schmiegte sich willig der classischen Aufgabe; auf nicht ganz gleicher Höhe stand der „Orpheus“ von Fräulein Schred aus Bonn; die Behandlung des Recitativs war von dilettantischer Färbung. Chor und Orchester leisteten Ausgezeichnetes.

Im Drurylane-Theater zu London hat man unter ungeheurem Jubel des Publicums zum ersten Male Goethe's „Faust“ in der Form des Originals, wie es auf dem deutschen Theater gegeben wird, in der Uebersetzung von Bayle-Bernard aufgeführt. Faust und Gretchen fanden sehr — — vernünftige Vertreter: Den berühmten, aber leider sehr alternden Darsteller Shakespeare'scher Gestalten, Herrn Phelps und Fr. Sedgwick, eine Dame, die schon vor fünfzehn Jahren nicht mehr jung war, ihren Ruf dem groben Lustspiele und der Posse verdankt, sich längere Zeit von der Bühne zurückgezogen und die man wieder hatte hervorsuchen müssen, weil es in England an Schauspielerinnen von Bedeutung absolut fehlt.

Auf der k. Hofbühne zu München ist der „Don Juan“ unter dem Jubel der Menge, neu einstudirt mit den Recitativen aufgeführt worden. Die Damen Mallinger, Diez und Thoma zeichneten sich als „Donna Anna“, „Elvira“ und „Berline“ aus, nicht minder die Herren Kindermann und Bauswein als „Don Juan“ und „Leporello“.

Die Winterfaison wurde in Heidelberg durch ein gediegenes Concert des dortigen Instrumentalvereins zum Besten der Kriegsbeschädigten in der Main- und Taubergegend unter Leitung des Capellmeisters Boch eröffnet, in dem Herr Bassermann als Sänger und der Composit Gutmann aus Paris als Pianist mitwirkten. Den Anfang des Concertes bildete die Dur-Symphonie von Beethoven, den Schluß die Ouverture zu „Ruy-Blas“ von Mendelssohn.

Alberts melodienreiche Oper „Astorga“ hat sich auch auf dem leipziger Stadttheater bei ihrer ersten Aufführung des durchschlagendsten Erfolges zu erfreuen gehabt. Der Componist, welcher seine Oper selbst dirigierte, wurde nach jedem Actschlusse von dem vollen Hause hervorgejubelt. Herr Groß und die Damen Blaczel und Dumont „Astorga“, „Eleonore“, „Angioletta“ waren im Gesang und Spiel gleich ausgezeichnet und theilten sich mit Herrn Albert in die Ehren des Abends.

Rudolf Gottschall weilt gegenwärtig in Paris und studirt daselbst das pariser Theaterwesen. Er hat den Plan, mehre seiner Dichtungen, namentlich aber „Pitt und Joz“, mit welchem er in Deutschland seinen bedeutendsten Erfolg erreichte, in's Französische übersetzen zu lassen und auf einer der pariser Bühnen zu Aufführung zu bringen. Bereits befindet sich in Paris das Werk eines andern deutschen Schriftstellers, der „Narcis“ von Brachvogel in der Vorbereitung zu ähnlichem Zwecke.

Das mit großem Lärm seit langer Zeit angefündigte Melodram „Major Trichmann“ von Anicet Bourgeois und Ernest Bloum ist bei seiner ersten Aufführung in der „Gaité“ zu Paris schmählich durchgefallen. Es behandelt die aufgewärmte Ge-

sichte von Robert und Bertram. Paulin Menier, ein in gewissen Specialitäten bedeutender Schauspieler, unterlag in der Rolle Robert Macaire's, die durch Frederic Lemaitre seiner Zeit zu einem unvergesslichen, schwer zu erreichenden Typus gemacht worden ist.

Die beiden neuesten Lustspiele von Roderich Benedix „Die Epigramme“ und „Das Mutterföhnchen“ sind schon auf mehren bedeutenden Bühnen mit unzweifelhaftem Erfolge aufgeführt worden.

Director Engelsen ist von der Leitung des münchener Volkstheaters zurückgetreten. Sein Nachfolger ist Johann Schwaiger.

Die Eröffnung des neuen Stadttheaters zu Leipzig soll am 1. Januar 1868 erfolgen.

Frau Rainz-Prause bleibt dem k. k. Hofoperntheater zu Wien erhalten. Sie trat nach Erneuerung ihres Contractes zum ersten Male als „Elisabeth“ im Lanhäuser wieder auf, und wurde vom Publicum sehr freundlich empfangen.

Ein Herr von Adelsburg in Wien hat eine Oper „Wallenstein“ — nach Schiller — vollendet.

Joachim wird in nächster Zeit schon von Hannover nach Berlin übersiedeln.

Desirée Artot gastirt auf dem Stadttheater zu Hamburg und erzielt die größten Erfolge.

Die Winter-Concerte im Krystall-Palast zu London sind nunmehr eröffnet worden. Mehr als 6000 Personen besuchten das erste Concert und spendeten Herrn Manns und seiner Capelle den reichlichsten Beifall.

Die Societé Sainte Cécile in Bordeaux hat im Januar dieses Jahres einen Preis für eine Symphonie ausgeschrieben, welche in einer goldenen Medaille, im Werth von 300 Franken besteht. Vierzehn Partituren sind eingegangen, darunter nur eine außerfranzösische und zwar aus Zürich.

Bildende Künste. Zu Constanz ist die aus der Werkstätte des Bildhauers Hans Bauer hervorgegangene kolossale Büste Wessenbergs enthüllt worden. Sie hat ihren Platz in einer Nische des Wessenberghauses gefunden. Zur Verherrlichung der Feier waren der Großherzog und die Großherzogin von Baden herübergekommen, — aber kein Geistlicher wohnte der Feier bei.

Die Stadt Liverpool hat beschlossen, einen ihrer öffentlichen Plätze mit einer Reiterstatue der Königin Victoria schmücken zu lassen. Die Ausführung des Standbildes, dessen Kosten auf 5000 Pfd. St. veranschlagt sind, ist einem Herrn Thornycroft übertragen worden. Bildhauer und Erzgießer halten jetzt in England eine fröhliche Ernte. Auch dem Schatzkanzler Gladstone will Liverpool, seine dankbare Vaterstadt, noch bei Lebzeiten eine Marmorstatue in der St. Georges Hall setzen, mit deren Ausführung der Bildhauer Adams beauftragt ist. Der Künstler beabsichtigt Gladstone in der Amtstracht darzustellen.

Unter den photographischen Ansichten in Groß-Folio nehmen die bei Domeier und Hauff in London und der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig veröffentlichten, durch ihren Kunstwerth eine der ersten Stellen ein. Vorzüglich zu empfehlen sind die in schwarzer und colorirter Ausgabe erschienenen Ansichten von

Venedig (27 Blätter), England und Schottland (10 Blätter), Rom und Umgegend (18 Blätter) und vom Rhein (24 Blätter).

Der Glasmaler Gilmmeister zu Schwerin hat für die dortige Nicolaikirche eine Anzahl von Fenstern mit musivischen Mustern ausgeführt.

Die zu München für diesen Herbst angezett gewesene Auktion der pommersfelder Gemälde-Galerie ist der ungünstigen Zeitverhältnisse wegen auf nächstes Jahr verschoben worden.

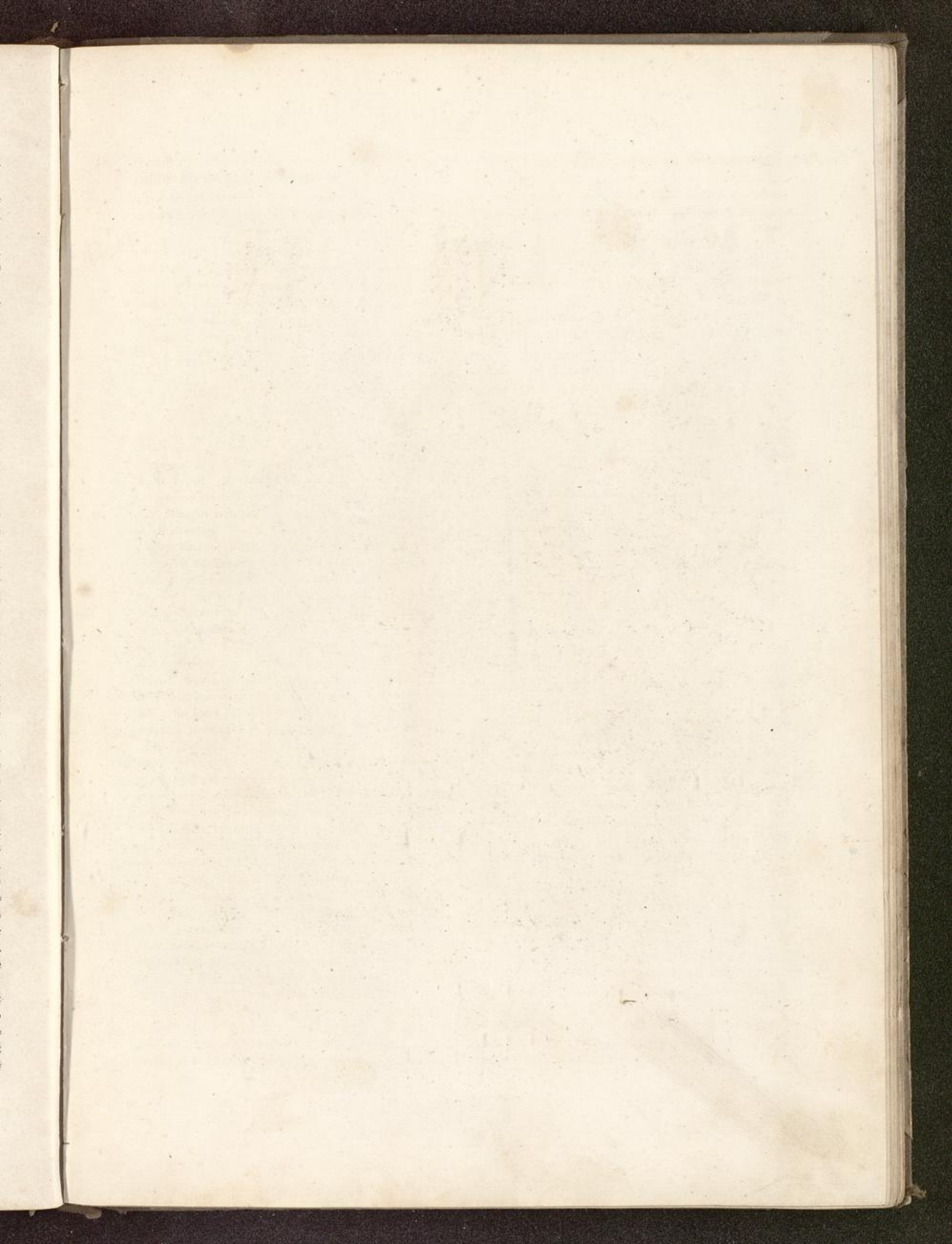
Für das innsbrucker Museum ist das Gemälde des Professor Blaas „Der Raub der venetianischen Bräute“ um 2200 Gulden aus dem Fonds der Eschage'schen Galerie erworben worden.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Hat man den Sommer über nicht aufgehört, weiße Taillen zu tragen, so finden dieselben jetzt bei dem Beginn der winterlichen Saison mit der Eröffnung der Concerte, kleinen Gesellschaftsabende und Theater aufs Neue wieder große Verwendung, da wol Nichts besser zur Vervollständigung einer eleganten Halbtoilette geeignet ist, als eben diese Taillen — freilich müssen sie jetzt etwas anders und zierlicher beschaffen sein als für den Sommer, wo eine größere Einfachheit am Plage ist. Am modernsten ist es, solche Taillen aus Clunyspitzen und buntem Sammet- oder Seidenband zu schwarzseidenen Röcken zu tragen, denn schwarz ist und bleibt nun einmal gegenwärtig die beliebteste Modefarbe. Wir wollen hier zwei der neuesten Spitzentaillen beschreiben. Die eine bestand aus abwechselnden Streifen von Cluny-Einsatz und fingerbreitem schwarzen Sammetband und hatte einen sehr breiten, vorn in zwei große spitze Zaden zulaufenden Kragen; die Taille war halb verdeckt durch ein schwarzseidenes Nieder mit einer nach aufwärts gerichteten Schnebe, das rings mit weißer Guipure besetzt war. Die Aermel, lang und halbweit, bestanden aus weißem Tüll mit einer breiten Epaulette und einer spitzen Manschette aus Guipure und Sammetband. Die andere Taille war fast noch eleganter und ganz besonders für eine schlanke Gestalt höchst kleidsam; über einer Untertaille aus glattem weißen Tüll waren abwechselnd weiße Tüllpuffen und rothe, mit weißem Guipure-Einsatz bedeckte Bandstreifen aufgenäht, während um die Schultern bis vorn herunter eine bogenförmige Borte aus doppelten Tüllpuffen, von beiden Seiten mit rothen Bandstreifen und Cluny-Guipure besetzt, lief; der Rücken war glatt, die halbweiten Tüllärmel hatten eine Puffe und manschettenartige Verzierung von Tüllpuffen und Bandreihen. Das Ganze sieht frisch und elegant aus und macht sich schon darum etwas jugendlicher als die vorher beschriebene Façon, weil hier kein großer Kragen, sondern nur ein mit schmaler Spitze garnirtes und mit Guipure verschleiertes rothes Band um den Hals läuft.

Eine geschmackvolle neue Verzierung der Balltoiletten bildet die Dagmarschärpe, welche nur aus Sammet gefertigt wird und aus Schößen besteht, die an einem Gürtel befestigt sind. Ringsherum ist der Rand in tiefe, hinten auf dem Rocke eine Art Fächer bildende Zaden ausgeschnitten, der mit Gold- oder Silber-





Allgemeine Moden-Zeitung
Leipzig.

knöpfen besetzt ist. Eine derartige Schärpe aus blauem Sammet war zum Beispiele um die Taden mit Goldspitzen garnirt und hinten mit strahlenförmigen Reihen von kleinen Goldknöpfen benäht, während an den Seiten Taschen aus Goldspitze angebracht waren; ebenso geschmackvoll nahm sich eine Dagmarschärpe aus kirschrothem Sammet, mit Wachsperlen und weißen Spitzen besetzt, aus.

Die Gesellschafts-Coiffuren für die gegenwärtige Zeit sind sehr einfach, aber höchst geschmackvoll und bestehen meistens aus Sammetbandeletten, die mit zierlichen Blumen benäht sind und hinten in langen Enden herabhängen. Bunte Ketten auf schwarzem Sammetband sehen sehr schön aus, während eine Quirlande von grünen Kettenblättern den Chignon umgibt; so auch Stiefmütterchen von verschiedenen Schattirungen mit Knospen und Blättern auf einem Silberbände, das sich um den Kopf schlingt, indem links eine Ranke von Blättern herabhängt. Noch einfacher sieht eine schöne weiße oder gestreifte Camellie mit Sammet- oder Atlasblättern aus, die auf einem schwarzen Sammetbände befestigt wird, das hinten in langen Enden auf den Rücken niederfällt; auch Verbenenbouquets auf grünem Sammet sieht man häufig.

Modenblatt No. 55.

(Herren-Moden No. 5.)

1) Gesellschaftsanzug. Schwarzer Frack mit breitem platten Kragen und großen abgerundeten Revers, mäßig langen schmalen Schößen und halbweiten Ärmeln. Die weiße Weste hat einen sehr weit offenen Shawlkragen und schließt blos mit drei Knöpfen, so daß das breitfaltige Oberhemd völlig sichtbar ist, unter dessen herabgeschlagenem Colinkragen eine weiße Fou-lardcravatte geschlungen ist. Die schwarzen Beinkleider sind halb-anliegend und die Handschuhe aus strohgelbem Glacleder.

2) Promenadenanzug. Schwarzer Cylinder mit gradem Kopf und schmalem, etwas geschweiftem Rande. Brauner Mac-Farlane-Ueberrock mit ziemlich breitem Kragen aus demselben Stoffe, halbweiten Ärmeln mit breitem Ueberschlage und Taschen an jeder Seite. Der Rock ist sackartig weit, vorn zweireihig gemacht und sehr lang. Die Beinkleider bestehen aus dickem hellgrauen carrirten Stoffe. Um den aufrechtstehenden Hemdtragen läuft eine violette Shawlcravatte; die Handschuhe sind blaugrau.

3) Winteranzug. Schwarzer Cylinder mit geschweiftem Kopfe und ziemlich breitem Rande. Twine aus glattem dunkelblauen Stoffe mit einem mäßigbreiten Kragen aus grauem Astrachan oder Krimmer, wie denn auch der ganze Rock mit diesem Pelzwerke eingefast und die Taschen und Ärmelausschläge damit garnirt sind. Born schließt der Rock vermittelt drei Brandebourgs aus Passenterie mit Oliventknöpfen. Halb-anliegende Beinkleider aus hellbräunlichem Stoffe mit gemusterten Streifen; gelbliche Handschuhe und aufrechtstehender Hemdtragen mit rother Shawlcravatte.

Fenilleton.

Verloren und zurückgewonnen. „Geht Du diesen Abend aus?“ sagte Mistriß Hayes verdrießlich, als ihr Mann vom Tische aufstand und seinen Ueberzieher anzog.

— Ja, ich habe ein Geschäft mit Moore abzumachen. Ich werde früh nach Hause kommen. Laß eine Lampe in die Bibliothek setzen. Gute Nacht!

Und mit einem gleichgiltigen Kopfnicken verließ William Hayes das Zimmer.

— Immer dasselbe, murmelte Lizzie Hayes, indem sie sich wieder auf das Sopha setzte. — Er geht jeden Abend aus. Ich glaube, er macht sich nicht mehr das Geringste aus mir und doch sind wir erst seit zwei Jahren verheirathet. Ich bin überzeugt, daß kein Mann in seinem Hause eine größere Ordnung finden kann. Ich gehe nirgends hin, ich bin gar nicht verschwenderisch und doch glaube ich, er liebt mich nicht mehr. Ach, wie geht das zu? Ich war nicht reich, er heirathete mich nicht um des Geldes willen und er muß mich damals geliebt haben; weshalb behandelt er mich jetzt mit einer solchen Vernachlässigung?

Lizzie schlief zwei Stunden lang ganz ruhig, aber dann erwachte sie plötzlich. Sie richtete sich auf, blickte nach der Stuhluhr und seufzte traurig bei der Aussicht auf die lange Zwischenzeit bis zum Schlafengehen.

Die Bibliothek befand sich genau oberhalb des Zimmers, in dem Lizzie war, und durch das Camin herab drang eine Stimme zu den Ohren der jungen Frau. Es war die ihres Vatters.

— Nun, Moore, was soll ein Mann thun? Ich muß irgendwo Vergnügen haben. Wer hätte sich einbilden können, daß die so hübsche, heitre, liebende Lizzie sich in eine so verdrießliche Nachteule, wie sie jetzt ist, verwandeln könnte? Welcher Mann wird wol zu Hause bleiben, um den ganzen Abend seiner Frau zuzuhören, wie sie sich über die lästigen Diensthöten, ihren Kopfschmerz und alle Arten von Verdrießlichkeiten beklagt? Lizzie hat eine wahre Manie, fortwährend zu wehklagen; auf mein Wort, ein Scherz kommt nicht mehr über ihre Lippen.

Lizzie saß wie betäubt. War das wahr? Sie blickte in den Spiegel. Wenn auch nicht ganz eine Nachteule, so war ihr Anzug doch sicher nicht passend, wenn sie des Abends auch wirklich mit William ganz allein war.

Sie stand auf und ging leise in ihr Zimmer mit bitteren kummervollen Gedanken und dem festen Entschlusse, sich das Herz ihres Vatters wiederzugewinnen und dann, wenn ihr dies gelungen sei, sich seine Liebe zu erhalten.

Am nächsten Morgen kam William mit seiner gewöhnlichen sorglosen Manier in das Frühstückszimmer, aber ein freudiges Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht, als er Lizzie erblickte. Ein schönes Singhamkleid mit einem sehr hübschen Kragen und Ärmel von schneeweißem Musselin und ein Kranz von sanften, vollen Locken hatten sie in der Wirklichkeit ganz umgestaltet, während die Röthe, welche der bewundernde Blick ihres Vatters über ihre Wangen verbreitete, ihre Schönheit noch erhöhte. Zuerst glaubte William, es müsse ein Gast da sein, aber als er sich umsah, fand er, daß sie ganz allein waren.

— Komm, William, Dein Kaffee wird sonst kalt, sagte Lizzie mit einer heitern gefälligen Stimme.

— Zuerst mußt Du mir mein Frühstück mit einem Kusse verfäßen, lautete William's Antwort, der sofort auf sie zuschritt, und Lizzie's Herz klopfte vor Wonne, als sie den Ton und die Manier des frühern Geliebten wieder erkannte.

Während des Frühstücks vernahm William kein verdrießliches Wort, nicht eine einzige Klage. Die Zeitung, der gewöhnliche Tröster zu dieser Stunde, blieb heute unberührt, da Lizzie über jeden erfreulichen Gegenstand, der ihr einfiel, heiter plauderte, weil sie durch seine dankbare und herzliche Manier mehr erwärmt wurde.

— Du wirst heute zum Diner nach Hause kommen? sagte sie, als er fortgehen wollte.

Ich kann heute nicht, Lizzie; ich habe Geschäfte außerhalb der Stadt, aber ich werde frühzeitig zum Thee da sein. Sorge für etwas Substantielles, denn ich werde wahrscheinlich heute gar nicht diniten. Lebe wohl!

Und sein lächelnder Blick, der warme Kuß und sein ganzes Wesen bildeten einen auffallenden Contrast gegen sein nachlässiges Wesen am vorhergehenden Abend.

— Ich bin auf dem rechten Pfade, sagte Lizzie leise zu sich selbst.

— O, welch eine Thörin bin ich die letzten zwei Jahre gewesen! Eine verdrießliche Nachteule! William, Du sollst nie wieder Ursache haben, das zu sagen.

Lizzie liebt ihren Gatten mit einer wirklichen weiblichen Ergebenheit und ihre Lippen zitterten, als sie an die Worte dachte, die er seinem Freunde Moore im Vertrauen gesagt hatte, aber sie unterdrückte das bittere Gefühl und überlegte, was sie zur Erreichung ihrer Absichten weiter zu thun habe. Das Piano, welches seit Monaten nicht berührt worden war, wurde geöffnet und die leinenen Ueberzüge von den Möbeln abgenommen.

— Er soll kein Besuchzimmer freundlicher finden, als sein eigenes, das ist mein fester Entschluß.

Die Theezeit kam und William mit ihr. Eine kleine Figur in einem geschmackvollen glänzenden seidnen Kleide, weichen Locken und mit einem solchen lebenswürdigen Erröthen und Lächeln stand bereit, ihn zu bewillkommen, als er eintrat; und die Theezeit ging ganz in derselben Art vorüber, wie es mit dem Frühstücke gewesen war. Nach dem Thee war keine Bewegung, wie früher gewöhnlich, nach dem Gute und Ueberzieher.

William stand zaudernd und plaudernd neben dem Tische, bis Lizzie aufstand. Sie führte ihn in das hellerleuchtete, warme Besuchszimmer, wo sie Alles geschmackvoll eingerichtet hatte, wo sie sich nebeneinander auf ein Sopha setzten. Er fühlte, als mache er ihr von neuem den Hof, während er ihre Finger überwachte, die sich mit einer hübschen weiblichen Arbeit beschäftigten und auf ihre heitere Stimme lauschte, die er vor zwei Jahren so warm liebte.

— Was machst Du da, Lizzie?

— Ein Paar Pantoffeln. Erinnerst Du Dich nicht, wie sehr Du das Paar bewundertest, die ich — ach vor so langer Zeit für Dich verfertigte?

— Ich erinnere mich ihrer, sie waren von schwarzem Sammet mit Blumen darauf. Ich war gewohnt, meine Füße auf die Platte vor dem Camine zu stellen und von blauen Augen und weichen Locken zu träumen, und dann wünschte ich, die Zeit möge den Tag schneller herbeiführen, der mir mein liebes Weibchen in mein Haus brachte, die mich mit ihrem musikalischen Talente erfreute.

Lizzie's Gesicht wurde für einen Augenblick traurig, als sie an die letzten zwei Jahre dachte, und wie selten sie sein liebendes Herz mit Musik erfreute und so sich dasselbe mehr und mehr entfremdet hatte, und dann sagte sie:

— Ich möchte wol wissen, ob Du die Musik noch eben so sehr liebst wie damals?

— Ganz natürlich liebe ich sie. Ich gehe öfters in das Haus der Mistris Smith aus keinem andern Grunde, als um dort Musik zu hören.

— Ich spiele und singe aber besser als Mistris Smith, sagte Lizzie schmollend.

— Aber Du sagst stets, wenn ich Dich bitte, etwas zu singen oder zu spielen, Du seist aus der Uebung gekommen.

— Ich habe das Piano diesen Morgen stimmen lassen und wir wollen sehen, wie es klingt.

William hörte das freudig und während er ihr Nähzeug beseitigte, nahm Lizzie auf dem Pianostuhle Platz. Sie hatte eine sehr liebliche Stimme, nicht kräftig, aber höchst musikalisch und sie war eine sehr treffliche Pianofortspielerin.

— Balladen, Lizzie.

— O, ich weiß, Du hörst nicht gern Opernmusik in einem Zimmer.

Ein Gesang nach dem andern mit einem Nocturno, einem Marsche oder einem andern kleinen Stücke abwechselnd füllte eine andere Stunde sehr angenehm aus.

Die kleine Stuhluhr schlug elf Uhr!

— Elf! Ich dachte, es wäre erst etwa neun. Ich sollte um Entschuldigung bitten, Lizzie, wie ich früher zu thun pflegte, wenn ich so lange bei Dir geblieben war; und ich kann aufrichtig sagen, was ich damals sagte, die Zeit sei mir so angenehm vergangen, daß ich kaum glauben könne, es sei schon so spät.

Das Piano wurde geschlossen, Lizzie's Arbeit in ihr Körbchen gelegt und William war im Begriffe, die Treppe hinauf zu gehen; aber als er sich umsah, erblickte er sein kleines Frau'chen in der Nähe des Camins mit gefalteten Händen, niedergebeugtem Kopfe, während große Thränen aus ihren Augen die Wangen herabrollten. In einem Augenblicke war er an ihrer Seite.

— Lizzie, mein Liebling, bist Du krank? Was fehlt Dir?

— O, William, ich war eine so schlechte Frau. Ich hörte es, als Du gestern dem Herrn Moore erzähltest, wie sehr Du Dich in mir getäuscht habest; aber ich will versuchen, Dir Dein Haus angenehm zu machen. Ganz gewiß will ich das thun, aber Du mußt mir auch verzeihen und mich wieder lieben.

— Dich lieben! O, Lizzie, Du kannst Dir vorstellen, wie sehr und wie innig ich Dich liebe.

Und als das kleine Frau'chen sich zu Bette begab, dachte sie:

— Ich habe ihn wieder gewonnen! Was aber noch weit besser ist, ich weiß nun, wie ich mir seine Liebe erhalte. C.

Der Leibschneider Napoleons I. Aus Paris schreibt man in den letzten Tagen des October:

„Herr Leger ist auf seinem prächtigen Schlosse zu Ville d'Aray gestorben. Wissen Sie, wer Hr. Leger, der als ein hundertjähriger Greis starb, war? Nun, Leger war der Schneider des ersten Napoleon, der Erfinder des historischen grauen Ueberrocks, der Schöpfer der traditionellen grünen Uniform der Chasseurs von der Garde, in welcher Napoleon sich begraben ließ, aber auch der Mann, dessen Hand den römischen Kaisermantel aus Purpur schnitt, in welchem Napoleon zu Notre-Dame gesalbt wurde. Der Grundbesitz, welchen der berühmte Schneider hinterläßt, ist sehr bedeutend, seine Erben werden denselben parcelliren und einzeln verkaufen. Leger erzählte gern und gut aus der Kaiser- und der Revolutionszeit, namentlich amüsirte es ihn, dem General Kleber einen Vorwurf daraus zu machen, daß er gestorben sei, ohne ihm seine letzte Rechnung bezahlt zu haben.“

Gewissenhaftigkeit über Alles! Die Gräfin B., eine ebenso fromme als reiche Dame, hatte ihren Beichtvater, einen würdigen Abbé, zum Diner eingeladen; da sie die Vorliebe ihres Gewissensraths für Wildpret kannte, hatte sie vier prächtige Rebhühner nach einem besonderen Kochrecepte zubereiten lassen. Der Anblick dieser Schüssel, wo die Hühner so appetitlich dufteten und äußerst verlockend ausahen, versetzte den guten Abbé in eine förmliche Ekstase.

Plötzlich überkam ihn jedoch ein entsetzlicher Scrupel — er bemerkte, daß Satanas sehr nahe daran war, ihn zu verführen und sich hierzu einer ebenso listigen als fürchterlichen Waffe bediente; denn stand er nicht im Begriffe, sich der Sünde der Lederhaftigkeit, der Gutschmederei zu überlassen?

Sein Entschluß ist gefaßt; wie viel Ueberwindung es ihn auch kosten möge, er widersteht dieser teuflischen Verlockung.

— Wie, Herr Abbé, Sie nehmen nichts von diesen Rebhühnern, die Sie doch so sehr lieben?

— Nein, ich lasse mich nicht verleiten, dachte der Abbé. Die Kirche verbietet die Lederhaftigkeit als eine Todsünde. Jetzt loben sie Alle die Rebhühner als ausgezeichnet, köstlich — um so besser, desto größer ist mein Verdienst in den Augen des Herrn. Mag das Fleisch in mir auch noch so rebellisch sein, ich werde es ertöden, ich rühre die Speise nicht an.

Indessen stieg der Triumph über diesen Sieg des Geistes über die Sinnlichkeit dem Abbé förmlich zu Kopfe; er hat der Versuchung widerstanden, sein Wille hat gesiegt, die Heiligen müssen vom Himmel auf ihn herabschauen, ihn bewundern und seiner Tugend ihren Beifall zollen.

Da erhebt sich jedoch eine andere Stimme in seinem Inneren, die Stimme des Gewissens, welche ihm zuruft: — Wie, Du eingebildeter Mensch, Du ergödest Dich an Deinem Triumph? Weil Du Deinem Magen eine Entbehrung auferlegst, hältst Du Dich für gleichstehend mit Engeln und Heiligen? Du hast freilich über Deine Lederhaftigkeit gesiegt, es ist wahr, aber Dein Hochmuth zerstört Deinen ganzen Triumph.

— Nein, es darf nicht sein, daß der verhängnißvolle Hochmuth, welcher Lucifer in den Abgrund gestürzt, auch mich ergreifen sollte. Du erbärmliches Wesen, das sich mit so Geringem groß dünkte, ich muß Dich demüthigen! Jean, geben Sie mir die Schüssel mit den Rebhühnern her!

Eine Eisenbahngeschichte. Bei Gelegenheit einer Eisenbahnfahrt, wo man lebhaft über den Nutzen und die Annehmlichkeiten der Eisenbahnen hin und her disputirte und Beispiele dafür und dawider zum Besten gab, erzählte unter Anderen ein noch sehr junger Mann:

— Ich lasse entschieden nichts auf die Eisenbahnen kommen, denn ich verdanke mein kleines Vermögen und alle meine Aussichten auf ein künftiges gutes Fortkommen nur einem kleinen Eisenbahn-Mißgeschick, einem Versehen, durch welches ich nach einer falschen Seite hin befördert wurde.

Mein Prinzipal ist nämlich einer der angesehensten Notare von Paris, in dessen Bureau ich allerdings noch eine ziemlich untergeordnete Stellung einnahm. Herr Theodor N., der oberste Gehilfe und so zu sagen die rechte Hand des Chefs, hegte einen entschiedenen Widerwillen gegen mich, vielleicht weil ich ihm nicht genug Respect bezeugte, und ließ mich dies bei jeder möglichen Gelegenheit fühlen; ich gab ihm natürlich diesen Widerwillen im vollen Maße wieder. Dieser Theodor N. war der Liebhaber einer gewissen Fanny, die sich von ihren Umgebungen „Fenella“ nennen ließ, was mich zu Theodors Verdruß zu manchem schlechten Witze veranlaßte.

Eines Abends ließ mich der Prinzipal rufen; er ging höchst aufgeregt in seinem Cabinete auf und ab und hielt folgende kleine Ansprache an mich:

— Junger Mensch, Deine Fehler können unter Umständen für mich zu Tugenden werden; pass' auf, ich will Dir den Weg zum Glücke zeigen! Theodor hat sich mit seiner Fenella aus dem Staube gemacht und mir eine Casette mit Bankbillets mitgenommen; dies ist unangenehm für mich, wenn es mich auch nicht ruiniert, allein noch schlimmer ist, daß sich in dieser Casette auch Papiere befinden, welche für einen meiner vornehmen Klienten von unschätzbarem Werthe sind und die der Schurke wahrscheinlich in seiner Weise ausbeuten will. Die muß ich auf alle Fälle wieder haben, also sieh, ob Du mir sie verschaffen kannst, denn ich schide Dich, um so wenig als möglich Aufsehen von der Geschichte zu machen. Hier hast Du tausend Francs und nun schnüre Dein Bündel und reise nach Bellegarde, denn die Flüchtlinge sind höchst wahrscheinlich über Dijon nach Genf gegangen; es handelt sich nur darum, vor ihnen auf dem Zoll- und Polizeibureau in Bellegarde anzukommen. Du magst nun Deinen Feind ausspioniren und im Nothfalle diesen Verhaftbefehl in Anwendung bringen. Jedoch mache wo möglich keinen Lärm und Scandal mit der Sache; ich rechne auf Deinen Eifer und werde Deine Gewandtheit gebührend belohnen.

Eine Stunde darauf reiste ich mit dem Schnellzuge und allem Eifer eines guten Spürhundes ab. Am Morgen darauf kam ich in Ambérieu an — 25 Minuten Aufenthalt, also Zeit genug, um eine Erfrischung einzunehmen. Ich erkundigte mich dann nach dem genfer Zuge, irgend ein Dummkopf weist mich aber zu dem lyoner Zuge; ich steige in einen Waggon und schlafe ein. Beim Erwachen befand ich mich auf der Station von N. — ich war in Verzweiflung, das Glück entging mir, mein Plan war gescheitert, es blieb mir nichts übrig, als dieses Mißgeschick nach Hause zu telegraphiren. Während ich so trübselig im Telegraphenbureau saß und nicht recht wußte, in welche Worte ich die schlimme

Nachricht einkleiden sollte, kommt eine Depesche an. Ich habe die Gewohnheit, Alles, was mich nichts angeht, vorzugsweise gern zu studiren, und so hatte ich denn auch von einem befreundeten jungen Telegraphenbeamten die Geheimnisse des Telegraphirens erlernt. Ich las also ohne jede Schwierigkeit an dem Zifferblatte die Depesche ab:

„Genf, den . . . 1866.

Alles in Sicherheit, außer dem Cigarrenetui. Was ist daraus geworden? Schnelle Antwort, Hôtel du Lac, Fanny. An Herrn St. Léon, Hôtel d'Europe, Lyon.“

Der Name Fanny war mir mehr als 30,000 Francs werth; St. Léon konnte bloß ein angenommener Name Theodors sein. Die Flüchtlinge schienen sich zur größeren Sicherheit getheilt zu haben. Das Cigarrenetui war die Casette mit den Banknoten, welche Fanny zu besitzen glaubte, während Theodor als kluger Mann dieselbe wolweislich für sich behalten hatte. Alle meine Feldzugspläne waren demnach geändert, ich mußte nach Lyon und telegraphirte also bloß nach Paris: „Alles geht gut!“

Kaum in Lyon angekommen, logirte ich mich im Hôtel de l'Europe ein und erkundigte mich unter der Hand nach Herrn St. Léon. Theodor hielt sich sehr verborgen und ging nur des Abends aus. Ich folgte ihm gleich am ersten Abend bis zu einem der lebhaftesten Plätze, dort stürzte ich auf ihn los, wie um ihn zu umarmen und flüsterte ihm zu: „Keinen Lärm, der Prinzipal will Scandal vermeiden, geben Sie das Gestohlene wieder!“

Der bestürzte Theodor erholte sich schnell wieder und sagte: — Hier ist mein Portefeuille, aber lassen Sie mich los! Der Schurke wollte mich betrügen, ich aber nahm das Portefeuille, griff dabei in seine Tasche und sagte: — Geben Sie mir doch eine Cigarre! wobei ich mich des Cigarrenetuis bemächtigte, welches ganz voll Banknoten gestopft war. Sofort entfloß Theodor höchst jämmerlich und ich ließ ihn laufen. Jetzt mußte ich nur noch die Casette mit den Papieren wiedererlangen; ich reiste also sofort nach Genf und stellte mich der überraschten Fanny vor, indem ich sagte: — Fenella, hier ist das Cigarrenetui! Als sie sah, daß es leer war, schätzte sie sich glücklich, mir die Casette gegen ein Tausendfrankbillet zu übergeben und ich kehrte nach Paris zurück.

Der Prinzipal belohnte mich bei der Heimkehr wirklich glänzend und wird mir noch weiter helfen, so weit ich dessen bedarf. Also wundern Sie sich nicht, wenn ich die Eisenbahnen von ganzem Herzen segne!

Ein Wohlthäter. — Nun, Nachbar, was giebt's Neues? Wie ich bemerkte, seid Ihr schon ausgegangen?

— Ich habe soeben einen Scheffel Mehl für eine arme Frau gekauft.

— Ihr seid doch ein unermüdlicher Wohlthäter Eurer Mitmenschen. Und wer ist die arme Frau, die Ihr diesmal durch Eure Freigebigkeit glücklich gemacht habt?

— Die meinige!

Schnell getränkt. In einem der elegantesten französischen Seebäder ereignete sich vor wenigen Wochen ein Abenteuer, welches der Chronique scandaleuse eine ziemliche Weile vollauf Stoff geboten hat und daher die Langeweile der Badegäste in höchst willkommener

Weise unterbrach. Es handelte sich nämlich um eine Entführung, die höchst romantische Entführung einer Dame aus der besten Gesellschaft durch einen modernen Paris, der jedoch weder ein Königssohn noch ein Schäfer war.

Der Gatte der geraubten Helena wurde natürlich von der spottlustigen Welt mit Beileidsbezeugungen überschüttet, denen er sich auf sehr kluge Weise zu entziehen wußte, indem er die Lacher auf seine Seite brachte.

Auf die an ihn gerichtete Frage, ob er den Liebenden nicht nachsehen werde, entgegnete er: — Nein, so dumm werde ich sicherlich nicht sein! Meine Frau war so unangenehm, daß ich den Tag, wo sie mir entführt wurde, als den schönsten Tag meines Lebens betrachte; ich werde alle Vortheile der Witwerchaft genießen, ohne durch die schmerzlichen Ideen von Tod und Begräbniß, Trauer u. s. w. gestört zu werden und bin übrigens durchaus nicht der am meisten zu Beklagende bei dieser ganzen Geschichte. Ich weiß, was ich von der Schönheit meiner Frau zu halten habe: ihre prächtigen Haare sind falsch, ihre Perlenzähne sind ebenfalls falsch und die Frische ihres Teints stammt auch nur aus ihren Schminkbüchsen. Die ärgste Strafe, welche ich ihrem Entführer auferlegen kann, ist die, wenn ich ihm für immer den Gegenstand seiner zärtlichen Flamme überlasse.

Durch diese Philosophie entging der Ehemann der Lächerlichkeit, welche sonst gewöhnlich die Opfer solcher ehelichen Unglücksfälle trifft; indessen fragen sich doch Manche, die ihn hören, ganz im Stillen, ob er nicht dem Fuchse gleicht, der die Trauben sauer fand?

—r.

Albumblätter.

Ein ernsthaftes Gemüth ist der natürliche Boden zur Hervorbringung aller Tugenden, und der einzige Charakter, der dem Menschen Ehre macht.

Young.

Nur Weisheit kann Erfahrung lehren,
Die Narren macht sie niemals klug.

Spessel.

Wie sich Aufrichtigkeit mit höflichem Sinne vereinigt?
Vor mir sei höflich, o Mann! Hinter mir redlich und klug.

Herder.

Räthsel und Aufgaben.

Die ersten zwei sind süß und mild,
Des künftigen Glückes schönes Bild.
Und konnte Dein Herz die Ruhe nicht finden,
Sie werden Dir den Hasen gründen.

Die letzten zwei, im Gegentheil
Gewähren Mißmuth nur, nicht Heil,
Nicht süß ist, was sie uns bescheiden,
Vom Arzt mag man sie höchstens leiden.

Das Ganze dient den ersten zwei,
Ist schön geschmückt, stolzirt dabei,
Hat zwar den Namen von dem Süßen,
Kann aber nichts davon genießen.

Als Königin ward ich besungen
Von heil'gen und profanen Zungen;
Wenn Ihr die beiden Sylben trennt
Und dann ein R zu meiner ersten Sylbe schreibt,
So bin ich, was noch übrig bleibt.
Wenn Ihr ein R zur zweiten schreibt,
Bin ich Besitzer eigener Güter,
Ein Ehrenwort und ein Gebieter.



Ein Handwerksbursche bekam in einem Wirthshause, in welches er einkehrte, so viel Geld, als er Reisegeld mitbrachte und gab davon beim Weggehen dem Hausknecht 2 Neugroschen (1 Ngr. = 10 Pfennige) Trinkgeld.

Im zweiten Gasthause bekam er wieder so viel geschenkt, als er mitbrachte und gab beim Weggehen dem Hausknechte wiederum 2 Ngr. Trinkgeld.

Im dritten Wirthshause erhielt er wieder ein Geschenk, das eben so viel als sein dahin mitgebrachtes Geld betrug und abermals gab er beim Fortgehen dem Hausknecht ein Trinkgeld von 2 Ngr. Hier nahm aber das Trinkgeld seine ganze Baarschaft weg.

Wie viel Reisegeld hatte der Handwerksbursche in das erste Gasthaus mitgebracht?

Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 44.

Strick-Korb. Fisch-Korb. Raft-Korb. Trag-Korb. Korb.
Leichenpredigt.

In Triest. In dem Flusse Mur. Das Eifel-Gebirge. Der Buchstabe Delta. Sterne — Rester. In Sparta.

Wer den Anfang gut gemacht,
Hat das Werk bald halb vollbracht.

Briefpost.

Blanca und Emmi K. Freundlichen Dank für die richtigen Lösungen. Herrn L. F. in L. Warum so schweigsam in dieser Woche? Fr. Gräfin H. a. M. b. V. Ihr Wort der Anerkennung hat uns sehr gefreut. Was das Verwerthen von Seidenfleckchen betrifft, so existirt in der That eine solche Wunderfabrik, wie sie Ihnen geschildert wurde, und zwar von P. Friedheim auf Paulshöhe bei Trebbin. Dort werden kleine Seidenläppchen wieder in elegante Roben umgewandelt.

Herrn v. H. in D. Das Manuscript kam leider so spät an, daß uns eine Aufnahme desselben nunmehr unmöglich ist. Wünschen Sie seine Zurücksendung, im Fall Sie keine Abschrift haben?

Fr. Hofr. A. P. in G. Als etwas vorzüglich Schmackhaftes als Beigabe zum Thee können wir Ihnen die sogenannten „Ungarischen Eier“ empfehlen. Das Recept ist folgendes: Zehn hartgekochte Eier schneide man klein zusammen, rühre 6 Loth Butter zu Schaum, gebe eine in Milch gewaschene Semmel, grüne Petersilie, zwei ganze Eier, zwei Eidotter, einen Löffel voll saurer Sahne, ein wenig Salz und gestoßenen Pfeffer in die Butter. Dann bestreiche man ein Kasserol mit Butter, gebe das Gerührte hinein, backe es schön, stürze es auf eine Schüssel und servire es.

Hrl. J. v. M. in B. Höflichsten Dank für Räthsel und Aufgaben. Herrn Dr. G. H. in M. Viel zu grousig.

Herrn Stad. A. C. in Bonn. Sie scheinen sich noch wenig in Damen-Gesellschaft bewegt zu haben.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

PREUSSEN-ALBUM.

Zehn Portraits

in Stahlstich mit biographischem Text.

König Wilhelm I.	.....	Kriegsminister v. Roon.
Kronprinz Friedrich Wilhelm.	.....	General v. Moltke.
Prinz Friedrich Carl.	.....	General Herwarth v. Bittenfeld.
Prinz Adalbert.	.....	General v. Steinmetz.
Graf Bismarck-Schönhausen.	.....	General Vogel v. Falckenstein.

In elegantem Carton. Preis 22½ Ngr.

LEIPZIG.

Dürr'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen
elegant gebundenen Ausgaben.

Nr. 0.	mit Text, eleg. cartonnirt	15 Ngr.
" 1.	" " in Halbleinenband mit Dedelpressung und Gold- titel	17½ Ngr.
" 2.	" " in Ganzleinenband mit Dedelpressung und Gold- titel	22½ Ngr.
" 3.	" " in Ganzleinenband, Dedel reich vergoldet m. Schloß	1 Thlr.

Neu arrangirte Knallbonbons mit täglich durch neue Erscheinungen vermehrt werdenden niedlichen Gegenständen, tommischen Kopfbedeckungen und Bedarfsgegenständen der verschiedensten Art für Damen und Herren, à 2 Thlr. pro Duzend zur Cellarius'schen Sturmcolonnen-Tour Nr. 38, sowie viele andere Cotillon-Decor's offeriren

F. W. Stolze & Comp.
in Erfurt.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

(Eingefandt.)

Goethe und sein Liebeleben

ist ein in diesem Jahre im Drucke erschie- nener historischer Novellenkreis von H. C. N. Delani (3 Bände) betitelt.

Dieses letzte Werk des so thätig ge- wesenen Verfassers gehört entschieden zu dem Besten, was aus seiner Feder hervor- gegangen, und sind hierdurch Goethe's Liebesgeschichten popularisirt worden. Er theilt dieselben in drei Perioden; dem Laufe der Natur nach durch Alter, Bildung und Lebensstellung bedingt, umfaßt die erste sein Jünglingsalter, die zweite das Mannesalter und die dritte das Greisen- alter, und jede Periode bildet einen Band. Die so früh begonnene des Jünglings- lebens reicht bis zu seinem Aufenthalte in Weimar. Es ist die Periode der feurigsten Jugendliebe und offenbar die interessanteste und lehrreichste; auch zeigt er sich in ihr am offensten und liebenswürdigsten. (Wir wollen hier nur besonders auf Friederike Defer aus Leipzig verweisen.) In der zweiten Periode, wo Goethe durch den Kampf der Trennung von Friederike aus Sesenheim zur Ruhe und Rüksigung ge- langt war, tritt er dem Leser mehr als ästhe- tischer Liebhaber entgegen. Die reiche und vornehme Kaufmannstochter „Lili“ rangirt höher als die Wirthstochter „Gretchen“ und „Anette“ und sein innerer und äußerer Rang durch fürstlichen Geist und Herz geben ihm weder Zeit noch Gelegenheit, in die Unschuldswelt der Jugend hinabzutau- chen, wol aber zu interessanten Tändeleien und Spielereien mit ästhetischen Hinblicken und sinnlichen Auffassungen. In der dritten Periode, dem höheren Mannes- und Greisen- alter, wo die Schönheit zur Eleganz, die Begeisterung zur Rüksichtigkeit bei ihm ge- worden, entflammt den 75 jährigen Greis doch noch einmal die Leidenschaft einer Liebe in ganzer Jünglingskraft, die er aber mit vieler Selbstüberwindung dämpfte. — Alle bisherigen Mittheilungen über das reiche Liebeleben Goethe's sind nur geringes Ma- terial zu dieser umfassenden Darstellung, und da trotz alles Wechsels der Gegen- stände der Liebesneigungen dieses großen Genius, wie Goethe war, nichts Triviales darin herrscht und der gewöhnliche Werth- messer des Menschen in Hinsicht der Liebes- verhältnisse hier nicht paßt, weil die Ro- mantik einer einzigen ewigen Liebe auf solche geniale Geister wie Goethe, dessen Rei- gungen nicht bloß die zartesten Blüten des jungfräulichen Lebens umfaßten, keine An- wendung finden kann, so gewährt Goethe's Liebeleben solch anziehende ungewöhnliche Situationen, so seine psychologische Züge in meisterhafter Charakterbildung, wie ein reines Phantasiegebilde sie nicht schafft, und daher bildet das Ganze eine geistvolle, lehrreiche Unterhaltung für den gebildeten Leserkreis, dem wir es hierdurch ganz be- sonders empfehlen, da es nichts Interes- santeres geben kann, als das Liebeleben dieses großen Dichters, der von sich selbst sagt: „Ich kann nicht lieben ohne zu dichten und nicht dichten ohne zu lieben.“

—n.

LOTTERIE

zum Besten der Hinterlassenen gefallener Sachsen

und

Invaliden der Sächsischen Armee.

Preis des Looses 10 Ngr.

Veranstaltet vom Comité des Sächsischen Militär-Hilfsvereins in Leipzig:

Bernh. Keil (G. H. Stein & Co.). Julius & Franz Keil (J. G. Salefsky). Otto Wigand sen. Moritz Trinius (B. Trinius & Co.). Richard Landmann (Landmann & Enke). Mor. Weickert (J. D. Weickert). Dr. Paul Möbius. Prof. Dr. Müller. Wilh. Felsche. Adv. H. Götz. Fr. Emil Hoffmann.

Unter den mehreren tausend Gewinnen befinden sich folgende werthvolle Gegenstände: 1) Ein Flügel von Breitkopf & Härtel, 7 Octaven, neuester Construction. 2) Ein goldner Damenschmuck mit Amethysten, bestehend aus Armband, Broche und Ohrlocken in Etui. 3) Ein Oelgemälde (Fruchtstück) mit Goldrahmen, Geschenk J. M. der Königin Amalie von Sachsen. 4) Eine Nähmaschine (Kettelstich) nach Wilcox & Gibbs. 5) Ein kunstvoll geschnitz- tes Schachspiel mit Aufsatz (Meisterstück). 6) Ein goldnes Halsband und Ohrlocken mit echten Perlen und Türkisen. 7) Ein Nipptisch mit sehr reicher eingelegter Arbeit. 8) Eine Stutzuhr mit Glocke, echte Bronze, Reiter- statue (1 Elle hoch). 9) Eine Nähmaschine (von Cl. Müller), Stepp- u. Kettel- stich. Ferner eine Anzahl goldner Brochen, Ketten, Ringe, Ohrlocken, Arm- spangen; Silbersachen (Tabatière, Nähethuis, Besteck u. s. w.). Luxus-, Toilet- ten- und Wirthschaftsgegenstände von Bronze, Metall, Porcellan und Glas. Kunstsachen, Gemälde, Kupferstiche, Photographien; insbesondere aber eine reiche Auswahl weiblicher Handarbeiten (mehrere Teppiche) und eine bedeu- tende Anzahl von Büchern (z. Th. Prachtwerke) hauptsächlich belletristischen und naturwissenschaftlichen Inhalts u. s. w.

Die Ziehung findet jedenfalls noch im Laufe des Jahres 1866 in Leipzig statt.

Loosbestellungen (Wiederverkäufer erhalten Rabatt) beliebe man zu adressiren an „Das Comité des Sächs. Militär-Hilfsvereins in Leipzig.“
Bernhard Keil, d. Z. Vorsitzender.

Als Weihnachtsgeschenk.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Böttger's

Gesammelte Werke.

Complet in 6 Bänden. — Preis: 4 Thlr. broch., 6 Thlr. eleg. gebunden.

Inhalt:

- I. Lyrische Gedichte. — Frühlings- und Liebesmelodien. — Sonette. — Balladen und Romanzen. — Distichen. — Vermischte Gedichte. — Blätter der Erinnerung.
- II. Pausanias. — Fall von Babylon. — Magdalene. — Ruschirwan. — Auf der Wart- burg. — Das Schenkhaus zu Savethem.
- III. Sabana. — Till Eulenspiegel. — Hyazint und Liliade, ein Frühlingsmärchen.
- IV. Der Erbe von Thirlestun. — Heinrich und Fleurette. — Zarte Liebe. — Sperthias und Bulis. — Helene von Antwerpen. — Guillelm von Cabestaing. — Don Juan und Maria. — Zwei Königsnächte. — Dämon und Engel.
- V. Goethe's Jugendliebe. — Buch der Sachsen (Romanzen und Rhapsodien).
- VI. Die Pilgerfahrt der Blumengeister. — Agnes Bernauer. — Lancelot vom See. — Schlußlied.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.



Redacteur: Dr. H. Dietzmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Geheilte Wunden.

Novelle

von

J. Grimm.

(Fortsetzung.)

Das Jahr neigte sich zum Ende. In der Stadt war reges Leben: Concerte, Bälle und Gesellschaften wechselten mit einander ab. Charlotte und ihre Mutter glaubten Gabrielen, die seit ihrer Rückkehr von Warthau bleich und angegriffen ausah, zerstreuen zu müssen.

„Wie bin ich glücklich, daß ich Dich wieder habe!“ sagte eines Abends Charlotte, während beide Freundinnen sich zu einer größeren Gesellschaft ankleideten. „Es ist ein ganz anderes Leben so zu Zweien, Gabriele; nur mußt Du mir auch den Gefallen thun und recht munter aussehen. Nicht so schwermüthig und interessant, daß Dir die Leute gleich ansehen, daß Du . . .“

Sie unterbrach sich, als sie den ernstesten Ausdruck auf Gabrielens Gesicht sah. „Sei mir nicht böse,“ fuhr sie fort, indem sie die Freundin in die Arme schloß, „ich habe Dir nicht weh thun wollen.“

Gabriele lächelte. „Ich weiß nicht, was mir heute ist,“ sagte sie, „ich habe ein Gefühl, als dürste ich nicht mit Euch in diese Gesellschaft gehen; ich bin doch sonst nicht abergläubisch.“

Charlotte lachte auf. „Pössen!“ sagte sie. „Das ist

Deine melancholische Laune, die ich Dir eben vertreiben will. Komm' nur, meine bleiche Rose und laß Dich schmücken!“ Dabei drückte sie ihr einen schönen Kranz von Veilchen und weißen Rosen auf die braunen Haare, den die Gärtnerin eben geschickt hatte. „So bist Du schön!“ rief sie, sie zärtlich betrachtend, „und nun sei auch fröhlich; Dein Liebster denkt vielleicht jetzt eben an Dich.“

Gabriele lächelte wieder, und doch war es ihr immerfort wie weinen; es kostete sie Mühe, ihre bange Stimmung zu überwinden. Als sie mit den Freundinnen in die hellerleuchteten Gesellschaftszimmer trat, fühlte sie sich sehr ängstlich und beklommen, sie wußte selbst nicht, warum.

Sie hatte sich kaum in einem Kreise von jungen Mädchen und Frauen niedergelassen, als die Flügelthüren sich wieder öffneten und neue Gäste eintraten. Es war diesmal ein junges Paar, das sogleich alle Blicke auf sich zog. Gabriele sah auch hin, wie die Andern; sie erblaßte . . . Dieses Paar war ihr nicht fremd — sie wußte den Namen, ehe er ihr genannt wurde. Es war Ludwig Dankmar, der schöne Unbekannte aus dem Garten und seine junge Frau. Als sie mit der Dame des Hauses in ihre Nähe kamen und an ihr die Reihe war, vorgestellt zu werden, erhob sie sich zitternd und verneigte sich mit gesenkten Augen. Der junge Ehe- mann sah sie mit einem langen erstaunten Blicke an; sie bemerkte es nicht.

Als die Fremden weiter gegangen waren, hörte Ga-

brielle ihre Nachbarinnen leise über sie sprechen. „Wie schön sie zusammen aussehen!“ sagte eine junge Frau, „und doch sollen sie so unglücklich sein. Es wird erzählt, er habe sie nur ihres Reichthums wegen gewählt und liebe ein anderes Mädchen. Sie soll darüber ganz trostlos sein, denn sie hat ihn aus wirklicher Neigung geheirathet.“

Gabriele erhob jetzt die Augen und sah nach dem Paare hin, das in einer Gruppe von Gästen stand, welche sich in lebhaftem Gespräche befanden. Das Gesicht des schönen Mannes war ihr zugewendet, ihr Blick begegnete dem seinen, der starr auf sie gerichtet war. Sie wandte sich schnell ab, aber sie hatte gesehen, daß er ernster und blässer aussah, als sonst.

Es wurde getanzt. Gabriele war ziemlich fremd in der Gesellschaft und kannte nur einzelne der anwesenden Herren. Ihre Karte war noch nicht voll, als sich Herr Ludwig Dankmar ihr vorstellte und sie um einen Tanz bat. Sie wagte nicht, es auszusprechen, aber sie zitterte, während sie ihm ihre Karte reichte und sah ihn nicht an. Er grüßte und entfernte sich wieder. Als der Contre-Tanz, um den er gebeten, an die Reihe kam, bot er ihr den Arm, sie in das Nebenzimmer zu führen, wo sich mehre Carré's gebildet hatten.

„Sie erinnern sich ohne Zweifel nicht mehr meiner, Fräulein?“ fragte er, während sie durch den Saal gingen.

Gabriele sah verwirrt zu ihm auf. O, Herr Dankmar, ich glaube Sie wiederzuerkennen,“ sagte sie endlich, „wir haben uns früher zuweilen begegnet.“

„Es freut mich, daß Sie es noch wissen,“ erwiderte er lebhaft; „so sind wir also Bekannte und haben schon gemeinschaftliche Erinnerungen.“

Gabriele hätte Alles in der Welt gegeben, wenn diese Erinnerungen nicht vor ihre Seele gebracht worden wären. Sie fühlte sich gedemüthigt in dem Gedanken an ihre Schwachheit und Leidenschaft von damals; sie dachte an Gotthardt, an den Einzigen, den Geliebten; sie begriff nicht, wie sie jemals hatte einen Anderen, wie sie diesen Fremden hatte lieben und um dieser Liebe willen leiden können. Sie wußte nichts zu erwidern und schwieg.

Ihr Tänzer sprach viel mit ihr und in einem Tone, der sie befangen machte. Seine Blicke ruhten unaufhörlich auf ihr; sie mußte an das denken, was sie vorher gehört, daß seine Ehe unglücklich sei, daß er seine Frau nicht liebe, sondern eine Andere; unwillkürlich fiel es ihr ein, daß doch vielleicht sie diese Andere sein könne, daß sie doch vielleicht geliebt worden sei von diesem Manne, an dem ihr Herz und ihre Phantasie so lange gehangen, um den sie Schmerz und Pein und bittere

Zweifel an sich selbst erduldet, bis Gotthardt den Zauberbann gelöst mit seiner schönen Liebe. Sie war froh, als der Tanz vorüber war und vermied eine zweite Begegnung mit dem jungen Kaufmanne an jenem Abende. Sie kam sehr aufgereggt nach Hause.

„Nun, und Deine Ahnung?“ fragte Charlotte lachend, als sie in's Wohnzimmer traten, „hat sie sich bestätigt?“

„Ich glaube nicht —“ war Gabrielen's Antwort; aber die Freundin sah, wie sie roth wurde und sich abwendete.

Es vergingen Wochen — Monate, ohne daß Gabriele Ludwig Dankmar wieder begegnete. Zu ihrer Beruhigung sah sie, daß er nicht in den Kreis von Bekannten gehörte, den Charlottens Mutter häufiger besuchte. Gabriele hatte sich auf die Bitten ihrer Freundinnen entschlossen, in ihrem Hause zu bleiben, doch wollte sie einzelne Stunden in Familien geben, sie sehnte sich nach einer regelmäßigen Beschäftigung, das gesellige Leben allein konnte ihr nicht genügen; außerdem wollte sie selbst Etwas erwerben und nicht ganz von der Freundschaft abhängig sein. Sie fand bald mehre Häuser, in denen sie thätig sein konnte, und führte nun ein friedliches geregeltes Leben; die Zeit verging ihr sehr schnell. Etwas gab es bei alledem, was dem jungen Mädchen sehr weh that, es war das ganz gelöste Verhältniß zwischen ihr und der Familie zu Warthau. Sie hatte nur einen einzigen Brief von dort erhalten — einen kurzen von der Tante, die ihr sagte, Herr von Warthau habe beschlossen, der schwankenden Gesundheit seiner Frau und des Unterrichts der Kinder wegen nach der Stadt zu kommen. Gabriele wußte auch, daß die Familie ein großes schönes Haus, gar nicht weit von ihrer Wohnung, bezogen hatte; aber Niemand hatte nach ihr gefragt, man wollte den Umgang mit ihr vermeiden. Sie sagte sich wol, daß diese strenge Maßregel nur von dem Herrn des Hauses ausging, aber sie litt darunter. Einmal hatte sie die Kinder von Weitem gesehen; es war ihr, als bemerkten sie sie auch und wollten auf sie zu eilen, aber sie schienen sich anders zu besinnen und gingen weiter, ohne sich nach ihr umzusehen.

Es war gegen das Ende des Winters, als eines Tages gegen Abend eine Dame gemeldet wurde, die Gabrielen zu sehen wünschte. Das junge Mädchen ging sogleich, sie zu empfangen. Es war die Schwester des Herrn von Warthau. Gabriele stieß einen Freudenschrei aus und eilte auf sie zu, aber sie blieb betroffen stehen, als sie den Ausdruck von Kummer auf dem Gesichte der sonst so freundlichen Dame wahrnahm.

„Liebes Kind,“ sagte die Tante endlich, indem sie ihr die Hand reichte, „ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, in der Hoffnung, Sie werden sie mir nicht ausschlagen,

trog des unfreundschaftlichen Betragens, durch welches wir Sie gewiß gekränkt haben. Sie werden sich selbst gesagt haben, daß wir nicht unserem freien Willen folgten, indem wir so handelten, sondern die Verhältnisse zu berücksichtigen hatten und vor Allem den Willen meines Bruders, den Sie ja kennen. Es sind jetzt aber Umstände eingetreten, die uns zwingen, unser Verhalten zu ändern. Liebe Gabriele, meine Schwägerin liegt seit mehren Wochen auf den Tod krank; ihr Zustand ist jetzt ganz ohne Hoffnung. Nun verlangte sie heute nach Ihnen; sie wolle Sie gern noch sehen und sprechen vor ihrem Tode — sagt sie — und so bin ich gekommen, Sie zu rufen.“

Gabriele war tief ergriffen. Sie folgte der Tante in großer Aufregung nach dem Hause des Herrn von Warthau. Die Kinder empfingen sie an der Thüre und warfen sich ihr weinend in die Arme.

„Mutter ist todt!“ rief Elschen schluchzend. „O Gabriele!“

Vor wenigen Minuten war Frau von Warthau verschieden. Gabriele trat also zum zweiten Male in dieses Haus, in dem Augenblicke, wo ein schwerer Schlag es getroffen; zum zweiten Male hatte sie diese Kinder zu trösten bei einem Verluste, der größer war, als sie es noch verstanden; nur war ihr diesmal das Haus nicht fremd, sie hatte darin schon gelebt, gelitten . . . und geliebt. Der Verlust traf sie mit den Anderen. Sie stand am Bette der Todten, bitter weinend, während die Kinder sich an sie drängten und sie umschlungen hielten, als fürchteten sie, sie möchte wieder gehen. Als Herr von Warthau herein trat, bebte Gabriele; er sah düster vor sich nieder und schien sie nicht zu sehen . . . Endlich erhob er den Blick; seine Stirn verdüsterte sich noch, während er grüßte.

„Ihr Name war das letzte Wort meiner Frau,“ sagte er mit gedämpfter Stimme; „sie wollte Sie sehen und sprechen, Fräulein Gabriele. Ihr letzter Wunsch war, Sie möchten unsere Kinder trösten.“

Gabriele sah, daß er mit Ueberwindung zu ihr sprach; sie fühlte, daß sein Herz für sie noch wie sonst verschlossen war und daß ihre Gegenwart nur peinlich für ihn war.

Kalt erwiderte er den warmen Druck ihrer Hand; er konnte ihr nicht vergeben, daß sie Gotthardt's Herz gewonnen hatte, selbst in dieser ernsten Stunde nicht, wo ein gemeinsamer Schmerz sie verband.

Sie schied bald aus dem Hause, mit dem Versprechen, den folgenden Morgen wieder zu kommen. Sie wäre so gern bei den Kindern geblieben, die sie mit flehenden Blicken ansahen; aber der Vater sagte kein Wort, sie zu halten. So ging sie traurig nach Hause.

Den anderen Tag war sie schon früh wieder da; die

Kinder überschütteten sie mit Liebkosungen und der Tante war es ein großer Trost, sie bei sich zu haben.

Herr von Warthau zeigte sich nicht, so lange sie im Hause war; ebenso die folgende traurige Zeit. Gabriele sagte sich still: „Ich muß Geduld haben,“ wie sie es einst ihrem Freunde gesagt. Das tröstete sie und gab ihr neuen Muth. Sie nahm jetzt oft die Kinder mit sich fort und beschäftigte sie; sie wollten sich gar nicht mehr von der geliebten Freundin trennen und klagten nur, daß Gabriele nicht ganz zu ihnen käme und daß der Vater sie nicht leiden möge, sie begriffen nicht, warum.

Als der Schnee schmolz und der Frühling mit lauen Lüften kam, freute sich Gabriele, mit ihren Lieblingen in den Garten gehen zu können, wo sie vor'm Jahre so thöricht geschwärmt und geträumt hatte; es war ihr, als müßte die Luft dort jetzt reiner und frischer sein, als damals, als müßten die Blumen schöner blühen und die Vögel frohere Lieder singen; das Paradies, was sie einst mit blutendem Herzen verlassen mußte, schien ihr nun sich wieder aufzuthun und kein Engel mit dem Schwerte stand davor, sie zu verweisen.

An einem heiteren Frühlingstage trat sie den ersehnten Gang an. Die Kinder waren mit ihr. Als sie an dem Hause vorüberkam, das sonst das Reich ihrer Träume gewesen, hob sie die Blicke ruhig nach dem Fenster; dort saß, wie sonst, der junge Kaufmann, über seine Arbeiten gebeugt. Er erhob den Kopf nicht; er bemerkte nicht, daß sie vorüberging und sie war froh darüber. Die Kinder waren glücklich im Garten; sie pflückten Veilchen und Primeln und plauderten von Schloß Warthau, wo es jetzt auch so viele Blumen geben mußte.

Als Gabriele zum Gehen aufbrach und auf der Lindenallee dem Ausgange zu schritt, sah sie plötzlich Ludwig Dankmar ihr entgegenkommen. Sie erschrak; sie hatte die Begegnung zwar vermieden, aber es war nicht mehr möglich, umzukehren, ohne daß es wie eine Absichtlichkeit erschienen wäre. Sie wollte rasch grüßen und weiter gehen; er aber blieb wie festgewurzelt stehen, als er sie erblickte.

„Sieht man Sie endlich wieder, Fräulein?“ sagte er nach der ersten Begrüßung. „Ich glaubte schon, Sie hätten unsere Stadt ganz verlassen und ich würde nie wieder das Glück haben, Sie hier im Garten zu sehen. — Sie waren vielleicht verreist?“

„Nein, aber ich gehe wenig aus,“ erwiderte sie bescheiden. „Ich habe Pflichten übernommen, die meine Zeit viel in Anspruch nehmen.“

„Sie sind Erzieherin?“ fragte er, auf die Kinder sehend.

„Ja, wenn Sie so wollen,“ antwortete sie, indem

sie die Hand Elschens ergriff, die ängstlich zu ihr aufblickte. Sie grüßte und ging. Ludwig Dankmar blieb stehen und sah ihr nach, bis sie verschwunden war; dann schüttelte er traurig den Kopf und entfernte sich langsam. Gabriele kam nun regelmäßig mit den Kindern in den Garten. Obgleich sie dabei suchte, dem Zusammentreffen mit dem jungen Kaufmanne auszuweichen, so konnte sie doch nicht hindern, daß er sie oft sah und zuweilen anredete. Was er dann sprach, waren allgemeine und oft unbedeutende Dinge; aber sein Ton und Wesen hatten etwas eigenthümlich Aufgeregtes, was dem jungen Mädchen auffiel und sie etwas beunruhigte. Sie war sich dennoch zu sehr bewußt, daß jede Spur des Gefühls, das sie früher für diesen Mann gehabt, verschwunden war, als daß diese Begegnungen sie hätten schrecken und ängstigen können. Außerdem war sie ihm gegenüber ernst und zurückhaltend und brach das Gespräch, was er so gern anzuknüpfen schien, meist schnell ab.

Eines Tages, als sie sich an dem Springbrunnen getroffen hatten, erinnerte er sie im Laufe der Unterhaltung an jenen Theaterabend, an die Vorstellung des Hamlet.

„Sie sahen damals sehr unglücklich aus, Fräulein; Sie mußten einen tiefen Kummer haben!“ sagte er mit einem erwartungsvoll auf ihr ruhenden Blicke.

Sie wurde roth und schwieg eine Weile.

„Ja,“ sagte sie dann, indem sie ihn fest ansah, „ich hatte einen Kummer, aber er ist, Gott sei Dank! ganz vorüber.“

„Das ist ein großes Glück für Sie,“ erwiderte er in bitterm Tone; „mir ist es nicht so wohl geworden wie Ihnen, Fräulein; ich trug damals still für mich einen Schmerz, um den Niemand wußte und noch heute kann ich nicht sagen, daß ich davon geheilt wäre.“

Gabriele sah sich unruhig nach den Kindern um, die in der Nähe spielten. Sie war erschrocken über die Wendung, die er plötzlich dem Gespräche gegeben hatte und suchte einen Grund, sich schnell zu entfernen; ehe sie aber sprechen konnte, nahm er wieder das Wort:

„Ja, Sie sollen es endlich erfahren, Fräulein,“ sagte er entschlossen; „ich will Ihnen das Bekenntniß ablegen, das bisher noch nicht über meine Lippen gekommen ist . . . vor Ihnen darf ich dies schon . . . denn ich weiß, daß es eine Zeit gab, wo ich Grund hatte, zu glauben, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig sei . . . Fürchten Sie nichts,“ fuhr er fort, als sie eine unruhige Bewegung machte und sich wieder nach den Kindern umsah, „ich bin nicht in dem Wahne, daß noch Alles sei wie sonst; „Sie haben gekämpft und gesiegt, Fräulein! Ich weiß, daß ich jetzt ein Fremder für Sie bin, jetzt, da Sie mich kennen. Dennoch lassen Sie mich sagen, was ich

Ihnen bin; lassen Sie mich bekennen, daß ich Sie geliebt habe! . . . Sie wenden sich ab . . . Sie wollen das nicht hören? Ja freilich, jetzt sind Sie ruhig und kalt, jetzt mögen Sie der Zeit nicht mehr gedenken, wo Sie die Farbe wechselten, wenn wir uns begegneten und Ihre Blicke mir gestanden, was mir vielleicht in jener Zeit besser gelang, Ihnen zu verbergen. Aber Sie sollen es wissen, daß Sie damals nicht allein gelitten haben, daß auch ich schwere Kämpfe gekämpft habe und daß ich noch jetzt weit entfernt bin . . .“

„Sprechen Sie nicht weiter,“ unterbrach Sie ihn lebhaft, „schonen Sie mich und sich selbst! Was soll ich erwidern auf Alles, was Sie mir sagen? Soll ich von einer Vergangenheit mit Ihnen reden, die für uns Beide ganz vergangen ist und ewig bleiben soll? Lassen Sie uns vergessen, was Sie gesagt haben und nie wieder darauf zurück kommen!“

Er ließ sie ausreden, dann sagte er in demselben bitterm Tone, als vorher: „Sie sind stark und muthig, Fräulein; ich bewundere Sie. Ich will versuchen, Ihrem heldenmüthigen Beispiele zu folgen. Wie sonst, wo ich so tapfer gegen meine Gefühle kämpfte, will ich mir sagen, daß Sie eine arme Waise sind . . . daß ein dauerndes Glück ohne äußere Güter nicht möglich ist, ferner daß ich eine Frau habe, die solche Güter besitzt . . . eine Frau, die außerdem sehr schön ist und mich sehr liebt! Ich kann mir weiter sagen, daß Sie längst aufgehört haben, irgend welches Interesse für mich zu bewahren . . . daß Sie als Heldin aus dem innern Kampfe hervorgegangen sind . . . lauter ausgezeichnete Trostgründe . . . das müssen Sie selbst sagen, Fräulein!“ Er lachte bitter und schwieg.

Sie war sehr bleich geworden, aber sie blieb gefaßt.

„Ich darf nicht länger hier bleiben,“ sagte sie ernst, „leben Sie wohl! Ich fühle, daß ich Unrecht gethan habe, diesen Garten wieder zu betreten, der an die Vergangenheit erinnerte. Was Sie mir jetzt gesagt haben, ist die Strafe dafür. Aber ich zweifle nicht, daß Alles noch gut werden kann, wenn wir Beide unsere Pflicht erkennen und thun. Die meine weiß ich; ich werde mich nie wieder hier zeigen . . . Sie sollen mich nicht wieder sehen! . . . Die Ihre? Nun . . . die wird auch nicht schwer zu finden sein, und Gott gebe Ihnen Kraft, sie zu thun!“

Sie verneigte sich gegen ihn und ging mit ruhigem Schritte nach dem Platze, wo die Kinder spielten. Sie rief sie vom Spiele ab und verließ mit ihnen den Garten, den sie sich gelobt hatte, mit keinem Schritte wieder zu betreten.

„Was ist Ihnen, liebes Kind, Sie sehen ja leichenblau aus?“ fragte die Tante besorgt, als Gabriele, vom

Spaziergänge mit den Kindern zurückgekehrt, zu ihr in's Zimmer trat.

„Es ist nichts, ich fühle mich schon besser!“ erwiderte das junge Mädchen, sich erschöpft neben sie niederlegend. Wie gern hätte sie der Theilnehmenden Alles erzählt, was sich zugetragen! Sie fühlte sich so erschüttert und aufgeregt, daß es ihr eine unendliche Erleichterung gewesen wäre, diese wohlwollende Freundin in ihr Vertrauen zu ziehen; aber der Gedanke an Dankmar hielt sie zurück; sie wollte ihm das Geheimniß über das Geschehene bewahren. Niemand sollte erfahren, wie weit er gegangen war.

Nach einer Pause, während welcher die Tante das junge Mädchen liebevoll betrachtet hatte, sagte sie, indem sie lächelnd einen Brief vom Tische nahm, den sie eben gelesen zu haben schien:

„Beinahe hätte ich vergessen, Ihnen das Neueste mitzutheilen, liebe Gabriele, so sehr hat mich ihr Aussehen erschreckt: wir haben soeben Nachricht von Gotthardt; er ist auf der Herreise, schon in acht Tagen wird er hier sein.“

Gabriele konnte einen Jubelruf nicht zurückhalten. „Er kommt, er kommt jetzt!“ rief sie, während ihr Blick sich belebte und ein tiefes Roth ihre Wangen färbte.

„Gotthardt kommt!“ riefen zu gleicher Zeit die Kinder, die noch im Zimmer waren. „Das ist herrlich, Tante! Da werden wir Alle wieder vergnügter werden!“ Die Kinder eilten jubelnd hinaus. Die Tante seufzte tief und sah traurig aus. Gabriele ergriff ihre Hand und drückte sie lebhaft:

„Ja, es wird nun Alles besser werden, sagte sie mit innigem Tone; „er wird neues Leben in's Haus bringen und Sie Alle trösten und erheitern!“

„Ich hoffe nicht viel von seinem Kommen, liebe Gabriele,“ erwiderte die Tante. „Mein Bruder ist seit einiger Zeit, und besonders seit dem Tode seiner Frau, so verändert, seine trübe Stimmung hat einen solchen Charakter von Schwermuth angenommen, daß ich nicht glauben kann, Gotthardt werde viel Einfluß auf ihn haben können. Ja, ich fürchte sogar das Gegentheil! Ich besorge, Vater und Sohn möchten sich mehr und mehr entfremden. — Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß mein Bruder seit den Ereignissen des vorigen Jahres, besonders seit Gotthardt's schneller Abreise, gegen diesen eine Art Groll hegt, den er sogar oft in Augenblicken der Ungeduld heftig äußert. Gotthardt's Briefe sind ruhig und offen, man sieht leicht daraus, daß er seine Gesinnungen in keiner Weise geändert hat; er schreibt nie von Ihnen, liebe Gabriele, er nennt Sie niemals, und dennoch fühlt man, daß er den Gedanken an Sie festhält, wie ein heiliges Gelübde, und daß er sich niemals

entschließen wird, sein Herz einer Andern zu geben. Das ist es, was ihm mein Bruder nicht vergeben und was leicht noch zum Zerwürfniß zwischen Beiden führen kann.“

Es war das erste Mal, daß die Tante über dieses Verhältniß, sowie von Gotthardt's Neigung zu ihr mit Gabriele sprach. Das junge Mädchen war gerührt von dem Vertrauen, das ihr geschenkt wurde und tief bewegt von Allem, was sie hörte.

„Vertrauen Sie auf Gotthardt!“ sagte sie zuversichtlich, er hat gelernt Geduld haben und er weiß, welche heiligen Pflichten er gegen Herrn von Warthau zu erfüllen hat. Er wird nichts thun, was seinen Vater drücken könnte!“

Die Tante sah Gabrielen an.

„Glauben Sie das wirklich?“ fragte sie. „Und werden Sie selbst auch stark genug sein, um ihn bei diesem Sinne zu erhalten?“

„Ja, das werde ich!“ sagte Gabriele fest.

Die Tante strich ihr mit der Hand über das weiche braune Haar und küßte sie auf die Stirn.

„Sie sind mein liebes Kind,“ sagte sie freundlich. „Sie erinnern mich an meine Eva. Gotthardt hat gut gewählt.“

Dieses Gespräch that Gabrielen sehr wohl; sie fühlte sich beruhigt und erleichtert, als sie das Warthau'sche Haus verließ; übrigens hatte der Gedanke, daß Gotthardt nun wiederkehrte, jede Bangigkeit, jedes Gefühl von Verlassensein und Hülflosigkeit in ihr vertrieben. Sie fühlte sich voll Kraft und Vertrauen, seine Liebe war ihr geblieben; das war Seligkeit und Trost in jeder Noth. Sie dachte an den Engel mit der Palme, den sie im Traume gesehen hatte, in jener ersten Nacht auf Schloß Warthau, und der zu ihr gesprochen: „Friede sei mit Dir!“ Wie dann ihre Gedanken wieder auf das Gespräch im Garten zurückkamen und bei Ludwig Dankmar verweilten, fühlte sie sich ruhig, auch in Bezug auf ihn: „Gott wird auch ihn zurückführen auf den rechten Weg!“ dachte sie, und schloß ihn voll Mitleid in ihr Gebet ein.

Die acht Tage bis zu des jungen Malers Ankunft vergingen langsam. Gabriele war viel im Warthau'schen Hause, oder machte auch viele Spaziergänge mit den Kindern in der Umgegend der Stadt, da ihnen der Garten verschlossen war. So war sie wol beschäftigt, aber die Sehnsucht nach dem Geliebten, die sich mehr und mehr steigerte, je näher der Tag seiner Wiederkehr herankam, ließ ihr die Tage wie Wochen, die Minuten wie Stunden erscheinen.

Obgleich sie fest glaubte, daß Gotthardt vollkommen Herr über sich selbst sein und seinem Vater gegenüber nichts thun würde, was diesen reizen könnte, so sah sie

doch mit Zagen der Begegnung dieser beiden Männer entgegen und fühlte mit Schmerzen, daß sie die Ursache sei, wodurch das Verhältniß zwischen ihnen sich so gelockert und schwierig gestaltet hatte.

(Schluß folgt.)

Die kleinste der Dorfgeschichten.

So kann man wol mit Recht die nachfolgende led und genial hingzeichnete und von Lobedanz sehr fein übertragene Erzählung von der gefährlichen Freiwerberei um die schöne Aslaug nennen, eine originelle Skizze, mit breitem vollstümlichen Hintergrunde, die, wie die meisten ganz kurzen Darstellungen des berühmten Björnson, sehr unbekannt geblieben ist.

Die Scenerie ist das Hochgebirge Norwegens und die Verbtheit der Figuren und ihrer Denkweise rechtfertigt sich durch die Wirklichkeit:

Zu der Zeit, als Aslaug eine erwachsene Dirne ward, gab es keinen Frieden mehr in Husaby. Es schlugen und rausten sich dort vielmehr die schmucksten Bursche in der ganzen Dorfschaft Nacht auf Nacht. Am schlimmsten war es in der Sonnabendnacht; dann aber legte sich der Vater, der alte Knud Husaby, niemals, ohne wenigstens seine Lederhosen anzubehalten und einen tüchtigen Birkenkittel vor sein Bett zu stellen, auf sein Lager. „Hab' ich ein hübsches Töchterchen, so werd' ich sie auch zu schätzen wissen,“ sagte der Husaby.

Thore Nesset war nur ein Rätchnersohn und doch gab es Leute, welche sagten, er komme am oftesten zum Besuche bei der Husnertochter auf Husaby. Das aber gefiel dem alten Knud nicht, er sagte, es sei das nicht wahr, denn er wenigstens habe ihn dort niemals gesehen. Die Leute aber schmunzelten doch untereinander, daß, wenn er nur recht auf dem Heuboden hätte suchen wollen, wo Aslaug sich manches Geschäft zu machen pflegte, so würde er den Thore gefunden haben.

Der Frühling kam und Aslaug zog nach der Alm mit der Heerde. Wenn nun der Tag sich heiß über die Thäler legte, der Felsen sich kühl erhob über den Sonnendampf, die Heerdenglocken erklangen, der Hirtenhund bellte, Aslaug jodelte und auf dem Hifthorn blies — so wurden die Bursche vom Herzweh ergriffen, wenn sie in die Nähe kamen und dies Bild betrachteten. Und am ersten Sonnabendabend schlich sich der eine nach dem andern hinauf. Allein schneller, als hinauf, kamen sie wieder herunter; denn droben stand ein Bursche und paßte auf, nahm Jeden in Empfang, welcher kam, und wirbelte ihn so im Kreise herum, daß er auf Lebzeiten der Worte gedachte, welche diesen Kreiseln begleiteten: „Komm ein ander Mal wieder, dann sollst Du mehr bekommen.“

Soweit nun die Bursche schließen konnten, gab es nur einen in diesem Kirchsprengel, welcher solche Fäuste hatte, und dieser war eben Thore Nesset. Und alle die reichen Husnertöchter meinten, das wäre doch zu arg, daß der geringe Thore am höchsten bei der Aslaug Husaby angeschrieben stände.

Dasselbe meinte auch der alte Knud, als er davon hörte, und er sagte, wenn es keinen andern gebe, der ihn zügeln könne,

so wolle er dieses Geschäft schon selbst besorgen. Knud fing ja freilich an alt zu werden, allein, wenn er auch schon über die Sechzig war, mochte er doch mitunter seine Kräfte mit dem ältesten Sohne messen, wenn es ihm zu langweilig im Hause ward.

Nach der Husaby-Alm hinauf führte nur ein Pfad und zwar durch den Garten des Hofes. Am nächsten Sonnabendabend, als Thore nach der Alm hinauf wollte und sich still über den Hof schlich, leichter zu Fuß, als er vor den Gebäuden erst vorbei war — fuhr ein Kerl gerade auf ihn los.

„Was willst Du von mir?“ fragte Thore und schlug ihn in's Gesicht, daß es in ihm sang.

„Das sollst Du zu wissen bekommen,“ sagte ein anderer hinter ihm mit einem Nackenschlage und das war der Bruder.

„Hier ist der dritte Kerl,“ sagte der alte Knud und ging ihm zu Leibe.

Thore ward stärker in der Gefahr. Er war geschmeidig wie Weiden und schlug um sich, daß es knallte; er wand sich und bückte sich; wo ein Schlag fiel, war er nicht; wo es Niemand erwartete, theilte er aus. Er bückte sich und sprang auf, doch ward er fürchterlich zugebedt. Aber der alte Knud sagte doch später: „Mit einem tapferern Burschen habe er sich noch nie gebalgt.“ Sie fuhr fort, bis Blut floß, da aber sagte der Husaby: „Halt!“ und dann entschlüpften ihm noch die Worte: „Kannst Du am nächsten Sonnabend hinaufkommen, dem Husaby und seinen Jungen zum Troß, so soll die Dirne Dein sein!“

Thore schleppte sich heim, so gut er konnte, und als er heimgekommen war, legte er sich zu Bette. Viel Gerede ging von der Balgerei auf Husaby, allein Jeder sagte: „Was wollte er auch dort?“ Nur eine Seele gab es, die das nicht sagte, und das war Aslaug. Sie hatte ihn an jenem Sonnabendabend erwartet, als sie aber erfuhr, was zwischen ihm und ihrem Vater passirt war, setzte sie sich hin und weinte und sagte bei sich selbst: „Bekomm' ich den Thore nicht, so giebt es keinen frohen Tag mehr für mich in der Welt.“

Thore blieb am Sonntage im Bette liegen, und als der Montag kam, fühlte er, daß er noch liegen bleiben müsse. Der Dienstag kam, und das war so ein schöner Tag. Es hatte geregnet in der Nacht; das Gebirge sah so frisch grün aus, das Fenster stand offen, Düste strömten hinein, die Glocken läuteten von der Alm herunter und da droben jodelte Jemand Wahrhaftig, wenn seine Mutter nicht im Zimmer gefessen hätte, so würde er geweint haben. Der Mittwoch kam und noch lag er dort; am Donnerstag fing er an, darüber nachzudenken, ob er doch nicht am Sonnabend wieder gesund sein sollte, und am Freitage war er wieder auf den Beinen. Er dachte nun an die Worte, welche der Vater gesagt hatte: „Kannst Du am nächsten Sonnabend zu ihr hinaufkommen, ohne daß Knud und seine Buben das verhindern können, so soll das Mädchen Dein sein.“ Er schaute nach dem Husabyhofe hinauf, einmal nach dem andern. „Ich erlebe nun keinen Weihnachten mehr,“ dachte Thore.

Hinauf nach der Husaby-Alm ging nur ein Pfad, wie vorhin gemeldet ist; aber ein tüchtiger Kerl mußte doch wol auch sonst hinaufkommen können, selbst wenn ihm der gerade Weg verschlossen wäre. Ruderte er z. B. dort um die Landspitze und





Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer Leipzig

Marcifeldinger

Verlag der Dörbner Buchh.

legte dann an auf der Seite, so wäre es vielleicht möglich, hinaufzukommen, wenn es auch so steil dort war, daß nur mit genauer Noth Ziegen emporklettern konnten, und die pflegen doch sonst nicht so bange zu sein auf dem Gebirge.

Der Sonnabendabend kam und Thore ging aus von Morgens früh. Es war ein schöner Tag; — die Sonne strahlte, daß es lebendig ward im Gebüsch. Es jodelte und blies herab vom Gebirge. Er sah vor seiner Hausthüre, als der Tag sich neigte und ein rauchender Nebel nach den Bergen hinaufzog. Er schaute hinauf, es war dort so still; er sah nach dem Husabyhose — und dann sprang er in das Boot und ruderte um die Landspitze herum.

Vor der Sennhütte saß Aßlaug und war fertig mit ihrem Tagewerke; sie dachte daran, daß Thore diesen Abend ja nicht kommen könne, allein daß vielleicht so viel mehr Andere kommen würden; sie machte daher den Hund los und sagte nichts, sondern ging nur weiter. Sie setzte sich so hin, daß sie über das Thal hinausschauen konnte; allein dort stieg Nebel empor, auch war sie nicht recht im Stande, hinabzublicken. Sie wählte dann einen andern Platz und ohne dann weiter darüber zu denken, setzte sie sich so hin, daß sie nach der Seite blickte, wo der Fjord lag; es gab das ihrer Seele so viel Frieden, wenn sie so weit über das Wasser hinabschaute.

Als sie so dort saß, kam sie in eine Stimmung, wo sie Lust zu singen fühlte, sie nahm ein Lied mit „langen Tönen“ und weit erklang es über die Berge. Sie wollte sich gern selbst singen hören, fing daher von Neuem an, als der erste Vers zu Ende war. Als sie aber den zweiten gesungen hatte, kam es ihr vor, als ob Jemand tief unten antwortete. „Kind, was kann doch das sein?“ dachte Aßlaug, schritt dann vor nach dem Abhang, schlang die Arme um eine schlanke Birke, welche da stand und über dem Abgrunde zitterte — und schaute hinunter. Aber sie sah nichts; der Fjord lag still da und ruhte sich aus, nicht ein Vogel strich über denselben hinweg. Aßlaug setzte sich daher wieder nieder und fing abermals an zu singen. Da aber antwortete es im selben Tone und näher als das erste Mal. „Der Laut war kein Echo, was er auch ist.“ Aßlaug sprang wieder auf und beugte sich von Neuem über den Felsen hinab. Und da sah sie unten an der Felswand ein Boot, welches angelegt hatte; es sah so klein aus, wie eine Nußschale, weil es so tief unten war. Sie warf den Blick hinaus und sah eine Mütze von Fell, und unter derselben ein Mannsbild, welches an dem fast nackten Felsen emporklimm.

„Wer kann das sein?“ fragte Aßlaug, ließ die Birke los und sprang zurück. Sie wagte nicht, sich selbst zu antworten, denn sie wußte recht gut, wer es war. Sie warf sich nieder auf den Rasen, ergriff das Gras mit beiden Händen, als sei sie es, welche das, woran sie sich festhielt, nicht loslassen dürfe. Allein die Graswurzeln ließen los, sie schrie und griff tiefer und tiefer hinein. Sie bat Gott den Allmächtigen, ihm zu helfen, allein dann fiel es ihr ein, daß dies Unternehmen Thore's heißen müsse: Gott versuchen, weshalb er auch keine Hülfe von oben erwarten könne.

„Blos dies eine Mal!“ bat sie. „Blos dies eine Mal erhör' mich und hilf ihm!“ Und nun umarmte sie den Hund,

als ob das Thore sei, den sie festhalten wolle, sie rollte sich mit ihm über den Rasen und es schien ihr, als ob die Zeit endlos sei.

Aber da plötzlich schlug der Rötter an. „Wau, wau!“ sagte er zu Aßlaug und sprang an ihr empor. „Wau, Wau!“ hinaus von Neuem — und da kam eine rauhe Mütze über den Felsrand empor — und Thore lag in Aßlaug's Armen. Da lag er eine ganze Minute, ohne daß eines von ihnen im Stande war, ein Sterbenswort zu reden; — und in dem, was sie dann zuerst sagten, war auch weder Sinn noch Verstand.

Allein der alte Knud Husaby sagte, als er dieses erfuhr, das Wort, was nicht unwirrig war, dabei schlug er auf den Tisch, daß es schallte: „Der Bursch' ist werth, es zu haben, das Mädchen soll sein bleiben.“

β.

Marie Geisinger.

(Mit Stahlstich.)

Wenn man eine statistische Rundschau unter den Mitgliedern der deutschen Bühnen hält, so findet man, daß der klangreiche frischbewegte Süden unseres Gesamtwaterlandes dem bunten Reiche des Thespis das bei weitem größere Contingent stellt, während dem verstandeshellen nördlichen Norden nur die Minorität angehört. Auch unsere Künstlerin ist eine von der Natur reichbegabte Tochter des Südens; in der schönen Kaiserstadt Wien, die so viele große Talente in alle Welt sandte, stand ihre Wiege.

Es war, wenn wir nicht irren, im Jahre 1854, als man vom Theater an der Wien aus zum ersten Male von Marie Geisinger, als einer vielversprechenden, dabei bildschönen Anfängerin reden hörte. Jedoch damals nur vorübergehend; ältere Colleginnen und das noch völlig unentwickelte Talent ließen sie zu jener Zeit noch nicht in den Vordergrund treten. Sie verließ Wien und begann ein unstätes Wanderleben, von einer Bühne ruhelos zur andern eilend, und so finden wir sie bald in Riga, bald an einem Vorstadttheater Münchens, bald im Osten, bald im Westen, bis sie endlich am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin für längere Zeit festen Fuß faßte, und es so der Wienerin vorbehalten war, von Berlin aus ihren großen theatralischen Ruf sich zu schaffen und zu begründen.

Die Werke Jacob Offenbach's waren es, welche, fast allabendlich die Räume des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters mit einem frohen Publicum füllend, das Talent von Marie Geisinger zuerst zu seiner vollwichtigen Geltung kommen ließen. Man kennt die leichten Frauengestalten Offenbach's, die, hart an der Grenze des Erlaubten vorbeistreifend, einen neuen Genre im Gebiete der Darstellungskunst geboren haben. Die Meisten ihrer Darstellerinnen scheitern an der schweren Aufgabe, indem sie entweder in pedantischer Aengstlichkeit die ungenirte Anmuth der Offenbach'schen und der ihnen verwandten Gestalten in trodene Prosa wandeln, oder, was häufiger geschieht, durch allzulede Striche der Frivolität anheimfallen. Das Talent von Marie Geisinger hat es, wie kein zweites neben ihr, verstanden,

die goldene Mitte zu finden; so genial ausgelassen auch ihr Spiel ist, nie überschreitet es die Grenze der Kunst.

Wie sehr ihr nun auch in Berlin, und wo sie nur immer bei ihren Gastspielen an den besten Bühnen auftrat, zugejubelt wurde, so feierte sie doch erst in Wien, in der sie am Besten verstehenden Heimath, ihre größten Triumphe, wohin sie wieder, nachdem sie ein Engagement an dem unter Strampfers Direction stehenden Theater an der Wien angenommen hatte, zurückgekehrt war; diese Stellung nimmt sie gegenwärtig noch ein. Das von ihr entzückte Wien kennt sie nur unter dem Namen „Die schöne Helena“. Dialekt- und Verkleidungsrollen sind es vorzüglich, in welchen sie am zwingendsten wirkt, aber auch im Schauspiel, denn sie gebietet über die reichsten innern und äußern Mittel, wie sie z. B. als „Weib aus dem Volke“ ganz Ausgezeichnetes leistet. — und sicher wäre Marie Geisinger ebenso bedeutend in der Tragödie, wie sie es im sonnigen Lande des Komos ist, geworden.

Blicke in die Runde.

Literatur. Eine Mutter. Roman von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Hermann Costenoble. 1867. Ein neuer Roman von Gerstäcker ist stets für die große Leservelt ein freudig begrüßtes Ereigniß, denn sie weiß, daß ihr wieder einige Mußestunden in angenehmer Unterhaltung verfließen werden. Die vorliegende Erzählung wird sogar noch von doppeltem Interesse sein, weil sie sich an das frühere, so viele Leser fesselnde Werk Gerstäcker's: „Die Colonie“ anschließt, obgleich sie ein ganz für sich bestehendes Buch bildet. Der Leser wird sich freuen, in demselben den weitem Lebensgang des Grafen Rottach, Helenens und des Hausnechts Jeremias weiter verfolgen zu können. Sehr amüßant mit humoristischer frischer Färbung sind in den Roman moderne Theaterzustände verflochten, die ja immer ihren besondern Reiz ausüben, besonders wenn sie, wie es Gerstäcker gethan, scharf und treffend geschildert sind.

Norwegische, Isländische, Färdische Volkslieder der Vorzeit. In den Versmaßen der Originale übertragen von Rosa Warrens. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. Diese köstlichen, trefflich in das Hochdeutsche übertragenen Volkslieder bilden den vierten Band des Werkes: „Germanische Lieder der Vorzeit“ (1. Band: Schwedische, 2. Band Dänische, 3. Band Schottische Volkslieder). Rosa Warrens hat sich mit diesem Werke ein großes Verdienst erworben, und wir empfehlen es, unsern Leserinnen vorzüglich, recht angelegentlich, denn das Volkslied, dieser leusche kindliche Naturlaut kann nicht genug gehegt und gepflegt werden. Sein Hauch erfrischt und vermag den Geschmack mehr zu läutern und zu veredeln, als die glatte, meist so inhaltsleere goldgeränderte Rippestischpoesie unserer Tage. Hoffen wir, daß sich der Wunsch von Rosa Warrens erfüllen werde, mit dem sie das Vorwort ihres Werkes also schließt: „Möge es uns denn beschieden sein, diesen Liedern, dem eigensten poetischen Besitztum des germanischen Stammes, auch in

weitem Kreisen, wo dieselben bisher nur wenig Verbreitung gefunden, die Sympathieen rein gestimmter Herzen zu erwerben!“

Verthold Auerbach's Roman „Auf der Höhe“ wird demnächst in's Englische übertragen werden. Hr. v. Tauchnitz, welcher die Collection of British Authors herausgibt, soll mit dem in Bonn lebenden Dichter die nöthige Vereinbarung wegen der Uebersetzung getroffen haben.

M. E. Grant Duff, das bekannte englische Parlamentsmitglied, hat eine interessante Sammlung von Abhandlungen über Spanien, Rußland, Oesterreich, Preußen, Holland, Belgien und den deutschen Bund, „Studies in European Politics“ betitelt, herausgegeben. Ueber Graf Bismarck sagte er unter Andern: „Die Zeit ist noch nicht gekommen, um ein Urtheil über den Mann zu fällen, der sich noch inmitten seiner Laufbahn befindet. Seine ärgsten Feinde leugnen nicht, daß er einen starken Willen und eine sich zur Genialität erhebende Berwegenheit besitze. Gegenwärtig haben wir ein zusammengesetztes Wesen vor uns, halb französisch-imperialistisch, halb Jünger Gerlach's.“

Im theuern England werden jetzt auch Bücher gedruckt, deren Preise staunenswerth billig sind. So erschien bei Camden Gotten in London eine neue Ausgabe der Walter Scott'schen Werke, in welcher jeder Roman nur 6 Pence (5 Sgr.) kostet, und bei J. Dids eine vollständige Ausgabe der Werke Shakespeare's für 1 Shilling (10 Sgr.) in einem Bande, recht leserlich, wenn auch nicht elegant gedruckt.

Der älteste Journalist der Vereinigten Staaten, Charles Alexander von Philadelphia, ist gestorben; als junger Mann benutzte derselbe noch die Druderei, Lettern und Pressen Benjamin Franklin's.

Theater und Musik. Aus St. Petersburg schreibt man: „Unsere Winterfaison ist in vollem Gange. Die italienische Oper, das französische und das deutsche Theater haben bereits seit mehren Wochen ihre Vorstellungen begonnen. Die italienische Oper hat leider keine neuen Kräfte gewonnen, und so sind die alten Läden und Mängel geblieben. Das französische Theater bietet für diesen Winter noch weniger Aussicht auf Kunstgenuß, als sonst, denn das Repertoire ist sehr schlecht und für die ausgeschiedenen Mitglieder ist kein entsprechender Ersatz gekommen. Den bewährten Kräften des deutschen Theaters sind Friedrich Devrient und Marie Raabe zugesellt. Ersterer gefiel nur theilweise und Letztere kann keinen Vergleich mit ihrer berühmten Schwester Hedwig aushalten. Das Repertoire des deutschen Theaters läßt auch viel zu wünschen.“ Das klingt nicht sehr erbaulich.

Im Théâtre Français zu Paris ist das vieractige Schauspiel von A. Baquerin „Le Fils“, welches den unerlöschlichen Stoff des Ehebruchs behandelt, unter allgemeinem Beifall zum ersten Male aufgeführt worden. Es soll voll von einzelnen dramatisch schönen Einzelheiten, aber sein scenischer Aufbau mangelhaft sein. Im Odeontheater hat die erste Darstellung des geschichtlichen Schauspiels von Bouilhet „Die Verschwörung von Amboise“ (Franz II. und Maria Stuart) einen großen Erfolg gehabt.

Der Dichter, der romantischen Schule angehörend, wurde während gerufen, und als er in einem Café aufgefunden wurde, lief er Gefahr, erstickt und erdrückt zu werden.

Von Alfred Blume, einem unserer talentvollsten jüngern Viedercomponisten, sind vor kurzem zwei neue Viederhefte op. 6 und op. 7 erschienen, welche durch die Frische und Anmuth ihrer Melodien und ihre Sangbarkeit eine recht weite Verbreitung verdienen. Auch ist die Wahl der Texte eine treffliche.

Die leipziger Oper beging in voriger Woche ein schönes Fest, ihr verdienstvoller Capellmeister Gustav Schmidt nämlich feierte sein 25jähriges Dirigentenjubiläum. Man hatte zu diesem Abend den „Freischütz“ als diejenige Oper gewählt, mit welcher Gustav Schmidt vor 25 Jahren seine Dirigententhätigkeit begann. Das Pult des Jubilars, der vom Orchester mit dreimaligem Tusch und vom übervollen Hause mit Applaus empfangen wurde, war mit Lorbeer und Blumen geschmückt. Fr. Blaczel „Agathe“ erregte in der Arie des zweiten Actes, die sie vollendet schön sang, großen Enthusiasmus, und Frau Dumont war ein reizendes „Aennchen“.

Im k. Schauspielhause zu Berlin wurde das neue fünfactige Drama „Die Frau in Weiß“ von Charlotte Birch-Pfeiffer zum ersten Male mit bedeutendem Erfolge gegeben. Außer der Verfasserin wurden die Hauptdarsteller, die Damen Erhardt, Böllinger und Frieß, die Herren Dessoir und Dahn wiederholt stürmisch gerufen. Die k. Tänzerin Fr. Casati, welche sich vermählen wird, trat im k. Opernhause unter den üblichen Ovationen des vollen Hauses zum letzten Male auf. — Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater brachte unter großer Theilnahme des Publicums neu einstudirt Angely's Posse „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ und das Wallner-Theater die neue Posse von Salingré, „Ein ganzer Kerl“.

Das zweite Concert des Musikvereins „Cuterpe“ zu Leipzig war wiederum ein ausgezeichnetes. Fr. Mehlig, die k. württembergische und großherzoglich sächsische Hospianistin, erfreute durch virtuose Bravour und Innerlichkeit. Sie spielte Chopin, Mendelssohn und Liszt. Fr. Blaczel entzückte durch die Macht ihrer Stimme in Duetten aus „Jessonda“ und „Templer und Jüdin“, die sie mit dem trefflichen Herrn Rebling sang. Beethovens Cleonore-Duverture Nr. 3 eröffnete, Schumanns Symphonie Nr. 2 in C schloß würdig das Concert.

Das erste diesjährige Gärzenichconcert zu Eöln ist unter dem Jubel des Auditoriums mit Heinrich Dorns „Festklängen“ eröffnet worden.

Der berühmte wiener Männergesangverein tritt in diesem Jahre sein 24. Vereinsjahr an. Sein Jahresbericht weist die Zahl von 224 activen Mitgliedern: 48 erste, 50 zweite Tenore, 68 erste und 58 zweite Bässe, auf. Das Vereinsarchiv enthält zusammen 1618 Chöre und ungefähr 1350 Quartette.

Karl Göbe in Weimar arbeitet an einer von Alexander Hoff gedichteten Oper, deren Held Gustav Wafa ist.

Bildende Künste. Von der Commission zu Neapel für die pariser Ausstellung wurden bis jetzt folgende Anträge genehmigt: Cav. Angelini wird seine „Vaccante“ und eine höchst gelungene

Büste Garibaldi's ausstellen. Von dem Maler Morelli wurden mehre Stücke ausgewählt: „Tasso seiner kranken Cleonore einen Theil seines Gedichtes vorlesend“, ein „Pompejanisches Bad“ und von Maldarelli die im vorigen Jahre mit so großem Beifall aufgenommene „Toilette Pompejana“. In der Architektur bringen die Herren Catalani, Veneri und Travaglini das „Forum von Pompeji“ und der Ingenieur Aloino eine Zeichnung der Kathedrale von Florenz.

Der Maler Otto von Thoren zu Döbling bei Wien hat das lebensgroße Bildniß des Kaisers von Oesterreich vollendet, und zwar zur vollen Zufriedenheit des erlauchten Auftraggebers.

Im Atelier Wilhelm Engelhard's zu Hannover ist jetzt das Modell zur Statue der Kurfürstin Sophie zu sehen. Der Künstler hat die Fürstin so verkörpert, wie sie im blühendsten Frauenalter war, sitzend und in doppelter Lebensgröße.

Von dem Hophotographen H. Günther zu Berlin werden Photographieen von lebenden Blumen und Blattpflanzen in so eigenthümlicher Schönheit angefertigt, daß wir hierdurch vorzüglich die Zeichnerinnen unter unsern Leserinnen darauf aufmerksam machen möchten. Diese Bilder werden in drei Größen, sowol schwarz wie colorirt, ausgearbeitet. Jene eignen sich ihrer Schärfe und Naturwahrheit wegen vorzugsweise zu Vorlagen und Mustern zum Nachzeichnen. Jeder Pflanze ist der wissenschaftliche Name und Standort beigefügt.

Im Verlage von Barbini zu Florenz werden die von allen Künstlern und Kunstfreunden längst erwarteten „Memoiren von Massimo d'Azeglio“ erscheinen.

Zu Dublin ist eine „Frische Nationalgalerie“ eröffnet worden, in welcher sich bereits Gemälde im Werthe von 10,000 Pfd. St. befinden.

Dr. D. L—L.

Modenbericht.

Wir haben schon häufig über die große Mannigfaltigkeit der täglich aufkommenden neuen Hutformen gesprochen, heute können wir jedoch endlich die wahrheitsgetreue Versicherung geben, daß eigentlich nur dreierlei Formen maßgebend herrschen. Diese drei Formen sind die Catalaneform, die Form Maria von Medicis und die Form Königin Hortense. Die Catalanehüte sind die vieredigen, nach dem in Catalonien üblichen spanischen Kopfsputz gebildeten Hüte, welche sich hinten in einen schmalen, abgerundeten Bart verlaufen und mit einem langen, oben darauf befestigten Schleier versehen sind, der wiederum an die spanische Mantilla gemahnen soll. Der Medicishut gleicht auf's Haar einer kleinen runden, umgestürzten Saucenschüssel, er ist eine Verkleinerung des Lamballe- oder Pamelahtes, bedeckt jedoch hinten den Chignon so ziemlich; er ist an den Seiten mäßig weit und breit, rundet sich dann aber plötzlich ab und ist mit einer Art Bart versehen, der glatt ist und in der Mitte etwas spitzig zuläuft. Trägt eine noch junge Dame diesen Hut, so werden nur ganz schmale Bindebänder daran befestigt, die hinten unter dem Chignon geschlungen sind — für eine ältere Dame näht man sehr breite,

unter dem Kinn zu bindende Bänder daran. Wir sahen einen Medicishut aus schwarzem Sammet, der mit zwei schwarzen Sammetrollen umgeben war, in deren Mitte ein Kranz aus kurzen, gekräuselten schwarzen Federn hinlief. An der Seite des glatt aufliegenden Hutes war in dem Federstreifen eine Noosrose angebracht, ein Paar rosenrothe Bänder wurden hinten unter den Chignon gebunden und ein Paar schwarze schmale, mit weißer Blende bedeckte Sammetbänder hielten den Hut unter dem Kinn zusammen.

Die Form „Königin Hortense“ mit breitem flachen und runden Kopfe, ohne jeden Bart, und schmalen, nicht ganz auf der Stirn aufliegenden Schirme ist von vorn bei weitem kleidsamer, als von hinten. Merliest sah zum Beispiele ein Hortensehut aus blaßblauem Atlas aus, der rings mit Bergfarnzweigen aus blauem Sammet verziert war, die vorn auf die Scheitel und hinten auf den Chignon fielen; ein anderer aus violetter Sammet war reich mit Schmelz gestickt und hatte inwendig ein Bandeau aus violetter Sammet, halb durch eine zierliche Schmelzfranse verdeckt, sowie sehr breite Bindebänder aus violetter Sammet.

Unter den runden Hüten sind die aus lichtgrauem Filz mit niedrigem runden Kopfe mit schmalen, nach der Stirn zu heruntergebogenem Rande die beliebtesten; sie sind rings mit einem Streifen von schwarzen krausen Federn umgeben und an der Seite sind zwei Blumen befestigt — eine weiße und eine rothe Rose, eine gestreifte und eine weiße Nelle oder dergleichen.

Zur Morgentoilette trägt man für diesen Winter am liebsten Kleider oder vielmehr Ueberröcke aus Kaschmir, die in etwas phantastischem Style angefertigt werden. Man denke sich zum Beispiel ein Kleid, dessen oberer Theil aus glattem schwarzen, violetten oder blauen Kaschmir besteht, während die untere Hälfte ganz mit sehr bunten und vielgestaltigen Mustern, ganz nach der Art wie die auf den indischen Schwals, bedeckt ist. Der Effect ist ganz so, als ob man eine schwarze oder einfarbige Basquine über ein gemustertes Kleid gezogen habe. Will man ein sehr elegantes Morgenkleid, so wählt man weißen oder blauen Kaschmir zum oberen Theile desselben; eine kleine viereckige Pelertine von gemustertem Kaschmir wird über die einfarbige Taille gemacht. Will man in diesem Costume ausgehen, so giebt es besondere Talnamäntel und Burnusse, die hierzu passend sind.

Uebrigens werden die Shawsmuster und der glatte Kaschmir gleich aus einem Stücke gewoben und man kauft gleich abgepaßte Kleider.

Modenblatt No. 56. (834.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Straßentoilette. Toquethütchen aus braunem Sammet, mit Grebefedern garnirt. Kleid aus hellbräunlichem Seidenrips, nach der Empirefaçon geschnitten und ohne alle Falten an dem kurzen Rocke; es ist um den Hals, an dem Handgelenk, vorn herunter und unten rings herum mit Astragan besetzt, an den Armen und auf dem Rocke sind außerdem arabeskenartige Verzierungen aus kastanienbraunem Sammet angebracht. Der braun-

seidene Unterrock ist ebenfalls mit einem Sammetstreifen versehen, welcher unter dem Kleide zu sehen ist. Die Chaussure von der Farbe des Unterkleides.

2) Herbstanzug. Weißer Sammethut mit einem Einfas von blauem Sammet, welcher über der Stirn eine Schnebe bildet und an den Seiten in die Höhe gebogen ist; die Rosette oben darauf und die Bindebänder sind aus blauem Atlas, der Schleier aus ächten Spitzen.

Das Kleid aus blauem Gros de Lyon ist mit Knöpfen, schrägen Streifen und flatternden Enden aus etwas dunkler blauem Atlas verziert; es ist nach der Form *impératrice* gemacht, mit hoher Taille und einem ziemlich faltenlosen Rock, der hinten lang und schräg geschnitten ist, so daß er unten einen genügenden Umfang erlangt, ohne daß eine Crinoline darunter getragen wird. Der Besatz des Rockes beschreibt die Form einer *Peplos-Casaque*, deren beide hinterste Zäcke mit einem Knoten und langen Enden aus blauem Atlasband geschmückt sind; indessen kann dieselbe auch wirklich von dem Stoffe des Kleides gefertigt und darüber gezogen werden.

Feuilleton.

Hebbel in Paris. Wer Gelegenheit gesucht hat, sich mit den Werken und dem Charakter Friedrich Hebbel's näher bekannt zu machen, der kann sich kaum vorstellen, daß der Dichter der *Nidelungen-Trilogie* zugleich der Verfasser des „*Diamanten*“, des „*Rubins*“ und des „*Schnal*“, dieser Gebilde ächter Komik ist. Hebbel besaß als würzige Beigabe zu dem tiefen philosophischen Ernste, der sein Schaffen und Dichten durchzog, eine hübsche Dosis gesunden Humors. Eduard Kulle erzählt davon eine allerliebste Anekdote, in der der Dichter sogar in der Rolle eines Lustspiels-Intriganten auftritt und die aus der Zeit seines pariser Aufenthalts datirt. Hebbel saß eines Tages zu Paris in einem Kaffeehause, als ein fremder Herr sich an seinem Tische niederließ und mit ihm ein Gespräch anknüpfte. Er entpuppte sich schließlich als ein schwedischer Professor und schien bald ein großes Zutrauen zu Hebbel zu fassen. „Sehen Sie,“ begann er, „ich bin eigentlich nur zweier Menschen wegen nach Paris gekommen, die ich kennen lernen will. Es soll sich namentlich, wie ich gehört habe, der deutsche Dichter Friedrich Hebbel gegenwärtig hier aufhalten. Dieß ist der Eine und der Andere ist Heine. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, das Ziel meiner Reise zu erreichen.“ — „Nichts leichter, als das,“ sagte Hebbel. — „Wie so?“ — „Ich führe Sie zu Heine.“ — „Ist's möglich? Sie kennen Heine?“ — „Sehr gut.“ — „D, wie sehr verpflichten Sie mich. Und Hebbel?“ — „Den kennen Sie bereits. Hebbel bin ich selbst.“ — Das Entzücken des guten Professors über diese Entdeckung war grenzenlos.

Hebbel hielt sein Wort und führte den Schweden zu Heine. Dieser aber war gerade in seiner satyrischen Laune und hielt den Professor für ein ihm von Hebbel zugeführtes Opfer, das er mit Behagen abschlachten könne. Er machte ihn daher sofort zur Zielscheibe seiner Witz. Das gefiel seinem Freunde Hebbel jedoch durchaus nicht, der sich seines Schütlings der satyrischen Stimmung

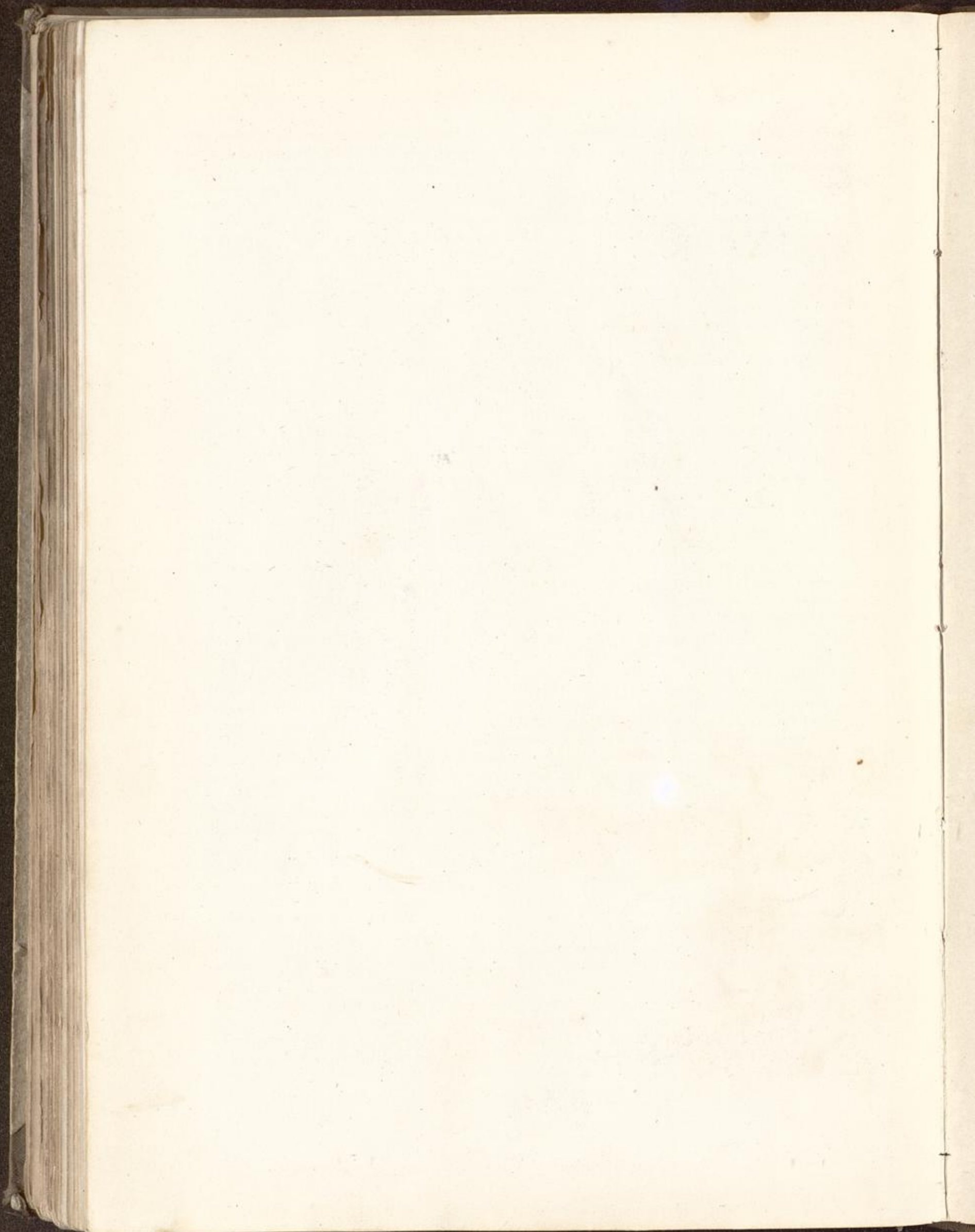


Jules David

M. Goussier del. Paris.
834

Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.



Heine's gegenüber weder annahm. Die Folge dieses Besuchs war, daß der Schwede sich von Heine möglichst fern hielt, sich aber kettenartig an Hebbel angeschlossen und fast täglich mit ihm zusammentraf.

Der gute Professor war wol um der beiden deutschen Poeten willen nach Paris gekommen, aber ob diese es verstanden hätten, ihn so lange an die Weltstadt zu fesseln, ist noch die Frage. Für den gelehrten Scandinavier gab es noch einen anderen Magnet, und das war ein reizendes Mädchen, die ihn von Tag zu Tag mehr fesselte. Die Stunde der Trennung kam aber endlich doch heran. Der Professor theilte ihr mit, daß er in seine nordische Heimath zurückzukehren gedente. Wie erschraf aber der gute Mann, als ihm die Schöne unter Thränen betheuerte, sie wolle ihm in aller Wahrheit ewig treu bleiben und mit ihm nach Schweden ziehen. So stark hatte sich der harmlose Professor die Macht der Liebe nicht gedacht. Was sollte er daheim mit einer flotten Pariserin beginnen? Das Mädchen wollte sich unter keiner Bedingung abreden lassen; es war schrecklich. In seiner Noth wendete er sich an seinen Freund Hebbel. Der Dichter kam mit seiner Menschenkenntniß der Rathlosigkeit des Professors zu Hilfe und entschloß sich, ein psychologisches Experiment auszuführen, von dem er sich die beste Wirkung versprach. Er ließ sich also von dem bedrängten Seladon die Stunden angeben, in denen er bei seiner Getreuen zu verweilen pflegte und stattete der jungen Dame in den nächsten Tagen einen Besuch ab zu einer Zeit, wo er den Professor nicht zu treffen erwarten durfte. Hebbel pflegte die sich zwischen ihm und der reiselustigen Pariserin abspielende Scene mit dramatischem Feuer vorzutragen, wenn er auf diese kleine heitere Episode zurückkam. „Ist der Herr Professor hier?“ — „Nein, mein Herr; kann ich ihm etwas bestellen?“ — „Danke! Ich hörte, daß er abreise und so —“ — „Ja, er reist ab und ich reise mit.“ — „Wie? Sie!! Sie reisen mit!!! Das ist in der That ein großer Entschluß!“ — „Ein großer Entschluß? — Mit meinem Geliebten zu reisen? Ei, ich bitte, nehmen Sie doch Platz! Wie meinen Sie das?“ — „Mein Gott, ganz einfach. Ich denke von meinem Freunde viel zu ehrenhaft, als daß ich annehmen sollte, er wolle Sie hinter's Licht führen!“ — „Hinter's Licht führen?“ — „Als offener ehrlicher Mann wird er Ihnen wol eine Schilderung entworfen haben von dem Lande, nach dem Sie ihn begleiten sollen. Haben Sie sich schon mit festen juchtenledernen Stiefeln versehen?“ — „Wozu das?“ fragte die Dame immer bekommener und erstaunter. — „Nun er wird Ihnen doch nicht verschwiegen haben, daß in seiner Heimath der Roth und Schnee immer bis an die Knie reicht, und daß man daselbst ohne Juchtenstiefeln keinen Schritt weit gehen kann!“ — „Nein, das hat er mir nicht gesagt!“ — „Am allerschwierigsten wird es für Ihren Gaumen sein, sich an diesen Thran zu gewöhnen, mit dem daselbst statt mit Butter, wie bei uns, die Speisen bereitet werden.“ — „Mit Thran?“ — „Allerdings. Wenn er Ihnen das Alles gesagt hat und Sie dennoch entschlossen sind, zu reisen, so bewundere ich Ihren Heroismus.“ — „Kein Wort hat er gesagt, kein Wort von alledem!“ — „Ei, mein schlauer Freund, wär's möglich?“

Nun brach der hinterlistige Intriguant das Gespräch ab und nahm mit guter Manier Abschied; doch mußte er vorher das Ver-

sprechen ablegen, bald wiederzukommen, um der einmal erregten Neugier weitere Aufklärungen über das geheimnißvolle Land zu geben. Der Professor aber wurde von dem Dichter sorgfältig instruiert, bei der ihm zweifellos bevorstehenden Scene Alles zu leugnen und als schändliche Verleumdung seines Vaterlandes hinzustellen. Als nun Hebbel seinen Besuch bei der Dame wiederholte, drückte diese ihm ihr Befremden darüber aus, daß ihr Freund alle die ihr in Bezug auf Schweden mitgetheilten Dinge geradewegs für Unwahrheiten erkläre. Hebbel lächelte schlaue: „Hieraus aber können Sie ersehen, daß seine Liebe zu Ihnen selbst seine Wahrheitsliebe übersteigt; es ist wol nicht unverzeihlich, wenn er aus allzuheftiger Reigung in der Brust, Sie zu verlieren, Ihnen die Unannehmlichkeiten verheimlicht, denen Sie mit ihm entgegen gehen und die Sie in Ihrem Entschlusse vielleicht hätten wankend werden lassen. Ich drücke Ihnen daher wiederholt meine Bewunderung aus, daß Sie Ihren Entschluß wirklich auszuführen gedenken.“

Das wirkte; Hebbel sah es bereits an den Mienen der Dame und empfahl sich nun bald, um den Eindruck seiner Worte nicht wieder abzuschwächen. Des anderen Tages kam der Professor in hellem Jubel zu ihm; seine Geliebte hatte ihn unter Thränenströmen beschworen, ein so großes Opfer nicht von ihr zu fordern, sie sei nicht im Stande, ihre Verwandten und ihre Mutterstadt, an die sie so viel heilige Erinnerungen knüpften, zu verlassen.

Ungehindert und seinem Freunde herzlich dankbar reiste der Schwede nach Hause, nachdem dieses kleine Lustspiel, in dem ein berühmter dramatischer Dichter selbst als handelnde Person aufgetreten war, zu befriedigendem Ende geführt worden war. — r.

Symbolik der Monate. Einem in Polen allgemein verbreiteten Aberglauben zufolge ist jeder Monat des Jahres dem Einflusse eines besonderen Edelsteins unterworfen und jeder Mensch muß wiederum dem Einflusse des Monats gehorchen, in dem er das Licht der Welt erblickt hat.

So beschenkt man sich unter Freunden und besonders unter Verlobten gegenseitig am Geburtstage mit Schmudgegenständen, die mit den den Monat beherrschenden Edelsteinen besetzt sind, und die Glückwünsche, welche dieses Geschenk begleiten, dienen, wie man überzeugt ist, dazu, die Versprechungen des Talismans zur Erfüllung zu bringen.

Im Januar schenkt man einander Granaten und Hyazinthe, welche eine schrankenlose Redlichkeit und unverletzte Treue in allen Lebensverhältnissen bedeuten.

Im Februar ist der Amethyst der herrschende Stein, welcher vor heftigen Leidenschaften bewahrt und den Frieden des Herzens erhält.

Im März der Blutjaspis, das Symbol von Muth in allen Gefahren und Beharrlichkeit in allen schwierigen Unternehmungen.

Im April herrscht der Diamant und der Sapphir, das Bild der Seelenreinheit und Unschuld.

Im Mai der Smaragd, welcher Glück in der Liebe bedeutet.

Im Juni der Achat, das Zeichen einer unzerstörbaren Gesundheit.

Im Juli der Carneol, das Symbol des Vergessens von jedem Kummer, der uns durch geliebte Personen bereitet wird.

Im August der Sardrin, welcher ein dauerhaftes Glück weissagt.

Im September der Chrysolith, welcher vor thörichten und unüberlegten Handlungen bewahrt.

Im October der Opal, das Symbol einer Seele, welche sich durch das Unglück nicht beugen läßt.

Im November der Topas, das Bild der Beständigkeit in der Freundschaft.

Im December der Türkis und der Malachit, welche die Erfüllung der liebsten Hoffnungen und Wünsche bedeuten. —r.

Eine spanische Sittc. Sobald in Spanien der Scharfrichter ein Todesurtheil vollzogen hat, wird er sofort von Gensd'armen umgeben, welche ihm Handschellen anlegen und ihn in eine Gefängniszelle führen. Einige Stunden nachher findet sich ein Gerichtschreiber, der von dem Alguazil begleitet ist, in dem Gefängnisse ein. Der Scharfrichter wird vorgeladen und nun entspinnt sich der folgende Dialog:

— Sie sind angeklagt, einen Menschen getödtet zu haben? sagt der Gerichtschreiber.

— Ja, es ist die Wahrheit, lautet die Antwort des Scharfrichters.

— Weshalb haben Sie diesen Mord begangen?

— Um dem Gesetze zu gehorchen und das Mandat zu erfüllen, das mir von den Gerichten übertragen worden ist.

Nun wird sofort ein Protocoll aufgenommen, von dem Scharfrichter unterzeichnet und am folgenden Tage einem Richter zur Prüfung vorgelegt. Dieser erläßt dann zu Gunsten des Scharfrichters ein Urtheil, welches ihn freispricht, worauf derselbe sogleich in Freiheit gesetzt wird, nachdem man ihn vierundzwanzig Stunden lang als einen Verbrecher behandelt hat. C.

Preise von Karikäten. Man staunt jetzt zuweilen über die enorm hohen Preise, welche für Gegenstände bezahlt werden, die von berühmten Personen herrühren, allein dies darf uns gar nicht verwundern, denn solche Seltenheiten wurden schon von jeher von Liebhabern gesammelt und sehr theuer bezahlt.

Der aus Elfenbein geschnitzte Stuhl, welchen Gustav Wasa von der Stadt Lübeck zum Geschenk erhielt, wurde 1825 für die Summe von 58,000 Gulden von einem schwedischen Kammerherrn, Herrn von Schinkel, angekauft.

Das Gebetbuch König Karl's I. von England wurde kurz nach dessen Hinrichtung in London für 100 Pfund Sterling verkauft.

Der Abbé von Torfan bezahlte 12,000 Francs für ein Paar Ballschuhe Ludwig XIV.

Ein Zahn Newton's wurde 1846 von Lord Shaftesbury für 16,600 Francs gekauft und in einen Ring gefaßt.

Als die Leichname von Abälard und Heloise in die Augustinerkirche transportirt wurden, bot ein Engländer 100,000 Francs für einen Zahn Heloisens.

Dagegen wurde der Schädel von Descartes 1820 für nur 100 Francs verkauft.

Eine Perrücke von Kant wurde mit 53 Thalern bezahlt, und eine Perrücke von Sterne mit 5000 Francs.

Voltaire's Stock fand einen Käufer, der 500 Francs dafür gab.

Eine Weste von Jean Jaques Rousseau wurde mit 950 Francs bezahlt.

Sir Burnlett, der Schwiegerohn Walter Scott's, kaufte 1825 die beiden Federn, mit denen der Vertrag von Amiens am 27. März 1804 unterzeichnet wurde, für 12,800 Francs.

Der Hut, welchen Napoleon in der Schlacht bei Eylau trug, wurde von Dr. de la Croix mit 1920 Francs bezahlt. —r.

Eine denkwürdige Eisenbahnfahrt. Man ist für gewöhnlich der Meinung, daß mit den Eisenbahnen alle Romantik des Reisens verloren gegangen sei, allein dies ist doch nicht ganz der Fall.

Als Beleg für unsere Behauptung dürfen wir nur eine Geschichte erzählen, die sich neulich auf einer americanischen Eisenbahn zugetragen hat. Ein junger Mann hatte eine längere Fahrt auf der Eriebahn zu machen und sah sich in dem Waggon, in den er gestiegen, vergeblich nach einem Reisegefährten um, der ihm eine einigermaßen interessante Unterhaltung versprochen hätte. Als er um seinen Zweck zu erreichen aus einem Waggon in den andern spazierte, da sieht er endlich in einem Coupé eine junge Dame sitzen, die ihm gleich auf den ersten Blick ganz ausnehmend gefällt; er setzt sich ihr gegenüber und knüpft ein Gespräch mit ihr an, auf welches die junge Miß auch sehr artig und liebenswürdig eingeht. Je länger er sich mit der jungen Dame unterhält, desto angenehmer und liebreizender erscheint sie ihm — nach Verlauf einer Stunde hat er sich sterblich in sie verliebt und hält um ihre Hand an, die sie ihm auch nach kurzem Zögern zusagt.

Unser junger Mann war indessen ein feuriger leidenschaftlicher Liebhaber und wollte sich die Geliebte auf alle Fälle für immer sichern, denn wie schnell konnten sie ihm die Verhältnisse entführen, wenn sie Beide am Ziele ihrer Reise angelangt waren. Er eilt daher durch alle Waggon's und fragt überall, ob nicht ein Geistlicher unter den Mitreisenden sei; richtig fand sich auch ein solcher, den er sofort in Beschlag nimmt und zu seiner Braut führt. Hier bestürmen die jungen Leute den Geistlichen, sie auf der Stelle zu trauen, und da dies in America gar nichts Ungeöhnliches ist, versteht sich Se. Ehrwürden dazu, so daß das junge Paar, welches sich noch vor zwei Stunden gänzlich fremd gewesen, mit einem Male Mann und Frau ist.

Wie glücklich sehen sie sich nun in die Augen! Der stürmische Liebhaber setzt sich neben sein Frauchen, schlingt die Arme um sie und küßt sie leidenschaftlich, indem er wieder und wieder ruft: — Jetzt bist Du mein, mein Eigenthum!

Die Neuvermählte wehrte diese Liebkosungen etwas schüchtern ab — in diesem Augenblicke trat ein fremder Gentleman in das Coupé, sah die Umarmungen des jungen Ehemannes und das Sträuben der Dame, was ihn zu der Meinung veranlaßte, der Herr erlaube sich, zudringlich und unverschämt gegen eine schuldlose Reisende zu sein, und schnell wie der Gedanke verjagte er dem glücklichen Satten ein Paar schallende Ohrfeigen. Wüthend sprang dieser in die Höhe, es kam zu einem heftigen Streit, man forderte einander auf Pistolen, stieg an der nächsten Station aus, schoß sich und — der fremde Gentleman schoß dem jungen neuvermählten Ehemann eine Kugel durch die Brust, so daß er augenblicklich todt war. Dann stieg er kaltblütig wieder in den Waggon und setzte sich der trostlos weinenden jungen Witwe gegenüber, indem er sich vor ihr zu rechtfertigen suchte. Er stellte ihr vor, daß er geglaubt habe, sie schügen zu müssen und

daß jeder ritterlich denkende Mann nicht anders gehandelt haben würde — kurz, er verschwendete alle Verebanskeit, um die betäubte Schöne zu trösten.

Lange Zeit schienen alle seine Bemühungen zu scheitern, allmählig jedoch trocknete die junge Dame ihre Thränen und ging auf die Unterhaltung des neuen Reisegefährten ein, der immer gefühlvollere Saiten anschlug und endlich, als man beinahe am Ziele der Fahrt angelangt war, ebenfalls mit einer Liebeserklärung und dazu gehörigem Heirathsantrage schloß. Nach einem Weilschen entschloß sich die junge Witwe, Ja zu sagen, der Geistliche wurde abermals geholt und mußte zu seinem Erstaunen dieselbe Dame jetzt einem anderen Manne antrauen.

Diesmal jedoch gewährte die junge Frau ihrem neuen Gatten nicht einen einzigen Kuß, nicht einen Händedruck, bevor man das Ziel der Reise erreicht hatte, denn wie leicht hätte sich wieder ein Unglück ereignen können. Sie wird wol aber zeit lebens an diese Reise gedenken, wo sie binnen sechs Stunden Braut, Gattin, Witwe und abermals Gattin geworden war — nun sage noch Einer, daß die Eisenbahnen die Feinde der Romantiker seien!

—r.

Herold und Boieldieu. Bekanntlich waren Herold und Boieldieu sehr intime Freunde und es war wahrhaft erquickend zu sehen, wie sie ohne jeglichen Neid sich einander lobten und aufmunterten.

Eines Tages, als Herold seinen Freund besuchte, war er genöthigt, einige Augenblicke auf ihn zu warten und ging währenddem in Boieldieu's Arbeitszimmer auf und ab. Plötzlich stieß er mit dem Fuße an etwas — er bückte sich, hob es auf — es waren einige Blätter Papier, die zusammengeballt und halbzerissen auf der Erde lagen. Da diese Blätter mit Noten beschrieben waren, nahm Herold sich die Mühe, sie wieder zu glätten und betrachtete sie, Anfangs mit bloßer Neugierde, dann mit Staunen und wachsendem Interesse. Endlich begannen die Augen des Meisters zu glänzen, als ob er einen werthvollen Fund gethan, er legte die Notenblätter auf den offenen Flügel und begann das so mißhandelte Stück zu spielen, indem er voll Entzücken der süßen Melodie lauschte, die seine Hände dem Instrumente entlockten.

Inzwischen war Boieldieu, der mittlerweile das Bett verlassen und sich angekleidet hatte, in das Zimmer getreten und wurde von den lieblichen Tönen begrüßt, die ihn als ihren Schöpfer bewillkommneten.

— Was für ein reizendes Stück! Und wie konntest Du es so geringschätzig behandeln, daß ich die Notenblätter davon zerrissen und zusammengeknüllt von der Diele aufheben mußte, sagte Herold, indem er sich erhob und dem Freunde die Hand drückte.

— Du hast mich beinahe damit ausgeföhnt, entgegnete Boieldieu. Aber sage mir einmal ganz ernstlich unter uns und ohne alle Complimente, findest Du es wirklich passabel?

— Wie, passabel? Du bist heute sehr bescheiden und schwer zu befriedigen. Es ist geistvoll, melodisch, mit einem Worte wunderschön!

— Nun, meinte Boieldieu, da hat sich das „wunderschöne Stück“ bei Dir zu bedanken, daß es fortexistiren kann. Du hast es gefunden. . .

— Ja, auf der Erde, aber ich versichere Dich, daß es bis zu den Wolken erhoben werden wird!

Boieldieu arbeitete damals gerade an seiner Partitur zu der weißen Dame und das von ihm zur Vernichtung verurtheilte und von Herold errettete Werk war das reizende Furcht-Duett. —r.

Lurus in aller Zeit. König Karl V. von Frankreich bewohnte den Louvre in Paris und fast alle Bedürfnisse seines Haushalts wurden innerhalb dieses Palastes erzeugt: hier wurde sein Brod gebacken, hier zog er seine Gemüse, mästete sein Geflügel und fütterte seine Fische, in dem ihm zu alledem ein ziemlich karger Raum zugemessen war. Indessen darf man nicht etwa die Geschmacksrichtung des Königs nach diesen kleinen Einzelheiten bemessen — er lebte eben in einer Zeit, wo die Sitten ein eigenthümliches Gemisch von äußerster Einfachheit und seltsamer Pracht zeigten.

Dieser gute und weise König, den das frühe Krähen seiner Hähne nicht im Schlafe störte, der seinen Salat und Kohl mitten unter seine Rosenstöcke pflanzte, dieser einfache, wahrhaftige Philosoph, den wir nach seinen Porträts deutlich vor uns sehen mit seinen gutmüthigen Augen, seiner dicken Nase und seinen langen Haaren, wie er vor dem Kamine saß und im Winter von der Besperzeit bis zum Abendbrot der Vorlesung von Erzählungen aus der heiligen Schrift oder anderen moralischen Geschichten zuhörte — wißt Ihr, wie viel Kronen dieser gute König zu seinem persönlichen Gebrauch hatte?

Dreißig, nicht eine einzige weniger, alle aus Gold und mit Diamanten, Sapphiren, Rubinen und Smaragden besetzt; dazu zehn prächtige, goldene Stirnreife und außerdem goldene Stirnbinden oder Diminutivkronen, Morgenkronen u. s. w. die Menge, andere Schmucksachen noch gar nicht gerechnet. Vielleicht hatte er auch Nachtkronen, wie andere Leute Nachtmützen haben — jedenfalls vernachlässigte er nicht das Geringste an seinem Kopfschmucke.

Ueberhaupt suchte man den größten Luxus damals in der Kostbarkeit der Gegenstände, mit denen man sich umgab, wogegen man auf die Bequemlichkeit sehr wenig gab.

Das Bett der Königin Jeanne von Bourbon, der Gemahlin Karl's V., war zum Beispiel mit Vorhängen von Goldbrokat verziert und die Teppiche, die vor dem Bette lagen, schimmerten ebenfalls von eitel Gold und Silber.

Die großen Bettücher, mit denen die Kissen bedeckt waren, bestanden aus so feiner, in Rheims gearbeiteter Leinwand, daß sie einen Werth von 300 Francs damaliger Münze oder 3240 Francs nach heutigem Gelde besaßen — eine ungeheure Summe für eine Epoche, wo in dem Hôtel des Tournelles eine ganze Galerie mit kunstvollen Fresken gemalt wurde für die bescheidene Summe von 3 Sous 8 Deniers oder 99 Centimes nach heutigem Gelde.

Blos die Königin allein durfte sich der Armseffel bedienen, die übrigens durchaus nicht etwa sehr bequem und comfortabel waren; sie waren roth lackirt, mit Verzierungen aus Zinn, Wollfransen und Metallnägeln geschmückt und außerordentlich hart. Ebenso hatte man Bänke und geschnitzte Sessel aus Eichenholz, mit hohen viereckigen oder spitz zulaufenden Lehnen, die eben auch nicht sehr angenehm zum Darauffitzen sein mochten. Auch Karl V. selbst setzte sich, ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckt, auf einen Thron, der so hart war, daß jetzt kein Mensch im ersten besten Omnibus so sitzen möchte. Das ist eben der Unter-

schied zwischen dem 14. und dem 19. Jahrhundert: das Gold und die Edelsteine sind rarer geworden, aber dafür haben wir unendlich mehr Bequemlichkeit und Lebensgenuß, als sich zu jener Zeit selbst die Reichsten und Vornehmsten zu verschaffen gewußt hätten.

—r.

Englische Dankbarkeit. Die Geschichte Snyders, des Erfinders der Enfield-Büchse, die dem preussischen Zündnadelgewehre als ebenbürtig an die Seite gestellt wird, ist eine traurige und wirft auf das so oft gerühmte englische öffentliche Leben kein glänzendes Licht. Sieben Jahre hatte er auf die Ausarbeitung und Verbesserung seiner Erfindung verwandt, sein ganzes Vermögen und seine ganze Arbeitskraft geopfert, um an das Ziel seines Strebens zu gelangen. Seine Kämpfe mit dem Hochmuth, der Dummheit, der Gleichgültigkeit einer versumpften und selbstzufriedenen Bureaokratie, seine Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen, die Intriguen, Zurücksetzungen und Beleidigungen, die Bertröstungen von einem Tage zum andern, von einem Jahre zum andern, waren zu viel für seine Kräfte. Er brach zusammen, wurde vom Schläge gelähmt und auf's Krankenbette geworfen, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Seine Vermögensverhältnisse waren zerrüttet und der kranke Mann wurde unablässig von seinen Gläubigern gepeinigt, während seine Erfindung längst vom Staate angenommen war und in der Presse, im Parlamente, in officiellen Blaubüchern und in Privatberichten als ein glänzender Triumph gefeiert wurde. In seiner Noth wandte er sich endlich an die Regierung, von der er noch keinen Pfennig Lohn erhalten hatte. Man gab ihm zur Antwort, daß er seine Rechnung einreichen, aber keinen Preis für seine Erfindung, sondern nur Bezahlung für geleistete Arbeit und im Dienste des Staats gemachte Auslagen verlangen sollte. Seine Rechnung belief sich auf die gewiß mäßige Summe von 2700 Pfd. St., wofür er acht Monate in Woolwich zur Verfügung der Regierung gestanden, sieben Jahre lang gearbeitet und sein ganzes Vermögen geopfert hatte. Die Regierung, welche wissen mußte, daß er sich in Noth befand, begann mit ihm zu handeln und bot schließlich 1000 Pfd. St. Erfinder werden im Laufe der Zeit sehr bescheiden. Snyder nahm die 1000 Pfd. St., welche seine Gläubiger unter sich theilten, und starb vor Kurzem in Mangel und Elend.

Eine interessante Erbschaft. Ein Vermächtniß an das Museum der Stadt Nancy durch eine Baronesse v. Janlowitz bringt diesem Museum eine Anzahl von Andenken an die schon sehr verschollene Episode des Königs Stanislaus, Herzogs von Lothringen. Die verstorbene Baronesse stammte von einem der Kammerherren jenes Königs und zugleich von dem zu jener Zeit so sehr berühmten, später ebenfalls ziemlich vergessenen Bildhauer Falconet, dem Meister der Reiterstatue Peters des Großen in St. Petersburg, ab. Das Vermächtniß besteht zum größten Theile aus Kunstwerken, welche im Besitze des Letzteren waren, darunter gute Gemälde von Poussin, van der Meulen und Vien, Selbstporträts von Jouvenet und von Pierre Falconet, Porträts von verschiedenen Personen, welche in Beziehungen zum König Stanislaus standen, Prinzessinnen und Hofdamen vom Hofe Ludwig's XV.; eine Federzeichnung von der Hand des damaligen Dauphin, dem Könige von Polen gewidmet; endlich dem Degen, dem Adelspatente von Falconet, einer goldenen Medaille, welche derselbe von Katharina

von Rußland erhielt, und seinem Bildhauerwerkzeuge. Außerdem enthält dieser Nachlaß die Briefe, welche Falconet während seines Aufenthaltes in St. Petersburg mit Diderot wechselte, und Autographen von Voltaire, d'Alembert, la Condamine, Louis XV. und Prinzen und Prinzessinnen seines Hofes.

Bunte Gesellschaft. Eine gemischtere Bevölkerung als die der Stadt und Grafschaft San Francisco dürfte es schwerlich geben. Unter den 14,818 Wählern werden aufgeführt neben Eingeborenen der Union: 3111 Irländer, 1870 Deutsche, 683 Briten, 151 Scandinaven, 128 Russen und Polen, 99 Franzosen, 26 Australier, 19 Italiener, 16 Holländer, 14 Spanisch-Amerikaner, 11 Belgier, 10 Portugiesen, 8 Westindier, 7 Ungarn, 6 Ostindier, 2 Sandwich-Inulaner und je ein Repräsentant der Griechen, Spanier und Chinesen.

Frauen-Emancipations-Frage. Der socialwissenschaftliche Congreß zu London hat sich nicht getrennt, ohne den Emancipationsdamen noch ihr jährliches Paradesfest zu gestatten. Diesmal war eine verheirathete, aber, wie wir aus ihrem curriculum vitae ersehen, von ihrem Gatten, der natürlich zu den Tyrannen des männlichen Geschlechts gehört, seit 10 Jahren getrennt lebende Dame, Frau Barbara Bodichon, vorgeführt worden, um das Verlangen ihrer Mitschwester nach „Ausdehnung des Wahlrechts auf die Frauen“ durch eine sorglich ausgearbeitete Abhandlung zu unterstützen. Das sonderbare Actenstück wurde von der Schönen selbst in der ökonomischen Abtheilung vorgelesen und die Discussion von Fräulein Dr. Mary Walker durch eine längere Rede eingeleitet, die sich jedoch nicht über den in ermüdenden Wiederholungen paraphrasirten Gemeinplatz erhob: „Daß die Gottheit das Weib dem Manne gleich geschaffen und jenes daher auch die Rechte genießen müsse, die dieser so lange für sich monopolisirt habe.“ Das einzige Neue und Originelle an der diesjährigen Behandlung der interessanten Frage war die Enthüllung, daß die emancipationsfüchtigen Damen von Demokratie nichts wissen wollen und keineswegs das politische Stimmrecht für das ganze Geschlecht beanspruchen. Nach der überraschenden, aber höchst bestimmten Erklärung der Antragstellerin beabsichtigen sie vielmehr eine weibliche Aristokratie zu gründen, und diese soll bestehen — aus den alten Jungfern und Witwen! Frau Bodichon mußte zugestehen, daß die verheiratheten Frauen des Mittelstandes, ganz von ihren Familienorgen in Anspruch genommen, gegen die „höhern Interessen“ abgestumpft sind und weder Neigung noch Verstandniß für die politischen Pflichten emancipirter Staatsbürgerinnen besitzen. Diese wollen das Wahlrecht nicht haben, und sollen es auch nicht haben. Aber die single ladies sind das Salz des Geschlechts und nicht so unempfindlich gegen die Gleichberechtigung, wie die vulgären, in der Prosa der Häuslichkeit verkommenen Hausfrauen. Die Antragstellerin fordert jedes Unterhausmitglied auf, ihr zu bezeugen, daß die unverheiratheten und verwitweten Damen seiner Bekanntschaft — abgesehen von der Beredsamkeit, die sich von selbst versteht, — einen hohen Grad von politischem Urtheile besitzen und zum Stimmrechte wol befähigt sind. Man muß gestehen, daß dies höchst naiv ist und den ganzen Emancipationschwandel als die historische Grille überspannter alter Damen, die ihre Aufgabe im Leben und in der Gesellschaft verfehlt haben, richtig bezeichnet. — Ein Hauptar-

gument, durch welches J. Stuart Mill die Theilnahme der Frauen an der Parlamentswahl als billig und wünschenswerth zu begründen pflegt, ist: daß die Frauen thatsächlich das Wahlrecht durch den Einfluß auf die Stimmen ihrer Gatten schon ausüben, und daß es daher nur logisch sei, ihnen dasselbe auch formell zu geben. Die Frau ist die Hauptperson für den Bestechungsagenten; wenn er mit ihr das Geschäft abgeschlossen hat, so kann er des Mannes ganz sicher sein; sie steht für die Stimme ihres Tyrannen ein. Daß dies wirklich der Fall ist, dafür liefern die Acten der noch immer im Gange befindlichen Corruptionsproceße ergößliche Beweise.

Tante und Nichte. Eine Dame, welche sich im Spiegel bewunderte, sagte zu ihrer Nichte:

— Was gibst Du wol darum, wenn Du so schön wärest, wie ich?

— Gerade so viel, liebe Tante, wie Du darum geben würdest, wenn Du so jung wärest wie ich.

Albumblätter.

Was Du begehrt, und was sich Deinem Geist
Darstellt als die reinste Deiner Wonnen,
Nicht davon wirft Du Herz und Seele sonnen,
Das höchste Glück entzieht sich Dir zumeist.

Wohl Dir jedoch, wenn es Dich stets umkreist,
Wird es auch nie ergriffen und gewonnen,
Doch stärkt es Dich aus reichen Lebensbrunnen
Am Pfade, der Dich nach dem Ziele weist.

Entsage dem nie ganz, was Dir versagt,
Und nach dem Himmel blicke, wo es tagt
Nach wenig Stunden, die der Nacht gebühren.

Der Strahl von dort, er kann allein Dich führen,
Wenn nicht zum Götterthum, doch zu den Höhen,
Die wolkenlos auf tiefe Nebel sehn.

Friedrich Thiersch

in einem Briefe an den Kronprinzen Maximilian von Bayern
aus dem Jahre 1841.

Räthsel und Aufgaben.

Die ersten zwei mehren der Fürstinnen Glanz,
Die dritte verschönert die Hirtin beim Tanz.
Das Ganze hat schützend ein Engel bewacht,
Obwol es das Schicksal zu brechen gedacht.

Mit dem A theilt's gleich und recht,
Mit dem G sind sie wol öfters schlecht,
Mit dem D siehst Du es auf dem Meer,
Mit dem JG lieben's Kinder sehr.

Eine Inselgruppe an Norwegens Küsten,
Eine Stadt des gelobten Landes,
Eine französische Stadt,
Eine Insel im indischen Ocean,
Eine Stadt im westlichen Deutschland,
Ein District im schönen Venetien,
Eine Stadt in Japan.

Die Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben der zu findenden Worte von oben nach unten geben den Namen eines amerikanischen Märtyrers, die der Endbuchstaben von unten nach oben den seines Amtsnachfolgers. Wie heißen diese beiden Männer?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 45.

Hochzeitbitter.

Esther — Nest — Herr.

Die besten Menschen haben manchmal ungerathene Kinder.

Der Handwerksbursche hatte 17½ Pf. in das erste Gasthaus mitgebracht.

Briefpost.

Hr. E. Schlanberger in Wittenberg. Sie scheinen Ihren Namen nicht mit Unrecht zu führen! Ihr Eifer erfreut uns; die spätern Nummern werden Ihnen bereits die Antwort gebracht haben.

Alter Abonnent J. in L. Obgleich wir auf dem betreffenden Gebiete sehr reichlich versorgt sind, so würden uns doch fernere Sendungen nicht unlieb sein. Von dem Eingefandten können wir keinen Gebrauch machen.

H. C. Besten Dank — aber gar zu leicht.

Eine alte Abonnentin in P. Mit vielem Vergnügen theilen wir Ihnen den Titel der kleinen, sehr empfehlenswerthen Schrift mit. Derselbe ist: „Schönheitspflege. Eine Gabe für jeden Toilettenisch. Von Verthold Schwarz. Berlin, Verlag von Max Voeltcher. 7½ Sgr.“

Hr. M. Schm. in Freiberg. Wir rathen Ihnen, schwarzseidne Stoffe in einer Abkochung von „Krausmünze“ waschen und den noch feuchten Stoff mit einem recht heißen Plattstahl glätten zu wollen.

Hr. v. St. a. L. b. D. Da Ihr Herr Gemahl, wie Sie uns schreiben, vorzugsweise gern „Pasteten“ isst, so gereicht es uns zur Freude, ein Ihnen sicher noch unbekanntes Recept mittheilen zu können. Wir meinen das der „Rhabarber-Pastete“, welche also zubereitet wird: Man mache einen mürben Teig, theile denselben in zwei Theile und rolle jedes Stück aus, belege mit einer Hälfte eine Form oder Schüssel und bestreue sie mit gestoßenem Zimmet. Alsdann nehme man dicke Rhabarberstengel und dicke Wurzeln von den Blättern dieser Pflanze, befreie sie von der Oberhaut, schneide sie in halbe Zoll lange Stücke, setze sie mit Zucker, gleichen Theilen Wasser und Wein, abgeriebener Zitronenschale und einem Stückchen Zimmet auf's Feuer und lasse sie in kurzer Zeit weich kochen. Dann lege man den Rhabarber lagenweise auf den Teig und gebe zwischen die einzelnen Lagen Zucker, Zimmet, gestoßenen Zwieback und Zitronenscheiben, aus welcher die Kerne entfernt wurden, bedecke sie mit Teig und lasse sie 1¼ Stunde backen.

Intelligenzblatt zur Alodon-Beitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig:

Preussen-Album.

Zehn Portraits

in Stahlstich mit biographischem Text.

König Wilhelm.	.....	Kriegsminister v. Roon.
Kronprinz Friedrich Wilhelm.	.....	General v. Moltke.
Prinz Friedrich Carl.	.....	General Herwarth v. Bittenfeld.
Prinz Adalbert.	.....	General v. Steinmetz.
Graf Bismarck-Schönhausen.	.....	General Vogel v. Falckenstein.

Dritter Abdruck.

In elegantem Carton. Preis 22 1/2 Ngr.

Adolf Böttger's

Gesammelte Werke.

Complet in 6 Bänden. — Preis: 4 Thlr. broch., 6 Thlr. eleg. gebunden.

Inhalt:

- I. Lyrische Gedichte. — Frühlings- und Liebesmelodien. — Sonette. — Balladen und Romanzen. — Distichen. — Vermischte Gedichte. — Blätter der Erinnerung.
- II. Pausanias. — Fall von Babylon. — Ragdalene. — Ruschirwan. — Auf der Wartburg. — Das Schenkhaus zu Savelthem.
- III. Habana. — Till Eulenspiegel. — Hyazint und Liliade, ein Frühlingsmärchen.
- IV. Der Erbe von Thirlestun. — Heinrich und Fleurette. — Zarte Liebe. — Sperthias und Butis. — Helene von Antwerpen. — Guillem von Cabestaing. — Don Juan und Maria. — Zwei Königsnächte. — Dämon und Engel.
- V. Goethe's Jugendliebe. — Buch der Sachsen (Romanzen und Rhapsodien).
- VI. Die Pilgerfahrt der Blumengeister. — Agnes Bernauer. — Lancelot vom See. — Schlußlied.

Vollständigstes Wörterbuch der deutschen Sprache,

wie sie in der allgemeinen Literatur, der Poesie, den Wissenschaften, Künsten, Gewerben, dem Handelsverkehr, Staats- und Gerichtsweisen ic. gebräuchlich ist.

Bearbeitet und herausgegeben von

Dr. Wilhelm Hoffmann.

Complet in 64 Heften à 5 Bogen. Lex.-8. à 7 1/2 Ngr.

Das vorstehende Werk ist jetzt das einzige practische, größere und vollendete, aus den deutschen Schriftstellern selbst geschöpfte Wörterbuch der deutschen Sprache, ein treuer Führer für Jeden, der unsres überreichen Sprachschatzes sich lebendig bewußt zu werden strebt, der zuverlässigste Rathgeber beim Lesen und Schreiben und kann dasselbe, zur Erleichterung der Anschaffung, in Heften oder Bänden in beliebigen Terminen bezogen werden.

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.
 " 1. " " in Halbleinenband mit Deckelprägung und Goldtitel 17 1/2 Ngr.
 " 2. " " in Ganzleinenband mit Deckelprägung und Goldtitel 22 1/2 Ngr.
 " 3. " " in Ganzleinenband, Deckel reich vergoldet m. Schloß 1 Thlr.

Novellen-Zeitung.

Eine Wochenchronik für Literatur, Kunst, schöne Wissenschaften und Gesellschaft gehört zu den gediegensten belletristischen Blättern der Gegenwart. — Sie zählt zu ihren regelmäßigen Mitarbeitern:

Otto Banck, E. Freiherrn v. Mißra, Alfred Wasdau, Louise Otto, Bernd von Guseck, St. Grafen Grabowski, Marie v. Koskowska, Ewald August König, F. Cosmann, A. Göring, Carl Freiherrn von Kessel, E. Heusinger, O. von Wiscke, Dr. P. Wigand u. v. A.

Die Novellen-Zeitung bringt Romane, Novellen, Genrebilder und Skizzen, interessante Schilderungen aus der Natur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Politik und Gesellschaft, sowie namentlich Otto Banck's Berichte über Kunst und Literatur, so daß sie an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von keinem andern Blatte übertroffen werden dürfte.

Dieselbe erscheint wöchentlich ein Mal in 2 Bogen hoch 4. und beträgt der Preis pro Quartal 1 Thlr. 10 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Hierzu zwei literarische Beilagen von Eduard Kummer in Leipzig.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Guten das Beste, Von dem Bösen das Schlechte.

Verlag der Durr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Geheilte Wunden.

Novelle

von

J. Grimm.

(Schluß.)

Der Tag, an dem man Gotthardt erwartete, brach endlich an. Gabriele hatte den Kindern gesagt, sie würde nicht zu ihnen kommen, so sehr sie bitten mochten. Sie wollte keinen Schatten auf das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn werfen durch ihre Gegenwart.

Sie saß bei ihrer Arbeit still zu Hause. Charlotte ging ab und zu: singend, plaudernd und scherzend. Sie hatte tausend muntere Einfälle, tausend Zärtlichkeiten für die Freundin und konnte sich, trotz ihres guten Willens, nicht enthalten, auch von dem jungen Herrn von Warthau zu sprechen und von seiner Rückkehr, von der ihr Gabriele gesagt hatte. Gabriele ließ Alles ruhig geschehen; ihre Gedanken waren bei dem Geliebten.

Es war spät am Nachmittage, als draußen die Glocke gezogen wurde; eine Männerstimme fragte nach Gabriele . . . o, diese Stimme! . . .

Gabriele wartete nicht bis gemeldet wurde, sie trat in das Empfangszimmer, als eben Gotthardt zur andern Thüre eintrat.

Da stand er vor ihr, edel und ruhig, wie er in ihren Gedanken gelebt hatte! Sein Auge strahlte freund-

lich und liebevoll, und als sie ihm die Hand reichte, ohne eine Wort sagen zu können vor Glück und Thränen, zog er sie an sich und schloß sie in seine Arme. Sie wehrte es nicht. Es war eine kurze selige Stunde, die Beide nun verlebten; Niemand kam, Niemand störte sie. Die freundliche Charlotte hatte die Thüre hinter der Freundin geschlossen und saß draußen im Nebenzimmer, bald eine Arbeit, bald ein Buch ergreifend, ohne doch zu irgend einer Beschäftigung Ruhe zu haben. Als Gotthardt wieder ging, trat Gabriele mit freudestrahlendem Blicke zu der Freundin, die sie umarmte und zärtlich fragte, ob sie glücklich sei.

„Ja, ich bin glücklich!“ sagte Gabriele, „und er ist es auch.“

Sie hatte eigentlich nicht gewollt, daß zwischen ihr und Gotthardt von ihrer Liebe gesprochen werden sollte; sie wußten ja Beide, was sie einander waren und daß sie sich treu sein würden. Und mußten sie nicht des Vaters Willen gehorsam sein, der sie trennte? Aber als Gotthardt sie seine Braut nannte und so einfach und offen zu ihr sprach, da konnte sie sich nicht Wort halten, auch sie mußte sagen, was sie so lange verschwiegen und was er doch wußte. Beide aber waren einig, daß sie geduldig warten wollten, bis der Vater endlich doch in ihr Glück einwilligen würde. Hoffnung und Vertrauen beseele die Liebenden. — Sie sahen sich nun alle Tage. Gabriele kam viel zu den Kindern; dort begegnete sie freilich jetzt immer dem Vater, der argwöhnisch während ihrer Anwesenheit zugegen blieb

und alle Blicke und Worte überwachte, die sie mit Gotthardt wechseln mochte. Er selbst redete fast nie mit ihr und wenn er es that, waren seine Worte streng und kalt, oft sogar hart; dennoch wiederholte er ihr verschiedene Male, daß er wünsche, sie viel bei seinen Kindern zu sehen, weil das die letzte Bitte seiner Frau gewesen. Gabriele war sanft und geduldig in seiner Gegenwart und vermied so viel als möglich jedes Gespräch mit Gotthardt. Auch des jungen Mannes Betragen war, zur großen Beruhigung der Tante, ruhig und zurückhaltend gegen die Geliebte. Er ging übrigens jetzt viel aus, er bereitete sein Werk vor in dem neuen Hause des Rathsherrn. Zudem hatte er unternommen, die schöne Tochter des Patriciers zu malen, um was er gebeten worden.

Diese Tochter war nun Niemand anders, als Eugenie Dankmar, die Gattin des Mannes, der in Gabriels Leben eine so seltsame Rolle spielte. Als Gabriele von Gotthardt zuerst ihren Namen hörte, konnte sie nur mit Mühe ihre Verwirrung vor dem Geliebten verbergen. Aber sie hatte sich das Wort gegeben, von dem Vergangenen nicht mit ihm zu reden, so schwer es ihr auch wurde, zu schweigen.

„Ich kann diese Frau nicht malen!“ rief eines Tages Gotthardt voll Unmuth, als er aus dem Hause des Rathsherrn kam, „es ist unmöglich! Ich stehe vor ihr wie ein roher rücksichtsloser Mensch, der sich in das Geheimniß ihres Grams eindringen will. Sie ist sanft und resignirt, aber ich sehe ihr die Pein an, die es ihr verursacht, wenn ich ihre Züge studire . . .! Ich mag sie nicht länger quälen; ich werde dieses Porträt nicht fertig malen!“

„Sieht sie denn gar so traurig aus?“ fragte Gabriele voll Mitleid.

„Ich kann sie nicht ansehen, ohne mich ganz ergriffen zu fühlen,“ erwiderte Gotthardt; „sie muß sehr unglücklich sein . . . ich glaube fast, ich habe errathen, warum.“

Gabriele ließ die Arbeit sinken, die sie in den Händen hielt und blickte mit ängstlicher Spannung auf; er fuhr fort: „Ich sah sie heute zum ersten Male mit ihrem Mann. Die Einblicke, die ich in dieses Verhältniß erhielt, erklären ziemlich deutlich den Kummer der jungen Frau. Herr Dankmar trat in's Zimmer, während ich malte; ich sah, wie seine Frau erröthete und auf ihn zueilten wollte; er grüßte sie aber kalt, ging an ihr vorüber und trat zu mir. Er machte mir einige sehr gleichgiltige Bemerkungen über das Bild und kam bald auf andere Dinge zu reden. Die junge Frau sah blässer und trauriger aus, als vorher; sie trat auch herzu und mischte sich in das Gespräch, wobei sie immer den Blick auf ihren Mann gerichtet hatte. Er war schroff und kaum

höflich, wenn er zu ihr sprach; endlich, als er wieder gehen wollte, begleitete sie ihn und reichte ihm an der Thüre die Hand. Er führte diese Hand mit einem sehr ironischen Lächeln an seine Lippen und ging. Als sie sich wieder zu mir wendete, hatte ihr Gesicht einen so schmerzlichen Ausdruck, daß es mir unmöglich war, weiter zu malen. Ich suchte einen Vorwand, mich zu entfernen und verließ sie. Nun ist mir alle Freude an dieser Arbeit verdorben, so schön mein Original auch sein mag; ich werde mich schwer zu ferneren Sitzungen entschließen können.“

„Die arme Frau!“ sagte Gabriele, sichtlich bewegt.

„Was verdient wol dieser Mann, der sein Weib so unglücklich macht, Gabriele?“ fragte Gotthardt lächelnd, indem er zärtlich auf die Geliebte sah.

„Er ist vielleicht selbst sehr unglücklich!“ erwiderte Gabriele ernst.

Einige Tage nach diesem Gespräche ließ sich der Rathsherr bei Herrn von Warthau melden. Sein Gesicht hatte einen so feierlichen Ausdruck, daß der Jugendfreund ihn erstaunt ansah, ehe er Worte fand, nach seinem Begehren zu fragen. Der Eingetretene nahm auch sogleich selbst das Wort: „Wir sind von einem schweren Schlage betroffen, Warthau,“ sagte er langsam; „kaum weiß ich, wie ich Ihnen mittheilen soll, was geschehen ist. Er schwieg eine Weile, währenddem ihn Herr von Warthau mit gespanntem Blicke betrachtete, dann fuhr er fort: „Mein Schwiegersohn ist an Allem schuld; seit er in die Familie eingetreten ist, scheint es, daß sich das Glück von uns gewendet hat. Zuerst hat er meiner Tochter das Herz gebrochen, da er vom ersten Tage nach ihrer Verheirathung an gezeigt hat, daß er nur ihr Geld, nicht sie selbst liebte; . . . und jetzt? . . . Nun, jetzt hat er sie auch noch um dieses Vermögen gebracht und um mehr, als das: Um das Glück ihres ganzen Lebens! . . . Um es kurz zu machen: er hat sich in Speculationen gestürzt, die ihn selbst, und mich dazu, vollständig ruinirt haben. Gestern kam es zur Entscheidung; er sah, daß Alles verloren war. In der Verzweiflung hatte er nichts Anderes zu thun, als nach dem Pistol zu greifen: er wollte sich erschießen. Das ist ihm zwar nicht gelungen; der Schuß war nicht tödlich, er hat ihn nur gestreift . . . Nun liegt er verwundet da mit dem Bewußtsein dieser That und des Glends, das er über die Seinen gebracht! . . . Genug davon! Was ich Ihnen zu sagen kam, ist nun, daß unser Unglück leider auch für unsere Freunde Folgen hat, die wir nicht abwenden können. — Mein Haus ist in den Händen der Gläubiger; ich kann nicht daran denken, es jemals wieder zu erlangen. Wie ich Ihren Sohn für das Werk entschädigen soll, was er dafür vorbereitet hat, weiß ich

jetzt noch nicht; der Gedanke daran ist mir unerträglich . . . sagen Sie es ihm. Ich kann mir denken, wie schwer es ihn treffen wird, jetzt von dieser Arbeit abzustehen, in dem Augenblicke, wo er an die wirkliche Ausführung schreiten wollte. Wie sehr es mein Schicksal erschwert, daß er in dieser Weise mit herein verwickelt ist, kann ich nicht sagen.“

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund!“ sagte Herr von Warthau in sanftem Tone. „Gotthardt ist ein Mann; er hat schon Schweres ertragen und wird sich auch in das Gegenwärtige zu finden wissen.“

Sie hatten nun noch ein langes ausführliches Gespräch miteinander, worin Herr von Warthau, ganz gegen seine Art in der letzten Zeit, lebhaft und theilnehmend in die Angelegenheiten der Andern einging. Als ihn der Rathsherr eine Stunde später verließ, trat er mit einem Ausdrucke von Erregtheit in das Wohnzimmer, wie sie lange Niemand an ihm wahrgenommen hatte.

Gotthardt war wie vom Blitz getroffen bei der Nachricht, die sein Vater brachte. Er stützte den Kopf in beide Hände und blieb lange unbeweglich in dieser Stellung.

Herr von Warthau betrachtete ihn schweigend; auf seinen Zügen kämpfte eine große Bewegung.

„Das ist wieder eine Prüfung, mein Sohn,“ sagte er endlich ernst, „Du wirst auch diese männlich ertragen.“

„Ja, mein Vater!“ sagte Gotthardt, mit einem stolzen, aber schmerzlichen Lächeln den Kopf erhebend.

Der alte Herr sah nach dem Fenster, wo Gabriele lehnte, die Stirn gegen die Scheiben gedrückt. Er machte eine Bewegung, als wolle er auf sie zugehen, aber er schien sich anders zu bestimmen.

„Wir werden weiter zusammen reden, Gotthardt,“ sagte er zu diesem. Darauf verließ er das Zimmer.

Als er fort war, stand der junge Mann auf; er trat zu Gabrielen, die noch immer unbeweglich am Fenster stand.

„Gabriele,“ sagte er sanft, indem er seinen Arm um sie schlang und sie küßte, „Du liebst mich, nicht wahr?“

Sie wendete sich nach ihm zurück und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. „O, mein Geliebter!“ sagte sie in Thränen ausbrechend, „ja, ich liebe Dich!“

„Dann ist Alles gut,“ erwiderte er; „weine nicht, beruhige Dich!“

Die Tante war im Zimmer geblieben, sie hatte die Beiden gewähren lassen; jetzt trat sie lächelnd herzu. „So ist's Recht,“ sagte sie, „habt Euch lieb, meine Kinder und haltet ruhig aus; es kommt gewiß bald die Zeit, wo Alles noch gut wird!“

„Gut!“ sagte plötzlich Gabriele, indem sie die Hand

auf ihre Stirn legte. „Ja, für uns, so Gott will . . . aber die Unglücklichen dort! Die arme junge Frau . . . und dieser Mann!“

„Ihm wäre besser, er lebte nicht mehr!“ sagte Gotthardt streng.

„O, sage das nicht, vielleicht ändert ihn das Unglück!“ rief Gabriele; ihr schauderte bei dem Gedanken an das Schicksal dieses Mannes, den sie einst zu lieben gewöhnt hatte. Sie drückte Gotthardt's Hand, die sie in der ihren hatte und sah ihm mit einem Blicke hingebender, dankbarer Liebe in's Gesicht.

„Gabriele!“ rief plötzlich Elschen in's Zimmer herein. „Komm schnell heraus, eine Dame ist da, die Dich sehen will!“ Die Kleine ergriff Gabrielen bei der Hand und zog sie mit sich fort.

Eugenie Dankmar stand auf der Flur. Die junge schöne Frau war bleich, ihr Gesicht trug die Spuren der Thränen, die sie vergossen. „Fräulein,“ sagte sie mit stehender Stimme, „o kommen Sie! Bitte, kommen Sie! Er ruht immerfort nach Ihnen, er hat keine Ruhe . . . gewiß nicht, bis er Sie gesehen hat! Reden Sie freundlich zu ihm, o bitte! Er leidet so sehr!“ . . . Sie brach wieder in Thränen aus. Gabriele redete ihr freundlich zu, sich zu beruhigen, sie wolle mit ihr gehen. Ihr Entschluß war gefaßt: es galt ihr um jeden Preis, diese Frau zu trösten, an deren Leiden sie eine große Schuld trug.

Als die Beiden in das dunkle Krankenzimmer traten, fühlte sich Gabriele sehr beklommen: sie hörte den Verwundeten schmerzlich ihren Namen rufen. „Ich bin da,“ sagte sie leise; „was wollen Sie von mir?“

Er sah sie starr an. „Sie ist's! Gabriele! Das war ihre Stimme!“ sagte er. „Sprich noch mehr, Gabriele!“

„Sie müssen ruhiger sein; ich bleibe jetzt hier —“ sagte sie bewegt.

Er senkte tief und schloß die Augen. Seine Frau stand neben Gabrielen, die ihre kalten Hände in den ihren hielt; sie sah angstvoll auf ihren Gatten, der unbeweglich lag.

„Er wird nicht sterben, nicht wahr?“ sagte sie in stehendem Tone, indem sie sich zu Gabrielen neigte.

Der Kranke schlug die Augen wieder auf.

„Sterben?“ sagte er mit einem schwachen Lächeln. „O nein, Eugenie! Jetzt nicht mehr!“

Sie kniete neben dem Bette nieder, nahm seine Hand und küßte sie sanft. Er schien es nicht zu bemerken, er sah erschöpft aus, aber ruhig. Nach einer Weile richtete er sich ein wenig in die Höhe und sah bewusst und klar um sich; als sein Blick auf Gabrielen fiel, flog eine leichte Röthe über sein blaßes Gesicht. „Ist es denn kein Traum?“ sagte er, „ist Gabriele wirklich hier? . . .“

O, Eugenie! wie soll ich Dir das vergelten!" Er sah auf die knieende Frau herab und eine Thräne trat ihm in's Auge. „Du bist gut, wie die Engel Gottes!" sprach er weiter, indem er ihr sanft seine Hand entzog und sie auf ihr Haupt legte. „Kannst Du mir verzeihen, was ich an Dir gesündigt habe? Ich will nicht ruhen, bis ich Alles wieder gut gemacht habe; ich will arbeiten, bis Du wieder reich und glücklich bist . . . aber vergieb mir!"

Eugenie lächelte glücklich. „Ich habe Dir längst vergeben!" sagte sie.

Gabriele stand unbeweglich an dem Lager; sie hatte die Hände gefaltet. „Gott gebe Euch Frieden!" betete sie leise.

Es war lange still in dem Zimmer. Der Kranke schlief ein.

„Sie haben ihn gerettet!" sagte endlich Eugenie zu Gabriele, als sie seine ruhigen Athemzüge hörte; „er wird nun genesen!"

„Ja, er wird genesen!" erwiderte Gabriele, indem sie die junge Frau in ihre Arme schloß; „und dann werden Sie glücklich sein!"

Eugenie senkte die Augen. „Ja, und das danken wir Ihnen!" sagte sie demüthsvoll. — —

Gotthardt erwartete voll Unruhe Gabrielens Rückkehr. Er konnte sich nicht erklären, welche Beziehungen es zwischen ihr und Frau Eugenie Dankmar geben konnte. Er stand am Fenster und schaute gedankenvoll auf die Straße, die er sie gehen sah. Als er sie endlich wieder erblickte, athmete er tief auf. Er eilte ihr entgegen.

„Du sollst Alles wissen!" erwiderte sie auf seine stürmischen Fragen. „Alles!" Und sie begann nun zu erzählen von ihrer ersten Begegnung mit dem Unbekannten im Garten an. Sie bekannte ihr leidenschaftliches Interesse für ihn . . . ihren Schmerz über seine Verlobung . . . ihre Reue darüber, daß sie sich dieser unberechtigten Neigung hingegeben; sie erzählte dann, wie sie sich losgerissen, wie sie nach Warthau gekommen und dort ihn — Gotthardt — gesehen, in seinem reinen Schmerz und seiner hohen Liebe. Wie sie da zum ersten Male erkannt, was wahre Liebe sei, und wie nach und nach ihr Herz sich gelöst von den alten Banden, und ihm hingegeben, den sie liebte — auf ewig!

Gotthardt hörte ihr schweigend zu. Als sie berichtet hatte, wie sie später Ludwig Dankmar wieder gesehen, wie er ihr zuletzt seine Liebe gestanden, wie sie dann wol bewegt und erschüttert gewesen, aber doch im Herzen ruhig, weil sie gehofft, es müsse sich Alles wieder ausgleichen, und besonders, weil sie sich stark gefühlt durch den Gedanken an den Geliebten und an seine Treue, . . . da nahm Gotthardt ihre beiden Hände und drückte sie

fest gegen seine Brust. „Gott sei Lob und Dank, der Dich behütet hat!" sagte er, ihr mit einem langen Liebesblicke in die Augen sehend.

„Und nun ist Alles gut!" fuhr sie erleichtert fort. „Auch er ist geheilt! Er hat eine schwere Erfahrung gemacht; er hatte sich selbst aufgegeben. Jetzt sind ihm aber die Augen aufgegangen. Eugenie hat ihn gerettet mit ihrer treuen Liebe, die in den bittersten Prüfungen keinen Augenblick erschüttert war. Er wird nun arbeiten, das Verlorene wieder zu gewinnen, und wird sie gewiß glücklich machen!" . . .

„Wie Du mich, Gabriele, nicht wahr?" unterbrach sie Gotthardt, indem er sie zu einem Lehnstuhle führte. „Jetzt ruhe Dich aus, Du bist ganz erschöpft."

In diesem Augenblicke trat Herr von Warthau in's Zimmer: „Bleiben Sie ruhig sitzen, Fräulein Gabriele," sagte er in freundlichem Tone zu dieser, als sie sich wieder erheben wollte. „Gotthardt sagt, daß Sie erschöpft sind, er hat Recht, man sieht es Ihnen an. Gotthardt," sprach er dann, zu seinem Sohne gewendet, „ich habe einen Vorschlag für Dich, der Dich etwas über die verfehlten Pläne mit dem Rathsherrn trösten soll: Du sollst mir den Saal in Warthau malen, den großen im ersten Stock. Du hast selbst oft gesagt, daß er wie dazu bestimmt sei, mit Fresken geschmückt zu werden. Das wird Dich vielleicht zerstreuen . . . und dann . . ." Er zögerte und sah Gotthardt prüfend an; seine Stimme bebte, als er weiter sprach: „Du hast mir einmal gesagt, Gotthardt, daß Du Deiner Eva eine Nachfolgerin erwählt hast; ich will nicht länger Deinem Glücke hinderlich sein. Stelle mir Deine Braut vor, ich will sie als meine Tochter willkommen heißen."

Gotthardt wendete sich nach Gabrielen zurück . . . sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Das ist der Himmel, mein Vater!" rief der junge Mann bewegt. Er trat an den Stuhl, nahm Gabrielens Hände von ihrem Gesichte, strich ihr das Haar von der Stirne und küßte seine Braut. Gabriele stand auf und reichte Herrn von Warthau schweigend ihre Hand. Er drückte sie herzlich . . .

„Liebe Gabriele," sagte er, „ich hoffe, Sie werden es mir vergeben können, daß ich so lange Ihren und meines Sohnes Wünschen entgegen gewesen bin. Ich muß Ihnen ganz offen bekennen, daß ich bis in die allerletzten Tage nicht habe an die Wahrheit dieser Liebe glauben können, besonders bei Gotthardt, den ich vor so kurzer Zeit um seine erste Braut so tief trauern gesehen hatte. Ich hielt es bei ihm nur für ein Bedürfniß, sich zu zerstreuen und leichtsinnig seinen Kummer zu vergessen. Ich wünschte außerdem für meinen Sohn eine Heirath, die ihm äußerliche Vortheile brächte und

glaubte, daß auch für ihn selbst eine Zeit kommen würde, wo er auf diese mehr Gewicht legen könnte. Sein treues Beharren auf seinem Sinne erbitterte mich mehr und mehr; ich sah darin nur Trost und Widerspruchsgeist; und keine Vorstellungen meiner Frau, die ganz anders dachte, haben vermocht, mich von diesem Gedanken abzubringen. Selbst als sie auf ihrem Sterbebette noch den Wunsch aussprach, ich möchte meinen Sinn in Bezug auf diese Sache ändern, blieb ich unbeweglich. Erst neuerdings habe ich erkannt, daß ich Unrecht hatte. Ich erwartete, daß Gotthardt mit Festigkeit auf die Erfüllung seiner Wünsche bestehen würde; ich sah ihn anstatt dessen sich geduldig in meinen Willen fügen. Da nun auch seine liebsten künstlerischen Pläne und Hoffnungen scheitern, noch im Augenblicke ihrer Erfüllung, sehe ich ihn einen Moment betroffen und gebeugt . . . dann aber erhebt er sich ruhig und getröstet. Was ihm eine solche Kraft giebt, das kann nur eine wahre Liebe sein, Gabriele! . . . So bekenne ich mich denn überwunden. Gotthardt wird glücklich sein durch Sie, ich weiß es jetzt und gebe meinen Segen zu seiner Wahl, so wie ich ihn einst zu seiner Verbindung mit Eva gegeben."

Es war ein stiller feierlicher Moment, als Herr von Warthau nun die Hände der Beiden ineinander legte. Keines von den Dreien konnte mehr sprechen vor tiefer Bewegung; aber sie fühlten, daß diese Stunde Alles wieder ausglich, was im Laufe des letzten Jahres trennend zwischen Vater und Sohn getreten war, und alles Weh der vergangenen Zeit schien ihnen plötzlich in Heil und Segen verwandelt.

Wenige Monate nach diesen Ereignissen stand Gabriele bräutlich geschmückt an Gotthardts Seite am Altare. Ein Sonnenstrahl fiel durch das Kirchenfenster auf das Haupt der Braut; die Tante, die neben ihr stand, mußte an die Stunde denken, wo sie Gabrielen in den Saal in Warthau geführt, um ihr die entschlafene Eva zu zeigen und wo sie den trauernden Gotthardt getroffen. Sie faltete still die Hände und betete: „Gott erhalte ihm diese!“

In dem Säulengange unter den Zuschauern, etwas getrennt von der Hochzeitsgesellschaft, stand ein schönes bleiches junges Paar, dessen Blicke voll Andacht und Theilnahme auf Braut und Bräutigam ruhten. Es war Ludwig Dankmar und Eugenie. Als Gabriele das „Ja“ aussprach, blickte Eugenie zu ihrem Manne auf; er lächelte ruhig und drückte ihre Hand. Ueber ihr Gesicht flog ein Strahl glänzender Freude.

Die Feier war schnell, wie ein Traum, vorüber. Am Abend reiste Gotthardt mit Gabrielen nach Schloß Warthau ab. Charlotte begleitete die Freundin an den Wagen

und flüsterte ihr lächelnd und weinend die letzten Glückwünsche zu. Elschen rief noch laut: „Auf Wiedersehen!“ als der Wagen schon davon rollte.

Es war eine helle weiche Herbstnacht, der Mond stand klar am Himmel und leuchtete auf das stille Thal herab, wo das junge Paar seinen hochzeitlichen Einzug hielt. Im Herrenhause war Alles zu ihrem Empfange bereit. Die Schaffnerin trat Gabrielen im Flur entgegen wie das erste Mal, als sie das Schloß betrat. Diesmal aber lächelte das Gesicht der Alten ihr freundlich und ehrerbietig zu: sie begrüßte sie als die neue Herrin von Warthau.

Gabriele durchschritt halb froh, halb wehmuthsvoll am Arme des Geliebten die leeren Räume, die doch so voll von Erinnerungen waren; sie dachte besonders an die freundliche Herrin dieses Hauses, die sie hier so liebevoll aufgenommen, sie, die einfache Fremde, und deren Stelle sie nun so bald einzunehmen berufen war.

Im Gartensaale, vor Eva's Bild, standen sie lange still.

„Das Leben ist ein kurzer flüchtiger Traum,“ sagte Gotthardt, die verklärten Züge seiner ersten Braut betrachtend; „das Glück vergeht und kehrt wieder, und geht im steten Wechsel, aber die Liebe ist ewig. Der göttliche Funke, wenn er einmal entzündet ist, glüht fort. Eva hat mich gelehrt, was Liebe sei, Gabriele . . . Du hast mich an ihre Ewigkeit glauben gelehrt: ich segne Euch Beide!“

Sie sah ihn voll inniger Liebe an. „Gotthardt, und Du?“ — sagte sie dann. „Du hast mir die Welt erschlossen und den Himmel dazu! Ich war einsam und verlassen, ein Waisenkind auf dieser fremden Erde, und mein Herz war verschmachtet und traurig, als ich hierher kam; der Friede war mir genommen, ich war verwiesen aus dem Paradiese! . . . Du hast das Waisenkind aufgenommen, Du hast mein Herz mit Deiner Liebe getröstet, Du hast mir den Frieden wiedergegeben und hast mich geheilt von allen Wunden! . . . Das Paradies hast Du mir erschlossen, denn das Paradies ist die Liebe, die reine, heilige und ewige!“

„Amen!“ sagte Gotthardt und küßte sie auf den Mund.

Die Kaiserin Eugenie am Hofe zu Madrid.

In einer von dem americanischen Diplomaten Gustav Körner unlängst herausgegebenen Schrift: „Aus Spanien“, finden wir ein in reizendem Genrestyl geschriebenes Culturbild des heutigen Spanien, wie es der Verfasser als Gesandter der Vereinigten Staaten am Madrider Hofe in den Jahren 1862 bis 1864 kennen zu lernen reichste Gelegenheit hatte. Von

spannendem Interesse wird für unsere Leserinnen die Schilderung des Besuchs der Kaiserin von Frankreich sein, den sie im October 1863 dem spanischen Hofe abstattete, den Körner in Folgendem schildert:

Ich haßte den Imperialismus und Alles, was drum und dran hängt, glühend, ich glaube zu vermuthen, daß die Kaiserin nur hierher gekommen ist, um in Spanien und namentlich am Hofe mehr Terrain zu schaffen für eine Allianz, oder doch für ein herzlicheres Zusammengehen in der mexikanischen Intrigue. Ich war daher nicht in der Stimmung, mich angenehmen Eindrücken leicht hinzugeben und glaubte hinreichend mit Vorurtheilen bewaffnet zu sein und war es auch wol. Am Abend bei der Festvorstellung im Theater hatte ich sie einige Augenblicke bei ungenügender Beleuchtung, nur ein wenig mit dem Kopfe über die Logenbrüstung herausragend, beobachtet, und war zu keinem Urtheil gekommen, außer dem, daß es sich wol lohnen möchte, näher zuzuschauen. Als sie nun gestern, ganz einfach gekleidet, im Hut, im Salon der französischen Gesandtschaft auf uns zutrat, als sie sprach, spanisch sprach, als ihre Züge sich belebten und mit der Zunge sich Hand, Finger, Fächer, Füßchen zugleich bewegten, streckte ich augenblicklich die Waffen. Ich hatte die Schlacht gleich beim ersten Anlauf verloren! — Ja, „sie ist schön, und schöner als dies Wort.“ Und wie strahlte sie erst am Abend bei der Mittagstafel. Ich saß ihr nicht gerade gegenüber, denn da saß die Königin von Spanien. Doch konnte ich sie immerhin sehr gut beobachten. — Meine Nachbarin, die Gemahlin eines Gesandten, Mutter erwachsener Kinder, geborene Engländerin, rein von Sitten, welche die Kaiserin vor 5 bis 6 Jahren öfter gesehen, sagte mir, sie sei eher schöner als früher. Sie war ganz hingerissen; sie sagte ganz warm zu mir: „Don't she deserve a throne for her beauty.“ Eugenie vereinigt die schönsten Typen der germanischen und romanischen, vielleicht soll ich sagen der arabischen Race. Die Stirne hoch und frei die Augen herrlich blau, doch nicht sehr groß. Haare dunkelblond, glänzend und voll Farbe. Die Form des Gesichts dagegen schmal, oval, Nase fein, in schönster Symmetrie, nicht zu hoch. Mund ein klein wenig zu groß, mit einem Gedanken von jüdischem Anstrich, namentlich beim Lächeln. Teint wunderschön, das heißt, sehr hübsch gemalt. Denn keine Dame der Aristokratie zeigt ihre wahre Farbe hier, selbst wenn sie schönen Teint hat. — Doch waren die Wangen nach den ersten Gängen und nachdem sie etwas Wasser mit Bordeaux gemischt getrunken, röther geworden, und erhöhten ihre Schönheit. — Ohren von außerordentlich schöner Form; und erst ihre Gestalt! — Sie ist mittlerer Größe, nicht so groß, wie mich ihre Bilder erwarten ließen, schlank, beweglich und doch voll. Die Erscheinung noch ganz jungfräulich, das vortrefflichste Modell einer Hebe. — Brust, Nacken, Schultern, Arme und vor Allem die Hände wundervoll geformt, dabei die Grazie einer andalusischen Tänzerin. — Aber sie muß spanisch sprechen, um den vollen Eindruck zu machen! Sie spricht zwar das Englische wie ihre Muttersprache, als Tochter einer Irländerin, und das Französische ebenfalls mit Leichtigkeit. Aber in diesen beiden Sprachen spricht man ja bloß mit dem Munde. Sie unterhielt sich auf's Lebhafteste mit dem Könige, und da sprachen denn die Augen, der Mund, die Hände

und vor Allem die allerliebsten Finger bedeutend mit, und gaben erst den Worten den Sinn und die rechte Bedeutung. Wie stellte sie die gute Königin heute Abend in den Schatten! Isabella ist 3 bis 4 Jahre jünger als Eugenie, aber wie ist sie bourbonisch! Als im Zimmer des Königs, nachdem dort der Kaffee genommen war, noch einmal ein Cercle gemacht wurde, kein förmlicher, sondern ein leichter ungezwungener, wo die Majestäten sich gegen die Meisten bloß vorbeugen und nur mit Einzelnen ein Paar Worte sprechen und wo die Anwesenden in beliebiger Ordnung oder Unordnung umherstehen, mehr in Gruppen als in Reihen, hielt doch die Königin eine gewisse Reihenfolge, schleppte sich von dem Einen zum Andern, nidte und lächelte freundlich wie immer. Eugenie dagegen schwebte ungezwungen bald auf den, bald auf jenen zu, stellte sich dicht, fast kosend heran und plauderte in der gewinnendsten Weise. Als Beide sich dann empfahlen und am Eingange in ihre Zimmer sich umdrehten, um der ganzen Versammlung noch einmal eine Verbeugung zu machen, da war der Gegensatz am Größten. Die Königin setzte den ganzen Körper in Bewegung und nidte dann noch einmal sehr freundlich mit dem Kopfe, wie eine unbefangene Bürgerfrau. Ihr folgte Eugenie. Sie lehrte sich mit der größten Grazie um, setzte die Füßchen fest auf den Boden, stand wie angenagelt, bog dann den Oberkörper erst zurück und brachte ihn mit der zierlichsten und leichtesten Bewegung von der Seite her vorwärts, wie ein Schwan seinen Nacken biegt, und ohne sich zu drehen, zog sie sich langsam in die Thüre hinein. Sie brachte hier die wunderbare Schwingung des Oberkörpers, in der die andalusischen Tänzerinnen so unnachahmlich sind, zur höchsten Vollkommenheit.

Und nun ihre Toilette. Welche Aufgabe für einen Mann! — Sie trug ein umfangreiches Kleid mit weiß und dunkelblauen Streifen. Die Leisten schienen mir von Sammet, die weißen von Silber durchrankter Seide. Eine breite Vogengarnirung von schwarz und weißem Tüll oder Spitzen. Leibchen, ebenso gestreift, war eine Art Amazonen-Jäckchen mit Schößchen, weite halbe Aermel. Um den Hals schmales blaues Sammetband, mit den reichsten Diamanten besetzt. Kopfsputz das Niedlichste, Reizendste, was ich je gesehen. — Ein ganz feines, filigranartiges, silbernes Blätterkränzchen, ganz mit Diamanten überfäet, saß kokett etwas auf der Seite und umflocht ihre Stirne. Von diesem Kränzchen hingen hie und da kleine Diamantengehänge, wie in Tropfen gefaßt, nach dem Halse hinunter. — Ueber dem Diadem war eine kleine Verzierung von blauem Sammet, an die sich eine kostbare blaue Feder anlegte, so daß das Diadem mit der Kopfbedeckung ein allerliebtestes Mäzchen in schottischer Form bildete, um so mehr, als auf der rechten Seite eine blaue und weiße Feder aufrecht stand. Hinten waren an dem Haare zwei weiße schleierartige Verzierungen angebracht, die bis zum Ausschnitt des Kleides reichten und doch davon abstanden. Das Haar ging bis auf den halben Nacken, war dann einfach wieder zurück- und hinaufgeschlagen, zur Linken hing eine lange schön gerollte Locke herunter, die auf der schön gebogenen glänzenden Schulter bald ruhte, bald tanzte. — Die Damen betrachteten diese Toilette in stummer Anbetung. Selbst die diplomatischen Herren waren über den Kopfsputz außer sich. Und doch für eine

Kaiserin sah sie vielleicht zu kolett aus. Als Andalusierin, die sie ist, als bloßes Weib an sich betrachtet, um philosophisch zu reden, war sie wol das vollkommenste Geschöpf, was ich je gesehen habe. Die gute Königin hatte ihr schweres Diadem gerade auf dem Kopfe, etwas nach vorn sitzend, wie eine Königin auf der Karte. Eine Perlenkette von unermesslichem Werthe, denn die meisten Perlen hatten die Größe von Taubeneiern, zierte ihren sehr vollen Nacken. Sie strahlte von Diamanten, während die Diamanten von der Eugenie strahlten. Und die Letztere ist sich ihrer Uebermacht wol bewusst, sonst hätte sie nicht als Begleiterin die ganz junge blühende, höchst lebenswürdige Prinzessin Murat mit sich gebracht. Diese ist kleiner, mit herrlich rothbraunem reichen Haar und allerliebsten blauen Augen, doch etwas mehr brünettem Teint. Man kann nicht begreifen, wie ein solches frisches Mädchen aus dem Hofleben von Paris kommen kann, wo sie doch die letzten zehn Jahre zugebracht hat. Sie ist Amerikanerin, in Neu-Jersey geboren und hat das gutmüthigste freundlichste Gesichtchen von der Welt. Sie wird in Paris als große Schönheit betrachtet, und auch hier, wenn die Kaiserin nicht gerade neben ihr steht.

Ihrer Tochter fast gegenüber, einen Platz von der Königin weg, neben dem päpstlichen Nuntius, saß die Mutter, die alte Gräfin Montijo. — Ich hatte sie natürlich schon früher öfter gesehen, aber nicht so genau beobachtet. Hoch in den Sechzig, sieht man denn doch bei näherem Studium, daß sie einst eben so schön, wenn nicht schöner, als Eugenie und ihre Tochter, die verstorbene Herzogin von Alba, war, deren Bilder sie als außerordentlich reizend darstellen. — Sie war wol größer. Sie geht gewöhnlich etwas gebeugt, heute erschien sie in ihrer Würde schlank und aufrecht. Und wie strahlte sie in triumphirender Freude! Gerade hier in Madrid, am Hofe unter den alten Granden ihre Tochter im kaiserlichen Glanze zu erblicken, mußte ihr die höchste Befriedigung geben. — Ich sah, wie sie sich zu Tische setzte, vom Nuntius hergeführt, wie sie, Alles um sich herum vergessend, in den Anblick ihrer Tochter versunken war, die zwischen dem Könige und dem Infanten Sebastian saß. Mechanisch ergriff ihre Linke das ziemlich große Bröckchen, das vor ihr lag, steckte es, noch ehe die Suppe kam, ohne es zu brechen, in den Mund und knusperte daran herum, zu meiner großen Freude. Ich bin überzeugt, sie hat keine Idee davon, was sie da gegessen oder getrunken. Als ich nach Tische auf sie trat, sie grüßte und ihr bemerkte, wie beneidenswerth ihre Lage sei, drückte sie mir beide Hände mit einer Wärme und einem verklärten Gesicht, wie man es einer solchen Weltkame, die sich von der Tochter eines schottischen Kaufmanns zur Gräfin erhoben, die eine Tochter dem Kaiser nicht als Geliebte, sondern als Gattin zugeführt, die Andere an einen der ersten Granden des Landes verheirathet hatte, wol nicht zugetraut hätte.

Nicht minder anziehend ist ein kleines Bild Hoflebens, das Gustav Körner über ein Beso-Mano (Handfuß, königliches Lever) wie folgt entwirft:

Einige Tage vorher macht das Hofjournal bekannt, daß an dem oder jenem Tage, Geburts- oder Namenstag der Königin, des Königs, des Kronprinzen u. s. w. ein Beso-Mano stattfinden

werde. Das diplomatische Corps wird noch besonders vom Introdutor de los Ambassadors schriftlich eingeladen. Dasselbe begiebt sich dann zur bestimmten Stunde in den Thronsaal. Ehe die Königin eintritt, ist Niemand im Thronsaale, als die fremden Gesandten, begleitet von ihren Secretären, Attachés u. s. w., und die Wache haltenden Hellebardiere. Die Königin, wie gewöhnlich, läßt etwas auf sich warten, endlich öffnet sich die Thüre links vom Throne, sie kommt herein mit dem Könige und den beiden Kindern. Sie verneigt sich gegen das diplomatische Corps. Der Herzog von Bailen trägt ihre Schleppe, der Graf Altamira (acht Mal Grande von Spanien) die der Prinzessin.

Den Reigen der Diplomaten eröffnet, wie überall, der päpstliche Nuntius. An ihn schließen sich die übrigen Gesandten und Minister an, nach ihrer Anciennetät, d. h. der Länge der Zeit, welche sie am spanischen Hofe accreditirt sind. — Die königliche Familie nimmt ihre bestimmten Plätze ein. Die Königin ist eine sehr corpulente Dame und über Mittelgröße. Sie hat einen runden, nicht großen Kopf, ein Stumpfnäschen und ein bourbonisches Doppellinn. Ihre Brust und Arme zwar sehr stark, doch schön geformt. Ihre Augen sind klein und lichtblau, ihr Haar dunkelblond. Sie hat einen sehr freundlichen Blick, und wenn sie spanisch spricht, wird er auch sehr lebhaft. In ihren Manieren ist sie mehr freundlich als grazios, sie ist, man kann fast sagen, zutraulich. Es ist heute ihr 34. Geburtstag. — Ihr Kleid an diesem Tage war weiß-bläuliches Moiré-Antique mit weiß röthlichem Besatz um die „Flourees“, so heißt ja wol das Gepuff unten am Kleid, welches sich arabeskenartig bis hoch hinaufzieht. Tief ausgeschnittener Ueberwurf, und lange mächtige Schleppe von dem Stoff des Kleides. Kleines Brillant-Diadem auf dem Kopfe, etwas weit nach vorn gedrückt. In der Mitte des Diadems ein Smaragd, von der Größe eines halben Dollars, sehr schön, doch noch schöner ein anderer von wol doppelter Größe mit Diamanten besetzt auf der Brust, über dem Gürtel. Er leuchtete durch den ganzen Saal umher. Ohringe, Armbänder entsprechend, Smaragd in Diamanten gefaßt. Ein handbreites Ordensband über Brust und Schulter, amaranth und weiß, in der Hüfte zusammengebunden, auf der Schleiße großes Ordenskreuz von Diamanten. Schleppe über den Sessel geworfen, immer noch gehalten vom Herzog von Bailen. Der König ist ein sehr schlankes feingeschnittes Männchen, von dunkeln Teint, großen dunkeln Augen. Ihm zur Linken sitzt zunächst das älteste Kind, Maria Isabella. Dann kommt der kleine Prinz, Alphonso, ein kleines schwaches Kerlchen, bleich, etwa 6 Jahre alt. Er trägt Corporals-Uniform, neigt das Köpfchen auf eine Seite und wird sehr bald vom Handlüssen müde. Jetzt öffnet sich eine Thüre rechts vom Saale, wo sich in den Vorzimmern die Aufwartenden versammelt haben. Nun kommen, während in den Vorzimmern links die sehr schöne und zarte Musik der Hellebardiergarde Märsche und Ouvertüren spielt, Civilisten und Militärs aller Classen einer nach dem andern in den Saal. Sie ziehen hundertweise vorüber, zum Glück im Geschwindschritt. Man kniet sich nieder, oder thut, als ob man es thäte, nimmt die Hand erst der Königin und küßt sie, dann die des Königs und küßt sie und thut das Gleiche mit den Kindern.

Nach einigen Minuten läßt das Prinzen das Händchen schlaff niedersinken, und wer küssen will, muß Hand und Arm erst aufheben. Endlich ist der Zug zu Ende. Die Königin steigt nieder, nimmt den Prinzen an die linke Hand, der König die Prinzessin, sie machen dann den Cercle, d. h. sprechen einige Worte der Reihe nach mit jedem Gesandten, dann gehen sie ab, drehen sich an der Thüre nochmals um und verbeugen sich; desgleichen thut das diplomatische Corps. In einem andern Zimmer stehen die Damen der Gesandten im höchsten Staat, natürlich mit langen Schleppekleidern, und der Cercle wird mit ihnen gemacht.

Die Geschichte ist zu Ende. Man eilt in die Wagen und ist sehr erfreut, die Qual überstanden zu haben. Niemand athmet wol leichter, als die königliche Familie selbst.

Marquis de Moustier.

K. französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

(Mit Stahlstich.)

Als am 1. September dieses inhaltsschweren Jahres der officielle Draht allen Cabinetten die geflügelte Mittheilung machte, daß Kaiser Napoleon III. das Entlassungsgesuch Drouyn de Lhuys, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, angenommen, ihn zum Mitgliede des Geheimen Rathes ernannt und Marquis de Moustier, den bisherigen Botschafter am k. türkischen Hofe, zu seinem Nachfolger designirt habe, so verfehlte diese politische Neuigkeit nicht, in den maßgebenden Kreisen bedeutende Sensation zu erregen. Die orientalische Frage stieg durch diesen Wechsel im kaiserlichen Cabinet am politischen Horizont, dem wenige Tage vorher die Nikolsburger Friedenspräliminarien erst wieder etwas aufgebellt, wie ein drohendes Gewitter empor und die Hinneigung Frankreichs zu Oesterreich, welche allzeitgeschäftige Federn schon als definitive Allianz hingestellt hatten, wurde gerade durch die Wahl des Marquis de Moustier, einer persona grata in Berlin, wiederum sehr in Frage gestellt. Man erblickte, und wol nicht mit Unrecht, in dieser Wahl eine Napoleonische Courtoisie, wenn nicht noch mehr, gegen das mächtige Preußen.

Alle diese sich an die Person des Marquis de Moustier knüpfenden Conjecturen beweisen, welsch eine hervorragende Stellung er im Kreise der Männer einnimmt, welche des Kaisers Scharfblick zu den unmittelbaren Dollmetschern seines Willens ausersuchen und berufen hat.

Die Familie der Moustiers ist eine sehr alte und fast mit dem gesammten Adel der Franche-Comté und darüber hinaus verwandt; sie führt ihre Geschichte bis in das achte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zurück. Als im Juragebirge, unfern den Quellen der „prächtig strömenden“ Loire, dort, wo jetzt der Flecken Moustier-Haute-Pierre (monasterium altae, petrae, hohes Felsenkloster) in dem Departement des Doubs, Arrondissement Besançon, liegt, im 8. Jahrhundert eine siegreiche Schlacht der Burgunder gegen die aus der Provence vordringenden Muselmänner geschlagen worden war, hatte einer der Sieger, wie die Sage geht, „Moustier (ici) sera maugré (malgré) le

Sarrazin!“ (Hier wird trotz der Sarazenen ein Kloster stehen) ausgerufen, das Kloster gegründet und dafür das Recht des Erbbegräbnisses in der Klosterkirche erhalten. Von da an stieg die Familie der Moustiers zu immer höhern Ehren und Ansehen empor, und viele ihrer Glieder zeichneten sich als tapfere Soldaten, wie als gewandte Diplomaten aus. Im Jahre 1741 wurden sie in den Marquisstand erhoben.

Deste Marie François René Léonel de Moustier, k. franz. Minister der auswärtigen Angelegenheiten und jetziger Chef seines Hauses, wurde am 23. August 1810 geboren. Er vermählte sich am 30. August 1843 mit Fräulein Janni von Merode, Schwester des früheren römischen Proministers und Tochter des Grafen Werner und der Gräfin Victoire, geborene Gräfin von Spangen. Der junge Léonel fand sich frühzeitig auf dem glatten Boden der Salons heimisch und seine Neigung für die diplomatische Carrière, die er alsbald ergriff, wurde durch seine einflussreichen Familienverbindungen auf das Nachhaltigste unterstützt, so daß er von Stufe zu Stufe emporstieg. Als Gesandter und später Botschafter am k. preussischen Hofe zu Berlin, lenkte er zuerst die europäische Aufmerksamkeit auf sich; nachdem er daselbst einige Jahre hindurch mit vieler Gewandtheit und Umsicht Frankreich vertreten, berief ihn sein Kaiser zu der noch schwierigeren Stellung eines Botschafters bei dem Sultan. Und als er auch in dieser sich in jeder Weise bewährt, belleidete er ihn zum Lohn mit dem wichtigsten und ersten Posten der französischen Diplomatie. In der Zeit, die zwischen seiner Ernennung zum Minister des Aeußern und des Antretens seines Amtes lag, leitete Herr von Lavalette interimistisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Blicke in die Runde.

Literatur. Geschichte der deutschen National-Literatur. Von A. F. C. Vilmar. Erste vermehrte Auflage. Marburg und Leipzig, R. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung. 1866. Zu den wenigen Büchern unseres Zeitalters, die im wahren Sinne des Wortes Eigenthum der deutschen Nation geworden sind, zählt in erster Reihe Vilmar's Literaturgeschichte. Sie ist mit vollem Recht ein Schul- und Familienbuch geworden, das in classischer Weise seine Leser vor Allem die Schätze mittelalterlicher Poesie kennen lehrt. Die neueste erste Auflage hat wenige Erweiterungen erfahren, nur die Anmerkungen sind mit einigen, durch neuere literarische Erscheinungen bedingte Zusätze vermehrt worden, denn jedes Hineinziehen der Gegenwart in die Darstellung würde den Charakter des Buches, das ein Spiegelbild der Vergangenheit sein soll, zu seinem Nachtheil verweisen. Die Worte, die der Herr Verfasser im Jahre 1850 in der Vorrede zur vierten Auflage aussprach, haben auch heute noch ihre schwerwiegende Gültigkeit: „Der Zeiger, welcher still und unverrückt auf die Stunde der Zukunft hinweist, ist kein anderer, als der Sinn für das Leben der Vergangenheit, der Sinn für die Treue, die Liebe

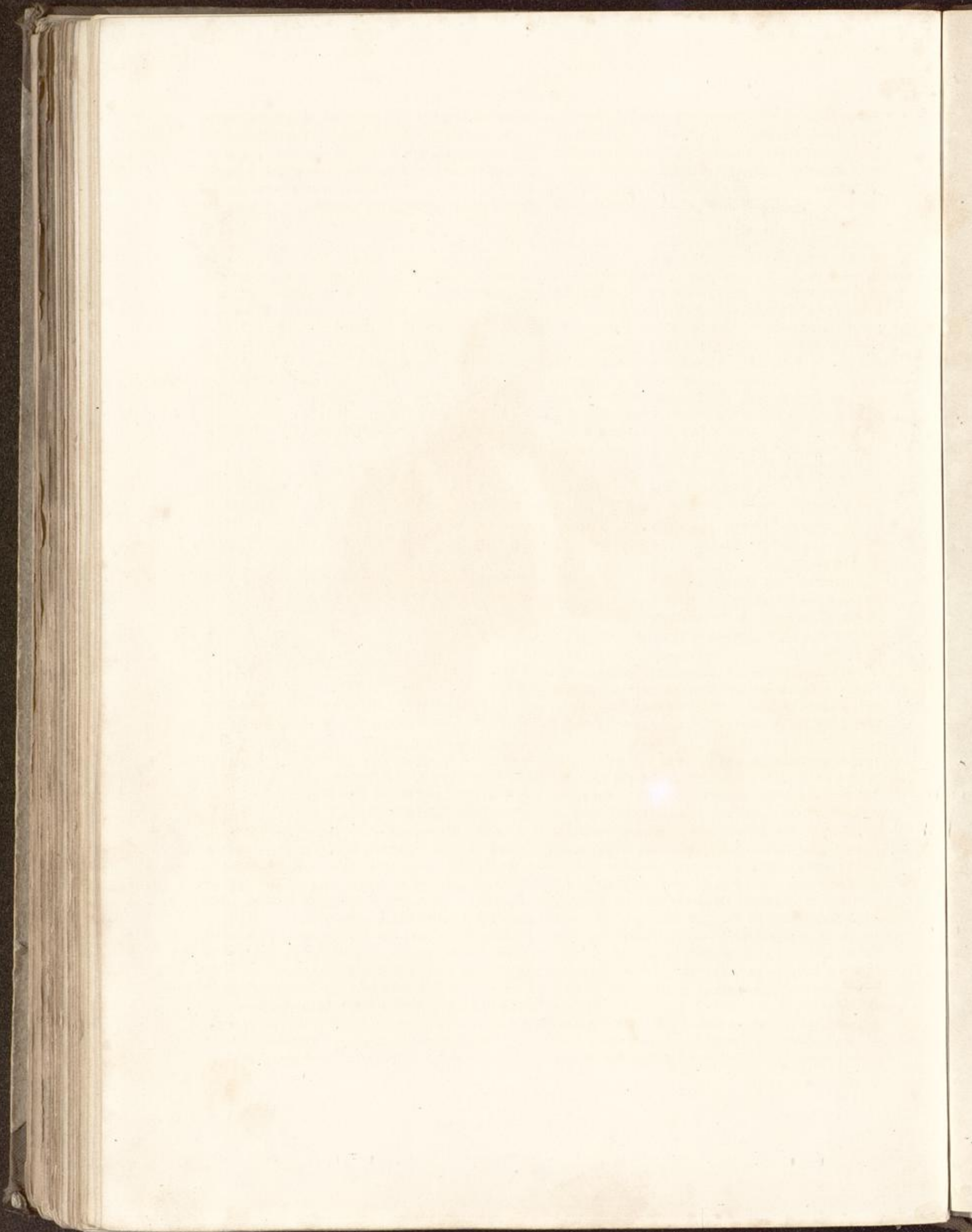


Nach einer Photographie

Del. u. Grav. v. Wm. E. Fry

Lionel Marquis de Moustier

Verlag der Bierschen Buchh.



und die Freude unserer Väter; der Beruf des deutschen Volkes in der Zukunft wird kein anderer sein, als der er seit fast zwei Jahrtausenden gewesen ist: Ein Hüter zu sein unter den Völkern für Recht und für Sitte, für Gerechtigkeit und für Umgebung, für Dichtung und Wissenschaft in ihrer stillen Innerlichkeit und für den Glauben der christlichen Kirche in seiner weltüberwindenden Herrlichkeit.“

Charakterbilder der deutschen Literatur nach Vilmar's Literaturgeschichte geordnet mit Rücksicht auf die neueste Auflage der Handbücher von Schäfer und Werner Hahn. Ein Buch für Gebildete von Dr. Eugen Labe's. Jena, Druck und Verlag von Fischer und Hermisdorf. 1866. Jedem Gebildeten überhaupt, vorzüglich aber allen Besitzern der Vilmar'schen Literaturgeschichte sei die verdienstvolle Gabe von Dr. Eugen Labe's recht angelegentlich empfohlen. Sie enthält Dichtungen unserer ersten classischen Periode in den vorzüglichsten Uebersetzungen, und bildet so das beste und nutzbringendste Supplement zu dem Werke von Vilmar.

Mit Beginn des nächsten Jahres tritt zu St. Petersburg ein neues Journal für Wissenschaft und Literatur unter dem Titel „Newski-Magazin“ in's Leben. Das Ganze soll zwei Bände, jeder zu 45 bis 50 Bogen in Octav ausmachen und im Januar und Juli erscheinen. Der Preis ist 4 R. S.

In Constantinopel hat sich eine medicinische Gesellschaft von Ärzten, die sämmtlich Muselmanen und der französischen Sprache mächtig sind, constituirt.

Die bereits unter der Presse befindliche, vom Verfasser sanctionirte englische Uebersetzung von Berthold Auerbach's Roman „Auf der Höhe“ ist von Miss Bunnett, welche ihre Befähigung durch die Uebersetzung von Servinus' „Shakespeare“ erprobt hat.

Bei M. Lévy in Paris sind zwei Bände noch ungedruckter Briefe von Heinrich Heine erschienen, die sich besonders auf seine Kindheit und Studienzeit beziehen; ein letzter Band soll den größern Theil des Briefwechsels Heine's aus seiner Leidenszeit von 1843 bis 1856 geben.

Professor Brunetti in Padua hat durch eine neue Erfindung die anatomischen Präparate des Professors Gorini übertroffen. Eine Ausstellung seiner Präparate im Collegio Medico von Padua hat bei Ärzten und Naturforschern das größte Interesse und ungetheilte Bewunderung erregt. Während Gorini seine Präparate durch Trocknen so zubereitete, daß sie nach einigem Liegen in Wasser immer wieder zum anatomischen Studium brauchbar waren, bleiben nach der neuen Methode Brunetti's die präparirten Körpertheile bis auf die kleinste Faser in ihrer physiologischen Form und Lage. Brunetti hat unter anderm das Herz des jüngst verstorbenen Professors Mugna so zubereitet, daß es scheint, als wäre nur die bewegende Kraft auf einen Augenblick stillgestanden, so täuschend ist Form, Größe und Spannung auch des kleinsten Theils erhalten. Besonders überraschend ist noch, daß die Schnittflächen überall die Structur der Organe auf das Feinste zeigen, so daß z. B. in den Nieren die Malpighischen Bläschen, die geraden und gewundenen Bellinischen Harngänge u. s. w. vollkommen zu sehen sind. Brunetti

braucht zur Herstellung eines Präparats nur 20—30 Stunden, und bedient sich solcher Stoffe, welche das Präpariren ungefährlich machen. Wie wir hören, wird eine Sammlung solcher Präparate auf die pariser Ausstellung kommen, und ist Brunetti bereits zum Mitglied der Ausstellungscommission ernannt. Der gelehrte Erfinder stammt aus Dalmatien, hat in Pavia und Padua studirt und sich unter Rokitsansky in Wien weiter ausgebildet.

Theater und Musik. Sophie Stehle, die Lucca der Münchener, ist nach überstandener schwerer Krankheit zum ersten Male wieder als „Lalla Rookh“ in der gleichnamigen David'schen Oper aufgetreten und mit den größten Ehren empfangen worden. Wol mehr als hundert Blumentränze und Bouquets wurden der gefeierten Künstlerin vom überfüllten Hause zugeworfen. Im Schauspiel gelangte Calderon's Dichtung „Der wunderthätige Magus“ in der Uebersetzung von Gries, mit Musik von Rheinberger, zur ersten Aufführung. Die Ausstattung war prachtvoll, die Darstellung überhaupt eine in allen Theilen gelungene, und das zahlreiche Publicum folgte ihr mit dem sichtbarsten Interesse.

In Paris hat ein junger Sänger aus jüdisch-deutscher Familie, Ketten, in Don Pasquale bei den Italienern seinen ersten Versuch gemacht. Trotz der erklärlichen Unsicherheit des Debutanten wurde namentlich die Weichheit seiner Stimme anerkannt und eine brillante Carrière steht ihm in ziemlich sicherer Aussicht.

Auf dem Stadttheater zu Leipzig wurde das neue zweiactige Lustspiel „Revanche“ von Charlotte Birch-Pfeiffer mit vielem Beifall gegeben. Die Damen Link, Bachmann, Plittersdorf und Göh, „Königin“, „Marquise v. Solange“, „Oberin“ und „Lilli“, so wie die Herren Hanisch und Herzfeld, „Der Graf von Provence“ und „Gaston“ boten Alles auf, das im Anfange etwas zu breit angelegte Stück zu einem unterhaltenden zu machen.

Der Guitarrenvirtuos Solofowski hat in Dresden concertirt und für sein geschmackvolles Spiel reichen Beifall gefunden.

Im k. Opernhause zu Berlin wurde Marschner's „Hans Heiling“ nach zweijähriger Pause neu einstudirt wieder gegeben. Herr Bey und Herr Niemann errangen in der Titelrolle und als „Conrad“ große Erfolge und auch Frl. Grün hatte sich als „Anna“ reichen Beifalls zu erfreuen.

In Wien war das erste um die Mittagsstunde stattfindende Gesellschaftsconcert im großen Redoutensaal unter Hofcapellmeister Herbed's Leitung vom besten Erfolg begleitet. Zur Aufführung kamen unter Andern: Spohr's Overture zum „Berggeist“ und F. Schubert's Symphonie in H moll. Frau Wilt sang die Ocean-Arie aus „Oberon“.

Die k. s. Hofschauspielerin Frau Bayer hat von dem König Johann von Sachsen, aus Anlaß des von ihr in der Festvorstellung (Tag des königl. Einzugs in Dresden) gesprochenen Prologs und unter Bezugnahme auf ihre 25jährige Wirkksamkeit an der Hofbühne zu Dresden, durch die Hand des Herrn Intendanten v. Könneritz ein prachtvolles Armband erhalten.

In Brüssel macht eine junge, neu aufgetauchte Sängerin viel von sich reden; es ist Frl. Hanna Sternberg, Schülerin des

Professor Chiaramonte. Ihre Stimme soll von wunderbarem Umfange und ihr Vortrag äußerst musikalisch sein.

Vom 8. Juni 1841 bis zum 24. September 1866 sind in London nicht mehr als acht Theater ein Raub der Flammen geworden.

Bernhard Scholz, der ehemalige hannoversche Hofcapellmeister, hat sich jetzt dauernd in Berlin niedergelassen.

Ein pariser Photograph, Herr Chevalier, hat die Idee gehabt, auf einem Theaterzettel in Kartenform die Miniaturporträts sämtlicher in einem neuen Stücke beschäftigten Schauspieler anzubringen. Trotz der Kleinheit der Bildnisse wird die Nehmlichkeit der hübsch gruppierten Persönlichkeiten nicht vermisst. In einer Ecke dieser Theaterzettel-Karte befindet sich der Name des Theaters, in einer andern der Titel des Stückes.

Bildende Künste. In Darmstadt haben die rheinischen Kunstvereine zur üblichen Jahresconferenz getagt. Sechs Vereine waren vertreten; der siebente, Straßburg, dessen Verbleiben im Gesamtverein mehr als fraglich ist, war, als bei dem letzten Probejahr einer permanenten Ausstellung nicht betheiligt, weder erschienen, noch eingeladen worden. Es ergab sich, daß im Probejahre an Gemälden und andern Kunstwerken, einschließlich der Vereinsbilder, von sämtlichen Kunstvereinen die Summe von circa 15,000 Gulden verausgabt worden war.

Das jetzt in der l. Glasmalerei zu München vollendete große Glasfenster für die St. Paulskirche zu London ist ein Prachtwerk, welches durch die großartige Wirkung in technischer, wie künstlerischer Beziehung überrascht. Das Fenster theilt sich in zwei Theile. Die obere und Hauptpartie hat die Befehung des Saulus zum Vorwurf und ist von Schnorr meisterhaft gedacht. Der untere kleinere Theil, ebenfalls in einer architektonischen Renaissanceumrahmung, zeigt in dem Mittelbild die Scene, wie Ananias zu dem blinden Saulus auf Gottes Befehl kommt, rechts und links aber sieht man in knieender Stellung den Donator (Thomas Brown, Esq.) und seine Gemahlin, unter ihnen ihre Wappenschilder und andere decorative Elemente.

In Salzburg ist ein höchst interessanter römischer Mosaikboden aufgedeckt worden. Eine von den gefundenen Flächen bietet ein figuratives Mosaik; es ist von einer Ornamentenzeichnung eingerahmt, in welcher unter anderm ein schwarz ausgeführtes Herz auffällt, welches bei vorgenommener Waschung als ein schönes Mosaikbild hervortrat, das die Europa, wie sie von dem sich in einen Taurus verwandelten Zeus entführt wird, darstellt. Die Körpergestalten sind noch jetzt, nach vielleicht zweitausend Jahren, von wohlhaltenem zarten Incarnat belebt. Das ganze Bild dürfte 1½ Schuh in der Länge und 1 Schuh in der Höhe messen. Die Mosaiksteinchen scheinen in eine Art Mörtelsubstanz eingelegt, die unmittelbar auf dem Erdboden aufliegt.

Der Maler Thumann ist unter Ertheilung des Prädicats Professor zum außerordentlichen Lehrer an der Kunstschule zu Weimar ernannt worden.

Thouvenel's Marmorbüste, dem seine Freunde auch in Mex, wo er beigelegt wurde, ein Denkmal setzen lassen wollen, wird auf Befehl des Kaisers Napoleon III. im Museum zu Versailles aufgestellt werden.

Professor Piloty arbeitet an zwei Bildern von bedeutendem Umfang. Das eine stellt den „Tod Cäsar's“ dar, das andere schildert eine Scene aus dem dreißigjährigen Kriege.

B. C. Spence, ein geachteter englischer Bildhauer, der in Rom lebte, ist zu Livorno gestorben.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Das Neueste in Winterkleidern sind Tuchkleider, welche sich einer außerordentlichen Gunst zu erfreuen scheinen, da deren fort und fort bestellt werden; diese jetzt gefasste Vorliebe ist auch ganz leicht erklärlich, da sonst ein Tuchkleid mit langem Rocke viel zu schwer gewesen wäre, während sich dieser Stoff dagegen zu den jetzt modernen kurzen Kleidern ganz ausgezeichnet eignet. Noch ist dabei zu bemerken, daß man nicht etwa einfarbige Tuchkleider hat, sondern dieselben größtentheils aus zweierlei Tuch zusammensetzt. Wir sahen zum Beispiel einen Anzug aus blauem und havannabraunem Tuch, welcher als ein Muster von Eleganz gerühmt wurde. Der erste, untere Rock war havannabraun mit einem originellen Arabeskenbesatz aus lapisblauen Tuchstreifen; der zweite, oben völlig faltenlose Rock war blau mit ähnlichem Besatz von havannabraunem Tuch, wobei die Arabesken in etwas verkleinertem Maßstabe hergestellt waren. Auf der havannabraunen hohen Taille war ein viereckig ausgeschnittenes Nieder aus blauem Tuch, mit kleinen braunen Arabesken und daran Schößchen von dem braunen Tuch, unten rings in kleine Zacken ausgeschnitten, in deren jede eine kleine Blume gestickt war. Die Ärmel waren höchst originell; die Form war die von ziemlich anliegenden Ellbogenärmeln, der Oberärmel jedoch blau und der hintere Theil des Ärmels braun, wobei jeder der beiden Theile an der Ellbogen-naht herunter zackig ausgeschnitten war, so daß die verschiedenfarbigen Zacken aufeinander zu liegen kamen.

Die Ballsaison rückt immer näher heran und wir müssen uns deshalb beeilen, mitzutheilen, was wir von Neuigkeiten zu erzählen haben, obwol dafür freilich noch nicht der rechte Zeitpunkt erschienen ist, denn ehe die Bälle wirklich ihren Anfang nehmen, bekommt man natürlich wenig zu sehen, was auf Balltoiletten Bezug hat. Indessen giebt es doch schon Einiges — z. B. können wir mittheilen, daß man diesen Winter sehr viel Fourreaus aus glatter oder gemusterter Seide über den Ballkleidern tragen wird. Diese Fourreaus, das heißt kurze, oben enge und faltenlose Röcke, sind an die Stelle der bisher so gebräuchlichen Tunicas getreten und werden meist über weiße Tüllkleider mit puffenverzierten Röcken geworfen; man hat sie in rosenrother, blaßblauer, maisgelber, meergrüner, am häufigsten jedoch aus weißer Seide, mit dicker Goldschnur oder platter Goldborte verziert; ein Fourreau aus weißem Poul de Soie war rings in große Zacken ausgeschnitten, die mit einer Franse aus schwarzer Chenille und Goldkugeln besetzt wurden, während ein schwarzer Sammetstreifen mit Goldsternen um den Rock lief. Wir dürfen hierbei nicht zu erwähnen vergessen, daß diese Fourreaus an der linken Seite schließen und meistentheils von unten bis zum Knie herauf offen stehen.



Jules Davro

Lithographe imp. r. Leipzig, 38, Paris

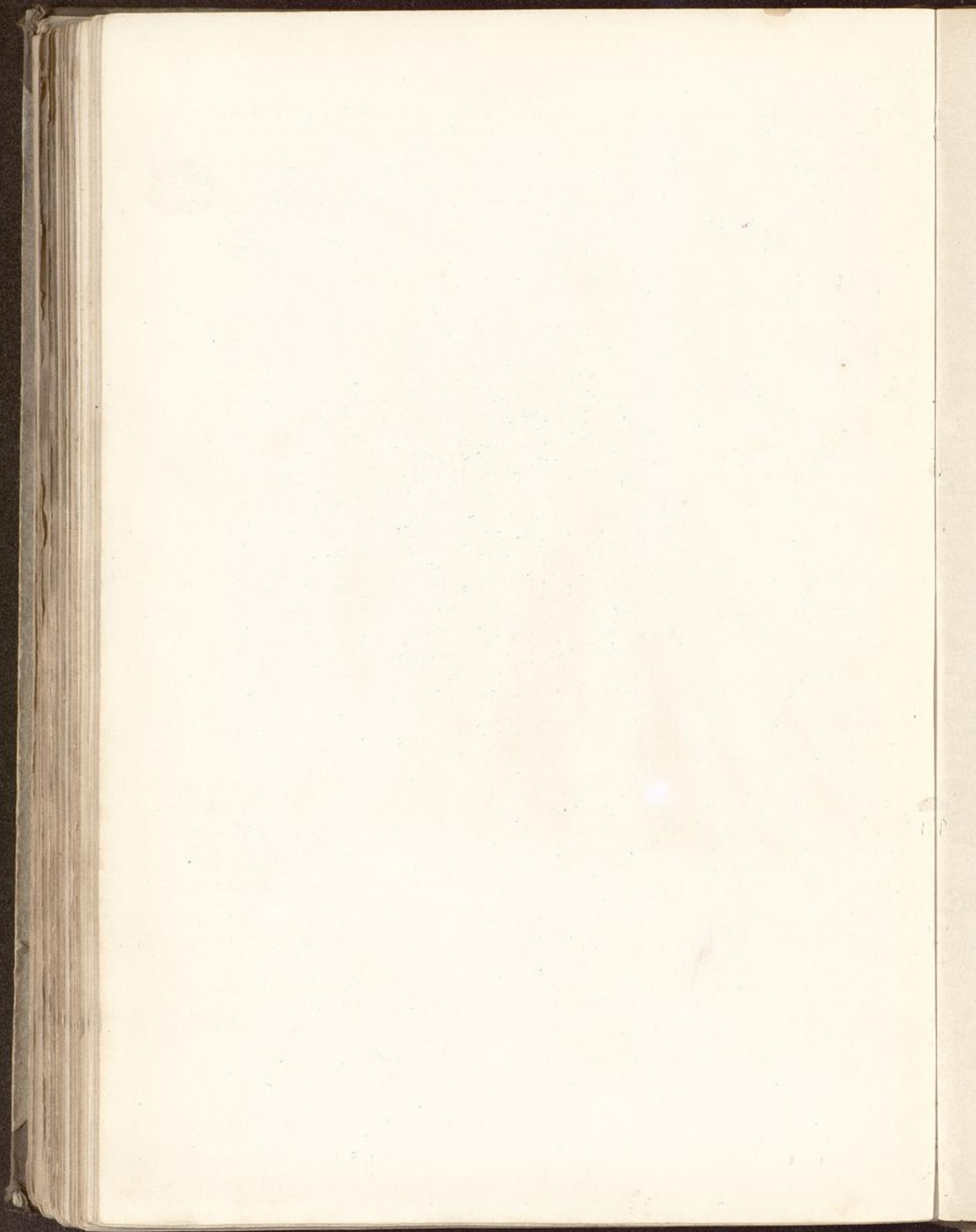
M. Goussier Ed. Paris

Bonheur

833

Allgemeine Moden-Zeitung.
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.



Als Ballcoiffuren hat man sehr viel die viereckigen Catalanen, ganz aus Blumen gefertigt, von denen ein einzelner Zweig auf die linke Schulter herabfällt; am hübschesten sind die aus kleinen Röschen, gefüllten Ranunkeln, weißen Hyazinthen oder schattirten Pensées. Ein eigenthümlicher, aber recht kleidsamer und einfacher Kopfsputz besteht aus einem einzigen großen Weinblatt von grünem Sammet mit Andern aus weißen, schwarzen oder Goldperlen, welches an der Seite des Kopfes befestigt wird. Uebrigens muß sich jede Dame bei der Auswahl einer Ballcoiffure nach dem Arrangement ihrer Frisur richten, denn hierauf kommt es an, ob sie eine Catalane, ein Diadem, Bandoletten, Guirlanden, ein Blatt oder eine Blume tragen kann.

Zu ausgeschnittenen Kleidern für das Concert, Theater, kleinere Gesellschaften u. s. w. hat man neue, sehr schöne Kragen oder vielmehr kleine Pelerinen aus weißer Guipure, die vorn und hinten etwas ausgeschweift, an den Seiten eckig und oben mit einem schmalen aufrechtstehenden Krage versehen sind. Sie reichen nur bis zur Mitte des Rückens herunter und sind hinten mit losen Schleifen und zwei sehr lang herabhängenden Enden aus ziemlich schmalen bunten Bänder geschmückt.

Modenblatt No. 57. (832.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode.*)

1) Herbsttoilette. Schwarzer Sammethut mit einem Einsatz von weißem Atlas und einer mit weißen Perlen verzierten Spitze; oben darauf ist der Hut mit einer Stickerei aus weißen Perlen verziert und anstatt der Bindebänder ist er mit einer Benoiton-Barbe aus schwarzer Spitze und weißen Perlen versehen.

Kleid aus schwarzem Taffet mit einem Aussatz von platt aufgesetzter abwechselnd weißer und schwarzer Seidenborte, welche um Hals, Schultern und Armel läuft und auf dem Rock eine Peplos-Casaque mit Schleifen an den Seiten abzeichnet. Am die runde Taille läuft ein Gürtel aus schwarzem und weißem Taffet mit einer Rosette an der linken Seite; der Rock ist schräg geschnitten und ohne alle Falten.

2) Eleganter Besuchsanzug. Schwarzer Sammethut mit einem Rande aus weißem ungeriffenen Sammet, der auf beiden Seiten mit großen weißen Perlen garnirt ist; die schärpenartigen Bindebänder aus weißem Tüll mit schwarzem Sammetbesatz sind unter dem Kinn durch eine blaue Sammetblume zusammengehalten. Der Anzug besteht aus blauem ungeriffenen Sammet; der Paletot à la Louis XIII. ist gerade geschnitten, mit weißem Taffet oder Noirs eingefast und mit weißen Perlmutterknöpfen besetzt; eine weiße flandrische Spitze bildet eine Art Revers auf den Vordertheilen, eine zweite, bei weitem breitere umgibt den Paletot rings herum. Die anliegenden Armel desselben sind mit Spitzenmanschetten verziert und die langen weiten Ueberärmel mit weißem Seidenfutter, welche gleichfalls mit Perlmutterknöpfen und Spitzen besetzt sind, hängen um 15 Centimeter länger herab als der Paletot. Der Rock ist ganz ohne Besatz und faltenlos.

3) Anzug für ein Mädchen von 8—9 Jahren. Dreieckiges Hütchen aus weißem Filz mit einem Rand aus ponceau-

rothem Sammet. Sackpaletot aus weißem Tuch mit Revers, Besatz und Knöpfen aus rothem Sammet. Alle Blätter des Rockes aus weißem Kaschmir sind schräg und unten zackig geschnitten, mit rothem Sammet eingefast und mit solchen Knöpfen verziert. An dem Kleiderrock ist ein breiter Bolant unten rings herum angebracht, welcher einen Justanella-Unterrock vorstellt. Halbhohe rothe Stiefeletten aus Maroquin.

Modenblatt No. 58. (834 bis.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode.*)

1) Elegantes Häubchen aus gesticktem Tüll, welches nach vorn zu eine Schnebbe bildet; der Schirm ist mit Spitzen und schmalen grünen Sammetband umgeben. Ein breites grünes Taffetband und eine große weiße Rose zieren den oberen Theil des Häubchens, während ein zweites Band über die ganze Haube hinläuft und hinten unter dem Chignon geschlungen ist.

2) Morgenhaube aus glattem weißem Mull mit losen Kopfe und einem Spitzenbart. Oben darauf sind drei Mullpuffen angebracht, welche durch Spitzeneinsätze getrennt und mit einer schmalen Spitze umgeben sind. Vorn befindet sich eine Garnitur aus faltig gezogener breiter Spitze; an der Seite ist eine mit gelbem Bänder eingefaste Mullschleife befestigt, der die Bindebänder entsprechen.

3) Fanconhaube aus glattem Musselin, deren Kopf und Bänder mit Spitzenapplication und darum gesetztem blauen Bänder verziert sind. Rings herum läuft eine Garnitur von breiter Spitze und blauem Taffetbänder und an der Seite sind blaue Bandschleifen angebracht.

4) Nathildenhäubchen mit einem runden Fond aus Clunyspitzen, um den eine Krone aus Musselin gesetzt ist, welche auch hinten den Bart bildet. Die Musselinbänder haben in der Mitte einen Cluny-Einsatz und sind rings mit schmaler Guipure umgeben.

5) Krage und Armel aus feiner Leinwand mit Festonstickerei; der Krage ist rings in lauter Vierecke getheilt, die mit gestickten Sternen verziert sind, und bildet vorn zwei große Zaden.

6) Krage und Armel aus doppelter Leinwand mit bunter russischer Stickerei; der Krage ist aufrechtstehend mit umgeschlagenen Ecken.

7) Krage und Armel aus gestickter Leinwand; der Krage läuft in zwei sehr spitze Zaden aus und ist mit schmalen Spitzen und einer gestickten Arabeske verziert.

8) Nachtjäckchen aus weißem Perkal mit schmalen Falten, vorn und um den Hals mit einem breiten gestickten Einsatz versehen; der Krage ist heruntergeschlagen, glatt und mit kleinen Peralknöpfen besetzt. Die Ellbogenärmel sind vorn und um das Armloch mit einem Besatz von gesticktem Einsatz versehen.

9) Mousquetair-Jäckchen, welches unten verrundet und an beiden Seiten mit schmalen Falten verziert ist, die von Zeit zu Zeit mit schmalen ausgebogten Streifen abwechseln. Der Krage ist aufrechtstehend, die Ellbogenärmel mit ausgebogten Streifen besetzt.

Fenilleton.

Verfälschte Nachsicht. Ich befand mich eines Abends zu Paris in Gesellschaft von acht bis zehn anderen Personen bei einer Dame, die soeben ihrer Köchin plötzlich den Abschied gegeben hatte. Noch ganz aufgeregt von dieser Begebenheit, erzählte sie uns die Ursache davon und suchte vergebens die Sache mit etwas kühlerem Blute anzusehen und vorzutragen. Sie hatte nämlich die Entdeckung gemacht, daß jenes Mädchen sie auf eine schändliche Weise bestohlen habe — nacheinander waren silberne Eßbestecke, Schmucksachen und andere werthvolle Gegenstände verschwunden und der Verdacht stets auf andere Personen gefallen, bis sie vor einigen Stunden die wirkliche Thäterin überraschte, wie sie eben aus einem Schreibische Geld entwenden wollte.

Anfangs wollte die Dame die Diebin festnehmen lassen, allein sie ließ sich von den Thränen und der Reue des Mädchens erweichen und benützte sich damit, sie auf der Stelle wegzuschicken, indem sie zu ihr sagte:

— Geh, laß Dich wo anders hängen!

— Das ist freilich sehr schnell gesagt, unterbrach General F., welcher lange in Africa gedient hatte, die Erzählerin; aber wenn sie gehen soll, um sich wo anders hängen zu lassen, geschieht dies stets auf Kosten Anderer, welche ohne unsere Nachsicht nicht die Opfer solcher schlechten Subjecte geworden wären.

— Ihre Reue war so aufrichtig, erwiderte die Dame, daß ich überzeugt bin, sie wird mir die gestohlenen Sachen wiederersehen, wie sie mir gelobt hat.

— Um Gottes willen nicht! rief der General.

— Wie meinen Sie denn das? fragte die Dame ganz erstaunt.

— Nun so hören Sie, was mir vorigen Winter begegnet ist.

Alle rückten ihre Stühle in einen dichten Kreis um den General, welcher Folgendes zu erzählen begann:

— Es war gegen Ende December im vorigen Jahre; ich kehrte von einem Balle in der Rue Saint-Dominique zurück und gelangte in die Champs elysées. An der Ecke der Rue de Bellechasse stürzte ein mit einem Knüttel bewaffneter Kerl, der dort an einer Mauer gelehnt hatte, plötzlich auf mich los, schwang den Knüttel um meinen Kopf und forderte „das Geld oder das Leben!“ von mir. Ich bin sehr kräftig und lasse mich nicht leicht einschüchtern, daher packte ich den Burschen an der Cravatte, versetzte ihm einen tüchtigen Faustschlag und garottirte ihn so ziemlich. Dann schleppte ich den ächzenden Menschen dicht zu einer Gaslaterne hin und erkannte einen früher bei mir in Dienst gewesenen Kammerdiener in ihm.

— Also Du bist's, Robert, Du erbärmlicher Schuft? sagte ich. Kannst Du denn nicht müde werden, mich zu bestehlen? Konntest Du Dich nicht begnügen mit den fünf und zwanzig Louisd'ors, die Du mir damals in Mostaganem entwendetest, worauf ich gutmüthig genug war, Dich nur fortzujagen?

— Ach, mein General! Tausend Teufel, muß ich das Pech haben, an Sie zu gerathen! Ich habe Sie aber auch sofort an Ihrer Faust erkannt.

— Du wirst jetzt mit mir zum nächsten Wachtposten kommen.

— O, mein General, ich flehe Sie an, machen Sie mich nicht unglücklich — ich schwöre es Ihnen zu, daß ich mich bessern will. Ich werde ganz gewiß ein ordentlicher Mensch, auf Soldatenwort! Und um Ihnen die Aufrichtigkeit meiner Reue zu beweisen, gelobe ich, Ihnen mit der Zeit die fünf und zwanzig Louisd'ors wiederzuerstatten, welche ich Ihnen damals in Mostaganem entwendet habe.

Ich ließ mich durch die Bitten meines Spitzbuben erweichen und sagte ihm, er solle machen, daß er fortkomme, ich wolle die fünf und zwanzig Louisd'ors gar nicht wiederhaben.

— Nein, nein, rief er, die Flucht ergreifend — ich erstatte sie Ihnen zurück, damit Sie sehen, daß ich mein Wort getreulich halte.

Und richtig erhielt ich zu Anfang Mai aus dem südlichen Frankreich einen Geldbrief, welcher fünf Hundertfranc-Roten enthielt. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Mein General!

Sie müssen vielleicht bald wieder in den Krieg ziehen und können getödtet werden; ich wünschte jedoch, daß Sie nicht mit zu schlechten Begriffen von Robert in jene Welt eingingen. Ich bessere mich mit jedem Tage mehr und bin heute so glücklich, Ihnen die gestohlenen fünf hundert Francs wiedererstatten zu können. Freilich sind sie mir theuer zu stehen gekommen. In Bordeaux habe ich einem Kaufmanne aufgelauert, welcher aus dem Club kam und demselben seinen Spielgewinnst abgenommen — es waren 220 Francs. Dann streifte ich auf dem Lande herum und ermordete einen Bauer, der vom Markte heimkehrte — das machte 130 Francs. Ein Schweinehändler, mit dem ich in der Nähe von Bayonne einen Tanz hatte, mußte mir den Rest der Summe liefern und noch einige Fünffrancstücke dazu, mit deren Hülfe ich in's Ausland gelangen kann.

Sie sehen, mein General, daß eine Wohlthat nie verloren geht.

Robert.“

— Urtheilen Sie selbst, fügte der General hinzu, wie angenehm mir dieses Geld war. Ich habe überall vergebliche Nachforschungen nach den Opfern dieser Raubanfalle angestellt und die 500 Francs endlich den Armen gegeben. Aber ich mache mir noch immer Gewissensbisse darüber, daß ich den Menschen fortgeschickte, um sich wo anders hängen zu lassen.

—r.

Brillante Heirathsaussichten jenseits der Meere. In Australien ist bekanntlich das numerische Verhältniß des weiblichen Theils der Bevölkerung zu dem männlichen ein sehr abnormes: So zählte beispielsweise in Neuseeland zu Ende des Jahres 1864 die männliche Bevölkerung europäischer Abstammung, das Militär abgerechnet, 106,508 Köpfe, die weibliche dagegen nur 65,578. Für junge Damen von respectablem Charakter und tüchtiger Gesundheit fehlt es demnach in jenem Erdtheil nicht an glückverheißenden Aussichten. Eine ausgewählte Ladung junger Damen ist daher vor Kurzem durch die bekannte Philantropin Miß Rye nach Melbourne abgesandt worden.

Ein kluger Gläubiger. Bereits neulich erwähnten wir den Tod des Herrn Leger, Leibschneider Napoleon I., der als ein sehr reicher Mann mit 99 Jahren starb; es sei uns vergönnt, hier noch eine kleine amüsante Anekdote über die Geistesgegenwart dieses früher so wichtigen Mannes zu erzählen.

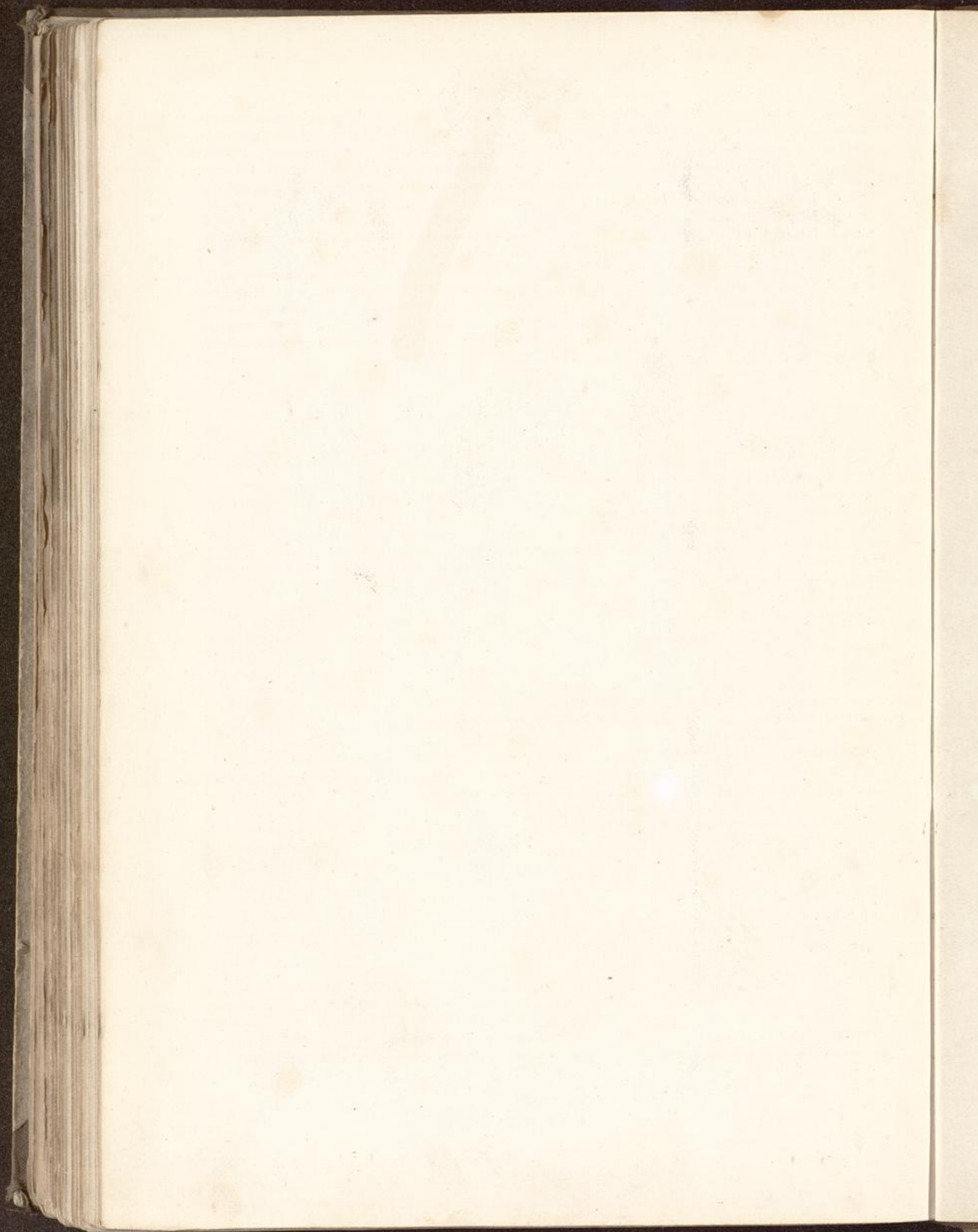


Imp. Lippold, à Paris

834 bis
Ad. Goussier, Ed. à Paris

Allgemeine Moden-Zeitung, Leipzig

Gravure du MONITEUR DE LA MODE publiée à Paris



Unter seinen Kunden befand sich auch ein Verwandter der Kaiserin Josephine, nennen wir ihn ganz einfach X., welcher äußerst zerstreut war, so zerstreut, daß er Leger seit Jahren zu bezahlen vergessen und eine ganz anständige Rechnung hatte auflaufen lassen. Hierzu mochte er freilich seine guten Gründe haben, unter anderen auch den, daß er durchaus nicht reich war und schon seit lange vergeblich hoffte, es müsse eines Tages ein Strahl der Glückssonne seiner hohen Verwandtin auch sein Dasein erhellen. Ich weiß nicht, warum, allein der Kaiser hatte sich stets völlig taub gestellt, so oft auch seine Gemahlin ihn gebeten, etwas für ihren Schützling zu thun. So antwortete denn X. Herrn Leger jedesmal, wenn dieser ihm mit einem neuen Anzug seine Rechnung präsentirte:

— Der Kaiser muß binnen kurzem etwas für mich thun, dann werde ich Sie bezahlen.

Endlich wurde Napoleon des steten Scharmützels müde, ließ sich von Josephine besiegen und sagte eines Tages: — Nun gut, so mag mir X. am nächsten Empfangstage ein Schreiben überreichen, worin er mir seine Wünsche ausspricht, und ich will dann sehen, was sich machen läßt. Wer war glücklicher als X., welcher dem Schneider freudig diese gute Botschaft verkündigte, als er ihn rufen ließ, um sich für den wichtigen Empfangstag einen ganz neuen Anzug zu bestellen. Leger lieferte denselben pünktlich ab und trieb die Gefälligkeit sogar so weit, daß er selbst kam, um seinem Kunden an dem Empfangsabende beim Ankleiden behülflich zu sein. X. war sehr eilig und so zerstreut, wie nie zuvor — hätte die Beinkleider an die Arme und die Weste an die Beine gezogen, wenn Leger nicht glücklicherweise dagewesen wäre. Als er dann schließlich fertig war und sich zum Gehen anschickte, rief Leger ihm zu:

— Und Ihre Schrift, Ihre Schrift für den Kaiser? Haben Sie sie eingesteckt?

— Nein, das ist wahr!

Leger reichte sie ihm hin, X. fuhr fort, langte in den Tuilerien an, wurde dem Kaiser vorgestellt und überreichte ihm sein Schreiben. Der Kaiser warf einen Blick darauf und sagte lächelnd:

— O, wenn es bloß das ist!

— Bloß das! murmelte X., sich unter tiefen Verbeugungen entfernend, bloß das! Ich bitte um eine Gesandtschaft und der Kaiser findet das für gar nichts!

Der gute X. wartete lange auf seine Gesandtschaft, ohne sie zu erhalten, aber dafür war zu seinem Erstaunen die Rechnung bei Leger schon am folgenden Morgen bezahlt.

Man erräth, was geschehen war. Leger hatte sich die Zerstretheit seines Kunden zu Nutzen gemacht und, da er wol wußte, daß derselbe keinesfalls die gewünschte Gesandtschaft erhalten werde, ihm ganz einfach seine Rechnung anstatt des Bittschreibens in die Hand gegeben; der Kaiser fühlte sich dagegen wieder sehr erleichtert, daß der zerstreute Bittsteller weiter nichts von ihm verlangte, als die Bezahlung einer Schneiderrechnung.

Was für einen Gesandten würde X. abgegeben haben! Die Geschichte besagt nicht, ob er den Streich Leger's jemals erfahren und deshalb einen Haß auf ihn geworfen hat — wahrscheinlich wol nicht.

—r.

Empfehlenswerthes Talent. Der französische Senator Marquis

von Boissy hatte eine derartige Antipathie gegen die Photographie und das Photographiren, daß er eines Tages ein Gelübde gethan, nie und nimmer der Camera obscura und dem Collo-dium als Opfer fallen zu wollen. Man hätte ihn meilenweit jagen können mit dem bloßen Vorschlage, sich photographiren zu lassen.

Und dennoch passirte es ihm eines Morgens, daß er seinem Gelübde untreu wurde — wir wollen erzählen, unter welchen besonderen Umständen dies geschah.

Ein junger Photograph ließ sich bei ihm melden, welcher ihm einen sehr warmen Empfehlungsbrief von der alten Herzogin P., einer Verwandten des Marquis, überbrachte und demselben zugleich mittheilte, er sei der Erfinder eines neuen photographischen Systems, welches ihm gestatte, binnen wenigen Minuten ein Bild fix und fertig herzustellen.

— Mein Herr, sagte der lebenswürdige Senator zu dem jungen Manne, ich kann der Frau Herzogin keine Bitte abschlagen — was wünschten Sie also von mir?

— Ich wünschte, daß Sie mir gestatteten, ein einziges Mal mein Objectiv auf Sie zu richten.

— Es sei, ich will meinem Schwur dies eine Mal ungetreu werden. Gehen wir in den Garten.

Der Künstler war hocheifrig — was für Erfolge standen ihm bevor, wenn es ihm gelungen war, das allbekannte Vorurtheil des Marquis zu besiegen! Er folgte Herrn von Boissy in den Garten, suchte sich dort einen geeigneten Platz für sein Objectiv aus, machte allerhand Vorbereitungen — der Marquis setzte sich indessen auf eine wenige Schritte entfernte Bank und wartete geduldig.

So wartete er bereits eine ganze Viertelstunde und verwünschte innerlich die Photographie sammt allen Photographen, ja sogar die Herzogin, welche ihm diesen auf den Hals geschickt hatte, als derselbe triumphirend rief:

— Achtung, Herr Marquis, rühren Sie sich nicht!

Sechs peinliche Minuten verfloßen. Der Marquis schwitze große Tropfen und wiederholte seine Verwünschungen von vorn in verstärktem Maßstabe.

Endlich brachte der Künstler sein Bild zum Vorschein.

Aber o Schrecken! Es war das Porträt — eines prächtigen Rhododendronstrauchs, welcher sich zwei Schritte vom Marquis befand.

Der Photograph wollte wieder von vorn anfangen, allein dies lag nicht in der Absicht des Herrn von Boissy.

— Ausgezeichnet! sagte er, einen Blick auf das Bild werfend. Kommen Sie in mein Arbeitscabinet, mein Herr! Ich werde Ihnen Empfehlungsbriefe an alle häßlichen Damen meiner Bekanntschaft geben und Ihr Glück ist sicherlich gemacht, wenn es Ihnen gelingt, sie sämmtlich in Blumen zu verwandeln!

—r.

Unverhofftes Avancement. Ferhad-Pascha, einer der verständigsten und berühmtesten Wesire des osmanischen Reichs, ward aus dem Staube erhoben. Er war noch einer Janitscharen-Oda. Als er eines Tages früh auf dem Markte umherging, den Kiaja des Wesirs verwünschend, begegnete ihm ein Mann, der ihn fragte, was ihn so sehr in Zorn gebracht. „Was geht's Euch an?“ er-

widerte Ferhad. „Könnt Ihr mir funfzig Hiebe auf die Fußsohlen ersparen, die ich heute unverdient empfangen soll? Ich bin noch in einer Oda. Ich soll einkaufen, habe auch so viel eingekauft, als für ein Zimmer nöthig ist; aber alle Waaren sind weg, und es ist doch ohne Zweifel noch früher Morgen. Der Kiaja legt so hohe Abgaben auf die Lebensmittel, daß man nicht halb so viel, als nöthig ist, auf den Markt bringt. Die Janitscharen können nicht so verpflegt werden, als der Sultan es ihnen ausgesetzt hat. Die Herren am Brette bereichern sich und das Volk stirbt vor Hunger. Wäre ich am Platze, es sollte anders sein!“

Einige Tage nachher wurde Ferhad ins Serail gerufen. Wie groß war seine Bestürzung, als er in dem Sultan Murad III. den Mann erkannte, mit welchem er so freimüthig gesprochen. Der Koch kam sogleich an die Stelle des Kiaja.

Ein gemüthliches Duell. Ein Journalist, Namens D., hatte in einem seiner Artikel einen jungen Professor etwas spöttisch angegriffen, und Lekturer fühlte sich schwer beleidigt, von dem Zorne und Kampfesmuthe der antiken Helden entflammt, über die er täglich Vorlesungen hielt, weshalb er sich mit zwei Freunden bei dem Journalisten einfand, Genugthuung zu verlangen.

D. versuchte ihn zu beruhigen, indem er ihm die Versicherung ertheilte, daß er ihn vielleicht zu streng beurtheilt, allein keinesfalls die Absicht gehegt, ihn zu beleidigen, und daß er überhaupt die Grenzen der vernünftigen Discussion nicht verlassen habe.

Allein Professor R. wurde so heftig und vergaß sich dermaßen, daß an eine gütliche Beilegung der Sache nicht mehr zu denken war.

Hierauf sagte D.: — Trotz aller meiner Erklärungen bestehen Sie darauf, sich mit mir zu schlagen? Nun gut! Das Duell ist in meinen Augen eine sehr ernste Sache, daher erkläre ich Ihnen, mein Herr, daß Einer von uns Beiden jedenfalls auf dem Platze bleiben muß.

- So will ich auch die Sache gemeint haben, entgegnete R.
- Gut, das ist also abgemacht. Morgen sehen wir uns!
- Ja, morgen früh, die Pistole in der Hand.

Am folgenden Morgen trafen zur bestimmten Stunde beide Gegner in Begleitung ihrer Zeugen auf dem gewählten Platze ein; man maß die Entfernung und lud die Pistolen. In dem Augenblicke, wo der erste Secundant das Signal geben wollte, bat D. um die Erlaubniß, eine Bemerkung zu machen und sagte, auf seinen Gegner zuschreitend:

— Ich habe Ihnen gesagt, daß Einer von uns Beiden auf dem Platze bleiben müßte?

— Ja, mein Herr, Einer von uns Beiden, also kommen wir zur Sache!

Hierauf schoß der Journalist seine Pistole in die Luft ab und rief:

— Gut, so werden Sie jedenfalls auf dem Platze bleiben, denn ich gehe!

Damit zog er rasch seinen Rock wieder an, setzte den Hut auf und entfernte sich mit einer artigen Verbeugung gegen sämtliche Anwesende.

Jetzt konnten sich die Secundanten nicht mehr halten, sondern brachen in ein einstimmiges herzliches Gelächter aus. Auch der heute viel ruhiger gewordene Professor mußte mitlachen und reichte

dann seinem Gegner die Hand zur Versöhnung, welcher hiergegen heiter gelobte, sich künftighin mit seinen Kritiken mehr in Acht nehmen zu wollen. —r.

Albumblätter.

Nur wenig Menschen eigen ist die Sinnesart,
Reidlos den Freund zu ehren, der im Glücke wohnt.
Mejchylos.

Ein Thor der Klage
Stets Andere an.
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann.
Nicht sich, nicht Andere klaget
Der Weise an. Herder.

Prüfe: Von wie vielen Personen wirst Du geschätzt? Von welchen wirst Du geliebt, und mit welcher Treue? — so kannst Du Dir eine Vorstellung von Deinem eigenen Werthe machen.
Zscholle.

Räthsel und Aufgaben.

Wißt, daß ich Euch in Nöthen schütze,
Und fällt ein Zeichen weg, vor Hitze.

Mein Erstes droht
Der Freundschaft Tod,
Vom Ganzen blieb das Zweite,
Wenn man es erst zerstreute,
Und wirst Du das Ganze nun finden,
So wirst Du kein Ganzes ergründen.

Anagramm.

Man wolle sich vier Buchstaben denken, deren Gesamtwert (a = 1, 2 = b u. s. w.) nach der Reihenfolge des Alphabets 44 beträgt. Durch Umstellung der vier Buchstaben erhält man nacheinander den Namen einer Stadt, eines Chalifen, einer Gottheit der Römer und eines berühmten römischen Dichters. Diese vier Buchstaben und diese vier Namen sind?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 46.

Kautenkranz.

Waage — Wege — Woge — Wiege.

	L	ofie	N	
	Z	erich	D	
	M	ante	S	
Lincoln.	C	eylo	N	Sohnson.
	D	ffenbach	H	
	L	egnag	D	
	M	angafat	J.	

Beim Angesicht kennt man den Mohren
Und an der Rede den Thoren.

Briefpost.

Helene, Johanna, Paul in Leipzig. Freundlichen Dank. Sehr brav gerathen.

Herrn K. F. in L. Auch wir hoffen, daß es nicht wieder vorkommt. Die Lösungen wie immer richtig.

Paul Zimmermann in L. Mitten in's Schwarze getroffen.
Herrn Fr. O'Kelly in Eisenach. Ihre Nachricht hat uns aufrichtig gefreut; für die Lösungen unsern besten Dank.

Hrl. Anna C. in M. Wir finden auch, daß man einem Jugendfreund ein solches Geständniß, wie Sie es gethan, ablegen kann, ohne zu fürchten, mißverstanden zu werden; daß dieser Fall nicht eingetreten, ist ein Beweis grenzenloser Güte. Möge Ihnen diese Auffassung Antheiliger zur Beruhigung dienen.

Hrl. Helene v. M. in Dr. Wenn Sie den Trivolitätenkragen zwischen feinen Mull geheset waschen und sich nach der Wäsche die Mühe nicht verdrießen lassen, jede einzelne Dese sorgfältig mit der Nadel aufzugiehn, so erhält der Kragen völlig wieder das Aussehen eines neuen.

Hr. v. Th. in Str. Eine sehr geschmackvolle Verzierung der in schrägen Carrouair durchsteypten seidnen Kragen und Manschetten sind schwarze Beulen, welche man einzeln, doch nur in kleinen Zwischenräumen, den Steppstichreihen entlang aufnäht.

Herrn Dr. J. G. in S. Ihr Manuscript kam so spät nach dem anberaumten Termin, daß wir jetzt zu unserm Bedauern von einer Aufnahme abzusehn gezwungen sind.

Hrl. K. D. in G. Vielleicht. Ueber Balltoiletten finden Sie schon Einiges in dem Modenbericht dieser Nummer.

Hr. Hofst. v. M. in Berlin. Bis jetzt war es uns leider unmöglich, trotz aller angewandten Mühe das gewünschte Kochrecept zu erhalten; wir hoffen jedoch, daß wir es Ihnen später werden mittheilen können.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

Literarische, mercuriale und andere Anzeigen werden gegen 1½ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4½ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei ¼, ½ und ¾ Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir franco.

Dürer'sche Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage von **C. F. Schmidt** in Leipzig erschienen in diesem Jahre nachstehende Novellen, Erzählungen, Romane etc., welche in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorrätzig sind:

Goethe und sein Liebeleben.

Historischer Novellenkreis

von

H. E. K. Belani.

3 Bde. 8. broch. 1866. Preis 3 Thlr.

I. Goethe als Knabe und sein erstes Liebewehen. Genrebild und Novelle. — II. Gretchen aus Frankfurt. Novelle. — III. Annette (Käthchen) aus Leipzig. Novelle. IV. Friederike Deser aus Leipzig. Novelle. V. Charitas Weigner in Worms. Novelle. — VI. Emilie und Lucinde in Straßburg. Novelle. — VII. Friederike Brion aus Seseheim. Idylle. — VIII. Charlotte Buff. Erzählung. IX. Lili. Novelle. — X. Charlotte von Stein. Erzählung. — XI. Emma Lyonna und die schöne Mailänderin. Bilder aus dem Süden. — XII. Christiane Vulpius. Ein Lebensbild. — XIII. Minna Herzlieb. Novelle. — XIV. Bettina. Ein Capriccio. — XV. Die zwei Lehten: Ulrike von Lewezow und Marie Sczmanowska. Nachwort.

Der Achatring.

Eine Erzählung

von

Hedwig von Numers,

geb. von Ehrenstam.

Aus dem Schwedischen

von August Krehshmar.

3 Bände. 8. broch. 1866. Preis 2 Thlr.

Da Hedwig von Numers bei ihren Landsleuten als Schriftstellerin bereits dieselbe Anerkennung gefunden, wie Marie Sophie Schwarz, ja in ihrer fesselnden Erzählungsweise von vielen derselben noch über diese gestellt wird, so dürfte sie auch in Deutschland recht bald eben so viele Gönner und Leserinnen finden, wie Sophie Schwarz.

Josephine.

Geschichtlicher Lebensroman

von

H. E. K. Belani.

Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 1866. Preis 3 Thlr.

Die Pflanzersfamilie auf Martinique. Besetzung von Martinique durch die Engländer. Maria. Gute Hoffnungen und Befürchtungen. Die Franzosen auf Martinique. Die Familie von R... Erziehung von Josephine und William. Flucht und Abenteuer im Urwalde. Die erste Liebe. Trennung der Liebenden. Die Intrigantinnen und die Wahrsagerin. Merkwürdige Prophezeiung. Josephine sucht ihre Kinder zu retten. Briefwechsel mit ihrer kleinen Hortense. Herr von Beauharnais läßt seine Kinder zurückberufen. Die Fürstin von Salm wird hingerichtet und Josephine mit ihrem Gemahl verhaftet. Gefängniß des Luxemburg. List der Frauen. Josephinens Promenade und rascher Entschluß. Häuslicher Zwist. Scenen auf Malmaison. Absicht, Bonaparte zu verhaften. Josephinens Mitwirkung. Bonaparte auf Malmaison. Josephine und Joseph Bonaparte. Murat. Der 18. Brumaire. Bernadotte. Bonaparte mit der Generalität begiebt sich zu den Truppen. Das Consulat. Luxemburg etc.

Sagenbibliothek.

Norddeutsche Sagen, Volksmärchen und Legenden.

Von

Amalie Schoppe geb. Weise.

Dritte Auflage.

2 Theile. 8. broch. 1866. Preis 15 Ngr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Zwei Fürstinnen.

Ein Roman

von

Louise Ernesti

(Malvine von Gumbracht).

2 Bände. 8. 3 Thlr.

Ein neues Buch der gefeierten Mitarbeiterin der „Gartenlaube“ wird vom Publicum stets freundlich aufgenommen. Die Hausblätter urtheilen über die Verfasserin wie folgt: „Sie beherrscht ihren Stoff, bleibt maßvoll von Anfang bis zum Ende und versteht es, selbst das Feinliche uns durch ihre Darstellung weniger peinlich zu machen.“ Ueber die Novellen „Aus alter und neuer Zeit“ urtheilen die Erheiterungen: „Dieselben Vorzüge, welche wir schon früher von den Romanen der Verfasserin, z. B. „Kriegerin und Fabrikant“ hervorgehoben haben, kennzeichnen auch diese Dichtungen, nämlich eine ungemeine Zartheit und Adel der Empfindung bei einer markigen Kraft und Anschaulichkeit der Darstellung.“

Sein und Nichtsein.

Erzählung

von **Gustav Höcker.**

Verfasser von „Kaufmännische Carrièren“ und „Dunkles Spiel“.

8. broch. 1½ Thlr.

Der Verfasser der „Kaufmännischen Carrièren“ und des „Dunklen Spiels“ bestätigt mit dieser seiner neuesten Gabe nur die früher schon über ihn gefällten Urtheile der Kritik der bedeutendsten deutschen Zeitschriften, durch welche er mit seltener Einstimmigkeit mit Charles Dickens gleichgestellt wird.

Höchst originell beruht der Titel dieses Buches auf zwei durch die Erzählung gehenden Gestalten, von denen, infolge einer ebenso natürlichen, als virtuos behandelten Vertretung von Umständen, die eine derselben am Schlusse sich als ein Trugbild, ein Phantom erweist.

Gesellen des Satan.

Roman in zwölf Büchern

von **Ernst Willkomm.**

Erste Abtheilung 3 starke Bände 8. broch. 4 Thlr.

Zweite Abtheilung 3 starke Bände 8. broch. 3½ Thlr.

Unsere beiden größten Dichter, Schiller und Goethe, haben ein Paar Aussprüche gethan, die betrachtet man jeden für sich allein, gegen einander zu streiten scheinen. Bei Schiller heißt es: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.“ Goethe dagegen läßt auf die Frage des Faust an Mephistopheles: „Wer bist du denn?“ diesem die merkwürdige und doch so ewig wahre Antwort geben: „Ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Der Verfasser des Romans „Gesellen des Satan“ machte auf seinem ziemlich bewegten Lebensgange Beobachtungen, welche ihn ebenso oft an den angeführten Ausspruch Schillers wie an das tief sinnige Wort Goethe's erinnerten. Es vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht „der Fluch der bösen That“ seine Früchte trägt. Und doch, betrachtet der Denker vorurtheilsfrei das Treiben der rastlos kämpfenden und in diesem Kampfe immer vorwärts strebenden Menschheit, so wird sich ihm die beruhigende Ueberzeugung aufdrängen, daß bei allem Schlimmen, welches der Tag hervorbringt, ordnend und bildend über all dem scheinbar wild gährenden Chaos die Vorsehung steht und Alles zu gutem Ende führt.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig:

Schill und seine Gefährten.

Historische Novelle

von

Karl Freiherrn von Kessel.

Preis broch. 24 Ngr.

Von Nah und Fern,

zwei historische Novellen:

Binnen vierundzwanzig Stunden und Ueber den Delaware

von

Ferdinand Pfug.

Preis broch. 24 Ngr.

Spielwerke

mit 4 bis 48 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Glockenspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen, mit Expression etc. Ferner:

Spieldosen

mit 2 bis 12 Stücken, worunter welche mit Necessaires, Cigarrentempel, Schweizerhäuschen, Photographiealbum, Schreibzeuge, Cigarrenetuis, Tabakdose, Nästischen, tanzende Puppen, alles mit Musik. Stets das Neueste empfiehlt
H. J. Heller in Bern. Franco.

Diese Werke, die mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erheitern, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen. Lager von fertigen Stücken. — Reparaturen.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesetzlich garantiert. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Sangerhausen.**

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius,

Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.
 „ 1. „ „ in Halbkleinenband mit Deckelprägung und Goldtitel 17½ Ngr.
 „ 2. „ „ in Ganzkleinenband mit Deckelprägung und Goldtitel 22½ Ngr.
 „ 3. „ „ in Ganzkleinenband, Deckel reich vergoldet m. Schloß 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelman in Leipzig.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Reuen das Reuele, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Ditt'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfische 6 Thlr.
mit Stahlfischen 8 Thlr.

Zwei verwöhnte Kinder.

Novelle nach dem Leben erzählt

von

Anna Löhn.

Hedwig Ehrhardt war die einzige Tochter eines wohlhabenden, äußerst renommirten Advocaten in einer Mittelstadt Deutschlands. Sie besaß einen regen Geist und viele Talente, welche ihr Vater, ein verständnißvoller Kunstfreund, nicht unterließ, möglichst auszubilden. Als die Tochter heranwuchs, war es seine größte Freude, dieselbe in Gesellschaften mit ihren brillanten Eigenschaften glänzen zu sehen. Um dies zu bewerkstelligen, gab er selbst äußerst luxuriöse Feten, gestaltete die Einrichtung des Hauses immer eleganter, kaufte zwei kostbare Flügel, um unter Hedwig's Mitwirkung achthändige Concerte ausführen zu lassen, gute Gemälde, um ihren Kunstgeschmack zu bilden, hielt Lehrer für Fortbildung in Sprachen und Geschichte und stand im Begriffe, mit der allgemein als „Gelehrte“ ausgeschrieenen Tochter eine Kunstreise zu machen, als ihn ein Brustleiden überfiel, welches die Reise verhinderte.

In Ehrhardt's Hause war seit mehren Jahren ein junger Mann aus- und eingegangen, Armand von Wilson, der sich auf des Advocaten Rath der Jurisprudenz widmete und, als seine Studien vollendet waren, als Actuar in Ehrhardt's Bureau eintrat. Die Aeltern

Armand's und Hedwig's hatten stets in sehr gutem Einvernehmen gestanden und als der alte Wilson plötzlich gestorben war, hatte er den einzigen Sohn der Fürsorge des Freundes durch Armand's Mutter dringend empfehlen lassen. Es hätte dieser Empfehlung kaum bedurft, denn Armand war ein äußerst talentvoller fleißiger und ebenso ehrgeiziger, als solider junger Mann. Ehrhardt behandelte ihn wie einen Sohn und empfand die reinste Freude an den Fortschritten desselben, auf welche er für sein eigenes Bureau große Hoffnungen setzte. Diese erfüllten sich sofort, als Armand in jenes eingetreten war.

Weniger günstig gestaltete sich das Verhältniß zwischen Hedwig und Armand. Letzterer, obwol er die gebührenden Rücksichten für die Tochter seines väterlichen Freundes und Wohlthäters hatte, nahm Anstoß an deren „unweiblichen Richtungen“, wie er sich über Hedwig's Kunststreben auszudrücken beliebte. Er verkannte nicht, daß Ehrhardt selbst mit aller Gewalt etwas Besonderes aus der Tochter zu machen bestrebt gewesen war und daß deren vorzügliche Anlagen ihn dazu veranlaßt hatten; allein er rechtete im Stillen mit Hedwig darüber, daß das Rechtweibliche in ihr nicht den Sieg über des Vaters eitle Bestrebungen davon getragen habe. Hedwig selbst neckte er zuweilen mit griechischen und lateinischen Anreden, die sie selten verstand, obwol sie auch in den alten Sprachen Unterricht genossen haben sollte; aber in eingehende Gespräche vermochte er nie sich mit ihr einzulassen, weil er zu stolz war, mit einem jungen Mädchen auf dem Felde der Kenntnisse und des Geistes um

die Palme zu ringen. So gingen Beide aneinander vorüber, ohne sich näher kennen zu lernen. Armand dachte, wenn er die hübsche Hedwig mit den geistvollen braunen Augen auf sich zukommen sah: „Ach, Aspasia, oder die arrogante Gelehrte!“ und Hedwig machte sich auf eine spitzige Floskel von dem „jungen Cicero“ gefaßt, sobald sie ihm begegnete und revanchirte sich in ähnlicher Weise.

Arroganz konnte man ihr so eigentlich nicht vorwerfen, höchstens ein gewisses Selbstgefühl, welches allerdings schon hinreicht, junge ehrgeizige Männer von einem außergewöhnlich gebildeten Frauenzimmer zu entfernen. Armand's Widerwille gegen Hedwig's Gelehrsamkeit trat zum ersten Male in ganzer Schroffheit hervor, als seine Mutter ihn eines Tages mit der hübschen Advocatentochter neckte. Frau von Wilson, die nicht in derselben Stadt lebte, kannte Hedwig zwar mehr aus Schilderungen, als durch persönliches Beegnen, aber sie begriff demungeachtet ihres Sohnes harte abweisende Aeußerungen über das junge Mädchen nicht.

„Nun ja,“ sagte Frau von Wilson, „sie spricht in anderen Ausdrücken, als alle feingebildete Damen meiner Bekanntschaft, aber man fühlt, daß ihr diese Ausdrucksweise zur anderen Natur geworden ist. Sie wählt sie nicht, um damit zu glänzen.“

Frau von Wilson hatte Recht, allein Armand entgegnete heftig:

„Gelehrte Frauen tragen an der Stelle des Herzens einen Knorpel.“

„Sie ist wohlthätig,“ warf die Mutter ein, „folglich kann sie nicht herzlos sein.“

„Eitelkeit! Alles aus Eitelkeit! Frauenzimmer, die gewöhnt sind, in Salons und auf Liebhabertheatern applaudirt zu werden, sobald sie ein halbes Wort gesprochen oder einen Tact gesungen haben, thun schließlich Alles aus Eitelkeit und um von sich reden zu machen.“

„Du übertreibst. Hedwig's Wohlthätigkeit ist mir durch Zufall, nicht durch ihre Bestellung hin gerühmt worden. Doch dem mag sein, wie ihm wolle, ich brenne nicht darauf, sie Schwiegertochter zu nennen. Keineswegs, obwol der Gedanke nahe liegt. Ihr Vater war Deines Vaters Freund, er ist Dein bester Freund, Du hast Dich in seine Praxis eingearbeitet, Dich ihm förmlich unentbehrlich gemacht.“

„Ehrhardt achte ich und bin ihm zu großem Danke verpflichtet,“ warf der Sohn ein. „Aber —“

„Er soll ein großes Vermögen erworben haben; Hedwig ist seine einzige Tochter; auch von seiner frühverstorbenen Gattin soll ein kleines Vermögen vorhanden sein.“

„Du irrst, Mutter, das weiß ich besser. Vermögen ist nicht da. Das steckt in der Gelehrsamkeit der Tochter. Ihre Erziehung hat das Erbtheil der Mutter rein aufgezehrt und die splendide Haushaltung und elegante Einrichtung, welche den gehörigen Glanz um Hedwig's gefellige Trimphe ausstrahlen muß, verschlingt viel von den großen Einnahmen des geistvollen Advocaten. Fast fürchte ich, es geht mehr auf als ein. Hohle Prahlerei! Die Wirthschaft ekelt mich an.“

„Die Mutter fehlt,“ entgegnete Frau von Wilson mit halbem Seufzer. „Sie fehlt der Wirthschaft und dem armen Kinde. Hedwig stand am Wendepuncte des Lebens, als die brave Frau starb. Der Vater machte aus ihr, was er wollte. Sie hing sich an ihn mit schwärmerischer Liebe, da sie den Verlust der Mutter schon damals recht gut zu würdigen verstand. O nein, sie ist nicht herzlos, nur in mancher Hinsicht verwöhnt.“

„Genug, theure Mutter!“ rief Armand, der seine Mutter zärtlich liebte. „Sie ist nicht Du. Damit ist Alles gesagt. Und damit all' die neckenden Reden, denen ich in jüngster Zeit wegen Hedwig ausgesetzt war, mit einem Male schwinden, werde ich meine Stellung bei Ehrhardt aufgeben und in Staatsdienst treten.“

Das wolle Gott verhüten,“ rief Frau von Wilson erschrocken, „daß solche unbedachte Reden Dich zu diesem übereilten Schritte verleiten möchten. Hätte ich doch nie ein Wort gesagt!“

„Erschrick' nicht, süße Mama,“ tröstete Armand und küßte der Mutter schöne Hand. „Du bist's nicht allein. O nein, meine Freunde vor allen Dingen ärgern mich. Sie nennen mich schon: Armand von Wilson-Ehrhardt — vereinigte Firma, heißt es — die Frau, die hochgelehrte, wird dann wol auch mit Prozesse führen, plaidirer à la Porzia? Was weiß ich! Genug, auch ohne Dein Scherzwort, liebe Mama, ist beschlossen worden, Staatsdiener zu werden und die Stellung bei Ehrhardt, deren Vorzüge für mich ich nicht verkenne, zu verlassen.“

Frau von Wilson stand sehr bewegt auf. „Armand,“ sagte sie fast feierlich, „muß ich stets von Neuem das Wandelbare, Ungestüme in Deinem Charakter beklagen, je nachdem Deine Sympathieen angeregt oder verletzt werden? Laß sie doch Alle Dich necken und gehe ruhig Deinen Weg. Wenn die Welt sich müde geschwatzt hat, läßt sie von selbst den erschöpften Gegenstand fallen. Du brauchst Hedwig nicht zu heirathen, aber Du kannst Dich auch noch nicht der trefflichen Leitung ihres Vaters entziehen. Und dann — der Mann kränkelt, wird älter; bleibst Du in seinem Bureau, Du, sein Liebling, seine kräftige Stütze, so fällt Dir, wenn Du Dich einst selbst etabliren willst, der größte Theil seiner Praxis zu. Bedenke also —“

„Es ist Alles bedacht, theure Mutter,“ fiel Armand fast heftig ein. „Ich habe mir selbst das Alles gesagt und — ich kann nicht mehr zurück, denn die einleitenden Schritte zur Erlangung einer Stelle im Staatsdienste sind bereits gethan.“

„Ohne mich zu fragen!“ seufzte die Mutter. „Das ist so Deine Art, und dennoch bethuerst Du mir täglich, daß Du mich liebst.“

„Das thue ich auch — so wahr Gott über mir ist!“ rief Armand mit tief überzeugendem Herzenstone und umarmte die Mutter stürmisch. Sie ließ es geschehen und schüttelte nur sanft den Kopf. Dann streichelte sie das Haar des Sohnes, der sie noch immer umschlungen hielt und sagte mild:

„Da tadeln wir nun Hedwig und ihren Vater und, auf den Grund gegangen, befinden wir uns in ganz gleicher Lage. Du bist ein verwöhntes stolzes Kind, wie sie, weil Du, gleich ihr, ein einziges bist. Du liebst mich, ich glaube es Dir, ich fühle es, aber Du liebst zugleich Deinen Eigenwillen so heftig und ich bin, schwach genug, so oft vor Deinen Capricen gewichen, daß es nun gleich gar keine Wahl mehr zwischen Deinen und meinen Wünschen geben kann. Ich weiß, was Du sagen willst. Dein Vater war ein ähnlicher Starrkopf, er hat Dich am meisten verwöhnt und ich —“

„Du warst eben stets das holde nachgebende Weib, das ächte Weib, das sich vor dem Willen des Mannes beugt, selbst wenn es sich dagegen auslehnen möchte, vielleicht gar sollte. Du warst und bist ein Weib, wie es eben Hedwig nicht ist, nie sein kann, entzückend, hinreißend in seiner Nachgiebigkeit.“

„In seiner Schwäche —“ ergänzte Frau von Wilson, „sprich es nur aus. Ja,“ setzte sie seufzend hinzu, „Ihr Männer liebt an uns nichts so sehr, als die Schwäche, weil Ihr dadurch um so mehr Euer eigenes Uebergewicht empfindet. Hedwig ist Dir verhaßt, weil Du das Gegentheil jener Schwäche in ihr vermuthest.“

„Kann sein! Und nun nie wieder ein Wort über diesen Gegenstand, theure Mutter!“ rief Armand bittend. „Es ist so, wie es ist, und es wird gut werden so.“

Nachdem er seine Mutter nochmals zärtlich umarmt und geküßt hatte, ging er.

Advocat Ehrhardt's Brustübel nahm unerwartete Dimensionen an, und als ihm der Arzt eines Tages die Eröffnung machte, er müsse den Winter in einem milderen Klima zubringen, ließ er Armand von Wilson kommen und wollte ihm die theilweise Führung seiner Geschäfte, unter Oberleitung eines ihm selbst befreundeten älteren Advocaten, übertragen. Armand entgegnete bedauernd, daß er sich um die Stelle eines Assessors

bei dem Landgerichte beworben habe und der baldigen Erfüllung seines Wunsches entgegensehen dürfe.

„Ich wollte Ihnen, geehrter Herr,“ fuhr er etwas beklommen fort, „am nächsten Quartal, d. h. also in fünf Tagen, die Eröffnung machen. Noch zögerte ich, weil —“

Ehrhardt war so blaß geworden, daß Armand erschrocken innehielt.

„Halten Sie mich nicht für undankbar,“ begann er nach einer Pause; „ich schätze Sie so hoch, wie einen zweiten Vater.“

„Sie sind undankbar und unbesonnen zugleich,“ unterbrach ihn der Advocat, auf's Aeußerste erregt. „Sie haben mir kein Vertrauen bewiesen in dieser für Sie so hochwichtigen Sache, Sie haben mich, Ihren Freund, Ihren zweiten Vater, hintergangen — betrogen.“

Armand fuhr auf und wollte eine stolze Antwort geben, aber er sah, wie Ehrhardt immer kürzer und kürzer athmete, nach der Brust griff und endlich, keines Wortes mächtig, in den Stuhl zurück sank. Er rief Hilfe herbei, Tochter und Dienerschaft kamen eilig. Armand ging, als Ehrhardt sich etwas besser befand. Er sah ihn nie wieder. Der Zustand des Kranken war lange Zeit schwankend und machte eine tüchtige interimistische Leitung der Geschäfte nothwendig. Ehrhardt übergab dieselbe ausschließlich jenem älteren bereits erwähnten Freunde. Armand nahm Urlaub, denn er konnte sich mit dem alten Herrn nicht vertragen, ja er gedachte den Urlaub, der ihm sogleich von Ehrhardt bewilligt worden war, so lange auszudehnen, bis er mit Anstand aus dem Bureau ausscheiden konnte, das heißt, bis nach Verlauf des angetretenen Vierteljahres. Die Stelle, um die er sich beworben, war inzwischen einem jungen Baron, der sehr protegirt wurde, übergeben worden.

Bestimmt über alle diese Ereignisse ging er auf Reisen. Tiefbekümmert sah ihn seine Mutter ziehen. Sie hatte inzwischen erfahren, daß auch noch andere Motive bei ihres Sohnes Austritt aus dem Bureau des Advocaten mitgewirkt hatten. Er war in eine sogenannte „cavalière“ Gesellschaft gerathen und von derselben beständig angereizt worden, sich den „bürgerlichen Einflüssen“ Ehrhardt's und seines Hauses zu entziehen. Anfangs hatte er die lustigen Genossen, unter denen sich besonders ein gewisser Georg von Mertens als sogenanntes „liebenswürdige mauvais sujet“ auszeichnete, verlacht, allein Tropfen höhlen einen Stein aus und Armand's einerseits löblicher Ehrgeiz hatte auch seine schwachen Stellen. Eine derselben traf Georg, der sich an Armand's Fersen hestete, indem er unter Anderem sagte:

„Weißt Du auch, Freundchen, daß Dich der alte

Ehrhardt zum Schwiegersohne heransüßert? Du sollst durch Deinen altadeligen Namen den gefelligen Triumpfen der gelehrten Tochter den Weihfuß, der ihr, der Kleinbürgerlichen, fehlt, ausdrücken, ihr höhere Cirkel öffnen für die Ausstrahlung ihrer Talente, bist also Mittel zum Zweck.“

Die übrigen Freunde stimmten lachend ein, Scherz reihte sich an Scherz und Armand, dem Hedwig ohnedies zuwider war, sah sich bereits, wenn auch bisher unbewußt, in Ehrhardt's Hause eine lächerliche Rolle spielen. Dies reizte seinen Stolz. Noch mehr bäumte dieser sich aber empor, als er in der That aus einigen früher unbeachtet gelassenen Reden, Winken und Blicken Ehrhardt's auf die Wichtigkeit der Behauptungen seiner Freunde schließen zu dürfen glaubte. Georg von Mertens rieth ihm sogleich zu einer Reise. Armand sei ein steifer Actenwurm, er müsse gewandtere Formen annehmen, Schliff bekommen, freiere höhere Weltansichten, er sei zu solid-bürgerlich. In diesem Tone ging es fort. Aber noch waren die guten Grundsätze in Armand zu mächtig, die Liebe zu seiner Mutter zu groß, als daß er, wie Georg es wollte, ohne irgend welchen Zweck nach Paris hätte reisen mögen, nur um den „höheren Schliff“ zu bekommen und Geld zu verschwenden. Waren doch seine Vermögensumstände nicht die glänzendsten und war doch der größte Theil des Vermögens Eigenthum der Mutter. Er beschloß daher, vorläufig nur bei Ehrhardt auszuscheiden und Staatsdienste zu nehmen. Erst als er die Stelle, um die er sich beworben hatte, nicht erhielt, nahm er Georg's Vorschlag an, sich von demselben in den Strudel des pariser Lebens einführen zu lassen. Seine Mutter ahnte nicht, in welcher Gesellschaft er reiste. Georg traf mit Armand erst in Frankfurt zusammen. Aber als sie durch Zufall die Elemente des Kreises kennen lernte, in welchem sich ihr Sohn in der letzten Zeit bewegt haben sollte, gerieth sie in maßlose Angst, schrieb Briefe über Briefe, erhielt auch liebevolle tröstende Antworten, konnte aber demungeachtet bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr finden. Sie wurde schwermüthig. Armand's vom Vater ererbtes kleines Vermögen stand bei einem Banquier in seiner Heimath, der ein langjähriger Freund der Wilson'schen Familie war. Eines Tages begab sich derselbe zu Frau von Wilson, um ihr anzukündigen, daß ihr Sohn in Paris in eine berühmte Spielergesellschaft gerathen sei und verlange, daß ihm ein großer Theil des Capitals geschickt werde, um angeblich einen Freund aus dringender Noth zu retten. Die gute Frau erschrak so sehr, daß sie, die häufig an heftigem Andrang des Blutes nach dem Gehirne litt, einen Schlaganfall bekam und für todt auf ihr Lager getragen wurde. Sie erhielt nie wieder ihre volle Be-

sinnung und mußte schließlich, weil sie von der fixen Idee befallen war, es sei ihre Pflicht, selbst nach Paris zu reisen und Armand vom Abgrunde des Verderbens hinwegzureißen, in eine Krankenanstalt des Landes in Gewahrsam gebracht werden. Nach und nach gab sie ihre Fluchtversuche auf und beschäftigte sich nur wehmüthig mit einem Briefe des Sohnes, den sie nach ihrer Erkrankung von demselben erhalten hatte.

Armand war tief erschüttert, als er den Zustand seiner Mutter erfuhr. Er wollte sogleich abreisen, allein — und das war sein Verderben — er konnte nicht das zur Reise nöthige Geld aufreiben und wurde noch außerdem in den nächsten Tagen wegen Spielschulden gefänglich eingezogen. Aus dem Gefängniß rettete ihn das letzte Capital vom kleinen väterlichen Erbe. Der Banquier sandte es in Wecheln und zugleich die dringende Mahnung, ungefümt nach Hause zurückzukehren. Zwar schrieb Armand darauf seiner Mutter jenen Brief, dessen Endzeilen lauteten: „Sei ruhig, theure Mutter, ich werde wieder brav und Du wirst gesund; ich küsse Deine lieben Hände; bald, bald bin ich bei Dir!“ — Allein eine Zeit um die andere verging, Georg von Mertens hielt ihn, indem er ihm Hoffnung machte, jenes Capital, welches Armand dem Spieler von Profession geopfert hatte, durch glückliches Pointiren wieder zu gewinnen, und endlich, als dies nicht geschah, schämte sich Armand, in so zerrütteten Verhältnissen in die Heimath zurückzukehren. Zwar machte ihn Georg aufmerksam, daß die franke, in einer Anstalt untergebrachte Mutter doch unmöglich sämtliche Zinsen ihres Vermögens verzehren könne und daß er als Sohn, nachdem das väterliche Erbe nun einmal „in Paris courfire“, das Recht habe, wenigstens die unberührten Zinsen vom mütterlichen Capitale zu fordern; allein mit Schaudern verwarf Armand, in welchem bessere Regungen nie ganz zu ersticken waren, ein solches Ansinnen. Er mochte sich des Eigenthums der Mutter vor ihrem Tode nicht bemächtigen, dies erschien ihm verwerflich. Doch das Auskunftsmittel, welches er ergriff, um in Paris ferner sein Leben zu fristen, paralyisirte jene Handlungsweise wieder. Er lebte, gleich Georg, vom glücklichen Spiele, zog sich aus Beschämung, in solche Kreise herabgestiegen zu sein, von jeder bessern Gesellschaft zurück, änderte sogar seinen Namen deshalb, und fand doch nicht die Kraft in seinem Innern, sich zu einer ehrenvollen Thätigkeit aufzuraffen. In seiner Heimath hätte sich die Nachricht verbreitet, er sei nach America gegangen und dort verschollen, und mehr als einmal rief Ehrhardt auf seinem Krankenlager aus: „O hätte ich mich besser seiner angenommen, hätte ich ihn nicht fortgelassen! Wie konnte mich der Undank, die Vertrauenslosigkeit eines jungen stolzen Menschen,

dessen Ehrgeiz vorübergehend in falsche Bahnen lenkte, durch schlechte Gesellschaft aufgestachelt — wie konnte mich, den erfahrenen Mann, dies Alles zu so unverantwortlicher Gleichgiltigkeit an seinem Thun und Geschick hinreißen?“ — Ehrhardt gedachte bei dieser Selbstanklage nicht seines leidenden Zustandes, in welchem die Hauptursache für jene Gleichgiltigkeit zu suchen gewesen war. Er starb plötzlich, ohne wieder etwas von seinem Schützlinge gehört zu haben. Er glaubte ihn bis zuletzt in America untergegangen.

Ernst und hart trat nun das Schicksal auch an Hedwig heran. Armand hatte Recht gehabt, als er der Mutter einst die bekannten Auseinandersetzungen über Ehrhardt's häusliche Verhältnisse machte. Durch des Advocaten lange Krankheit waren auch die Geschäfte in's Stocken gerathen und die eben mündig gewordene Tochter rettete nichts aus dem Nachlasse, als einen der pariser Flügel und den Schmuck ihrer Mutter. Sie zog in die Residenz des Landes und gab Clavierunterricht, später auch Litteraturstunden. Gedrängt von immer neu auftauchenden Gläubigern, verkaufte sie zuletzt auch den Schmuck der Mutter, denn der ehrenvolle Name des geliebten Vaters galt ihr mehr, als stumme Zeugen besserer Tage. Ja, um nur den Flügel sich zu retten, hungerte sie anfänglich oft, weil es ihr trotz ihres vorzüglichen Spiels nicht gelingen wollte, sogleich die genügende Anzahl Schülerinnen zu erringen.

In ihrer Vaterstadt staunte man allgemein über die Fassung, mit welcher das junge Mädchen sein großes Unglück ertrug. Sie schien ergeben in Alles, sie duldete Alles, nur nicht die lieblosen Urtheile über ihren Vater, die sich hin und wieder geltend machten. Wenn man ihr sagte, derselbe hätte doch besser für sein einziges, im Luxus aufgewachsenes Kind sorgen sollen, und was dergleichen Anklagen mehr waren, welche sich das müßige Mitleid so gern erlaubt, ohne zu bedenken, daß es mehr verlegt, als tröstet, antwortete sie:

„Er war ein Mann in seinen rüstigsten Jahren, er glaubte bis zum letzten Tage nicht an seinen Tod, machte Pläne für die Zukunft, selbst die Aerzte gaben uns Hoffnung, wenigstens zu Zeiten. Und dann, er hat für mich gesorgt, indem er mir eine Erziehung gab, die mein Fortkommen in der Welt sichert. Ich habe Kenntnisse, Fertigkeiten und dies ist das beste Vermögen, welches durch keines Banquier's Bankerott verloren gehen kann. So hat mein Vater gedacht, meinethwegen speculirt, wenn man so sagen will, als er mich zur „Gelehrten“ heranzubilden ließ.“

Die Welt findet sich schwer in eine eigenartige, wenn noch so edle Menschennatur. Als man erfuhr, daß Armand aus Stolz und Sehnsucht nach größerer Unab-

hängigkeit bei Ehrhardt ausgeschieden war, daß er sich von einer lockern Gesellschaft und vorzugsweise von einem sogenannten guten Freunde hatte bestimmen lassen, in Paris ein höchst leichtsinniges Leben zu führen, welches den Verlust seines väterlichen Erbes nach sich zog, da war man kurz angebunden und sagte achselzuckend:

„Ja, das kommt häufig vor bei verwöhnten einzigen Kindern. Je besser sie erzogen worden sind, desto sicherer wagen sie sich in den Strudel der Welt und denken, sie werden den Versuchungen leicht zu widerstehen wissen. Aber schlimme Freunde wissen ihre vornehmen Grundsätze, ihre Großmuth und Freigebigkeit zu benutzen und gerade durch die feine Erziehung werden ihnen die übelsten Streiche gespielt.“

Anders war es mit Hedwig. In sie wußte sich die Welt nicht zu finden. Auch sie war ein verwöhntes einziges Kind, sie galt für arrogant, man gönnte ihr von verschiedenen Seiten den tiefen Fall und lauerte schon schadenfroh auf die Ausbrüche ihrer Verzweiflung. Umsonst. Ernst und gefaßt leitete sie die Auction aller der ihr so theuren Gegenstände des väterlichen Haushalts ein, ernst und gefaßt sprach sie später am Grabe ihres Vaters:

„Mein theurer Vater, ich habe durch Deine unendliche Liebe viele gute Tage gesehen, aber sie wären keine guten Tage mehr für mich, wenn ich sie jetzt ohne Dich sähe. Mein Schicksal trägt die Trauerfarbe meines Schmerzes um Dich. Darin ist doch wenigstens Harmonie. Säße ich im Ueberfluß, im Wohlleben, wie schneidend müßte meine tiefe Seelentrauer damit contrastiren!“

Eine solche Anschauung erregte Kopfschütteln und Mißbilligung. Man nannte sie unnatürlich, weil sie den Meisten unbegreiflich war.

„Was das nun heißen soll?“ sprach die Menge. „Auch darin liegt nur Prahlerei. Sie will für eine starke Seele gelten.“

Bald hörte Hedwig nichts mehr von den unsinnigen Urtheilen der großen Menge. Sie verschwand in der Residenz, wie Armand in Paris verschwunden war. Eingeschränkt und sparsam lebte sie in einem freundlichen Dachstübchen, wo sie sich dem Himmel näher fühlte, als in einer Beletage. So oft die Aeltern und Verwandten ihrer Schülerinnen sie auch aufforderten, an geselligen Unterhaltungen Theil zu nehmen und dieselben durch ihre Talente und ihren Geist zu würzen, sie lehnte mit bescheidener Festigkeit alle derartige Aufforderungen ab und lebte einsam ihren Studien und der innigen Freundschaft, welche sie mit Selma Hamring verband, einer, gleich ihr, aus glänzenderen Verhältnissen herabgestürzten, wenig älteren Dame. Sie that das nicht aus verletztem

Hochmuth, insofern sie der Contrast zwischen ihrem Einst und Jetzt schmerzlich berühren mußte, wenn sie in Gesellschaften eintrat, ähnlich denen, die sie einst selbst gegeben hatte. Nein, sie that es aus tiefem seelischen Bedürfniß und in der Ueberzeugung, daß sie äußerst schwer einen Menschen fände, der ihre Gefühlsweise verstehe. Ihr ganzes früheres Leben hatte sich um ihren Vater concentrirt. Sie war stolz gewesen auf ihre Triumphe, weil sie des Vaters Auge leuchten sah, sie musicirte in Gesellschaften für sein feines Kennerohr, sie strebte nach Vollkommenheit für ihn und seinen Ehrgeiz. Armand's Mutter hatte Recht gehabt, als sie von Hedwig gesagt, sie hinge seit der Mutter Tode mit schwärmerischer Liebe am Vater, so daß er aus ihr machen könne, was er wolle. Nun war das Alles vorbei und der Zweck, in Gesellschaft zu glänzen, für immer erloschen. — Selma Hamring stand in der Residenz einem vornehmen Haushalte vor und machte die Honneurs in demselben, weil die Töchter des Hauses noch unerzogen waren. Aber leider wurde sie oft auf längere Zeit von der Freundin getrennt, weil der Graf, dem sie Haus hielt, bald hier bald dort auf seinen Gütern lebte, wohin sie natürlich folgen mußte.

Als sie eines Tages nach langer Abwesenheit wieder bei Hedwig eintrat, fand sie dieselbe weit ernster, als sonst. Zwar thaute sie nach und nach am Herzen der Freundschaft wieder auf, allein Selma glaubte doch zu bemerken, daß es einen Gedanken gäbe, der sie mehr, als selbst der interessanteste Gesprächsgegenstand beschäftigte. Sie drang nicht in die Freundin, aber sie nahm gern deren Vorschlag an, dem seit wenigen Jahren am Orte entstandenen Wintergarten, in welchem Hedwig, eine leidenschaftliche Blumenliebhaberin, abonniert war, einen Besuch abzustatten. Am Abende wollten Beide, weil sie — ein seltener Fall — zugleich von Pflichten frei waren, die Oper besuchen. Unter den Palmen des Wintergartens angelangt, gewann Hedwig ihre gute Laune wieder und sagte zur Freundin, welche gesprächsweise von der Kunst und Virtuosität der jungen Clavierlehrerin zu schwärmen begann:

„Ich bitte Dich, Selma, um von Kunst zu reden, dazu gehört erstens weit mehr, als ich leiste, und zweitens, kann eine bescheidene Clavierlehrerin, die den Tag über so und so viel Duzend größere und kleinere Finger über die Tasten laufen sieht und ach! so tausend und abertausend Mißtöne, wie ein wildes Heer, auf ihre Zuhörerorgane einstürmen lassen muß, kann so ein beklagenswerthes Wesen noch von Kunst sprechen? Sie dankt Gott, wenn endlich der letzte hölzerne Ton des Tages erklingt, d. h. der, mit welchem sich der Deckel des betreffenden Piano's klappend an das übrige Holz

des Instrumentes anschließt und somit das entsetzliche „Schwarz auf Weiß“ der Claviatur für einige Stunden wohlthätig verbirgt. Stille, tiefe lautlose Stille ist Alles, was sie noch für ihre abgematteten Nerven begehrt und glücklich, wenn in ihrem Ohre nicht etwa eine endlos strapazirte Schüleretüde fortsummt und ihr auch diese schwererkaufte Ruhe unheimlich macht. Hier, unter den schweigsamen Kindern fremder Zonen athmet sie auf, noch lieber in der grünen Waldnacht, wenn nicht, wie jetzt, der Winter das Hoffnungsgrün von den Bäumen geschüttelt hat.“

„Ich bewundere stets von Neuem,“ entgegnete Selma, „den glücklichen Humor, mit dem Du ein Leben erträgst, für welches Du nicht geboren und erzogen wurdest. Ich habe Stunden, wo ich mich entsetzlich bedrückt fühle, Du weist es ja. Dich höre ich nie einen Vergleich zwischen Deinem Einst und Jetzt anstellen. Darin liegt eine Seelengröße, um die ich Dich beneide.“ —

Hedwig unterbrach die Freundin lachend. „Du sollst einmal meine Biographie schreiben. Ich fühle mich besser, als ich bin, wenn ich Dich bisweilen so im Feuilletonartikelfstyl von mir reden höre. Ach, Du hättest mich schon sehr eitel machen können auf meinen Charakter und meine »Kunst«, wenn ich überhaupt Anlage zur Eitelkeit besäße. Ihr guten Freunde waret doch von jeher die moralischen Verderber der ohnehin aufgeblasenen Dilettanten. Wenn mich je etwas traurig gestimmt hat, so war es der Umstand, daß ich die über Alles geliebte Musik zur melkenden Kuh im trostlosesten Sinne benutzen muß.“ — Da ertönten männliche Stimmen im nächsten Palmengange und Hedwig unterbrach sich rasch und zog die Freundin in das nahe liegende Camelienghaus.

Der Wintergarten zeigte heute zählbare Besucher, denn das Wetter war stürmisch und regnerisch und die Entfernung von der Stadt bis zu dem Etablissement bedeutend.

Hedwig's Unruhe nahm zu, je mehr sich die Stimmen der schon erwähnten Männer auch dem Camelienghause näherten. Selma bemerkte es und fragte so gleichgiltig, als möglich:

„Wer sind die Herren? Kennst Du sie?“

Hedwig bemühte sich, eben so gleichgiltig zu antworten.

„Der eine ist ein Herr von Wilson, der einst bei meinem Vater im Bureau arbeitete, der andere sein inséparable, ein Roué und Spieler, der Wilson in's Verderben gestürzt hat. Sie kommen auffallender Weise jetzt sehr oft in den Wintergarten — sehr oft.“

Da Hedwig schwieg, begann Selma leise forschend: „Ach ja, ich erinnere mich, daß Du einige Male von

jenem — Armand von Wilson — hieß er nicht so? gesprochen hast. Er ging nach Paris, vergeudete seines Vaters Vermögen, später auch das seiner Mutter, als dieselbe gestorben war. Aber noch nie hast Du eine Andeutung darüber gemacht, daß er zurückgekehrt ist.“

„Hätte ich das nicht?“ fragte Hedwig zerstreut. „Ich erfuhr es jüngst in einer Familie, wo ich Unterricht gebe. Dort höre ich oft von ihm sprechen, aber in höchst mißliebiger Weise. Schade! Er war ein braver talentvoller Mensch, mein Vater stellte ihm das günstigste Prognosticon, aber er war zugleich ein verwöhntes Muttersohnchen. — Auch meiner hat er sich erinnert, jedoch mit Widerwillen und derartig war auch sein Gruß, als ich ihm neulich einmal im Wintergarten begegnete. Dennoch — hätt' ich ihm so gern etwas gesagt — ausgerichtet — eine Art — Auftrag — Vermächtniß —“

Hedwig war sehr nachdenklich geworden. Selma störte sie nicht in ihrem Grübeln.

„Ich werde es versuchen, einen Wagen zu beschaffen,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, „es regnet fürchterlich und die Zeit zum Theater rückt heran. Ich mag keinen Ton von der »Entführung aus dem Serail« versäumen.“

(Fortsetzung folgt.)

Reisen und Hötelleben in Schottland.

Es ist längst bekannt und anerkannt, daß der Norden unseres Erdtheils ebensoviele landschaftliche Schönheiten und malerische Scenerieen bietet, als der Süden, ja Viele sind sogar, und es sind unter ihnen sehr spruchfähige Stimmen, der Ansicht, daß Schottlands und Norwegens Hochland in seinem erhabenen Charakter auf die Stimmung des Schauenden hinreißender und mächtiger wirke, als die weiche Wellenlinie italienischer Berge. Im heitern, von dunkeln Himmelsblau umspannten Süden allüberall rasches hantbewegtes Leben, im ernsten Norden an den stillen Bergseen, in denen wie Sagen der Odde und Träume der Vorzeit, grandiose Felsen melancholisch sich spiegeln, ein Vertiefen und ruhiges Sinnen. Und zu dieser Elegie der Natur gesellt sich wohlthuend der frische Hauch einer fast noch ungebrochenen Volksthümlichkeit der Bewohner, die eine desto intensivere ist, je höher hinauf man in den Norden gelangt. Eine Schilderung von Land und Leuten Nord-Schottlands hat Dr. Richard Andree in seinem bei Herm. Costenoble in Jena erschienenen Buche „Vom Tweed zur Pentlandsföhre“ entworfen; ihm ist das Nachfolgende entnommen, was unsern Lesern um so interessanter sein wird, je seltener man über Schottland zu hören, — denn unsere Literatur ist sehr arm an Werken über Schottland — Gelegenheit hat.

Ich wandte mich nun in südwestlicher Richtung heimwärts, und benutzte die caledonische Eisenbahn, um zunächst noch das Städtchen Lanark und die berühmten Wasserfälle des Clyde zu besuchen. Lange Zeit fährt die Bahn noch durch die großartigen

Fabrikanlagen der Umgebung. Dann beginnt das wellige Land der Kohlenformation; Zechen und Hochöfen überall. Statt der strohgedeckten schottischen Hochlandshütte stehen kleine Arbeiterwohnungen über das Land zerstreut. Aber in dem 5000 Einwohner zählenden Lanark zeigen sich wieder viele strohgedeckte Häuser; die Straßen sind unregelmäßig, und die Stadt bietet nichts von Interesse. In der Nähe bildet der Clyde seine schönen Wasserfälle: Cora Linn (84 Fuß hoch), Bonnington Linn und Stonebyres Linn. Sie sind nächst dem Fall von Jovers die schönsten in Schottland und eines Besuches werth. Bei Gretna Green, wo der Soloway Firth tief in's Land eingreift, erreichte ich die schottische Grenze. Der weithin berühmte Ort und sein Grobschmied, der liebende Paare traute, hat jetzt seine Bedeutung verloren. Im Jahre 1849 wurde hier die letzte dieser romantischen Trauungen vorgenommen. In Carlisle betrat ich zuerst wieder englischen Boden; ich sagte dem Lande der Distel Lebewohl und nahm die angenehmste Erinnerung daran mit in die Heimath.

Ich will noch ein Wort über das Reisen und Hötelleben in Schottland hier beifügen. Beides ist keineswegs billig zu nennen. Da die Reisezeit nur etwa drei Monate im Jahre dauert, so sind die Gasthöfe, Fuhrwerksbesitzer, Führer und ähnliche Leute darauf angewiesen, in dieser kurzen Frist ihre Geschäfte zu machen; sie thun dies denn auch so, daß sie keineswegs dabei zu kurz kommen, und werden in ihren geldmachenden Bestrebungen durch die allen Schotten angeborene Auaferigkeit mächtig unterstützt.

Die Preise der Eisenbahnen sind etwa dieselben wie in England, das heißt um die Hälfte oder um das Doppelte theurer als in Deutschland. Für sein Gepäd hat der Reisende selbst zu sorgen; er klebt einen Zettel mit dem Namen der Station, wohin er es befördert haben will, auf seinen Koffer und wirft diesen in den „Luggage Van“, oder läßt ihn auf das Dach des Waggons stellen, in dem er gerade sitzt. Bei der Ankunft muß er schleunig bei der Hand sein und sein Gepäd wieder in Sicherheit bringen, damit nicht irgend ein Anderer sich desselben erbarmt und es spurlos verschwinden läßt. Die Eisenbahnwagen erster Classe sind kaum so gut, wie die zweiter Classe bei uns, und die schottischen und englischen Wagen zweiter Classe gleichen denen unserer dritten. Was da für die britischen Wagen dritter Classe übrig bleibt, kann man sich denken; in der That sind sie auch das Schlechteste, was man noch bieten kann. Für einzelne Herren mag es unter Umständen angehen, in der zweiten Classe auf kurze Strecken zu fahren, vorausgesetzt, daß sie sich nichts daraus machen, mit einigen whiskyberauschten Söhnen Caledoniens in nahe Berührung zu kommen. Reist man aber mit Damen, so ist es absolut geboten, in der ersten Classe zu fahren.

Bei der Ankunft in größeren Städten findet man überall Droschken, entweder dicht beim Zuge in der Bahnhofshalle selbst, so daß man aus dem Waggon in die Droschke steigt, oder sie stehen vor dem Stationsgebäude in genügender Anzahl. Von allen Seiten ertönt dann das „Cab, Sir?“ der Wagenlenker, mit dem man, um Irrungen zu vermeiden, am besten vor dem Einsteigen accordirt.

In kleineren Orten stehen die Omnibus des Hôtels bereit, oder die zudringlichen „Boots“, Hausknechte, von den verschiedenen Gasthöfen suchen uns in Empfang zu nehmen. „Fife Arms Hôtel, Sir, a very large and excellent house with a splendid view!“ — „The Royal, Sir, close by, with moderate prices!“ so tönt es verlockend durcheinander.

Kommt man im Hôtel an, so empfängt uns die Hausfrau (Landlady), reicht uns freundlich die Hand, heißt uns unter ihrem Dache willkommen, und führt uns selbst in das Zimmer. Wenn man in einem Gasthose angesehen sein will, so muß man außer seinem Schlafzimmer sich noch ein Wohnzimmer (parlour) nehmen, denn abgesehen von Bett, Waschtisch, Stuhl und Commode findet man im Schlafzimmer (bed-room) nicht das Geringste zur Bequemlichkeit, weder Tintensafz noch Schwefelhölzer, weder Lehnstessel noch Sopha. Will man also ein Wohnzimmer nicht extra bezahlen, so ist man auf den allgemeinen Speisesaal angewiesen, der häufig nicht einmal Sophas enthält, und Rauchen ist dort selbstverständlich verboten. Für Zeitungen ist schlecht gesorgt: Die Times fehlt allerdings in den größeren Hôtels nicht, auch der Scotsman, das bedeutendste Edinburger Blatt, ist zu finden — von fremden Zeitungen, deutschen oder französischen, ist aber keine Rede. Eine kleine Reisebibliothek zum Gebrauch der Touristen liegt aber in den meisten Hôtels auf. Kleine gedruckte Anzeigen, welche die Sehenswürdigkeiten der Stadt, einen Plan derselben, Zeit der Ankunft und Abfahrt der Schiffe und Bahnzüge enthalten, werden jedem Gaste eingehändig und sind sehr zweckdienlich.

Morgens früh beginnt das Tagewerk im Hôtel damit, daß der Boots die Schuhe und Stiefel zum Putzen abholt. Das Reinigen der Kleider bleibt dem Fremden selber überlassen, und es ist daher gut, wenn er eine Bürste bei sich führt. Ist man so glücklich, ein Parlour zu besitzen, so kann man dort ungehindert sein Frühstück einnehmen; ist dies nicht der Fall, so bleibt nichts Anderes übrig, als in's allgemeine Speisezimmer zu gehen. Dort erscheinen die Herren ungenirt in ihren Pantoffeln, Slippers; in Großbritannien erregt dies nicht den geringsten Anstoß, während doch bei uns ein derartiges Auftreten gewiß das größte Mergerniß verursachen würde.

Die Küche anlangend, so fand ich dieselbe von Brighton am Aermelcanale bis hinauf nach Thurso an der Pentlandsörbde in allen Hôtels vollkommen gleich; nur einige ganz specifisch schottische Gerichte mischen sich jenseit der Tweed ein. Der Thee erscheint mit den gerösteten Brodschnitten, mit eingemachten Früchten, gebratenem Schinken und Eiern zunächst als substantielles Breakfast. Auf ihn folgt gegen Mittag das zweite Frühstück, Lunch, gewöhnlich aus kaltem Schöpfenbraten bestehend. Der ist stereotyp geworden und treibt Jedermann die oft wiederholte Frage auf die Lippen: Cold mutton again? Um 5 oder 6 Uhr läutet die Glode im Hôtel zum gemeinschaftlichen Diner, das in so vieler Beziehung von unseren deutschen Table d'hôtes abweicht, daß ich hier etwas näher darauf eingehen will. Von Unterhaltung ist selten oder gar nicht die Rede; Jeder befürmert sich nur um seine eigene Person oder seine Angehörigen, und läßt die übrigen Tischgäste möglichst unbeachtet. Dabei flüstert man nur, wenn man dem Kellner etwas zu sagen hat, und richtet sich

genau nach den Regeln, welche die complicirte englische Speise-etiquette vorschreibt. Auffallend ist bei alledem, daß in den meisten Hôtels keine Servietten verabreicht werden, denn man verlangt, daß so zierlich und reinlich gegessen werde, daß nicht das Geringste von den Speisen am Munde sitzen bleibe. Zunächst erhebt sich dann beim Beginn der Tafel einer der Tischgäste und spricht für alle ein kurzes Gebet. Die Suppe wird herungereicht. Wenn es nicht die scharfe gewürzige Nierensuppe oder die nachgemachte Schildkrötensuppe ist, so erscheint für gewöhnlich die alle Schotten in nationales Entzücken verfehende Hotch-potch. Wir würden dieses Gericht eher als Gemüse bezeichnen, denn es ist eine dicke Mischung von grünen Erbsen, Bohnen, Rüben, Möhren und Zwiebeln, die mit Fleisch zusammen gekocht sind. Ein- für allemal folgt dann der Fisch, und zwar gewöhnlich frischer Lachs, der seltener durch Makrelen oder gebratene frische Heringe ersetzt wird. Wenn nicht einmal junge Hühner oder ein Hase — der in hochender Stellung mit Kopf und Ohren servirt wird — das Einerlei unterbrechen, so sind die Braten stets Roastbeef oder Schöpfenteule, beide nur am Spieß ohne Salz im eigenen Fette gebraten. Das Fleisch ist stets ausgezeichnet gut, und wenn auch der Mangel des Salzes und Gewürzes unserm Gaumen nicht behagen will, so gewöhnt man sich doch mit der Zeit daran. Die Herren Wirth und Kellner machen es sich beim Serviren sehr bequem. Man ahnt oft nicht, welches Unheil über Einen hereinbricht. Da erscheinen die großen Schüsseln mit den Braten, über welche hellpolirte metallene Gloden gestülpt sind, und mit einer kühnen Handbewegung des dienenden Geistes steht das Gericht vor Dir. Die Glode wird abgehoben, und da nun dieser Braten gerade vor Dir steht, so bist Du verpflichtet, Jedermann, der an der Tafel sitzt und davon verlangt, vorzulegen. Es würde für sehr unhöflich gelten, wenn man nicht sofort Messer und Gabel bei Seite legte und das Verlangte ganz nach den Regeln der Kunst abschneidet, und diese Regeln und Kunstgesetze wollen beobachtet sein, wenn Du nicht mitleidig belächelt sein willst. Dafür hat man aber wieder das Recht, den Unglücklichen, vor dem der andere Braten steht, so oft und so viel man will, zu quälen. Die Gemüse bestehen in Kartoffeln, Kohl, der nur in Wasser ohne alle Zuthaten abgekocht ist, und eben solchen grünen Erbsen, je nach der Jahreszeit. Einige Süßigkeiten und Fruchtpasteten machen den Beschluß. Glücklicherweise ist ein Weinzwang nicht vorhanden, und man kann ungenirt seine Flasche Bier oder Ale trinken.

Johann

König von Sachsen.

(Mit Staßlich.)

Ein Leben überreich an Segen und Glückespende, aber auch reich an Schmerz und Weh entrollt sich uns, wenn wir die inhaltsvollen Lebenstage des von seinem Volke so treugeliebten Königs Johann an unserm innern Auge vorüberziehen lassen. In einer Zeit geboren und erzogen, wo das Verderben der Revolution noch durch Europa zitterte und dieses durch den eisernen Willen eines

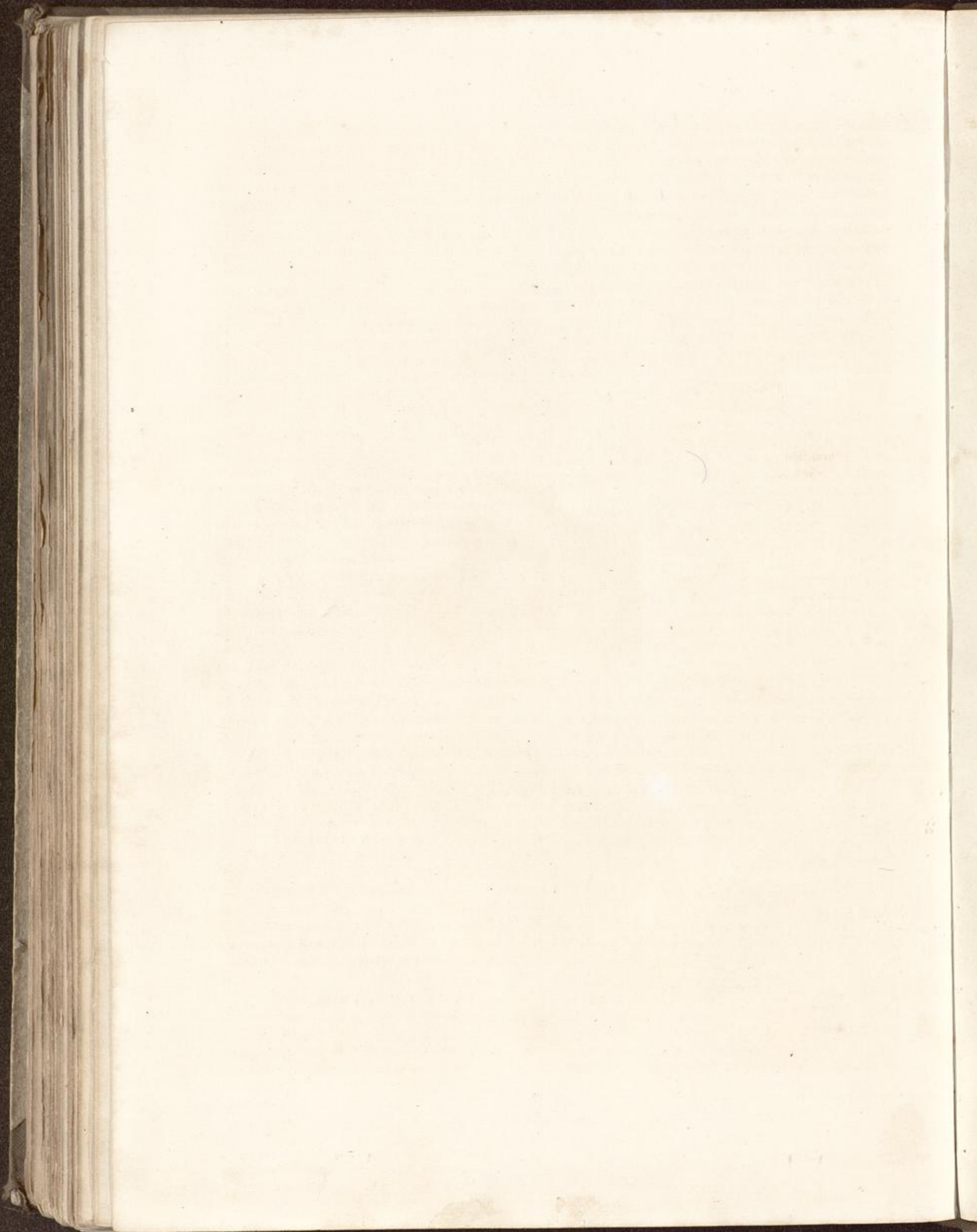


Meißner Photographie

Stich u. Druck v. Meyer Leipzig

Jensen

Major des Bamberger Regts



Mannes, der später nur allzu sehr die Geschicke des Hauses Wettin dem seinigen verslocht, mit kühner Hand in Fesseln geschlagen wurde; zum Jüngling herangereift in der Periode der Restauration, die, weil sie nur Halbes geschaffen, den Geist der neuen Zeit souverain ignorirend, neue Stürme gebar, aus denen sich fast in allen europäischen Staaten ein glückverheißendes, vom Segen des Friedens getragenes Verfassungsleben entwickelte, gab sich der indes zum tiefgelehrten Mann Gewordene diesem mit ganzer Seele, mit voller Treue hin. Als Gottes heiliger Wille aber plötzlich den erlauchten Bruder von seinem liebevollen königlichen Wirken abrief, nachdem wiederum auch dem Sachsenlande frevelhafter Umsturz gedroht hatte, ergriff er mit festem Bügel die Regierung und brachte dem zwar kleinen und deshalb politisch abhängigen, aber durch ihn hochbeglückten Vaterlande wahrhaft goldene Jahre. Jetzt, wo ihm die Lode silberweiß und Gott ihm schwere Tage der Prüfung sandte, will er, nachdem seine Pflichten gegen den früheren deutschen Bund gelöst sind, mit der Weisheit und Gerechtigkeit, die sein ganzes Leben kennzeichnen, sich eng an den mächtigen nordischen Nachbar anschließen, sein treues Volk die neuen Bahnen führend, die, so Gott will, im Stande sind, es nach Außen zu schützen und im Innern alle Kräfte zur höchsten Blüthe, zur reichsten Frucht gedeihen zu lassen.

Prinz Johann Nepomucenus Maria Joseph, der jüngste der Söhne des Prinzen Maximilian, Herzog zu Sachsen, — Bruder der Könige Friedrich August des Gerechten und Anton des Gütigen — und der Prinzessin Theresia von Parma, wurde am 12. December 1801 geboren. Nachdem er mit seinen beiden älteren Brüdern, den Prinzen Friedrich August und Clemens, die sorgfältigste wissenschaftliche Erziehung genossen, trat er bereits schon in seinem zwanzigsten Jahre mit Sitz und Stimme in das Geh. Finanz-Collegium ein, in welchem ihm 1825 das Directorium eines Departements übertragen wurde. Frühzeitig schon entwickelte sich in ihm die Vorliebe für die Schätze der italienischen Literatur, die kennen zu lernen, ihm eine Reise nach Italien, die er mit seinem Bruder, dem Prinzen Clemens, im Jahre 1821 unternahm, willkommenen Gelegenheit bot. Leider mußte er ohne den Bruder, den der Tod in Italien von seiner Seite riß, in das Vaterland zurückkehren. Eine Frucht dieser Reise war die epochemachende, mit gelehrtem Commentar versehene Uebersetzung der ersten zehn Gesänge von Dante's Hölle in reimfreien Oeffylbern, die er unter dem Namen Philaletes drucken ließ und später zu einer Uebersetzung der ganzen „Divina commedia“ mit kritischen und historischen Erläuterungen erweitert hat.

Regen Antheil nahm Prinz Johann auch an dem 1824 gestifteten königlich sächsischen Alterthumsvereine, an dessen Spitze er trat. Nach der Erhöhung seines ältesten Bruders, des Prinzen Friedrich August zum Mitregenten im Jahre 1830 trat er an die Spitze der zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe niedergesetzten Commission, übernahm das Commando der Communalgarden, wurde Mitglied des Geheimen Rathes, Vorsitzender im Staatsrath und trat in die Erste Ständekammer ein. In ihr, zu deren hervorragendsten Mitgliedern der Prinz zählte, zeigte sich bald die Außerordentlichkeit seiner Erscheinung; er theilte sich an allen Arbeiten der Ständekammer, und bewährte

durch seine Berichte, Reden und Abstimmungen allseitige tiefe Gelehrsamkeit, hohe Weisheit und edeln Patriotismus.

Hatte sich Prinz Johann durch diese seine umfassende Wirksamkeit schon längst die allgemeine Liebe erworben, so wurde sie ihm aber erst durch sein wahrhaft königliches Regiment, zu dem er am 9. August 1854 berufen wurde, in ihrem weitesten Umfange von Hoch und Niedrig, von Alt und Jung zu Theil. Ein ächter Fürst, verschafft er sich in unermüdblicher Thätigkeit eigene Anschauung, persönliche Ueberzeugung. Und die Liebe des Volkes theilt mit ihm die schwer geprüfte Königin Amalie Auguste, geb. am 13. November 1801, eine Tochter des † Königs Maximilian von Bayern. Den höchsten Ausdruck dieser Liebe kundzugeben, wurde in den jüngsten Tagen, als die königliche Familie wieder nach dunkler, lummervoller Zeit in das Vaterland einzog, dem Sachsenvolle freudige Gelegenheit, und wäre es möglich, daß das Band zwischen Fürst und Volk noch inniger geschlungen werden könnte, so hätten es diese unvergeßlichen Stunden gethan. Mit fester Zuversicht bliden die Sachsen zu ihrem König Johann empor, denn sie wissen, daß seine Richtschnur die von ihm übertragenen Worte Dante's sind:

— — Die Dinge sammt und sonders stehen
In Ordnung unter sich, und eben sie ist
Die Form, durch die das Weltall Gott wird ähnlich.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Das Buch der Lieder von Müller von der Werra. Mit dem Bildnisse des Dichters. Leipzig, Ludwig Denike. 1866. Das Dichterwort: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald!“ fiel uns unwillkürlich ein, als wir uns am Buche der Lieder von Müller von der Werra erfreuten. Wir haben seit langer Zeit keine Lieder gelesen, welche, vom Hauche der Waldesfrische durchweht, so sichtlich aus dem Herzen unmittelbar in die Feder geflossen sind. Daher auch, daß diese Lieder in ihren sangbaren Weisen, von trefflichen Componisten in Musik gesetzt, überall erklingen, wo Deutsche sich zusammensinden, sei es bei prunkenden Festen, sei es daheim im traulich geselligen Vereine. Doppelt dankbar wird deshalb ihr Erscheinen als ein geordnetes Ganze von allen deutschen Sängern begrüßt werden. Das umfangreiche Buch ist elegant ausgestattet und theilt sich in die Abtheilungen: Vaterland, Helvetische Lieder, Frühling, Liebe und Leiden, Trinklieder, Vermischte Lieder, Geistliche Gesänge, Sängersprüche, denen der Allgemeine deutsche Sängergruß mit Tonfay von A. Methfessel beigelegt ist. Von Interesse ist auch der Anfang des Buches, welches biographische Notizen über die Componisten der Lieder bringt, so weit sie Müller von der Werra bekannt geworden sind.

Aus aller Herren Ländern. Gesammelte Erzählungen und Skizzen von Adolf Schirmer. Drei Bände. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. 1866. „Lütt Hannes“, „Wilsford“, „Familiendämon“ haben sich so rasch die Gunst der Lesewelt errungen, daß sie jede neue literarische Arbeit Adolf Schirmers

mit Spannung und Freude begrüßt. Die vorliegenden zehn Erzählungen und Skizzen, die sich in drei Bände vertheilen, werden diese Spannung rechtfertigen und dem Verfasser neue Freunde erwerben. Sie machen in gefälliger novellistischer Form eine kleine Rundreise um die Erde, indem sie in fesselnden Erzählungen mit scharfer Charakteristik, nur hin und wieder mit etwas zu dunkeln Colorit, nationale Eigenthümlichkeiten und Sitten schildern. Am meisten hat uns die Erzählung „Ein deutsches Mädchen“ angesprochen.

Unsere Lesern, welche sich dem Studium der klangvollen spanischen Sprache und ihrer Literatur widmen, wird die Mittheilung willkommen sein, daß das bei Opey in Gotha erscheinende „Modernes Spanisches Theater“ seinen rührigen Fortgang hat. Das soeben veröffentlichte vierte und fünfte Bändchen, mit trefflichen Erläuterungen von Dr. Boock-Artosky versehen, enthält: „Don Juan Tenorio. Drama religioso-fantástico en dos partes por Don José Zorrilla“.

Zur französischen Memoirenliteratur. Guizot, welcher soeben sein achtzigstes Jahr zurückgelegt hat, ist mit der Correctur des achten und letzten Bandes seiner Memoiren fertig. Derselbe wird im April künftigen Jahres ausgegeben werden. Im Verlage von Henri Plon zu Paris ist ferner unter dem Titel: „La Correspondance secrète inedité sur Louis XVI, Marie Antoinette, la cour et la ville“ wieder ein wichtiger Beitrag zu der Literatur des Revolutionszeitalters erschienen. Herr von Lascure hat diese Correspondenz nach Handschriften der kaiserlichen Bibliothek von St. Petersburg herausgegeben; dieselbe reicht von 1772 bis 1792 und soll in Bezug auf die letzten Zeiten des Königthums eine Menge neuer und interessanter Aufschlüsse enthalten.

In England herrscht jetzt die Manie der Homer-Uebersetzungen: In vier Wochen sind nicht mehr als vier anglisirte neue Homer-Ausgaben erschienen.

Marschall Vaillant hat der Akademie der Wissenschaften zu Paris mitgetheilt, daß Marschall Bazaine einen in Mexiko gefundenen Meteorstein, der nicht weniger als 870 Kilogramme wiegt, dem Kriegsministerium zugesandt hat.

In Marseille hat ein Herr Stevens wieder einen neuen Planeten entdeckt, so daß die Zahl derselben jetzt auf 91 angewachsen ist.

Mit Neujahr wird in Florenz noch ein großes politisches Journal „Il Rinascimento“ gegründet werden, dessen Programm sehr viel verspricht.

Theater und Musik. Das in Ost-London abgebrannte Standard-Theater soll alsbald wieder, und zwar größer und schöner aufgebaut werden. Zugleich ist auf dem Leicester-Square der Bau eines prächtigen neuen Opernhäuses projectirt, der auf 100,000 Pfd. St. veranschlagt ist.

Auf dem Stadttheater zu Breslau ist Offenbach's „Schöne Helena“ mit vielem Beifall gegeben worden. Frä. Neufeld excellirte in der Titelfrolle.

Marie Kierschner, vom k. Hoftheater zu Berlin, gastirt gegenwärtig mit großem Erfolge in Stettin.

Als Hedwig Gallmeyer unlängst Frä. Streubel, die neu-engagirte Soubrette des Harmonietheaters zu Wien, daselbst eine ihrer Rollen spielen sah, äußerte sie: „Ich möchte mit der Talentirten eine Rolle einstudiren, um ihr die Unarten abzugewöhnen, die sie mir abgelauscht hat.“ Gewiß, ein recht vernünftiges Urtheil über eine Collegin.

In Paris fand kürzlich in der Opéra comique die 1134. Aufführung von Boieldieu's Oper „Die Weiße Dame“ statt. Von dem jüngern Dumas wird ein neues Lustspiel „Les idées de Mme. Aubry“ angekündigt, das auf dem Gymnase-Theater aufgeführt werden soll.

Die Winterfaison im Theater S. Carlo zu Neapel hat mit Verdi's „Trovatore“ begonnen, allein in dieses großen Theaters so unwürdiger Weise, daß dem stürmischen Fiasco kein Einhalt zu thun war.

In Europa bestehen gegenwärtig 1584 Theater, von welchen Italien 346, Frankreich 337, Deutschland 191, Spanien 168, Oesterreich 150, Großbritannien 150, Rußland 44, Belgien 34, Holland 23, die Schweiz 20, Schweden und Norwegen 18, Portugal 16, Dänemark 15, die Türkei 4, Griechenland 4, Rumänien 3 und Serbien 1 besitzen.

In einem der letzten Paderloup'schen Concert populaire zu Paris lieferten sich die Freunde und Feinde Richard Wagner's ein äußerst hitziges Gefecht. Als das Präludium zu „Lohengrin“ begann, erscholl von den Einen Pfeifen und Zischen, von den Andern Bravorufen und Klatschen. Nach viertelstündigem Kampfe, während dessen man von der Musik nichts hörte, siegten die Letzteren vollständig.

Das neue Schauer-Drama von Ch. Birch-Pfeiffer „Die Frau in Weiß“ hat auf dem leipziger Stadttheater bei seiner ersten Aufführung, trotz des meisterhaften Spieles des Fräul. Link als „Laura“ und „Anna“, vollständig wohlverdientes Fiasco gemacht.

Zu dem dritten Concert des Musikvereins Euterpe zu Leipzig, welches die unter von Bernuth's Direction schwungvoll vortragene Vestalin-Duverture einleitete, war Concertmeister Auer für die Solovorträge berufen worden. Derselbe spielte mit zündender Meisterschaft: Concert für Violine von Mendelssohn, Romanze (Für) von Beethoven und Thema und Variationen von Paganini. Letztgenanntem folgte enthusiastischer da capo-Ruf, dem der jugendliche Meister bereitwillig Folge leistete.

Meyerbeer's „Africanerin“ schiffte nun auch nach America. Außer in Neu-York, wird sie in diesem Winter auch noch in Charlestown, Augusta und Savannah gegeben werden.

Die Debuts des Frä. Orgeni im k. Opernhause zu Wien haben nicht zu einem Engagement geführt.

Anton Rubinstein componirt gegenwärtig eine neue russische Oper; der Text des Libretto's ist der altrussischen Geschichte entlehnt.

Im k. Schauspielhause zu Berlin kamen an einem Abend die beiden Lustspiel-Novitäten „Der Herr Studiosus“ von Ch. Birch-Pfeiffer und „Die Epigramme“ von N. Benedix zur Aufführung. Die erste, von den Damen Satran und Frieß und den Herren Karlowa, Braunhafer und Hittl trefflich gespielt, übte die heiterste

Wirkung aus, während die zweite, trotz der guten Darstellung, keinen Anklang fand.

Bildende Künste. Die Bildhauer Bläser von Berlin, Cauer aus Kreuznach und Kieß aus Dresden sind gegenwärtig mit der Anfertigung von Marmorbüsten des Königs Wilhelm von Preußen beschäftigt.

Die kolossale bronzene Statue des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz ist auf dem Marktplatz zu Neustrelitz enthüllt worden. Sie ist ein Werk des Bildhauers Albert Wolff in Berlin und steht auf einem Sockel von rothem polirten Granit. Derselbe trägt auf der einen Seite den Namen des Fürsten, auf der andern die Inschrift: „Ihrem allgeliebten Landesvater seine treuen Mecklenburger.“

Die Grabstätte des verstorbenen Oberbauraths Stüber zu Berlin ist mit einem prächtigen Marmordenkmale nach einer Zeichnung von Stronk geschmückt worden.

Auf der permanenten Ausstellung zu Düsseldorf erregt ein meisterliches Genrebild von Hubert Salentin, „Wallfahrer an der Heilquelle“, große Sensation. Der poetische Vorwurf ist künstlerisch durchgeführt sowohl in der Stimmung, als auch in Zeichnung und Farbe. Nicht minder zieht daselbst eine schöne Cartonzeichnung des Professors Karl Müller „Die heilige Familie“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

In der diesjährigen Kunstausstellung zu Stockholm, die in Verbindung mit der Industrieausstellung abgehalten worden ist, war auch König Karl XV. mit zwei selbst geschaffenen Gemälden in der Reihe der Aussteller vertreten. Außer ihnen erregten besondere Aufmerksamkeit Werke von Tidomand, Gude, de Berg, de Jagestin, Marinebilder von Melley und Serrensen, und ein Interieurbild von Hodert. Die Plastik fand hervorragende Vertretung durch Arbeiten von Kissen und Jerichon.

Das zu Neuseh zu errichtende Rückert-Monument wird in einer aus Marmor auszuführenden Nachbildung der Büste, welche 1844 von dem Bildhauer Conrad in Hildburghausen modellirt worden ist, bestehen. Das Denkmal würde demnach die Züge des Dichters in seinem 55. Lebensjahre wiedergeben.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Bei dem gegenwärtigen häufig trüben und regnerischen Wetter muß man hauptsächlich auf dunkle Stoffe für seinen Anzug bedacht sein, und es ist sehr nützlich und ökonomisch, wenn man ein besonderes Regenkleid hat, was man stets bei schlechtem Wetter zum Ausgehen trägt und für dessen Beschädigung man nicht zu bangen braucht. Die erste Bedingung bei einem solchen Regenkleide ist jedoch freilich, daß es aus einem guten, dauerhaften und geeigneten Stoffe gefertigt sei, damit es nicht wirklich von Schmutz und Regen leide, sondern möglichst sein ursprüngliches Aussehen beibehalte. Wo es die Finanzen gestatten, rathen wir unbedingt am meisten zu einem dunklen starken Foulardkleide mit schwarzem oder dunkelbraunem Grund und einem leichten Muster, das entweder in ganz feinen Streifen, Grecques, größeren oder

kleineren Punkten oder kleinen Blümchen besteht; diese Art Kleider sind, wenn auch von vornherein nicht ganz billig, doch unverwundlich und sehr leicht mittelst eines Schwammes zu reinigen — sie bleiben jahrelang glänzend und frisch wie neu. Scheut man jedoch die Ausgabe dafür, welche freilich mit der Zeit bald genug wieder einkommt, so wähle man ein Alpaca Kleid, braun und schwarz oder dunkelgrau und schwarz, wo möglich nicht ganz einfarbig — auch dieser Stoff bewährt sich vortrefflich in Wind und Wetter und leidet keinerlei Schaden durch die Nässe. Wir fügen hierzu noch die Warnung bei, ein solches Kleid nicht zu ausgesprochen modisch und elegant, sondern so einfach und anspruchslos als möglich machen zu lassen, damit man es desto länger tragen könne, ohne das Datum seiner Anschaffung zu verrathen.

Die Kaschmirkleider mit doppeltem Rock bilden sehr geschmackvolle und elegante Toiletten und erfreuen sich bereits bedeutender Gunst bei unserer Damenwelt, obwohl sie noch in das Reich der Neuigkeiten gehören. Wir sahen ein solches aus bräunlichviolettem Kaschmir; unten um den untern Rock lief ein etwa 15 Centimeter breiter gestrichter Streifen, aus Sternen und Laubwerk bestehend. Die Sterne waren aus dicker schwarzer und weißer Cordonnetsseide hergestellt und hatten einen Mittelpunkt aus Schmelzperlen, die Blätter waren mit zweifarbig violetter Seide im Postfach gestickt. Der obere Rock war rings in fünf Backen ausgeschnitten, deren jede einen Stern oder eine Laubranke enthielt; auch die hohe Taille und die Kermel waren mit einer leichten ähnlichen Stickerei verziert. Hierzu gehörte ein schwarzseidener Paletot, rings mit gestickten Tausendschöns aus schwarzen und weißen Perlen besäet, und ein reizender einfacher Hut aus violetter Sammet und Tüll.

Die runden Winterhüte sind wieder um einige Formen bereichert worden: da ist zuerst der Tyrolerhut mit ziemlich hohem, etwas spitz zulaufenden Kopfe; er wird meist aus schwarzem Sammet gefertigt und mit einem Kranze von Pfaufedern nebst einer Schmelztaigrette ausgeputzt. Die Jockeymütze mit losem Kopfe aus schwarzem oder grauem Sammet wird mit Astrachan oder perlenbesäetem rothen Sammet umgeben. Neben diesen beiden ziemlich unternehmenden Hüten hat man für sanftere jaghafte Naturen den Petit bord erfunden, ein rundes niedliches Sammethütchen mit sehr schmaler Krempe und Verzierung von Federn und Perlen — sehr gern namentlich mit einer um den Kopf laufenden Perlenschnur und hinten herabhängenden Quasten geschmückt — dazu mit Bindebändern von schwarzem Noireband und Schleifen unterhalb des Randes versehen.

Modenblatt No. 59.

1) Ballanzug. Das Haar ist à la Polignac hinten und vorn über gebogene Rollen gewunden und dazwischen mit wilden Rosen verziert. Das Kleid aus sehr feinem weißen Musselin hat einen Doppelrock und ist mit rosenfarbenem Taffet gefüttert. Der untere Rock ist ringsherum nicht zu lang und mit einem weißen Guipure-Einsatz geschmückt; der zweite Rock bildet eine Tunica mit Schleppe, um welche rings eine Guipurespitze läuft, die an jeder Seite in drei Streifen von ungleicher Höhe aufwärts

steigt. Die ziemlich kurze, ausgeschnittene und mit Guipure besetzte Taille ist mit einem Gürtel von ebensolcher Spitze umgeben, an die sich shawlartige Schöße, die hinten und an den Seiten spitzig zulaufen, schließen, welche reich mit Einsatz und Guipurespitze ausgeputzt sind. Den Hals umgiebt ein schmales schwarzes Sammetband, welches hinten in eine Schleife gebunden ist und in zwei langen Enden den Rücken hinabhängt.

2) Straßenanzug für eine junge Dame. Rundes bräunliches Filzhütchen mit sehr flachem Rand und niedrigem Kopf, der mit einem schwarzen Sammetbande und einem Büschel kleiner schwarzer, krauser Federn geziert ist. Ueber das grüne Kleid fällt der zierliche, nach unten zu ausgeadte Marguerite-Paletot aus dunkelgrauem Tuche. Jede Jacke ist mit schwarzer Seide eingefasst und über den Jacken hin sowie vorn herunter läuft ein breiter, aufgesteppter schwarzer Seidenstreifen. Vorn sind auf beiden Seiten mit Seide umsteppte Taschen angebracht und ebenso sind die zurückgeschlagenen Jacken um die halbweiten Ärmel besetzt. Oben am Schlusse des Paletots ist eine aus Tuchstreifen gefertigte und mit Seide eingefasste Schleife mit langen, spitz zulaufenden Enden angebracht.

3) Wintertoilette. Hut aus weißem Atlas, der in Puffen gezogen ist, zwischen denen weiße Bandstreifen von vorn nach hinten laufen und in einer kleinen, mit einem kunstvollen Knopf befestigten Schleife endigen; vorn zieht sich eine Weichenguirlande um den Schirm; die Bindebänder sind weiß.

Kleid aus dunkelmoderfarbigem Poult de Soie, um den Saum und eine halbe Elle weiter oben mit einer Reihe schwarzen Sammetbandes besetzt, während zwischen diesen beiden Reihen eine Verzierung von großen stumpfen Jacken aus Sammetband angebracht ist.

Ziemlich langer, halbanliegender Paletot aus schwarzem Sammet ohne jede weitere Verzierung, als einen handbreiten Besatz von Fobel- oder Bisampelz, der ringsherum sowie um den Hals und die Ärmel läuft.

Fenilleton.

Die Vermählung der Prinzessin Dagmar. Die Vermählung des Großfürst-Thronfolgers von Rußland mit Marie Feodorowna, Prinzessin Dagmar von Dänemark, wurde am 9. November Nachmittags 1 Uhr in der Schloßcapelle zu St. Petersburg in Gegenwart der kaiserlichen Familie, der fremden Prinzen, der hohen Würdenträger der Krone und allen Gesandten der Großmächte und deren Gemahlinnen, die in Petersburg anwesend waren, gefeiert.

Ein wenig vor 1 Uhr traten der Kaiser und die Kaiserin, denen das hohe Brautpaar folgte, aus den innern Gemächern und durchschritten inmitten des ganzen Hofes die Salons des Winterpalastes, um sich in die Capelle zu begeben.

Unmittelbar nach dem Großfürst-Thronfolger und der Prinzessin Feodorowna gingen die Kronprinzen von Dänemark und von Preußen und der Prinz von Wales; der Kronprinz von Preußen als Oberst des 11. russischen Husarenregiments, der Prinz von Wales als englischer General.

Der Kaiser und der Großfürst-Thronfolger waren nach dem Gebrauche des Ceremoniels in die Uniform des Helman der Kosaken mit dem Großkreuz des dänischen Elephantenordens und dem Collier des Heiligen Andreas-Ordens besetzt. Die mit einem prachtvollen Diadem gekrönte Kaiserin trug ein russisches Costume von drap d'or mit einer langen Schleppe und auf demselben das Collier des Heiligen Andreas-Ordens und das Großband des Heiligen Katharina-Ordens. Die Toilette der fürstlichen Braut bestand aus einer Robe von drap d'argent mit einer Schleppe und einem Mantel von carmoisinrothem Sammet mit Hermelin besetzt; ihre junge Stirn war mit einer Krone von Diamanten, auf der sich ein Kreuz erhob, verziert.

Herr von Schariatine, Hofmarschall des Großfürst-Thronfolgers, von vier Kammerherren unterstützt, hatte das Amt als Schleppträger übernommen; die vier Kammerherren hielten die Schleppe in ihrer ganzen Länge und hinter ihnen Herr v. Schariatine die äußerste Spitze desselben.

Bei dem Eintritte in die Capelle wurde das Cortège von Monsignor Isidore, Metropolitan von Nowgorod und St. Petersburg, der an der Spitze seines Clerus stand und das Kreuz und Weihwasser trug, empfangen.

Nachdem die ersten Gebete auf der Schwelle der Capelle gesagt worden waren, richtete der Clerus sich gegen den Altar und der Beichtvater Ihrer Majestäten, der Erzpriester Bajanoz, schritt dann, nachdem Alle nach den Befehlen der Etikette ihren Platz eingenommen hatten, zur Ceremonie der Vermählung und zur Ertheilung der ehelichen Einsegnung.

Als die Vermählung vollzogen war, intonirten der hohe Clerus und die heilige Synode das Te Deum, welches die Kanonen der Forteresse mit einer Salve von 101 Kanonenschüssen erwiderten, während das Cortège den Weg nach den innern Gemächern einschlug, in die es mit demselben Ceremoniel zurückkehrte, mit dem es aus denselben ausgegangen war. Als der Kaiser durch den Wappensaal schritt, richtete er ein wohlwollendes Lächeln auf Schamyl, der in seiner Tscherkesentracht durch ihre Einfachheit in der Mitte so vieler glänzender Uniformen und reicher Toiletten einen merkwürdigen Contrast bildete.

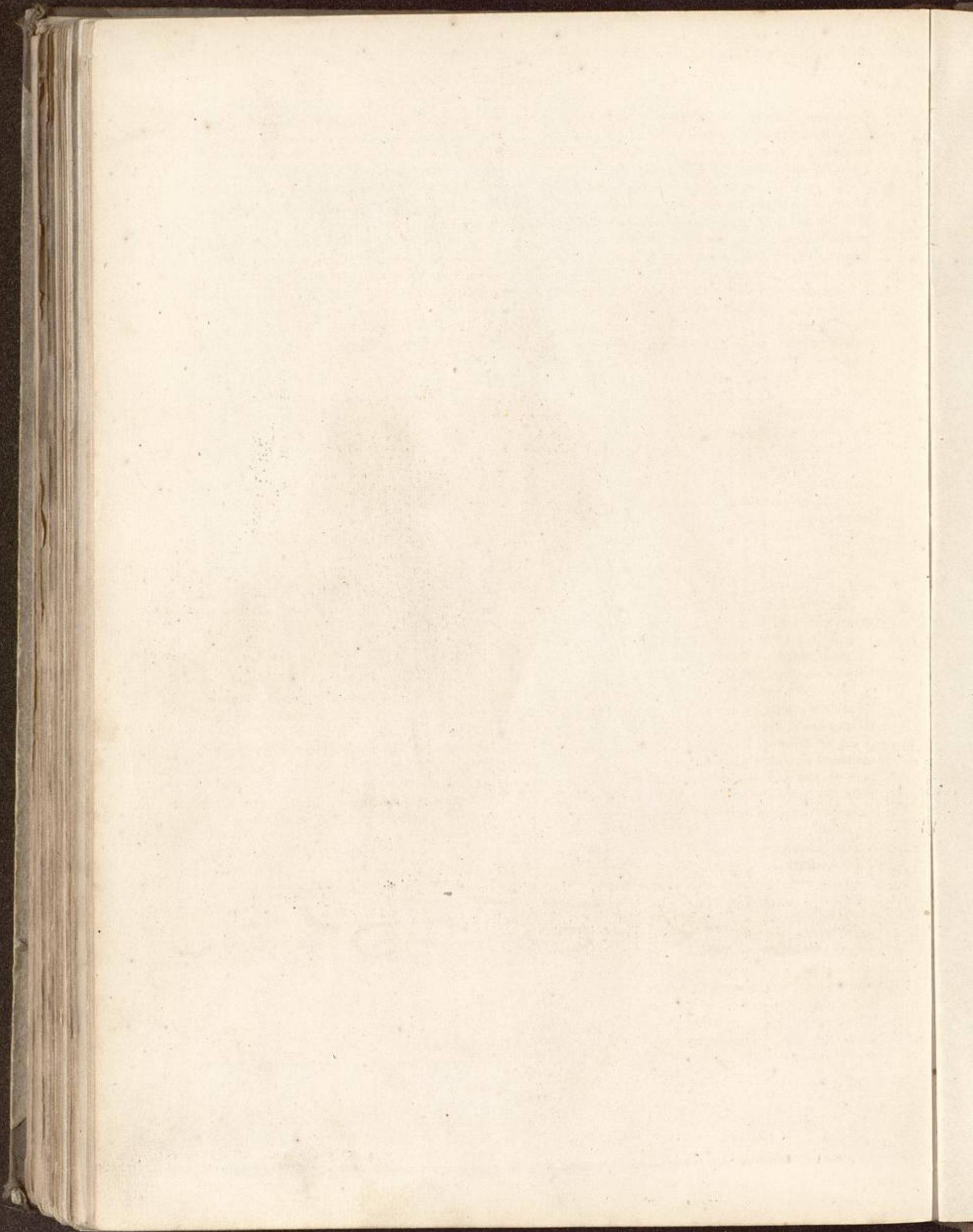
Um 5 Uhr vereinigte ein Galadiner, bei dem Ihre Majestäten den Vorsitz führten, alle fremden Prinzen sowie die Mitglieder der kaiserlichen Familie an einer Tafel, welche von den hohen Hofchargen, den Kammerherren und den gentils hommes de la chambre bedient wurden. Während dieses Diners führten die Künstler der italienischen und die der russischen Oper wechselseitig Musikstücke aus, die aus dem Repertoire der größten Componisten ausgewählt worden waren.

Das Diner verlängerte sich ungefähr bis 8 Uhr und die Soirée endigte mit einem Ballo, an dem Ihre Majestäten, der Großfürst-Thronfolger und seine Gemahlin, die fremden Prinzen und die Mitglieder der kaiserlichen Familie Theil nahmen.

Es ist unmöglich, alle berühmten Namen zu erwähnen und alle Toiletten der Damen zu beschreiben, welche diesem Feste beiwohnten. Die Gräfin de Launay, Frau und Fräulein Larainzar, die Marquise du Laillant, die Frau Gräfin de Revertera, Lady Buchanan, Lady Stuart waren ebenso geschmackvoll wie reich gekleidet und geschmückt, aber die drei Sterne, welche Alle über-



Allgemeine Moden-Zeitung
Leipzig.



ragten, waren unbedingt Ihre kais. Hoheit die Großfürstin Marie von Leuchtenberg, die Frau Baronin de Talleyrand-Périgord, Gemahlin des französischen Gesandten, und die Herzogin von Ossuna, die Gemahlin des spanischen Gesandten.

Die Großfürstin Marie von Leuchtenberg war buchstäblich mit Diamanten bedeckt. Das Leibchen ihrer Robe, von oben bis unten mit drei Reihen großer Chatons von einer bewundernswürthigen Reinheit garnirt, war mit einer Grecque in Brillanten eingefast, die auf dem Vordertheil des Leibchens in ein sehr großes Bouquet von Edelsteinen zusammenliefen. — Die Baronin de Talleyrand-Périgord trug eine Schleppe von orangefarbenem Brocard mit Zobel von einem unschätzbaren Werthe garnirt. — Die Herzogin von Ossuna, die Stirn mit einem prachtvollen Diadem umgürtet, war weiß gekleidet. Man hätte von ihnen sagen können, um sich zu schmücken, habe die Eine am französischen Himmel, die Andere am spanischen Himmel die schönsten Sterne auserwählt.

E.

Ein Compliment. Ein junger Dandy, der sich nicht durch übergroßen Scharfsinn auszeichnete, langweilte eine Gesellschaft durch sein Geschwätz über die vielen Erfindungen, welche von der gegenwärtigen Generation gemacht würden, und rief am Ende seiner inhaltlosen Rede:

— Ich für meine Person glaube, daß jede Generation weiser und klüger wird, denn mein Vater wußte mehr als mein Großvater und ich glaube, ich weiß mehr als mein Vater.

— Mein lieber junger Freund, bemerkte ein älterer Herr der Gesellschaft, was für ein ungeheurer Dummkopf muß Ihr Großvater gewesen sein!

Eine Künstlernase. Während der Regierungszeit Ludwig Philipp's, also von 1830 bis 1848, existirte in Paris ein berühmter Schauspieler, der nicht bloß wegen seines Talentes, seines unerschöpflichen Humors und Geistes, sondern auch ebenso sehr wegen der außerordentlichen Kleinheit seiner Nase berühmt war.

Konnte diese geringe Idee von einer Nase überhaupt wirklich für eine Nase gelten? So fragten sich ganz nachdenklich Unzählige, die den guten N. zum ersten Male sahen — ja, oft genug hörte er auf der Straße die Vorübergehenden sagen: „Wie kann man nur eine so winzige Nase haben!“

Dies Alles foßt aber unseren Künstler sehr wenig an, er tröstete sich stets mit tief sinnigen Aussprüchen, wie etwa: „Bedeutet dies lächerliche Anhängsel, welches wir Alle zwischen Augen und Mund haben, denn überhaupt etwas? Gehöre ich darum etwa weniger in das Pantheon der Berühmtheiten unseres Jahrhunderts?“

Einmal machte er aber dennoch eine unangenehme Erfahrung wegen seiner Nase. Es war im Jahre 1843 und N. machte einen Spaziergang auf den äußeren Boulevards, wo man zu jener Zeit noch aller zwanzig Schritte irgend eine Trödelbude, einen Antiquar, einen Händler mit alten Büchern oder mit Schmuckstücken und dergleichen fand. Als er die Chaussée des Martyrs erreichte, erblickte unser Held plötzlich sein eigenes Portrait, das im Vordergrund einer jener Buden prangte. Es war ein Andenken an längst vergessene Zeiten, ein Liebespfand, welches einst mit Liebe gegeben und empfangen wurde, seitdem aber wol lange vergessen und am Ende gar verkauft worden war. Der Trödler hatte es,

um es besser hervorzuheben, zwischen einem alten Vorlesegeschloß aus der Bastille und einer americanischen Kürbisflasche aufgehängt.

Ach, wie erniedrigend erschien dem Original diese Umgebung des armen Portraits, bis auf den Rahmen desselben, der völlig abgeschabt und, seiner Vergoldung beraubt, halb und halb auseinandergegangen war.

— Im Grunde ist mir das noch lieb, dachte N., denn je schlechter es aussieht, desto wohlfeiler wird es wol sein.

Er trat jetzt näher heran und spielte den unbefangenen Kunstliebhaber, besah sich alles Mögliche, fragte nach den Preisen und zeigte endlich auch auf das Bild, indem er die Verkäuferin fragte: — Was kostet dieses Portrait? Dabei betrachtete er es mit ziemlich geringschätzigter Miene durch die Lorgnette.

— Lieber Herr, das kostet nicht viel, bloß . . .

Aber diese Trödlerinnen sind geriebene Leute; als sie eben im Zuge war, einen sehr bescheidenen Preis zu fordern, warf sie einen raschen Blick auf den Käufer und erkannte sofort die Aehnlichkeit, welche zwischen ihm und dem Bilde bestand, worauf sie mit äußerster Kaltblütigkeit fortfuhr:

— Es kostet dreißig Francs.

— Dreißig Francs! dieses alte Gerümpel!

— Es ist kein so altes Gerümpel, als Sie glauben, mein Herr!

— Aber sehen Sie doch diesen Rahmen, der ist ja keine drei Sous werth!

— O, lieber Herr, es handelt sich hier nicht um den Rahmen, sondern um das Portrait. Sehen Sie, hier hinten darauf steht der Name, und was für ein bekannter, berühmter Name! Der Herr scheint mir ein feiner Kenner zu sein, also müssen Sie auch unsere berühmten Männer kennen und dies Bild stellt einen solchen vor. Sind dreißig Francs etwa zuviel für einen solchen Mann? Wäre er irgend ein einfacher Hausbesitzer, ein Charcutier oder so etwas, da wolte ich gar nichts sagen — aber so ein bekannter Name, das muß mit bezahlt werden. Deshalb sage ich Ihnen, das Bild kostet dreißig Francs.

Einen Augenblick fühlte sich N.'s Eitelkeit angenehm durch diese Schmeichelei gekitzelt, aber schließlich fand er den Preis dafür doch zu hoch und versuchte etwas davon abzuhandeln.

Die Verkäuferin aber erklärte mit äußerster Entschiedenheit: — Ich kann keinen Centime herunterlassen! Und so ging N. ganz nachdenklich seines Weges.

— Welch eine dumme Geschichte! dachte er. Einerseits kann ich mich durchaus nicht entschließen, dreißig Francs für dies alte, beschmutzte Bild zu geben, aber andererseits kann ich doch unmöglich mein Portrait in dieser Trödelbude vor der Nase der Vorübergehenden ausgestellt lassen. Suchen wir einen Ausweg zu finden.

Dies war jedoch nicht ganz leicht, denn er hätte zwar nur irgend einen Bekannten hinschicken dürfen, das Bild zu kaufen, der es sicherlich zu einem billigen Preise erhalten haben würde, aber dagegen empörte sich sein Stolz und seine Eitelkeit im höchsten Grade. Wie würde er verspottet und bewißelt worden sein! Nein, nein, er mußte etwas Anderes ausdenken und kam endlich auf folgende geniale Idee.

Als die Abenddämmerung herannahte, kaufte er in einem

Laden eine falsche Nase aus Pappe, die mächtig groß und ablerartig gebogen war und befestigte sie an seinem Gesichte, was ihm allerdings ein ganz verändertes Ansehen gab. Triumphirend sagte er:

— Wer vermöchte mich so wiederzuerkennen?

Unter dieser Maske näherte er sich dann wieder der Trödelbude und siehe da! das Glück schien entschieden auf seiner Seite zu sein, denn die Verkäuferin von heute Morgen war nicht mehr da; an ihrer Stelle war ihr Mann zugegen, der durchaus keine Schwierigkeiten machte, das Bild um ein Billiges wegzugeben.

Ganz vergnügt über das Gelingen seiner List läßt sich der Künstler das eroberte Portrait in Papier einschlagen und zieht sein Portemonnaie aus der Tasche, öffnet es und will bezahlen. Da schüttet er ungeschickterweise einen Theil des Geldes auf die Erde, man bemüht sich, es wieder aufzusuchen, auch N. ist so unklug, sich darnach zu bücken, da fällt ihm die falsche Nase herunter und wird vom Winde auf dem Pflaster hingeweht.

— Was soll denn das bedeuten? fragt der Trödler mißtrauisch, indem er den Käufer näher betrachtet.

Während dieser Zeit kommt die Frau zurück und erkennt den Kunstliebhaber von heute Morgen.

— Ei, was machst Du denn da? schreit sie ihren Mann an. Dieses Portrait kostet dreißig Francs.

— Es ist verkauft, es ist verkauft! entgegnete N. Das Geld liegt hier auf der Erde, lesen Sie sich es auf, das Bild gehört mir.

Damit eilte er fort, was er nur laufen konnte, wobei er seine falsche Nase mitzunehmen vergaß.

Die Trödlerin hob dieselbe aber sorgsam auf und hängte sie vorn an ihrer Bude aus nebst einem Zettel, auf dem mit riesigen Buchstaben zu lesen war:

„Die Nase des berühmten N.“ —r.

Zur Statistik des nervus rerum gerendarum. Man schätzt den Betrag des gemünzten Capitals der Erde auf 31½ Milliarden, von denen etwa 22 in Silber- und 9¼ in Goldmünzen bestehen. Nach dem Annuaire des Längenbureaus von Paris hat Frankreich seit der ersten Republik von der Einführung des Decimalsystems an bis zum 31. December 1864 für nicht weniger als 10,995,406,835 Fr. 95 Cent. Geld geprägt.

Keine Seidenwürmer mehr. In St. Etienne interessirt man sich sehr lebhaft für die bereits patentirte Erfindung eines Herrn Tracol, welche die Arbeit der Seidenwürmer abschafft, indem sie die Seide unmittelbar, und zwar ungemein reichlich, aus den jährlichen Trieben des Maulbeerbaums zieht. Personen, welche die Sache gesehen haben, sind entzückt. Wenn sich die Erfindung im Großen und practisch bewährt, kann sie allerdings nicht unterschätzt werden.

Fremdenstatistik von Chamouny. Das reizende Chamouny wurde in diesem Jahre von 8691 Fremden besucht, darunter 3271 Engländer, 2018 Americaner, 2004 Franzosen, 245 Schweizer u. s. f. Der Besuch bleibt um ungefähr 20,000 Personen hinter den letzten Jahren zurück; vielleicht der schlagendste Beweis von dem nachtheiligen Einflusse der Kriegsereignisse dieses Sommers auf den Fremdenverkehr. Dagegen wurde der Montblanc achtzehnmal, d. h. häufiger als in irgend einem früheren Jahre, bestiegen.

Seit 1786 kamen im Ganzen bei Besteigungen 18 Unglücksfälle vor, und von diesen kommen 5 auf diesen Sommer.

Ein brauchbarer Mensch. Zu einem pariser Bankier kam ein Fremder, welcher um eine Stelle in seinem Geschäft nachsuchte und dieses durch die Empfehlung befürwortete:

— Ich bin in America Cassirer gewesen.

— Sehr gut, dort sind Sie mit der Casse durchgebrannt und können folglich nicht dahin zurückkehren. Das ist eine Garantie, ich will Sie engagiren. —r.

Albumblätter.

Es ist nur zu wahr, daß zu lange hinausgeschobene Hoffnungen das Herz erkranken. Marryat.

Um Andre leichter zu ertragen,
Mußt Du Dir sagen,
Daß Du selbst nicht zu jeder Frist
Andern leicht zu ertragen bist.

Rüder.

Wenn Du willst, daß die Leute Gutes von Dir sagen sollen,
so rühme Dich selbst nicht. Pascal.

Räthsel und Aufgaben.

Am Himmel sieh' ich,
Auf Erden geh' ich,
Der Studio hat mich,
Schnell, Leser, rath' mich!

Mög' nie die erste sich mit Glück verbinden,
Nie mit dem Stern, nie mit der Dankbarkeit!
Mögst Du sie niemals bei dem Frieden finden,
Nie bei der Ruhe und Besonnenheit!

Die zweit' und dritte zieren edle Herzen,
Sie sind der heil'gen Schriften schönstes Licht!
In ihrem Schooß der Bergmann gräbt nach Erzen,
Der große Dichter legt sie in's Gedicht.

Das Ganze trifft Du in des Meeres Wogen,
Unheimlich wallt und braust es oft empor;
Wol manches Schiff hat es hinabgezogen,
Wenn es in diese Strudel sich verlor.



St m d n r

„Da Du vorzugsweise gern die alte Geschichte tractirst,“ sagte ein Vater zu seinem Sohne Theodor, der in Tertia saß, „so wirst Du mir mit leichter Mühe den berühmten Mann nennen können, dessen Name aus den gleichen Buchstaben wie der Deinige gebildet ist.“

Theodor sann etwas nach und nannte dem über die Schlagfertigkeit seines Sohnes hocherfreuten Vater sofort den Namen des berühmten Mannes. Wer war derselbe?

Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 47.

Glaube — Laube.
Bruchstück.

A = 1 Roma.
R = 12 Omar.
O = 14 Amor.
R = 17 Maro (Virgilius).
44.

Almosen sind eine Leiter in den Himmel.

Briefpost.

Hr. A. v. S. a. N. b. V. Auf Ihre gefällige Anfrage wegen einer empfehlenswerthen Tinte, erlauben wir uns Sie auf die Glauchauer blaue Universal-Carmin-Tinte von Lachmann und Breuningen aufmerksam zu machen. Dieselbe greift die Federn nicht an, ist außerordentlich haltbar, trocknet schnell und ist auch dem Auge nicht so empfindlich, als die schwarze Tinte. Ferner ist sie ein ganz ausgezeichnetes Mittel zum Blauen der Wäsche, Weißwaren und geschwefelter Wolle. Mit gleichem Erfolge läßt sich diese Tinte auch zum Blaufärben von wollenen und seidenen Stoffen gebrauchen. In einem kupfernen oder irdenen Topfe oder Kessel wird Regenwasser, dem man einige Löffel Essig zugefugt, siedend gemacht, sodann die Tinte zugefugt, von welcher eine Kleinigkeit hinreicht, die eingetauchten, vorher gut gewaschenen wollenen oder seidenen Stoffe prachtvoll und ächt blau zu färben.

Herrn Dr. J. M. in Hamburg. Wir bedauern, Ihnen nicht die gewünschte Antwort ertheilen zu können. Versuchen Sie Ihre Sache selbst; eine Einmischung unsererseits würde überdies nur zu sehr unerquicklichen Bewickelungen führen.

Hr. S. P. in Br. Ihr Vertrauen hat uns wahrhaft erfreut. Sie können, ohne zu fürchten, sich irgend etwas zu vergeben, den Brief in seiner uns mitgetheilten Fassung abschicken.

Herrn Hofr. v. G. in Hannover. Das uns gütigst überfandte Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

L. H. G. in P. Sehr gut gerathen.

Hr. G. R. H. in Magdeburg. Eine der ersten Nummern des neuen Jahrganges wird Ihren Wunsch erfüllen.

C. E. Nichtig gelöst. Für die Räthsel unsern besten Dank.

Intelligenzblatt zur Alodon-Beitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Festgeschenke

aus

C. Schönemann's Verlag in Bremen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Kugler, Spruchbuch. gr. 8. eleg. gebdn. (Calicoband mit Pressung und Goldschnitt.) 2 Thlr.

Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Schaefer, Goethe's Leben. Zweite, aufs Neue durchgearbeitete Auflage. Mit den Bildnissen Goethe's in seinem dreißigsten Lebensjahre und im Greisenalter. 2 Bde. 8. geh. 3 Thlr.

Schaefer, Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur. Zweite, verbesserte und umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. 2 Thlr.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Preussen-Album.

Zehn Portraits

in Stahlstich mit biographischem Text.

König Wilhelm.	Kriegsminister v. Roon.
Kronprinz Friedrich Wilhelm.	General v. Moltke.
Prinz Friedrich Carl.	General Herwarth v. Bittenfeld.
Prinz Adalbert.	General v. Steinmetz.
Graf Bismarck-Schönhausen.	General Vogel v. Falckenstein.

Dritter Abdruck.

In elegantem Carton. Preis 22 1/2 Ngr.

LEIPZIG.

Dürr'sche Buchhandlung.

Keine Erfindung auf dem Gebiete der Toilette-Chemie hat wohl jemals so allgemeine Anerkennung und so großartige Ausbreitung über die ganze civilisirte Welt gewonnen, als der Hauschild'sche Haarbalsam, kein kosmetisches Präparat so schnell sich unentbehrlich gemacht, wie auf dem Toiletten-Gebiete der Färben, so in jedem Hause, wo man den Besitz eines vollen, schönen Haarwuchses zu schätzen weiß. Mehr als Tausend bei mir zu Obermann's Einsicht bereit liegende Briefe und Ateste, darunter viele von fürstlichen Personen, berühmten Gelehrten und Staatsmännern, bestätigen die überraschende Wirksamkeit des Balsams, der nicht allein das Ausfallen der Haare sofort beehretigt, sondern auch auf selbst schon länger laß gewordenen Schelten in oft ungläublich kurzer Zeit jungen Nachwuchses erzeugt.

Die große Nachfrage, deren sich J. A. Hauschild's vegetabilischer Haarbalsam überall zu erfreuen hat, hat eine Menge Nachahmungen, die unter ähnlichen Namen angekündigt werden, hervorgebracht, ich bitte deshalb darauf zu achten, daß an jedem Orte nur eine einzige Verkaufsstelle für Hauschild's Balsam existirt und dieselbe in Leipzig ausschließlich bei mir in Originalpacketen à 1 Thlr., 1/2 Fl. à 20 Ngr., 1/4 Fl. à 10 Ngr. zu haben ist.

Julius Kratze Nachfolger in Leipzig.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Hierdurch empfehle ich meine bereits über ein Vierteljahrhundert hier bestehende concessionirte Lotterie-Collection zur gest. Entnahme von

Originalloosen

der N. Königl. Sächs. Landes-Lotterie,

deren Einrichtung den Spielern sehr viele Vortheile gewährt, wie aus dem Spielplane derselben, welcher gratis zu haben, leicht zu ersehen ist. — Die Hälfte sämmtlicher 80,000 Nummern erhält Treffer (also 40,000), die auf fünf Classen-Ziehungen vertheilt sind, und worunter sich Hauptgewinne zu:

150.000 Thlr., 100.000 Thlr., 80.000 Thlr., 50.000 Thlr., 40.000 Thlr., 30.000 Thlr., 20.000 Thlr., 15.000 Thlr., 12.000 Thlr., 10.000 Thlr., 8.000 Thlr., 6.000 Thlr., 5.000 Thlr., 4.000 Thlr., 3.000 Thlr., 2.000 Thlr., 1.000 Thlr. u. s. w.

befinden. — Wer sich daran betheiligen und Fortuna die Hand bieten will, wolle gest. Antheile gegen Franco-Einsendung der Beträge verlangen. Für jede Classe kostet 1 Loos 1 Thlr. 8½ Ngr. — ½ 2 Thlr. 16½ Ngr., — ¼ 5 Thlr. 3 Ngr. und ein Ganzes 10 Thlr. 6 Ngr. Die Versendung geschieht in alle Gegenden.

Pünktliche Expedition der Loose, prompteste Auszahlung resp. Uebersendung der Gewinne, strengste Discretion in allen Fällen werden im Voraus zugesichert. — Die Ziehungslisten sende ich jedem Spieler gratis.

C. F. Schmidt in Leipzig,
Buchhändler und concess. Lotterie-Collecteur.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ein Geächteter.

Lebensbild

von

Hermann Brensing.

Verfasser von „Germanisches Blut“.

Zweite Abtheilung. 2 Bände. broch. 3 Thlr.

Die Kritik hat die erste Abtheilung dieses Werkes als ein prachtvolles Stück Real-Poesie bezeichnet. In diesem Sinne möchten wir verstanden werden, wenn wir die drei Abtheilungen des Geächteten mit Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre vergleichen. Der Geächtete ist die Schilderung eines Manneslebens von der Entwicklung bis zur vollen Entfaltung seiner Kraft. In voller tatsächlicher Wirklichkeit gestaltet sich der Kampf zum Siege, der Kampf mit der eigenen Leidenschaft, mit der Thorheit der Menschen, mit der Schlechtigkeit der Gewalthaber und ihrer Schergen, macht am Ende Heinrich Melbing zu einem Manne, der, nachdem er sich selbst überwunden — nicht sich verheirathet, sondern zu einer großartigen und erfolgreichen Wirksamkeit für seine Heimath übergeht. In der Geschichte eines Deutschen spiegelt sich vielleicht Deutschlands Geschichte. Und es ist Alles Wesen und Wirklichkeit, That und Wahrheit in dem Buche.

Frauenschild.

Roman

von

August Diezmann.

2 Bände. broch. 3 Thlr.

Der Herr Verfasser, welcher durch sein „Leichtes Blut“ seine große Begabung für Zeichnung von Frauen-Charakteren bewiesen hat, giebt in vorstehendem Werke davon neue Proben. Das Buch wird für die Winter-Saison die beliebteste Lectüre der Damenwelt werden.

Verlag der Kesselring'schen Hofbuchh. in Hildburghausen.

Familien-Kochbuch Kochbuch.

von **Apel, Schneider & Gruber,**

enthält auf 220 Seiten c. 500 Recepte
und ist das practischste und billigste

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Preis:
hübsch gebunden
nur 10 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edlmann in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Heidelberg.

Spielwerke

mit 4 bis 48 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Glockenspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen, mit Cyrcission etc. Ferner:

Spieldosen

mit 2 bis 12 Stücken, worunter welche mit Necessaires, Cigarrentempel, Schweizerhäuschen, Photographicalbums, Schreibzeuge, Cigarrenetuis, Tabaksdosen, Nähmaschinen, tanzende Puppen, alles mit Musik. Stets das Neueste empfiehlt
H. H. Heller in Bern. Franco.

☞ Diese Werke, die mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erheitern, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen. Lager von fertigen Stücken. — Reparaturen.

Die

Stickerei-, Tapissier- und Modewaaren-Manufactur

von

J. A. Sietel in Leipzig,

Grimm. Straße 16, im Mauricianum,

empfehlen sich einem geehrten Publicum mit einer reichen Auswahl ihrer Erzeugnisse, sowie zu Ausführungen von Aufträgen in Gold-, Silber- und Seiden-Stickerei auf Mäntel, Mantillen, Paletots, Ueberwürfe, Mädchen- und Knabenanzüge nach deutschen, englischen und französischen Modellen etc.

Auswahlforderungen auf franco und sichere Referenzen werden bereitwilligst ausgeführt.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen
eleganter gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.
 „ 1. „ „ in Halbleinband mit
 Deckelprägung und Gold-
 titel 17½ Ngr.
 „ 2. „ „ in Ganzleinband mit
 Deckelprägung und Gold-
 titel 22½ Ngr.
 „ 3. „ „ in Ganzleinband, Dedel
 reich vergoldet m. Schloß
 1 Thlr.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste, Von dem Alten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Zwei verwöhnte Kinder.

Novelle nach dem Leben erzählt
von
Anna Löhn.

(Fortsetzung.)

Hedwig zog sich in eine von Lorbeerbüschen gebildete Laube zurück. Indessen entspann sich im Palmenhause zwischen Armand von Wilson und seinem Begleiter, Georg von Mertens, ein seltsames Gespräch.

Georg zog mehre seidene Taschentücher hervor und sagte in dem ihm eigenthümlichen höchst blasirten Tone: „Was willst Du denn eigentlich schon wieder hier?“

„Unter Palmen wandeln.“

„Aber Du wandelst sehr oft. Warst bis vor Kurzem kein Blumenliebhaber. Es wird schauerhaft langweilig. Kein Mensch wandelt mit Dir.“

„Bist Du kein Mensch?“

„O doch, stellenweise. Aber ich kann zum Ungeheuer der Fabel werden, wenn ich mich langweile. Was kann denn hier unter Gummibäumen und Luftwurzeln passieren? Nicht einmal ein kleiner amüsanter Scandal.“

„Und ohne Scandal langweilst Du Dich, modernes Ungeheuer!“

„Wie in einer deutschen Komödie ohne pikanten Humor. Ich fahre nun zum achten Male mit Dir in's Treibhaus, schwinde ganz cannibalisch, ruinire mir meine seideneu

Taschentücher — sie lassen alle die Farbe — und noch immer weiß ich nicht, warum ich so entsetzlich leiden muß.“

„Weil Du mein — Freund bist.“

„Den Teufel auch! Dünstet man seine Freunde wie Rindfleisch?“

„Dir könnte es nicht schaden, da würdest Du genießbarer.“

„Du, das war grob. Uebrigens, fall' nicht in Ohnmacht, ich habe unwiderruflich beschlossen, Dich zu verlassen — ich gebe Dich auf.“

„Und ich Dich!“

„Charmant, da wolltest Du mich wol hier im Treibhaus so nach und nach verdunsten lassen? Ein raffinirter Mord! Grade heraus, ich verlasse Dich, weil Du nun auch mit Deinem mütterlichen Vermögen fertig bist.“

„Oder auch, weil Du eine andere reichere Beute gefunden hast, einen leichtsinnigen lenkbaren Menschen, wie mich, den Du in alle Mysterien des Genußes einweihen wirst, um selbst mit zu genießen, bis auch er ausgezogen ist.“

„Laß gut sein, keine Moral! Sage mir nur, ehe wir in aller Biederkeit scheiden —“

„Bitterkeit, willst Du sagen, in aller Bitterkeit!“

„Dich schlägt doch noch immer der Philister in den Nacken, Du kannst nie ganz die deutsche Sentimentalität lassen. Sage mir, warum fährst Du so oft in's Treibhaus? Hoffst Du, Dein Vermögen, das im Verdorren ist, soll hier neue Knospen ansetzen? Du, dann wüßte ich

Miraden von Ruinirten, die sich so stark einheizen ließen. Oder hast Du andere Gründe? Flichst Du die Polizei, die Dich vielleicht in der Kälte sucht, während wir hier schwitzen? Höre, dann verziehe ich mich hinter die Schlinggewächse.“

„Nun, so erfahre denn,“ begann Armand leiser, „daß ich eine Dame hier erwarte — die Tochter des Besitzers des Wintergartens.“

Georg's Gesicht verklärte sich.

„Ha,“ rief er, „eine köstliche, eine unvergleichliche Speculation! Die einzige Tochter des steinreichen, steinalten Pégold. Und ich ahnte nichts? Ich konnte nicht selbst auf den genialen Gedanken kommen?“

„Du begreifst,“ fuhr Armand fort, „daß ich mich bei dem alten Pégold nicht als offenen Bewerber seiner vielbeehrten Tochter einführen lassen kann. Der Alte würde sich sogleich nach meinen Verhältnissen erkundigen.“

„Und die sind faul —“ warf Georg hämisch ein.

„Ich mußte also zuerst mit der Tochter einig sein. Und hier, nach unermüdblichen Fensterpromenaden, Briefen, Sträußen und anderen Manoeuvres im beliebten Genre, ihre erste Antwort.“

Armand zog ein duftendes Briefchen aus der Brusttasche. Georg las, lächelte höhnisch und sagte:

„Armer Freund, das Frauenzimmer ist ein Kameel, halb gebildet, häßlich, plumpe Nase, schlechte Zähne, schreibt unorthographisch, paßt nicht zu Deiner Frau. Sie heirathet nur Deinen Adel; Du bist der eleganteste hübscheste Cavalier, der ihr den Hof macht. Willst Du sie entführen? Ich bin neugierig, wie lange Du es mit diesem Puzkopf, Hutschachtel — aushalten wirst. Aber warum verschwiegst Du mir die pikanten Vorbereitungen zu Deinem ehelichen Trauerspiele?“

„Weil Du es zu früh vor der Welt in Scene gesetzt hättest,“ antwortete Armand in einem Tone, der deutlich bewies, daß Georg's Urtheil über seine Zukünftige auch das seine war.

„Kommt also Romilde zum Rendezvous —“ fuhr er halb gedankenlos fort, aber Georg unterbrach ihn mit überlautem Gelächter.

„Romilde Pégold!“ rief er einmal über das andere. „Zu dummer Name! Eine so prosaische Person und »Romilde« getauft! Aber nun weiß ich, wozu ich da bin,“ setzte er geschäftig hinzu. „Ich entferne alle Störungen. Sollte gar der alte Pégold selbst am Horizonte seiner Palmenwelt austauchen, so bin ich erst recht Blichableiter. Ich führe ihn unter seine eigenen Schlinggewächse und Trauerweiden. Glück zu der Speculation! Und gelingt sie nicht — nun, so gehst Du wieder zur Juristerei, benutzest Deine vielgerühmten Talente, büffelst à l'américain —“

„Wenn ich das wollte, könnte,“ sagte Armand bitter, „brauchte ich nicht nach dem Besitze eines Wesens zu streben, das tief, tief unter mir steht. Ein Verzweiflungsschritt! Aber was thut's? Ich bin ruiniert — so oder so! Arbeiten? Ich kann nicht mehr arbeiten, der Muth, die Energie fehlt, die Freude am Schaffen. Auch ist es zu spät; drei unwiederbringliche Jahre — ich müßte mich schämen, beinahe alle meine Studiengenossen sind im Amte. Ach — Du hast Dein Meisterstück an mir vollbracht.“

Seufzend warf sich Armand auf eine Bank. Georg stand ungerührt.

„Meisterstück?“ sprach er spöttisch. „Bah, schlechte Tischlerarbeit, nur geleimt! Höre, Du warst immer der schlechteste meiner Schüler, zu gefühlvoll, romantisch! Wenn Euch Gemüthshammeln das Geld ausgeht, werdet Ihr moralisch. Ich gehe und wache jetzt. Du, lasse Dir die Romilde ja nicht entgehen. Auf Ehre, wenn Du wieder reich wirst, entschliesse ich mich und bleibe Dein Freund. Und jetzt, Freundchen, wenn Jemand Dein Rendezvous mit dem Goldfische stören will, so komme ich gelocomotivt.“

„Geh!“ — unterbrach ihn Armand mit so tiefem Ernste, daß Georg sich betroffen umsah und kopfschüttelnd ging.

„Unverbesserlicher Philister!“ brummte er in den Bart und wandte sich der Gegend des Gartens zu, wohin Hedwig ihre Schritte gelenkt hatte. Armand blieb in tiefem Sinnen sitzen. Er machte einen betrübenden Eindruck, der hochgewachsene junge Mann mit den schönen, aber eingefallenen Zügen, dem etwas verwilderten Haar, das er selbst heute, für das wichtige Rendezvous mit der reichen Gärtnerstochter, nicht hatte der ordnenden Hand eines Friseurs unterwerfen mögen. In seinem Auge war jener Glanz erloschen, der es einst so siegesgewiß und, wie Hedwig zu sagen pflegte, so ciceronisch blicken machte, als der junge Mann im Vollgefühl seiner Talente, seiner geistigen Kraft und körperlichen Gesundheit bei Ehrhardt aus- und eingegangen war.

Offenbar bot er jetzt das Bild eines mit sich gänzlich zerfallenen Menschen dar, eines Menschen, der sich in seinem gegenwärtigen Zustande unbeschreiblich unglücklich fühlt und doch nicht mehr die Schwungkraft des Geistes besitzt, sich aus der unerträglichen Lage würdig empor zu raffen.

Als seine Mutter vor ungefähr anderthalb Jahren gestorben war, hatte ein Aufruf an den Sohn in den Zeitungen: wenn er noch lebe, sich zu melden, ihn vermocht, sein Incognito abzulegen, um die Erbschaft anzutreten. Mit letzterer waren auch die vornehmen guten Freunde wiedergekehrt und Armand, der so lange in

gedrückten, seiner selbst unwürdigen Verhältnissen gelebt, vielmehr vegetirt hatte, war von dem Wunsche, noch einmal den grand Seigneur unter Denen zu spielen, die schon achselzuckend den Stab über ihn gebrochen hatten, so gewaltig hingerissen worden, daß er die Grenzen gewisser Einschränkungen, in denen er von jetzt ab entschlossen gewesen war, zu leben, alsbald wieder überschritt. Die Wogen des flotten Lebens gingen wieder hoch, so lange eben der nervus rerum nicht fehlte. Als jedoch Armand eines Tages durch die Kunde aus seinem Seigneurstaumel aufgeschreckt wurde, lange würden die Ströme nicht mehr fließen, die sein zerbrechliches Glücksschiff trugen, erschrak er so heftig vor dem Gedanken, in eine ähnliche Lage gerathen zu können, wie die gewesen war, in der er sich vor Antritt der mütterlichen Erbschaft befunden hatte, daß er sogleich Paris verließ und in seine Heimath zurückkehrte. Hier wollte er mit den Resten des mütterlichen Vermögens sparsamer leben, als bisher und vor allen Dingen das gefährliche Spiel meiden. Leider begleitete ihn Georg von Mertens nach Deutschland und hinderte ihn an der Ausführung seiner guten Vorsätze, während Armand eines Fremdes bedurft hätte, der ihn darin bestärkte. Hier war es nun wieder Armand's nobler Sinn, der ihm verbot, den bösen Feind von seinen Lebenswegen energisch zu entfernen. Er überschätzte die mannichfachen Dienstleistungen, die ihm Georg mehr in seinem eignen, als in des Auftraggebers Interesse jederzeit erwiesen hatte und bedachte nicht, daß Geschäfte und Verhandlungen, welche ihm selbst Ekel erregten, Georg geläufig waren, ja sogar einen gewissen Reiz für ihn hatten. Als Beide Paris verlassen hatten, war z. B. Georg so schlau gewesen, mit mehren unverschämten Gläubigern Armand's auf eigene Faust zu accordiren und hatte Letzterem dadurch beträchtliche Summen erhalten. Natürlich kam ihm dies glückliche Geschäft in sofern wieder zu Statten, als die Rückreise in weit angenehmeren Verhältnissen gemacht werden konnte, als ohne dasselbe. Für diese und ähnliche Dienste glaubte Armand sich dankbar zeigen zu müssen. In der Heimath angelangt, hielten sich solide junge Leute, im Hinblick auf Armand's zum Theil bekannt gewordene pariser Antecedentien, fern von ihm und so war er leider von Neuem auf Georg und dessen Genossen in geselliger Beziehung angewiesen. Da machte er eines Tages die Bekanntschaft mit Romilde Pegold und sofort stand sein Plan fest. Nur durch eine reiche Heirath konnte er sich aus seinen gänzlich zerrütteten pecuniären Verhältnissen glücklich aufraffen und glaubte er zugleich einer Gesellschaft zu entfliehen, die ihm immer unerträglicher geworden war.

Daß er Romilde nicht liebte, nie werde lieben können,

wußte er freilich. Er wußte, daß sie eben so eitel, als ungebildet und häßlich war. Sie wollte „gnädige Frau“ heißen und sein und nur einen Mann heirathen, der in Paris „Manieren bekommen hätte“, wie sie sich ausdrückte. So war es ihm unglaublich schnell gelungen, trotz seines nichts weniger, als glänzenden Rufes, ihre Zuneigung zu gewinnen. Er war ihr eben Mittel zum Zweck, wie sie ihm. Aber je näher der Augenblick rückte, wo Armand mit der reichen Gärtnerstochter, welche übrigens ihren schwachen Vater gänzlich beherrschte, die bei diesem zu thuenen entscheidenden Schritte besprechen sollte, desto bänglicher und verzweiflungsvoller wurde ihm zu Muth. Er hätte sich weit fort von dem Orte des Rendezvous, am liebsten auf eine wüste Insel versetzt sehen mögen. Er fühlte plötzlich, daß er Georg und dessen Freunde durch diese Heirath nicht werde loswerden können, daß sie sich nur fester an ihn ansaugen würden und daß er selbst, an ein tief unter ihm stehendes weibliches Wesen gefettet, erheiternder Gesellschaft und betäubender Zerstreungen aller Art nur um so mehr bedürfen werde. Während er dies Alles seufzend bedachte und sich wunderte, es nicht früher bedacht und erwogen zu haben, kehrte Georg plötzlich zurück und flüsterte Armand hämisch lächelnd in's Ohr:

„Du, da ist die fatale hochgelehrte Person wieder im Garten, die Clavierlehrerin von Jetzt, die berühmte Advocatentochter von Einst. Höre, der möchte ich gern einige Sottisen sagen. Weißt Du, sie hat Dich früher einmal mit ihrem Halbwissen vor einer ganzen Damengesellschaft blamirt — Du erzähltest mir die Geschichte, es war abscheulich. Auch über mich soll sie sich neuerdings sehr bornirte Urtheile erlaubt haben. Ich werde mich und Dich an ihr rächen. Das giebt eine famose pikante Scene und ich liebe das Pikante. Sie läuft Dir nach, es ist offenbar — wir trafen sie schon neulich hier, komm, komm, wir wollen uns einen Spaß mit ihr machen.“

„Ich bin nicht zu Späßen aufgelegt,“ entgegnete Armand kurz und wandte sich einem andern Theile des Gartens zu.

„Nur ruhiges Blut behalten. Ich wollte Dich aufheitern. Meinetwegen bleibe, wo Du bist. So gehe ich allein und necke sie in meiner beliebigen Weise. Ich erfinde einen Roman, worin Ihr Beide die Hauptrollen spielt, ich habe schon einen Plan —“

„Das wirst Du nicht!“ rief Armand plötzlich aufflammend. „Ich kenne Dich, Frauenruf war Dir nie heilig. Ich aber will nicht, daß dieses Mädchen, gerade dieses, dadurch noch unglücklicher werde, daß ich — genug, Du wirst keinen Roman erfinden.“

„Ich werde,“ erwiderte Georg trotzig; „wer will

mich hindern? Ich dürste nach etwas Cayennepfeffer von Unterhaltung. Merkst Du was? Dort hinter den Gummibäumen lauscht sie auf unser Gespräch. Ich werde meine Sottisen sogleich, wenn auch indirect, anbringen.“

„Du wirst schweigen,“ fiel Armand immer heftiger ein. „Der Vater dieses Mädchens, Du weißt es sehr wohl, hat mir einst viel Gutes erwiesen. Mit Stolz und Leichtsinne habe ich ihm seine Wohlthaten vergolten. Ich büße dafür, aber seine Tochter soll nicht darunter leiden, daß ich in jugendlicher Verblendung zu meinem Freunde — einen Schurken wählte.“

„D,“ rief Georg, „das rührt mich nicht! Ich kenne Deine zeitweiligen moralischen Anfälle.“

„Aber Du weißt noch nicht,“ antwortete Armand furchtbar erregt, „und kannst es in Deiner Schlechtigkeit nicht fassen, daß es Erinnerungen giebt, die ich mir um jeden Preis rein erhalten will und sollte ich Denjenigen, der sie mir boshaft trübt, niederschließen.“ Armand zog zwei Pistolen hervor, Georg wich verblüfft zurück.

„Wähle!“ sprach Armand fest, „und lasse uns hinaus gehen in das Gehölz seitwärts vom Garten. Ich bin ganz in der Stimmung, Dich niederzuschießen, wo nicht — zu fallen.“ Er faßte Georg's Hand, der zu zittern begann. Da trat Hedwig sehr bewegt, aber mit großer Würde hervor und wandte sich an Armand von Wilson.

„Gehen Sie nicht weiter in dieser Sache, Herr von Wilson,“ sprach sie und ihre Stimme bebte, „werden Sie nicht zum Mörder um dieses Niedriggesinnten willen. Lassen Sie seiner Médifance freies Spiel, ich fürchte mich vor keiner Verleumdung, die aus solchem Munde kommt. Wer wird sie ihm glauben? Höchstens Seinesgleichen. Diese verachte ich. Sie aber, nehmen Sie den Dank eines armen verlassenen Mädchens dafür, daß Sie das Angedenken meines theuern unvergeßlichen Vaters in der Tochter ehrten. Leben Sie wohl!“

Armand vermochte in diesem Augenblicke der Ueberaschung kein Wort zu erwidern. Hedwig war verschwunden, ehe er sich gefaßt hatte und Georg, der sich mit heftigen Vorwürfen an Armand wenden wollte, wurde durch eine gebieterische Bewegung des Letzteren entfernt. Er ging, da durch den lauten Wortwechsel einige Gärtnerburschen aus den ferner gelegenen Gewächshäusern herbeigeeilt waren und gerade zur Beendigung dieser Scene im nahen Camelienghause eintrafen. Alle übrigen Besucher hatten glücklicherweise den Wintergarten verlassen.

Armand wußte sich vor den Gärtnern, welche alsbald näher kamen, gleichgiltig genug zu stellen, um sie schnell wieder zu entfernen und setzte sich, noch mächtig erregt von der Bewegung mit Hedwig, sinnend in einer Laube nieder. Mehrmals wiederholte er mit schmerz-

licher Betonung: „Ihr Vater! Ihr Vater! Wenn ich der Zeiten gedenke!“

Und nach einer Pause setzte er noch weicher hinzu: „Der Ton, in dem sie sprach, die innere Bewegung, die sie fortriß bei dem Andenken an ihren Vater! Tropfenfall eines Frühlingsregens auf ausgefrorenes Erdreich! Ich mußte bei diesem Tone an meine Mutter denken. O, ich bin ein schlechter Sohn — bin unwürdig, ihr Sohn zu heißen. Und doch — es ist zu spät, alle Neue ist vergeblich — keine Rückkehr möglich.“

Leise Tritte in der Nähe der Laube schreckten den tief Sinnenden empor. Kalt durchschauerte es ihn. „Wenn jetzt Romilde erschiene —“ hauchte er und starrte angstvoll auf den Eingang der Laube. Doch bald glitt ein Lächeln über sein Gesicht. — Hedwig war es. Sie glaubte, Armand habe sich mit Georg entfernt und suchte nun Selma, um mit derselben, auch wenn sie keinen Wagen gefunden haben sollte, schnell nach Hause zurückzukehren. Als sie im Vorbeigehen an der Laube Armand darin bemerkte, wollte sie schnell entfliehen, aber er vertrat ihr den Weg.

„Fräulein Ehrhardt,“ sprach er, „Ihr plötzliches Erscheinen von vorhin hatte mich so sehr überrascht —“

„Kein Wort über die Scene von vorhin!“ unterbrach ihn Hedwig bittend. „Auch ich möchte mir gewisse Erinnerungen rein erhalten und die, welche meinen Vater betreffen, gehören eben in erster Reihe dazu. Ich bin in diesem Punkte überaus empfindlich — belächeln Sie mich nicht — Sie könnten jetzt etwas widerrufen, was mir so unbeschreiblich wohl that — freilich, dann hätte es schon vorhin keinen Werth gehabt — ich verwirre mich — lassen Sie mich, Herr von Wilson! Nennen Sie mich eine Erinnerungskranke, ja, ich fühle, ich bin's — Sie würden mich kaum verstehen.“

Hedwig wandte sich, um Thränen in ihren Augen zu verbergen und machte zugleich eine verabschiedende Handbewegung.

„Sie weinen?“ fragte Armand gedehnt. „Allerdings, mein Anblick, die Begegnung mit mir muß Ihre Erinnerungen an Ihren edlen Vater trüben. Ich bin ein Flecken auf diesem Gemälde.“

„So war es nicht gemeint!“ rief Hedwig lebhaft und kehrte einen Schritt zurück, „nicht ganz so; wol stürmen Erinnerungen auf mich ein, wenn ich Sie sehe, Ihre Stimme höre, aber die Furcht —“

„Sie fürchten für Ihren Ruf,“ fiel Armand resignirt, fast bitter ein, „wenn man Sie mit mir, dem Verurtheilten, erblickt — ich ziehe mich sogleich zurück.“

Armand verbeugte sich kalt und wollte gehen. Diese Entschiedenheit gab Hedwig ihre Fassung wieder. „Jetzt oder nie!“ tönte es in ihrem Innern, „kann ich ihm

sagen, was ich seit so langer Zeit auf dem Herzen trage und keine Gelegenheit fand, ihm mitzutheilen. Hinweg mit aller Weichheit, die mich zur Flucht treibt. Oder wie? Brauche ich mich denn dieser Weichheit zu schämen? Hinweg also, mit allem falschen Stolz und überreizter Empfindlichkeit gegen möglichen Spott und Hohn!" Diese Reflexionen waren schneller gemacht, als sie niedergeschrieben sind.

„Bleiben Sie, Herr von Wilson," sprach Hedwig gefaßt und winkte Armand zurück, der schon einige Schritte zum Ausgange gethan hatte. „Es war nicht Furcht für meinen Ruf, die mich zur Flucht trieb, es war Furcht vor Ihrem Spotte, wenn ich Ihnen länger den Anblick meiner wehmüthigen, weichen — Sie hätten vielleicht gesagt: weibischen Stimmung gewährte. Diesen Fehler der Selbstsucht mache ich gut, indem ich Sie bitte, zurückzukehren." Nicht ohne eine freundige Bewegung zu verrathen, that dies Armand.

„Fräulein Hedwig," sagte er mit einer herzlichen Betonung, „bis vor wenigen Stunden dürften Sie nicht mit Unrecht meinen Spott gefürchtet haben, obwol auch ich, seitdem ich in die Heimath zurückgekehrt bin, häufig an trüben, meine Freunde sagen höhnisch: an sentimentalen Stimmungen leide, aber gerade in dem Augenblicke, den Sie wählten, um zu mir mit der Stimme einer reinen unverletzlichen Vergangenheit zu sprechen, gerade in dem Augenblicke fanden Ihre Töne ein so weiches fruchtbares Erdreich in meinem Innern, daß selbst fremder Spott mich nur im höchsten Grade empört haben würde."

„Wahrhaftig?" rief Hedwig bewegt, „o dafür sei Gott gedankt!"

Armand horchte hoch auf und trat Hedwig einen Schritt näher. Diese wandte sich betroffen ab, denn sie fühlte, daß er sie jetzt falsch verstanden haben könne.

„Gäbe es wirklich einen guten rechtschaffenen Menschen, ein edles Wesen, wie Sie, Fräulein Hedwig, das noch Antheil an mir nehmen möchte?" fragte er leise forschend. „Bin ich nicht so schlecht, so verachtet und verachtungswürdig, daß ich auf alle Theilnahme der Guten, d. h. der nie vom rechten Pfade Gewichenen verzichten wüßte?"

Hedwig schwieg, denn sie sann über eine Wendung nach, die den Punct berühren sollte, um den es ihr hauptsächlich bei diesem Gespräche zu thun war. Als Armand keine Antwort auf seine Frage erhielt, redete er in ziemlich bewegtem Tone weiter. „Wir sind Jahre lang aneinander vorübergegangen, ohne den Wunsch zu hegen, uns näher kennen zu lernen. Wir betrachteten uns gegenseitig — erlauben Sie, daß ich es ausspreche — mit vorurtheilsvollen Blicken; ich hielt Sie

für eingebildet und herzlos, weil ich glaubte nicht zugeben zu dürfen, daß ein gelehrtes Frauenzimmer auch den sanften Regungen ihres Geschlechts zugänglich sei; — Sie dagegen —"

„Ich," fiel Hedwig lebhaft ein, „befand mich nur auf der Defensiv, Herr von Wilson, ich hielt Sie für sehr talentvoll, und nicht mit Unrecht auch für stolz, mein Vater nannte Sie so — da mußte es wahr sein. Ich also muß von Vorurtheil und Verkennung freigesprochen werden, wenn auch nicht davon, daß ich mich, wenn es die Gelegenheit bot, bemühte, Ihren Stolz ein wenig zu demüthigen."

„Ich erinnere mich dessen," sagte Armand lächelnd; „Sie schonten mich selbst nicht vor einer großen Damengesellschaft und erbitterten mich dadurch immer mehr gegen die gelehrten Frauen."

„Ach, Herr von Wilson, das bitte ich Ihnen heute ab," entgegnete Hedwig, plötzlich sehr ernst geworden. „Es ist wahr, ich habe im Aelternhause, weil mein Vater mich so gern als den Sohn betrachtete, den ihm der Himmel versagt hatte, Kenntnisse über Kenntnisse aufgehäuft, Wissen aller Art, aber an und für sich belächle ich dieses Treiben jetzt, gleich Ihnen. Die jungen Mädchen, die zwecklos, d. h. ohne sich für einen bestimmten Beruf ausbilden zu müssen, Kenntnisse und Fertigkeiten anhäufen, nur um sich wichtig zu machen, um sagen zu können: »Das weiß ich auch, das habe ich auch getrieben,« und um die weniger Wissenden ihres Geschlechts über die Achsel ansehen zu können, sind meist unliebenswürdig, ja sie werden noch häufiger lächerlich. Auch weiß ich nur zu gut und wußte es schon früher, daß alle jene Studien mehr oder minder oberflächlich betrieben werden. Es ist keine Tiefe darin, die Vorkenntnisse fehlen, die Schwierigkeiten schrecken ab und werden umgangen, man begnügt sich zumeist damit, in den Vorhof des Tempels geblickt und einige Kunstausdrücke aufgeschnappt zu haben, die wol für den Augenblick den Zuhörer blenden können, aber nicht stichhaltig sind."

„Auch fehlt dem größten Theile Ihres Geschlechts," setzte Armand, sehr angeregt durch diese Wendung des Gesprächs, hinzu, „der philosophische Geist, der die gesammelten Kenntnisse zu bewältigen, zu ordnen und sie sich durch eigene darüber gewonnene Ansichten einzuverleiben vermag. Ohne diesen Geist aber bleibt alles Studium ein steriles Auswendiglernen, von etwas mehr oder weniger Mutterwitz unterstützt. Aber ich hätte nie geglaubt, Fräulein Hedwig Ehrhardt, die für mich Repräsentantin einer gewissen Classe überbildeter Damen war —"

„So reden zu hören?" ergänzte Hedwig mit fast schmerzlichem Lächeln. „Sie haben mich ja nie kennen

lernen mögen, Herr von Wilson. Ich stand immer auf diesem Standpuncte und ahnte, nein, wußte nur zu gut, wie unsere nach Mädchenart in der Stille der Familie tändelnd ausgeübten Fertigkeiten und sogenannten Talente, die von gewissen guten Freunden und Eingeladenen unseres Hauses bis in den Himmel gehoben werden, vor dem unparteiischen öffentlichen Urtheile zu nichts zusammenschrumpfen, wenn uns das Schicksal plötzlich nöthigt, damit zu wuchern, oder gar nach öffentlicher Anerkennung zu ringen. Was sind dann unsere stillen Großthaten? Ein belächelter Dilettantismus, der des innern Haltes entbehrt und unter so und so viel anderem Lächerlichen spurlos in dem großen Getriebe der Welt verschwindet.“

„Fräulein Hedwig,“ sagte Armand sichtlich betroffen, „ich nehme feierlich ein Urtheil zurück, welches ich über Sie gefällt habe, ehe ich Sie kannte, wie ich Sie jetzt kenne. Sie haben ein Recht, Andere scharf zu beurtheilen, denn Sie ersparen sich selbst diese Schärfe der Kritik nicht. Meine Mutter hat Sie richtiger beurtheilt, als ich.“

Bei Erwähnung der Mutter Armand's wandte sich Hedwig rasch und entschieden zu ihm und bat ihn, sich etwas erzählen zu lassen, was mehr, als alle Reflexionen geeignet gewesen sein würde, sie von stolzem Pöchen auf Geist und Kenntnisse zu entfernen, wenn diese Mahnung überhaupt bei ihr nothwendig gewesen wäre. Armand, von Augenblick zu Augenblick mehr gefesselt durch Hedwig's Unterhaltung, war glücklich über die Verlängerung dieses Beisammenseins, welches ihm Klar machte, was er schon so lange im ausschließlichen Umgange mit Georg und dessen Gesellschaftern schmerzlich entbehrt hatte. Romildens gedachte er augenblicklich gar nicht. „O bitte, erzählen Sie, Fräulein Hedwig!“ rief er aus. „Eine Erzählung aus Ihrem Munde muß einen gewaltigen Zauber ausüben.“

(Schluß folgt.)

Aus Joseph Haydn's Briefen an eine Freundin.

Wenn wir im Buche deutscher Musik blättern, so tritt uns eine Gestalt entgegen, die in ihrem naiven Frohsinne, ihrer Lauterkeit der Seele von so specifisch deutschem Gepräge ist, wie sie die Tonkunst anderer Culturvölker in solcher Eigenthümlichkeit nicht aufzuweisen hat. Diese Gestalt ist Joseph Haydn, der, soweit überhaupt Vergleiche sich deden können, in dem kindlich frommen Gellert nach mehr als einer Seite hin seine dichterische Wiederholung findet. In jeder Note, die Haydn componirt, spiegelt sich krystallhell sein innerstes Ich und ebenso, wie es bei einer so subjectiv angelegten Natur nicht anders sein kann, sind auch seine Briefe das treueste Abbild seiner Empfin-

nung. Sie sind deshalb doppelt werthvoll für die Charakteristik des Meisters und jeder neue Beitrag ist dankbar zu begrüßen. Diesen Dank beansprucht auch der in der musikalischen Memoirenliteratur so rührige Ludwig Nohl durch sein soeben bei Dunder und Humblot erschienenen Buch: „Musiker-Briefe“, welches eine Sammlung Briefe von Gluck, Ph. C. Bach, Haydn, Weber und Mendelssohn nach den Originalen veröffentlicht. Aus den darin befindlichen Briefen Haydn's an Frau von Gennzinger ist im Auszuge das hier Gegebene entlehnt, zu dessen besserem Verständniß das Folgende diene.

Der „Damendoctor“ Peter Leopold von Gennzinger in Wien pflegte in seiner Wohnung im Schottenhof die langen Winterabende Musiker und Musikfreunde zu versammeln, wo an Sonntagen ab und zu Männer wie Haydn, Mozart, Dittersdorf, Albrechtsberger an der Tafel willkommen waren und ihre neuesten Werke producirt. Als Leibarzt des Fürsten Nikolaus Esterhazy von Galantha mußte er oft lange zu Eisenstadt weilen, wo er dann mit Haydn so nahe bekannt wurde, daß dieser, so oft er in Wien war, jeden Sonntag Mittag sein Gast sein mußte. Seine Gemahlin Marianne geb. von Kayser, eine geistreiche Frau und ausgezeichnete Sängerin, die damals in allen musikalischen Kreisen Wiens geschätzt und gesucht war, fand sich durch ihre Liebe zur Musik natürlich noch näher zu dem lebenswürdigen Meister hingezogen, und ob sie gleich fast 40 Jahre alt war, bildete sich auf dem Wege dieses musikalischen Verkehrs doch allgemach zwischen Beiden ein persönliches Verhältniß, das auch die Herzenssaiten merklich berührte und ein schönes Freundschaftsband zwischen ihr, die glücklich verheirathet und mit fünf wohlgezogenen Kindern gesegnet war, und dem alten und doch so jugendfrischen Meister, der in kinderloser und keineswegs glücklicher Ehe lebte, entstehen ließ. Den ersten Anlaß zum schriftlichen Austausch gab nun folgendes Billet der musikeifrigen Dame, das von Wien im Juni 1789 datirt ist:

„Hochgeehrtester Herr v. Haydn!

Mit Dero gütigen Erlaubniß nehme ich mir die freyheit, Ihnen einen Clavier auszug des schönen Andante Ihrer mir so schätzbaren Composition zu übermachen. Solchen auszug habe ich ganz allein aus der Spart ohne Mindesten beyhiff meines Meister gemacht, bitte die güte zu haben, wen sie etwas daran auszustellen finden, solches zu corrigiren. Ich verhoffe, Sie werden Sich in besten wohlstand befinden und wünschte nichts sehnlicher als Sie bald in wien zu sehen, um Ihnen immer mehr meiner Hochachtung, welche ich für Sie Hege, überzeugen zu können. Ich gebleibe mit wahrer Freindschaft

Mein gemahl, kinder	Dero ergebenste Dienerin
empfehlen sich Ihnen	Maria Anna Edle v. Gennzinger
gleichfals schenstens.	geborne Edle v. Kayser.“

Darauf läßt sich nun Haydn von Estoras aus am 14. Juni 1789 so vernehmen:

Hoch, und Wohl gebohrne
Gnädige Frau!

Unter all meinem bisherigen Briefwechsel ware die Ueber-
raschung, eine So schöne Handschrift mit so gütigen Ausdrücken
durch zu lesen, für mich die allerangenehmste; noch mehr aber

Bewunderte ich das eingeschickte — trefflich übersehte Adagio, welches Ihrer Wichtigkeit wegen jeder Verleger unter die Presse legen kan. nur möchte ich wissen, ob Ihre gnaden dieses Adagio aus der Partitur, oder ob sich Ihre gnaden die erstaunende Mühe gaben, Es vorher in die Partitur zu setzen, und alsdan erst für das Clavier überseht haben, denn wann letzteres, so ist diese Attention für mich zu schmeichelhaft, welches ich in wahrheit nie verdiene:

Allerbeste — gütigste Frau v. Gemzinger! ich erwarte einen Fingerzeig, wie auf was arth ich im stande seyn kan Euer gnaden gefällig zu werden: Sende unterdessen das Adagio zurück, und Hofe v. Euer gnaden in Rücksicht meiner wenigen Talenten ganz sicher einige Befehle, und bin mit ausnehmender, und vorzüglichster Hochachtung

Euer gnaden

N. S. an Hoch Dero Herrn ganz gehorsamster Diener
Gemahl bitte mein gehor- Josephus Haydn m. p.
samstes Compliment zu vermelden.

Hiermit war die Correspondenz zwischen der edlen Frau und dem Meister eröffnet, die naturgemäh von Brief zu Brief einen immer herzlicheren Ton annahm. So schreibt er ihr am 9. Februar 1790 von Estoras aus nachstehenden (wir geben ihn in unserer Orthographie) mit Humor gefärbten Klagebrief über die Entfernung von den Freunden.

Wohledegelborne

Sonders hochschätzbarste — Allerbeste Frau v. Gemzinger!

Nun — da sitz ich in meiner Einnde — verlassen — wie eine arme Waise — fast ohne menschlicher Gesellschaft — traurig — voll der Erinnerung vergangener edlen Tagen — ja leider vergangen — und wer weiß, wann diese angenehme Tage wieder kommen werden? diese schönen Gesellschaften? wo ein ganzer Kreis Ein Herz, Eine Seele ist — alle diese schöne musicalische Abende — welche sich nur denken und nicht beschreiben lassen — wo sind alle diese Begeisterungen? — Weg sind sie — und auf lange sind sie weg. Wundern sich Euer Gnaden nicht, daß ich so lange von meiner Danksagung nichts geschrieben habe! ich sande zu Haus alles verwirrt, 3 Tage wußt ich nicht, ob ich Capellmeister oder Capellbiener war, nichts konnte mich trösten, mein ganzes Quartier war in Unordnung, mein Fortepiano, das ich sonst liebte, war unbeständig, ungehorsam, es reizte mich mehr zum Aergern als zur Beruhigung, ich konnte wenig schlafen, sogar die Träume verfolgten mich, denn da ich am besten die Opera le Nozze di Figaro zu hören träumte, wedte mich der fatale Nordwind auf und blies mir fast die Schlafhauben vom Kopf. Ich wurde in 3 Tagen um 20 Pfd. mägerer, denn die guten Wiener Bissel verloren sich schon unterwegs. Ja ja, dacht ich bei mir selbst, als ich in meinem Kosthaus statt dem kostbaren Rindfleisch ein Stück von einer 50jährigen Kuh, statt dem Ragout mit kleinen Knödeln einen alten Schöpfen mit gelben Murken, statt dem böhmischen Fasan ein ledernes Kostbrätl, statt den so guten und delicates Pomeranzen einen Dschabl oder so genannten Gros-Salat, statt der VADEREI dürre Aepfel-Spälil und Haselnuß — und so weiter speisen mußte. — Ja ja, dacht ich bei mir selbst,

hätte ich jetzt manches Bissel, was ich in Wien nicht habe verzehren können. — Hier in Estoras fragt mich niemand, schaffen Sie Chocolate — mit oder ohne Milch, befehlen Sie Caffee, schwarz oder mit Obers (Rahm), mit was kann ich Sie bedienen, bester Haydn, wollen Sie Gefrorenes mit Vanille oder mit Ananas? Hätte ich jetzt nur ein Stück guten Parmesan Käse, besonders in der Fasten, um die schwarzen Noden und Nubeln leichter hinab zu tauchen, ich gab eben heute unserm Portier Commission, mir ein paar Pfund hinabzuschicken.

Verzeihen Sie, allerbeste gnädige Frau, daß ich Ihnen das allererstmal mit so ungereimtem Gezeug und der elenden Schmiererei die Zeit abstehle, verzeihen Sie es einem Mann, welchem die Wiener zu viel Gutes erwiesen haben, ich fange aber schon an mich nach und nach an das Ländliche zu gewöhnen, gestern studirte ich zum erstenmal und so ziemlich Haydnisch.

Euer Gnaden werden gewiß fleißiger als ich gewesen sein. Das gefällige Adagio aus dem Quartett wird hoffentlich schon den wahren Ausdruck durch Dero schöne Finger erreicht haben. Meine gute Fräulein Peperl wird sich (hoffe ich) durch öfteres Abzingen der Cantate auch des Meisters erinern, besonders bey reiner Aussprache und genauer Vocalisirung, denn es wäre eine Sünde, wenn eine so schöne Stimme in der Brust versteckt bliebe, ich bitte deßhalb um ein öfteres Lächeln, sonst geht mir ganz gewiß etwas vor. Den Mons. François empfehle ich mich ebenfalls in sein musicalisches Talent. Wenn er auch im Schlaftrödl singt, es geht doch immer gut, ich werde zur Aufmunterung öfters etwas neues übermachen. Unterdessen küsse ich nochmal die Hände für alle mir erwiesene Gnaden, und bin mit vorzüglichster Hochachtung zeitlebens &c.

Von noch nachhaltigerem Interesse sind die Briefe, welche Haydn an die Freundin von London aus schrieb, wohin ihn bekanntlich der Geiger Salomon aus London für die Concerte engagirt hatte. Von diesen Briefen finde der folgende hier seine Stelle:

Hoch und wohlgeborene

Gnädige Frau!

Mich wundert es sehr, daß Sie mit den 2 Sinfonien nicht auch zugleich den Brief erhalten haben, indem ich selbst beides der hiesigen Post übergeben und bestens anempfohlen habe. Allein der Fehler war stets von mir, daß ich den Brief nicht in das Pacquet eingeschlossen habe. So geht es, gnädige Frau, gemeiniglich jenen, so zuviel Kopfarbeit haben. Nun aber hoffe ich, daß Sie das Schreiben werden etwas später erhalten haben; wo nicht, so muß ich mich hier erklären, daß beide Sinfonien für Hrn. v. Keef bestimmt waren, jedoch mit diesem Vorbedacht, daß, wenn solche durch Ordre des Hrn. v. Keef werden abgeschrieben sein, die Partitur davon Euer Gnaden sollte überreicht werden, damit Euer Gnaden einen Clavierauszug von denselben nach Wohlgefallen machen können. Jene Sinfonie aber, so für Euer Gnaden bestimmt, werd ich längstens anfangs Februar übermachen. Es ist mir nur leid, daß ich gezwungen war, dieses große Pacquet an Euer Gnaden zu adressiren, indem mir die Wohnung des Hrn. v. Keef unbekant ist. Allein Hr. v. Keef wird Euer Gnaden die Postunkosten bezahlen, und wie ich hoffe

a parte 7 Ducaten überreichen. Nun bitte ich Euer Gnaden ganz gehorsamst, mir von diesem Geld die schon so oft verlangte Sinfonie ex E moll, wovon ich leythin das Thema beischickte, auf klein Post Papier geschrieben, so bald möglich per Postam zu übersenden, weil vielleicht in einem halben Jahr erst ein Curier von Wien abgehen kan, ich aber die Sinfonie höchst nöthig bedarf. Nachher aber unterfange ich mich neuerdings Euer Gnaden zu quälen, mir ebenfalls eine gewisse und zwar die letzte Clavierfonate ex As, das ist mit 4 B moll mit einer Violin und Violoncello begleitet, und noch ein anderes Stück, la Fantasia ex C ohne Begleitung, bei Hrn. Artaria zu kaufen und alsdan ebenfalls auf klein Postpapier copirter per postam zu übersenden, weil solche in London noch nicht gestochen sind. Allein Ihre Gnaden müssen die Gewogenheit haben, Hrn. Artaria nichts davon zu melden, sonst kommt Er mir mit dem Verkauf zuvor. Die Ausgaben davon nehmen Ihre Gnaden von den 7 Ducaten. Um wieder auf die obige 2 Sinfonien zu kommen, so muß ich Euer Gnaden sagen, daß ich das Andante von jener ex C minor im Clavierauszug durch Hrn. Diettenhofer übermachte. Da aber wie man glaubt Hr. Diettenhofer unterwegs gestorben oder sonst ein Unglück muß gehabt haben, so können Sie nun selbst nach Wohlgefallen beide Stücke übersehen. Der größte Theil von dem Inhalt des Briefes, so ich Hrn. Diettenhofer übergab, war von der Aufnahme der Doctorwürde zu Oxford und von all den Ehren so ich allda empfangen habe. Bei dieser Gelegenheit muß ich Euer Gnaden melden, daß ich vor 3 Wochen durch Prinzen v. Wales (später Georg IV.) zu seinem Bruder dem Herzog v. York auf sein Lustschloß geladen wurde. Der Prinz führte mich bei der Herzogin, der Tochter des Königs von Preußen auf, welche mich sehr gnädig mit vielen schmeichelhaften Worten empfing. Sie ist die liebenswürdigste Dame von der Welt, besitzt sehr viel Verstand, spielt das Clavier und singt sehr artig. Ich mußte 2 Tage da bleiben, weil sie den ersten Tag wegen einer kleinen Unbählichkeit zur Musik nicht kommen konnte. Sie blieb aber am 2. Tag von 10 Uhr Abends, wo die Musik anfing, bis 2 Uhr nach Mitternacht beständig neben mir. Es wurde nichts als Haydnische Musik gespielt. Ich dirigitirte die Sinfonien am Clavier. Die liebe Kleine saß neben meiner an der linken Hand, und humste alle Stücke auswendig mit, weil sie solche so oft in Berlin hörte. Der Prinz v. Wales saß an meiner rechten Seite und spielte das Violoncello so ziemlich gut mit. Ich mußte auch singen. Der Prinz v. Wales läßt mich nun abmalen, und das Portrait wird in seinem Cabinet aufgemacht. Prinz v. Wales ist das schönste Mannesbild auf Gottes Erdboden, liebt die Musik außerordentlich, hat sehr viel Gefühl, aber wenig Geld. Nota bene unter uns. Mich vergnügt aber mehr seine Güte als das Interesse. Der Herzog v. York ließ mich am dritten Tag, da ich keine Postpferde haben konnte, durch seinen Zug 2 Posten weit führen. Nun gnädige Frau möchte ich mich gerne ein wenig zanken mit Ihnen, da Sie glauben, daß ich die Stadt London Wien vorziehe und mir der hiesige Aufenthalt angenehmer sein sollte als jener in meinem Vaterland. Ich hasse London nicht, aber alle meine Tage da zuzubringen, wäre ich nicht im Stande, wenn ich Millionen zu verdienen wüßte. Die Ursache davon werde ich Euer Gnaden

mündlich sagen. Ich freue mich kindisch nach Haus, um meine guten Freunde zu umarmen. Nur bedaure ich dieses an dem großen Mozart zu entbehren, wenn es anderst dem also, welches ich nicht wünsche, daß er gestorben sein sollte. Die Nachwelt bekommt nicht in 100 Jahren wieder ein solch Talent!*) Ich bin herzlich erfreut, daß sich Euer Gnaden sammt denen Angehörigen in gutem Wohlstand befinden. Ich war Gott lob bisher immer gesund, hab aber vor 8 Tagen einen englischen Rheumatismen überkommen, der so stark, daß ich bisweilen hell laut schreien mußte. Doch hoffe ich denselben bald zu verlieren, weil ich mich, wie hier der Gebrauch ist, ganz von unten bis oben mit Flanell eingewickelt habe. Heute bitte ich Sie in der That um Vergebung, daß meine Handschrift so schlecht ist. In der Hoffnung bald wieder mit einem Schreiben getröstet zu werden, bin ich mit all ersinnlicher Hochschätzung, nebst meiner gehorsamsten Empfehlung an Hrn. Gemahl, der beste Fräulein Pepi und all übrigen ic.

Großfürstin Constantin von Rußland.

(Mit Stahlstich.)

Unter den deutschen Fürstentöchtern, welche ihr Lebensglück an den stolzen Ufern der Newa fanden, nimmt die Gemahlin des Großfürsten Constantin von Rußland, zweiten Sohnes des Kaisers Nicolaus und Bruders des jetzt regierenden Kaisers Alexander, eine der hervorragendsten Stellungen ein. Geschmückt mit imponirender Schönheit und ausgestattet mit einem Geiste voll von Energie bildet sie den blendenden Mittelpunkt ihres Hofes, an dem, wie überhaupt in der kaiserlich russischen Familie, mit dem ungetheilten Glanze fürstlicher Pracht und Hoheit, ein traulich nordisches Gemüthsleben sich eint.

Es war mitten in den Stürmen des unheilvollen Jahres 1848, als Prinzessin Alexandra Friederike Henriette Pauline Mariane Elisabeth (geb. 26. Juni 1830), Tochter des Herzogs Joseph zu Sachsen-Altenburg, Oheims des jetzt regierenden Herzogs, Abschied nahm von dem Glücke der Heimath, Kindheit und ersten Jugend, um es mit Rußland, ihrem neuen Vaterlande zu vertauschen. Am 11. September (30. August) jenes Jahres verkündete der Donner der Kanonen, das Geläute der Glocken den Bewohnern von St. Petersburg, daß der feierliche Act der Vermählung des kühnen und tapfern Großfürsten Constantin, des Groß-Admirals von Rußland, mit der nunmehrigen Großfürstin, welche bei ihrem Uebertritte zur griechischen Kirche die Namen Alexandra Josephowna empfangen hatte, vollzogen sei.

Das Glück hat eine assimilirende Kraft und so schmiegte sich auch die Tochter des Hauses Altenburg, deren Schönheit und Anmuth alle Herzen gewann, den Sitten und Gebräuchen der

*) Die Wiener Zeitung für Theater, Musik und Poesie (1808 III 207) erzählt: „Als am 20. Dec. 1801 Haydn von einigen Musikfreunden zum Neujahr gratulirt wurde und das Gespräch auf Mozart kam, sagte Haydn mit einem Thränenausbruche: Verzeihen Sie mir — ich muß — immer weinen beim — Nahmen meines Mozarts.“

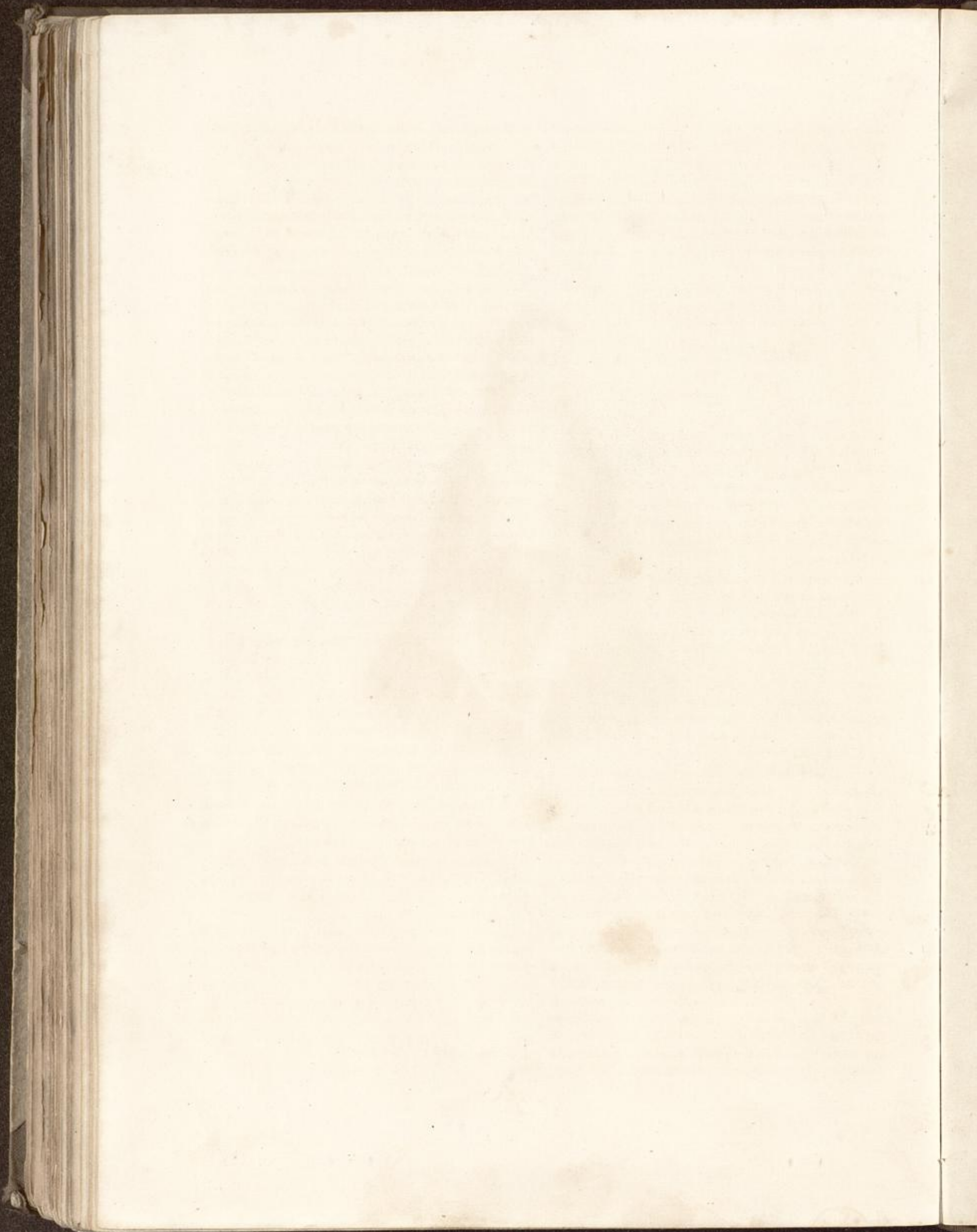


Nach einer Photographie

Nach einem Druck von Hagen-Lepzig

*Großfürstin Constantine
von Russland.*

Wielka Księżniczka Katarzyna



neuen Heimath schnell an. Der durch keinen Schatten getrüben Ehe des großfürstlichen Paares entsprossen: Großfürst Nicolaus, geb. 14/2. Februar 1850, Großfürstin Olga, geb. 3. September (22. August) 1851, Großfürst Constantin, geb. 22/10. August 1858, Großfürst Dmitri, geb. 13/1. Juni 1860 und Großfürst Wjatscheslaw, geb. 13/1. Juli 1862 zu Warschau, woselbst die Großfürstin Alexandra in der Zeit, als Großfürst Constantin Statthalter von Polen war, oft recht schwierige Situationen geistvoll zu beherrschen wußte.

Blicke in die Runde.

Literatur. Unter dem Storchnest. Roman von Adolph Katsch. Drei Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1866. Der Inhalt des vorliegenden spannend geschriebenen Romans rechtfertigt vollständig seinen traulich klingenden Titel. Es zieht sich durch die ganze Erzählung, welche ihre Leser ungefähr ein halbes Jahrhundert zurückversetzt, ächt deutsches Gemüth. Sie ist ein anheimelndes Familiengemälde mit warmem Colorit der Gestalten und mit Glück hat der Verfasser, vorzüglich im ersten Bande, auch den Ereignissen und Anschauungen der Zeit, in welcher sein Roman spielt, Rechnung zu tragen verstanden.

Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart von Louise Otto. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. Es ist hier nicht der Ort, weder für, noch wider die in unsern Tagen neu aufgetauchte sociale Frage der weiblichen Erwerbszweige zu polemischen, denn selbst ein nur annäherndes Eingehen auf dieselbe würde den uns gegebenen Raum weit überschreiten. Wir machen daher nur recht angelegentlich unsere Leserinnen auf das mit ganzer Hingabe geschriebene, bloß 105 Seiten füllende Buch aufmerksam, das so völlig vor ihren Richterstuhl gehört und nicht versehen wird, sie allseitig anzuregen.

In London starb jüngst in noch jugendlichem Alter eine talentvolle spanische Dame, Anita de Barrera, die sich als englische Schriftstellerin einen Namen zu machen anfang. Sie veröffentlichte zuerst „Memoirs of Rachel“, welche die berühmte Tragödin feiern, dann „Lithiaka“, ein interessantes Werk über den Werth und Charakter der Edelsteine, ferner eine „History of the Queens of Spain“ (bis auf Isabella die Katholische). Hinterlassen hat sie ein halb vollendetes Werk über antike und moderne Tanzkunst. Sie war auf Cuba erzogen, lebte dann in den Vereinigten Staaten und suchte später in Paris ein „American Journal“ zu gründen, aber der Versuch mißglückte. — Eine andere nach London importirte weibliche Berühmtheit ist zur Zeit die americanische medicinische doctrix Mary C. Walker. Sie hält unter großem Zulauf Vorlesungen in der St. James-Hall, und zwar als winziges, fast wie ein Kind aussehendes Persönchen in dem sogenannten Bloomer-Costüme, was sie damit rechtfertigt, daß die lange weibliche Tracht sie beim Operiren hindern würde. Vom letzten americanischen Kriege her trägt sie

eine Verdienstmedaille. Ihre erste Vorlesung handelte vom Beruf des weiblichen Geschlechts zur ärztlichen Praxis, bekämpfte die entgegenstehenden Vorurtheile und gab ihr curriculum vitae. Ein musikalisches Intermezzo der Gelehrsamkeit war, daß von Zeit zu Zeit im Hintergrunde des Saals die „Götter (gods) des Paradieses“, worunter viele Medicin studirende Jünglinge, heitere Volksweisen anstimmten und sich weder durch die Polizei, noch durch den americanischen Impresario daran hindern ließen.

Moreau de Jonnés, der Verfasser von „Aventures de guerre au temps de la République et du Consulat“, einer der wenigen noch lebenden Tuilerienstürmer, hat zu Paris eine kleine Untersuchung über den Briefwechsel Marie Antoinette's veröffentlicht. Er unterscheidet die von der Königin selbst herührenden nachlässig geschriebenen Briefe, die man beim Eindringen in die Tuilerien am 10. August in einem Kasten vorfand, und jene andern ohne Schreibfehler und in classischem Styl von ihrem Geheimschreiber de Vermont abgefaßten und von der Königin nur abgeschrieben, welche meist an Maria Theresia, Joseph II. und de Mercy gerichtet sind.

Die hinterlassenen Schriften Lamennais' sind soeben, zwei Bände stark, bei Dentu in Paris erschienen. Sie bestehen zum größten Theil aus Briefen, die Lamennais fast während eines halben Jahrhunderts — von 1808 bis 1853 — mit den hervorragendsten Persönlichkeiten gewechselt und die er sich zum Zwecke der Veröffentlichung von den Adressaten hatte zurückertatten lassen. Außerdem enthalten sie ein bisher noch ungedrucktes Capitel seines „Essai sur l'Indifférence“, das Tagebuch, welches er während seiner Gefangenschaft geführt, Briefe über den Protestantismus u. s. w.

In der Stadtbibliothek von Philadelphia wurde unlängst eine interessante Masse geschichtlicher Briefe und Actenstücke entdeckt. Man zeigte sie einem Touristen als einfache Autographensammlung, der jedoch auf den ersten Blick sie als fehlenden Theil der Instructionen vom geheimen Staatsrath Jacobs I. an den Lordstatthalter von Irland erkannte.

Die römische Mythologie von L. Preller ist in das Französische unter dem Titel „Les Dieux de l'ancienne Rome“ übersetzt worden und bei Didier in Paris erschienen.

Auf Morrison-Inseln ist, wie eine Depesche aus Montreal meldet, vor kurzem der Entdecker der Mississippiquellen, William Morrison, im 82. Lebensjahre gestorben.

Theater und Musik. Der fleißige Roderich Benedix hat abermals ein Lustspiel in vier Acten vollendet, das den einen glücklich gewählten Stoff versprechenden Titel „Zwischenträgerien“ führt.

Während der Industrieausstellung zu Paris beabsichtigt man die Werke Shakespeare's mit englischen Schauspielern vorzuführen. Von deutschen Dichtungen sollen „Egmont“ von Goethe mit der Musik Beethoven's und „Struensee“ von Michael Beer mit der Musik Meyerbeer's gegeben werden.

In Rom wird die „Africanerin“ mit großem Glanze aufgeführt; leider bleibt aber die Darstellung der Hauptrollen hinter der Ausstattung weit zurück. Doch macht die Impresa mit der Oper ein sehr gutes Geschäft.

Liszt soll, wie man aus Rom schreibt, dem heiligen Vater einige Stücke aus seinem neuen Oratorium „Christus“ vorgespielt haben und von demselben mit den Worten: „Mein Sohn, mein theurer Sohn, Du bist mein Palestrina“ umarmt und geküßt worden sein.

Hrl. Desirée Artôt gastirte auf dem Stadttheater zu Leipzig bei doppelten Preisen als „Rosine“ im „Barbier von Sevilla“ und erhielt vom gutgefällten Hause alle einer Verühmtheit gebührenden Ehrenbezeugungen. Das in Zffland'scher Manier geschriebene Schauspiel „Amnestie“ von May erzielte bei seiner ersten Aufführung einen durchschlagenden Erfolg. — Das vierte Concert des Musikvereins „Euterpe“, nur Kammermusikstücke enthaltend, brachte reichen klassischen Genuß. Concertmeister Auer und Anna Mehlig ernteten für ihr virtuosos Spiel enthusiastischen Beifall. — In der Thomaskirche führte der Niedelsche Verein, unterstützt durch die Damen Blume und Krebs von Dresden und die Herren Krause, Schild und Concertmeister David von Berlin und Leipzig, in feltner Vollendung Beethoven's Missa solennis in D auf.

Auf der Hofbühne zu Braunschweig hat die kleine Novität „Ein delicator Auftrag“ von Anton Hscher lebhaft angesprochen. Hrl. Ungar errang sich in derselben, wie auch als „Königin“ im „Don Carlos“ die ungetheilte Anerkennung der Zuschauer.

Meyerbeer's „Africanerin“ ist nun endlich auch auf dem Hoftheater zu Dresden in Scene gegangen, ohne den enthusiastischen Anklang wie auf andern Bühnen zu finden, woran wol zum Theil die mangelhafte Besetzung die Schuld trägt. Weder Frau Jauner-Krall „Selita“, noch Herr Uto „Basco“ vermochten ihre schwierigen Aufgaben zu decken; trefflich dagegen waren Frau Otto-Mosleben „Ines“ und Herr Degele „Melusko“.

In der komischen Oper zu Paris ist eine neue Oper von Thomas „Mignon“ aufgeführt worden, deren Libretto dem „Wilhelm Meister“ von Goethe entnommen ist.

Bogumil Dawison hat sein Gastspiel im Stadttheater zu Neu-York geschlossen und ist, von einem Theile des Personals dieser Bühne begleitet, nach Philadelphia gegangen. Im December kehrt er nach Neu-York zurück, um dann auch in dem ebenfalls deutschen, jüngst gegründeten Thaliatheater zu gastiren.

Die dresdner Hofbühne hat einen schweren Verlust erlitten. Der Generaldirector des königl. Hoftheaters und der musikalischen Hofcapelle, Herr D. von Könneritz, welcher das treffliche Kunstinstitut mit vieler Umsicht geleitet, ist plötzlich an einem Schlaganfall gestorben.

Deffoir Sohn wird im Juli künftigen Jahres Berlin verlassen und an das Hoftheater zu Weimar zurückkehren. „Brutus und Collatinus“, die mit 1000 Thln. gekrönte Tragödie, ist von der k. Intendantz zur Aufführung angenommen worden. Im Opernhause fand der neu in Scene gesetzte „Lohengrin“ bei ausverkauftem Hause den größten Beifall. Die Hauptpartieen waren den Damen Harriers und v. Edelsberg, und den Herren Niemann und Bey anvertraut.

In Warschau hat der Impresario Merelli den Cyclus seiner italienischen Opernvorstellungen mit Rossini's „Moses“ eröffnet.

Die Hauptinterpreten waren die Damen Giovanoni und Zandrina, und die Herren Corfi (Tenor), Nota (Bariton) und Roffi (Bass). Der Eindruck war ein sehr befriedigender. Die zweite Oper soll „Lucia“ sein mit Mlle. Van Zandt als Debutantin.

Die „Antigone“ des Sophokles mit der Musik von Mendelssohn, welche in Wien noch nie zur Darstellung kam, soll dort in diesem Winter unter Mitwirkung mehrer Mitglieder des Hofburgtheaters und des akademischen Gesangvereins ausgeführt werden.

Bildende Künste. Fr. Pecht's neuestes Gemälde: „Schiller's Empfang nach der ersten Aufführung der Räuber“ ist im „Museum der bildenden Künste“ zu Stuttgart ausgestellt worden und zieht viele Besucher an.

Der Bildhauer Vincenz Pilz zu Wien hat das Modell einer „Moses-Statue“ vollendet, welche in Karstein für den Brunnen des neuen wiener akademischen Gymnasiums ausgeführt werden soll.

König Ludwig I. von Bayern läßt seinem Lehrer, dem Bischof M. v. Sailer, auf dem St. Emmeransplaz zu Regensburg ein Denkmal setzen. Bildhauer Professor Widmann hat eine Skizze dazu bereits vollendet, welche von dem Könige genehmigt worden ist. Sie stellt Sailer ohne Mitra in langem Talar, das Buch in der Hand dar. Der Kopf wird nach der in der neuen Pinakothek befindlichen Gypsbüste, die nach dem Leben genommen ist, ausgeführt werden.

Vier Gemälde in der Kapelle der Ursulinerinnen zu Hannover, die Gelübde des Opfers darstellend, sind von dem Priester Gracin aus Hildesheim recht gelungen in Wachsfarben ausgeführt worden. Die Keuschheit ist personificirt durch die Jungfrau Maria, wie sie im Tempel eine Kerze opfert; den Gehorsam repräsentirt die Opferung Isaaks durch Abraham; die Armuth zeigt sich im heiligen Franziskus, der sich mit der Armuth vermählt; der Unterricht endlich wird ausgedrückt durch die Figuren der Maria mit dem Jesuskinde, der heiligen Angela und der heiligen Ursula.

Die Stadt Paris hat sich definitiv für den Palast Carnavalet in Marais bei der Wahl eines passenden Gebäudes für ein würdiges Museum der Stadt entschieden und denselben für 850,000 Fr. angekauft.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Es wird immer schwieriger und schwieriger, über die Anzüge und Toiletten der Damenwelt zu sprechen, und besonders anzugeben: Das soll man tragen und Jenes nicht, denn heutzutage handelt es sich nicht mehr darum, wie früher einfach dem Orakelsprüche zu folgen: Dies ist Mode! sondern es gehört Scharfsinn, Verstand und Urtheilskraft neben angeborenem Geschmack dazu, um herauszufinden, ob und wie weit man die Mode mitmachen könne oder nicht. Wenn wir zum Beispiele heute sagen: Die Mode verlangt, daß man kurze Kleider über einem ebenfalls ziemlich kurzen Unterrocke trägt, dazu einen kleinen Paletot und



L'éditeur impr. Lacroix, St. Denis
Jules David

Ad. Goussier, Ed. Paris. 835

Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.

hohe Stiefelchen, so dürfen sich dies doch nicht alle Damen gesagt sein lassen. Wie lächerlich würde ein solcher Anzug eine corpulente oder nur zur Corpulenz neigende, kleine Dame erscheinen lassen, die mit dem kurzgeschürzten, jugendlichen Gewande unendlich viel dicker und älter, ja sogar etwas ordinär aussehen würde! Sie müssen im Gegentheile suchen, die Kleider so lang als möglich zu tragen und sie sofort beim Eintritte in das Haus herunterzulassen, wenn sie dieselben auf der Straße in die Höhe ziehen mußten. Ebenso warnen wir große und etwas magere Damen davor, die Mode der faltenlosen, enganschließenden Kleider anzunehmen und die Crinoline gänzlich aufzugeben; sie mögen sich damit begnügen, den Umfang der Crinoline zu verringern und einige Falten weniger anzubringen als früher, aber Jede muß in dieser Art und Weise die Mode zu ihrem Vortheile zu modificiren suchen und nur tragen, was sie vortheilhaft kleidet.

Für elegante Winter-Promenadenkleider wählt man auch in diesem Jahre vorzugsweise gern den schon voriges Jahr so beliebt gewesenen Belveteen oder englischen Halbsammet, der sich namentlich in Blau und Kastanienbraun sehr gut ausnimmt; man pußt diese Art Kleider sehr wenig aus, was noch dazu beiträgt, ihre Wohlfeilheit zu erhöhen. Der untere Rock ist ganz glatt, ohne allen Besatz; der Kleiderock von demselben Stoffe ist bloß ausgezackt und mit Seidenzeug von derselben Farbe eingefast; der Paletot hat einen ebensolchen schrägen Seidenbesatz und auf der linken Schulter höchstens eine zierliche Passementerieagraffe. Auch kann man einen solchen Anzug anstatt der Seidenstreifen mit dicker Seidenschnur besetzen und anstatt des Belveteenunterrocks, der den Anzug etwas schwer macht, einen Seidenrock von gleicher Farbe wählen, den man mit Sammetstreifen verziert. Alle kostbaren Winterkleider besetzt man jetzt gern mit schmalen Streifen von Pelzwerk, als Astrachan, Chinchilla, Marder u. s. w., oder mit schöner Schmelzfranse und Schmelzpassementerie, die sich fortwährend sehr in Gunst erhält und dieselbe auch verdient, da sie reich und geschmackvoll aussieht. Zur Verzierung der Ballkleider wird man heuer sehr viel moosartige Seidenfransen (franges folles, wie sie die Franzosen nennen) von allen Farben tragen, die ebenso leicht als zierlich aussehen. Wir bemerkten zum Beispiele neulich einen Rock von lichtgrünem Taffet, über den zwei Röcke aus weißem Tüll fielen, deren jeder mit einer solchen weißen Franse besetzt war; der untere Tüllrock hing glatt über den grünen Seidenrock, der obere dagegen war an den Seiten mit Malachitagraffen zurückgesteckt. Die ausgeschnittene Taille war mit Tülldraperien bedeckt und vorn mit einer Malachitagraffe geschmückt; die Tüllärmel lang und weit und über den Ellbogen durch eine Malachitbroche zusammengehalten; den Hals umgab ein Halsband aus Malachitperlen.

Das Neueste von Ballcoiffuren sind die schönen Nachahmungen der jetzt so modernen Blattpflanzen mit ihren dunkelgrünen, bald meergrünen, bald kupferfarbigen, braunen oder purpurrothen Blättern, die in Ranken, Quirlenden oder einzelnen Zweigen den Kopf zieren und umgeben; sie bringen einen originellen, schönen Effect hervor, namentlich zu einem dünnen weißen Kleide.

Die Ball- und Concertmäntel nach dem modernsten Schnitt bestehen aus weißem Kaschmirtuch und haben sehr weite Ärmel, die mit Goldborte oder schwarzem Sammetbände, das mit Gold-

perlen verziert ist, besetzt werden; ebenso ist der Mantel ringsherum benäht, der an den Seiten nach Art der Peplums in zwei spitze zulaufende Theile gespalten ist. Der Rücken ist ebenfalls reich ausgepußt und eine schwarz und goldene Cordelière hält das Ganze oben zusammen.

Um unsere Leser nicht ganz leer ausgehen zu lassen, wollen wir ihnen heute alle hervorragenden Neuigkeiten im Gebiete der Herrenmoden mittheilen. Trotz aller Versuche, die weiten sogenannten syrischen oder Fledermausmäntel mit falschen Ärmeln in Aufnahme zu bringen, ist dies doch nicht gelungen — dagegen hat der Sack-Neberzieher den Sieg über alle übrigen Formen davongetragen, und zwar mit Recht, denn es giebt nicht leicht ein practischeres Kleidungsstück, da dieser Neberzieher zugleich sehr bequem, warm und doch elegant ist. Man fertigt ihn auf zweierlei Weise an, von denen jede gleich modern ist: entweder ist er vorn herunter ganz gerade und mittelst einer Unterkappe zugeknöpft, so daß man gar nichts von den Knöpfen sieht, dazu mit einem mäßig breiten Kragen, halbweiten Ärmeln und an Brust und Seiten mit Taschen versehen — oder er ist über der Brust gekreuzt und geht reichlich übereinander, hat einen ziemlich breiten Sammetkragen und gleicht im Uebrigen der oben beschriebenen Form. Daneben sieht man immer noch Twinen, die zwar weniger getragen, aber doch nicht ganz ausgeschloffen sind. Die Jaquettes hat man größtentheils sackförmig und mit kleinem Revers sehr hoch zugeknöpft, oder auch mit weit zurückgeschlagenem großen Revers und mit weniger Knöpfen schließend. Die Beinkleider werden durchgängig halbanliegend gemacht — nur zum Reitcostum trägt man ganz enganliegende, in die Stiefel gesteckte Beinkleider.

Modenblatt No. 60. (835.)

(Originalbilder des Monsieur de la Mode.)

1) Besuchstoilette. Blauer Sammelhut mit runde Kopfe, der vorn und hinten mit einem aufrechtstehenden Diadem versehen ist; eine schwarze Schmelzstickerei bedeckt das vordere Diadem, welches noch überdies mit schwarzer Guipurespitze eingefast ist. An der Seite herunter läuft eine mit Schmelz benähte schwarze Guipurespitze und die hinten unterhalb des Chignons geschlungenen Bindebänder sind auf der einen Seite aus schwarzem, auf der andern aus blauem Atlasband.

Kleid aus blauem Atlas, dessen Rock unten mit Verzierungen von blauem Sammetbände besetzt ist, ebenso wie die engen Ärmel. Der tunicaartige Ueberwurf ohne Ärmel besteht aus blauem Sammet; der Rock desselben ist ganz ohne Falten und unten in sehr tiefe, viereckige Zacken ausgeschnitten, die mit Schmelzstickerei, einem perlenbenähten Galon und einer ringsherum laufenden Schmelzfranse ausgepußt sind. Die Taille ist ebenfalls mit Schmelzpassementerie besetzt und Schultern sowie Gürtel nebst Schärpe mit Schmelzfransen versehen.

2) Theater- und Concertanzug. Gut mit rundem Kopfe aus rosenrothem ungerissenen Sammet, mit einer Schnur und Franse von weißen Perlen umgeben, oben darauf mit einem Strauße

wilder Rosen verziert. Nach hinten zu fällt ein glatter weißer Tüllschleier über den Chignon; er ist mit einem rosenrothen Atlasbande eingefast, das an beiden Seiten mit schmalen Spizen garnirt ist. Die Enden dieses Schleiers sind vorn durch einen Rosenstrauch zusammengehalten.

Das Kleid aus rosenrothem Taffet hat eine ausgeschnittene Taille, die mit einer Bandruche und weißen Spizen verziert ist; die Nähte an Taille und Rock sind mit rosafarbener Schnur verdeckt, die Ärmel kurz und glatt. Der Rock, welcher eine lange Schleppe bildet, hat unten ringsherum einen Besatz von Bandruchen und breiter Angleterrespitze.

Eine kleine Mantille wird vorn vermittelst einer Schleife mit langen Enden festgehalten und ist mit einer Atlasbandruche und zwei breiten Spizenvolants ausgeputzt.

Feuilleton.

Ein Ousproquo. In einem Dorfe nahe bei Paris lebte zur Zeit Kaiser Napoleon I. ein trefflicher Pfarrer, als ausgezeichnete Schachspieler bekannt, den der Kaiser häufig besuchte, um eine Partie Schach mit ihm zu spielen. Meistens gewann der Pfarrer, obgleich Napoleon kein zu verachtender Partner war, und dann sagte dieser wol zuweilen lächelnd zu dem würdigen Geistlichen: — Sie würden einen ganz guten General abgeben!

So war das Jahr 1809 herangekommen, als eines Tages ein Ordnonanzofficier in dem Pfarrhause erschien und dem Pfarrer folgende Depesche überreichte:

„Se. Majestät der Kaiser hat Sie zum Oberst seiner Grenadiere ernannt und wünscht Sie morgen in den Tuileries zu sehen. Berthier.“

Jetzt stelle man sich das Erstaunen und die Bestürzung des guten alten Herrn vor. Als der Officier wieder fort war, drehte der Pfarrer das Schreiben um und um und murmelte:

— Das begreife, wer kann! Ich zum Oberst der Grenadiere ernannt? Der Kaiser muß verrückt geworden sein!

— Mein Gott, nein! erwiderte die alte Haushälterin. Das ist gar nicht so verrückt, sondern Ihre eigene Schuld; warum haben Sie den Kaiser so oft im Schach geschlagen?

— Ja, das ist schon wahr.

— Uebrigens ist ein Oberst wirklich etwas Schönes und Vornehmes — der Commandant Duhamel möchte schon längst für sein Leben gern Oberst sein! Ich freue mich schon darauf, Sie in der prächtigen Uniform zu sehen.

— Ja, aber Du närrische Person, begreifst Du denn nicht, daß die Geseze, die kanonischen Regeln. . .

— O, Sie fürchten sich wol vor den Kanonen?

— Ach nein, ich spreche von den kanonischen Vorschriften der Kirche — es ist unmöglich.

— Der Kaiser duldet keine Unmöglichkeit. Er will Sie zum Oberst machen und so werden Sie es sein, Sie sind es sogar schon.

— Aber ich habe nie im Leben weder einen Säbel, noch eine Flinte in Händen gehabt!

— Das ist was Rechtes! Herr Duhamel wird Ihnen schon das Exerciren und das Wischen Handhaben der Waffen beibringen.

Der Pfarrer ergriff den Besen, begann sehr linksich zu exerciren und rief dazu mit einer wahren Stentorstimme: — Gewehr bei Fuß!

Die Haushälterin klatschte in die Hände und rief begeistert: Ach! was für einen herrlichen Oberst Sie abgeben werden!

In diesem Augenblicke wurde die Thür aufgerissen und ein riesig großer Mann mit mächtigem Schnurrbarte stürzte wie eine Bombe herein. Beim Anblicke des Pfarrers, der eben mit seinem Besen anlegte und: Feuer! commandirte, blieb er plötzlich stehen.

— Was Teufel haben Sie denn hier vor? sagte er.

— Ich übe mich im Handhaben der Waffen, wie Sie sehen, mein lieber Commandant, entgegnete der Geistliche. Ich bin sogar sehr froh, daß Sie kommen, Sie sollen mir helfen. . .

— Bei was denn?

— Mich für das Kriegshandwerk auszubilden.

— Sind Sie verrückt geworden?

— Ich glaube nicht, indessen wäre es nicht ganz unmöglich.

— Ich kam eben zu Ihnen, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

— Ich stehe ganz zu Ihrer Disposition.

— Gut, ich werde Ihnen also die Waffenführung lehren, aber dafür müssen Sie mir lehren, wie ich die Messe singen, predigen, Beichte hören und die Sacramente ertheilen soll.

— Wie können Sie in dieser Weise scherzen!

— Das ist gar kein Scherz. Der Kaiser hat mich soeben zum Großalmosenier seiner Armee ernannt.

— Und mich zum Oberst der Grenadiere!

Jetzt blickten sich der Geistliche und der Soldat einander an wie zwei römische Aiguren und plakten in ein unauslöschliches Gelächter aus.

Die Adressen der beiden Schreiben waren verwechselt worden und so hatte Duhamel das für den Pfarrer bestimmte und dieser Duhamel's Ernennung erhalten. Nur die Haushälterin schien durchaus nicht befriedigt von der Art und Weise, wie sich das Mißverständniß auflöste. —r.

Ein Brief Balzac's. Folgenden Brief schrieb Balzac einst an einen seiner Verleger:

„Lieber Freund!

Ich lege in diesem Augenblicke Hand an das letzte Capitel des Romans, den Sie verlegen wollen. Da mein letztes Werk jedoch nicht die Aufnahme beim Publicum gefunden, welche ihm gebührte, so machen Sie mir das Vergnügen, das jetzige nur auf Zuckerpapier zu drucken. Man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen, — also ist das Zuckerpapier für das gegenwärtige Publicum vollkommen gut genug.

Ganz der Ihrige

Honoré de Balzac.“ —r.

Americanische Toiletten. Wenn sich hier bei uns die Pepa's und Chemänner beklagen, daß ihre Frauen und Töchter zuviel Puß bedürfen — was würden sie erst sagen, wenn sie von den Kleidern einer americanischen Lady hören?

Die Gattin eines New-Yorker Geschäftsmannes, Frau A., nahm vergangenen Sommer zu ihrer Badereise nach Saratoga

nicht weniger als 107, sage hundertundsieben große Körbe, Koffer und Kisten voll Kleider mit, die doch noch lange nicht ihre gesammte Garderobe enthielten, sondern bloß soviel davon, als sie bedurfte, um dort einige Wochen mit genügendem Glanze auftreten zu können. Wenn man sich den Kopf zerbricht, wie eine Dame 107 Koffer vollpacken kann, löst uns ein kürzlich in Neu-York vorgekommener Rechtsfall dieses Räthsel in vollständigster Weise.

Im Hause eines bekannten Rechtsgelehrten war Feuer ausgebrochen und hatte vielen Schaden angerichtet, wenn es auch bald genug gelöscht worden war. Unter den verbrannten Gegenständen befand sich auch die sämmtliche Garderobe seiner Tochter, welche jedoch glücklicherweise versichert gewesen, so daß der Vater von der Versicherungsgesellschaft Ersatz verlangen konnte. Die geforderte Ersatzsumme belief sich indessen auf nicht weniger als 21,000 Dollars und die herzlose Versicherungsgesellschaft weigerte sich, eine so hohe Summe zu bezahlen, da sie es nicht für möglich hielt, daß die Kleider einer jungen Dame solchen Werth besitzen könnten. Sie verlangten eine Liste der verbrannten Gegenstände, welche ihnen von der Miß selbst mit aller wünschenswerthen Genauigkeit geliefert wurde, indem sie stets eine solche unterhalten mußte, die sie jeden Tag durchging, um zu überlegen, was sie anziehen sollte. Auf der Liste standen verzeichnet:

Sechszwanzig Kleider aus Seidenstoff und Atlas.

Zwei Sammetkleider.

Vierundzwanzig Anzüge aus Popeline, Kaschmir, Grenadine und indischem Musselin mit seidnen Unterkleidern zu letzteren.

Einundzwanzig vollständige Garnirungen aus Brüsseler, Valenciennier, Honiton- und anderen Spitzen zu Volants, Tunica's etc.

Neun Jäckchen zum Hausgebrauch und siebzehn Mäntel, Mantillen und Paletots zum Ausgehen.

Dies waren die neuangeschafften Sachen; daneben gab es jedoch sehr viele mehr oder weniger getragene Kleider, als z. B. sechs Seidenkleider in Roth, Grün, Blau, Gelb, Rosenroth, Schwarz mit Fransen, Ruch, Sammet und Spitzen verziert, deren jedes auf 190 Thaler taxirt war.

Ein blaues Gros de Naples-Kleid, mit Silber brochirt, lyoner Fabrikat, mit Silberfransen und ächten Spitzen garnirt, war auf 650 Thaler veranschlagt.

Ein taubenhalbsfarbiges Atlaskleid mit Sammet- und Spitzenauspuß nebst gleichem Paletot kostete 520 Thaler.

Ein schwarzes Sammetkleid, ausgeschnitten, mit langer Schleppe und langen, mit weißem Atlas gefütterten Aermeln, auf 500 Dollars veranschlagt.

Ein schwarzes Noirelleid zu 480 Dollars und hierzu ein schwarzer Spitzenshawl zu 900 Dollars!

Ein königsblaues Atlaskleid mit schwarzer Spitzengarnirung kostete 1500 Dollars, und schließlich ein weißes Atlaskleid mit breiten Volants, Aermeln und Borte aus Mençonspitzen ist gar auf 2500 Dollars geschätzt! Und dabei sind nur die Kosten des Materials, nicht die Macherlöhne angegeben, welche wol auch nicht unbedeutend gewesen sein mögen.

Fünf Marie-Antoinette-Fichus aus französischem Musselin sind auf 360 Dollars und achtzehn Hemden aus irischer Leinwand mit gestickten und spitzerverzierten Vorderstücken zu 250 Dollars veranschlagt.

Aeble Folgen des Pfeifens im Theater. In einem pariser Theater, wo ein neues Stück gegeben wurde, hatte ein älterer, sehr lebhafter Herr einen Orchesterplatz inne; neben ihm befand sich ein sehr eleganter junger Mann, dessen Aeußeres und Accent den vornehmen Engländer zu verrathen schienen. Während des ersten Actes hatten Beide zwar kein Wort gewechselt, sich einander jedoch alle nachbarlichen Höflichkeiten erwiesen, indem sie sich gegenseitig den Theaterzettel und Operngucker angeboten. Beim zweiten Acte wurde eine Unterhaltung angeknüpft, bei welcher Gelegenheit der ältere Herr auch von seiner Wohnung sprach — vielleicht nur, weil sein Nachbar das Gespräch darauf hingeleitet hatte.

Im dritten Acte ereiferte sich der Ältere von den Beiden über das Stück und die Schauspieler so heftig, daß er seinen Schlüssel hervorzog und in höchst energischer Weise darauf zu pfeifen begann. Da neigte sich der junge Gentleman zu ihm und sagte leise: „Ich will Ihnen lehren, wie Sie viel besser pfeifen und Ihr Mißfallen ausdrücken können; leihen Sie mir einmal auf einen Augenblick Ihren Schlüssel, Sie sollen sehen, wie man das bei uns macht.“

Währenddem fällt der Vorhang, der Act war zu Ende, der Engländer fühlt das Bedürfnis, etwas frische Luft zu schöpfen und geht hinaus. Sein Nachbar wartet geduldig auf seine Wiederkehr, aber der vierte und fünfte Act gehen vorüber, das Stück ist zu Ende — der Engländer kommt nicht wieder und mit ihm ist der Schlüssel verschwunden, den unser Mann doch braucht, um heimkehren zu können. Er wird jetzt sehr unruhig und entschließt sich endlich, nach Hause zu gehen — dort wird er schon Gelegenheit finden, seine Thüre öffnen zu lassen. Als er zu seiner Wohnung gelangt, ist er nicht wenig erstaunt, als er sieht, daß der Schlüssel ganz ruhig im Schlüsselloch steckt, allein noch viel größer wird sein Erstaunen, als er beim Eintreten den Schreibtisch erbrochen und alles vorhandene Geld nebst dem Silberzeug und sonstigen werthvollen Gegenständen gestohlen findet. Nun blieb ihm freilich kein Zweifel mehr über die Respectabilität seines Nachbarn, dem er so naiv selbst die Mittel an die Hand gegeben, ihn auszuplündern, indem er ihm nicht bloß seine Wohnung bezeichnet, sondern ihm auch noch überdies den Schlüssel dazu anvertraut hatte.

Hätte er nicht das Theaterstück ausgepfeifen, wäre ihm vielleicht das Alles nicht passiert! —r.

Pariser Preise. Die Nordbahn zu Paris soll am Namens-tage der Kaiserin nicht weniger als 150 Kisten mit Blumensträußen für Ihre Maj. nach Compiègne befördert haben, welche von den Eingeladenen, den Ministern, der Diplomatie, der kaiserlichen Garde u. s. w. gesandt worden waren. Die meisten dieser Bouquetts hatten den Werth von 400 bis 500 Fr.!

Ein moderner Wucherer. Die Wucherer, welche in engen schmutzigen Gäßchen, feuchten Kellerlöchern oder halbzerfallenen Dachstuben wohnen, mit rothen Haaren, borstigen Bärten, schielenden Augen und hinkenden oder krummen Beinen, in den abgeschabten fettfleckigen Röcken und kurzen gestickten Beinkleidern, sie werden heutzutage immer seltener, und bald dürfte die Zeit kommen, wo derartige Exemplare nur noch in Romanen und Theaterstücken zu finden sein werden.

Die moderne Cultur hat auch den Wucherer belect.

Wir wollen einem solchen Exemplare moderner Gattung, wie man sie jetzt in allen großen Städten findet, unseren Besuch machen. Auf unser Klingeln an der Thüre eines sehr eleganten Hauses öffnet ein Bedienter in eleganter Livree.

— Ist der Herr zu Hause?

— Zu dienen, er ist in seinem Bureau.

Wir schreiten durch eine Reihe wahrhaft prächtig und geschmackvoll möblirter Zimmer, bis uns am Ende des vierten oder fünften ein eleganter Herr mit wohlfrisiertem Kopfe, schön gepflegtem Barte und feinen weltgewandten Manieren aus einer Glashüre entgegentritt. Er hat ein interessantes, fast schwermüthiges Gesicht und wenn wir ihn nicht kannten, würden wir ihn unbedenklich seinem ganzen Wesen nach für einen Künstler halten.

— Erlauben Sie uns vielleicht, Herr N., Ihre interessanten Albums anzusehen?

— O, mit Vergnügen, sagt unser Zinsenkünstler und führt uns in einen Salon, wo auf geschlitzten Tischen Photographiealbums in reichen Einbänden liegen.

Hier finden wir die Porträts der merkwürdigsten und bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt, Adlige und Bürgerliche, Geschäftsleute, Aerzte, Künstler, Journalisten — Alle buntdurcheinander. Sie waren oder sind alle Gläubiger des Herrn N.; bei jedem Geschäft, welches dieser Herr macht, begehrt er um einige Procente mehr, von denen er nur abläßt, wenn man ihm seine, das heißt des Gläubigers Photographie mit irgend einem Autograph dazu giebt.

So entstanden diese Albums, die wirklich sehenswerth sind. Blättern wir ein bißchen hinein: Hier ist das Porträt des bekannten Advocaten A., unter welches er geschrieben:

— „Geld ist uns Recht, aber billiger sollte es sein!“

Dort das Bildniß einer gefeierten Soubrette; darunter liest man:

— „Was nützt uns aller Humor, wenn man ohne Geld nicht fidel sein kann?“

Hier ist einer unserer berühmten Tragöden; er giebt folgendes Distichon zum Besten:

„Was einst für Griechen und Römer das ewiglich dräuende
Fatum,

Das sind in heutiger Zeit Männer des — Wuchers für
uns!“

Schließen wir mit einem unserer gewandtesten politischen Redner. Unter seiner Photographie findet man die beredte Zeile:
„Reden ist Silber — wenn man nur darauf was giebt.“

Man sieht, diese Albums bieten Stoff genug zur Unterhaltung, wobei wir gestehen müssen, daß Herr N. noch manche pikante und wichtige Anregung dazu giebt. Wenn ihm Jemand Vorwürfe über die Art seines Geschäfts macht, so antwortet er sarkastisch: „Was wollen Sie? Warum sagte der Bettler: Vergelt's Gott tausendmal!?“ Wenn Wucher nicht ein böses Wort für eine unschuldige Sache, das heißt für die Zinsfreiheit wäre, müßte es ja heißen: „Vergelt' es der Himmel mit fünf, höchstens sechs Procent! Und von hundert-, ja tausendfachem Lohne edler Handlungen dürfte nicht einmal in Sittenromanen die Rede sein.“

—r.

Sonst und jetzt. Vor dreißig Jahren wurde das Gros Stahlfedern im Ganzen mit 5 Shillingen bezahlt, während es jetzt von der geringsten Sorte Federn zu 1½ und 1¼ Pence zu kaufen ist. Wenn man sich nun erinnert, daß jedes Gros 144 Stahlfedern zählt, von denen jede wenigstens zwölf verschiedene Proceffe erfordert, so zeigt die Thatsache, daß sie doch zu dem Preise von 1¼ Pence geliefert werden können, welche Erfolge durch die Theilung der Arbeit, mechanische Geschicklichkeit und Maschinen erreicht werden können.

Folgen des Superlativs. Daß der Gebrauch des Superlativs der Eigenschaftswörter, der in so hohem Grade üblich ist, Gefahren mit sich führt, zeigt folgender Vorfall. Ein Mann schrieb während einer Reise an seine Gattin und begann mit den Worten: „Meine theuerste Marie!“ Mit ungehörter Post erhielt er eine kalte Antwort, welche lautete: „Erlaube mir entweder Deine Grammatik oder Deine Sittlichkeit zu verbessern. Sage mir doch gefälligst, wer Deine anderen theuern Marien sind.“ C.

Albumblätter.

Die Blume der Liebe will mit Thränen begossen sein.

Jördens.

Das Urverhängniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe
Durch lange Folgen von Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich bis zur Folter quälen,
Im Schicksal anders eingereicht.

Seume.

Das Wort Stiefkind hat für ein edles christliches Weib
keinen Sinn.

Schwarz.

Räthsel und Aufgaben.

Mit dem G silberreich,
Mit dem J das Himmelreich,
Mit dem D gar sanft und reich.

Zweisyllbig stellt — o schwach und grau,
Verfunken in Calamität —
Ein Hoherpriester sich zur Schau.
Dreisyllbig ist es ein Prophet;
Viersyllbig eine holde Frau,
Boll Mutterlieb' und Pietät.
Wißt Ihr, was in der Bibel steht,
So kennt Ihr alle Drei genau.

Welcher Spruch hat für die Wirthe den meisten Werth?
Was sind Bettler?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 48.

Bär.

Untiefe.

Großes Amt macht einen reichen Amtmann.

Herodot.

Briefpost.

Herrn A. Eydner in Greiz. Mit Vergnügen wollen wir uns nach den betreffenden Firmen erkundigen und Ihnen Mittheilung machen, obgleich wir den fraglichen Artikel für sehr unpractisch halten.

Herrn Oskar D. in Dr. Ihr Brief ist leider unbestellbar, denn Adressat ist bereits seit zehn Jahren nicht mehr unter den Lebenden!

Hrl. M. v. S. in Schl. Das der heutigen Nummer beiliegende Modenkupfer wird Ihnen die gewünschte Auskunft ertheilen.

Hrl. Anna Schr. in B. Ihr Länger ist in seinem Rechte; es soll uns freuen, wenn Sie uns gütigst wissen lassen, wie sich die Angelegenheit noch abgewickelt hat.

Hrl. Th. v. S. in R. b. B. Die Farbzusammenstellung ist wol in keiner Weise zu empfehlen, wir ratben Ihnen, statt grün ein mattes Gelb wählen zu wollen.

Hrl. Helene V. . . . n in Meiningen. Wir würden entschieden zu dem betreffenden Besatz nicht Atlas, sondern Sammet nehmen, dessen Eleganz durch eine Gulpure-Einfassung noch sehr erhöht werden würde.

Herrn Stud. v. Th. in Bonn. Die eine Aufgabe ist ganz charmant, die andere setzt aber eine so genaue Kenntniß des Bier-Komments voraus, als daß sie von unsern Leserinnen gelöst werden könnte. Höflichsten Dank.

Hr. Hofr. v. M. in Berlin. Erst heute sind wir im Stande, Ihnen das gewünschte Recept zum „Tyroler Strudel“ mittheilen zu können, das uns von auswärts eine lumbige Hand zustellte. Es lautet also: Man macht einen guten Blätterteig, rollt ihn mehr länglich als breit aus, wiegt $\frac{1}{2}$ Pfund Mandeln recht fein zusammen, eben so viel feingestohlenen Zucker und das Gelbe einer Aepfelsine, giebt dieses in einen tiefen Napf, drei ganze Eier und fünf Dotter dazu, rührt es $\frac{1}{2}$ Stunde recht zu Schaum, streicht es auf den ausgezogenen Blätterteig, streut 6 Loth in Scheiben geschnittenen Citronat darüber, rollt den Strudel locker zusammen, giebt ihn in eine mit Butter bestrichene Form, bestricht ihn mit Eigelb und bäckt ihn schön.

Intelligenzblatt zur Aoden-Beitung.

So eben ist bei Carl Kümpler in Hannover erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Verschlungene Wege.

Roman von Levin Schücking.

Drei Bände. Octav. Geheftet 5 Thlr.

Der berühmte Romandichter entwirft in diesem seinem neuesten Werke ein Lebensbild, das in seinem Rahmen die verschiedensten Personen und Gegenden umfaßt und durch geniale Erfindung, durch den Zauber der dem Verfasser eigenthümlichen Darstellung, durch seine Charakteristik und immerdar fesselnde und spannende Handlung zu dem Vorzüglichsten gehört, was auf dem Felde der Romandichtung geschaffen worden ist.

Die anerkannt vorzügliche und sehr beliebte Ausgabe des altbewährten Gebet- und Erbauungsbuches

Thomas von Kempen

4 Bücher von der Nachfolge Christi

für evangel. Christen bearbeitet und mit Beicht- und Communiongebeten versehen von Dr. A. L. G. Aehl, mit Holzschnitten und vielen Initialen von Kreischnar nach Zeichnungen von Strähuber, erschien soeben 21 Bogen stark in 11. Auflage und empfehlen wir solche auch ferner als eine ebenso prachtvolle, wie gehaltreiche Weihnachts- und Festgabe.

Preis elegant broschirt 10 Sgr.; gebunden, ganz Leinen, Goldschnitt mit reicher Decken-Verzierung 20 Sgr.

Pracht-Ausgabe auf feinstem Velinpapier mit vermehrtem Bilderschmuck, in gediegenem, der schönen Ausgabe entsprechendem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Hildburghausen. Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Die im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung erscheinende

Novellen-Zeitung.

Eine Wochenchronik für Literatur, Kunst, schöne Wissenschaften und Gesellschaft

gehört zu den gediegensten belletristischen Blättern der Gegenwart. — Sie zählt zu ihren regelmäßigen Mitarbeitern:

Otto Banck, E. Freiherrn v. Bibra, Alfred Waldau, Louise Otto, Bernd von Guseck, St. Grafen Grabowski, Marie v. Roskowska, Ewald August König, F. Cofmann, A. Görking, Carl Freiherrn von Kessel, E. Geufinger, D. von Wilsche, Dr. P. Wigand u. v. A.

Die Novellen-Zeitung bringt Romane, Novellen, Genrebilder und Skizzen, interessante Schilderungen aus der Natur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Politik und Gesellschaft, sowie namentlich Otto Banck's Berichte über Kunst und Literatur, so daß sie an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von keinem andern Blatte übertroffen werden dürfte.

Dieselbe erscheint wöchentlich ein Mal in 2 Bogen hoch 4. und beträgt der Preis pro Quartal 1 Thlr. 10 Sgr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Gewinn- und Verlust-Conto

über die 1400 Compagnie-Scheine 70. Lotterie bei August Kind in Leipzig.

1400 Loose	1. Classe à 10 ¹ / ₅ Thlr.	Thlr.	14280	—	—	51 ¹ / ₄ Gewinne in 1. Classe Netto	Thlr.	1555	25	7	
1348 ³ / ₄	2. „ à „ „ „	„	13757	7	5	52 ⁵ / ₈ „ „ 2. „ „	„	2061	24	—	
1296 ¹ / ₈	3. „ à „ „ „	„	13220	14	5	46 „ „ 3. „ „	„	2207	16	9	
1250 ¹ / ₈	4. „ à „ „ „	„	12751	8	5	49 ³ / ₈ „ „ 4. „ „	„	2980	6	3	
1200 ³ / ₄	5. „ à „ „ „	„	12247	19	5	487 ³ / ₈ „ „ 5. „ „	„	35453	17	1	
							Per Verlust (was den Schein mit Thlr. 15. 21 Ngr. 4 Pf. trifft).	21997	20	—	
Thlr.								66256	20	—	—

Bilanz-Conto.

Bezahlt sind hierauf auf 1400 Scheine à 25 Thlr.	35000	—	—
ab:			
Verlust ergibt sich wie oben	21997	20	—
Bleiben zum Wiedervertheilen	13002	10	—
was den Schein mit Thlr. 9. 8 Ngr. 6 Pf. trifft.			

Gegen Rückgabe der Original-Compagnie-Scheine können die Ueberschussbeträge von Thlr. 9. 8 Ngr. 6 Pf. vom 28. November 1866 an, täglich an meiner Casse in den gewöhnlichen Geschäftsstunden erhoben werden.

Leipzig, den 24. November 1866.

August Kind.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Neue wohlfeile Gesamt-Ausgabe in elegant brochirten Bänden.

MOZART'S Sonaten für Pianoforte.

Complet No. 1—17. Mit Mozart's Portrait. Ein Band. Pr. 3 Thaler.

HAYDN'S Sonaten für Pianoforte.

Complet No. 1—34. Mit Haydn's Portrait. Zwei Bände. Pr. 5 Thaler.

Früher erschienen schon:

BEETHOVEN'S Sonaten für Pianoforte.

Complet No. 1—38. Drei Bände. Brochirt 15 Thaler. Elegant gebunden 16 Thaler 15 Ngr.

In unserem Verlage sind soeben vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Werke

von

Adolf Böttger

in sechs Bänden,

bis Weihnachten noch zum billigen Subscriptionspreis von broch. 4 Thlr.,
geb. in Goldschnitt 6 Thlr.

I. Band: Lyrische Gedichte, II.—VI. Band: Epische und dramatische Dichtungen.

Der schon durch seine vorzügliche Byron-Üebersetzung berühmt gewordene Dichter übergibt hiermit dem Publicum seine Originaldichtungen in einer schön ausgestatteten billigen Gesamtausgabe im beliebten Schillerformat. — Die Einzeldichtungen Böttger's wurden schon bei ihrem Erscheinen von den größten Zeitgenossen und Dichtern, wie Humboldt, Tied, Uhland, Rückert, Eichendorff u. A. anerkannt, von den bedeutendsten Componisten, wie Mendelssohn, Schumann, Gade, Hiller u. A. in Musik gesetzt; die Kritik gab ihre verschiedenen, doch im entschiedensten Beifalle übereinstimmenden Urtheile; Männer, wie Marggraff, Gottschall, Jung, von Sivers, Walbau, Rogge, Wahl, Dr. Andree u. A. haben die Werke des Dichters in glänzenden Besprechungen geprüft und gefeiert. Böttger reist sich in würdiger Weise unseren classischen Schriftstellern an.

Möge nun auch das Publicum das Seinige thun und die genialen Schöpfungen dieses von ungewöhnlichem Gestaltungs- und Formvermögen zeugenden deutschen Dichters sich zu eigen machen, welcher, der göttlichen Kunst sein Leben widmend, schon in seinen frühesten Distichen den trefflichen Spruch gab:

„Religionen zerfallen, es schwinden die höchsten Systeme,
Nur, wie die Sonne verkärt, leuchtet die ewige Kunst.“

Dürr'sche Buchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage von Carl Rümpler in Hannover.

Spielwerke

mit 4 bis 48 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Glockenspiel, mit Stimmstimmern, mit Mandolinen, mit Expression etc. Ferner:

Spieldosen

mit 2 bis 12 Stücken, worunter welche mit Necessaires, Cigarrentempel, Schweizerhäuschen, Photographicalbums, Schreibzeuge, Cigarrenetuis, Tabaksdosen, Nähmaschinen, tauzende Puppen, alles mit Musik. Stets das Neueste empfiehlt
H. H. Heller in Bern. Franco.

Diefe Werke, die mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erheitern, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen. Lager von fertigen Stücken. — Reparaturen.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesetzlich garantiert. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante Zangerhausen.

Nervöser Kopfschmerz

(Migraine) wird durch das Mittel von **Dr. v. d. Velde**, Districtsarzt zu Zell a. d. Mosel, früher zu Rheinboellen, binnen 10 Min. sicher und vollständig beseitigt. Preis für 12 Portionen 1¹/₂ Thlr. Bestellungen franco.

Nr. 50.

1866.



Redaction: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Zwei verwöhnte Kinder.

Novelle nach dem Leben erzählt

von

Anna Köhn.

(Schluß.)

Hedwig schlug vor, im Camelienghause zu promeniren und erzählte, wie folgt. „Ein Freund meines seligen Vaters hatte noch nicht, wie es sonst so häufig geschieht, die Dienste vergessen, die dieser ihm geleistet. Er rief mich, die von Gläubigern gedrängte, gänzlich verarmte Tochter zu sich, um mir auf einem seiner Landgüter einige Tage der Erholung und Ruhe zu bieten. Ich hatte mich längst von meiner Vaterstadt weg in diese Residenz gewendet und gab Unterricht in der Musik und Literatur. Die früheren Bekannten und Freunde waren also meinem Gesichtskreise entrückt worden. An einem nebligen Herbstmorgen, als ich mich weit in den Wald hinein gewagt hatte, welcher das Besitztum meines Gönners zum Theil umgiebt, siehe ich plötzlich an einer Parkthüre, die nicht fest verschlossen ist. Schöne Laubgänge im buntesten Herbstschmucke, verschlungene Pfade, mit goldenem Geblättern bestreut, locken mich, hineinzutreten. Ringsum herrschte tiefe Stille, nur ein schwermüthiges Säuseln zog manchmal, wie ein Seufzer aus bellommener Menschenbrust, durch die Wipfel. Ihm stürzten die rothen und gelben Blätter nach. In meine

eigenen schmerzlichen Gedanken versunken, wandelte ich durch das rauschende Laub, das meine Füße mit herbstlichem Morgenthau benezte. An einer Biegung des Weges blicke ich um und gewahre eine hohe edle Frauengestalt, welche mir mit langsamen unsicheren Schritten zu folgen scheint. Sie mußte einst schön gewesen sein, diese blasse Frau. Ihr großes dunkles Auge war fragend auf mich gerichtet, aber es lag zugleich etwas so Wehmüthiges und, wie sie es schärfer auf mich heftete, so Geisterhaftes in seinem Strahle, daß ich mich seltsam erschüttert fand. Ich ging ihr bellommen entgegen. Ohne meinen Gruß zu erwidern, nahm sie meine Führung an und nun erst bemerkte ich, daß sie in der zitternden Rechten ein ganz vergilbtes abgegriffenes Papier hielt, welches sie in den Kleiderfalten zu verbergen strebte. Nachdem ich sie eine Weile behutsam geleitet hatte, stand sie still, sah mich mit einem überaus gütigen Blicke ihrer schönen Augen an, legte mir die zitternde Hand auf's Haupt und sagte mild: „Du gutes Kind, wo bist Du her? Komm, lies mir das!“ Sie gab mir das vergilbte Blatt. „Seit mehren Tagen kann ich's nicht mehr lesen, es zittert mir vor den Augen, auch vergeß' ich's gleich wieder. Sie wollten mir's nehmen, wollten mir meinen einzigen Trost nehmen, aber da schrie und weinte ich. Sie sagen, das hat mich krank gemacht. Niemand will es mir vorlesen, sie sind taub meinen Bitten. Komm Du und lies mir's.“ Scheu blickte sie umher. Da aber Alles still und leer blieb im Parke, winkte sie mir und ich entzifferte mit Mühe die wol oft von Thränen be-

negte Schrift: „Theuerste Mutter, sei ruhig, ich werde wieder brav und Du wirst gesund, ich küsse Deine lieben Hände; bald, bald bin ich bei Dir.“ Das war ungefähr der Inhalt des Briefes — die Unterschrift — hier zitterte die Stimme der Erzählerin hörbar — „war unleserlich geworden, ich konnte den Namen nicht entziffern.“

Armand, der anfangs der Sprechenden größere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, als dem Inhalte des Vortrages, war gleichwol, vom Eintreten der blassen Frau in die Erzählung an, immer unruhiger geworden und sank jetzt, überwältigt von schmerzlicher Erinnerung, mit dem Ausrufe: „O Gott, meine Mutter!“ auf eine Gartenbank hin.

Hedwig bewahrte ihre Fassung und sprach, wenn gleich mächtig bewegt, weiter, wie folgt. „Bebend vor Entzücken, küßte mich die edle Frau auf die Stirn und lispelte in einem Tone, den ich nie, nie vergessen werde: „Gott segne Dich, mein Kind, ich habe es aus Deinem Munde gehört, er wird wieder brav, mir zu Liebe. Nein, er ist nicht schlecht, er kann nie ganz sinken, es ist unmöglich. Er wird sich wieder aufrufen — und wenn er auch nicht kommt — zu mir nicht kommen kann — ach! es ist so lange her, daß er nicht bei mir war! — dann sage Du es ihm, mein Kind, sage es ihm, wenn ich ihn nie wieder sehe, was seine Mutter von ihm denkt, von ihm erwartet.“ Hier unterbrach sie sich plötzlich, entriß mir hastig das Blatt und deutete vorwärts. Es näherten sich zwei Frauen, die sehr bestürzt schienen, als sie uns erblickten. Die Kranke winkte mir heftig, seitwärts zu treten, und als ich nicht gleich gehorchte, drückte ihr schönes Gesicht so großes Bangen aus, daß ich mich um so schneller entfernte, um ihr keine üble Empfindung zu verursachen. Hatte ich sie doch längst erkannt, die einst so gefeierte, liebenswerthe Frau. Ich erinnerte mich auch, gehört zu haben, daß es nöthig geworden war, sie einer Anstalt zu übergeben, weil, trotz vieler lichten Augenblicke, ihr Zustand dennoch eine fortwährende ärztliche Ueberwachung erforderlich mache. Am anderen Morgen überbrachte mir eine der Wartefrauen, welche mich gesehen und erkannt hatte, die Nachricht ihres Todes. Sie hatte meiner gedacht, als ihrer Trösterin, als ihrer letzten Wohlthäterin und mich gesegnet. Ich eilte hin, begrub sie in einem Meere von Blumen und legte ihr die theueren Schriftzüge des fernen Sohnes an das treue Mutterherz.“

Eine große Pause trat ein. Armand lag auf der Bank und hielt das Haupt mit beiden Händen. Er athmete schwer. Als Hedwig eine Zeitlang vergeblich auf ein Wort von ihm gewartet hatte, sprach sie leise, indem sie sich zum Abschiede rüstete:

„Anderthalb Jahre trug ich dieses theure Vermächtniß Ihrer seligen Mutter mit mir herum, ohne daß ich es im Sinne der edlen Frau zu verwerthen vermochte. Sollte ich Ihnen nach Paris schreiben? Wir hatten uns stets so fern gestanden und Sie — so erzählte man sich — lebten dort ein so genussreiches zerstreutes Leben, daß ich mein Erinnerungskleinod zu entweihen geglaubt hätte, wenn ich es in jenen Strudel schleuderte, wo es doch nutzlos verschwunden wäre. Seit der kurzen Zeit aber, wo Sie den Boden der deutschen Heimath wieder betreten haben, habe ich viel und schwer mit mir gerungen. Meiner Stellung war ich es schuldig, mich von Ihnen fern zu halten, sonst hätte ich es vielleicht gewagt, Sie zu mir zu rufen — dazu — ich muß bekennen — wurden Sie mir vom Gerücht schlimmer geschildert, als ich Sie nun gefunden habe. Aber Etwas weiß ich bestimmt, ich hielt es für einen Wink der Vorsehung, daß ein seltsamer Zug Sie eben so oft in den Wintergarten führte, als mich. Wo hätte ich Ihnen sonst begegnen sollen, da ich keine Gesellschaften besuche und Sie die Familienkreise meiden, in denen ich mich bewege? Und nun leben Sie wohl, Herr von Wilson. Ich danke Gott, daß es so kam, wie es gekommen ist. Der Geist Ihrer edlen Mutter hat über dieser Stunde gewaltet. Möge er ferner mit Ihnen sein, sowie er mich vorhin antrieb, trotz dem Kampfe, den ich mit der Schüchternheit des Mädchens in mir zu bestehen hatte, zwischen Sie und Ihren Freund zu treten. Leben Sie wohl!“

Hedwig wandte sich zum Gehen. Da sprang Armand auf, ergriff ihre Hand und indem er dieselbe an sein klopfendes Herz drückte, rief er: „Dank, Dank für Alles, Alles! Ewigen Dank!“ und verließ mit raschem Schritte das Camelienghaus. Hedwig sah ihm nach, sie sah, wie im nahen Palmenhause Georg von Mertens den Eilenden erreichte und festhielt und ein tief bängliches Gefühl zog in ihr Herz ein.

„Sein böser Genius!“ flüsterte sie und schritt dem Ausgange des Gartens zu. Dort traf sie Selma.

„Bald wird eine Droschke hier sein,“ sprach diese. „Es kostete Mühe, eine zu finden. Vielleicht aber kommt der Omnibus noch früher. Es ist ganz unmöglich, bei den überschwemmten Wegen zu Fuß nach der Stadt zurückzukehren. Wir müssen warten.“

Hedwig war froh, daß ihre Freundin so ganz absorhirt von dieser Angelegenheit schien und also die Aufregung nicht bemerkte, wenigstens nicht darnach fragte, welche doch in Hedwig's Gesicht und ganzem Wesen erkennbar war. Sie ließ den dichten Schleier vor ihr Gesicht fallen und sagte zu Selma so gleichgiltig als möglich: „Wir werden die Ouverture versäumen.“

Unterdesseu hatte Georg Armand in der vorher geschilderten Stimmung angetroffen, die er aber gar nicht beachtete, ja nicht einmal gewährte.

„Schlechter Freund!“ rief er hastig, „Du hast es nicht um mich verdient, aber Edelmuth ist nun einmal meine schwache Seite. Es ist Alles arrangirt. Ich benutzte einen magern petersburger Professor und Naturforscher — hahnebiegener Streithengst — um den alten Bezold, der sich auch auf den Gelehrten spielt, in einen ganz verwurzelten Streit über die Wurzelsprosser zu verwickeln. Die alten Kerls haben sich so verfrisst und verbissen in dem Wurzelgeschlinge, daß gar nicht abzusehen ist, wann die Raibalgerei enden soll. Unterdesseu erschien Romilde — tief verschleiert — hinter einer hundertjährigen Stechpalme. Ich erkannte sie an dem wackeligen Gange, der ihr unter den Löwen der Residenz den Spitznamen: »Die Gewächshausente!« zugezogen hat. Was war zu thun? Du promenirtest dort mit der Lastenklopperin — Romilde wäre außer sich gerathen, hätte sie das gesehen. Ich fing sie also ab, um Dir, Unvorsichtiger, den unvergleichlichen Goldfisch zu retten. Als das Beste erschien es mir, mich für Deinen Abgesandten auszugeben, sie wußte um unsere Freundschaft. Ich schilderte Deine Liebenswürdigkeit und Verliebtheit in sie in allen sieben Regenbogenfarben; sie seufzte immer tiefer, immer höhler. Höre, sie muß einen etwas starken Hals haben, denn das Seufzen klang wie ein gesundes Schnarchen. Dann zürnte sie: »Er kam nicht selbst, der undankbare Vornehme? Ich werde ihm schreiben und Ihnen den Brief in den Garten bringen. Er kam nicht selbst — es ist entsetzlich — abscheulich! Ach! —« stöhnte sie plötzlich und wollte mir mit coquettem Schwunge in die Arme sinken, indem sie zugleich den Schleier lüftete und mich hülfbedürftig anstarrte. Ich aber überließ es dem nahen Springbrunnen, sie zu erfrischen und einer stämmigen Aloë, sie aufzufangen, stürzte hierher, um Dich darauf vorzubereiten, daß sie bald kommen wird, um Dich zu beschwören, daß Du sie nun selbst empfängst und den Fehler wieder gut machst, ein zweites Rendezvous verabredest, oder auch gleich mit ihr vor den Vater Bezold trittst —“

Hier unterbrach sich Georg in seinem Redestusse und stierte Armand in's Gesicht. Es war offenbar, daß derselbe kein Wort von dem Erzählten vernommen hatte. Geistesabwesend starrte er den Laubengang hinab, wünschend, Hedwig möchte sich am Ende desselben noch einmal zeigen, denn er bereuete, daß er sie in der ersten Bestürzung so schnell verlassen hatte.

„Bei diesem Wetter,“ sprach er vor sich hin, „kann sie ja nicht nach Hause zurückkehren. Ein Wagen hat sich aber am Portale noch nicht gezeigt.“

Georg bezog Alles auf Romilde und war eben in Begriffe, Armand aufmerksam zu machen, daß sie von dieser Seite unmöglich kommen könne, als ihn Jemand leise auf die Schulter klopfte.

„Gerechter!“ rief Georg erschrocken aus. „Ich dachte, es wäre ein Polizist,“ setzte er leiser hinzu. Ein Gärtnerbursche überreichte dem schnell wieder Gefassten ein Briefchen und verließ ihn eben so geheimnißvoll, als er gekommen war.

„Lies, lies, von ihr! von Romilde!“ flüsterte Georg dem Freunde in freudiger Bewegung zu.

„Lies Du!“ entgegnete trocken Armand und wandelte unruhig hin und her, wie Jemand, der einen Entschluß wägt und nicht mit sich einig werden kann. Georg las und lachte mehrmals laut auf über die Orthographie Romildens's. Leise sprach er: „Sie opfert Dir ganze Schaaren Verehrer ohne h — sie liebt Dich ohne das nöthige e — soll wol heißen Ehe. — Zwar wird ihr Vater sie anfangs hassen bis in den Tod — der Tod hinten hart — na, der Tod ist immer hart, hinten und vorn — aber wenn Du dankbar anerkennst, welches Glück Du zu machen im Begriffe stehst — machen mit dem g — Magen — gehört ein guter Magen dazu —“

Armand nahm Georg den Zettel aus den Händen und zerriß ihn.

„Und so weiter,“ sprach er mit bitterem Hohne. „Ich habe das ganze Glück bereits im Magen. Dankbar anerkennen, was eine geldstolze ungebildete Rärin, ein Frauenzimmer ohne Geist und Gemüth mir zu opfern meint? Nimmermehr! — Gott sei Dank, mein männlicher Stolz regt sich noch zu rechter Zeit.“

Georg stand verblüfft. „Du bist wol übergeschnappt in der Hitze des Palmenhauses?“ fragte er tonlos. „Das große Vermögen Romildens — der Abgrund der Armuth vor Dir —“

„Abgrund?“ rief Armand. „Ja, aber ein anderer, als Du meinst, guter Geselle.“

„Ha, so willst Du wieder zur Juristerei?“ stammelte Georg ganz entsetzt — „zur Juristerei, die Du noch vor einer halben Stunde tödtlich verabscheuest? Bist Du wahnsinnig? Ist da noch eine Wahl, wo es sich handelt, entweder Actuarius mit 300 Thalern Gehalt oder Rothschild zu werden? Was soll ich denn ohne Romildens Vermögen anfangen?“ setzte er fast weinerlich hinzu. „Ich fing schon an auf Dein Glück zu rechnen, hatte meine Pläne gemacht, glaubte meine ganze Zukunft durch Dich gesichert. Glaubst Du denn, ich würde mir so viele Mühe mit der albernem Coquette gegeben und Dich so liebenswürdig geschildert haben, wie Du gar nicht bist, wenn es sich nur um Dein Glück gehandelt hätte?“

„Nein, gewiß nicht,“ sagte Armand höhniß lachend.

„Aber Du wolltest mich ja erst vor einer Stunde aufgeben, ganz verlassen? So gehe doch, ich halte Dich nicht, bei Gott!“

„Herzensjunge, das war Komödie,“ erwiderte Georg. „Wenn Du Romilde heirathest, bin ich Dein für ewig.“

Armand wandte sich plötzlich zu Georg und ergriff seine Hand.

„Ich danke Dir,“ sprach er fest, „für Deine Schilderung. Noch deutlicher, als vor einer Stunde sehe ich, welche moralische Folterqualen, welche Verzweiflung, welch' geistiger Tod mich erwartet, wenn ich Romilde heirathe — ha, ein Abgrund! — Aber wisse, Freund, ich springe nicht hinein.“

Er entfernte sich schnell, um Hedwig zu suchen. Georg war außer sich.

„So springe ich,“ rief er einmal über das andere und gesticulirte in der Luft herum. „So will ich den Schatz heben, den der Unsinnige verwirft. Frisch auf, in den Kampf! Auch ich bin von Adel, wenn auch nicht von altem, denn mein Großvater war noch bürgerlich und erwarb sich den Adel erst durch seinen glücklichen Leinwandhandel. Ha — ich glaube fast, dort kommt sie, tief verschleiert, hinter der Riesenfarn hervor. Ich wage Alles! Vorwärts!“ —

Hinter der Riesenfarn hatte sich Hedwig verborgen, die sich in der peinlichsten Lage befand. Es war keine Möglichkeit, sich in dem Unwetter aus dem Garten zu entfernen und doch wünschte sie nichts sehnlicher, als ein abermaliges Begegnen mit Armand zu vermeiden. Selma, von dem Wunsche getrieben, rechtzeitig in's Theater zu gelangen, hatte sich nicht abhalten lassen, nochmals nach einem Fahrzeuge auszuspähen, und Hedwig schlich ängstlich hinter den dichtesten Pflanzenhecken hin, um nicht von Armand und noch weniger von dem ihr über Alles antipathischen Georg entdeckt zu werden.

Ihr Geschick wollte gerade das Letztere. Georg zog die sich Sträubende hervor, die sich natürlich nicht entschleiern mochte, sank vor ihr mit gemachter Ekstase auf die Kniee nieder und rief:

„Göttliche! Himmlische! Unbegreifliche! Sie winkten mir mit einer Ohnmacht, ich war zu stupid und begriff nicht. Verzeihen Sie mir die Unthat, Sie der gefühllosen Pflanzenwelt und den kalten Wassergöttern überliefert zu haben. Armand liebt Sie nicht, schönste Romilde, Sie sind ihm zu ungebildet, zu geldstolz, zu sehr zu Ohnmachten geneigt. Wenden Sie Ihr Herz mir zu, der Sie anbetet, wie einst die Juden das goldene Kalb. Wir sind einander werth, ich schwöre es, holde Romilde! Aber jener Armand, bei welchem ich schon seit längerer Zeit Anwandlungen von Tugend, d. h. von höchster Langweiligkeit verspürte, er ist Deiner, Du schönstes

Gartengewächs, unwürdig. Höre mit Indignation, was ich stark vermuthe: Er läuft einer Claviervirtuosin nach, die mit ihrer Verbildung prahlt und die ich so gern einmal blamirt hätte. Was wolltest Du, reizende Schelmin, unbegreifliche Coquette, mit dem schwerfälligen Gemüths-hammel, der nie ganz den hohen Standpunct eines hartgesottenen Roués begreifen lernte und nie aufhörte, an sentimentalen Schwankungen zu laboriren, die ihn zuletzt doch noch zum verächtlichsten aller Philister machen müssen? Zum letzten Male, lehre Dich ab von diesem schlechtesten meiner Schüler und wende, o heitere Göttin, mir, dem vollendeten Weltmenschen, dem Künstler im Bereiche der Genüsse, Dein verwandtes Ich zu. Schweige nicht länger, laß Dein tiefes Seufzen, Deine unorthographische Liebesprache wieder an mein Ohr dringen, laß mich Dein ohnmachtverkündendes Antlitz sehen —“

Hier entschleierte sich Hedwig und Georg blieb sprachlos, mit dem Ausdrucke höchster Verblüffung im Gesichte, auf den Knieen liegen.

Da ertönte eine Stimme, welche ihn sofort zum Aufspringen veranlaßte. Armand kam herbei und vermuthete bei diesem Anblicke sogleich, Georg habe Hedwig, wie er früher beschlossen hatte, durch seine Zudringlichkeiten und Sottisen beleidigt. „Niederträchtiger,“ rief er bebend vor Zorn, „Deine Frechheit geht zu weit! Du wagst es, dieses edle Mädchen, das ich an bete, wie eine Heilige, mit Deinen schaamlosen Liebesanträgen zu verfolgen? Du, dessen Lippen zu profan wären, den Saum ihres Kleides zu berühren? Hinweg! Du sollst dieselbe Luft nicht mit ihr athmen —“

„Stiekluft —“ stammelte Georg und entfernte sich. Aber vom Eingange des Gartens her rief er noch höh'nisch zurück: „Gute Berrichtung!“

Armand bat Hedwig darauf in zurückhaltendster Weise, sie in ihre Wohnung begleiten zu dürfen, um dort ein vertrauliches Wort mit ihr zu reden. Hedwig zögerte mit der Gewährung.

„Wenn Sie, verehrtes Fräulein,“ rief Armand, „in Wahrheit der Engel sind, den meine unvergeßliche Mutter mir gesandt hat, um mich vom Abgrunde des Verderbens hinwegzureißen, in welchen mich verzweiflungsvoll zu stürzen ich jetzt im Begriffe stand, so gewähren Sie mir diese Bitte. Man muß ein gutes Werk nicht halb thun und es widerspräche Ihrer edlen Sinnesart, so zu handeln — haben Sie also Vertrauen zu mir — dies Vertrauen ist mir jetzt Bedürfnis —“

„Ich vertraue Ihnen,“ fiel Hedwig mit herzlicher Betonung ein, „begleiten Sie mich und meine Freundin nach Hause und sprechen Sie sich aus.“

Armand hielt dankbar die dargebotene Hand fest und drückte sie wiederholt an seine Lippen.

„Schon so weit? Das ist mit Dampf gegangen!“ ließ sich hier Georg's Stimme vernehmen, den brennende Neugier zurückgeführt hatte.

Zu gleicher Zeit kam Selma gestürzt und rief bei dem Anblick der unerwartet vertraulichen Gruppe, in welcher sie Armand und Hedwig fand: „Um Gotteswillen, Hedwig, was ist hier vorgefallen? Und Sie, mein Herr —“

„Ich danke Fräulein Hedwig mit diesem Handkusse dafür, daß sie mir Clavierunterricht geben will,“ sagte Armand scherzend. „Die erste Lektion werde ich sogleich empfangen. Ich begleite die Damen mit Fräulein Hedwig's gütiger Erlaubniß nach Hause —“

„Unmöglich,“ rief Selma erzürnt, „ganz unmöglich — das Theater, die Entführung aus dem Serail —“

„Das Theater hat sich geändert,“ scherzte Armand weiter, den Hedwig's schweigendes Lächeln ermutigte. „Das Stück heißt: Die Entführung aus dem Wintergarten.“

„Hedwig, und Du sagst kein Wort?“ begann Selma immer dringender.

„Trösten Sie sich mit mir, Madame,“ rief hier Georg spöttisch darein. „Armand ist Ihnen verloren, mir aber auch. Er kehrt zum Philistertume zurück, ich habe es zu tausend Malen vorausgesagt. An dieser schnell aufgeblühten Freundschaft ist übrigens nur die große Hitze des Treibhauses schuld. Adieu, unverbesserlicher Philister, adieu!“ — Diesmal ging Georg, um allen Ernstes nicht wiederzukehren. —

Armand fuhr mit Hedwig und Selma nach Hause, die Damen opferten ihren Theaterabend und hatten keine Ursache, sich zu beklagen. Dort am kleinen Camine, am bescheidenen Theetische, saßen sie bald traulich beisammen und hörten Armand's Erzählung an. Er klagte sich selbst schwer an, verdamnte seinen Leichtsin, seinen falschen Stolz, der ihm so oft geboten hatte, vor den blasierten Freunden die größte Gleichgiltigkeit gegen bessere Regungen zu heucheln, während er dieselbe doch nicht fühlte. Vor allen Dingen bat er Hedwig, welche davon gehört hatte, er habe sich eine Zeitlang in Paris durch Spiel erhalten, diesen Umstand nicht so schwarz aufzufassen, als er durch das übertreibende Gerücht hingestellt worden sei.

„Ja,“ sprach er, „ich habe gespielt, um zu leben, wie Georg auch that. Aber ich spielte nicht aus Leidenschaft und hielt mich vom Hazardspiele, welches Georg's ausschließliches Feld war, fast gänzlich fern. Ich war von jeher ein guter L'hombrespieler und ein „König des Schachbretts“, wie meine Freunde mich schon in der Heimath getauft hatten. Als Mitglied zweier vornehmer

pariser Spielclubs, worin um die höchsten Summen gespielt wurde, verwerthete ich also meine Geschicklichkeit mit Glück, und trat nur dann und wann an's Roulett, wenn der Gewinn einer größern Summe in mir die Begierde nach Verdoppelung derselben rege gemacht hatte. So schleppte ich mich von einer Woche zur andern, verdamnte diese Art zu leben, fühlte mich elend dabei, entwürdigt, und schämte mich doch, so mittellos, so übel angeschrieben, wie ich es war, nach der Heimath zurückzukehren. Mein größter Feind war jene geistige und körperliche Schlassheit, die sich unserer bemächtigt, wenn ein aufregendes, unregelmäßiges, durch Nachtwachen das Nervensystem abstumpfendes Leben längere Zeit auf uns einwirken darf. Tausendmal rief es in mir: „Raffe Dich auf, Du hast Talente, Kenntnisse und Fertigkeiten!“ Umsonst — ich hatte nicht die Kraft, den innern Ruck zu vollziehen, der einem solchen Umschwunge vorhergehen mußte. Ich wartete auf eine Veranlassung von Außen und versank von Neuem in den Schlendrian der bequemen, wenn auch, wie ich tief fühlte, unwürdigen Gewohnheiten. Ein wahrer starker Freund hätte mich retten können oder — eine veredelnde Liebe.“ — Armand schwieg — erst nach einer längeren Pause fügte er hinzu:

„Einen solchen Freund fand ich nicht und — eine wahre Liebe einzulösen bin ich nicht mehr im Stande, war es, wie es scheint, nie!“

„Lassen Sie mich Ihren Freund sein, rief Hedwig mit Innigkeit. „Lassen Sie uns Pläne für Ihre Zukunft machen, denn das sage ich Ihnen, fügte sie bedeutungsvoll, wenn auch halb scherzend hinzu, „da ich mich nun einmal Ihrer angenommen habe, so dürfen Sie um keinen Preis zu Ihrer frühern Lebensweise zurückkehren.“

Armand ging freudig auf den Pact ein.

„Ich dürfte es schon darum nicht,“ sprach er entschieden, „weil ich den Fuß über diese Schwelle setzte. Würde ich von nun an nicht unbedingt ein Anderer, so würde Ihre Ehre durch meinen Besuch geschädigt und Ihre Stellung in der Welt beeinträchtigt werden. Hören Sie, was ich beschloffen habe, wenn Sie mein — Freund sein wollen, wenn Sie in meiner veränderten Lebens- und Gesinnungsweise ein Dankescherslein erblicken wollen für das, was Sie an meiner Mutter, heute an mir gethan haben: Morgen ordne ich meine Angelegenheiten. Was aus dem Schiffbruche meines Vermögens durch Vergleiche mit meinen Gläubigern zu retten ist, wird gerettet — und dann, hinein in's Feuer der Arbeit. In einer großen Provinzialstadt des Landes lebt mir ein weitläufiger Anverwandter, er ist Advocat, erfreut sich einer bedeutenden Praxis und hat sich, seitdem ich von

Paris zurückgekehrt bin, mehrmals angelegentlich nach mir erkundigen lassen. Ich habe seine Bemühungen bisher ignoriert. Jetzt ergreife ich freudig die mir dargebotene Hand. Ich trete, und wäre es als *Volontair*, in sein Bureau ein.“

„Bravo, bravo!“ riefen Hedwig und Selma wie aus einem Munde.

„Aber Eins erbitte ich mir,“ sprach Armand in stehendem Tone und sank vor Hedwig auf ein Knie nieder — „Eins erbitte ich von meinem Freunde: Briefe, viele, freundliche, herzliche Briefe! Dieser Stärkung werde ich noch bedürfen, mit so tiefem Ekel ich auch schon längst auf mein bisheriges Leben blickte und mich daraus empor sehnte — viele herzliche Briefe —“

Hedwig sagte zu. Man schied in vollster Harmonie. —

Armand ordnete seine Angelegenheiten und verließ die Residenz. Der Anverwandte nahm ihn mit offenen Armen auf und erleichterte dem „verlorenen Sohne“, wie er ihn Anfangs nannte, die ungewohnte Arbeit auf jedmögliche Weise. Da der Mann keine Kinder hatte und bereits betagt war, versprach er Armand, demselben seine ganze Praxis zu übergeben, wenn er sich hinlänglich in sein Geschäft werde eingearbeitet haben, denn er selbst sehnte sich nach Ruhe und wünsche seine Tage in einer ihm gehörigen reizenden Besitzung am Rheine zu beschließen. Dies war für Armand ein ganz außerordentlicher Sporn, um so mehr, als aus Hedwig's Briefen, auf seine inständigen Bitten um mehr als Freundschaft, die Erwidrerung seiner Neigung sprach.

Nach Jahr und Tag trat Armand, ein ganz Veränderter im Aeußern und Innern, in Hedwig's Dachstübchen. Sie saß gerade am Flügel und spielte: „Wenn ich ein Vöglein wär“ u. Bei Armand's Erscheinen schnellte sie empor und ein Jubelruf, der ihren Lippen entschlüpfte, verrieth ihr Herz deutlicher, als alle geschriebenen Worte. Armand breitete die Arme nach ihr aus, noch zögerte sie, Beide hatten sich seit dem Tage im Wintergarten nicht wiedergesehen. Da hielt sich Armand nicht länger, er drückte die Braut an sein Herz und den Verlobungsfuß auf ihre Lippen.

„Was hat uns nun so glücklich vereinigt?“ fragte er die Geliebte.

„Das heilig gehaltene Andenken an eine edle Mutter!“ antwortete Hedwig begeistert. —

Der Anverwandte hielt Wort. Armand wurde sein Nachfolger und Hedwig des „jungen Cicero's“ Gattin.

Am Hofe Karl's des Großen.

Es giebt gewisse Nachrichten aus dem Leben der Vergangenheit, die selbst von den oberflächlichsten Kreisen nicht für interesselos erklärt werden können, da sie sich auf Personen beziehen, deren Ruhm in Aller Munde ist und bleiben wird, sogar da, wo man nur Bildung erheuschelt. Dazu gehören die Schilderungen über Karl den Großen, die Gustav Freytag wieder in seinen neuen Geschichtsbildern gar anziehend hervorhebt. Hier nur einige realistische Momente:

Sehr anschaulich erzählt Karl's Biograph Einhard vom Tagesleben des gefeierten Königs, wie einfach er in Kleidung und Küche war, daß er am liebsten Braten aß, den ihm sein Koch auf dem Spieße hereinbringen mußte, und bei jeder Mahlzeit in der Regel nur dreimal trank, was ihm siebenhundert Jahre später Karl V. nachthat. Wenn er aber als Herr vor Fremden seinen Hofhalt sehen ließ, dann bedienten ihn bei Tafel die ersten seiner Großen, erprobte Kriegsmänner, als Schenken und Truchsesse, und wenn der König abgesehen hatte, wurden wieder sie von andern Edlen bedient; so ging es fort bis hinab zu den Küchenjungen, und ein unglücklicher Bischof, der in den Fasten den König gestadelt hatte, weil er bei Tage Fleisch aß, wurde von ihm verurtheilt, erst nach den letzten Dienern des Hofes zu essen. Darüber kam Mitternacht heran und der König sagte darauf in seiner belehrenden Weise: „Jetzt weißt Du, weshalb ich als der Erste schon bei Tage mit meiner Mahlzeit beginnen muß.“

War die Mahlzeit in der ersten Halle beendet und speiste das Gefolge, dann blieben die Auserwählten in gelehrteren Kränzchen beisammen. Dann saß der König, der den akademischen Namen David führte, in Mitte seiner Kinder und Gelehrten. Hier wurden lateinische Gedichte vorgelesen, welche anwesende Mitglieder des Vereins eingesandt, Verse der Alten wurden erklärt, auch wissenschaftliche Fragen gestellt und Räthsel ausgegeben, die Töchter des Königs spielten zur Harfe und Laute in neuen Weisen. Es war eine lateinische Bildung, die erste Renaissance in Deutschland, emsig war die Seele der Deutschen bemüht, nach antiken Mustern zu schaffen, in engem Anschluß an Sprache und Darstellung der römischen Vorbilder. Und wer den größten Vorrath von alter Kunst in sich aufgenommen hatte, der wurde angestaunt, und er behielt doch wahrscheinlich am wenigsten von deutscher Natur. Auch darin war König Karl größer als seine Gelehrten, denen er bewundernd zuhörte; die prächtige Gesundheit seines Empfindens erhielt ihm die Liebe zu dem heimischen Gesange, der den Gelehrten für kunstlos und barbarisch galt, weil er alle Tage auf den Straßen klang. Er ließ auch die deutschen Lieder, in denen die Großthaten der Frankenkönige besungen wurden, sammeln und niederschreiben. Und so lange die deutsche Sprache besteht, wird der Schmerz immer neu empfunden werden, daß seinem Wunsche nicht gelang, diese Sammlung auf spätere Geschlechter zu bringen. Noch in unserem Jahrhundert hat man in allen Ecken alter Bibliotheken die Handschrift gesucht. Vielleicht wurde sie bereits von seinem Sohne Ludwig vernichtet, der den heidnischen Volksgesang nicht leiden mochte.

Der König war gastfrei und sah gern Fremde an seinem Hofe. So stark war in der letzten Zeit der Fremdenbesuch, daß

die Ordnung des Hofhalts schwer zu erhalten war, das Land die Belästigung empfand und die Franken unzufrieden wurden. Karl aber kümmerte sich gar nicht darum. Es war eine bunte Gesellschaft, welche aus der Fremde kam; neben dem gelehrten Mönche aus Italien, der lateinische Verse zum Lobe des großen Königs zu machen wußte, stand im Vorzimmer der Saracenhauptling aus Spanien, mit Turban und juwelengeschmücktem Handjar, vornehme Sachsen im langen Linnengewande, der longobardische Graf in kurzem Purpurmantel, den er sich mit Pfauenfedern besetzt hatte, Awaren mit geflochtenem Haarschopf, dazwischen Gesandte des Kaisers von Byzanz, braune Mauren und schlanke Perser. Der König war gegen Alle der gastliche Wirth, froh, Geschenke zu geben und herzlich erfreut, wenn er etwas Seltenes erhielt. Die Kaiser von Byzanz hatten seinem Vater eine Orgel geschenkt, die erste im Frankenlande, dann ihm selbst eine bessere, und die himmlische Musik des Wunderwerkes wurde noch immer von Geistlichen und Laien angestaunt, wie es bald das Rollen des Donners, bald den süßen Ton der Leier und Cimbel nachahmte. Harun al Raschid sandte durch Isaaq einen Elefanten und lustige Affen, der Maurenkönig aus Africa einen Löwen und numidischen Bären. Karl aber beschenkte den Harun mit Hunden, welche so stark waren, daß sie einen Löwen packten.

Oern führte der König seine Gäste auf die Jagd, denn Waidwerk blieb ihm die liebste Erholung; der Jagdgrund, zu dem er am häufigsten zog, war der Ardennerwald. Stattlich war der Auszug der kaiserlichen Jagd, wie ihn Angilbert, der Freund und Sänger Karls beschreibt. Wenn die erste Morgenröthe auf die Berggipfel fiel, dann eilte die Schaar der edlen Knaben vor das Schlafgemach des Königs und erwartete ihn auf der untersten Stufe. In der Stadt wurde es laut, die Menge tummelte sich auf dem Plage, die Herren riefen ihren Dienern, Ros wickerte gegen Ros. Das Leibpferd des Königs wurde an die Stufen geführt, Zaum und Dede waren mit Gold geschmückt, stolz schüttelte es die Mähne und freute sich der Bergfahrt. Endlich trat Karl heraus, sein edles Haupt umschloß ein Goldreif, gewaltig war auch in der Jagdlust seine Haltung und Geberde, der Schwarm umdrängte ihn, die Knaben trugen die Jagdspieße mit spitzem Eisen, das leinene Reg mit vierfachem Saume, sie führten die halsgefesselten Hunde, Winde und Braten. Das Stadthor öffnete sich, die Hörner tönten, lustig zogen die Klänge durch die Luft, der König fuhr mit seinem Jagdgesolge ins Freie. Länger säumte die Königin; endlich kam sie aus dem Schlafgemache, gefolgt von großer Schaar. Die Locken hingen mit Purpurband durchwunden auf den hellen Hals, goldene Franzen umsäumten das dunkle Purpurgewand, an der Schulter glänzte ein kostbarer Beryll, auf der Stirn das goldene Diadem, am Halse ein Band von Edelsteinen. Die Königin bestieg ihr Ros, das feurig unter der Hand des Knaben aufbäumte, und folgte mit großer Begleitung dem Gemahl. Die übrige Jugend erwartet an der Thüre die Kinder des Königs. Nach der Ehre ihres Alters treten sie einzeln hervor, Karl der älteste, das verjüngte Abbild des Vaters, dann der kriegstüchtige Pippin, der Held des Awarenkrieges, der Liebling des Hofes, mit einer großen Schaar der Begleiter, auch er die Schläfe mit goldenem

Reife geschmückt. Mit der Schaar der Edlen reiten sie in das Freie, groß ist Getöse und Gedrang, laut schallen die Hörner, bellen die Hunde. Jetzt erst folgt die Reihe der Königstöchter, sie schwingen sich mit den Frauen ihres Gefolges auf die Kasse, zu gemächlichem Schritt bändiget Hruodrud das ihre, dann kommt Bertha in großem Frauengefolge, Gisela, Hruohaid, Theodrada, Hildrud, sie jagen auf flüchtigen Rossen den Männern nach in das Freie.

Das ganze Jagdbeer ist am Waldesfaume gesammelt. Die Ketten werden den Hunden abgelöst, sie stürzen in das Holz, das Wild zu suchen. Die Reiter umgeben das Didicht, Gebell erschallt, ein Eber ist gefunden, den Hunden stürmen die Männer nach, von lautem Getöse ertönt der Wald. Der Eber stürzt vorwärts und hält sich auf der Höhe des Berges. Die Hunde erreichen ihn, er aber fällt sie mit scharfem Zahn. Da sprengt der König selbst herzu und als der Schnellste im Haufen stößt er ihm das Eisen in die borstige Brust und ruft laut dem Gefolge: „Gut Heil dem Tage, wie der Anfang war; wohlauf an Waidmanns Werk mit Gunst, Gefellen!“ — Kaum war das Wort gesprochen, so stob der Haufen den Berg hinab und Jeder dachte der Beute, Karl aber slog Allen voran, den Wurfspeer in der Hand.

Viel Wild ward erlegt bis zum Abend. Da theilte der König die Jagdbeute unter alle Edlen, dann ging der Zug nach der grünen Lichtung, wo ein Bach floß, Wohnsitz von vielen Vögeln, die dort hausten und badeten. Dort standen goldgeschmückte Zelte auf dem Grunde und hin und wieder die Jagdhütten der Edlen. Und Karl rüstete den Jagdgenossen ein frohes Mahl und setzte sie nach den Jahren gesellt, die würdigen Greise zusammen, die Männer bei vollen Jahren und wieder die flügge Jugend, und gesondert die Jungfrauen. Er ließ den Wein auf die Tische setzen. Unterdeß sank die Sonne, die Nacht stieg herauf, die Mäden ruhten aus unter dem Zeltdache im grünen Walde.

Nicht ohne Gefahren war die Jagd im Bergwalde, noch wurde der Bär und Auerochs verfolgt, und Karl selbst erlebte mit dem wilden Gethier Abenteuer. Einst — es war in früheren Jahren — verfolgte er einen Trupp Ure. Er fuhr an eines der Thiere heran und hob die Waffe, aber der Schlag mißlang, das gräuliche Thier zerriß dem König die Strümpfe und die Bänder der Schuhe, und traf mit der Spitze des Horns sein Bein. Isambard aber, der Sohn des Warin, sprang gegen das Thier, bohrte den Speer zwischen Schulter und Hals bis in das Herz, und wies das zudende Ungeheuer dem König. Der König aber that, als sähe er's nicht. Nun kamen Alle und wollten zum Dienste des Königs ihre Strümpfe ausziehen; er aber hinderte sie und sprach: „So zugerichtet muß ich zur Hildegard kommen.“ Der König ritt zurück, er rief die Königin, zeigte ihr den zerrissenen Fuß und sprach: „Was verdient der, der mich von diesem Gegner befreit hat?“ Und sie erwiderte: „Das Beste.“ Da erzählte der Herr ihr Alles der Reihe nach und legte ihr die ungeheuern Hörner als Zeichen hin, sie aber stöhnte und weinte und schlug sich die Brust. Und da Isambard damals in Ungnade war und aller Würden beraubt, so warf sie sich dem König zu Füßen und erbat für Isambard Alles zurück, und sie selbst spendete ihm Gaben. β.

Franz Freiherr von John,

K. K. österreichischer Feldmarschall-Leutnant.

(Mit Stahlstich.)

Je mehr das alte Kaiserhaus Habsburg, das Jahrhunderte lang eine so stolze Rolle in der Staatengeschichte Europas gespielt hat, in dem Kriege des Sommers 1866 gegen das in frischer Jugendkraft siegende königliche Geschlecht der Hohenzollern von den härtesten Schlägen heimgesucht worden ist, desto mehr ist es Pflicht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die österreichischen Männer und Helden der in Italien kämpfenden Süd-Armee zu lenken, welche die deutsche Kriegsgeschichte mit glänzenden Lettern in ihre Annalen verzeichnen wird. Zu diesen Männern zählt in erster Reihe Franz Freiherr von John, den man in vieler Hinsicht den österreichischen Molke nennen kann.

Franz John wurde zu Brud an der Leitha im Jahre 1815 geboren; sein Vater, ein tüchtiger österreichischer Officier, gab gern den Bitten des Sohnes nach, dessen glühender Wunsch es war, seinem Kaiser als Soldat dienen zu können. Zu einem solchen bildete ihn die Militair-Academie der Wiener-Neustadt.

Zwanzig Jahre alt trat er als Leutnant in die Infanterie ein, in welcher Charge er zehn Jahre verblieb und in der er sich als wissenschaftlich gebildeter Officier so hervorthat, daß er mit seinem Avancement zum Oberleutnant zugleich dem Generalstabe zugetheilt wurde. Im Jahre 1848 wurde er Hauptmann, und 1849 im italienischen Feldzuge Major. In diesem Feldzuge, wo der österreichische Doppelaar sich mit reichem Lorbeer kränzte, errang sich John für seine Bravour den eisernen Kronenorden und sogar für eine denkwürdige That den ihm 1850 vom Ordenscapitel zuerkannten Maria-Theresia-Orden, den höchsten österreichischen Militairverdienstorden. Bei Volta täuschte er, nur auf Erforschung ausgehend, die Italiener über seine Stärke, indem er so operirte, als wäre seine geringe Mannschaft die Avantgarde der Armee. Er vertheidigte eine als vorzüglich anerkannte Stellung, bis die zur Hilfe herbeigerufene Hauptarmee heranrückte. Während dieser Zeit bewaffnete er seine Pionniere anstatt der Gewehre mit Schaufel und Krampen und schritt zum Sturmangriff, der ihm vortrefflich glückte.

Im Jahre 1854 wurde Franz John Oberstleutnant, 1857 Oberst, 1860 Generalmajor und Chef des Generalstabes im lombardisch-venetianischen Königreiche, der in Verona sein Quartier hatte. Im Jahre 1857 schmückte der Kaiser seine Brust mit dem Orden der eisernen Krone zweiter Classe, mit welchem die Erhebung in den Freiherrnstand verbunden ist.

Trotz dieser schon so verdienstvollen Vergangenheit war Freiherr von John dem österreichischen Volke noch wenig bekannt. Erst nach dem Siege bei Custoza gegen die Italiener nennt es seinen Namen mit Stolz und Begeisterung neben dem des Erzherzogs Albrecht, als das Agens des Hauptquartiers und Generalstabes der Süd-Armee. Sofort nach der Schlacht bei Custoza wurde der bisherige Generalmajor von John mit der telegraphischen Nachricht überrascht, daß ihn sein Kaiser zum Range eines Feldmarschall-Leutnants erhoben habe.

Hatte nun von John bis dahin seinem Vaterlande auf dem

Felde der Ehre mit seltener Auszeichnung gedient, so wird ihm jetzt, seitdem ihn der Kaiser zum Kriegsminister in verhängnißvoller Zeit ernannt hat, reiche Gelegenheit, seine allseitige Tüchtigkeit auch in administrativer Hinsicht zu bewähren.

Blicke in die Runde.

Literatur. Unter den Christbaum. Das hohe Fest der Menschenliebe, das heilige Weihnachtsfest, das, wenn nur noch wenige flüchtige Stunden vorüber, seine Millionen Kerzen der Freude, des Familienglückes wieder anzündet, wird in diesem Jahre, welches so vielschneidige Wunden geschlagen, mit doppelt bewegtem Gemüthe begangen werden. Eine erhöhte Sorglichkeit, seine Lieben durch Gaben zu erfreuen, wird allüberall herrschen und so wird es auch uns zur geboteneren Pflicht, mit unsern geehrten Lesern einen kurzen literarischen Streifzug zu unternehmen, der ihnen zum Fingerzeig bei der Auswahl von Festgaben dienen könne. Zuerst wollen wir einen Blick auf die Erscheinungen werfen, in denen sich Dichtung und bildende Kunst zu einem schönen Ganzen verwoben haben; wir nennen aus ihnen „Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Albert Traeger. Neunter Jahrgang 1867.“ Leipzig, bei J. G. Bach. — „Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Bürger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Paßschle, Schlid, Thon.“ Leipzig, Fr. W. Grunow. — „Deutsches Leben im Glauben.“ Bremen, Müller's Verlagsbuchhandlung. Mit dem trefflichen Anhang: „Trost und Friedenswort nach dem Kriege des Jahres 1866.“ „Unser tägliches Brod in Bildern von Ludwig Richter.“ Dresden, Verlag von J. Heinrich Richter. „Payne's Universum“ Heft 1. und 2. Leipzig, bei A. G. Payne. Wenden wir uns nun zu den Kalendern für das Jahr 1867, so begegnet uns unter den alten liebgewordenen Freunden zuerst Weber's unübertroffener „Illustriertes Kalender“, der auch in diesem seinen 22. Jahrgange alle Gebiete menschlicher Thätigkeit in erschöpfender Uebersicht umfaßt. Ihm schließen sich in ihrer altbewährten Weise die Volkskalender von Gubitz, Auerbach und Steffens an, und auch der Illustrierte Familienkalender von Payne bringt so manches Nützliche. Max Wirth's Deutscher Gewerbskalender erfüllt die sich gestellte Aufgabe vollständig und empfiehlt sich ebenso sehr als Gabe für Techniker, wie für Landwirthe. Ein sehr geschmackvolles Geschenk für Damen ist der Damen-Almanach, Notiz- und Schreibkalender. Mit einer Illustration von Hermine Stille. Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung. Gehen wir zur reichdotirten schönwissenschaftlichen Literatur über, so empfehlen sich als Gabe zum Vorlesen im Familienkreise: „Neue Novellen von A. G. Brachvogel.“ 2 Bände. Breslau, bei Trewendt, und die in dem gleichen Verlage erschienenen beiden neuesten Bände — dritte Folge, 7. und 8. Band — der „Romane von Theodor Mügge“. Viel Freude werden dichterischen Gemüthern „Lieder und

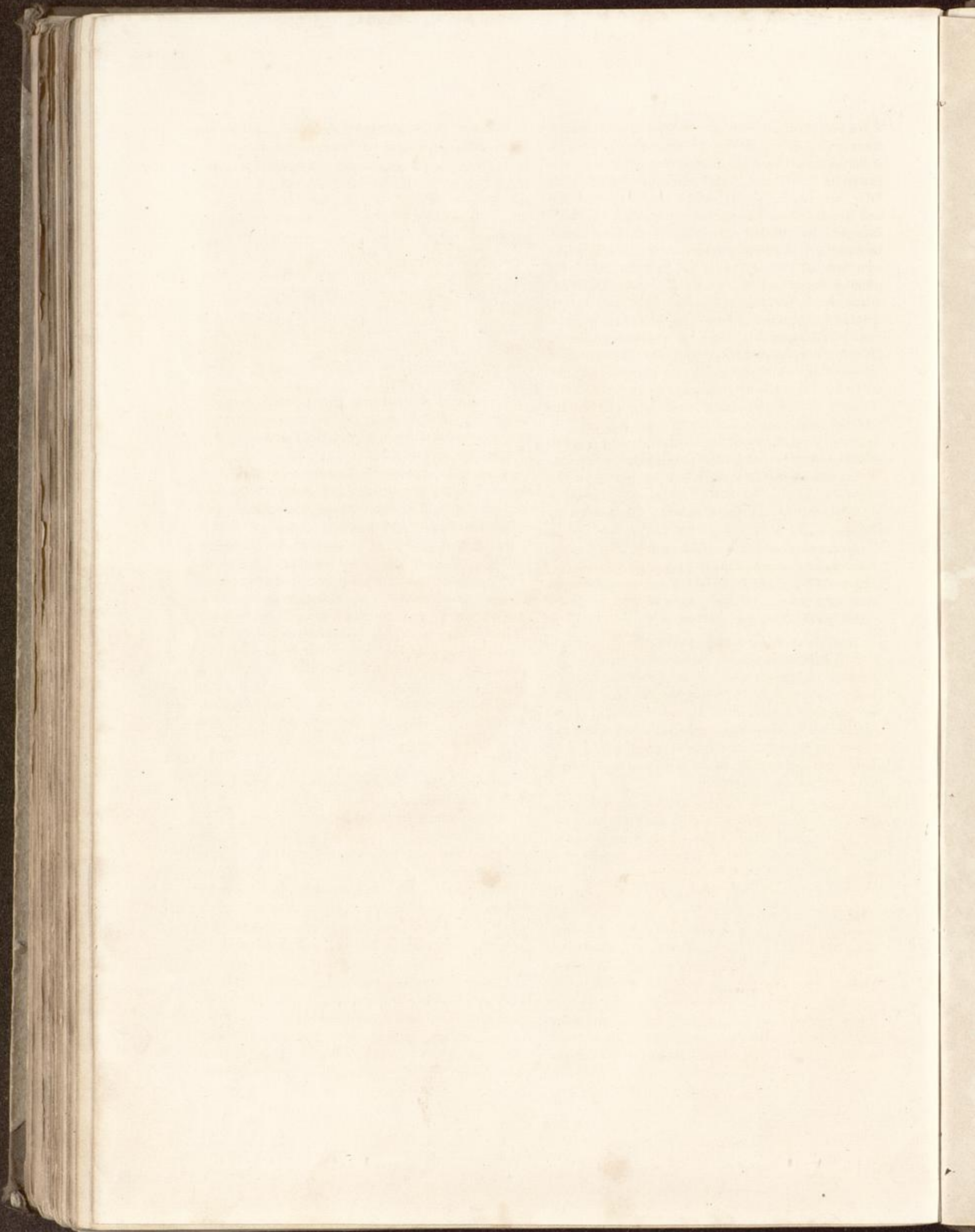


Nach einer Photographie

Gezeichnet von W. G. S. G.

Johannes
F. M.

Verlag der Dürschken Buchh.



Sprüche. Aus dem lyrischen Nachlasse von Friedrich Rückert". Frankfurt a. M., bei Sauerländer und die in 6 Bänden in der Dürr'schen Buchhandlung erschienenen „Gesammelte Werke von Adolf Böttger“ bereiten. Als kleine, aber sehr sinnige Gabe nennen wir „Das Märchen und die kindliche Phantasie von Julius Kläiber.“ Stuttgart, bei Liesching. Zum Geschenk für junge Damen empfehlen wir die beiden poetischen Erzählungen in gebundener Rede: „Das friedliche Thal im Kriege 1813. Erzählendes Gedicht von Agnes Kaiser-Langerhann.“ Leipzig, bei O. A. Schulz. „Emilie. Eine Erzählung von Adolph Katsch.“ Leipzig, bei Grunow. Preussischen Patrioten wird hochwillkommen sein, unter dem Christbaum zu finden: „König Wilhelm im Jahre 1866. Von L. Schneider“ und das mit zehn Stahlstichen gezierte „Preußen-Album“, das in kürzester Zeit bereits drei Auflagen erlebt hat. Als Geschenk für Mütter und Hausfrauen empfehlen wir das treffliche, bei Liesching in Stuttgart verlegte Buch von Karl von Raumer „Die Erziehung der Mädchen“, sodann das „Chemische Koch- und Wirtschaftsbuch oder die Naturwissenschaft im weiblichen Verufe. Ein Lehrbuch für denkende Frauen von Dr. Hermann Klende.“ Leipzig, bei Kummer, und von A. Winter das „Allgemeine deutsche Kochbuch“. Langensalza, bei Grefler.

Bei den Ausgrabungen im Louvre zu Paris hat man ein eisernes Kästchen voller Karten und Diplome auf Pergament gefunden; diese Schriftstücke, die bis in das 13. Jahrhundert hinaufreichen, sind zur Entzifferung einem der tüchtigsten Paläographen Frankreichs übergeben worden.

Theater und Musik. Die Sing-Akademie, dieses altbewährte Kunstinstitut Leipzigs, führte unter Musikdirector von Bernuth's umsichtiger Leitung in der Nicolaiskirche Haydn's herrliches Oratorium „Die Schöpfung“ mit glücklichstem Gelingen auf. Chor und Orchester thaten ihre volle Schuldigkeit und die Sopran- und Bass-Soli waren durch Frau Otto-Musleben aus Dresden und Herrn Sabbath aus Berlin in mustergiltiger Weise vertreten und auch Herr Denner aus Cassel sang die Tenorsolopartie meist recht zufriedenstellend.

Im zweiten Odeonsconcerte zu München kam Reinberger's neue Symphonie, „Wallenstein“ betitelt, zur Reproduction und fand dieselbe großen Beifall. Man rühmt an dem Werke edle Charakterisirung und brillante Instrumentirung, vermischt jedoch Strenge und Klarheit melodischer Selbständigkeit.

Im ersten Winterconcert der deutschen Sängergesellschaft „Liederkranz“ zu Paris, welche Musiker Schmann leitet, trat Frä. Schröder aus Breslau auf und erntete für den Vortrag einiger Lieder sowol, als auch für den der „Loreley“ aus Mendelssohn's Finale enthusiastischen Beifall. Die junge Sängerin, von liebenswürdiger Erscheinung unterstützt, wird demnächst in der lyrischen Oper debutiren.

Im Hoftheater zu Coburg ist die neue Oper von Gustav Langert „Die Fabier“ gegeben worden. Der junge Componist dirigirte sein Werk selbst, welches überraschende Schönheiten enthalten soll, und wurde am Schlusse gerufen. Der Text ist

von Gustav v. Meyern-Hohenberg, nach Gustav Freytag gearbeitet, welcher Letztere auch der Vorstellung beiwohnte.

Die Gemahlin des commandirenden Generals in Ungarn, Fürsten Friedrich Liechtenstein, als Sophie Löwe einst die gefeierte Sängerin der k. Oper zu Berlin, ist in Folge eines wiederholten Schlaganfalls in ihrem 55. Lebensjahre in Pesth gestorben.

„Die Geldfrage“, Lustspiel von Dumas Sohn, ist im k. k. Burgtheater zu Wien aufgeführt worden. Die beiden ersten Acte wirkten anregend und fesselnd, die letzten aber wirkten in ihrer Ausdehnung der Fabel lähmend auf das Publicum, so daß der Erfolg ein sehr getheilter war.

Der Roman von G. Sand „La petite Fadette“, den Frau Birch-Pfeiffer zur „Grille“ dramatisirte, ist nun auch zum Opernstoffe verarbeitet worden, den der Franzose Semet für die Fantaisies parisiennes in Musik setzt.

Niels Gade hat ein neues Werk „Die Kreuzfahrer“ componirt. Der Text ist Tasso's Dichtung „Das befreite Jerusalem“ entnommen und scheidet sich in die drei Theile: „In der Wüste“, „Armide“ und „Gen Jerusalem“.

Fräul. Katharine Buhler vom Hoftheater zu Weimar hat bei ihrem Gastspiele am Hoftheater zu Mannheim als „Gretchen“ in Goethe's Faust so gefallen, daß sie daselbst ein sehr vortheilhaftes Engagement erhalten hat.

Am 4. December ist an der k. Oper zu Berlin Mozart's unsterbliche „Zauberflöte“ zum dreihundertsten Male mit aller nur erdenklichen Pracht der Ausstattung aufgeführt worden. Die General-Intendantur ließ ein theatergeschichtliches Programm an das Publicum ausgeben, welches unter Anderm nachwies, daß am 2. October 1802 die hundertste und am 30. Mai 1825 die zweihundertste Vorstellung an der k. Oper stattgefunden habe. Die treffliche Darstellung begleitete enthusiastischer Jubel.

Adelaide Ristori gab kürzlich in Neu-York eine Matinée, in der sie die „Maria Stuart“ vorlas. Diese zwei Stunden fallende Vorlesung brachte ihr netto 3400 Dollars ein. Das Billet kostete 2 Dollars. An Damen allein waren 1200 erschienen.

Bildende Künste. Der Alterthumsverein zu Bonn hat beschloffen, zum Geburtstage Windelmann's ein seit 1205 im Rheinlande bewahrtes kunstreiches Reliquiar aus der Sophienkirche zu Constantinopel in mehren kostbaren Farbendrucktafeln zu veröffentlichen, wozu König Wilhelm einen namhaften Geldbeitrag bewilligt hat.

Bonaventura Genelli in Weimar hat wieder ein größeres Gemälde, einen Theatervorhang darstellend, vollendet. Dieses neue Werk des Meisters befindet sich bereits in der Galerie des Freiherrn von Schad in München, in dessen Auftrage es geschaffen wurde.

Moriz v. Schwind beschäftigt sich jetzt mit den Cartons für das Foyer des Opernhauses zu Wien; die Zeichnung zu „Minna und Armida“ wird binnen kurzem vollendet sein.

Samuel Sharpe, der bekannte Aegyptologe, hat der ägyptischen Sammlung des britischen Museums zu London kürzlich eine sehr werthvolle Statue geschenkt, welche nach der Inschrift

einen Sohn Rameffes' II. darstellt. Sie ist vollkommen wohl erhalten, bis auf den Bart, welcher wahrscheinlich bei der Invasion Nebuladnezar's abgebrochen wurde, nach Jeremias 43, 13: „Er soll die Bildsäulen zu Bethemes zerbrechen.“

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Die Tuchkleider werden von Tag zu Tage beliebter und sehen auch wirklich so hübsch aus, daß diese Günst durchaus gerechtfertigt erscheint, noch dazu, da der einzige Vorwurf, den man ihnen früher stets entgegenzusetzen hatte — die zu große Schwere — jetzt, wo man viel weniger Stoff zu einem Anzuge bedarf, immer mehr verschwinden muß. Man verziert sie sehr wenig, fast gar nicht, möchte man sagen, da die ausgezackten oder ausgebogten Ränder einfach nur mit schwarzer oder gleichfarbiger Wolle umstochen sind; die elegantesten derartigen Kleider sind mit einer Wollstiderei umgeben. So sahen wir ein sehr schönes Kleid nebst gleichem Paletot aus dunkelbraunem Tuche mit einer Stiderei aus brauner Wolle von etwas hellerer Schattirung, welche eine Blätterguirlande darstellte, zwischen der einzelne, aus Leder gefertigte befestigt waren. Auch lederfarbenes Tuch wird sehr häufig zu solchen Anzügen benutzt, wobei Paletot und Unterrock mit dem Kleide übereinstimmen, wenn man nicht etwa einen Unterrock aus gleichfarbigem Kaschmir vorzieht, der nach der neuesten Mode unten mit Zaden oder einem noch künstlicher ausgeschnittenen Muster von schwarzer Wachsleinwand besetzt wird, was für die schmutzigen Tage, wie sie Herbst, Winter und Frühjahr nur zu oft bringen, äußerst praktisch ist, indem man zur Reinigung des Rockes nur eines Schwammes nebst etwas Wasser und nicht der mühsamen Procebur mit der Bürste bedarf.

Zu eleganterer Toilette hat man einen neuen, recht geschmackvollen Stoff erfunden: Es ist dies ein schwarzer, sehr glänzender Taffet mit sehr kleinen, erhabenen Puncten besetzt, welche die Stiderei mit schwarzen Schmelzperlen nachahmen sollen. Dieser Stoff ist schön und nicht übermäßig theuer, da er gar keines Ausputzes bedarf, als einer Reihe großer Knöpfe mit Schmelzgehängen vorn herunter. Andere schwarze Seidenkleider aus ungewässertem Moiré, Grosgrain oder Poul de Soie werden sehr häufig so gemacht, daß die Taille eine Art Basquine bildet, an die sich vier spitzig zulaufende Schöße schließen, welche mit schwarzem Atlas und Schmelzfranse eingefast und mit kirchrothem, kaiserinblauem oder violetterem Atlas gefüttert und dann an den Enden umgeschlagen sind, so daß man das bunte Futter sehen kann. Der Unterrock ist gleichfalls schwarz und mit Atlasstreifen besetzt, die der Farbe des Futters in den Schößen entsprechen müssen; trägt man dagegen den Rock lang und mit einer Schleppe, falls das Kleid zu großer Gesellschaftstoilette bestimmt ist, so wird der Rock unten mit einem breiten gefälten Volant verziert, über dem ein schwarzer, mit Schmelzperlen benetzter Atlasstreifen hinläuft, der am Vordertheile zu beiden Seiten bis zur Taille in die Höhe steigt und mit leiterförmigen Querstreifen derselben Art versehen ist. Diese Schöße mit bunten Aufschlägen

und eine bunte Schleife von derselben Farbe auf der linken Schulter machen die so fashionablen schwarzen Toiletten unendlich lebhafter und reizbarer, sie benehmen denselben das Ernste, Feierliche und verleihen ihnen etwas sehr Originelles und Distinquirtes.

Die modernsten Verzierungen für elegante Hüte bestehen aus geschnittenem Perlmutter, und man kann auch wirklich nichts Schöneres sehen, als einen schwarzen Sammethut, der mit Sternen von Perlmutter benetzt und mit langen ebensolchen Gehängen umgeben ist. Ebenso gut nimmt sich ein dunkelgrüner Sammethut aus, um dessen Schirm ringsherum eine Guirlande aus Weinblättern oder Epheublättern von Perlmutter läuft. Auch der Bernstein, namentlich der undurchsichtige lichtgelbe wird viel zum Ausputze der Hüte verwendet; vorzüglich werden weiße Tüll- oder schwarze Sammethüte gern mit Gehängen von Bernsteinperlen und mit derartigen Perlenschnuren geschmückt, was sehr brünnete Damen besonders gut kleiden dürfte.

Die elegantesten Ballkleider werden aus weißem Tüll mit Streifen, Puncten, Sternen oder kleinen Flämmchen von Gold oder Silber gefertigt, welche sehr wenig Besatz brauchen; höchstens kann man den oberen Rock mit einer Schleife und Quasten von Goldschnur aufnehmen.

Die Ballschuhe werden in diesem Winter meist sehr reichlich mit Gold- oder Krystallperlen benetzt und vorn mit einer großen glatten Rosette aus Guipurespiken und Perlen verziert; übrigens trägt man am liebsten weiße Lederschuhe, die viel eleganter sind, als weiße Atlasschuhe. Auch Stiefeletten ganz aus buntem Leder sind sehr beliebt; ebenso die Stiefeletten aus Velveteen, mit Leder von dergleichen Farbe besetzt und oben mit Pelzwerk eingefast.

Modenblatt No. 61. (836.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

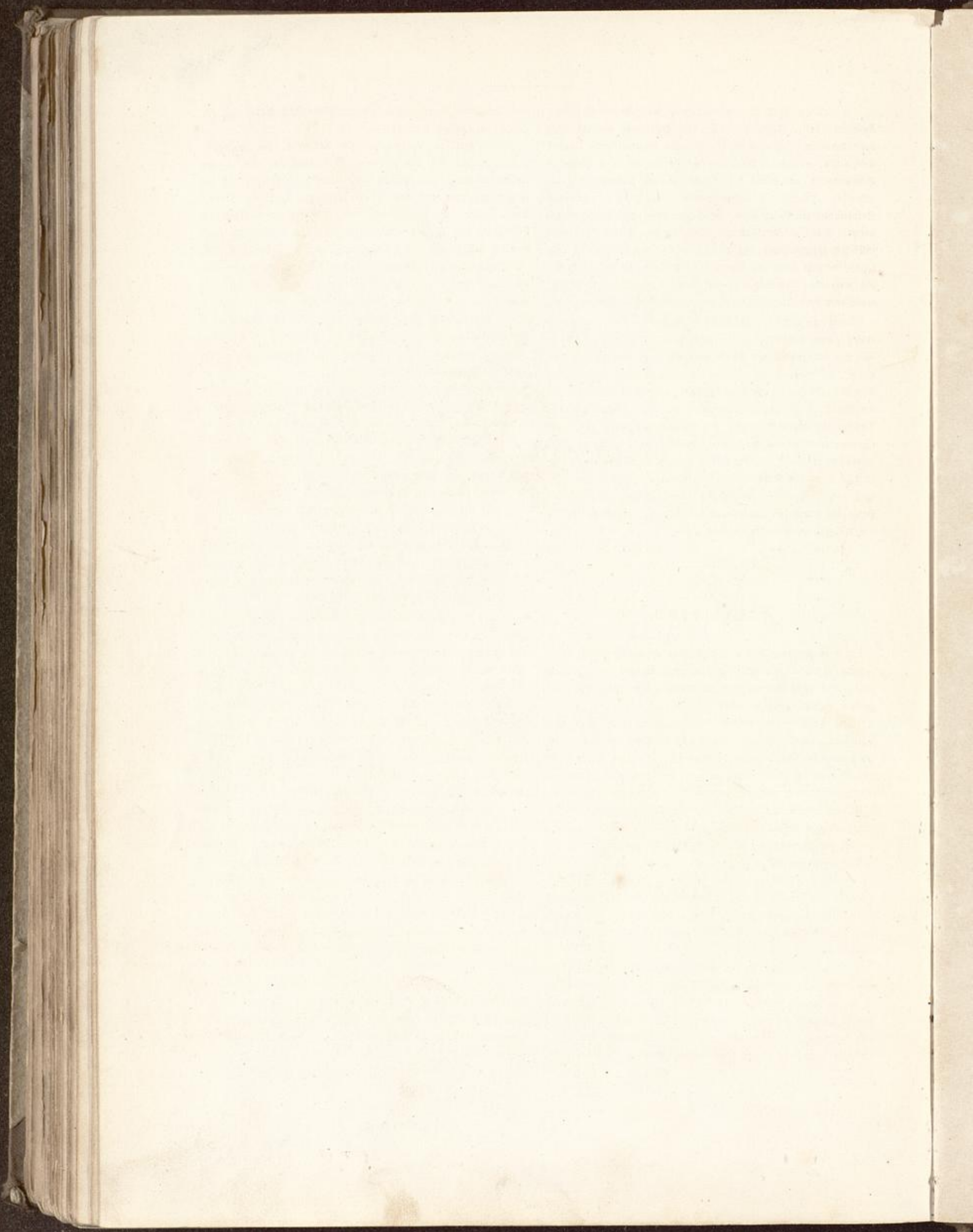
1) Balltoilette. Das Borderhaar ist an den Schläfen zurückgestrichen und oben auf jeder Seite in ein Büschel kurzer Lösschen arrangirt; der Chignon ist ebenfalls gewellt und an der rechten Seite ist ein zartrosenrothes Windenbouquet angebracht, von dem einzelne Zweige und Ranken über den Chignon fallen.

Ueber ein weißseidenes Unterkleid fällt ein weißes Tüllkleid mit Doppelrock; der untere Rock ist ganz glatt und nur an der rechten Seite mit grünen Taffetschleifen und Windenranken verziert, während der darüber fallende zweite, viel kürzere Rock an der rechten Seite in zwei Zaden ausläuft und von oben bis unten offen ist. Er ist ringsherum mit zwei Reihen von schmalem grünen Taffetbande besetzt, welche eine Tüllpuffe einfassen, an die sich ein handbreiter Spizenvolant schließt; über dem grünen Bande sind rings in kleinen Zwischenräumen einzelne Winden mit Blättern gestreut. Die ausgeschnittene Taille ist mit einer in Falten gelegten Tüllborte versehen, an der zierliche Windenranken hinlaufen; über den kurzen Puffärmeln ist auf jeder Schulter eine grüne Taffetschleife mit flatternden Enden angebracht, und die Taille umschließt ein grüner Gürtel, an dessen rechter Seite eine große Windenblüthe die Stelle einer Schnalle vertritt.



Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravure du MONITEUR DE LA MODE publiée à Paris



2) Hausanzug. Schräggeschnittener Rock aus rosenfarbenem Kaschmir, dessen Nähte mit schwarzen Passepoils verziert sind; vorn herunter läuft eine Reihe schwarzer Sammetknöpfe, rechts und links an den nächsten Nähten ist ein schmales schwarzes Sammetband mit daran hingehenden kleinen Sammetjacken angebracht. Hierzu ein anschließendes Jäckchen aus schwarzem Seidenstoffe mit Besatz von ziemlich schmalen schwarzen Sammetbände. Das Jäckchen hat tief ausgeschweifte Schöße, die ebenfalls mit Sammetband und an den Enden mit schmaler Schmelzfranse verziert sind; die Ärmel sind an den Schultern und um die Hand mit einem Sammetbesatz versehen, welcher eine Schleife mit Enden darstellt. Den Hals umgiebt eine schmale Spitzenkrause.

3) Anzug für ein kleines Mädchen von 6—8 Jahren. Ueber einem hohen blauen Kaschmirkleide mit glattem Node ist eine Art Basquine oder Ueberwurf aus weißem Kaschmir angebracht, der ringsherum in runde Bogen geschnitten ist. Vorn steht diese Basquine etwas auseinander und ist rings so wie an den Schultern und um die Handgelenke mit einem schmalen blauen Taffetbesatz verziert. Ueber den blauen Kleiderrock fällt noch ein zweiter Rock aus weißem Kaschmir, ebenso ausgebogen und besetzt wie die Basquine, der sich an dieselbe anzuschließen scheint; er geht vorn übereinander, und der obere Theil steigt von links nach rechts hinauf. Eine gestickte schmale Franse läuft um den Hals; die schwarzen Stiefelletten sind sehr hoch und vorn herauf mit drei großen Knöpfen verziert.

Fenilleton.

Ein wunderbarer Fund. Im vierhundertundvierzigsten Denksprüche eines in Sanskrit geschriebenen Buches von Grinieth steht: Die vollkommene Frau ist ebenso selten auf Erden, als goldene Früchte und sprechende Blumen.

Ich hatte einen Freund, Namens Paul, der ein großer Philosoph und Sprachforscher war, aber trotzdem den guten Grinieth lange der schändlichsten Verleumdung angeklagt hatte; dieser Freund war ein höchst närrischer Kauz und lebte von Illusionen, wie die Engländer von Beefsteaks und die Verliebten von Mondschein und Blumenduft. Dabei hatte er auch eine wahre Leidenschaft für das Reisen, las alle möglichen Reisebeschreibungen und glaubte sie buchstäblich, bis er so glücklich war, seine eigenen Erfahrungen machen zu können.

Durch eine ihm zugefallene Erbschaft unvermuthet reich geworden, trat er sofort eine Reise nach dem Orient, dem Lande seiner stillen Sehnsucht, an; er besuchte Griechenland, die Türkei, Aegypten und Palästina und kehrte nach Verlauf von sechs Monaten wieder heim.

Er hatte viel Geld ausgegeben, und wol war hier und da einer seiner poetischen Träume am Wege hängen geblieben, allein er brachte dafür von seiner Reise einen Schatz mit, hundertmal werthvoller als ein weißer Sperling oder eine blaue Rose! Es war ein reizendes Kunstwerk, ein wahres Wunder! Ihr glaubt vielleicht irgend eine von ihm ausgegrabene griechische Statue,

eine ägyptische Mumie, eine hieroglyphische Grammatik oder ein Stück vom wahren Kreuze?

Gott bewahre, es war — ein Pantoffel, der reizendste, niedrigste Pantoffel und so klein, so winzig klein, aus granatrothem Sammet, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, daß die Augen ordentlich von dem Glanze geblendet wurden. Freund Paul erzählte mir bei meinem ersten Besuche die merkwürdige Geschichte, wie er zu dem Pantoffel gekommen war und begann damit folgenderweise: — In Aegypten besuchte ich natürlich auch die Pyramiden und betrachtete nachdenklich diese kolossalen Monumente, über die bereits vierzig Jahrhunderte dahingerauscht waren, ohne ihre Gestalt zu verändern. Mein Führer, ein Neugriecher von reinstem Wasser, schlug mir vor, in das Innere einer der höchsten Pyramiden hinabzusteigen. Neugierig, wie ich bin, nahm ich dies Anerbieten an, denn die Gräber der Pharaonen mußten wol sehenswerth sein.

Wir traten in den tiefen düstern Schatten ein, wo hier und da einige Fledermäuse durch unsere Schritte aufgeschreckt wurden. Mein Führer ging mit einer Fackel voraus und ich sah mich aufmerksam überall um, erblickte jedoch nicht viel Besonderes und gestehe Dir aufrichtig, daß ich mich enttäuscht fühlte. Ich bildete mir ein, man müsse in diesen erhabenen Denkmälern noch irgend welche Spuren der grauen Vorzeit entdecken — hatten doch dort die Zusammenkünfte der ägyptischen Priester mit all ihren geheimnißvollen Ceremonien stattgefunden, zu denen nur die zugelassen wurden, welche sich durch das Bestehen der schwierigsten Proben dessen würdig erwiesen. Aber nichts — kein Echo des verhallten Geräusches, keine Spur der begangenen Feste — nur Schweigen, Nacht und Tod!

So ließ ich denn meinen philosophischen Gedanken freien Lauf, alle schönen Sentenzen meiner Lieblingschriftsteller über das Richtige alles Irdischen fielen mir ein und ich wiederholte bitter den Ruf des Psalmisten: O vanitas vanitatum!

Plötzlich fiel der Schein unserer Fackel auf etwas Glänzendes in einem fernen Winkel, irgend ein Juwel, dessen Schimmer auf einen Moment das tiefe Dunkel erleuchtete. Das Herz klopfte mir, mit einem Sprunge war ich dort und griff nach dem glänzenden Gegenstande, den ich für den goldenen Scepter irgend eines Pharaonen hielt, und faßte — einen Pantoffel, dieses reizende Kleinod, betrachte es Dir noch einmal!

Vom ersten Augenblicke an begriff ich, daß ich einen wirklichen Schatz entdeckt hatte, kehrte um, bezahlte meinen Führer in der Freude meines Herzens sehr reichlich und untersuchte das Pantoffelchen von allen Seiten. Denke Dir mein Erstaunen, als ich auf der Sohle in goldenen Hieroglyphen folgende Inschrift fand: Ein Elephant, vier verkehrte Hähne, eine Schlange, zwei ausgestreckte Hände, ein Dreieck, einen Halbmond und eine Sonne. Da ich nun lange genug Hieroglyphen studirt hatte, so wurde es mir gar nicht schwer, diese Zeichen sofort in folgenden Satz zu übersetzen:

— „Ich bin der linke Pantoffel der Prinzessin Babudj und kann dem Glücklichen, welcher mich findet, als Talisman dienen. Diejenige Frau, an deren linken Fuß ich passe, ist ein ganz vollkommenes Wesen, zu gleicher Zeit schön, gut, liebevoll, klug und treu.“

Was sagst Du dazu? Ich war überglücklich, meine poetischen Träume sollten also doch endlich in Erfüllung gehen, für mich hatte die Liebe nun kein Geheimniß mehr! Die Herzen aller Frauen, welche sonst als unlösliche Räthsel betrachtet werden, sollten mit Hilfe dieses Pantoffels klar und offen vor mir liegen, daß ich darin lesen konnte wie in einem aufgeschlagenen Buche. Mir war es vorbehalten, unter allen Coasstöchtern die vollkommenste herauszufinden und demnach der Glückliche der Sterblichen zu werden!

Bei unserer Caravane befand sich ein reizendes junges Mädchen, kühn und doch poetisch wie eine Heldin Byron's; ihr versuchte ich zuerst den Pantoffel an — er war ihr zu klein.

Du glaubst gar nicht, wie viel List und Schlaueit ich oft anwenden mußte, um jede Dame dazu zu bringen, den Pantoffel anzuprobieren, denn seit jenem Tage fuhr ich unermüdet in meiner Jagd nach dem vollkommenen Weibe fort.

Ich habe ihn unendlich Vielen anprobirt, Braunen und Blondes, Kleinen und Großen, Alten und Jungen, Geistreichen und Geistlosen! Für die Einen war er zu klein, für Andere zu groß — gepaßt hat er noch Keiner!

Ich bin überall herumgereist: In Asien, in Europa und America — aber die Chinesinnen wie die Engländerinnen, die Deutschen wie die Peruanerinnen, die Französinen, die Russinnen, die Araberinnen, die Spanierinnen — keine konnte meinen Wunderpantoffel anziehen. Aber das schadet nichts. Sie muß doch noch irgendwo existiren, für die er gemacht wurde, die Gute, die Schöne, die Vollkommene, welche mich zum Glücklichen der Menschen machen wird.

Ja, sie existirt gewiß; aber ob er sie auch findet? —r.

Ein Kunstkennner. Zwei Herren traten in ein Museum, wo die herrlichsten Meisterwerke der Bildhauerkunst aufgestellt waren. Der Eine blieb vor der wunderbar anmuthigen Gestalt einer Hebe stehen und sagte belehrend zu dem Andern:

— Das ist ein Canova.

Hierauf nahm der zweite Herr eine prüfende Miene an, klopfte mit dem Finger mehrmals auf den Marmor der Statue und entgegnete endlich mit zustimmendem Nicken:

— Ja, es ist ächter Canova. —r.

Ein Modell wider Willen. Ein berühmter londoner Maler, Mr. B., besitzt eine sehr hübsche junge Frau, die er zärtlich liebt und von der er ebenso wiedergeliebt wird. Einem jungen Gentleman, der als großer Sportsman und wegen seines schönen Aeußeren auch als unwiderstehlicher Don Juan bekannt war, gefiel Mistref B. und suchte ihre Eroberung zu machen, indem er sie überall mit seinen Huldigungen verfolgte. Um denselben auszuweichen, reiste die Dame im Sommer für einige Wochen in's Bad, doch auch dort fand sie ihren Anbeter, der ihren Schritten nachging — sie kehrte wieder nach London zurück und begegnete ihm hier wieder, so oft sie dem langweiligen Verehrer auch schon zu verstehen gegeben, daß ihr seine Anbetung unausstehlich sei.

Kürzlich ging die Dame am Arme ihres Gatten in Hydepark spazieren, da fällt dem Maler zum ersten Male das hübsche Gesicht des jungen Stuhers auf und er sagte:

— Ich gäbe, ich weiß nicht was darum, wenn mir dieser Mensch einmal in meinem Atelier sitzen wollte.

— Ach, mein Gott, lieber John, ich bin überzeugt, dieser Herr würde es mit tausend Freuden thun, entgegnete seine Frau und erzählte ihrem Manne halb lächelnd, halb verlegen von den unaufhörlichen Verfolgungen des jungen Gentlemans.

Zwei Tage darauf begegnet die Dame bei einem Ausgange wieder dem Stuhler, der sie dringend um ein Rendez-vous anflehte, worauf er ganz unverhofft statt der bisherigen zornigen Erwiderungen die süßen Worte vernimmt:

— Ich werde morgen zu Hause sein, kommen Sie um 2 Uhr.

Um dreiviertel auf zwei klingelte der Don Juan anderen Tages an der Hausthüre, ein Diener öffnet ihm und führt ihn in ein Maleratelier; dort empfängt ihn Mr. B. sehr höflich, drapirt den Verblüfften in eine Toga, setzt ihm einen Helm auf den Kopf, giebt ihm eine Lanze in die Hand, bittet ihn, ein Paar Cothurne an den Füßen zu befestigen und sagt:

— Jetzt bitte ich, sich nicht zu rühren.

Und der Unglückselige mußte ganz bestürzt volle drei Stunden so stehen bleiben!

Nach Verlauf dieser Zeit verabschiedete ihn der Maler, drückte ihm ein Goldstück in die Hand und sprach: Uebermorgen bitte ich wiederzukommen.

Natürlich kam das Modell wider Willen niemals wieder und Mistref B. ist von seinen Verfolgungen befreit. —r.

Verblümt. „Wollen Sie nicht die Güte haben, meinen Ueberrock mit in Ihrem Wagen in die Stadt zu nehmen?“ fragte ein Student einen Rittergutsbesitzer, der eben im Begriff war, von seinem Gute nach der Stadt zu fahren.

— O ja, recht gern, junger Freund. Aber wie wollen Sie ihn denn wieder bekommen?

— Auf die leichteste Weise von der Welt — ich bleibe gleich darin.

Aus Rossini's Leben. Während der Zeit, als der Maestro an seiner Oper „Wilhelm Tell“ arbeitete, erhielt er eine Einladung auf das Schloß M. Da er nicht fortarbeiten konnte, weil er vergeblich auf die Inspiration zu dem berühmten Terzett harrete, nahm er die Einladung an und wurde von allen Bewohnern und Gästen des Schlosses mit Enthusiasmus begrüßt, weil man nicht nur den großen Componisten, sondern auch den stets witzigen und lebenswürdigen Gesellschafter in ihm liebte.

Am ersten Abend spielten mehre der Herren eine Partie Billard, an der sich auch Rossini betheiligte, doch ließ er zuvor für alle Fälle Schreibzeug und Notenpapier auf einem Nebentischen arrangiren.

Und zwischen jeder Carambolage entfernte er sich von der Gruppe der Spielenden, setzte sich an das Tischchen, warf einige Tacte auf's Papier und ergriff dann wieder das Queue, sobald die Reihe an ihm war.

Dies dauerte etwa eine Stunde, und als die Partie beendet war, hatte er auch sein Terzett fertig und änderte später nicht eine Note mehr daran.

Ähnlich entstand ein anderes herrliches Stück derselben Oper, das große Finale „Folgt mir“; der Meister wartete seit mehren Tagen vergebens auf die Idee zu der Melodie, aber wie er sich auch den Kopf zerbrach, es fiel ihm keine ein, welche ihm dazu geeignet erschienen wäre.

Eines Morgens pochten zwei Freunde an seine Thüre. Rossini ist als träge bekannt, er lag also noch im Bette.

— Schnell, stehe auf!

— Nein, laßt mich noch schlafen!

— Widersprich nicht! Du mußt mit, und beeile Dich, Du sollst mit uns frühstücken.

Rossini brumnte, stand aber doch schließlich auf. Beim Anziehen singt er vor sich hin; jetzt hat er glücklich einen Stiefel an und singt weiter, dann versucht er, in den anderen Stiefel hineinzukommen, es will aber nicht gehen, und so singt er weiter, aber immer mehr crescendo. Der Stiefel will durchaus nicht an, Rossini wird wüthend, hüpfte auf dem schon bestiefelten Fuß im Zimmer herum und hält dabei den andern Fuß in der Schwebe und zieht mit aller Macht an dem widerspenstigen Stiefel — dabei singt er fort und fort, während seine Freunde lachend hinter ihm herspringen. Der Componist merkte wol, daß sie ihn auslachten, ging aber auf den Scherz ein und setzte seinen Umzug fort, indem er ganz laut zu singen begann: „Folgt mir etc.“

Gleich darauf schrieb er die Melodie nieder — Dank dem hartnäckigen Stiefel war ihm die Inspiration gekommen!

—r.

Der Satrapenwirthschaft in den englischen Colonien. Kürzlich ist ein militärischer Scandal aus Indien vor das Publicum gebracht worden, welcher ein eigenthümliches Licht auf das häusliche Leben der militärischen Vertreter der britischen Macht und auf die Satrapenwillkür wirft, womit jener seinen persönlichen Gelüsten zu fröhnen vermag. Die Enthüllungen sind in mancher Hinsicht neu und interessant. Die Hauptactoren in dem Drama waren der Oberbefehlshaber der indischen Armee, Sir W. Mansfield, und sein Adjutant Capitän Jervis. Der Adjutant lebte mit seinem Generale en famille, und hatte, außer seinen Diensten für das Vaterland, noch die Functionen eines Oberkochs und Kellermeisters zu versehen. Der Obhut des Capitäns Jervis war daher ein Vorrath von Lederbissen, Confitüren, eingemachten Früchten, conservirten Gemüsen, Wildpret, Fischen und Pasteten anvertraut, bei deren Aufzählung einem Feinschmecker der Mund wässern mußte. Der Keller des Generals entsprach an Vorzüglichkeit den Küchenschätzen und namentlich spielten ächter Cliquot und Xeres eine große Rolle in demselben. — Obgleich nun der Adjutant seine verschiedenen Posten zur vollsten Zufriedenheit seines Chefs versah, trat doch plötzlich in den Gefühlen des Generals gegen ihn ein Wechsel ein, der aus den kriegsgerichtlichen Acten keine hinreichende Erklärung findet; aber das Gerücht sagt, daß das zarte Geschlecht die Ursache zu der Entfremdung geliefert habe. Dem sei wie ihm wolle. Eines Morgens erschienen zwei Officiere im Schlafzimmer des Capit. Jervis, und forderten ihm auf Befehl des Obergenerals seinen Degen ab, indem sie ihm zugleich mittheilten, daß er, wegen Unterschlagung von so und so viel Flaschen Weins und diverser Aneignungen aus der Speisekammer seines Chefs, vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle. Capit. Jervis, der als „Officier und Gentleman“ in der Armee sehr beliebt zu sein scheint, war entrüstet über einen so „kleinlichen Trick“, wie er es nannte, ließ sich zu zornigen Ausdrücken hinreißen, weigerte sich, Ordre zu pariren, und fügte zu dem ihm schuldgegebenen Verbrechen des Küchen- und Kellerdiebstahls noch

das der Insubordination. Von der ersten Anklage sprach ihn das Kriegsgericht frei, für das Vergehen gegen die militärische Etiquette, das nur ein Supplement zur Hauptanklage bildete, wurde er nominell aus dem Dienste entlassen, aber der Gnade empfohlen, da die Unbotmäßigkeit unter schwerer Provocation begangen sei. Das Kriegsgericht wollte ihn also nicht cassirt haben. Aber der Oberbefehlshaber, der den kriegsgerichtlichen Spruch zu revidiren hatte, und also Ankläger und Richter zugleich war, verlassend die Empfehlung zur Gnade, und strich den Capit. Jervis, der offenbar den General vermittelt der Confiturentöpfe an der empfindlichsten Seite seines Daseins verlegt hatte, aus der Armeeliste.

Die Freiheitsmühe. „Die einzige und wahre Freiheitsmühe“, sagt ein geistreicher Schriftsteller, „ist eine Nachtmühe“. In dieser besuchen die Menschen ein Drittheil ihres Lebens hindurch das Land des Schlafes, das heißt, das einzige Land, in welchem sie stets frei und gleich sind.“

Eine große Wahrheit. Ein französischer Schriftsteller sagt: „Wenn ich meine Frau verlöre, so würde jede Familie in der Stadt sofort bereit sein, mir eine andere anzubieten; aber wenn mir mein Pferd stürzte, würde mir kein Mensch einen Ersatz dafür bieten.“

—r.

Albumblätter.

Trostgründe müssen unter fremdem Namen Eingang suchen; unter ihrem eigenen taugen Trostgründe nichts; sie müssen alle incognito kommen. Jördens.

Des Menschen Wille, das ist sein Glück.

Schiller.

Die Reise um einen Menschen erfordert mehr als einen Tag. Türkisches Sprüchwort.

Die Superlative sind das Kennzeichen der Thoren.

Metternich.

Räthsel und Aufgaben.

Wißt vom Ganzen, das kein Rittersmann,
Ja kein Ritter wol entbehren kann,
Zeigt mein Erstes auch nur schmale Pfade,
Doch mein Zweites bürgt für süße Kost,
Fesselt Bacchus und verkündet Frost,
Aus dem Ganzen, was Apollons Gnade
Selten gut heißt, mach' ich die Charade.

Mit der Ersten wird kein Schmeichler wagen
Das zu nennen, was sein Gönner wählt,
Meine zweite Sylbe Alle tragen,
Ob sie Tausenden gleich fehlt.

Mit der ersten engereint die zweite,
 War schon oft des Glückes Unterpand,
 Aber Niemand hörte noch bis heute
 Sern mit diesem Ganzen sich benannt.



Wenn man die folgenden acht Namen richtig ordnet, so erhält man, wenn man die ersten Buchstaben derselben von oben nach unten und die dritten Buchstaben von unten nach oben liest, die Namen zweier jetzt regierender Häupter in Europa.

Die acht Namen sind: Joachim, Anna, Vincenz, Ruprecht, Odo, Clemens, Jwo, Tilmann.

Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 49.

Welle — Wille — Wolle.

Eli — Elisa — Elisabeth.

Zuspruch.

Angenehme Leute, denn sie sprechen Jedermann an.

Affen bleiben Affen, wenn man sie auch in Seide, Sammet und Scharlach kleidet.

Briefpost.

Geschwister Oskar und Marie in Zw. Sehr gut gerathen. Herrn Karl v. M. in Dr. Die Räthsel sollen schon in nächster Zeit Aufnahme finden. Ergebensten Dank. Fortsetzung wird willkommen sein.

Hr. Julie H. geb. S. in Warmbr. Ihr fleckig gewordenen lila Seidenband wird die Flecken verlieren, wenn Sie ein Stück Soda von der Größe einer Wallnuß in einem Viertel Quart Wasser auflösen, das Band darin abspülen, es ablaufen lassen und dann das Band feucht platten. Das Band erhält dadurch seine frische Farbe wieder und wird auch durch dieses Verfahren von Fett- und Schweißflecken gereinigt. Dieses leicht angewendete Mittel ist nicht allein für Bänder zu empfehlen, sondern auch künstliche Blumen, z. B. Veilchen, sind mit dieser Auflösung wieder herzustellen, indem man sie mit einem Pinsel damit bestricht.

An den geehrten Raucherclub in B. Außerordentlich geistreich und witzig, würde sich aber nur widerstrebend der Physiognomie unseres Blattes anschmiegen; den Gelehrten irgend eines humoristischen Blattes würde Ihre Sendung sicher sehr willkommen sein.

Hrl. A. D. in B. Eine der ersten Nummern des neuen Jahrganges wird Ihren Wunsch erfüllen.

Hrl. E. V. in F. Bis jetzt war es uns nicht möglich, die gewünschte Adresse zu erlangen.

Herrn Dr. A. M. in B. Warum so lange schweigsam?

Herrn G. H. in L. Sie haben die Wette verloren, die Statue ist nicht von Thorwaldsen, sondern von Canova!

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

Verlag der Kesselring'schen Hofbuchh. in Hildburghausen.

Familien-Kochbuch **K**ochbuch.
 von Apel, Schneider & Gruber, Preis:
 enthält auf 220 Seiten c. 500 Recepte hübsch gebunden
 und ist das practischste und billigste nur 10 Sgr.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die anerkannt vorzügliche und sehr beliebte Ausgabe des altbewährten
Gebet- und Erbauungsbuches

Thomas von Kempen

4 Bücher von der Nachfolge Christi

für evangel. Christen bearbeitet und mit Beicht- und Communiongebeten versehen von Dr. A. L. G. Krehl, mit Holzschnitten und vielen Initialen von Kretschmar nach Zeichnungen von Strähuber, erschien soeben 21 Bogen stark in 11. Auflage und empfehlen wir solche auch ferner als eine ebenso prachtvolle, wie gehaltreiche **Weihnachts- und Festgabe.**

Preis elegant broschirt 10 Sgr.; gebunden, ganz Leinen, Goldschnitt mit reicher Decken-Verzierung 20 Sgr.

Pracht-Ausgabe auf feinstem Velinpapier mit vermehrtem Silberschmuck, in gediegenstem, der schönen Ausgabe entsprechendem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Im Verlage der Dürer'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius,
Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.

Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.

„ 1. „ „ in Halbkleinenband mit Deckelprägung und Goldtitel 17½ Ngr.

„ 2. „ „ in Ganzkleinenband mit Deckelprägung und Goldtitel 22½ Ngr.

„ 3. „ „ in Ganzkleinenband, Deckel reich vergoldet m. Schloß 1 Thlr.

Die Königl. Sächs. 71. Landes-Lotterie

hat folgende Hauptgewinne:

- Am 14. Januar 1867: 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. *ic.*
 „ 11. Februar 1867: 12,000, 6000, 3000, 2 à 1000 Thlr. *ic.*
 „ 11. März 1867: 15,000, 8000, 4000, 2000, 2 à 1000 Thlr. *ic.*
 „ 8. April 1867: 20,000, 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. *ic.*
 „ 6. Mai bis 22. Mai 1867: 150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000,
 20,000, 2 à 10,000, 15 à 5000, 30 à 2000, 300 à 1000 Thlr. *ic.*

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25½ Thlr., Viertel à 12¾ Thlr., Achtel à 6¼ Thlr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlrn. pr. ¼, 10 Thlrn. pr. ½, 5 Thlrn. pr. ¾, 2½ Thlrn. pr. 1. creditire den Einzahlrest bis zu einer zu nennenden Frist, wohingegen ich bei Vollenzahlung der Einzahlungsbeträge **Vollloose**, die für fünf Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tacuber in Leipzig,
 Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Ball- und Concert-Fächer

reiche Auswahl, besonders in Seide und Veilchenholz, mit und ohne Malerei, Damen-Schmuck, Necessaires und Taschen, Pariser Handschuhe, Sonnen- und Regenschirme, Schreib-Mappen, Reise-Necessaires, neue amerik. Garderobenhalter und Wiener Patent-Kaffee-Maschinen. Das Neueste in Wiener und Pariser ff. Holz-, Bronze- und Leder-Waaren, Album und Cig. Magazine mit Musik. Lager der Stobwasser'schen Mod.- und Petrol-Lampen

bei **C. Albert Bredow,**
 Leipzig, Mauricianum.

Das seit 12 Jahren bestehende

Spitzenfabrikationsgeschäft

von

Wilhelm Mann zu Oberwiesenthal

im sächsischen Erzgebirge

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von ganzen und halben Tüchern, Beduinen, Mänteln, Falbeln und Berthen zu Kleidern, Barben, Taschentüchern und Kragen in weißer und schwarzer Application.

Dasselbe Geschäft übernimmt zu jeder Zeit Spitzenwaaren zum Waschen, Vorrichten und Amappliciren.

Geehrte Aufträge werden in reellster, pünctlichster und billigster Weise ausgeführt.

Verlag von **S. A. Brockhaus in Leipzig.**

Eine der werthvollsten Festgaben und Zierden für den Weihnachtstisch ist die sieben vollständig gewordene neue wohlfeile Ausgabe der

Schiller-Galerie

von Pecht und Ramberg. 50 Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von Pecht. 8. In 10 Lieferungen 4 Thlr.; elegant geb.: in Leinwand 5 Thlr., in Leder 6 Thlr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vollständig assortirtes Lager

echt chinesischer Thees

in Original-Verpackungen, eleganten Stanioldosen und ausgewogen

en gros und en détail

von

KRETSCHMANN & GRETSCHEL

Leipzig

Katharinenstrasse No. 18.

Festgeschenke.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Das Hauslexikon. Encyclopädie praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände. Dritte durchaus neu bearbeitete Auflage. Mit eingedruckten Holzschnitten und alphabetischem Register über alle darin vorkommenden (an 30,000) Gegenstände. Vollständig in 6 Bänden. Geh. Preis 12 Thlr. Eleg. gebunden 14 Thlr. 12 Ngr.

Ein praktisches Universalwerk, welches keiner Haushaltung fehlen sollte.

Bildnisse berühmter Deutschen. Dreißig Grabstichel-Blätter, nach den besten Originalen gestochen von L. Raab, A. Schleich, A. Schultzeiß, L. Sicking und Fr. Wagner. Jetzt vollständig in 10 Lieferungen, auch complet gebunden. Preis 15 Thlr. Jedes Blatt einzeln, groß Format, ¼ Thlr.

Inhalt: J. S. Bach. Händel. Gluck. Wintzelmann. Kant. Klopstock. Lessing. Haydn. Wieland. Herder. Goethe. Blumenbach. Mozart. Schiller. Richter. Jean Paul. W. v. Humboldt. Schleiermacher. A. v. Humboldt. Beethoven. Hegel. Liebig. Schelling. Niebuhr. Rauch. Schinkel. J. Grimm. Uhland. Cornelius. Rückert.

Luther-Briefe. Zu Auswahl und Uebersetzung für die Gemeinde herausgegeben von Dr. Karl Alfred Gase 27 Bogen Octav. Preis brochirt 1 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 2 Thlr.

Ein Buch, welches gewiß in weiten Kreisen willkommen sein wird und zu einem Festgeschenke vor vielen Andern geeignet ist.

Die im Verlage der Dürer'schen Buchhandlung erscheinende

Novellen-Zeitung.

Eine Wochenchronik für Literatur, Kunst, schöne Wissenschaften und Gesellschaft

gehört zu den gediegensten belletristischen Blättern der Gegenwart. — Sie zählt zu ihren regelmäßigen Mitarbeitern:

Otto Banck, E. Freiherrn v. Bibra, Alfred Waldau, Louise Otto, Bernd von Guseck, St. Grafen Grabowski, Marie v. Roskowska, Ewald August König, F. Cofmann, A. Göring, Carl Freiherrn von Kessel, E. Heusinger, D. von Wilcke Dr. P. Wigand u. v. A.

Die Novellen-Zeitung bringt Romane, Novellen, Genrebilder und Skizzen, interessante Schilderungen aus der Natur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Politik und Gesellschaft, sowie namentlich Otto Band's Berichte über Kunst und Literatur, so daß sie an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von keinem andern Blatte übertroffen werden dürfte.

Dieselbe erscheint wöchentlich ein Mal in 2 Bogen hoch 4. und beträgt der Preis pro Quartal 1 Thlr. 10 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Die Königl. Sächs. Landes-Lotterie

gegenwärtig die 71.

Ziehungen:	I. Classe 14. Januar 1867.	II. Classe 11. Februar 1867.	III. Classe 11. März 1867.	IV. Classe 8. April 1867.	V. Classe 6. Mai—22. Mai 1867.
Hauptgewinne	10000	12000	15000	20000	150000 50000
Thlr.	5000 2000	6000 3000	8000 4000	10000 5000	100000 40000 80000 30000

Loose hierzu:

Original-Voll-Loose gültig für alle fünf vorbemerkte Ziehungen: Ganze à 51 Thlr.; Halbe à 25½ Thlr.; Viertel à 12¼ Thlr.; Achtel 6 Thlr. 12½ Ngr.
Classen-Loose gültig nur für die Ziehung I. Classe am 14. Januar 1867.
 Ganze à 10 Thlr. 6 Ngr.; Halbe à 5 Thlr. 3 Ngr.; Viertel à 2 Thlr. 16½ Ngr.;
 Achtel à 1 Thlr. 8½ Ngr.

sind gegen die vorbemerkten Beträge von dem Unterzeichneten zu beziehen und hält sich derselbe unter Zusicherung alles dessen, wie es hierbei etwa gern beliebt wird, bestens empfohlen.

Im Gewinnfalle eines Voll-Looses in einer der ersten 4 Ziehungen werden auf die späteren, bei denen es dann ausgeschlossen bleibt, 10 Thlr. pr. ¼ Loos und pr. Ziehung ohne jeden Abzug bei Erhebung des Gewinn-Betrages gleichzeitig wieder zurückvergütet.

Im Nichtgewinnfalle eines Classen-Looses ist solches alsdann von Ziehung zu Ziehung zur Wahrung der Anrechte an die nächstfolgenden Ziehungen mit dem gleichen Betrage, wie vorstehend bei Classen-Loosen angegeben, zu erneuern.

Für Auswärtige übernehme ich bei Classen-Loosen den Verlag des Erneuerungsbetrags spesenfrei bis zu einer bestimmten Zeit, welche ich in der Rückantwort angebe, wenn dem Auftrage etwas mehr als der Betrag der I. Ziehung beigefügt ist.

Leipzig, im December 1866.

August Kind, Hôtel de Saxe.

Zu Festgeschenken besonders geeignet.

WERTHVOLLE MUSIKWERKE

in neuen, eleganten und billigen Ausgaben.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

In eleganten Sarsenethänden mit Goldpressung.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Lieder und Gesänge mit Begleitung des Pianoforte

(45 Lieder, ursprünglich in 8 Heften, Op. 19, 34, 47, 57, 71, 84, 86, 99). Preis 5 Thlr.

Dieselben für eine tiefere Stimme. Preis 5 Thlr.

Liederkreis. 100 vorzügliche Lieder und Gesänge für eine Stimme mit Begleitung des Pianoforte, von Bank, Bönicke, Brahms, Bruch, Dürner, Eckert, Franz, Hauptmann, Hauser, Haydn, Hentschel, Josephson, Klein, Kreutzer, Lammers, Lang, Lenz, Löwe, Marschner, Meinardus, Mendelssohn, Meyerbeer, Mozart, Nessmüller, Neukomm, Nicolai, Petschke, Reichardt, Reinecke, Reissiger, Rietz, Rosenhain, Schöne, Schumann, Seidel, Stern, Streben, Taubert, Thalberg. Preis 5 Thlr.

Schumann, Robert, Lieder-Album für die Jugend. Neue Ausgabe. Mit

Titelblatt von L. Richter. Preis 2 Thlr.

Pianoforte-Musik, class. und moderne. Bibliothek vorzüglicher Pianofortewerke von J. S. Bach bis auf die neuesten Zeiten. Band 1—4, à 2 Thlr. Jeder

Band enthält auf ungefähr 100 Seiten 12—17 Werke älterer und neuerer Meister in vorzüglicher Auswahl. Vertreten sind J. S. Bach, Händel, Scarlatti, Mozart, Haydn, Beethoven, Paradies, Clementi, Dussek, Field, Hummel, F. Schubert, Mendelssohn, Schumann, Thalberg, Chopin, Hiller, Reinecke, Rubinstein, Gade, Liszt, Heller, Bargiel, Jadassohn, Raff, Brahms, Kiel, Vogt, Weil.

Perles musicales. Sammlung kleiner Klavierstücke für Concert und Salon.

Erster Band No. 1—50. Preis 3 Thlr. Dieser Band enthält Werke von: J. S. Bach, Mendelssohn, Schumann, Paradies, Reinecke, Eckert, Liszt, Klengel, Weil, Chopin, Jadassohn, Field, Clementi, Heller, Czerny, Bach, Joh. Chr., Thalberg, Dresel, Martini, Kirnberger.

In elegant und fest brochirten Bänden.

Mozart, W. A., Sonaten f. d. Pianoforte. No. 1—17 in 1 Band, mit Mozart's

Portrait. Preis 3 Thlr.

Haydn, Jos., Sonaten f. d. Pianoforte. No. 1—34. 2 Bände à 2 Thlr. 15 Ngr.

(Der 1. Band mit Haydn's Portrait.)

Meyerbeer, Giac., Die Hugenotten. Grosse Oper in 5 Aufzügen. Vollständiger

Clavier-Auszug. 2 Bde. Preis 5 Thlr.

Bellini, V., Romeo u. Julie. Gr. Oper in 4 Aufzügen. Vollst. Clavier-Auszug m.

deutschem u. ital. Texte. Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edlmann in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage von Bernhard Schlicke in Leipzig.

Die Kunst des Clavierspiels.

Die bekannten und bewährten Studienwerke für den Clavierunterricht von Louis Köhler und J. Vogt (Leipzig, Verlag von Bartholf Senff) liegen in neuen Auflagen vor; einer Empfehlung bedürfen diese unentbehrlichen Hilfsmittel nicht mehr, da ihre Einführung in den ersten Conservatorien und Musikinstituten, in Leipzig, Berlin, Wien, St. Petersburg etc., an deren Spitze Männer wie Moscheles, Anton Rubinstejn, Jul. Stern, Theodor Kullak, Hellmesberger, Adolfs Henselt etc. stehen, jede weitere Anpreisung überflüssig macht. Es seien daher hier nur die verschiedenen Hefte namhaft gemacht. Von Louis Köhler sind es: „Die ersten Studien für jeden Clavierschüler“ Op. 50. „Heitere Vortragsstudien für den Clavier-Unterricht“ Op. 47. „Der erste Fortschritt. 24 kleine Vorspielstücke für jeden Clavierschüler“ Op. 79. „Special-Studien für den Clavier-Unterricht“ Op. 112. Zwei Hefte. „Neue Geläufigkeits-Schule zur Uebung im brillanten Passagenspiel für den Clavier-Unterricht“ Op. 128. Zwei Hefte. — Von J. Vogt: „Clavier-Studien für den täglichen Gebrauch“ Op. 66, 67. Zwei Hefte.

Die

Fortepiano-Fabrik

von

C. A. F. Haupt

in

Leipzig

Weststraße 20

empfiehlt Pianino's in schöner Auswahl mit brillantem Ton, angenehmem Spiel und elegantem, nobelm Bau. Desgleichen Flügel (System Erard) zu billigen Preisen.

Neu arrangirte Knallbonbons mit täglich durch neue Erscheinungen vermehrt werdenden niedlichen Gegenständen, förmlichen Kopfbedeckungen und Bedarfsgegenständen der verschiedensten Art für Damen und Herren, à 2 Thlr. pro Duzend zur Cellarius'schen Sturmcolonne: Tour Nr. 38, sowie viele andere Cotillon-Décorés offeriren

F. W. Stolze & Comp.
in Erfurt.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit geseklich garantirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante Sangerhausen.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Ditt'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

An unsere Leser.

Mit Nr. 52 schließt der 68. Jahrgang unserer Zeitung; wir erlauben uns deshalb, hierdurch unsere geehrten Abonnenten zu ersuchen, ihre geneigten Bestellungen in den betreffenden Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungs-Expeditionen rechtzeitig aufgeben zu wollen, damit in der Zusendung unserer Zeitung keine Störung eintrete. Wir werden im 69. Jahrgange, der den umfangreichen Kreis seiner Mitarbeiter noch durch die namhaftesten Schriftsteller, wie Brachvogel, Edmund Höfer, Levin Schücking, erweitern wird, Alles aufbieten, daß unsere Zeitung fortfahre, nicht nur ihrem specielleren Zwecke zu dienen, sondern auch der Familie ein immer anregenderes Unterhaltungsblatt zu werden.

Die Redaction

Zusklapp.

Eine Weihnachtsgeschichte

von

Karl Neumann-Strela.

Ein prächtiger Winternachmittag. Der Schnee auf der Landstraße glitzerte und blitzte, der schwache Sonnenstrahl beleckte die Eiszapfen, die gleich riesigen Bärten an den Bäumen hingen, der Wind schlief. Ein weiß-blauer Himmel lag über der Gegend, nur weit im Osten zeigte sich eine winzige graue Wolke, die einen Umschlag der Witterung verkündete.

„Morgen giebt's Regen,“ sagte einer der beiden Männer, die auf dieser, von Weimar gen Erfurt führenden Straße langsam dahinschritten, „ich fühle das bekannte Reißen in meinem linken Arme. Recht von uns, daß wir uns heute auf ein Stündchen herausgemacht haben; wer weiß, ob wir noch in diesem Jahre an eine gemeinsame Promenade denken können.“

„Weihnachten ist vor der Thüre, noch vierzehn Tage bis zum heiligen Abend,“ sprach der Major von Knebel. „Ja, ja, der Unterthan denkt und die Herzogin lenkt. Glaubte ich doch, bis zum kommenden Frühjahr mit dem Prinzen Constantin in Paris leben zu dürfen; nun mußte uns die Mutter ganz unerwartet nach Weimar zurückrufen. — Waren Sie in Paris, lieber Wieland?“

„Leider nicht,“ erwiderte Wieland, „auch werde ich wol niemals dahinkommen. Ich beneide Sie darum, mein Bester, Sie haben doch ein Stück Welt gesehen; unser Weimar ist und bleibt ein Dorf. Du lieber Himmel! Was für kleinliche Menschen leben hier! Man wird so selten verstanden, meistens völlig mißverstanden — den Aerger, den meine »Abderiten« erregt haben — Sie hörten doch davon?“

Knebel blieb stehen. „Nichts habe ich gehört, ich bin ja seit meiner Rückkehr so wenig unter Menschen gekommen. Die Herzogin und Goethe erwähnten neulich Ihr Werk, aber sie bewunderten nur, hatten kein Wort des Tadelns.“

„O die — die verstehen mich, auch Herder und die andern Freunde. Aber denken Sie, mein Bester, die hiesigen wohlblühenden Gerichtspersonen und besonders der Notar Sasty — diese Menschen, sage ich Ihnen, brächten mich am liebsten auf's Schaffot. Auf's Schaffot! Warum? In meinem Romane findet sich der Abderitenproceß, worin ich das Langsame, das Verkehrte der Verhandlungen verspottete, über einen gewissen Eselschatten rede u. s. w. Nun muß sich doch Jedermann sagen, daß Abdera eine Stadt in Thracien ist und am Flusse Nestos liegt, und daß ich mit den Abderiten die Abderiten und nicht die Weimeraner gemeint habe — nicht wahr? Ja, die Vernünftigen sagen sich das auch, aber unsere Gerichtspersonen und zumal dieser Sasty sind die kolossalsten Schwachköpfe, die auf dieser Welt existiren. Schwören diese Creaturen Stein und Bein: meine Absicht sei gewesen, das hiesige Gericht zu verspotten, und indem ich von einem Eselschatten rede, hätte ich Sasty und Consorten Esel genannt! Denken Sie diese Unvernunft! Zuerst habe ich gelacht, dann habe ich mich braun und blau geärgert und werde mich noch grün und gelb ärgern! Man habe sich gegen mich verschworen und Sasty soll gesagt haben: Wenn ich dem Hofrath eins anhängen kann, so wird es aus dem ff geschehen!“

Er focht dabei mit dem Rohre durch die Luft und gesticulirte so eifrig mit dem andern Arme, daß der Major es gerathen fand, einige Schritte rückwärts zu treten. „Ihr heftiges Temperament spielt Ihnen mit,“ sagte er, „ein Anderer würde weiter gelacht und sich keinen Moment geärgert haben. Was liegt daran, ob diese Creaturen auf Rache sinnen? Es schadet gar nichts, daß sie sich getroffen fühlen.“

„Ja wol, ich gerathe bei jedem Krimskrams aus dem Häuschen, das ist mein Fehler. Doch wer kann gegen seine Natur! — Lassen Sie uns umkehren. Mich fröstelt ein wenig.“

So gingen sie denn nach der Stadt zurück und Knebel bemühte sich, dem Gspräche eine andere Wendung zu geben. „Sie haben da ein prächtiges Rohr. Der Knopf ist ächt vergoldet? Zeigen Sie doch.“

Um Wieland's Lippen legte sich ein Schmunzeln. „Nicht wahr, das Rohr ist schön? Kein Fehler daran; und sehen Sie nur, wie der Knopf funkelt, man kann sich darin spiegeln. Es ist ein Geschenk von der gnädigen Herzogin und ich möchte es um keinen Preis missen.“

Knebel wollte dann wissen, bei welcher Gelegenheit Wieland das Rohr erhalten habe, allein dieser gab nur flüchtigen Bescheid, er war schon wieder beim Abderitenproceße und den weimarer Schwachköpfen. Ein paar Mal versuchte noch Jener, ein anderes Thema anzustim-

men, doch jede Bemühung war vergebens; Wieland redete sich in immer größeren Zorn. Da ballte er bald die Hände und focht auf's Neue mit Stock und Arm durch die Luft, da blieb er bald stehen und riß an Knebel's Rockknöpfen; er sah nur immer den Gerichtshof und besonders den Notar Sasty vor sich und hörte nur das Nachgeschrei dieser hochweisen Personen. Und dazwischen rief er ein über das andere Mal: „Es ist ein großer Fehler, daß ich bei jedem Krimskrams aus dem Häuschen gerathe, ich weiß das sehr wohl, aber meine Natur ist so angelegt. Diese dummen Menschen! Weimar ist ein Dorf! Ich werde nicht verstanden!“

Endlich am Thore. Knebel athmete erleichtert auf und verabschiedete sich schleunigt, um, wie er sagte, links abzubiegen, da er sich nach dem Wohlergehen der Frau von Stein erkundigen wollte. Wieland reichte ihm die Hand — da — „Allmächtiger Himmel! Das Rohr! Ich habe mein Rohr verloren!“

„O! O!“ rief der Major.

Der Hofrath war noch bleicher geworden und noch heftiger bebte seine Lippe. „Wenn das fort ist, werde ich krank! Es ist meine Freude, mein Stolz! — Liebster, bester Freund, kehren Sie mit um, helfen Sie suchen, ich beschwöre Sie! — Wenn es verloren wäre!“

„Unmöglich, uns ist ja Niemand begegnet!“

„Es wird bei meinen heftigen Geberden in den Schnee oder, was weit schlimmer ist, in den Graben gestogen sein. In den Gräben liegt der Schnee ja manns hoch. Dann ist es nicht zu finden. Dann heißt es warten bis der Schnee schmilzt und das währt noch sehr, sehr lange. O, wir leben ja in einem mörderischen Klima!“

So jammernd, lief er vor Knebel her und Beide blickten unablässig gerade aus, nach rechts und nach links — kein blühender Knopf, auf den sie wie auf einen Schatz sich gestürzt hätten. Die Sonne war schlafen gegangen, der Nebel, der mit der Dämmerung gekommen, erschwerte das Suchen. Schon zeigte sich die Stelle, auf der sie kehrt gemacht — „unter dem Schnee, vermuthlich im Graben,“ seufzte Wieland. — „Da kommt eine Bauerfrau,“ sagte Knebel, „vielleicht ist sie die Finderin.“ Die Bäuerin, die in die Stadt wollte, hatte nichts bemerkt. — „Ich werde eine Annonce in's Wochenblatt rücken lassen,“ meinte Wieland, langsam wieder umwendend, „dem Finder zehn blanke Thaler.“ — „Thun Sie das, armer Freund, so mögen Sie am ersten wieder zu Ihrem Rohre kommen.“

Der mitleidsvolle Major legte seinen Arm in den des Hofraths; stumm schritten sie heimwärts. Plötzlich blieb Jener stehen: „Ich höre einen Wagen kommen —“ Ein schwacher Hoffnungsstrahl zuckte da in Wieland's Augen: „Sollte vielleicht der Kutscher —“

Das offene Gefährt rollte heran. Ein Mann saß darin, in einen grauen Mantel gehüllt, die Pelzmütze bis über die Ohren gezogen. Als der Hofrath zu ihm trat, hielt er an und fragte mit barscher Stimme: „Was beliebt?“

Wieland erkannte den Kaufmann Stierna, der in einem Gewölbe am Markte mit Materialwaaren handelte. Er bat wegen seiner Störung um Verzeihung und fragte, ob Herr Stierna etwa das Rohr bemerkt und aufgehoben habe.

„Nein,“ polterte dieser, „ich habe ein Rohr in meinem Wagen und das habe ich in Erfurt gekauft. Damit basta! — Vorwärts!“

Das Pferd zog an. — „Mein Gott,“ rief Knebel, „ist dieser Mann grob! So viel ich weiß, ist er ein Schwede und in früheren Jahren nach Weimar verschlagen worden. Ob alle Schweden so kurz angebunden sind?“

„Möglich,“ versetzte Wieland und fügte seufzend hinzu: „Das Wochenblatt ist meine einzige Hoffnung.“

Nach wenigen Minuten hält Stierna vor seinem Gewölbe. Er bringt die schlechteste Laune von der Welt mit, denn statt der glänzenden Geschäfte, die er in Erfurt zu erzielen gedachte, hat er kaum ein einziges, noch dazu höchst mittelmäßiges Geschäft gemacht. Er wirft den Baum über den Hals des klappernden Pferdes, legt den Mantel ab, greift nach dem Rohre und verläßt den Wagen — in demselben Augenblicke öffnet Fritz, der Lehrjunge, von innen die Thüre, fährt aber, den Herrn erblickend, mit einem leisen Schrei zurück. Doch Stierna hat ihn und ein Briefchen in seiner Hand bemerkt — mit einem Satz steht er im Gewölbe und vor dem leichenblaffen Jungen. „Wohin? Was soll der Brief? Her damit!“

Das Siegelwachs des zierlich gefalteten Schreibens zeigte den Abdruck eines Fingerhutes. Die Brust des Krämers ging wie die Meereswelle auf und nieder und seine Hände flogen, als er die Aufschrift gelesen: An den Hofcanzlisten Abrecht Amelang. Dann einen Blick in den Brief: „Mein herzensgeliebter Abrecht! Um sieben Uhr auf eine Minute an der Ecke bei Herrn Wieland's Garten. Der Vater denkt, ich gehe zu meiner kranken Freundin. Mit tausend Küßen Deine Lisbeth.“

Es währte lange, bevor der Mann Worte, die rechten Worte fand. Er haschte förmlich danach und stieß endlich hervor: „Also Du — Du Postillon d'amour? Warte, die Belohnung für Deinen Liebesdienst sollst Du von mir empfangen! Wollen doch gleich einmal probiren, ob mein neues Rohr hübsch dauerhaft ist!“ Und den Zeter schreienden Jungen über den Ladentisch ziehen

und ihn gewaltig bearbeiten, das war das Werk eines Augenblickes; dann stürmte er die Treppe hinauf und in's Zimmer der blonden Lisbeth.

Sie las ihrem jüngeren Bruder aus Gellert's Fabeln vor, aber das Buch entfiel ihr, als der Vater zornfunkelnden Auges vor ihr stand. „Geh hinaus, Franz, ich habe mit Deiner Schwester zu reden.“ Der Knabe verschwand wie der Blitz. Stierna zwang sich zu möglichster Ruhe und seine Stimme klang tiefer denn sonst, als er nun anhub: „Daß das mit Deiner kranken Freundin Wind ist, darüber will ich ganz schweigen. Und daß Du Dir den Fritz zum Briefboten ausersehen hast, darüber will ich noch nichts sagen, obgleich es unrecht, bitter unrecht ist. Aber wenn Du noch ein einzig Mal zu dem Hofcanzlisten aufsiehst, noch ein einzig Mal an Wieland's Gartenecke mit ihm zusammentrifft, dann — —“ Er brach ab, um lauter fortzufahren: „Ein Federfuchser mein Schwiegersohn? Danke! O, nicht wahr, mit seinen 200 Reichsthalern Gehalt, der niemals vergrößert wird, weil er kein Studirter ist, — mit diesem Sümchen wollt Ihr wol herrlich und in Freuden wie der Papst zu Rom leben? Daraus wird nichts, nichts, und merke Dir, was ich gesagt, sonst — —!“ Bei diesem dictatorischen Schluß stand er wieder auf der Thürschwelle, dann noch ein Schritt und donnernd flog die Thüre in's Schloß.

Die blonde Lisbeth taumelte auf einen Stuhl und schlug die eiskalten Hände vor die Augen. Aber die Thränen, welche durch die Finger rollten, waren glühendheiß.

Zur Beachtung!

Unterzeichneter hat auf der Erfurter Landstraße ein Rohr mit acht vergoldetem Knopfe verloren. Wer dasselbe zurüchbringt, oder wer ihm den unehrlichen Finder anzeigt, so daß er gerichtlich belangt werden kann, erhält eine Belohnung von zehn Reichsthalern.

C. M. Wieland, Hofrath.

Diese Annonce stand großgedruckt im „Herzoglich Sachsen-Weimarischen Wochenblatt“. Fritz hatte die noch feuchte Nummer aus der Druckerei geholt, blieb aber am nächsten Brunnen stehen, einen Blick hineinzuwerfen. Diese Annonce war das Erste, was ihm in's Auge fiel. Sein Herr ein unehrlicher Finder! Das schoß wie der Blitz durch seinen Kopf. Stierna wollte den Stock in Erfurt gekauft haben — „höchst unwahrscheinlich,“ sagte sich Fritz, „er pflegt sehr selten einen zu tragen. Gesehen habe ich ihn freilich nicht, doch gefühlt, und wie, wie gefühlt! Ob der Knopf vergoldet ist? Ich möchte den Stock ansehen, aber er steht im Schranke des Herrn —

nein, nein, das ist sonnenklar, er ist unrechtmäßig dazu gekommen. Warte, Du Tyrann! Du hast meinen Rücken braun und blau geschlagen, jetzt sollst Du in's Gefängniß geworfen und in Ketten gelegt werden! Die zehn Thaler? Nein, die will ich nicht, und ich werde dem Herrn Wieland nur ein Zettelchen schreiben, mich aber nicht nennen. Vorsicht, Fritz, Vorsicht! So komme ich von dem Tyrannen los; wenn er im Kerker sitzt, hört der Handel auf und meine Mutter muß mich nach Hause nehmen." Schnell schlug er das Blatt zusammen und eilte von dannen.

Am Nachmittag befand sich Wieland in seinem Zimmer und dachte eben, den Kopf stützend, darüber nach, ob wol die Annonce ein günstiges Resultat erzielen werde, als die Magd mit einem offenen Zettel zu ihm trat. „Eben von einem Knaben für den Herrn Hofrath abgegeben.“

Die Schrift war augenscheinlich verstellt; nur die wenigen Worte standen auf dem Papiere: „Den bewußten Stock hat der Krämer Stierna am Markte.“

Mit einem Sage war Wieland vom Sessel auf und nach der Ecke, wo seine Stiefel standen und der Hut am Haken hing. Unendliche Freude und entsetzlicher Zorn brachen aus seinen Augen hervor. Er merkte nicht, daß er nach einem Stiefel mit hohem und nach einem mit niedrigem Absatze griff, daß die linke Behe im Stiefelschaft steckte, daß der Hut schief auf dem Kopfe saß. Fort aus dem Hause und hin zum Krämer. „Schändlich, schändlich,“ rief es in ihm, „und dieser Mensch war noch obendrein so grob und wagte zu sagen, daß er das Rohr in seinem Wagen in Erfurt gekauft! Sollte man nicht an der Menschheit verzweifeln? — Gott Lob und Dank, daß ich das Rohr wieder habe! — Ich werde ihm eine Moralpredigt halten, von der Herder lernen könnte, wenn er sie hörte. Weiter soll ihm aber nichts geschehen; er ist blamiert und damit sei die Sache abgethan.“

Und nicht eine einzige Stimme in seinem Innern ließ sich vernehmen: „Vorsicht! Wer hat den Zettel geschrieben? Wäre es nicht denkbar, daß Stierna an dem nämlichen Tage einen Stock in Erfurt gekauft?“ Nicht der leiseste Zweifel an der Wahrhaftigkeit des anonymen Briefschreibers stieg in Wieland auf, es kochte in ihm und dabei hüpfte sein Herz vor Freude; Herder begegnete ihm und an der Marktlecke die Carosse der Herzogin, aber er sah nichts von dem allen, er sah nur sein Rohr und den wie Espenlaub zitternden Krämer vor sich.

Stierna war allein im Gewölbe. Die breitschultrige Gestalt stand hinter dem Tische und prüfte den Glanz der Gewichte, die Fritz zu pußen hatte. Als nun der Hofrath in der Thüre erschien, blickte der Krämer ver-

wundert auf und dachte: Ei, ei, will er Schnupstabaß bei mir kaufen? Sonst ließ er sich seinen Bedarf von Hoffmann und Triebel in Erfurt kommen. — „Gehorsamer Diener, Herr Hofrath. Womit kann ich dienen?“

Unerhört! Dieser Mensch, der in den äußersten Winkel flüchten und vor Schaam vergehen müßte, konnte ruhig auf seinem Plage bleiben und so ruhig fragen und noch dazu lächeln! Alles Blut trat Wieland in die Wangen, aber er bezwang sich und sagte, ohne die Verbeugung zu erwidern: „Ich komme, mein Rohr zu holen.“

„Ihr Rohr? Von mir?“ Stierna glaubte nicht recht zu hören. „Ja, ja, ich habe eben Ihre Anzeige gelesen und entsinne mich, daß Sie neulich an meinen Wagen traten —“

„Entsinnen Sie sich wirklich? In der That, das ist schön von Ihnen,“ fiel Jener ein und ein höhnisches Lächeln glitt um seine Lippen, „also her mit meinem Rohre!“

Der Krämer schwieg ein Weilchen. Dann sagte er mit erhobener Stimme: „Ich hoffe, Herr Hofrath, daß Sie Ihre fünf Sinne haben.“

„Herr! Herr!“ schrie da Wieland und an dem Schwanken des Hutes in seiner Hand war zu sehen, wie heftig er zitterte, „augenblicklich mein Rohr her, oder Sie wandern in's Zuchthaus!“

Da stieß Stierna einen gräßlichen Fluch aus und schlug mit beiden Fäusten so furchtbar auf den Tisch, daß die Platte krachte und Wagischale und Gewichte tanzten. „Ich ein Dieb? Ich in's Zuchthaus?“

„Ja, Sie, Sie! Sie haben mein Rohr gefunden und mich bestohlen und belogen! Aber ich will Gnade vor Recht ergehen lassen, weil Sie Kinder haben und zeit- lebens ruiniert wären! Mann, sind Sie ohne Gewissen? Ruft nicht eine Stimme in Ihnen: Pfui! Pfui über Dich! O, gehen Sie in sich, bessern Sie — —“

Mehr hatte der Krämer nicht vernommen. Er war in seine Stube, an den Schrank gestürzt und stürzte jetzt mit einem Rohr zurück, das er vor Wieland's Augen hielt. „Ist das Ihr Rohr? Ist es das?“

„Dieses nicht,“ sagte Wieland mit möglichster Ruhe, „ich will das meine jetzt haben, oder —!“

Stierna legte den Stock auf den Tisch, verschränkte die Arme und rief durch zusammengepreßte Lippen: „Ich könnte Sie jetzt für Ihre Beleidigungen züchtigen. Das wird aber statt meiner die geeignete Person thun. Sogleich werde ich zur Polizei senden, damit sie mein Haus nach Ihrem Stocke durchsuche. Es ist der Form wegen, denn zu finden ist nichts. Dann soll der Kaufmann in Erfurt her und vor meinem Nachbar, dem Notar Saksy —“

Bei Nennung dieses Namens zuckte Wieland zusammen.

„Dem Notar Sasky beschwören, daß ich dieses Rohr an dem und dem Tage in Erfurt gekauft. Wollen Sie das Resultat der polizeilichen Untersuchung hier abwarten? Nicht? — Ei, das trifft sich gut. Da stehen gerade zwei Polizisten am Brunnen. Heda! — Sie kommen. — Nur herein, Leute. Durchsucht mein ganzes Haus. Hier der Schlüssel zu den Kellern und den Schränken. Dieser Herr beschuldigt mich, ich hätte sein Rohr gefunden und irgendwo verborgen; seht sorgsam nach, ob Ihr es findet! — Nun, Herr Hofrath, werden Sie nicht annehmen können, daß ich nach Ihrer Entfernung schleunigst einen gewissen Gegenstand beseitigt habe. So gehen Sie denn, doch das schwöre ich Ihnen, Notar Sasky wird Ihnen ein Briefchen schreiben, das Sie nicht hinter den Spiegel stecken!“

Wieland raffte sich auf. „Ja, ich gehe, aber Sie werden von mir hören — von mir hören!“

Warum schritt er jetzt so langsam zurück? Warum ließ er den Kopf hängen? Warum verwünschte er sein heißblütiges Temperament, das ihm schon wieder mitgespielt? Und jetzt sprach die Stimme, die vorhin geschwiegen: »Wer hat den Zettel geschrieben? Wäre es nicht denkbar, daß Stierna an dem nämlichen Tage einen Stock in Erfurt gekauft? Wenn man sich einen hübschen Wit mit dir gemacht hätte? — Du hättest nicht so mit der Thüre in's Haus fallen, sondern erst horchen, um den Brei herumgehen, auf den Zahn fühlen sollen — verdammt deine Hitze! Er sah so sicher aus und seine Stimme zitterte nicht, als er nach den Polizisten rief. Wenn sie nichts finden, wenn der Erfurter Kaufmann schwört, wenn der Notar Sasky eine Vorladung . . . Nein, nein, Stierna's Ruhe war Maske, die pure Verzweiflung saß dahinter. Er wird glauben, er habe das Rohr so gut versteckt, daß die Polizei nichts finden kann, und dann wird er den Kaufmann zu bestechen suchen — nur Geduld, Geduld, unsere Polizei hat zu feine Nasen und zu scharfe Ohren. Sie wird, sie muß das Rohr finden und dann braucht der Erfurter gar nicht zu kommen und dann muß mein Feind, dieser Sasky, zu meinen Gunsten plaidiren und dann habe ich mein Kleinod wieder! Freilich, dann wandert Stierna in's Zuchthaus, aber warum rückte er nicht gutwillig mit dem Rohre heraus? Ich hatte es besser mit ihm im Sinne.«

Da trat er fester auf und schritt schneller von hinnen und hob wieder den Kopf. Aber daheim zwischen den vier Wänden erwachten die Zweifel von neuem und nahmen, als die Nacht gekommen, eine häßliche Gestalt an. Sasky, der vereidete Notar, stand vor Wieland's Bette, er lachte das widrigste Lachen und zischte, daß es wie Schlangengezisch klang: „Wenn ich dem Hofrath eins anhängen kann, so wird es aus dem ff geschehen!“

Wie zerschlagen und mit brennendem Kopfe erwachte Wieland. Jede Ruhe zur Arbeit fehlte. Er gab sich die größte Mühe, sich zu überreden, daß sein Kleinod wol in der Kellerecke oder hinter Heringsfässern gefunden sei, aber solche Gedanken hielten nicht lange Stich, wie im Handumdrehen waren die schreckhaften, die verzweifelnden wieder da. Gewißheit mußte er haben. Er warf Schlafrock und Zipfelmütze von sich, stand schnell in Straßenkleidung da und schritt zur Polizeistube.

War der gichtische, weißbärtige Wachtmeister kurz angebunden! „Um dergleichen,“ brummte er von seinem Pultsessel herab, „habe ich mich gar nicht zu bekümmern. Ich weiß, daß Heldorf und Wegener bei Stierna Haussuchung gehalten haben, das ist mir pflichtschuldigst angezeigt. Ob besagtes Rohr gefunden ist oder nicht, gehört nicht in mein Fach; das hat Sasky, vereideter Notar, zu erfahren und damit wünsche ich einen guten Morgen!“

Diese Antwort war höchst bedenklich. Sollte sich der doch jedenfalls neugierige Wachtmeister nicht nach dem Resultat der Haussuchung erkundigt haben? Und wäre besagtes Rohr gefunden worden, so hätte er einem herzoglichen Hofrath gegenüber doch wol eine freundlichere Sprache gehabt! Wieland blieb inmitten des Marktes stehen, er fühlte sich recht unwohl, ihn schwindelte; als er das Auge wieder aufschlug, fiel es auf Sasky's Fenster. „Ob sich mein Feind wol schon die Hände reibt? Ob an den Erfurter wol schon geschrieben ist, damit er komme und Stierna's Kauf bestätige? — Oder — und das ist ja ebenso wahrscheinlich — ob die Polizisten trotz der Grobheit des gichtischen Wachtmeisters das Rohr dennoch gefunden? Dann, ja dann kann ich mir die Hände reiben, denn dann ist ja dieser Sasky verpflichtet, gegen den Krämer vorzugehen!“

Hoffnung und Zweifel und wieder Hoffnung und Zweifel. Die Nacht kam, dann der Tag, wieder die Nacht. — Sasky ließ nichts von sich hören. Und das mußte er doch in diesem wie in jenem Falle, so schwer es ihm auch ankommen würde, zu Gunsten Wieland's zu plaidiren. Und wieder brach ein Morgen an — da ein großgefalteter Brief vom Notar

Gute alte Zeit! Wer in diesen Tagen den Nachbar einen Dieb schilt, steht nach wenigen Stunden vor der VII. oder VIII. Deputation des Criminalgerichts; damals aber kam ein solcher Fall vor einen Notar und speciell in Weimar vor den dazu eingesetzten Sasky. Da hatte man dann den Kläger um Verzeihung zu bitten und konnte seiner Wege gehen, nachdem man die Kosten entrichtet und versprochen hatte, den Beleidigten im Wochenblatte für einen Ehrenmann zu erklären. Freilich, solch' ein Notar konnte, wenn er sonst Lust hatte, an

dem Verklagten sein Mütchen kühlen, ihm eine grausame Predigt halten; aber das war ja zu ertragen, weil es doch nur unter sechs Augen geschah. Doch wehe dem Thäter, wenn er sich auf die Hinterfüße stellte und nicht zum Termine erschien — wehe ihm! Dann gelangte die Sache vor den öffentlichen Gerichtshof, dann wurde Angeklagter öffentlich citirt und vielleicht vor hundert oder zweihundert schadenfrohen Augen abgekanzelt.

Gewiß, Wieland war dieses Justizverfahren hinreichend bekannt, aber jetzt dünkte es ihm die pure Hölle, da es ein Sasty, ein Sasty! in dem Briefe auseinandersetzte. O, der Brief war gewaltig lang. Das Rohr nicht gefunden — Erfurter Kaufmann geschworen — vor Sasty den Krämer Stierna um Verzeihung bitten — Kosten bezahlen — Ehrenerklärung im Wochenblatte — Termin: 20. December, Vormittags 9 Uhr, und im Falle des Nichterscheinens: Dessen öffentliche Citation — öffentlicher Gerichtshof!

Aus einer Ecke in die andere, aus einem Stuhl in den andern stürzte Wieland. Vor Sasty, dem Todfeinde, erscheinen — nimmermehr! Der wolle ja nur Rache nehmen und eine Strafpredigt halten, wie sie im ganzen thüringer Lande noch nicht gehört worden sei. Verwünscht die Hestigkeit! Verwünscht die Abderiten! Verwünscht das ganze Dasein!

Wol eine Stunde verging, bevor er einen klaren Gedanken zu fassen vermochte. Endlich gewann er so viel Ruhe, sich an den Schreibtisch zu setzen. Er schrieb an Stierna: Zu ihm wolle er morgen kommen und um Verzeihung bitten, auch mit größtem Vergnügen die Kosten entrichten, jedoch zu Weiterem könne er sich nicht verstehen. Er hasse in solchen Fällen die Dessenlichkeit, und wisse sehr wohl, daß es Sasty nur um persönliche Rache zu thun sei.

„Und ist es denn erwiesen,“ rief er aus, „daß Stierna wirklich der Ehrenmann ist? Die Polizei habe nichts gefunden — trotzdem kann das Rohr in seinem Hause sein! Hm, der Erfurter hat geschworen — es kommt täglich in der Welt vor, daß Bestechung gelingt und solches Zeugniß abgelegt wird. Nur ruhig, ruhig, nur kein zweifelhaftes Wörtchen mehr verlauten lassen, sonst neuer Proceß! Ich habe den Kürzern gezogen und soll nun geradewegs in Sasty's Rachen laufen — niemals, niemals! Ich hoffe, Stierna wird meinen Brief mit Ja erwidern.“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, doch nicht der Krämer, sondern wieder Sasty schrieb: Stierna sei nicht gesonnen, die Klage zurückzunehmen — Termin: 20. December, Vormittags 9 Uhr und im Falle des Nichterscheinens: Dessen öffentliche Citation — öffentlicher Gerichtshof!

Die Herzogin Anna Amalia erhob sich von dem Sopha und ging raschen Schrittes ein paarmal durch das Gemach. Dann blieb sie vor Wieland stehen, blickte auf den Brillant an ihrer Rechten und sagte, während sich ihre hohe weiße Stirn zwischen den Brauen in Falten zog: „Also wieder einmal aus dem Häuschen gerathen! Wieder einmal der momentanen Stimmung gefolgt und nicht bedacht, nicht bedacht! Ei, ei, Sie vormaliger Prinzenerzieher! Wie haben Sie meinen Karl getadelt, wenn er heftig wurde, was haben Sie da für gute Lehren ausgekramt — sieh, sieh, nun soll der Erzieher a. D. vom Notar Sasty erzogen werden!“

„Unmöglich!“ stöhnte der Hofrath.

„Ziehen Sie öffentliches Gericht vor?“

„Um Gotteswillen!“ Und er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Was bleibt Ihnen da weiter, als am 20. December —“

„O, haben Hochdieselben die Gnade zu befehlen —“

„Sie vergessen, mein Freund, daß ich in solchen Dingen nichts mehr zu befehlen habe. Mein Sohn Karl August ist seit zwei Jahren regierender Herzog.“

„So will ich denn Se. Durchlaucht gehorsamst bitten —“

„Das wird Ihnen zu gar nichts helfen. Sie wissen so gut wie ich, wie streng und — ich muß gestehen — wie trefflich der Herzog in solchen Sachen denkt. Sie kennen ja sein Wort: »Auch der Fürst steht unter dem Gesetz und das Gesetz ist von Eisen! Mit dem Papier, worauf das Gesetz geschrieben, läßt sich nicht umspringen wie mit jedem beliebigen Wisch!« — Können Sie das Wort tadeln?“

Wieland schüttelte nur den Kopf; der Zopf ging wie ein Uhrpendel hin und her.

„Und das hat mein Sohn öffentlich gesprochen. Wollte er in Ihrem Falle abweichen, die Sache niederschlagen — o, das würde eine schöne Geschichte werden! Dann würden die Unterthanen schreien: Seht ihr's, da haben wir's, die Ausländer sind die lieben Kinder, die Ausländer werden gehätschelt und in Schutz genommen, die Ausländer können thun was sie wollen! — Ja, Wieland,“ fuhr sie fort und legte beide Hände auf seine Schultern, „der Ausländer wegen haben wir manche Bille hinunterwürgen müssen. Einsiedel, Knebel, Goethe, Herder und Sie — keiner von Euch ist Weimeraner, und hundertmal haben wir es hören müssen: »Fremde bekommen die besten Stellen, nach Fremden wird wie nach goldenen Eiern gesucht, und wir sind doch auch nicht auf den Kopf gefallen!« — Also Summa Summarum: Gehen Sie hin und lassen Sie sich von Sasty erziehen.“

„Ich kann es nicht, kann es nicht!“

Ein flüchtiges Roth huschte über die Wangen der

Herzogin und ihr Fuß berührte umsonst den Teppich, als sie versetzte: „Nicht blos Ihr heißes Blut, auch Ihre Eitelkeit spielt Ihnen mit. Da denken Sie: Ich, der Wieland, soll mich von einem Notar und noch dazu von diesem Sasty Mores lehren lassen! Und ich sage Ihnen, wenn ich Wieland, Verfasser der Abderiten wäre, so könnte mich meinethalben das ganze Gericht ins Angesicht segnen! Ich kann es nicht! sagen Sie. Was wollen Sie denn nun? Haben Sie einen Plan?“

„Ja,“ versetzte er und seufzte tief, tief, „ich muß fort. Ich —“

„Das wäre!“ fiel sie ein, während sie an den Quasten der Schnur über ihren Hüften zerrte.

„In der Frühe des 20. verlasse ich Weimar. So entgehe ich diesem Sasty. Dann kommt der Fall vor das öffentliche Gericht, ich werde in contumaciam verurtheilt und —“

„Und dann?“ Sie hatte einen kleinen Ebenholzächer ergriffen, um den ihre Rechte sich ballte.

„Dann — freilich — ja —“ er sagte das sehr langsam und mit einer Stimme, die mit Thränen kämpfte, „dann kann ich nicht wiederkommen. Meine Familie muß mir nachfolgen. Meine Tage werden schwer und traurig sein — fern von meinen gnädigsten Gönnern, von Serenissimo, meinem einstigen Schüler, von den besten Freunden! Was hilft's? Mich von Sasty abkanzeln lassen, kann ich nicht — ich habe keine Wahl weiter!“

Die Pendule auf dem Camine tiktakte, die Bleigewichte in den Papoden klapperten, der Papagei im Messingbauer scharrte mit einem Fuße; weiter hörte man nichts. Wieland hatte den Kopf sinken lassen und starrte seine Fingerspitzen an; die Herzogin blickte unverwandt zum Plafond empor, auf dem um den Glaskronleuchter ein Gemälde von Deser's Meisterhand glänzte. Man sah, wie sie nach Worten rang, und endlich hatte sie die Rede wieder.

„Freund, Freund, Ihnen ist der Weihrauch zu Kopfe gestiegen, der hat Sie benebelt. Wenn ich das Goethen erzählte! Meiner Treu, der wäre flugs mit einer neuen Satire in der Art wie »Götter, Helden und Wieland« zur Hand! Aber ich werde schweigen, ich bin überzeugt, daß Sie noch einsehen werden: Es ist für einen Wieland nur von Nutzen, wenn ein Notar Sasty ihn Mores lehrt! — Gehen Sie jetzt. Ich habe Briefe zu schreiben. Aber vor dem 20. December kommen wir mindestens noch einmal zusammen.“

(Schluß folgt.)

Die corsische Blutrache.

Die Blutrache, dieses Erbübel alter Volkssitten, worüber noch in neuester Zeit in Corsica von Behörden und Ethnographen

so sehr geklagt wird, wurde früher noch mit mehr Ungenirtheit als heute ausgeübt. Ein frappantes Beispiel solcher Tödtungen und des dabei hervortretenden Volksbenehmens erzählt der Graf Melito:

Am Tage meiner Ankunft zu Bogognano wurden zwei Menschenleben das Opfer einer Privatrache. Ungefähr acht Jahre vorher hatte ein Bewohner dieses Cantons einen seiner Nachbarn, Vater von zwei Knaben, getödtet. Als diese Knaben das Alter von 16 bis 17 Jahren erreicht hatten und somit im Stande waren, ihren Vater zu rächen, verließen sie ihre Heimath, um dem Mörder aufzuspüren, der wohl auf seiner Gut war und nicht wagte, sich von seinem Wohnorte zu entfernen. Kurz vor meiner Ankunft hatten sie sich in der Umgebung bliden lassen, und am Tage, wo ich in Bogognano erwartet wurde, war es ihnen endlich unweit des Hauses, das ich bewohnen sollte, gelungen, ihren Feind, der unter einem Baume Karten spielte, schußgerecht zu treffen. Vier Schüsse, die sie abfeuerten, tödteten den, für welchen sie bestimmt waren; aber eine der Kugeln traf und tödtete noch einen andern Mann, der in der Nähe lag und schlief. Dieser Mann war ein naher Verwandter der jungen Leute, die nach vollbrachter That verschwanden, ohne daß es irgend Jemand von den Umstehenden in den Sinn gekommen wäre, ihnen nachzusetzen.

Dieses tragische Ereigniß erregte durchaus kein Aufsehen unter den Bewohnern der Umgegend. Sie schienen sogar eher froh als bestürzt zu sein und sagten mir, daß dies glücklicher Weise die letzte rückständige Rache in Bogognano gewesen, und da diese nunmehr befriedigt sei, so haben sie keine Störung des Friedens mehr zu befürchten. Die beiderseitigen Verwandten fanden die That gerecht und den Umständen angemessen.

Die Verwandtschaftsgrade, denen die Blutrache obliegt, sind durch uralte Gebräuche festgesetzt. Dennoch aber giebt es Beispiele von Meinungsverschiedenheiten in dieser Beziehung von gütlicher Beilegung der Fehde, wenn bei einem Zusammentreffen zweier Individuen von feindlichen Familien der Eine seinen Gegner überzeugen kann, daß sie Beide nicht in dem zur Ausübung der Blutrache erforderlichen Verwandtschaftsgrade zu einander stehen. Bei der Beobachtung der blutigen Vorschriften dieses Herkommens macht sich auch eine seltsame Schonung religiöser Vorurtheile bemerklich. Hierüber hat mir Herr Galeazzini folgende Anekdote erzählt. Ein Bewohner des Dorfes Peri trifft einen Angehörigen einer ihm feindlichen Familie mit Pflugarbeit auf dem Felde beschäftigt. Die Gelegenheit, Blutrache zu üben, scheint ihm günstig; er spannt den Hahn seines Gewehrs und ruft dem Gegner zu: „Sprich gleich Dein in manus! Du mußt sterben.“ — „Nein,“ erwiderte der Andere, „ich spreche es nicht; Du hast nicht das Recht, mich zu tödten, ich bin nicht Dein Feind.“ — Sofort erhebt sich zwischen den Beiden ein Streit über ihren Verwandtschaftsgrad und da der Angegriffene sich hartnädig weigert, sein in manus zu sprechen, so setzt der Angreifer den Hahn in Ruhe, geht seines Weges und läßt die Gelegenheit, Rache zu nehmen, lieber vorübergehen, als daß er eine Todsünde begeht, indem er einen Menschen tödtet, der nicht im erforderlichen Verwandts-

schaftsgrade zu ihm steht und der sein letztes Gebet nicht gesprochen hat.

Doch zurück zum erwähnten Vorfalle.

Die Weiber übernahmen die beiden Leichname, beweinten und beerdigten sie nach den Gebräuchen des Landes und hiermit war die Sache abgethan.

Die Weiber von Bogognano wachten die ganze Nacht bei den Leichnamen und stießen fortwährend die jämmerlichsten Wehklagen aus. Am andern Morgen begleiteten sie, paarweise gehend und unter beständigem Seufzen und Stöhnen, die Särge auf den Gottesader. Alle waren in einen blauen Zeug eingehüllt, *veleri* genannt, welcher eigentlich der Tod ist, aber bei Gelegenheit über den Kopf gezogen wird. Einige Männer unterstützten diejenigen unter den Weibern, welche am tiefsten niedergebeugt schienen, aber mit einer Gleichgültigkeit, die glauben machen konnte, daß es sich nur um eine nichtsbedeutende Förmlichkeit handelte.

Indessen schrieb ich noch denselben Tag nach Naccio und gab die gemessensten Befehle, auf die Mörder zu fahnden; allein meine eifrigen Bemühungen, ihre Verhaftung herbeizuführen, blieben erfolglos und dienten nur dazu, mir die Ueberzeugung zu geben, daß ich unvermögend war, einem Uebel abzuhelfen, welches sich auf so mächtige und so tief eingewurzelte Vorurtheile hinsichtlich der durch die Ehre gebotenen Obliegenheiten gründet. Was konnte ich thun, was versuchen, um auf Leute einzuwirken, welche unbedenklich einem gewissen Tode trohen, um eine in ihren Augen rechtmäßige Rache zu üben, deren Befriedigung sie als eine von Generation zu Generation übergehende ewig unerlässliche Pflicht betrachten? Was ließ sich von leidenschaftlich erregten Menschen erwarten, die unter ihren eigenen Kleidungsstücken das blutige Hemd dessen, den sie zu rächen berufen sind, als einen stummen, aber berebten Zeugen, der nur nach vollbrachter Rache entfernt werden darf, tagtäglich vor Augen haben? Von Menschen endlich, die schon in früher Jugend im Gebrauche der Feuerwaffen sich nur in der Absicht üben, um desto sicherer den in die Hände einer Mutter abgelegten Schwur erfüllen zu können und den Feind, der diese zur Witwe und sie zu Waisen gemacht hat, bis zum Tode zu verfolgen?

Die Corfen sind im Gebrauche der Feuerwaffen ungemein gewandt und haben eine große Verehrung für geschickte Schützen. Nachstehende Anekdote, die mir erzählt wurde, bezeichnet, wenn ihr Glauben beigemessen werden darf (was ich nicht verbürgen kann), einen charakteristischen Zug und beweist, wie sehr die Corfen diese Fertigkeit bewundern. Ein Mann erhält die Nachricht, daß sein Sohn soeben das Opfer einer Familienrache geworden ist. Er eilt an den Ort, wo das Verbrechen verübt wurde und erkennt in dem Getödteten seinen Sohn. Aber als er den Leichnam untersucht, findet er, daß die drei Kugeln, mit welchen das Gewehr des Mörders geladen war, das Herz des Unglücklichen durchbohrt haben. Das Erstaunen des Vaters über eine so außerordentliche Geschicklichkeit drängt in diesem Augenblick jedes andere Gefühl zurück und voll Bewunderung ruft er den Umstehenden zu: „Ma vedete, che gran colpo!“ — Erinnert dieses Wort nicht an die Antwort, welche, nach

Herodot, Prexaspes dem Cambyses gab: „O Herr, ein Gott hätte nicht so sicher zu treffen vermocht!“

Die Abstellung dieser barbarischen Gebräuche läßt sich nur von der allgemeineren Verbreitung der Aufklärung und Sittigung, besonders im Innern der Insel, von einem bedeutenden Zuwachs der Bevölkerung, von heilsamen Gesetzen, einer raschen Rechtspflege und unparteiischen Verwaltung, welche den friedlichen Bewohnern wirksamen Schutz gewähren, hauptsächlich aber vom Laufe der Zeit erwarten. ß.

Bianca Blume,

K. Sächsische Hofopernsängerin.

(Mit Stahlstich.)

Es ist eine allgemein beklagte Thatsache, daß die ächten Sopranstimmen mit vollgiltigem Tonvolumen, welches Rollen wie „Fidelio“, „Donna Anna“ unabweisbar fordern, eine immer seltner auftretende Erscheinung werden; die meisten großen Frauenstimmen gehören dem Mezzo-Sopran oder Alt an. Die natürliche Folge davon ist, daß jede mit einer vollen Sopranstimme begabte Sängerin rasch Carrière macht, zumal wenn sie, wie es bei unserer Künstlerin der Fall ist, mit der Stimme dramatisch-musikalisches Talent und allseitige Ausbildung des Geistes verbindet.

Bianca Blume, geb. George, vormalig genannt Santer, wurde den 4. Mai 1843 zu Reichenbach in Schlesien geboren, woselbst ihr Vater Buch- und Musikalienhändler war. Schon im zartesten Alter zeigte sich bei dem Kinde ein kräftiges Sopranstimmchen und musikalisches Talent, so daß ihm bereits in seinem 5. Jahre die Aeltern Musik-Unterricht ertheilen ließen, im Jahre 1851 zur weitem musikalischen Fortbildung nach Breslau übersiedelten und die Tochter in das Wandelt'sche Institut für Pianoforte-Spiel aufnehmen ließen. Leider raubte schon ein Jahr darauf der Tod dem neunjährigen Kinde die Aeltern, so daß es, auch ohne Geschwister, ganz allein und hilflos in der Welt dastand. Aber auch ihm sollte, wie ja immer die Liebe Gottes über die Waisen wacht, geholfen werden. Ein edler Mann, der Steinruderei-Besitzer Santer in Breslau, nahm sie an Kindesstatt an und ließ sie die beste Erziehung genießen. Mit dem 14. Jahre erhielt Bianca Santer Gesang-Unterricht bei Julius Hirschberg, dem vormaligen Chordirector des breslauer Stadttheaters, ohne daß jedoch dabei an die Ausbildung der sich immer herrlicher entwickelnden Stimme für die Oeffentlichkeit gedacht wurde, sie sollte, ihrem Wunsche gemäß, sich das Lehrerinnenfach als Lebensberuf wählen. Zu diesem Zwecke besuchte sie anderthalb Jahre lang ein Seminar und absolvirte darauf zu Münsterberg in Schlesien das Examen. Während dieser Studien-Zeit lernte der Organist Adolf Hesse, Bianca Santer kennen, der sich für ihr großes musikalisches Talent so interessirte, daß er sie zur Pianistin auszubilden wünschte, und ihr deshalb gründlichsten Musik-Unterricht mit General-Baß ertheilte. Doch auch die Pianistin trat in den Hintergrund vor dem einen sie plötzlich erfassenden Gedanken, dramatische Sängerin werden zu wollen und mit voller

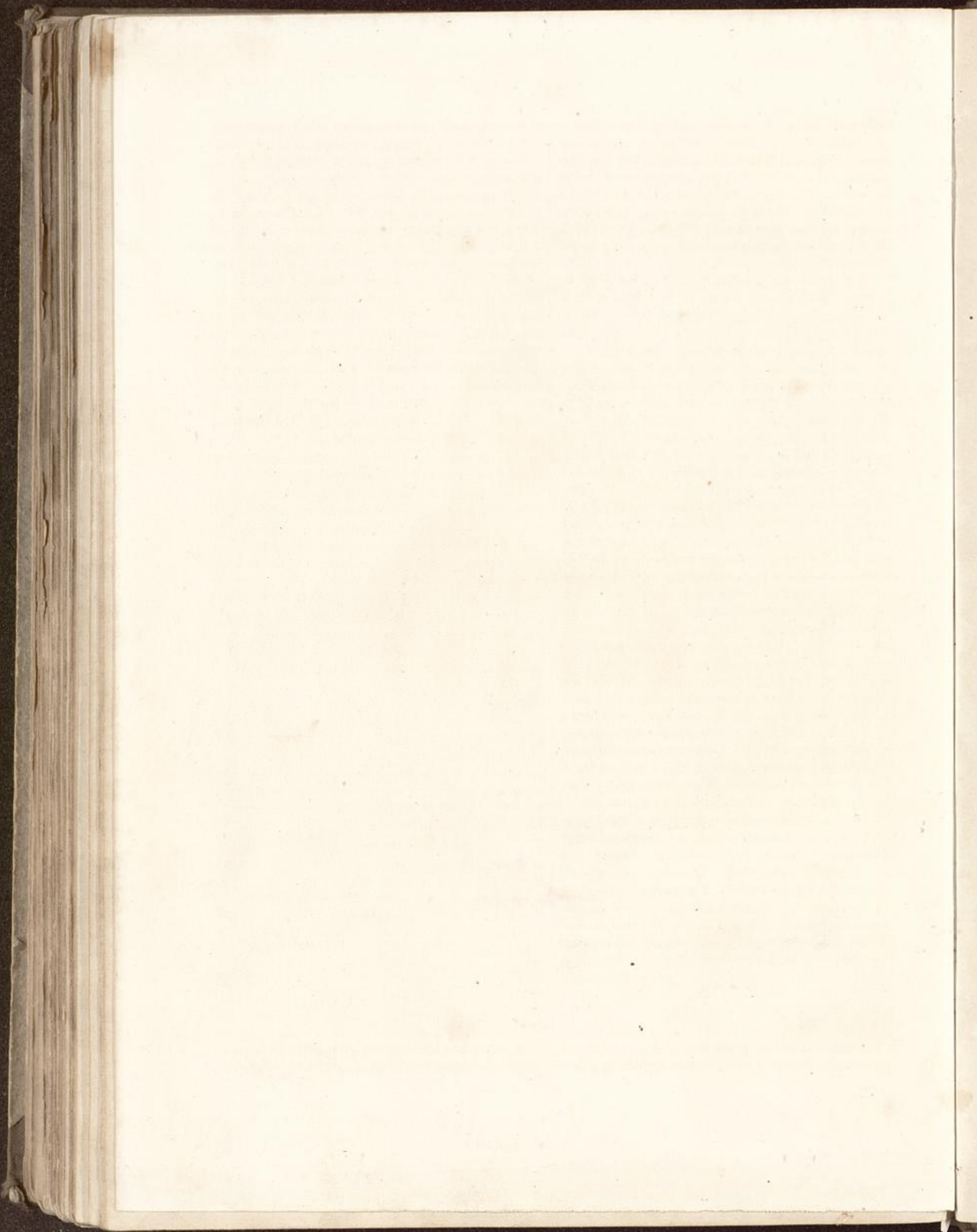


Nach einer Photographie v. H. Kreis

Stich v. Dr. W. W. W. W.

Bianca Blume.

Verlag der Dorothea Buchh.



Energie ließ sie ihn rasch zur That reifen. Bei ihrem Gesangslehrer Hirschberg studirte sie die ihrer Begabung entsprechenden Rollen ein und im Juli 1862 betrat sie in Breslau zum ersten Male unter den glücklichsten Auspizien die Bühne an drei Abenden als „Alice“ in „Robert der Teufel“, „Agathe“, und „Anna“ in der „Weißen Dame“. Für die Wintermonate nahm Bianca Santer ein Engagement am Stadttheater zu Magdeburg an, woselbst sie im Januar 1863 ein Ruf an die k. Oper zu Berlin auf das Freudigste überraschte.

Im Juni desselben Jahres trat die noch so jugendliche, völlig unbekanntes Sängerin ihre Stellung an der k. Oper zu Berlin an und debutirte als „Pamina“, „Alice“ und — — „Fidelio“. Wer nur etwas die berliner Verhältnisse kennt, wird wissen, welches Wagestück für eine Anfängerin es war, in Berlin, wo eine Köster jahrelang den Fidelio begeisternd gesungen, und wo damals eine Lucca, de Ahna und Harriers schon unumschränkt herrschten, in ersten Partien aufzutreten. Aber das lähne Wagniß gelang in überraschender Weise, der Name Bianca Santer wurde bald in Berlin neben den gefeiertsten Namen genannt, es gelang ihr muthig vorwärtstrebend, von gewissenhafter Kritik unterstützt, die sie nicht durch überchwängliches Lob verwöhnte und lässig machte, in Berlin sich zur Repräsentantin der classischen Oper emporzuarbeiten, welche durch den Tod von Leonore de Ahna ihre herrlichste Stütze verloren, und in der Pauline Lucca, nur der modernen Oper angehörend, nicht wirkt, und für deren große Partien die Stimmittel der Frau Harriers nicht ausreichen. Von keinem Erfolge geblendet, setzte Bianca Santer in Berlin ihre Studien unablässig fort, indem sie bei den Professoren Sieber und Teschner Gesangstunden nahm und Frau Peroni-Glasbrenner zu ihrer dramatischen Lehrerin wählte. So ihr Talent harmonisch ausbildend, ist es unserer Künstlerin gelungen, eine der ehrenvollsten Stellungen unter den deutschen Sängerinnen einzunehmen, unter denen nur wenige wie sie die stolzen Gestalten unserer Classiker so geistvoll zu verkörpern verstehen. Ihre Stimme, die bis in die höchsten Chorden hinauf sympathisch wirkt, eint weichen Silberklang mit intensiver Fülle und Stärke. Aber nicht nur der Genius der Musik stand Gaben spendend an ihrer Wiege, auch der der bildenden und Dichtkunst, denn Bianca Blume zeichnet sehr schön und hat schon so manchen sinnig anmuthigen Vers gedichtet.

Im Juni 1866 vertauschte die Künstlerin die Hofbühne zu Berlin mit der Stellung einer Primadonna an dem altberühmten Kunstinstitute zu Dresden, wo sie ihrem reichen Repertoire noch die „Elisabeth“ (Tanhäuser), „Valentine“ und „Rebecca“ (Templer und Jüdin) hinzufügte. Ihre nächsten Schöpfungen sollen „Iphigenie auf Tauris“, „Elektra“ (Domeneo), „Euryanthe“, „Armide“, „Alceste“ und „Vestalin“ sein. — Am 25. Mai 1866 vermählte sich zu Berlin Bianca Santer mit dem Gesanglehrer und Componisten Alfred Blume.

Blicke in die Kunde.

Literatur. Frauen-Liebe und Leben. Lieder und Blumen von Marie Hübner. Königsberg, Hübner

und Max. 1867. Seit langer Zeit ist uns nicht eine Festgabe für die Damenwelt vorgelegt worden, in der sich wie in diesen Liedern und Blumen höchste Eleganz und Pracht der Ausstattung mit künstlerisch feindurchbildetem Geschmac verbunden hätten. Das Werk, welches bald eine Hauptzierde auf dem Büchertische im Salon und Boudoir sein wird, theilt sich nach dem berühmten Gedicht von Chamisso „Frauen-Liebe und Leben“ in die neun Abschnitte: „Seit ich ihn gesehen, glaub' ich blind zu sein“, „Er der Herrlichte von Allen“. „Ich kann's nicht fassen, nicht glauben!“ u. s. w. bis zu dem „Traum der eignen Tage“. Jeder dieser Abschnitte, dessen Blätter umsichtig gesammelte Gedichte unserer besten Lyriker füllen, die dem Sinn des betreffenden Chamisso'schen Liedes homogen sind, wird mit einem von Marie Hübner in trefflichster bunter Lithographie vervielfältigten Kunstblatt eingeleitet, das die sinnigsten Blumenarabesken mit den jedesmaligen oben citirten Anfangsworten des Chamisso'schen Liedes bilden. Von gleich großem Kunstwerthe ist das Titelblatt, auf welchem sich durch reizende Blumengewinde Goethe's Lied: „Freudvoll und leidvoll“ zieht.

Aus der, auch in diesem Jahre sehr reichvertretenen Geschenkliteratur, wollen wir nicht verfehlen, unsere Leser wiederum auf die neuen Auflagen der sehr werthvollen und dabei ungewöhnlich geschmackvoll ausgestatteten Werke aufmerksam zu machen, die in E. F. Amelang's Verlag in Leipzig erschienen sind. Zur sinnigen Gabe für junge Damen eignen sich von ihnen: „Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romane mit Illustrationen von Goethe, Paul Thumann, Georgy und A.“ „Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund. Mit vielen Illustrationen von Gustav Süh, Paul Thumann und A. Herausgegeben von Albert Träger.“ „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitsprüche aus deren Werken. Herausgegeben von Rudolph Gottschall.“ „Dichtergräße von Elise Polko.“ Als Geschenk für die Stunden, die frommer Betrachtung und Einkehr geweiht sind: „Palmbblätter von Karl Gerol. Prachtausgabe mit 120 Illustrationen der bewährtesten Künstler.“ „Hausandacht von Julius Sturm.“ „Leben und Heimath in Gott von Julius Hammer.“ Für die reifere Jugend als anregendes Bildungsbuch ebenfalls in neuer eleganter Ausgabe: „Der Olymp von Petiscus“, welches sich nun schon über ein halbes Jahrhundert als beste Mythologie für die Jugend bewährt hat.

In Wien macht ein neuer Roman vom Verfasser der vielgelesenen „Dissolving views“, unter dem Titel: „Verlorene Seelen“ viel von sich reden und erregt namentlich in clerikalen Kreisen Aergerniß, weil er mit meisterhafter Hand Vorgänge schildert, deren Schauplatz eingeweihtere Leser in einem weitbekannteren Stifte, nur wenige Stunden von der Residenz, zu erkennen glauben.

Prof. Dr. Reinhold Pauli, der jetzt so viel Genannte, soll gegenwärtig damit beschäftigt sein, ein Werk über „Simon de Montfort, Earl of Leicester, den Gründer des Hauses der Gemeinen“ zum Druck zu bringen.

Theater und Musik. Ein neues Drama von Adolf Glaser, „Schuld und Sühne“, hat im Friedrich-Wilhelmstädter Theater

zu Berlin nur wenig angesprochen. Der Stoff wird von der Kritik als zu hyperfentimental getadelt.

Auf der Hofbühne zu Dresden gestaltete sich die Wiedergabe des „Nathan“ zu einer Mustervorstellung. Herr Jaffé „Nathan“ und die Damen Ulrich, Berg und Bayer „Recha“, „Daja“, „Sittah“ wetteiferten im edeln Streben, ihr Bestes zu bieten.

Frau Agnese Grans in Weimar vollendete soeben ein neues dreiactiges Lustspiel „Die Mutter der Marquise“.

König Wilhelm hat dem Impresario der im Victoria-Theater zu Berlin gastirenden italienischen Operngesellschaft für die Dauer der Saison eine monatliche Unterstützung von 10,000 Fr. bewilligt.

Capellmeister C. Reinecke in Leipzig hat eine neue große Oper in 5 Acten vollendet; sie heißt „König Manfred“, der Text ist von Friedrich Adber.

Offenbach's neuestes Werk, das er den Mitgliedern des Variété's-Theater in Paris vorlas, heißt „Das rothe Zimmer“.

Die Eröffnung des neuen Operntheaters in Wien wird erst im Jahre 1868 erfolgen.

Im Theater Carcano zu Mailand macht die junge Sängerin Gabriele Boeva, eine Böhmin von Geburt, Furore. Sie ist dafelbst auf vier Jahre als prima donna assoluta engagirt worden.

Das fünfte Concert des Musikvereins „Cuterpe“ zu Leipzig, der sich immer mehr zu einem der ersten Kunstinstitute emporarbeitet, war in jeder Hinsicht brillant. Zur Aufführung kamen: Mendelssohn's „Walpurgisnacht“ und Ouverture, Duett aus dem ersten, Terzett und Finale aus dem zweiten Acte von Rossini's „Wilhelm Tell“. Die Solisten waren Fr. Martini von Leipzig (Alt) und die I. Hofopernsänger Dr. Günz aus Hannover (Tenor), Mitterwurzer und Freny aus Dresden (Bariton und Bass). Chor und Orchester über 400 Mitwirkende.

Sardou, dem bis jetzt nur eine günstige Kritik gelächelt, hat auch das bittere Gegentheil erfahren müssen. Als nämlich bei einer Scene des dritten Actes seiner Maison neuve Pfeifen ertönte, übte Givardin durch sein Wort: „Ich ziehe entschieden mein Stück Les deux Soeurs vor,“ das mit Blitzechnelle die Runde durch alle Logen des Vaudeville machte, eine noch weit vernichtendere Kritik.

Karl Devrient vom I. Hoftheater zu Hannover hat dreimal in Leipzig, und zwar als „König Lear“, „Shylok“ und „Narciss“ bei vollem Hause mit größtem Beifalle gastirt.

Bildende Künste. Ein Medaillonbildniß des Violinvirtuosen Ernst, von seiner Witwe selbst modellirt, ist vor Kurzem in den Denkstein auf seiner Grabstätte zu Nizza eingelassen worden.

Die deutsche Genremalerei hat durch das Hinscheiden des gemüth- und humorvollen Künstlers Johann Baptist Kirner einen ihrer besten Vertreter verloren. Er starb zu Furtwangen im Schwarzwalde, wo er 1806 geboren war. Seit 1824 Schüler der Akademie zu München, ging er 1832 nach Rom und lebte seit der Rückkehr aus Italien als großherzoglich badischer Hofmaler zumeist in Carlsruhe. Seine Stoffe waren vorwiegend dem schwäbischen Volksleben entnommen. Viele Galerien des In- und Auslandes sind im Besitze seiner Werke.

Ein Denkmal für das Schlachtfeld von Königgrätz ist bei dem brünner Bildhauer Loes bestellt. Dasselbe soll 18 Fuß hoch sein und in einem Obelisken bestehen, auf dessen vier Seiten Inschriften angebracht werden.

Es hat sich in Heidelberg ein „Schloßverein“ gebildet, der sich die Aufgabe stellt, die Erhaltung und richtige Behandlung der heidelberger Schloßruinen zu fördern und die Kenntniß ihrer Geschichte und ihres Kunstwerthes zu pflegen.

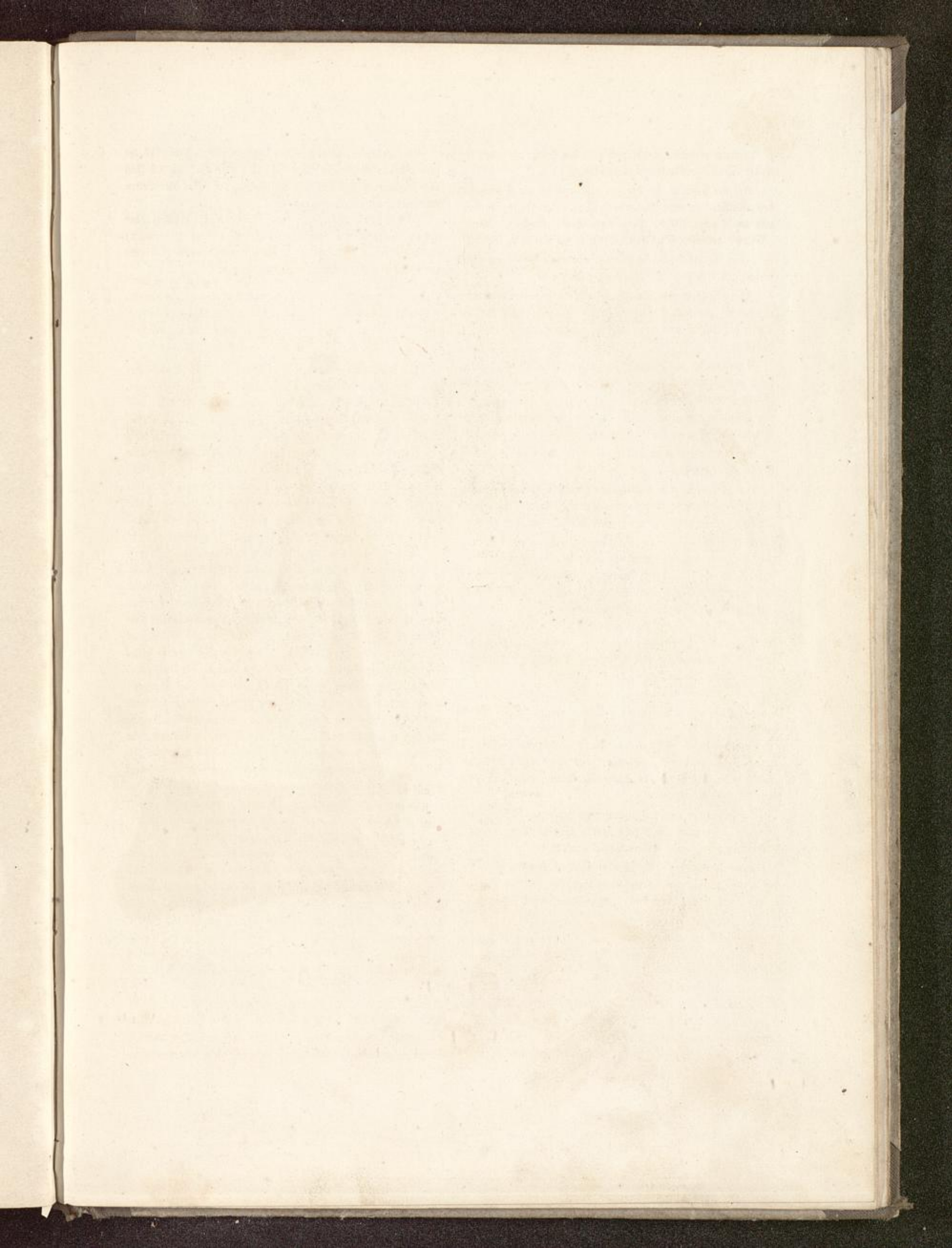
Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Die Ballkleider werden diesen Winter in sehr complicirter Weise verziert — namentlich mit prächtigen Blumengarnituren, welche allerdings auch stets den anmuthigsten Schmuck einer lustigen Balltoilette bilden. Zarte Ranken laufen um die Berte, bedecken häufig alle Nähte des Rockes, ersetzen die Schärpe und ziehen sich vorn um den Rock, während größere Bouquets und einzelne große Blumen als Agraffen dienen, die den doppelten Rock eines Tüllkleides auf einer Seite oder an beiden in die Höhe raffen. Dazu kommen noch die Schmucksachen, Rämme, Halsbänder, Brochen und Ohrgehänge aus kleinen, sehr fein gearbeiteten Blumen, welche so reizend aussehen und diesen Winter sehr beliebt sind, und die einen Ballanzug auf das Prächtigste vervollständigen und demselben ein noch frischeres und jugendlicheres Ansehen verleihen. In Paris begann man diese Art Schmuck bereits zu Ende des vorigen Winters zu tragen und wir sind eigentlich erstaunt, daß unsere deutschen Blumenfabrikanten diese Sachen bis jetzt noch nicht nachgeahmt haben; derartiger Schmuck ist durchaus nicht etwa kostspielig, denn in Paris selbst kostet eine vollständige Garnitur, die aus einem Rämme mit Guirlande, Halsband auf Sammet, Broche und Ohrgehängen nebst Armband besteht, nicht mehr als fünf und zwanzig Francs. Man wählt vorzugsweise hierzu kleine Rosen, Fuchsien, Schneeglöckchen, kleine Ranunkeln, gefüllte Taufendschöns, Kornblumen in verkleinertem Maßstabe, Winden, Bergfahnen, Pensées oder auch Früchte, wie Kirschchen, Johannisbeeren, Vogelbeeren und allerlei schwarze Beerenbüschel, kleine Weintrauben, Brombeeren, Erdbeeren u. s. w.

Die größeren Blumen und Blätter, welche man zu Haarpuzen und Kleiderverzierungen benutzte, liebt man besonders, wenn sie wie bereift oder wie mit Metallstaub bestreut aussehen — vorzugsweise modern sind in diesem Genre die Malagatrauben mit ihren Blättern, welche einen eigenthümlich kupferfarbigen Glanz besitzen, der sich bei strahlender Beleuchtung prächtig ausnimmt. Wir sahen beispielsweise ein türkischblaues Tüllkleid mit einer gleichen Tunica, die mit Thautropfen von Krystall besäet und an der Seite durch eine weiße, bereifte Georgine mit langherabhängenden Blättern aufgenommen war; als Haarpuz diente ebenfalls eine einzige solche Blume mit kleineren behauten Blättern.

Sehr elegant und modern sind auch die Tüllkleider mit Punkten aus eingeknüpfter Chenille; ein weißes derartiges Kleid mit grünen Chenillepunkten hatte eine peplumförmige Tunica, die mit einem Grecquemuster aus grüner Chenille umgeben war;





Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig

auch die ausgechnittene Taille und die kleinen Puffärmel waren ähnlich verziert und das Ganze sah sehr geschmackvoll aus.

Die beliebtesten Besätze für einfarbige Kleider bestehen aus ganz schmalen Röllchen und bloßen Passepoils von buntem Atlas oder Noiré, die den ganzen Anzug in kaum glaublicher Weise heben; man bildet kleine, der Länge oder Quere nach laufende Muster daraus, oft setzt man sie auch nur zwischen jede vorhandene Naht am Kleide. Auf schwarze und kastanienbraune Kleider setzt man helle Atlasröllchen, auf die so viel getragenen leberfarbenen Kleider schwarze, weiße oder violette. Außerdem beginnt man jetzt auch, die Kleider mit schmalen Pelzbesätzen zu garniren, welche diesen Winter sehr modern sind; wir sahen ein schwarzes Kaschmirkleid, dessen Rock an jeder Naht mit einem schmalen Streifen von grauem Astrachan benäht war; ebenso lief untenherum, um die Taille, Hals, Schultern und Handgelenke ein ähnlicher Besatz und auch der wattirte Paletot aus schwarzem Kaschmir war in derselben Weise ausgeputzt, während der violette Unterrock bloß mit Sammetstreifen verziert war.

Sehr schöne Gesellschaftscoiffuren für solche Damen, die nicht mehr in der allerersten Jugendblüthe stehen, sind zum Beispiele folgende: Ein daumenbreiter Streifen aus blauem Sammet, der um die Scheitel und hinten um den Chignon läuft, ist an beiden Seiten mit zarten weißen Maraboutfedern besetzt, die wie leichte Schneeflocken auf das Haar fallen und eine reizende Wirkung hervorbringen. Eine andere bestand aus einem kleinen Viereck von weißem Tüll, mit Goldperlen gestickt und mit einer langen Kante aus Stechpalmenblättern von mattem Golde, mit rothen Beeren umgeben, die sich um den Kopf schlingt und hinten bis auf den Nacken niederhängt.

Modenblatt No. 62.

1) Elegante Negligétoilette. Das Haar ist leicht gewellt, rings um die Stirn zurückgestrichen und hinten in einen Chignon aufgebunden; mehre Reihen grüner Sammetbandeletten sind darumgeschlungen.

Der Anzug besteht aus einem Peignoir von feinem grünen Kaschmir mit abgepaßten türkisch-bunten Streifen, die an Taille und Ärmeln schmal, am Rocke breiter sind und sich in der breiten Kante verlaufen, welche rings um den Rock geht; derselbe steht vorn herunter offen, so daß der gestickte weiße Unterrock zu sehen ist. Auch die glatte Taille steht oben ein Stück voneinander, um das weiße Unterhemdsette mit dem spitzen zulaufenden Leinwandtragen zu zeigen; um die Taille ist eine dicke seidene Schnur in den Farben des türkischen Musters geschlungen, deren lange Enden mit zwei reichen Quasten versehen sind.

2) Gesellschaftstoilette. Die gewellten Scheitel sind von einem mit Perlen benähten Sammetband gehalten, an welches sich hinten eine breite Spitzenbarbe anschließt, die über den Chignon fällt.

Das silbergraue Taffetkleid ist nach der Imperatrice-Form aus dem Ganzen geschnitten und der Rock fällt völlig glatt über die Hüften; vorn herunter sind von oben an große blumenförmige

schwarze Knöpfe aus Passementierarbeit gesetzt; die Schultern und Ärmel sind mit sehr reichem Passementierausputz versehen. Um den Hals läuft nur ein schmaler gestickter Kragen und die Ärmel sind mit ähnlichen Manschetten umgeben.

3) Winteranzug. Weißer Tüllhut mit einer Spitzengarnirung ringsherum, an der Seite mit einer weißen Blume verziert, die eine Nigrette von drei kleinen Federn festhält; die Bindebänder sind aus weißem Tüll, mit einem Spitzeneinsatz umgeben.

Grünes Taffetkleid mit ganz glattem Rocke ohne allen Besatz, und darüber ein glatter Mantel mit großer Pelierine aus rehraunem Sammet oder englischem Halbsammet-Mantel und Pelierinekragen, mit weißer Seide gefüttert.

Feuilleton.

Ein Tenoristenreich. Vor so und so viel Jahren kehrte einst Director C., glücklich wie ein König, von Berlin nach Stettin zurück, wo ihm die Leitung des Theaters übertragen war. Es war vor nicht langer Zeit ein neuer glänzender Stern am Kunsthimmel aufgetaucht, nämlich der Tenorist Breiting, den C. contractlich auf drei Jahre für die Stettiner Oper gewonnen hatte.

Aber kaum sah der Director des Stettiner Stadttheaters im Postwagen, so stieg der Intendant des petersburger Hoftheaters aus dem Postwagen, der ebenfalls Jagd auf den Sänger machte, welcher sich bereits gebunden sah.

Zehntausend Silberrubel klingen bedeutend melodischer als viertausend preussische Thaler; aber was war da zu machen? Breiting hatte sich verkauft mit Haut und Haar, er mußte in den sauren Apfel beißen, aber er studirte Tag und Nacht, wie er ihn so schnell als möglich hinunterwürgen könne.

Er versuchte von Berlin aus Alles, um seinen Contract mit C. zu lösen, aber da kam er gut an — der Teufel hätte eher dem Doctor Faust Pardon gegeben, als der Director seinem Tenoristen.

Breiting reichte dem petersburger Intendanten die Hand, sagte „auf baldiges Wiedersehen“, und fuhr nach Stettin, wo er sehnlichst erwartet und freudig empfangen wurde.

Am nächsten Tage oder Abend vielmehr sollte er in Sponcini's Oper „Ferdinand Cortez“ in der Titelrolle debütiren. In der Probe markirte er bloß, daß heißt, er murmelte nur halblaut, wie alle großen Sänger zu thun pflegen.

Das Haus war am Abende gedrängt voll und ein paar tausend Ohren harrten gespannt des seltenen Schmauses, der ihnen geboten werden sollte.

Als der kolossale Spanier auftrat, erdröhnte ein Beifallssturm, daß das megikanische Donnerwetter sich beschämt zurückzog, und Lorbeerkränze flatterten auf die Bühne, mit denen alle gefüllten Schweinsköpfe der Erde hätten garnirt werden können. Breiting schien gerührt, wischte einige Thränen aus den Augen und — begann zu singen.

O, du lieber grundgütiger Himmel, was war denn das?

Es war nicht gesungen, nicht gekräht, nicht gegurgelt, nicht gebrummt, nicht gepfiffen und nicht geblasen; es klang beinahe wie das Miauen eines riesenhaften Katers, der in einer schönen Märznacht seinem geliebten Miezchen eine Serenade bringt. Und diese diabolische Dissonanz! Es rollten soviel falsche Töne aus der reich mit Speck gepolsterten Kehle, als ob sie aus allen Hausconcerten Europa's für Stettin gesammelt worden wären.

Das Publicum hielt sich die Ohren zu und riß den Mund auf, Director C. spielte in allen Farben wie ein Regenbogen, stand wie vernichtet hinter den Coulissen und hing den Kopf. Todtenstille begleitete den berühmten Tenoristen bei seinem ersten Abgange.

— Fühlen Sie sich etwa unpäßig? fragte der Director, in der festen Ueberzeugung, der Sänger habe seine Stimme mit Sect gewaschen; Sie scheinen nicht besonders disponirt zu sein!

— Wie meinen Sie das? erwiderte Breiting brutal, wie es einem ersten Tenor geziemt. Ich war noch nie so gut bei Stimme und so vortrefflich disponirt wie heute.

Aber weder Director noch Publicum fanden das im Laufe der Vorstellung, und als Breiting seine große Arie mianete und mederte, wurde dazu gestampft, gezischt und gepfiffen — wenn nicht schnell der Vorhang gefallen wäre, hätte der berühmte spanische Feldherr vielleicht gar noch Schläge erwischt, denn Einzelne machten schon Miene, vom Orchester aus die Bühne zu besteigen.

Kaum hatte er sich in der Garderobe ein wenig abgekühlt und seiner Galle Luft gemacht, so erschien der Theatersecretär mit dem Contracte in der Hand, gab dem verunglückten Helidentenor allerhand überzuckerten Rhabarber zu schlucken, nannte die Stettiner Klöße, die das Erhabene nicht zu würdigen wüßten, meinte, daß solch ein Genie hier nicht am Platze sei u. s. w. Kurz und gut, nach wenigen Minuten trat Breiting innig vergnügt, den gelösten Contrat in der Tasche, in den Saal des Hôtels zum „Marshall Vorwärts“, wo sich jeden Abend Künstler, Kunstfreunde und Kunstrichter zu versammeln pflegten.

Mit spöttischem Lächeln wurde er empfangen; man sprach von erschwindeltem Rufe, von erkaufter Kritik und genirte sich gar nicht, sich über die ganze Vorstellung auf das Schonungslofefte lustig zu machen.

— Sie haben recht, meine Herren, sagte Breiting ganz zerknirscht, es war ein schauerliches Fiasco, das ich aber einzig und allein meinem Lampenfieber verdanke. Das Publicum wäre vielleicht nachsichtiger gewesen, wenn ich mehr Muth gehabt und meine große Arie z. B. so gesungen hätte.

Damit setzte sich Breiting an's Clavier, das in einer Ecke des Saales den Dilettanten zur Verfügung stand, prälabirte ein Weilchen und sang dann mit seiner wunderbar schönen, kräftigen und klangvollen Stimme die große Arie des Ferdinand Cortez so kunstgerecht und meisterhaft, daß alle Zuhörer wie bezaubert den gewaltigen Tönen lauschten und den Sänger so verblüßt anstarrten, wie einst die Cardinäle den neuerwählten Papst, der zwanzig Jahre lang den schwachen hinsälligen Greis gespielt, und plötzlich stolz und erhaben in voller Majestät und Herrlichkeit vor ihnen stand.

Der Sänger verließ lächelnd den Saal und die Stadt, und vierzehn Tage später verkündeten alle Zeitungen die Triumphe,

welche der kaiserlich russische Hofopernsänger in Petersburg feierte. Seit dieser Zeit trug Director C. eine Perrücke, denn er soll sich alle Haare ausgerauft haben über den Streich, den ihm der listige Sänger gespielt.

—r.

Ein Ausspruch über England. Ein Yankee, welcher sich längere Zeit in England aufgehalten, wurde bei seiner Rückkehr nach America befragt, wie es ihm dort gefallen habe.

„D,“ meinte er, „England ist ein recht hübsches Land, sehr fruchtbar, gut angebaut, ausnehmend bevölkert und sehr wohlhabend; aber ich konnte mich nie entschließen, nach dem Frühstück in gewohnter Weise einen Morgenspaziergang zu machen, denn das Land ist so klein, daß ich immer fürchten mußte, einmal über den Rand des festen Bodens hinauszuschreiten.“

—r.

Ein americanischer Onkel von heutzutage. Die americanischen Onkels, welche ihren Neffen und Nichten plötzlich fabelhafte Erbschaften von so und so viel Millionen hinterließen oder mit Gold beladen über das Wasser herüber kamen und die Schulden der lieben Neffen bezahlten oder ihnen mit Banknoten gefüllte Briestaschen mitbrachten, sind so vielfach in Romanen und Theaterstücken ausgebeutet worden, daß sie füglich zu den überwundenen Standpunkten gerechnet werden können.

Es wird daher nicht unpassend sein, uns lieber einmal einen solchen „Onkel in America“ zu betrachten, wie ihn die Gegenwart und die Wirklichkeit uns vorführen; wählen wir hier als Beispiel den Onkel eines jungen Mannes, der als Journalist in Paris sein Dasein so leidlich fristet, indem auch er zuweilen seine Gläubiger und sich selbst mit der chimärischen Hoffnung auf seinen Oheim in Boston vertröstet.

Eines schönen Morgens vor etwa neun bis zehn Jahren, als dieser junge Journalist, Namens Alfred B., eben auf dem Boulevard dahinschlenderte, klopfte ihn plötzlich Jemand auf die Schulter und rief ihm zu:

— Nun, Alfred, alter Junge, Du eilst ja ganz fremd an mir vorüber — kennst Du mich denn nicht mehr?

— Was der Tausend, Bernhard, wo kommst Du denn her? entgegnete Alfred, indem er herzlich den Jugendfreund begrüßte, welcher aus derselben kleinen Stadt stammte wie er selbst, und sein Schul- und Spielcamerad gewesen war, den er aber jetzt seit Jahren nicht gesehen hatte. Sie traten in die nächste Restauration und bestellten ein splendides Frühstück, welches sie sich herrlich schmecken ließen.

— Was treibst Du denn hier in Paris? fragte Alfred.

— Ich male.

— Es scheint Dir aber nicht übel zu gehen, denn Du bist höchst elegant gekleidet.

— Nun, es geht mir auch in der That nicht ganz schlecht.

— Was malst Du denn eigentlich?

— Ich mache Copien der Gemälde im Museum des Louvre. Soll ich Dich vielleicht porträtiren? Du machst das Bild dann dem Schriftstellervereine zum Geschenk und es kann mir vielleicht als Empfehlung dienen.

— Nein, ich möchte es dann lieber meinem Onkel Cornbeef in Boston schicken.

— Mir auch recht — natürlich brauchst Du mir nichts dafür zu bezahlen.

— Gut ich schlage ein, aber dagegen wollen wir die Vollendung des Meisterstücks mit einem auserlesenen Festmahle feiern und uns beim Dessert an alle unsere dummen Jungenstreiche erinnern.

Acht Tage darauf war das Porträt Alfred's sprechend ähnlich vollendet — dann trug sich jedoch eine entsetzliche Thatsache zu, die wir leider nicht verschweigen dürfen. Kaum war Bernhard fortgegangen, als der Journalist sorgfältig die Unterschrift des Malers verwischte, die derselbe stolz in einer der Ecken angebracht. Dann ergriff Alfred eine Feder und schrieb mit schauerhafter Kaltblütigkeit an die Stelle, wo der Name seines Freundes und Landsmannes Bernhard gestanden, ganz einfach den Namen „Horace Bernet“ hin.

Gleich darauf packte er das Bild in eine Kiste und schrieb folgenden Brief:

„Mein lieber Onkel!

Du erhältst mit dem nächsten Steamer mein Porträt, mit welchem ich Dir hoffentlich eine kleine Freude machen werde.

Ich habe mich von dem größten Künstler unseres Jahrhunderts, Horace Bernet, malen lassen, und um dies Meisterwerk würdig einzurahmen, liebster Onkel, hat Dein Nefse sich nicht gescheut, eine Anleihe zu machen und eine Schuld mehr auf sein Gewissen zu laden.

Dein treueregebener Nefse
Alfred B.“

Einige Zeit nachher erhielt er folgende Antwort:

„Mein lieber Nefse!

Ich habe Dein Porträt erhalten und sage Dir meinen besten Dank dafür. Es freut mich namentlich, an Deinem Gesichte zu sehen, daß Du Dich ganz anständig zu nähren scheinst; allein Dein Onkel befindet sich seinerseits auch ganz wohl, wie Du nach beifolgender Photographie beurtheilen kannst. Ich staune, daß Ihr da drüben Euch noch malen laßt — hier ist das längst völlig aus der Mode.

Ganz der Deinige,
Cornbeef.“

Und das war Alles — nicht eine Banknote, um Horace Bernet zu bezahlen, nicht ein Dollar für den Rahmen!

Deshalb rief auch Alfred, welcher damals eben den berühmten Roman der Mistreß Becher-Stowe in's Französische übersezte, enttäuscht und verzweiflungsvoll:

— Der letzte americanische Onkel ist — Onkel Tom!

Vor ungefähr einem halben Jahre führte mich ein Geschäft nach den Vereinigten Staaten, und wie groß war mein Erstaunen, als ich die bostoner Nationalgalerie besuchte und dort im Ehrensalon das Porträt von Alfred B. fand. Auf dem Rahmen stand in großen Goldbuchstaben: Horace Bernet.

Ich erkundigte mich in der Stadt und man erzählte mir darüber Nachstehendes:

Der Bürger Cornbeef lebte seit lange glücklich in der trübseligen Stadt Boston, wo der Baumwollhandel den Bedürfnissen seines Herzens vollständig genügte.

Er liebte seinen Nefsen in Paris, weil derselbe ihn nichts kostete, allein er liebte ihn noch weit mehr, als ihn einst einer seiner Freunde, ein leidenschaftlicher Kunstsammler, besucht und

ihm 2500 Dollars für das Porträt dieses Nefsen angeboten hatte.

Cornbeef war darüber ganz bestürzt und weigerte sich, das Bild zu verkaufen. Darüber kam die Rachel mit ihrer Schauspielergesellschaft nach Boston, Onkel Cornbeef wurde ein passionirter Theaterbesucher und hatte so viel Geld auf Theaterbilletts verschwendet, daß er eines Tages fürchtete, sein Monatsabschluß werde nicht gehörig stimmen. Da schickte er zu seinem Freunde und verkaufte ihm das Porträt seines Nefsen.

Nachdem sich dieser Freund Cornbeef's und der Kunst etwa ein Jahr lang an dem Anblicke seiner neuen Errungenschaft begeistert hatte, raffte ihn der Tod hinweg und die bostoner Nationalgalerie erbt seine Gemäldesammlung.

Armer Bernhard! und noch mehr: armer Bernet! —r.

Gerichter Born. Ein Landpfarrer predigte eines Sonntags vor sehr wenigen Zuhörern und kam sich fast wie St. Johannes vor, als dieser in der Wüste predigte.

Plötzlich entlud sich ein heftiges Gewitter und ein starker Platzregen stürzte vom Himmel hernieder. Da füllte sich die Kirche mit einem Male, denn Alle, die sich bei dem schönen Wetter draußen vergnügt hatten, suchten jetzt hier Schutz vor dem Regen. Darüber erzürnt rief der Pfarrer: — O, Ihr schlechten Christen, also der Regen treibt Euch erst hierher! Da tabelt man viele Menschen, weil sie aus der Religion einen Mantel machen, aber was soll man erst von Euch denken, die Ihr sie zu einem Regenschirm erniedrigt? —r.

Eine Spielpartie. In einem der großen pariser Clubs wurde vor Kurzem eine merkwürdige Partie Piquet gespielt, die nicht weniger als sechsunddreißig Stunden dauerte, vom 18. bis zum 20. November.

Die Partner waren ein junger Russe, welcher ein ungeheures Vermögen besitzt, Herr von R., und ein vornehmer Türke, Fürst K., der in königlicher Weise ein königliches Einkommen verschwendet.

Die erste Nacht kostete dem jungen Russen die Summe von 150,000 Francs. Am darauf folgenden Tage gewann er 20,000 Francs wieder, aber dies Glück war nur von kurzer Dauer, denn in der darauf folgenden Nacht verlor er nicht bloß auf's Neue diese 20,000 Francs, sondern noch außerdem 250,000 Francs dazu.

Es war eine Ari Duell zwischen den beiden feindlichen Nationalitäten und Rußland mußte endlich nachgeben und sich vom Kampfplatze zurückziehen, nachdem es einen Verlust von 420,000 Francs gehabt hatte.

Eine solche Summe, über 105,000 Thaler, in zwei Nächten und einem Tage vergeudet! Ob die Herren das lange so weiter treiben könnten? —r.

Die englischen Journale. In ganz Großbritannien erscheinen gegenwärtig 1257 Journale, davon 226 allein in London.

Im Jahre 1856, also vor zehn Jahren, gab es im ganzen vereinigten Königreiche nur 734 Zeitungen, also ist die Anzahl derselben seitdem um 523 gestiegen.

Die Zahl der gegenwärtig dort herauskommenden Magazine und Revuen, welche wöchentlich oder monatlich erscheinen, beläuft sich auf 537, wovon sich 106 ausschließlich mit der Religion beschäftigen. —r.

Albumblätter.

Entschlossenheit zum schwersten Opfer ist der Liebe Ruhm
und höchste Offenbarung. Raupach.

Weil er die Fürsten haßt,
Denkt er, er wäre was. Goethe.

Es ist tiefer Frieden im Kinde und darum auch in der
kindlichen Welt; — das ganze Dasein ein buntes wundervolles
Spielwerk um den kleinen Paradiesmenschen her. Er steht im
Mittelpuncte einer stillen Zauberwelt, dem Widerschein seiner
Unschuld und des Edens in ihm selbst.

Bogumil Goltz.

Räthsel und Aufgaben.

Die ersten Sylben mögen sein
Die Wahrheit dir im Leben,
Sie ist's, die Freudigkeit allein
Und Selbstvertrau'n kann geben.

Die dritte Sylbe wirst du sein,
Wenn Tugenden dich schmücken,
Wenn Ehr' und Muth dir Kraft verleih'n,
Zu retten, zu beglücken.

Das Ganze sicher führt das Schiff
Auf hohem Meer zur Küste,
Es kennet Sturm und Felsenriff
In öder Wasserwüste.

Sieben Freunde waren zugleich sieben Stammgäste in einer
vielfrequenten Weinstube. Der erste besuchte dieselbe jeden Tag,
der zweite jeden zweiten Tag, der dritte jeden dritten, der vierte
jeden vierten u. s. w., der siebente jeden siebenten Tag.

„Wenn ich Sie, meine Herren, einmal Alle beisammen sehe,“
sagte der sich für schlau haltende Wirth lächelnd, „so werde ich
mir erlauben, Ihnen an dem Tage freie Beche zu geben. Aber
das wird schwerlich je vorkommen.“

Der Wirth hatte sich aber geirrt; es kam doch vor, daß die

sieben Freunde eines Abends, die Ordnung ihres Kommens stets
innehaltend, in der Weinstube versammelt waren. Nach wie vielen
Tagen geschah dies?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 49.

Stegreif.

Dummkopf.

Fest gemauert in der Erden steht die Form aus Lehm gebrannt.

Vincenz.

Ivo.

Clemens.

Lilmann.

Ddo.

Ruprecht.

Joachim.

Anna.

Victoria.

Napoleon.

Briefpost.

Herrn C. M. Bremen. Höflichsten Dank für den Rebus, den wir
sofort dem Zeichner zur Ausführung übergeben haben. Fernere gefällige
Sendungen würden uns sehr angenehm sein.

Hr. v. M. a. R. h. L. Ueber Balltoiletten ergeht sich der Moden-
bericht dieser Nummer.

Hr. C. P. in P. Wenn Ihr Wunsch irgendwie ausführbar ist,
soll er sicher erfüllt werden.

Hr. M. D. in Schw. Sie irren, nicht Jules Hardouin Mansard
(geb. 1645 zu Paris, † 1708), der Generaldirector der königl. Bauten,
sondern dessen Oheim Francois Mansard, geb. 1598 zu Paris, † 1666,
ist der Erfinder der gebrochenen Dächer, die man nach ihm Mansarden
nennt.

Herrn Hofr. A. H. in W. Sie haben uns durch Ihre gefällige
Sendung sehr verpflichtet. Die Lösungen sind richtig.

Hr. v. H. in B. Wir rathen Ihnen, den Stoff schwarz färben zu
lassen, die von Ihnen vorgeschlagene Farbe würde nur mangelhaft hergestellt
werden können.

Hr. C. S. in B. Richtig gerathen. Für das Räthsel und die
Aufgaben unsern ergebensten Dank; sie werden sehr bald Aufnahme
finden.

Herrn Dr. O. T. in G. Sehr ansprechend zwar, aber doch nur für
die handelnden Personen selbst von Interesse.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

Das seit 12 Jahren bestehende

Spitzenfabrikationsgeschäft

von **Wilhelm Mann zu Oberwiesenthal**
im sächsischen Erzgebirge

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von ganzen und halben Tüchern, Beduinen,
Mänteln, Falbeln und Berthen zu Kleidern, Barben, Taschentüchern und
Kragen in weißer und schwarzer Application.

Dasselbe Geschäft übernimmt zu jeder Zeit Spitzenwaaren zum Waschen,
Vorrichten und Amappliciren.

Geehrte Aufträge werden in reellster, pünctlichster und billigster Weise ausgeführt.

Nervöser Kopfschmerz

(Migraine) wird durch das Mittel von
Dr. v. Belde, Districtsarzt zu Zell
a. d. Mosel, früher zu Rheinboellen,
binnen 10 Min. sicher und vollständig besei-
tigt. Preis für 12 Portionen 1½ Thlr. Be-
stellungen franco.

Hierdurch empfehle ich meine bereits über ein Vierteljahrhundert hier bestehende concessionirte Lotterie-Collection zur gest. Entnahme von

Originalloosen der N. Königl. Sächs. Landes-Lotterie,

deren Einrichtung den Spielern sehr viele Vortheile gewährt, wie aus dem Spielplane derselben, welcher gratis zu haben, leicht zu ersehen ist. — Die Hälfte sämmtlicher 80,000 Nummern erhält Treffer (also 40,000), die auf fünf Classen-Ziehungen vertheilt sind, und worunter sich Hauptgewinne zu:

150,000 Thlr., 100,000 Thlr., 80,000 Thlr., 50,000 Thlr., 40,000 Thlr.,
30,000 Thlr., 20,000 Thlr., 15,000 Thlr., 12,000 Thlr., 10,000 Thlr.,
8,000 Thlr., 6,000 Thlr., 5,000 Thlr., 4,000 Thlr., 3,000 Thlr.,
2,000 Thlr., 1,000 Thlr. u. s. w.

befinden. — Wer sich daran betheiligen und Fortuna die Hand bieten will, wolle gest. Antheile gegen Franco-Einsendung der Beträge verlangen. Für jede Classe kostet 1 Loos 1 Thlr. 8½ Ngr., — ½ 2 Thlr. 16½ Ngr., — ¼ 5 Thlr. 3 Ngr. und ein Ganzes 10 Thlr. 6 Ngr. Die Vertheilung geschieht in alle Gegenden.

Pünctliche Expedition der Loose, prompteste Auszahlung resp. Uebersendung der Gewinne, strengste Discretion in allen Fällen werden im Voraus zugesichert. — Die Ziehungslisten sende ich jedem Spieler gratis.

C. F. Schmidt in Leipzig,

Buchhändler und concess. Lotterie-Collecteur.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Gedichte und Dramen.

Album der neueren deutschen Lyrik, 7. Aufl., geb. 1½ Thlr., Prachtausgabe, geb. 3 Thlr. — Geysser van Nienharden, Keeder und Stückchen in Dittmarscher Platt, geb. 1 Thlr. 18 Ngr. — Gottschall's Dramatische Werke, 6 Bdn., geb. 3½ Thlr. — Gregorovius, Euphorion, cart. 1 Thlr. — Gukhows Dramatische Werke, 20 Bdn., geb. 8 Thlr.; Ariel Acosta, 3. Aufl.; Dops und Schwert, geb. à 24 Ngr. — Hammer, Schau um dich und schau in dich, 15. Aufl.; In allen guten Stunden, 3. Aufl.; Fester Grund, 2. Aufl.; Auf stillen Wegen; Unter dem Halbmond; Kerne, liebe, lebe, 2. Aufl.; geb. à 1 Thlr.; Die Psalmen, geb. 2½ Thlr. — Horn, Die Pilgerfahrt der Rose, 3. Aufl., cart. 24 Ngr. — Kalidasa, Sakuntala, geb. 1 Thlr.; Arvasi, geb. 26 Ngr. — Kortum, Die Jovstade, 11. Aufl., geb. 1 Thlr. — Wilhelm Müller, Gedichte, 4. Aufl., 2 Theile, geb. 3 Thlr. 16 Ngr.; Ausgewählte Gedichte, cart. 20 Ngr. — Das Nibelungenlied, überf. v. Bürger, geb. 1½ Thlr. — Das Nibelungenlied, überf. v. Naumann, geb. 1½ Thlr. — Pfeilschmidt, Heilige Beiten, geb. 1 Thlr. — Roffhach, Das Nittermärchen, cart. 12 Ngr. — Schulze, Die besaunderie Rose, 10. Aufl., geb. 1 Thlr., 1½ Thlr. u. 2 Thlr.; Cécilie, 3. Aufl., 2 Thlr., geb. 3 Thlr.; Gedichte, 3. Aufl., geb. 1½ Thlr. — Sturm, Gedichte, 3. Aufl.; Neue Gedichte; Für das Haus: geb. à 1½ Thlr.; Fromme Lieder, 5. Aufl., geb. 1 Thlr.; Neue Fromme Lieder, geb. 1½ Thlr.; Zwei Rosen, geb. 16 Ngr. — Schabunskünig, Gedichte, 3. Aufl., geb. 2½ Thlr. — Deutsche Classiker des Mittelalters: I. Walter von der Vogelweide, hrsg. v. Pfeiffer, 2. Aufl.; II. Kudrun, hrsg. v. Bartsch; III. Das Nibelungenlied, hrsg. v. Bartsch: geb. à 1½ Thlr. — Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts: I. Liederbuch, v. Goedeke u. Eitmann, geb. 1½ Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** (Weihnachten 1866) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Die Königl. Sächs. 71. Landes-Lotterie

hat folgende Hauptgewinne:

- Am 14. Januar 1867: 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. etc.
- 11. Februar 1867: 12,000, 6000, 3000, 2 à 1000 Thlr. etc.
- 11. März 1867: 15,000, 8000, 4000, 2000, 2 à 1000 Thlr. etc.
- 8. April 1867: 20,000, 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. etc.
- 6. Mai bis 22. Mai 1867: 150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000, 20,000, 2 à 10,000, 15 à 5000, 30 à 2000, 300 à 1000 Thlr. etc.

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25½ Thlr., Viertel à 12½ Thlr., Achtel à 6¼ Thlr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thln. pr. ¼, 10 Thln. pr. ½, 5 Thln. pr. ¼, 2½ Thln. pr. ¼, creditire den Einsayrest bis zu einer zu nennenden Frist, wohingegen ich bei Volleinzahlung der Einsaybeträge Vollloose, die für fünf Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tauber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Briefe von Beethoven

an
Marie Gräfin Erdödy,
geb. Gräfin Niszký und Mag. Brauchle.
Herausgegeben von Dr. Alfred Schöne.
gr. 8. Preis 10 Ngr.

Die im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung erscheinende

Novellen-Zeitung.

Eine Wochenchronik für Literatur, Kunst, schöne Wissenschaften und Gesellschaft

gehört zu den gediegensten belletristischen Blättern der Gegenwart. — Sie zählt zu ihren regelmäßigen Mitarbeitern:

Otto Banck, E. Freiherrn v. Bibra, Alfred Waldau, Louise Otto, Bernd von Guseck, St. Grafen Grabowski, Marie v. Roskowska, Ewald August König, F. Cossmann, A. Gözling, Carl Freiherrn von Kessel, E. Frustinger, O. von Wilcke, Dr. P. Wigand u. v. A.

Die Novellen-Zeitung bringt Romane, Novellen, Genrebilder und Skizzen, interessante Schilderungen aus der Natur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Politik und Gesellschaft, sowie namentlich Otto Band's Berichte über Kunst und Literatur, so daß sie an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von keinem andern Blatte übertroffen werden dürfte.

Dieselbe erscheint wöchentlich ein Mal in 2 Bogen hoch 4. und beträgt der Preis pro Quartal 1 Thlr. 10 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius,

Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.
- „ 1. „ „ in Halbleinenband mit Deckelprägung und Goldtitel 17½ Ngr.
- „ 2. „ „ in Ganzleinenband mit Deckelprägung und Goldtitel 22½ Ngr.
- „ 3. „ „ in Ganzleinenband, Deckel reich vergoldet m. Schloß 1 Thlr.

Die Königl. Sächs. Landes-Lotterie gegenwärtig die 71.

Ziehungen:	I. Classe 14. Januar 1867.	II. Classe 11. Februar 1867.	III. Classe 11. März 1867.	IV. Classe 8. April 1867.	V. Classe 6. Mai—22. Mai 1867.	
Hauptgewinne	10000	12000	15000	20000	150000	50000
Thlr.	5000	6000	8000	10000	100000	40000
	2000	3000	4000	5000	80000	30000

Loose hierzu:

Original-Voll-Loose gültig für alle fünf vorberechnete Ziehungen: Ganze à 51 Thlr.; Halbe à 25½ Thlr.; Viertel à 12¼ Thlr.; Achtel 6 Thlr. 12½ Ngr.
Classen-Loose gültig nur für die Ziehung I. Classe am 14. Januar 1867.
Ganze à 10 Thlr. 6 Ngr.; Halbe à 5 Thlr. 3 Ngr.; Viertel à 2 Thlr. 16½ Ngr.;
Achtel à 1 Thlr. 8½ Ngr.

sind gegen die vorberechneten Beträge von dem Unterzeichneten zu beziehen und hält sich derselbe unter Zusicherung alles dessen, wie es hierbei etwa gern beliebt wird, bestens empfohlen.

Im Gewinnfalle eines Voll-Looses in einer der ersten 4 Ziehungen werden auf die späteren, bei denen es dann ausgeschlossen bleibt, 10 Thlr. pr. ¼ Loos und pr. Ziehung ohne jeden Abzug bei Erhebung des Gewinn-Betrages gleichzeitig wieder zurückvergütet.

Im Nichtgewinnfalle eines Classen-Looses ist solches alsdann von Ziehung zu Ziehung zur Wahrung der Anrechte an die nächstfolgenden Ziehungen mit dem gleichen Betrage, wie vorstehend bei Classen-Loosen angegeben, zu erneuern.

Für Auswärtige übernehme ich bei Classen-Loosen den Verlag des Erneuerungsbetrags spesenfrei bis zu einer bestimmten Zeit, welche ich in der Rückantwort angebe, wenn dem Auftrage etwas mehr als der Betrag der 1. Ziehung beigefügt ist.

Leipzig, im December 1866.

August Kind, Hôtel de Saxe.

Vollständig assortirtes Lager

echt chinesischer Thees

in Original-Verpackungen, eleganten Stanioldosen und ausgewogen
en gros und en détail

von
Kretschmann & Gretschel.

Leipzig

Katharinenstrasse No. 18.

Preis-Medailen der Ausstellungen.

Dresden 1840. Berlin 1844. Leipzig 1850.
London 1851. London 1862. Stettin 1865.

Die Pianoforte-Fabrik von Breitkopf & Härtel in Leipzig

empfiehlt zum bevorstehenden Feste ihre bekannten und bewährten Instrumente zu nachfolgenden Preisen.

In Mahagony, Nussbaum und Palisander.

Concertflügel, grösste Gattung, 7 Oct.	500—700 Thlr.
Stutzflügel	330—425 „
Tafelförmige	225—280 „
Pianos	250—300 „

Ausführliche Preislisten nebst Bezugsbedingungen stehen Privaten, Musikern und Händlern zu Dienst.

Ball- und Concert-Fächer

reiche Auswahl, besonders in Seide und Veilchenholz, mit und ohne Malerei, Damen-Schmuck, Nécessaires und Taschen, Pariser Handschuhe, Sonnen- und Regenschirme, Schreib-Mappen, Reise-Nécessaires, neue amerik. Garderobenhälter und Wiener Patent-Kaffee-Maschinen. Das Neueste in Wiener und Pariser ff. Holz-, Bronze- und Leder-Waaren, Album und Cig. Magazine mit Musik. Lager der Stobwasser'schen Mod.- und Petrol-Lampen

bei **C. Albert Bredow,**
Leipzig, Mauricianum.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelman in Leipzig.

Echte bayrische Jagd-Toppen
empfiehlt in sehr großer Auswahl von 3½ bis 20 Thlr., Jagd-Gamaschen, Mäntel, Hemden, Mützen zu billigsten Preisen. Sämmtliche Artikel auch wasserdicht, ohne daß die Transpiratur dadurch gehindert wäre.

Gg. Niehle in München.

Briefe werden franco erbeten, Versendungen gegen Postnachnahme.

Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Keine Erfindung auf dem Gebiete der Toilette-Chemie hat wohl jemals so allgemeine Anerkennung und so großartige Ausbreitung über die ganze civilisirte Welt gewonnen, als der Hausschild'sche Haarbalsam. kein kosmetisches Präparat so schnell sich unentbehrlich gemacht, wie auf dem Toiletten-Gebiete der Bürsten, so in jedem Hause, wo man den Besitz eines vollen, schönen Haarwuchses zu schätzen weiß. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht bereit liegende Briefe und Aesthe, darunter viele von fürstlichen Personen, berühmten Gelehrten und Staatsmännern, bestätigen die überraschende Wirksamkeit des Balsams, der nicht allein das Ausfallen der Haare sofort beseitigt, sondern auch auf selbst schon länger taub gewordenen Scheiteln in oft ungläublich kurzer Zeit jungen Nachwuchses erzeugt.

Die große Nachfrage, deren sich J. A. Hausschild's vegetabilischer Haarbalsam überall zu erfreuen hat, bat eine Menge Nachahmungen, die unter ähnlichen Namen angefündigt werden, hervorgebracht, ich bitte deshalb darauf zu achten, daß an jedem Orte nur eine einzige Verkaufsstelle für Hausschild's Balsam existirt und derselbe in Leipzig ausschließlich bei mir in Originalflaschen à 1 Thlr., ½ Fl. à 20 Ngr., ¼ Fl. à 10 Ngr. zu haben ist.

Julius Kratze Nachfolger in Leipzig.

Die

Stickerie-, Tapissierie- und Modewaaren-Manufactur

von

J. A. Sietel in Leipzig,

Grimm. Straße 16, im Mauricianum,

empfiehlt sich einem geehrten Publicum mit einer reichen Auswahl ihrer Erzeugnisse, sowie zu Ausführungen von Aufträgen in Gold-, Silber- und Seiden-Stickerie auf Mäntel, Mantillen, Paletots, Ueberwürfe, Mädchen- und Knabenanzüge nach deutschen, englischen und französischen Modellen etc.

Auswahlsendungen auf franco und sichere Referenzen werden bereitwilligst ausgeführt.



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue, Von dem Alten das Beste.

Verlag der Dietrich'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Inhalt.

Eine Weihnachtsgeschichte

von

Karl Neumann-Strela.

(Schluß.)

Die Herzogin verließ das Gemach und schritt durch mehre Zimmer nach der Canzlei. Hier arbeitete Albrecht Amelang. So oft Anna Amalia in diese Stube trat, fand sie den Hofcanzlisten stets am Tische sitzen und schreiben; wie mußte sie also verwundert sein, da sie ihn diesmal am Fenster stehend und an der Feder kauend erblickte.

„Nun? Sieht es eine Sonnenfinsterniß?“ Wie ein Wirbelwind sprang Albrecht herum. „Ich — ich — woll — wollte — nur —“ „Schon gut. Ich möchte den letzten Brief von der Comtesse Burdah in Berlin.“ Albrecht eilte an das Repositorium und griff nach einem Kästchen, auf dessen Deckel ein H gemalt war. „Was soll ich damit? Burdah habe ich gesagt, also Kasten B. — Mein Gott, ist Er heute zerstreut!“ Der Canzlist wurde über und über roth, sprang aber schleunigst seitwärts und langte nach dem richtigen Kästchen. Er schlug den Deckel zurück, suchte und suchte immer heftiger — der Brief war nicht vorhanden. „Wo ist Er damit geblieben? Was soll das heißen? Was steht Er denn da und glockt mich an, als hätte Er ein Gespenst vor sich?“

— Suche Er auf der Stelle den Brief, die Antwort muß heute besorgt werden.“ „Zu Befehl, Durchlaucht.“

Die Herzogin schritt nach der Thüre; auf der Schwelle blieb sie, das Haupt wendend, stehen. Und ihre Stimme klang mild und herzlich, als sie nun fragte: „Amelang, ist Er krank?“ Auf seinen Wangen machte die Röthe der Blässe Platz. Er griff nach der Kante des Pultes, als ob die Sinne ihm schwänden. Er fand kein Wort, aber Thränen an seiner Wimper erzählten von einem Leid, einem herben Leid. Da stand sie wieder vor ihm und ihre großen tiefen Augen hingen sich an die seinen. „Amelang, vertraue Er sich mir. Daß ich es gut mit Ihm meine, weiß Er.“ Einen Moment ward seine Stirne glatt und sein Blick hell, aber dann huschten wieder Schatten darüber hin und um seinen Mund zuckte es. „Ich liebe ein herziges Mädchen,“ sagte er ganz leise, „aber —“ „Aber der Vater, die Mutter —“ half sie ein. „Ja, der Vater,“ seufzte er tief auf, „ist gegen uns!“ „Die alte Geschichte.“ Sie verschränkte die Arme. „Und wenn man fragen darf, wie nennt sich der Grausame?“ „Stierna ist es, der Krämer am Markte.“ Er bemerkte nicht, daß die Gebieterin sichtlich überrascht aufblickte, daß ein „Ah!“ auf ihrer Lippe saß; er fuhr mit zu Boden geschlagenen Augen fort: „Ich kenne und liebe Lisbeth schon lange. Abends trafen wir uns zuweilen an Herrn Wieland's Gartenecke. Der Lehrjunge ihres Vaters trug mir ihre Briefe zu. Plötzlich kam er nicht und auch Lisbeth und die Briefe blieben aus — o, ich habe ein paar Tage lang furchtbare Qualen gelitten!“

Gestern endlich wieder ein Lebenszeichen von Lisbeth; eine ihrer Freundinnen kam zu meiner Mutter. Stierna hat den Lehrlingen erwischt, unsere Liebe entdeckt und der Liebsten verboten, je wieder ein Wort mit mir zu reden!“ „So, so, hat er das!“ Sie drehte den Brillantring um den Finger; ein gewohntes Zeichen ihrer Unzufriedenheit. Dann fragte sie erhobenen Tones: „Wartet der Mann auf einen Prinzen? Warum ist er gegen Ihn?“ Er zögerte mit der Antwort und erst ein ungeduldiges „Nun? Nun?“ brachte ihn zum Reden.

„Mein Stand und meine Stellung,“ versetzte er mit stotternder Stimme, „die 200 Thaler Gehalt — und weil ich nicht studirt habe und also nicht höher rücken kann — —“

„Nun, mein Sohn, den Kopf oben! Ich bin mit Ihm zufrieden, Er hat die Arbeit immer willig und fleißig ausgeführt. Darum werde ich mich auch in diesem Falle Seiner annehmen und mit Stierna reden. Versprechen will und kann ich nichts, aber wir werden ja sehen, ob die Unterredung von einigem Nutzen sein wird. Verliere Er nur den Muth nicht! Wenn der Brief sich gefunden hat, so bringe Er ihn mir. Und nur immer den Kopf oben!“

Wenig später trat ein gallonirter Bediente in den Laden des Krämers und lud ihn ein, in der Dämmerstunde in's Schloß zu kommen.

Es schlug vier Uhr, als Stierna in das blaue Eckzimmer trat, in dem die Fürstin Audienz erteilte. Er lehnte sich auf einen Stuhl an der Portiere, blickte auf die gegenüberliegende Thüre und sprach für sich hin: „Da denkt sie nun, ich muß im Handumdrehen zu Kreuze kriechen, weil sie eine Durchlaucht ist. Da erwartet sie, ich werde mich für gnädigste Audienz unterthänigst bedanken und spornstreichs zu Pasky laufen, damit er die Geschichte mit dem Hofrath augenblicklich todtmacht. Nein, Herzogin, diesmal haben Sie sich verrechnet. Musje Wieland muß am 20. erscheinen und Musje Wieland soll derart abgefanzelt werden, daß er auf Jahre genug hat. Ja, Herzogin, Ihre Macht reicht weit, aber nie wird sich Stierna durch ein allerhöchstes gnädigstes Lächeln einschüchtern lassen!“

Die Thüre ward geöffnet. Anna Amalia erschien, nahm auf dem Sopha Platz und deutete auf den Stuhl an der Portiere.

„Er ist der Krämer Stierna?“

„Zu dienen, Durchlaucht.“

„Seine Frau ist todt?“

„Als sie mir den Knaben geboren, starb sie.“

„Hat Er noch mehr Söhne?“

„Nein, Durchlaucht, aber noch eine Tochter.“

„Ja ja, das weiß ich,“ fiel sie rasch ein, „und höre Er, Stierna, Er ist grausam gegen Seine Lisbeth!“

Die Augen des Krämers wurden noch größer, er war schier wie aus den Wolken gefallen und dachte: „Deshalb also? Dahinaus also?“ Und er preßte die Lippen zusammen.

„Mein Gott! was hat Er gegen den Amelang? Wenn Er wüßte, wie unglücklich er ist! Und der junge Mann ist so geschickt und fleißig, wie man selten einen Zweiten findet! Mein lieber Stierna, gebe Er Seinen Segen und wir haben das glücklichste Pärchen von der Welt!“

Es kochte in Stierna. Er mußte sich zusammenraffen, um nicht zu vergessen, wo und vor wem er stand.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht — die Lisbeth ist meine Tochter und daher — halten zu Gnaden — ist es auch wol einzig und allein Sache des Vaters, ob er sie dem Amelang geben will oder nicht. Und eigentlich hasse ich diese Federfuchser, aber ich würde den Stand zu vergessen suchen, wenn, wie gesagt, sichere Aussicht zu baldiger Zulage da wäre. Ich bin hier Bürger und habe mein Geschäft, was mich und die Kinder ernährt, und damit sind wir zufrieden; wir angeln nach keinem Sonnenblicke vom Hofe, denn einfach — halten zu Gnaden — wir brauchen den Hof nicht. Das ist so meine aufrichtige Meinung — halten zu Gnaden.“

Die Fürstin war starr und stumm. Es währte lange, bevor sie sich zu fassen vermochte. Dann Stierna den Rücken kehrend und mit dem Haupte nach der Thüre deutend, rief sie: „Er kann gehen!“

Anna Amalia blickte unverwandt in das Kerzenlicht. In jeder Flamme sah sie den Krämer. „Er war sehr kurz angebunden, stellenweis sogar recht grob — hatte er so ganz Unrecht? Es ist sein Kind — wem außer ihm kommt es zu, sich hineinzumischen? Aber entsetzlich hart ist's und bleibt's! Armer Amelang! Wenn es ginge, ich glaube, ich machte dich morgen zu meinem Minister. — Wen melden Sie?“ rief sie der eben eintretenden Kammerfrau zu.

„Se. Durchlaucht den Herzog.“

Das silberhelle Lachen des zwanzigjährigen Gebieters erklang schon im Vorzimmer. „Guten Abend, liebste, beste Mama, ich küsse Ihnen beide Hände. Um diese Zeit im blauen Eckzimmer? Haben Sie Audienz erteilt?“

„Unbedeutende Geschäfte,“ versetzte sie ausweichend. „Nimm einen Stuhl, Karl. Wo kommst Du her? Von Goethe?“

„Wir waren zusammen in Ettersburg. Ich sage Ihnen, Mama, der Goethe reitet wie der Wind! Sei, flogen die Enden seines Wertherfracks nach rechts und links und sein Hut tanzte förmlich auf dem Kopfe! Ich

werde ihm am Christabende den hellgrauen Mappen mit dem weißen Flecke am linken Hinterfuße schicken.“

„Wann seid Ihr ausgeritten? Wol schon nach dem Hahnenkrähen?“

„Dunkel war es freilich noch. Der Tag ist uns prächtig vergangen.“

„Na, wie Ihr wol das Unterste zu Oberst gekehrt habt. Wenn ich hinauskomme, werde ich in meiner Bibliothek gehörig aufräumen müssen.“

„Daß die Bücher ein wenig durcheinander gekommen, läßt sich nicht leugnen. Zieht da der Goethe einen dicken Band hervor und liest den Titel »Weihnachten in Schweden«. Ich war erstaunt und Goethe las vor; ein sehr interessantes Buch. Hören Sie nur, wie es am Christabende hergeht. Dort setzt sich die Familie um einen großen leeren Tisch, wenn es dunkel geworden, und Groß und Klein lugt nach der Thüre, als ob das heilige Christkind erscheinen müßte. Da plötzlich wird die Thüre geöffnet, bald ein Kästchen, bald eine Schachtel hineingeworfen und dazu wird gerufen: Jullapp! Jullapp!“

„In der That, recht originell,“ sagte die Fürstin.

Der Herzog fuhr fort: „Woher das Wort stammt, war aus dem Buche nicht zu ersehen; nur stand soviel darin, daß dort der Christabend Jullappsabend genannt wird. Einerlei. Die Hauptsache ist die fortwährende Spannung. Zehn Umschläge, zehn verschiedene Adressen, endlich findet man entweder eine Kostbarkeit, oder eine geringfügige Gabe oder auch gar nichts. Das reizt zum Lachen, zum Necken; hier ein enttäuschtes Gesicht, dort homerisches Gelächter, und dazwischen Thüre auf, Thüre zu und Jullapp! Jullapp!“

„Ich gebe zu, daß darin ein Stückchen Poesie steckt.“

„Was meinen Sie, Mama, wollen wir es auch so machen?“

„Jede Nation mag ihre Sitte für sich behalten. Es wäre ja mit der Eigenthümlichkeit vorbei, wenn eine der andern nachahmte. — Von etwas Anderem, lieber Karl. Goethe hat mir einen langen Brief geschrieben. Welch' ein Einsall! Er will am Sylvesterabend den tiefurter Park illuminiren.“

„Köstlicher Einsall. Schnee ringsumher, die Alm eine spiegelblanke Decke, Fackeln am Ufer, farbige Lampen zwischen den Zweigen — kann es etwas Schöneres geben? Sie wissen ja, der Goethe ist ein Arrangeur comme il faut. Er sinnt schon Tag und Nacht darüber und jetzt will ich hin, ihm zu helfen.“

„Bringe ihm meinen Gruß. Adieu, Du alter lieber Herzensjunge!“ Sie schloß ihn in die Arme und küßte ihn auf Stirn und Wangen; dann sprang er davon, ließ wieder sein silberhelles Lachen erklingen, wandte sich

noch einmal an der Thüre und jauchzte: „Adieu, mein altes liebes Herzensmama!“

Eine Thräne blinkte im Auge der Fürstin und das glücklichste Lächeln flatterte um ihre Lippen. Dann aber kamen die trüben Gedanken wieder — hier stand der Vater mit seinem unbeugsamen Willen und dort der bleiche Albrecht Amelang und dort die arme Elisabeth . . . Tief, tief seufzte Amalia auf und verließ gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes das blaue Eckzimmer.

Auch im Leid vergehen die Tage.

O, Leid vollauf für unsern Wieland! Da stand er am Nachmittage des 19. December vor einer gepackten Reisetasche und betrachtete sie mit sehr wehmüthigem Blicke. So mußte es denn sein! Hinweg aus Weimar! — O, verwünscht das Rohr mit goldenem Knopfe! Verwünscht die Heftigkeit!

Er wollte am andern Morgen, aber noch vor neun Uhr, nach Erfurt hinüber. Seine Familie sollte folgen, damit das Christfest gemeinsam verlebt werde. So entging er dem schadenfrohen Sasty, der vor allen Dingen sich braun und blau ärgern und dann den Fall eiligst vor das öffentliche Gericht bringen würde. Dessenlich citirt! In contumaciam verurtheilt! Es schauderte Wieland.

Also morgen von dannen! Schrecklich, zu schrecklich! Der Aermste wandte sich und betrachtete die Reisetasche und hörte, wie im Nebenzimmer Frau und Kinder klagten und weinten . . . Entsetzlich!

„Wenn ich noch einmal dem Krämer schreibe? Noch einmal ihm sage: Zu Dir will ich noch diesen Abend kommen und um Verzeihung bitten, auch mit größtem Vergnügen die Kosten entrichten, jedoch zu Weiterem . . . Ja, ich will sofort an ihn schreiben. Die Möglichkeit, daß er jetzt milder gestimmt, wäre doch vorhanden. Und antwortet statt seiner wieder der Notar, so wird das erst morgen in der Frühe geschehen und sein Brief mich nicht mehr treffen. Es sei!“

Er eilt an den Schreibtisch, nimmt Papier und Feder: „Herrn Krämer Stierna, Wohlgeboren, dahier . . .“

„Kein Mensch ist da. Ludwig, Ernst, Hans, so kommt doch!“

„Aber, Franz, wenn der Hofrath plötzlich aus seinem Hause kommt?“

„Ach was, der merkt nichts. Seid Ihr Memmen? Folgt nur, wir kriegen die schönsten Blumen.“

„Aber, Franz, wenn Du die Scheibe eindrückst, wird es klirren!“

„Werde es schon so machen, daß es nicht klirrt.“

„So kommt. Hei, wir wollen einen langen Kranz winden und den ganzen Schneemann bekränzen!“

„Prächtig, Jungens! Wenn nachher die Leute in das Theater gehen, werden sie ihre Freude über den Schneemann haben.“

Die Knaben waren über die niedrige Mauer geklettert und standen, so redend, mitten in Wieland's Garten. Doch trotz des flüsternden Tones war das Gespräch zu Wieland's Ohr gedrungen — er warf die Feder hin, löschte das Licht, damit sein Schatten ihn nicht verrathe, schlüpfte an das Fenster und öffnete ein wenig den einen Flügel, das Ohr an die Spalte legend. Schon einmal hatte man aus seinem Gewächshause Blumen entwendet und einen, auf dem Theaterplatze erbauten Schneemann damit geschmückt; und jetzt sollte dieser Frevel wiederholt werden! „Wartet nur, Ihr verwünschten Bengel, ich will Euch die Freude gründlich verderben!“ Und Sasty, Stierna und Abreise vergessend, schlich er ganz leise, als ob die da draußen seine Schritte vernehmen könnten, aus der Stube, die Treppe hinab und über die Flur in den Garten.

Die Knaben hatten sich dem Treibhause genähert. Wie ein Reh schlüpfte der Hofrath hinter einen Baumstamm.

„Aber, Franz, wenn es doch klist?“ „Dummheit!“ flüsterte Franz. „Ich habe hier schon einmal eine Scheibe ohne jedes Geräusch eingedrückt.“ „Na, denn nur los. Ich lange gleich hindurch und reiße Blumen ab.“ Franz geht vor — in demselben Moment fühlt er sich von hinten umschlungen, er ruft: „Ludwig, was soll das heißen?“ Hei! wie die Jungen davon rennen! Mit einem einzigen Satze sind sie an der Mauer, dann noch ein Sprung und glücklich drüben. Aber der Mädelsführer ruht in den Armen des schäumenden Wieland's, der nun ruft: „Was das heißen soll, mein Söhnchen? Das will ich Dir sogleich erklären!“ Der Knabe ist fast zusammengebrochen. „Ach, lieber bester Herr,“ wimmert er, „lassen Sie mich doch gehen! Wenn es mein Vater erfährt, schlägt er mich todt!“ „Dich gehen lassen? Das fehlte noch, Du nichtsnutziges Bürschchen! Gewaltfamer Diebstahl — Einbruch — o ja, Du wirst gehen, aber in das Zuchthaus!“ „Ach, lieber guter Herr! Mein Vater schlägt mich todt!“ „Kann auch gar nichts schaden. Wie heißt Du?“ „Franz.“ „Wie weiter?“ „Stierna.“ „Wa — Was? Sti — Sti — Stierna?“ „Ach, guter Herr! Ich will es gewiß nicht wieder thun. Mein Vater hat ein Rohr — damit kann er furchtbar schlagen!“

Da stößt der Hofrath einen Schrei aus, aber es ist ein Freudenschrei. Da drückt er den Jungen noch fester an sich — o er hätte ihn herzen und küssen und einen blanten Thaler ihm schenken mögen! „Krämer, jetzt sind wir quitt! Jetzt kann ich hier bleiben! Jetzt wendet sich das Blatt, denn Du, Krämer, mußt jetzt bitten oder —!“

So jauchzt er in alle Lüfte und der Knabe macht gar zu verwunderte Augen.

„Aber erst zu meiner Herzogin! Sie wird sich freuen, mir aber doch eine kleine Moralpredigt anzuhören geben; nun, das geht vorüber. Was mache ich mit dem Jungen? Ihn gleich laufen lassen? Das wäre gewagt. Er würde nur an das väterliche Rohr denken und spornstreichs zum Thore hinaus rennen; darum besser, ich sperre ihn einstweilen in meine Kammer, bis Stierna's erster Wuthanfall vorüber ist. Ja, das ist das Richtige, und die Herzogin wird mir beipflichten.“

Der zappelnde und wimmernde Verbrecher wird also beim Kragen genommen, in das Haus, in die Kammer gezerrt, und Wieland schiebt draußen den Riegel vor. Dann zur Fürstin. Er tritt nicht, sondern hüpfet gleich einem Jüngling in das Gemach, und Anna Amalia erhebt sich mit erstaunten Zügen vom Sessel.

„Ei, sieh da, lassen wir uns auch einmal sehen? Ist die Krankheit gehoben? Werden wir uns morgen vom Sasty erziehen lassen?“

„Gnädigste Frau, ich bin der Sieger; hören Sie nur.“ Und mit strahlenden Augen erzählt er den Vorfall. Dann geht er zu dem Sünder über, berichtet, daß er in der Kammer Zeit zum Nachdenken habe, und bittet um Rath, wie er am besten zum Vater zurückgeschickt werden könne, denn die in Aussicht stehenden barbarischen Prügel mußten auf jeden Fall verhindert werden.

Nach einer kleinen Pause verfezt die Fürstin: „Mein lieber Hofrath, ich freue mich, daß es so gekommen ist, und freue mich auch wieder nicht. Wahrhaftig, Sie hätten morgen Reißaus genommen! Empfindlich zu sein, wie ein junges Mädchen — schämen Sie sich! Nun, nichts mehr darüber; Sie bleiben bei uns und das ist mir lieb. Aber, das sage ich frei heraus: wenn Sie der Sasty Mores gelehrt hätte, so hätte mich das recht, recht gefreut. Ein tüchtiger Denktettel würde Ihnen nur von Nutzen sein. Sie Brausekopf erster Classe! Ich rathe Ihnen, nehmen Sie sich den Vorfall zu Herzen. Bedenken Sie gehörig, daß man auf einen anonymen Zettel nicht soviel geben darf und daß Ueberlegung, Mäßigung und Ruhe die Kinder der Weisheit sind. Werden Sie sich die Geschichte ad notam nehmen? Ihre Hand darauf. So. Und wenn ich einmal einen dummen Streich mache, so kommen Sie her und predigen Sie gleich mir. Zu meinem Sohne habe ich gar nicht darüber gesprochen, denn ich sagte Ihnen schon, daß Karl einen gewaltigen Respect vor dem Gesetze hat und daß er nie, nie daran rütteln wird. — Jetzt zu dem Attentäter. Er hat Ihnen einen sehr großen Dienst geleistet, Sie sollten ihn in Gold fassen lassen. Daß Sie ihn eingesperrt haben, ist recht; er wäre ja sonst wie der Wind zum

Thore hinaus gelaufen. Schläge darf er nicht bekommen — wie das nur anfangen? — Ich habe es. Sie melden Stierna, das Bürschchen wäre entsprungen; aber der Junge muß so lange bei Ihnen bleiben, bis wir annehmen können, das Gewitter in Stierna's Kopfe ist abgezogen. Oder noch besser, er kommt zu mir; Ihre Kinder und Magd könnten plaudern; aber bei mir ist er sicher, kein Mensch soll seine Anwesenheit im Palais erfahren.

Wieland eilte davon; die Herzogin schaute ihm lange nach. „Er ist glücklich, wie neugeboren! — Armer, armer Amelang!“ . . .

Eine Stunde später empfing der nichts ahnende Stierna ein Briefchen. Eben war Notar Sasty von ihm gegangen und hatte noch in der Thüre gerufen: „Also morgen punct Neun. Nachbar, das soll ein Fest für mich werden!“ — „Will der Wieland um Gnade betteln?“ dachte Stierna, den Brief erblickend. Nur wenige Zeilen standen auf dem Papiere. Sohn Franz sei über einem schweren Diebstahl ertappt worden, aber nach Nennung seines Namens entsprungen. Die Polizei werde ihn schon auffinden und entweder würde er in's Zuchthaus oder doch mindestens in Herrn Johannes Falk's Anstalt für verwahrloste Kinder wandern. Schreiber dieses habe sein Bedauern darüber auszudrücken, daß Sohn Franz und mit ihm der Vater auf Lebenszeit blamirt sei. „Ihr ergebener Diener C. M. Wieland, Hofrath“: so schloß der Brief; die Vorladung auf morgen war mit keiner Sylbe erwähnt.

Ueber Herrn Stierna's furchtbare Wuth wollen wir einen dichten Schleier werfen. Daß er raste, ist selbstverständlich. Hätte sein Söhnchen vor ihm gestanden, so wäre eine unbeschreibbare Züchtigung die nächste Folge gewesen. Er slog an das Pult und schrieb mit fliegender Hand einen langen, langen Brief: Um Gotteswillen keine Anzeige! Um des Himmels und der Barmherzigkeit willen Schweigen, Schweigen! Es wäre sein Tod, wenn die Sache öffentlich würde! Der Herr Hofrath möchte gütigst erlauben, daß Notar Sasty die bewußte Sache augenblicklich todt machen und daß der tiefgebeugte Vater die Kosten bezahlen dürfe — o, die bewußte Sache sei ja viel zu unbedeutend, gar nicht des Redens werth! „Ihr sehr ergebener Diener und lebenslänglich dankbarer Stierna, Krämer dahier“: so schloß dieser Brief.

Brauchte Wieland ihn zu lesen? Er überslog ihn nur und legte dann die Hand auf's Herz: „Ueberlegung, Mäßigung und Ruhe sind die Kinder der Weisheit. Das bedenke, du Brausekopf erster Classe!“

Noch in derselben Stunde wurden zwei Polizisten und ein reitender Gensd'arme ausgeschiedt, nach dem Ausreißer zu fahen. Die Polizisten schritten zum Brühler- und Frauen-, der Gensd'arme trabte zum Erfurter Thore

hinaus. Anna Amalia wartete, bis es völlig Nacht geworden. Dann weihte sie zwei verschwiegene Kammerdiener in das Geheimniß ein, die den schreienden und klappernden Franz in ihre Mitte nahmen und in's Palais transportirten.

Wellen über Wellen glitten über der Fürstin Stirne. Albrecht Amelang ward mit jeder Stunde trauriger. Amalia wollte ihm wohl und zehnmal wiederholte sie Stierna's Worte: „Ich kenne ihn nur vom Sehen. Er ist ein stattlicher Mensch und ich hätte nichts, gar nichts gegen ihn, wenn er irgend welche sichere Aussicht hätte. Eigentlich hasse ich diese Federfuchser, aber ich würde den Stand zu vergessen suchen, wenn, wie gesagt, sichere Aussicht zu baldiger Zulage da wäre.“ — „Wo hernehmen?“ seufzte die Fürstin. „Die Einkünfte sind ja so genau vertheilt, daß kein Pfennig übrig bleibt. Das kleine Land ist arm, wir, die Ersten im Lande, sind ja auch gezwungen, ganz gehörig Haus zu halten — wo also hernehmen?“

Als sie solches dachte, geschah es, daß in einem Hause in der Jakobsstraße Herr Heribet Möller, Ministerial-Secretär, die Augen schloß und starb.

Glücklicher Albrecht! Glückliche Lisbeth!

Den Todesfall erfahrend, sprach Amalia vor sich hin: „Wenn Albrecht studirt hätte! Das wäre ein Platz für ihn. Doch so ist leider gar keine Aussicht!“

Und dennoch, dennoch: Glücklicher Albrecht! Glückliche Lisbeth! . . .

Am Abend kam Karl August zur Mama, Sie war so still, so zerstreut, sie gab kaum Acht auf das, was er erzählte, ja sie wünschte sogar, daß die Illumination des Tiefurter Parks unterbleiben möchte. Der Herzog fiel aus einem Erstaunen in das andere, er bat, er beschwor die Mutter, ihm zu sagen, was ihr fehle, und da rückte sie, sonst wenig zu Mittheilungen geneigt, mit dem heraus, was ihr auf dem Herzen lag.

Karl lachte erst leise, dann lauter und lauter; die Fürstin ward böse und ersuchte ihn, das Gelächter einzustellen, denn ihr Gemüth sei schwer belastet.

„Aber, theure Mama, die Sache ist ja höchst komisch. Ihr Palais ein Aufenthalt für Verbrecher und Verliebte! Das muß ich Goethen erzählen!“

„Du scheinst eben von ihm zu kommen und dort sehr viel getrunken zu haben,“ sagte sie mit bebender Lippe.

„Zwei Glas Burgunder. Im Uebrigen haben wir gelesen und geplaudert; diese schwedische Sitte am Christ- abende ist wirklich zu prächtig.“

„Gehe mir mit der schwedischen Sitte. Ich habe mit den Schweden schon genug zu thun.“

Der Herzog erhob sich, schritt ein paar Mal durch das Gemach, blieb dann vor der Mutter stehen und sagte:

„Daß sich die Beiden heirathen müssen, ist natürlich, und das muß bald sein. Eine neue Auflage von Werther's Leiden in meinem Weimar? Dafür danke ich.“ Eine Pause trat ein, während welcher er wieder hin und her schritt. „Haben Sie schon vernommen, daß der Möller verschieden ist?“

Sie nickte.

„Schade darum. War ein gewissenhafter Arbeiter.“

„Wenn doch Albrecht studirt hätte!“ seufzte sie.

„Ja — freilich,“ meinte er, den Kopf sinken lassend, „besser wäre besser. Allein — Ministerial-Secretär — die paar lateinischen Brocken —“

Sie schaute schnell auf. „Wie meinst Du das?“

„Kurz und gut: ich mache ihn zu besagtem Secretär. Nun, Mama, was schauen Sie mich denn an, als ob das Christkindchen vor Ihnen stände? Der Alte muß und wird Amen sagen, denn die allersicherste Aussicht ist ja da, der Schwiegersohn hat ja, so zu sagen, jährlich 600 Reichsthaler in der Tasche. Da braucht nun Stierna keinen Heller zuzuschießen und kann seinem Grundsatz getreu bleiben. — Sind Sie mit mir zufrieden, Mama?“

Ob sie zufrieden war! Sie lachte und weinte, sie umarmte und küßte den Sohn; dann griff sie nach der silbernen Klingel, aber bevor sie noch läutete, ertönte ein: „Halt, Mama! Sie wollen zum Hofcanzelisten a. D. senden? Nicht so eilig, wenn ich bitten darf, ich habe noch eine Bedingung.“

Sie erschrak. „Und die wäre?“

„Davon nachher. Jetzt gehen wir zu dem Attentäter über, dem ja unser Wieland soviel zu danken hat. Daß Stierna ein Pflaster für seine Wunde haben muß, ist natürlich, und als Ihre Hoflieferant wird er sich sehr gut machen. Er braucht, so sagte er, keinen Sonnenschein vom Hofe? Lassen Sie das meine Sorge sein. Ueberhaupt, denn das ist meine Bedingung, werde ich den Transport des Knaben übernehmen, der willig und freudig darauf eingehen wird; und natürlich habe ich mich daneben auch mit Amelang zu befassen. Morgen ist Weihnachten, morgen soll es glückliche Menschen geben! Zwar hat bis dahin der Krämer noch zu trauern, doch je größer wird morgen der Jubel sein. Die schwedische Sitte und das Julklapp! Julklapp! ist zu prächtig, und da sich das, wie Sie meinten, für uns nicht schickt, so möchte ich es wenigstens im Hause des Schweden aufgeführt wissen. Dann werde ich im Geiste dabei sein und im Geiste Julklapp! rufen. Morgen vor unserer Bescheerung bin ich bei Ihnen. Bestellen Sie Amelang her und halten Sie zwei große Körbe bereit. O, liebe herzige Mama — und er schlang die Arme um ihren Hals und tanzte mit ihr durch die Stube — soll das eine Ueberraschung und

eine Seligkeit werden! Könnten wir dabei sein! Ja, lachen Sie nur! Was wir thun, ist ja nur so wenig. Wenn ein Fürst Alle, Alle beglücken könnte, dann eigentlich wäre er erst der rechte und ächte Fürst. Also morgen und Alles sei bereit. Adieu, adieu!“

Die Sonne kam und ging, die Stunde war da. Der Herzog, die Mutter, Goethe und Wieland, der auch zugezogen worden, befanden sich im blauen Eckzimmer. Zwei große lustige Körbe standen vor dem Tische, und Karl August war beschäftigt, auf den Deckeln derselben Adressen zu befestigen. Zwei Zettel, die er und Amalia geschrieben, lagen auf dem Tische. „So, ich bin fertig. Jetzt herein mit den Beiden in die Körbe!“

Nun in die Körbe. Jeder empfing einen Zettel. Bereits unterrichtete Diener traten ein, nahmen die Körbe hoch und fort ging es. „Glückliche Reise!“ rief der Herzog. „Guten Willkommen!“ rief die Herzogin . . .

Hinter den Fenstern im Hause Stierna's strahlte kein Christbaum; ein einziges Licht nur brannte im Wandleuchter. Wie öde, wie traurig! Lisbeth, bleich wie der Kalk an der Wand, saß in der einen Ecke und dachte an den Bruder und an Albrecht, und daß sie, ehe sie den ihr vom Vater bestimmten Beutler Hertel heirathe, lieber in die Alm gehen würde. Und in der andern Ecke saß Stierna. Er war alt geworden in diesen wenigen Tagen; sein Haar hing wirr um die Schläfen und tief, tief lagen die Augen in ihren Höhlen. Sein Sohn — für ihn verloren! Die Polizisten waren einer nach dem andern und natürlich mit einem Achselzucken heimgekehrt. Weshalb war er entflohen? Aus Furcht! Und wol weniger aus Furcht vor öffentlicher Bestrafung, ja hauptsächlich aus Furcht vor dem Vater! So denkend, zuckte er zusammen. „Du bist Schuld,“ rief es in ihm, „Du hast nicht Liebe, nur Born gezeigt. Und wie spricht Herder? Die Liebe ist das Leben, die Liebe ist eine Kette aus Rosen und Gold, welche die ganze Menschheit umschlingen sollte. — O, Franz, wärst Du bei mir! Ja, beim allmächtigen Gott, ich wollte nur Liebe, Liebe für Dich haben! Und da die Lisbeth. Bleich und krank. Wenn das so weiter geht, so — Aber mein Grundsatz, er ist und bleibt vernünftig. Ein Kaufmann ist wie ein Schiffer. Morgen zerschellt das Schiff, und morgen kann das Geld — und dann sitzt das Paar da und — — —“

„Julklapp! Julklapp! Julklapp!“

„Was ist das?“ Der Mann sprang auf. „Ein süßer Klang aus der Kinderzeit!“ War er noch ein Kind und daheim beim Vater in Hstadt? Er zitterte wie das Espenlaub. „Lisbeth, hast Du gehört?“ Sie hatte nichts gehört. Er aber stürzte hinaus und auf die Flur — zwei Körbe, zwei Adressen — er überflog die Adressen: „An Jungfer Lisbeth Stierna“ — „An den

Hof — Hoflieferanten Stierna“ Doch zum Decken der Körbe kam er nicht, denn nun wurden die Deckel von innen zurückgeschlagen. Hier sprang Franz, dort Albrecht heraus. — Stierna, die Augen noch weiter aufreißend, taumelte zurück: „Mein Sohn! Franz, Franz! Herr Gott im Himmel, mein Sohn!“ Und er breitete die Arme aus und er, der starke, sonst so harte Mann, weinte wie ein kleines Kind. „Und — Amelang? Ja, was soll das Alles heißen?“

Keine Antwort. Wie hätte auch Albrecht dazu Zeit gehabt! Aus dem Korbe springen und „Lisbeth“ rufen, das war Eins gewesen; und diesen Ton hatte sie vernommen, war herbeigestürzt, an des Liebsten Brust geflogen und nun mit einem Male war sie wieder kerngesund. — „Und — Amelang? Ja, was soll das Alles heißen?“ — „Das soll heißen,“ versetzte er und wandte sich, „hier lest, hier steht's geschrieben.“ — „Und auf meinem Zettel steht auch was,“ sagte Franz.

Der Krämer nahm die Zettel und trat zum Licht. „Der Ministerial-Secretär Amelang mit jährlich 600 Reichsthalern Gehalt hält um Jungfer Lisbeth Stierna an. Dem p. p. Amelang wünscht Glück und Segen Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar und Eisenach.“ — „Anna Amalie, verwitwete Herzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach zeigt hiermit dem Krämer Stierna an, daß derselbe zu Höchsthohem Hoflieferanten ernannt ist. Zwar hat p. p. Stierna gesagt, er brauche den Hof nicht, aber indem er zum Hoflieferanten ernannt wird, ist das der beste Beweis dafür, daß der Hof ihn braucht. Im Uebrigen wird Franz Stierna viel zu erzählen haben und Anna Amalia wünscht dem Hoflieferanten ein fröhliches Weihnachtsfest.“

Der Mann stand starr und stumm und — tief, tief beschämt. Sagen konnte er nichts, gar nichts. Er hauchte nur vor sich hin: „Die Liebe ist das Leben!“ Und dann breitete er die Arme aus und — drei Kinder sanken hinein, und da jauchzte er aus vollster Brust: „Das ist mein Zulflapp, mein Zulflapp!“ . . .

Am andern Morgen nach der Kirche überreichte die Fürstin ihrem Wieland ein Päckchen. Als er es öffnete, kam ein Rohr mit goldenem Knopfe zum Vorschein. Ein Cypresser hatte es aus Halle geholt. Und ob das verlorene Rohr sich jemals wiedergefunden? Darüber schweigt unsere Geschichte.

Aus Goethe's Studentezeit.

Je höher ein Heiliger gehalten wird, desto ausgebreiteter ist die Verehrung seiner Reliquien. Eine gleiche Verehrung findet sich auch in dem Cultus jener großen Gemeinde, die sich

um die Heroen unserer vaterländischen Literatur gebildet hat und von lebhaftem Interesse werden auch die hier nachfolgenden Reliquien aus Goethe's akademischer Jugendzeit für unsere Leser sein, die wir Otto Zahn's trefflichem Buche „Biographische Aufsätze. Leipzig, Verlag von S. Hirzel“ entnehmen. Es sind zwei Briefe von Goethe's Freunde Horn an Wilhelm Carl Ludwig Moors, der wie Goethe am 28. August 1749 zu Frankfurt geboren war und dessen Name in dem Taufregister unmittelbar unter Goethe eingeschrieben steht, und ein Brief Goethe's an Moors.

Moors, schreibt Zahn, war ein angenehmer heiterer Lebensmann; mit Horn blieb er fortwährend in Umgange und wenn Goethe nach Frankfurt kam, wurde die Jugendfreundschaft wieder angefrischt. An ihn richtete Horn, der um Ostern 1766, ein halbes Jahr nach Goethe, als Student nach Leipzig gekommen war, im Sommer desselben Jahres einen ausführlichen Brief, aus welchem ich das mittheile, was Goethe angeht.

„Von unserem Goethe zu reden! — Das ist immer noch der stolze Phantast, der er war als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähest, Du würdest entweder vor Horn rasend werden, oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind Himmel weit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerley, man mag ihm seine Thorheit vorhalten so viel man will.

Mag man Amphion seyn und Fels und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kan man zur Klugheit bringen.

Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat sich (bloß weil es die Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Gebehrden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kan. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest!

il marche à pas comtés
Comme un Recteur suivi des quatre Facultés.

Sein Umgang wird mir alle Tage unerträglicher, und Er sucht auch denselbigen wo er kan zu vermeiden. Ich bin ihm zu schlecht, daß er mit mir über die Straße gehen sollte. Was würde der König von Holland sagen, wenn er ihn in dieser Positur sähe? Schreibe doch bald wieder an ihn und sage ihm Deine Meinung. Er bleibt sonst samt seiner gnädigen Fräulein närrisch. Wenn mich nur der Himmel so lange ich hier bin vor einem Mädchen bewahrt, denn das hiesige Weibsvolk ist ganz des Teufels. Goethe ist nicht der erste, der seiner Dulcinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß Du sie ein einzigmal sähest, sie ist die abgeschmackteste Creatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain ist alles, womit sie Goethen bezaubert hat. Lieber Freund! ich wäre hier noch einmal so vergnügt, wenn nur Goethe noch so wäre wie in Frankfurt. So gute Freunde wir auch sonst waren, so vertragen

wir uns jezo kaum $\frac{1}{4}$ Stunde. Doch mit der Zeit hoffe ich ihn noch zu bekehren, ob es schon schwer ist, einen Narren klug zu machen. Doch ich will alles mögliche daran wagen.

Ach fruchtete dich mein Bemühn!
Ach könnt ich meinen Zweck erreichen!
Ach wollt nicht Luther, nicht Calvin
Noch einem der Befehrer weichen.

Du kannst ihm nur alles wieder schreiben was ich Dir hier erzählt habe. Es ist mir recht lieb wenn Du es thust. Es ist mir weder an seinem noch an der gnädigen Fräulein Zorne etwas gelegen. Denn Er wird doch nicht so leichte böß auf mich; wann wir uns auch gezankt haben, so läßt er mich doch den andern Tag wieder zu sich rufen. — So viel von Ihm, künftig mehr — Leb und vergiff nicht

Leipzig, den 12. August 1766.

Deinen Horn."

Moors mag den Brief mit einer ähnlichen Ueberraschung gelesen haben, wie wir, die wir uns Goethe als jungen Studenten ganz anders vorzustellen gewohnt sind, am wenigsten als einen vornehmthuenden Modegeden und Courmacher. Er befolgte denn auch den Rath Horn's und drückte dem Freunde sein Erstaunen und seine Mißbilligung über diese unvortheilhafte Veränderung unverholen und, wie es scheint, ziemlich verb. aus. Erst im October erhielt er durch Horn folgende nicht minder überraschende Aufklärung.

— „Aber lieber Moors! welche Freude wird Dir es sein, wenn ich Dir berichte, daß wir an unserm Goethe keinen Freund verlohren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich versteckt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrogen, und mir niemals den eigentlichen Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn Deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorher verkündigt hätten. Ich muß Dir die ganze Sache, wie er mir sie selbst erzählt hat, erzählen, denn er hat es mir aufgetragen um ihm die Mühe die es ihm machen würde zu ersparen. — Er liebt, es ist wahr, er hat es mir bekant und wird es auch Dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich Ihn im Verdacht hatte. Er liebt ein Mädgen das unter seinem Stand ist, aber ein Mädgen das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — daß Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber und also werde ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine ofne sanfte einnehmende Mine, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weißt lieber Moors! das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen lassen läßt, so viel aber kann ich Dir sagen, daß sie für einander geböhren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe im Verdacht haben mögte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat

und scheint einer gewissen Fräulein von der ich Dir erzählt habe die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite Ihn manchmal zu Ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in Sie. Mittlerweile hält man ihn in die Fräulein — *) doch was brauchst Du ihren Namen zu wissen, verliebt und man verzirt ihn wohl gern in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt Sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Deconomie entdeckt und gezeigt daß der Aufwand den er macht nicht so groß ist wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Parthey nehmen welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kan. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß Sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein? Ich brauche Dir das nicht zu erklären, da Du das menschliche Herz so gut kennst. Genug von dieser Sache. Er wird noch eines und das andere davon selbst an Dich schreiben, wie er mir gesagt hat. Ich hab nicht nöthig Dir das Stillschweigen hierbei zu empfehlen, da Du selbst siehest, wie nöthig es ist . . .

Leipzig, d. 3. Oct. 1766.

Dein aufrichtiger Freund Horn."

Wenige Tage vorher hatte auch Goethe selbst an Moors folgenden Brief geschrieben, der durch die vorhergehenden verständlich ist.

„Mein lieber Moors,

Endlich schreibe ich Dir. Die verworrenen Umstände in denen ich mich befinde, werden mich entschuldigen, daß ich so lange unschlüssig gewesen bin, was ich thun sollte. Ich habe mich endlich entschlossen, Dir alles zu entdecken, und Horn hat die Mühe über sich genommen, es Dir zu schreiben, eine Sache, die mir dennoch nicht die angenehmste gewesen wäre. Du weißt also alles. Du wirst daraus gesehen haben, daß Dein Goethe noch nicht so bestrafenswerth ist, als Du glaubst. Denke als Philosoph, und so mußt Du denken wenn Du in der Welt glücklich sein willst, und was hat alsden meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen, ohne Stand und ohne Vermögen, und jezo fühle ich zum allererstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht den elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden

*) Der Name war ursprünglich geschrieben, aber von ihm ausgestrichen.

t
o
e
t
t
e
s
e
e
it
n
e
s
e
tr
e
n
m



Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. H. G. L. G.

L. G.

Verlag der Diercksen'schen Buchh.

Auge auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, Du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begebe, indem ich sie liebe. Ja Sie ist des großen Glückes werth, daß ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können etwas dazu beyzutragen. Lebe wohl. Ich werde an Deinen Bruder schreiben, es ist kein Stolz, es ist Nachlässigkeit, die mich ihn vergessen gemacht hat. Ich muß Dir noch am Ende im namen der Freundschaft das heiligste Stillschweigen auflegen. Laß es keinen Menschen wissen, keinen ohne ausnahme. Du kannst denken, welches Uebel daraus entstehen könnte. Lebe wohl.

L. d. 1. Oct. 1766.

Goethe."

Georg,

Herzog von Sachsen-Meiningen.

(Mit Stahlstich.)

Eines der edelsten Fürstenhäuser Deutschlands, das fast seit zwei Jahrhunderten in volkstümlicher Weise und nach den Principien strenger Gerechtigkeit regiert, ist das meiningische. Der jetzige Herzog, Georg II., ist geboren am 2. April 1826 und folgte seinem trefflichen Vater, Herzog Bernhard Erich Freund, der in Folge der neuen Umgestaltung Deutschlands abdankte, im September d. J. in der Regierung. Er hat eine ausgezeichnete Erziehung und wissenschaftliche Bildung genossen, besuchte wie sein erlauchter Vater einige Hochschulen, z. B. Leipzig, und studirte fleißig. Nach vollendeter Studienzeit trat er in die k. preussische Armee ein, und zwar bei dem Gardecorps. Im Jahre 1848 kehrte er nach Meiningen zurück, wohnte aber ein Jahr hierauf als zweiter Stabsofficier im Landescontingente dem Feldzuge in Schleswig-Holstein mit bei, trat später wieder in preussischen Dienst und avancirte beim 1. Garderegiment zu Fuß bis zum Stabsofficier à la suite. Die Königsfamilie schätzte den ritterlichen Prinzen, der Jedem ein geistreicher, höchst unterhaltender Gesellschafter war, sehr hoch. Das intime Verhältniß zwischen dem preussischen Hofe und ihm wurde noch inniger, als er sich mit der an Geist und Gemäth ausgezeichneten Prinzessin Charlotte (Tochter des Prinzen Albrecht) am 18. Mai 1850 vermählte, welche Ehe aus gegenseitiger innerster Zuneigung hervorging. Leider wurde diese überaus glückliche Verbindung durch den frühen Tod der fürstlichen Frau am 30. März 1855 gelöst. Von den vier Kindern, die sie ihm geboren, überlebten die Mutter nur ein Prinz und eine Prinzessin. Drei Jahre später, am 23. Oct. 1858, vermählte sich der Prinz zum zweiten Male, und zwar mit der ihm nahe verwandten liebenswürdigen Prinzessin Feodore aus dem Hause Hohenlohe-Langenburg. Aus dieser gleichfalls sehr glücklichen Ehe entsprossen bisher zwei Prinzen.

Als Erbprinz war der nunmehrige regierende Fürst schon bis zur Charge eines Generalleutnants im preussischen Heere emporgestiegen und setzte auch fern von Berlin seine Beziehungen zur

preussischen Königsfamilie in herzlichster Weise fort. An dem böhmischen Feldzuge konnte er aus Rücksicht auf die von der Regierung seines erlauchten Vaters befolgte Politik nicht Theil nehmen, was er sehr bedauerte.

Herzog Georg war stets aufgeweckten Geistes und obgleich für alles Militärische sehr eingenommen, huldigt er doch zugleich in hohem Grade allen Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst, Industrie und Landwirtschaft. Er selbst hat als Zeichner Bedeutendes geleistet, wovon viele Schlachtenbilder und Genremalbe zeugen. Sein neuestes Bild, eine Scene aus Heine's „Wallfahrt nach Keplar“ darstellend, ist prachtvoll in Kupfer gestochen Anfang d. J. in Berlin erschienen. Er ist ein Schüler Lindenschmitt's und ist hinsichtlich seines ächten deutschen Styls den Meistern Cornelius und Kaulbach zur Seite zu stellen. Schon als Erbprinz begünstigte und unterstützte er talentvolle Maler und seiner Munificenz ist es zu verdanken, daß in Meiningen die erste deutsche Cartonausstellung berühmter Künstler möglich wurde. Von unberechenbarem Gewinn für die Industrie des Thüringerwaldes bezüglich seiner Spiel- und Porzellanwaaren sind die von ihm in Sonneberg und Wallendorf ins Leben gerufenen Modellschulen. In musikalischer Beziehung ist Herzog Georg ein ganz besonderer Verehrer der Gesangskunst, protegirte seit Jahren Singvereine und weckte den Sinn für altclassische geistliche Vocalwerke. Der rasch zur höchsten Blüthe und Berühmtheit gelangte Salzunger Kirchenchor ist in erster Linie seine Schöpfung. An Stelle der Oper sind durch seine Anordnung im Hoftheater zu Meiningen in diesem Winter historische Concerte getreten, die sich ungemeinen Erfolgs erfreuen.

Um sich eine größere Weltanschauung zu verschaffen, unternahm Herzog Georg seiner Zeit als schlichter Prinz öfters größere Reisen, z. B. nach Schweden und Norwegen, Algerien, Spanien, Tyrol, nach der Schweiz und Italien. In Rom, wo er mehre Male verweilte, wußte er sich durch sein gemüthliches, aufrichtiges und einnehmendes Wesen, sowie durch seine geistigen Eigenschaften die Zuneigung des Papstes Pius IX. und anderer hochgestellter Personen zu erwerben.

Blicke in die Runde.

Literatur. Theodor Körner. Ein Dichter- und Heldenleben. Der deutschen Jugend erzählt von Heinrich Smidt. Neu-Ruppin, Verlag von Alfred Dehmgke. Unter den Männern, die ihren Namen in das Buch unserer vaterländischen Geschichte eingetragen haben, und deren idealer Lebensgang so ganz dazu geeignet ist, der deutschen Jugend als begeisterndes Spiegelbild zu dienen, nimmt Theodor Körner einen der vordersten Plätze ein. Es war daher eine sehr rühmliche Idee, den Biographien, welche die zweite Serie von „Dehmgke's Jugendbibliothek“ bilden, die von Theodor Körner hinzuzufügen, zumal sie hier einen so berechneten Interpreten, wie Heinrich Smidt es ist, gefunden hat.

Von der mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Gesamtausgabe (Leipzig, Brockhaus) der dramatischen Werke Rudolph Gottschall's liegt uns jetzt das vierte, fünfte und sechste Bändchen vor, welche die Trauerspiele „Der Rabob“, „Katharina

Howard" und „König Karl XII." enthalten. Sie legen wiederum beredtes Zeugniß dafür ab, daß Rudolph Gottschall, wie kein Anderer unter den namhaftesten dramatischen Autoren der Gegenwart, die rein poetische Empfindung in seinen Dramen dominiren läßt. Ihre Lesung gewährt jedem Freunde des Schönen hohen dichterischen Genuß und sie sollten keiner Privatbibliothek fehlen.

William Cullen Bryant, der Nestor unter den americanischen Dichtern (geb. 1794) und neben Longfellow ihr bester Vorker, ist noch so rüstig, daß er jetzt in der rauhen Jahreszeit eine Reise nach Europa unternommen hat. Von Paris wird er in London erwartet.

Von Karl Neumann-Strela's mit so günstiger Kritik aufgenommenen Geschichten „Mit dem Popf" muß eine neue Ausgabe veranstaltet werden. Derselbe Autor hat soeben einen Theater-Roman aus Weimars goldenen Tagen „Euphrosyne" beendet. Die Heldin ist die Schauspielerin Christiane Neumann-Weber, die bekanntlich Goethe in seiner Elegie „Euphrosyne" verherrlicht hat.

Vor Kurzem ging die Notiz durch viele Zeitungen, daß der Professor am Rudolphspitale in Wien, Professor Dr. J. Klob, mit der Untersuchung von Choleraleichen und Cholerafranken beschäftigt und dabei zu höchst wichtigen Entdeckungen und Resultaten über das Wesen der Cholera gelangt sei. Wir hören nun, daß auf Veranlassung des österreichischen Ministeriums Professor Klob die Ergebnisse seiner Forschungen in einer bei Dunder und Humblot in Leipzig erscheinenden Schrift veröffentlichen wird. Diese Schrift dürfte daher eine mehr als gewöhnliche Bedeutung anzusprechen haben. Den Ausgangspunct der Darstellungen des Verfassers bilden die von demselben in den Choleraleichen entdeckten organischen Gebilde, eine Species Pilze, wovon ausgehend er sodann die für die Pathologie und Therapie der Seuche ganz unschätzbaren Resultate entwickelt.

In Stuttgart soll von Neujahr 1867 an ein wöchentlich sechsmaal erscheinendes Blatt „Der Schwäbische Kurier" die süd-deutschen politischen Zeitungen vermehren.

Jules Favre hat eine Reihe der von ihm vor Gericht und im gesetzgebenden Körper gehaltenen größeren, Aufsehen erregenden gehaltenen Reden zu einem Bande vereinigt und bei Hegel in Paris in Druck gegeben.

J. M. Malven hat das vom Cardinal Baluffi verfaßte Geschichtswerk: „L'America un tempo spagnuola" in das Deutsche übertragen und in Wien erscheinen lassen.

Lischendorf's Schrift: „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?" ist unter dem Titel „When were our Gospels written?" in das Englische übertragen worden. Im Vorwort des Uebersetzers wird Lischendorf und seine Schrift sehr hoch gestellt. Wörtlich heißt es darin unter Anderm: „Gottes weise Fügung sei darin ersichtlich, daß die negative Kritik, wie sie auf deutschem Boden die tiefsten Wurzeln geschlagen, jetzt von Deutschland ihre tödtlichste Wunde empfangen."

Theater und Musik. Victor Hugo läßt in Guernsey ein Theater bauen. Zwei noch nicht veröffentlichte Dramen von ihm, „Terquemada" und die „Großmutter", sollen daselbst zur ersten Aufführung gelangen.

Dr. Oskar Paul, einer der tüchtigsten musikalischen Theoretiker Leipzigs, hat eine treffliche Abhandlung „Die absolute Harmonik der Griechen" bei Gelegenheit seiner Habilitation an der Universität Leipzig veröffentlicht. Ihre Lesung wird jedem Musiker belehrenden Genuß bereiten.

Sardou erhielt von dem Director des Théâtre Gymnase zu Paris bei der fünfzigsten Aufführung von „Unsere braven Landleute" eine Prämie von 50,000 Fr.

Abelaide Ristori trat in Neu-York 26 Mal auf, und die Einnahmen betragen 70,000 Dollars. Elf weitere Vorstellungen in Boston und eine in Providence ergaben 30,000 Dollars, so daß in wenig mehr als sieben Wochen 100,000 Dollars ausgegeben wurden, um die italienische Tragödin spielen zu sehen.

Im Saale des Gewandhauses zu Leipzig veranstaltete der Riedel'sche Verein ein höchst interessantes Concert. Der erste Theil bestand aus Gesang-Compositionen, deren Ursprung bis zu dem 13. Jahrhundert hinabreichte, wie das „An Frau Minne", Wort und Weise von Fürst Bizlaw, vierstimmig von Dr. Stade. Den zweiten Theil bildeten Schumann's Fis-moll-Sonate, von Adolf Blahmann mit künstlerischem Verständniß vorgetragen, und Schumann's köstliches „Spanisches Viederspiel", welches die Damen Bigand und Martini und die Herren Schild und Richter, sämtlich Schüler des Herrn Professor Göke, in höchster Vollendung sangen. Jede einzelne Nummer des Concertes erregte Enthusiasmus.

Rudolf Gottschall's Trauerspiel „Catharina Howard" hat mit Auguste von Bärndorf in der Titelrolle sich eines großartigen Erfolgs an der Hofbühne zu Hannover zu erfreuen gehabt.

Das Trauerspiel von Paul Heyse „Maria Moroni" ist im k. Schauspielhause zu Berlin zum ersten Male aufgeführt worden, ohne irgend welchen Anklang zu finden.

Das Schauerpiel von Charlotte Birch-Pfeiffer „Die Frau in Weiß" hat auch in Wien bei ihrer Aufführung sich in keiner Weise Sympathieen erweckt.

Pauline Ulrich vom Hoftheater zu Dresden feierte in Leipzig als „Catharina Howard" in Gottschall's gleichnamigem Trauerspiel und als „Donna Diana" in „Moreto's Lustspiel der Lustspiele" große Triumphe. In letztgenannter Dichtung gastirte neben ihr ihre jüngere Schwester Anna Ulrich, welche sich in der Rolle der „Florete" als eine, vielleicht weniger für das muntere Fach, aber sonst sehr begabte Kunstjüngerin erwies.

Auf dem Hoftheater zu Stuttgart hat Frä. Anna Mettner bei ihrem ersten Auftreten als „Margarete" in Gounod's gleichnamiger Oper einen großartigen Erfolg erzielt. Die reich-talentierte Anfängerin ist die Schwester der Prima Donna der stuttgarter Hofbühne.

Bildende Künste. Im „Verein für Kunst des Mittelalters und der Neuzeit" zu Berlin hat Herr Dr. Woltmann einen sehr anziehenden Vortrag über die Gemälde-Galerie zu Cassel gehalten und denselben durch mehr als fünfzig photographische Abbildungen erläutert. Dieselben sind durch das berliner photographische Institut von G. Sauer aufgenommen, welches die Galerie in ihren werthvollsten Gemälden, in Lieferungen zu je

10 Blatt und mit Text von L. Pietsch veröffentlicht wird. Früher war jede Vervielfältigung der unzugänglichen Galerie verboten, es sind also die ersten Publicationen dieser Werke. Die Galerie zu Cassel steht den ersten Galerien Deutschlands (Dresden, Wien, München und Berlin) kaum nach. Ihr eigentlicher Gründer war Landgraf Wilhelm VIII., der seit 1751 regierte.

An der Straße von Günzburg nach Bubesheim im früheren Herzogthum Nassau erhebt sich nunmehr auf einem Hügel ein Denkmal in Form einer Pyramide. Auf der Vorderseite des Monuments befindet sich das nassauische Wappen auf weißem Marmor, und ist zu lesen: „Hier sagte Herzog Adolf von Nassau seiner braven Armee das letzte Lebewohl, ein schweres Opfer zum Wohle — Deutschlands.“ Links steht: „Zur Erinnerung an die treue nassauische Armee von ihren Freunden in Günzburg.“

Zu London ist in einfach würdiger Feier das Denkmal John Franklin's auf dem Waterloo-Place neben dem Athenäum-Club, unweit der preussischen Gesandtschaft enthüllt worden. Die Statue ist von Bronze und ein Werk des Bildhauers Noble, die Figur leicht und schön gehalten. Das Bildniß stellt Franklin in dem Augenblicke dar, wo er endlich die große Genugthuung hat, seinen Officieren und der Mannschaft ankündigen zu können, daß die nordwestliche Durchfahrt entdeckt sei. Ueber der Uniform trägt er einen Pelzmantel, und Karte, Telescop und Compas hält er in der Hand. Ein Anker und ein Eisblock hinter der stehenden Figur, sowie ein Kabel bilden die Umgebung. Auf den bronzenen Feldern zu beiden Seiten des Piedestals sind die Namen der Officiere und Mannschaften der beiden Schiffe verewigt. Auf der Vorderseite stellt ein Basrelief das Begräbniß Franklin's dar, auf der Rückseite sieht man eine Karte der Polargegenden in Bronze in erhabener Arbeit.

Dr. D. L—L.

Modenbericht.

Zu Balltoiletten für junge Mädchen werden sehr viele Kleider aus Krepeline gefertigt, einem Stoffe, der einem leicht gerippten Krepp ähnlich sieht und sich äußerst zart ausnimmt. Man kann nicht leicht etwas Geschmäckvolleres sehen, als ein solches Kleid aus weißer Krepeline mit hellblauem oder kaiserinblauem Taffetauspüze. Der Rock ist schräg geschnitten und unten mit einem Streifen aus blauem Taffet besetzt, der mit weißer Spitze bedeckt ist; ebenso steigen zwei schmälere solcher spitzenverschleierter Taffetstreifen am Vorderblatt in die Höhe, um sich oben unterhalb des Gürtels zu vereinigen — die Nähte des Rockes sind von Zeit zu Zeit mit blauen Taffetrosetten, inwendig mit weißen Krystallperlen verziert, besetzt. Die glatte Taille ist vorn schneebigg ausgeschnitten und um den Ausschnitt mit blauem Taffet und weißen Spitzen garnirt; von da aus geht eine Guimpe aus glattem weißen Krepp bis zum Halse herauf, den eine blaue Taffettruche umgiebt. Der blaue Grosgraingürtel ist vorn durch eine goldene Schnalle zusammengehalten; ähnliche, kleinere Agraffen sind an den Schultern befestigt, um einen Bolant aus weißen Spitzen zu halten, der als Jockey dient, von dem aus Schleifen mit langflatternden

Enden aus schmalem blauen Bande herabfallen, während die Arme selbst bloß sind. Eine Ranke aus Binden von blauem Sammet, die sich um den Kopf schlingt, vervollständigt diesen reizend einfachen Anzug.

Eine sehr beliebte Verzierung für Ballkleider bilden auch Tulpen von verschiedenen Farben mit ihren langen grünen Blättern, welche namentlich zu weißen Tüllkleidern schön aussehen.

Sehr elegant ist auch das ganz neuerdings in Aufnahme gebrachte Noxelan-Beplum, welches aus lichtgrauem, lila oder rosenrothem Atlas oder Sammet besteht und über weißen Tüllkleidern getragen wird; es ist so weit ausgeschnitten, als das Kleid selbst, ist um die Schultern nur durch ein schmales Band befestigt, das mit einer Kamee oder einer Blume gehalten wird, und ebenso ist es unter den Armen tief ausgeschnitten, so daß die weiße Tülltaillie zu sehen ist. Es hat vier Schöße in Form von Tulpenblättern, die mittelst Goldschnur miteinander vereinigt sind und bildet so den ganzen Auspuß des weißen Kleides, dessen Rock glatt oder höchstens mit einer Tüllpuffe versehen ist.

Sehr viel Neuigkeiten giebt es jetzt vor dem Beginn des Carnevals nicht zu berichten, allein wir wollen mittheilen, was uns irgend erwähnenswerth scheint. Da ist zum Beispiele die allerliebste sogenannte Schneekapuze zu Theater- und Concertgängen, welche ein jugendliches Gesicht so unnachahmlich hübsch umrahmt; sie ist aus weißer Mooswolle gestickt und mit leichten Franzen umgeben, die wirklich wie Schneeflocken aussehen; zwei sehr lange Enden oder Bänder kreuzen sich unter dem Kinne und werden dann wieder nach rückwärts um den Hals geschlungen.

Dann haben wir sehr schöne Unterröcke aus wollenem Stoffe mit persischen Mustern gesehen, die uns wirklich empfehlenswerth vorkommen; sie sind anstatt der schmalen gefältelten Bolants, an denen man sich nachgerade satt gesehen, mit fünf Reihen schräger bunter Wollstreifen besetzt.

Zum Schluß wollen wir noch die geschmackvollen venetianischen Taillen erwähnen, welche aus feinem schwarzen oder weißen Kaschmir bestehen und ganz mit Perlen benäht sind — die schwarzen Taillen mit weißen Perlen und die weißen mit schwarzen Perlen. Häufig sieht man sie auch aus Foulard oder leichtem Taffet und dann sind sie mit schwarzer oder weißer Guimpe Spitze ausgepußt.

Modenblatt No. 63.

1) Gesellschaftsanzug. Das Haar ist vorn gewellt und hinten in einem dicken Chignon aufgenommen; ein blaues, an beiden Seiten mit schwarzen Spitzen besetztes Sammetband läuft vorn über die Scheitel und bildet hinten an jeder Seite eine spitzengarnirte Rosette.

Das Kleid aus silbergrauem Grosgrain ist aus dem Ganzen geschnitten und hat einen faltenlosen Rock, der hinten in eine lange Schleppe ausläuft. Das Vordertheil des Rockes ist mit einem reichen Auspuß aus breiten schwarzen Spitzen versehen, der drei in gleichen Zwischenräumen übereinander hinlaufende Bogen bildet, die an jedem Ende mit einer Spitzenquaste und

Passementierknöpfen befestigt sind. Außerdem zeichnet ein breiter Spitzenbesatz von den Seiten nach hinten zu die Form einer Tunica auf dem Rocke ab. Die Taille ist vorn herunter mit großen Passementierknöpfen besetzt und die halbweiten Ärmel haben an Schultern und unten einen faltigen schwarzen Spitzenbesatz. Schmäler gestickter Kragen.

2) Soiréetoilette. Das Haar ist an den Schläfen wellig zurückgestrichen und hinten in einen sehr hohen Chignon arrangirt; ein rosenrothes Taffetband, welches vorn eine kleine Schleife bildet, ist um den Kopf gelegt und hinten unter den Chignon in eine Schleife mit halblangen Enden geschlungen.

Das Kleid besteht aus zweierlei zartgrünem Stoffe, gestreiftem und glatten Taffet. Ueber den unteren Rock aus glattem Taffet, welcher am Saume in viereckige Zaden ausgeschnitten ist, fällt eine vorn offene lange Tunica aus dem gestreiften Taffet, welche mit einer gefältelten Kuche von demselben Stoffe eingesaft und mit Schleifen an den Seiten verziert ist. Die viereckig ausgeschnittene Schweizer-Taille aus dem nämlichen gestreiften Stoffe ist mit einer ähnlichen Kuche garnirt, ebenso die Handgelenke an den ziemlich enganschließenden Ärmeln. Dazu eine Unterchemisette aus faltig gelegtem und mit Spitzen verziertem weißen Musselin.

3) Anzug für einen Knaben von 6—8 Jahren. Der ganze Anzug besteht aus violetterm Velveteen oder Halbsammet; das Jäckchen ist weit und ziemlich lang, hat einen schmalen Kragen und ist ringsherum und an den Ärmeln nur mit aufrechtstehenden Klappen verziert, die durch einen aufgenähten Besatz von seidener Lize dargestellt und mit kleinen violetten Taffetknöpfen ausgepußt sind. Die weiten Beinkleider sind an den Seiten herunter mit Seidenlize benäht und schließen durch Gummibänder unterhalb des Knies. Schwarze Glanzlederstiefeln reichen beinahe bis herauf zu den Knien; der schwarze Filzhut hat einen runden Kopf und ist mit einem schmalen schwarzen Bande umgeben.

Feuilleton.

Ein Grab. Edmund von B. war auf der Insel Martinique geboren, verlor seine Aeltern früh und erhielt bei der Mündigsprechung die hübsche Summe von zwölftausend Franken. Was sollte er nun mit dem vielen Gelde anfangen? Sein Vormund redete ihm dringend zu, dasselbe wenigstens theilweise in einem großen, soliden Geschäft anzulegen oder sich Grundstücke dafür anzukaufen, allein der junge Mann meinte, er müsse zuvor die Welt und das Leben kennen lernen, dann wäre immer noch Zeit genug zu solchen Plänen — und so reiste er nach Paris.

Dort schwand ihm das Geld nur so unter den Händen hin und bald war nicht mehr viel davon vorhanden — hätte man erfahren wollen, wo es hingekommen, so hätte man den Cassirer des Jockey-Clubs, die berühmtesten Restaurants, die Pferdehändler, die Rennplätze und die alten Kartenspiele fragen müssen, die in der Kutte des Lumpensammlers endigen, nachdem sie so manche Familie in's Elend gestürzt haben.

Edmund zog seine letzten Gelder ein, legte eine geladene Pistole auf den Boden seiner Casette und bedeckte erstere mit den Banknoten und Goldstücken, die ihm noch übrig blieben.

— Wenn nichts mehr darin sein wird, als die Pistole, dachte er, werde ich wissen, was ich zu thun habe.

Und es dauerte nicht gar lange, so erschien der Moment, wo nur noch die Pistole in der Casette lag. Edmund traf ruhig seine letzten Dispositionen, verkaufte seine Möbel und einige werthvolle Gegenstände, um mit dem daraus gelösten Gelde verschiedene kleine Schulden zu bezahlen und bereitete sich zum Sterben vor.

Schon hatte er die Pistole in der Hand und wollte losdrücken, da hielt ihn plötzlich ein Gedanke davon zurück, der in ihm aufstieg.

— Ich habe nicht an mein Grab gedacht! rief er.

Er trat an's Fenster, es regnete in Strömen und der Schmutz, der unergründliche pariser Schmutz, wie ihn nur ein aufgewecktes Macadamplaster hervorzubringen vermag, floß in schwarzen Fluthen auf der Straße und in den Gassen dahin. Edmund starrte melancholisch darauf hernieder und fuhr in seinem Gedankengange fort:

— Wie konnte ich vergessen, daß ich der Aussicht entgegenging, mit diesem Schmutze vermischt zu werden? Es wäre mir doch so leicht, mir eine Begräbnisstätte zu kaufen.

Die große allgemeine Grube, wo die Leichen der Armen hingeworfen werden, dünkte ihn schaurig als letzte Ruhestätte für seinen lebensmüden Körper — er vermochte nicht ebenso sorglos in den Tod zu gehen, wie er das Leben genommen hatte. Er sann und grübelte eine Weile und rief endlich: — Nein, es soll Keiner sagen, daß ich mir nicht einmal ein eigenes Grab zu erwerben gewußt hätte!

Am folgenden Morgen verließ er seine Wohnung und man sah und hörte nichts mehr von ihm in dem eleganten Stadtviertel, das er bewohnt hatte.

Er ging zu dem Director einer Eisenbahn-Maschinenbauwerkstatt, und da er ein sehr geschickter Zeichner war, weil man ihn zum Ingenieur bestimmt hatte, so gelang es ihm, eine Anstellung als Maschinenzeichner zu erhalten. Er arbeitete von Stund' an sehr fleißig, würde jedoch dies Leben voll Arbeit und Entbehrungen kaum ertragen haben, wenn er nicht durch eine fixe Idee aufrecht erhalten worden wäre. Vorher daran gewöhnt, das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus zu werfen, lernte er jetzt erst dessen Werth kennen und schätzen, und wenn er am Ende jeder Woche zehn Francs zurücklegte, dachte er mit einem Seufzer der Erleichterung daran, daß er am Ende seiner Prüfungszeit wieder um einen Schritt näher gerückt sei.

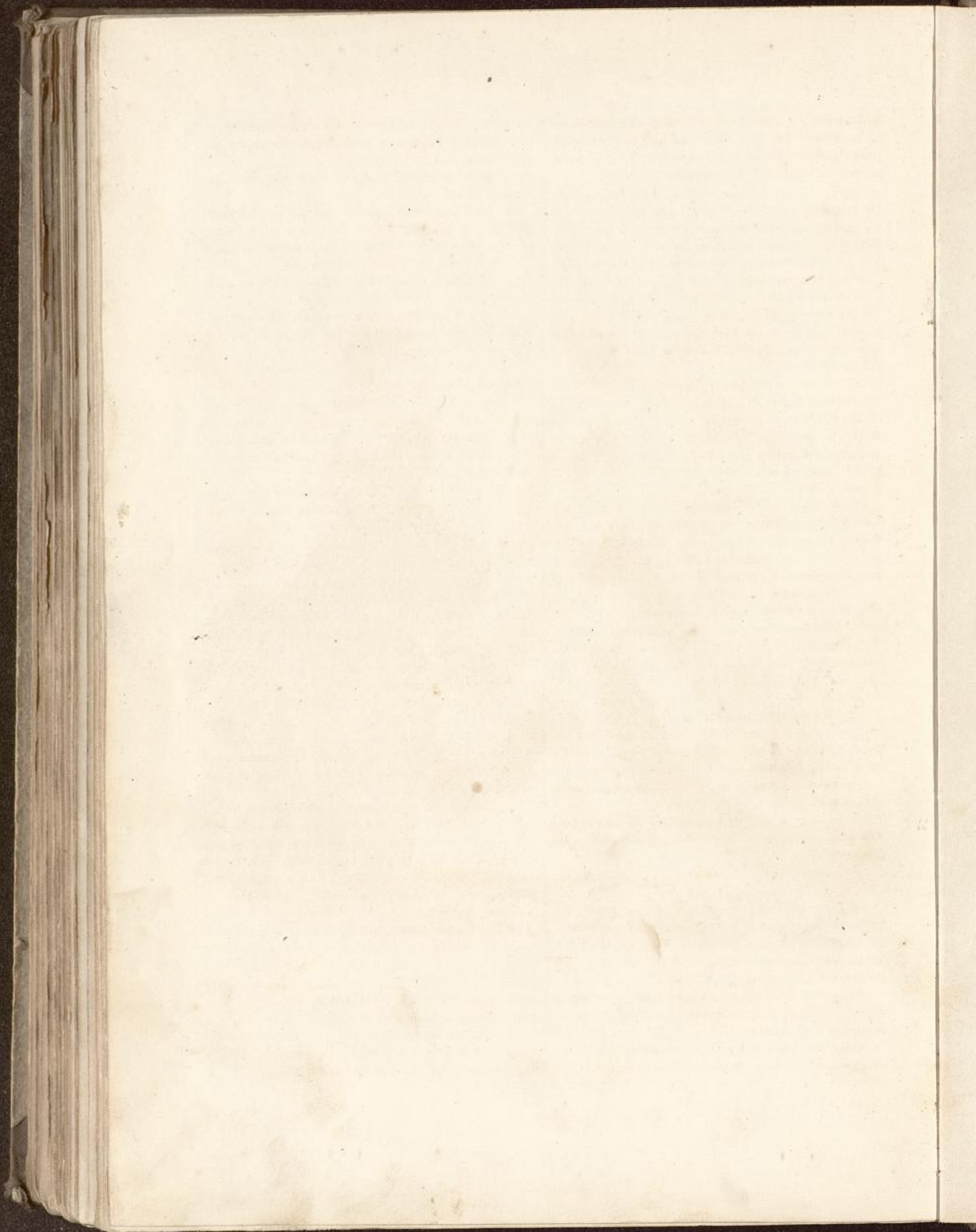
Sicher ahnten die Menschen, welche ihn früh als Ersten bei der Arbeit und Abends als den Letzten beim Fortgehen sahen, nicht, daß dieser Mann so unermüdet für sein Grab arbeite!

Endlich hatte er so viel erspart, daß er den erforderlichen Grund und Boden auf dem Kirchhofe ankaufen konnte, und dies war ein schöner Tag für ihn, denn dieses Stückchen Erde, was er jetzt sein nannte, verhieß ihm das Ende aller Leiden — Ruhe, Schlaf und Vergessen!

Jetzt mußte er noch so viel verdienen, um den Sarg, das Begräbnis, die Arbeit der dabei beschäftigten Leute und einen



Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.



Grabstein bezahlen zu können; er ging also mit allem Eifer wieder an die Arbeit. Sein Chef erhöhte ihm nicht bloß den Gehalt, sondern glaubte auch einen so außerordentlichen Fleiß durch eine besondere Gratification belohnen zu müssen.

Edmund besuchte zweimal in der Woche den kleinen Winkel des Kirchhofes, welcher sein Eigenthum geworden war, er ließ das Grab ausmauern und zu Häupten der Grabstelle eine Trauerweide pflanzen und entwarf selbst die Zeichnung zu einem kleinen, sehr einfachen Monumente, welches er in monatlichen Raten bezahlte. So beschäftigt, merkte er kaum, wie rasch die Zeit verging — er langweilte sich nie mehr wie früher mitten im Reichthume, weil sein Leben jetzt einen Zweck hatte, und wenn er sein Schwelgerdasein von ehemals mit seinem gegenwärtigen, arbeitsvollen Leben verglich, so gab er dem letzteren mit voller Ueberzeugung den Vorzug.

Endlich war das Grab fertig, Edmund hatte nur noch eine Monatsrate zu bezahlen — dann konnte er begraben werden und in Ruhe unter der Erde schlummern, ohne eine Störung befürchten zu müssen. Bei seinen Morgen Spaziergängen hatte er oft ein junges Mädchen auf dem Kirchhofe getroffen, die in tiefer Trauer gekleidet war und häufig einen bescheidenen Grabhügel mit Blumen schmückte.

Eines Tages hatte ihm das junge Mädchen zwei Stiefmütterchenstöcke angeboten, die ihr übrig geblieben waren, und Edmund pflanzte dieselben mit großer Genugthuung auf seinen Grund und Boden. Kurze Zeit darauf setzte er seinen Todes- und Begräbnistag fest und sagte dem jungen Mädchen Lebewohl.

— Sie gehen also fort von hier? fragte sie; können Sie sich so leicht von der Person trennen, die Sie hier beweinen?

— Ich beweine Niemanden, entgegnete Edmund erröthend.

— Was thun Sie dann hier? Haben Sie nicht eine Mutter, eine Schwester, einen Bruder oder sonst Jemand, der Ihnen theuer war, hier begraben?

— Nein, ich ließ dies Grab für mich selbst mauern.

— Für Sie selbst! sagte die Fremde erstaunt. Welch sonderbare Idee! Ich habe mir oft ein gemauertes Grab für meine Mutter gewünscht, die hier unter diesem Rasenhügel ruht, der nur zu bald der Zerstörung verfällt, um Anderen Platz zu machen — aber ich muß gestehen, daß ich nie an mein eigenes Grab gedacht habe.

— Ja, und ich muß Ihnen sagen, daß ich den Gedanken nicht ertragen konnte, meinen Staub einst mit dem ersten Besten vermischt zu sehen.

— Geben Sie mir meine Stiefmütterchen wieder! sprach das junge Mädchen geringschäßig.

— Sie verachten mich? fragte Edmund.

— Ihr Lebensüberdruß ist Egoismus und Feigheit. Wie Sie wollten in der vollen Jugendkraft, mit Verstand und Gesundheit begabt, den Kampf um die Güter des Lebens aufgeben? Sie grüßte kalt und verließ den Friedhof.

Edmund kehrte sehr unruhig nach Hause zurück — sein ganzer Ideengang, seine Ansichten und seine gesammte Philosophie hatten einen argen Stoß erhalten.

Einige Tage darauf wurde sein Grab geöffnet, aber es war die Leiche von des jungen Mädchens Mutter, die darin beige-

setzt wurde. Von da ab ward es zu einem Familienbegräbniß, denn Edmund heirathete seine unbekanntete Moralpredigerin und wurde sehr glücklich durch diese Wahl.

Jahre nachher begegnete er einst einem seiner ehemaligen Freunde, der ihn anrief:

— Aber, lieber Freund, sagen Sie mir nur, was aus Ihnen geworden ist? Ich suche Sie seit vier Jahren in allen Ecken, denn Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen noch 50,000 Francs von unserer letzten Spielpartie her schuldig bin.

— Ich hatte diese Schuld längst aufgegeben, da ich wußte, Sie waren um all' Ihr Vermögen gekommen.

— Aber ich habe eine Erbschaft gemacht und bin ein ehrlicher Mann, der seine Schulden bezahlen will. Sagen Sie mir nur, wohin ich das Geld zu schicken habe.

Als noch an demselben Abende die 50,000 Francs in Edmunds Hände gekommen waren, sagte er zu seiner Frau:

— Nimm das und kaufe ein Häuschen mit etwas Garten und Feld auf dem Lande dafür, wo Du mit den Kindern den Sommer über die frische Luft genießen kannst. Ich mag nichts von dem Gelde für mich behalten, denn ich liebe auf diese Weise erworbenes Geld nicht.

Desto mehr erfreute er sich an dem, was er durch eigenes Schaffen erwarb, und so war der Wunsch nach dem Besitze eines eigenen Grabes zum wahren Segen für ihn geworden. — r.

Für Autographensammlerinnen. Der ältere Alexander Dumas wirbt gegenwärtig wieder überall Abonnenten für seine neueste Auflage der drei Mousquetaire. Namentlich hat er es auf das schöne Geschlecht abgesehen, das er durch seine, seit einer unabsehbaren Reihe von Jahren erprobten Verführungskünste zu gewinnen sucht. Er wird geradezu unwiderstehlich, wenn er in seinem Prospectus folgenden Köder auswirft:

„Diejenigen meiner schönen Leserinnen, welche wünschen, daß ich meinen Namen in die zwei Prämienbände (auszuwählen aus den sämmtlichen Werken des großen A. Dumas) einzeichne, haben diesen Wunsch nur kundzugeben, indem sie mir ihre Bände auf die Administration bringen. Die, welche direct mit mir correspondiren wollen, dürfen nur an mich schreiben, ihren Abonnementspreis einsenden und ihre zwei Bände verlangen — ich werde Jeder einige Worte erwidern.“ . . .

Ein Journal macht zu diesem Prospectus die boshafte Bemerkung, daß, wenn der große Mann auch allen seinen Leserinnen ohne Unterschied gestattet, sich schriftlich an ihn zu wenden, er dagegen nur die „schönen“ Leserinnen auffordert, sich persönlich bei ihm einzufinden, um ein Autograph zu erhalten. Die Häßlichen können zu Hause bleiben, wie er zu denken scheint.

— r.

Eine kleine Raube. In einer französischen Provinzialstadt wurde ein zum Tode Verurtheilter zur Guillotine abgeführt; der Karren mit dem armen Sünder kam eben vor dem Hause eines Gewürzkrämers vorbei, der sich für einen ausnehmend witzigen Kopf hielt und deshalb stets mit seinen Witzgen bei der Hand war, mochten sie nun angebracht sein oder nicht.

Dieser würdige Mann schaute mit seiner Gattin zum Fenster heraus, beobachtete mit lachender Neugier das seltene aber schreckliche Schauspiel, das ihn nicht im Mindesten ergriff und rief

ganz laut seiner Frau zu: — Sieh Dir einmal an, was der Kerl für ein lustiges Gesicht macht, der denkt sich gewiß eben einen Poffen aus, nicht wahr?

Als der unheimliche Zug vorüber war, schloß der gute Bürger sein Fenster wieder und kehrte in seinen Laden zurück, wo er Zucker schlug und viertelpfundweise abwog. Aber kaum war bei dieser angenehmen und nützlichen Beschäftigung ein Viertelstündchen vergangen, so klopfen zwei Gensd'armen an seine Thüre und verlangten ihn zu sprechen. Man denke sich die Aufregung im ganzen Hause! Aengstlich und zitternd fragte der Kaufmann nach dem Begehr der „Herren Gensd'armen“, er wisse durchaus nicht, was ihm die Ehre ihres Besuchs verschaffe u. s. w.

Darauf erwiderten jedoch die härtigen Sicherheitsbeamten nichts, als die beunruhigenden Worte: „Sie haben uns augenblicklich zu folgen!“

Der Krämer kleidete sich schleunigst an und suchte mit wankenden Knien den langen Schritten seiner Begleiter nachzukommen. Aber wie heftig erschrak er erst, als er bemerkte, daß er zu dem Plage geführt wurde, wo die Guillotine aufgestellt war und man schließlich am Fuße des schauerlichen Gerüsts Halt machte.

— Er soll heraufkommen! rief eine spöttische Stimme.

Mehr todt als lebendig stieg der Gewürzhändler die verhängnisvollen Stufen hinauf und stand neben dem Beurtheilten, welcher ihm in's Ohr flüsterte:

— Nun, mein Alter, Sie sehen jetzt auch so aus, als ob Sie eben an einen Poffen dächten, das hab' ich nur wissen wollen!

Dann wurde der 'entsetzte Mann wieder fortgeführt — der Verbrecher, den der alberne Spaß beim Vorüberfahren geärgert hatte, wollte sich deshalb an dem Krämer rächen und hatte verlangt, derselbe solle herbeigeschafft werden, er wolle ihm in seiner Gegenwart noch eine wichtige Enthüllung machen.

Nachdem er seine Rache befriedigt, sagte er dies dem Geistlichen und meinte, man könne nun ruhig an's Ende der Geschichte gehen, es stände weiter kein Hinderniß im Wege.

Auf den Krämer hat das Abenteuer jedoch einen nachhaltigen Eindruck gemacht — er läßt seinen Wizen nicht mehr so ungehindert freien Lauf, sondern wiegt jetzt seine Worte fast ebenso sorgfältig ab, als seinen Zucker und Kaffee.

—r.

Schnelle Enttäuschung. Ein unbedeutender pariser Journalist kam kürzlich von einer Reise aus Rom zurück, indem er von Civitavecchia aus den Dampfer bis Marseille benutzte. Unterwegs machte er Bekanntschaft mit einer hübschen Reisegefährtin, einer noch jungen Dame, deren pikantes Gesichtchen durch die zierlichste Toilette in anmuthiger Weise gehoben wurde.

Unser Held, dem es weder an Selbstgefühl, noch an jener prahlerischen Wichtigthuerei fehlte, wie sie der Mangel einer feineren Lebensart gewöhnlich mit sich bringt, näherte sich der schönen Reisenden, als sie eines Tages auf dem Verdecke des Dampfers saß, knüpfte ohne Umstände eine Unterhaltung mit ihr an und erzählte in affectirt nachlässiger Weise von seinen Gütern, seinem Schlosse, seinem Hôtel in Paris, seinem Range und seinen verschiedenenartigen Titeln — kurz, er schlug das Rad vor ihr wie ein Pfau oder vielmehr wie irgend ein anderer Vogel, der sich mit erborgten prächtigen Federn geschmückt hat.

Die Dame dagegen verhehlte ihm durchaus nicht, daß sie Witwe sei, ein glänzendes Vermögen besitze und jetzt den Winter in Paris zubringen wolle, um dort aus eigener Erfahrung das pariser Leben kennen zu lernen.

Diese Mittheilungen gefielen unserem Ritter von der Feder ganz außerordentlich, und er bot sich mit größtem Eifer zum Cicerone der Schönen an.

Nach kurzem Bedenken nahm sie auch seine Dienste an und Beide waren ganz entzückt von einander, als das Schiff im Hafen von Marseille anlegte.

— Das Gepäck wird untersucht! riefen mit Stentorstimme die Douanenbeamten, als sich die Reisenden anschieden, das Schiff zu verlassen.

Bei diesen Worten schlug die reiche Dame die Augen nieder und gerieth in sichtliche Berlegenheit; ebenso erröthete der vornehme Reisende, trotz seiner gewohnten Sicherheit, in förmlich knabenhafter Weise und suchte die an Bord herrschende Verwirrung zu benutzen, um den Augen seiner Angebeteten zu entziehen, aber vergebens! Ein böshafter Zufall hatte seinen bescheidenen Mantelsack neben den eben auch nicht allzu umfanglichen Koffer der schönen Witwe gestellt. Diese lächelte auf die liebenswürdigste Weise und öffnete mit jener Entschlossenheit, welche die meisten Frauen bei ähnlichen Gelegenheiten so kluger Weise anzunehmen wissen, ihren Koffer, der einige Kleidungsstücke, etwas Wäsche und einige Orangen enthielt, zeigte diese geringen Habseligkeiten ihrem Nachbar und sagte heiter: — Mein Vermögen habe ich freilich nicht hier drin, sondern in meiner Kehle; ich bin Sängerin!

— Und mein Vermögen hängt an der Spitze meiner Feder, erwiderte der junge Mann lachend, indem er der Dame seinen Namen ohne jede Zugabe von Titeln nannte und seinen Mantelsack zeigte, in dem sehr wenig Wäsche und zwei Päckchen Cigarren den gesammten Inhalt bildeten. In derselben lustigen Weise fügte er hinzu:

— Wenn Sie wollen, gehören all' meine Güter Ihnen!

Die Douaniers hielten sich nicht lange mit den Beiden auf, die dann Arm in Arm in sorgenloser Fröhlichkeit das Schiff verließen.

—r.

Egyptische Mumien. Das britische Museum enthält u. a. die größte Sammlung egyptischer Mumien; zwei Säle sind damit angefüllt. Ueber den neuesten Erwerb dieser Art sagt ein londoner Blatt: „Die ältesten Ueberreste hervorragender Menschheit sind wol das Gerippe eines der ersten Pharaonen (in seine ursprünglichen Todtengewänder eingehüllt, und in Berücksichtigung seines überaus hohen Alters wunderbar gut erhalten), welches vor ungefähr 18 oder 20 Monaten im Museum niedergelegt wurde und mit Recht als der werthvollste von all' dessen archäologischen Schätzen angesehen wird. Auf dem Deckel des Sarges war der Name seines Inhabers Pharaos Mykerinus eingeschrieben, welcher dem Erben des Erbauers der großen Pyramide, ungefähr 22 Jahrhunderte vor Christus, nachfolgte. Zu welchen merkwürdigen Gedanken giebt dies aber Veranlassung! Der Monarch, dessen zerbröckelnde Gebeine und lederartige Haut nun die Neugierde und Bewunderung der schauenden Menschenmassen Londons erregen, regierte in Egypten, ehe Abraham geboren war, und nur ungefähr zwei Jahrhunderte, nachdem Mizraim, der Enkel des

alten Vater Noah und der erste der Pharaonen, zu seinen Vätern versammelt worden war. Ja, die Zeichen der Wasserhöhe der Sündfluth konnten kaum verwischt, die Krummhölzer der Arche auf dem Berge Ararat kaum verkauft sein, als dieser Mann der früheren Welt lebte, sich bewegte und sich seines Daseins freute. Sein Fleisch und Blut waren Zeitgenossen der Vorältern des großen Patriarchen, seine Gebeine und seine zusammengeschrumpfte Haut sind Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts, und das Datum der Kreuzigung befindet sich zwischen seiner Zeit und der unrigen ungefähr in der Mitte. Als er in der Blüthe seines Lebens stand, hatte die Zeit des fernen Alterthums eben erst begonnen."

Die Modenwelt. Unter den vielen Zeitungen für Toilette und Handarbeiten hat keine eine so, wir möchten sagen, pfeilschnelle Verbreitung gefunden, als die in Berlin erscheinende „Modenwelt“. In der kurzen Spanne Zeit eines Jahres hat sie nicht allein in Deutschland einen beispiellosen Erfolg erzielt, sondern man hat sich auch in Frankreich, Italien, Spanien, England, Holland, Dänemark, Rußland und Polen beeilt, sie mit den deutschen Abbildungen und dem in die Sprachen jener Länder übersehten deutschen Texte herauszugeben. Für den Preis von nur 10 Sgr. für das Vierteljahr bringt die „Modenwelt“ aus den Gebieten der Toilette und Handarbeiten in geschmackvoller Auswahl nur Brauchbares und Nützliches und nach ihren trefflichen Abbildungen und genauen Beschreibungen kann sich jede Dame Toilette-Gegenstände und Handarbeiten selbst anfertigen.

Albumblätter.

Der Mann sollte nie feinetwegen, ausgenommen vor Entzückung weinen.
Jean Paul.

Der Liebe Schmerz ist ein zu süßer Schmerz,
Als daß man gleich an Heilung dächte,
Und wenn man dann geheilt sein möchte,
So ist's zu spät.

Wieland.

Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.
Goethe.

Räthsel und Aufgaben.

Ich bin bekannt
Auf Meer und Land
Als Musikant
Durch manchen Ton
Von jeher schon,
Muß sonder Lohn
Viel Dienste thun,
Mag selten ruhn,
Eil' immer fort,

Von Ort zu Ort,
Bald kalt, bald heiß,
Wie Jeder weiß.
Gar unverhofft
Zerstör' ich oft
Bei Tag und Nacht
Mit wilder Macht
Natur und Kunst,
Wie Volkendunst.
Mich machen gern
Viel junge Herrn,
Doch wer mich macht,
Wird leicht verlacht.
Rehmt Euch in Acht!

Aus folgenden vier ungereimten Zeilen sollen sechs gereimte hergestellt, resp. gelesen werden, ohne daß ein Wort hinzugesetzt wird:

„Willst Du, o Freundin, von mir weichen,
Willst mich verlassen?“
„O nein, mein Freund —
O nein, mein Freund, ich liebe Dich!“



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 51.

Steuermann.

Nach 420 Tagen waren die sieben Freunde in der Weinstube versammelt. Man suche den kleinsten Generalnenner von den Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7. Er ist 420; die betreffenden Ziffern gehen sämmtlich in ihm ohne Rest auf.

Wie der Herr, so das Geschirr.

Briefpost.

Herrn Fr. O. A. . . . g in Eisenach. Wiederrum errathen. Besten Dank. Hrl. Pauline B. n in Weiskensfels. Richtig gelöst. Wir hoffen Fortsetzung zu erhalten.

Hr. Charl. B. in Stuttgart. Nur in Süd-Deutschland verständlich, daher leider unaufnehmbar. Weitere Sendungen würden sehr willkommen sein.

Hr. Dr. Ad. C. in Potsdam. Zu dem Tabaksbeutel rathen wir Ihnen, weißen Kaschmir oder Tibet wählen zu wollen.

Hrl. Pauline Gr. in Varinen. Als Taillen zu Ball-Toiletten sind jetzt die graziösen Nieder (Corselets) am beliebtesten; sie sind, bald vom Stoffe des Kleides, bald von diesem abstrichend, bald als wirkliches Nieder von einem Blusenchemiset ergänzt, bald nur imitirt durch das Arrangement auf einer glatten Untertaille, deren oberer Theil durch eine bortenartige Faltendraperie abgeschlossen wird.

Hr. Emma B. in Radeberg. Um die Fettflecke aus Ihrem seidenen Kleide zu entfernen, wollen Sie die Flecke mit arabischem Gummischleim umgeben, denselben trocknen lassen und dann vermittelst eines Schwammes mit Aether den Fleck auswischen, ohne jedoch den Gummistand zu übersteigen. Für die Räthsel freundlichen Dank.

Herrn Dr. E. H. in N. Ihr Manuscript ist zu Ihrer Verfügung; wüßten wir Ihre genaue Adresse, so würden wir dasselbe schon an Sie abgesendet haben.

Hr. Henz. D. in Berlin. Ihr werthes Schreiben hat uns sehr erfreut. Zum Jahreswechsel die herzlichsten Glückwünsche.

Intelligenzblatt zur Aoden-Beitung.

Die Königl. Sächs. Landes-Lotterie gegenwärtig die 71.

Ziehungen:	I. Classe 14. Januar 1867.	II. Classe 11. Februar 1867.	III. Classe 11. März 1867.	IV. Classe 8. April 1867.	V. Classe 6. Mai — 22. Mai 1867.
Hauptgewinne	10000	12000	15000	20000	150000 50000
Thlr.	5000	6000	8000	10000	100000 40000
	2000	3000	4000	5000	80000 30000

Loose hierzu:

Original-Voll-Loose gültig für alle fünf vorbemernte Ziehungen: Ganze à 51 Thlr.; Halbe à 25½ Thlr.; Viertel à 12¼ Thlr.; Achtel 6 Thlr. 12½ Ngr.

Classen-Loose gültig nur für die Ziehung I. Classe am 14. Januar 1867. Ganze à 10 Thlr. 6 Ngr.; Halbe à 5 Thlr. 3 Ngr.; Viertel à 2 Thlr. 16½ Ngr.; Achtel à 1 Thlr. 8½ Ngr.

sind gegen die vorbemernten Beträge von dem Unterzeichneten zu beziehen und hält sich derselbe unter Zusicherung alles dessen, wie es hierbei etwa gern beliebt wird, bestens empfohlen.

Im Gewinnfalle eines Voll-Looses in einer der ersten 4 Ziehungen werden auf die späteren, bei denen es dann ausgeschlossen bleibt, 10 Thlr. pr. ½ Loos und pr. Ziehung ohne jeden Abzug bei Erhebung des Gewinn-Betrages gleichzeitig wieder zurückvergütet.

Im Nichtgewinnfalle eines Classen-Looses ist solches alsdann von Ziehung zu Ziehung zur Wahrung der Anrechte an die nächstfolgenden Ziehungen mit dem gleichen Betrage, wie vorstehend bei Classen-Loosen angegebeu, zu erneuern.

Für Auswärtige übernehme ich bei Classen-Loosen den Verlag des Erneuerungsbetrags spesenfrei bis zu einer bestimmten Zeit, welche ich in der Rückanwort angebe, wenn dem Auftrage etwas mehr als der Betrag der I. Ziehung beigefügt ist.

Leipzig, im December 1866.

August Kind, Hôtel de Saxe.

Die Königl. Sächs. 71. Landes-Lotterie hat folgende Hauptgewinne:

- Am 14. Januar 1867: 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. 1c.
- 11. Februar 1867: 12,000, 6000, 3000, 2 à 1000 Thlr. 1c.
- 11. März 1867: 15,000, 8000, 4000, 2000, 2 à 1000 Thlr. 1c.
- 8. April 1867: 20,000, 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. 1c.
- 6. Mai bis 22. Mai 1867: 150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000, 20,000, 2 à 10,000, 15 à 5000, 30 à 2000, 300 à 1000 Thlr. 1c.

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25½ Thlr., Viertel à 12¼ Thlr., Achtel à 6¼ Thlr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlrn. pr. ½, 10 Thlrn. pr. ¼, 5 Thlrn. pr. ½, 2½ Thlrn. pr. ¼, creditire den Einzahlrest bis zu einer zu nennenden Frist, wohingegen ich bei Volleinzahlung der Einzahlungsbeträge Vollloose, die für fünf Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Dauber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständigstes Wörterbuch der deutschen Sprache,

wie sie in der allgemeinen Literatur, der Poesie, den Wissenschaften, Künsten, Gewerben, dem Handelsverkehre, Staats- und Gerichtsweisen 1c. gebräuchlich ist.

Bearbeitet und herausgegeben von

Dr. Wilhelm Hoffmann.

Complet in 64 Heften à 5 Bogen. Lex.-8. à 7½ Ngr.

Das vorstehende Werk ist jetzt das einzige practische, größere und vollendete, aus den deutschen Schriftstellern selbst geschöpfte Wörterbuch der deutschen Sprache, ein treuer Führer für Jeden, der unsern überreichen Sprachschätze sich lebendig bewußt zu werden strebt, der zuverlässigste Rathgeber beim Lesen und Schreiben und kann dasselbe, zur Erleichterung der Anschaffung, in Heften oder Bänden in beliebigen Terminen bezogen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Ueber Clavierunterricht.

Wie allgemein bekannt, verursachen die ersten Anfangsgründe im Clavierpiel sowohl dem Lehrer beim Unterrichten als dem Schüler beim Unterrichten die größten Schwierigkeiten. Diese in bedeutendem Grade zu mindern und gleich von der ersten Clavierstunde an durch einen streng stufenmäßigen Lehrgang und höchst anregende Musikstücke des Schülers Interesse für seine musikalische Ausbildung zu wecken, ist die Aufgabe, welche sich die unter dem Titel: „Clavierunterrichtsbriefe“ herausgegebene Clavierschule von A. Hennes (Leipzig, bei C. A. Händel, Curfus I à 1 Thlr., Curfus II, III, IV und V à 1½ Thlr.) gestellt und nach dem Urtheile zahlreicher pädagogischer Zeitschriften und mehr als 150 Aussprüchen von Kunst-Autoritäten und Lehrern (Abdruck im Prospect) auch gelöst hat. Damit jedoch Jeder selbst prüfen kann, ob der von so vielen Lehrern gegebene Ausspruch, daß durch diese neue, geistesbildende und durchaus praktische Lehrmethode alles von den bisherigen Clavierschulen Geleistete übertroffen wird, richtig ist, wird ausnahmsweise der erste Curfus (enthaltend 50 melodische Tonstücke auf 152 Druckseiten mit Text) nebst Prospect mit 150 Beurtheilungen, so weit der Vorrath der zweiten Auflage reicht, gegen Postnachnahme von 15 Sgr. (anstatt des Ladenpreises von 1 Thlr.) von der Expedition der Clavierunterrichtsbriefe in Wiesbaden als Probe versandt und Jedem die Rücksendung gegen denselben Postvorschuß 14 Tage lang freigestellt. Zu einer solchen Bestellung genügt die frankirte Uebersendung einer Adresskarte unter Kreuzband oder eines beliebigen Zeitungsblattes, wenn der Papierstreifen des Kreuzbandes die Bemerkung enthält: Absender. in.

Die

Fortepiano-Fabrik

von

C. A. F. Haupt

in

Leipzig

Weststraße 20

empfehlte Piano's in schöner Auswahl mit brillantem Ton, angenehmem Spiel und elegantem, nobelm Bau. Desgleichen Flügel (System Erard) zu billigen Preisen.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesetzlich garantirt. Adresse: A. Z. 70, poste restante Zangerhausen.

